Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Nord und Süd, Zeitschriften-Verlag G. m. b. H. Berlin W. 30 / Traunsteinerstr. 3

35. Jahrgang. Bd. 137. ~~Heft 432.~~ Zweites Juniheft 1911

Inhalt des 137. Bandes: April / Mai / Juni 1911

Politik, Geschichte und Volkswirtschaft:

Wissenschaft und Reisebeschreibungen:

Romane, Novellen und Skizzen:

Gedichte:

Literatur und Theater:

Bildende Kunst:

Verschiedenes:

Musikbeigaben:

Kunstbeigaben:

NORD UND SÜD

Bildnis des Kommerzienrats
Ludwig Leichner
(Zu seinem 75. Geburtstag)

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Nord und Süd, Zeitschriften-Verlag G. m. b. H.
Berlin W. 30/Traunsteinerstr. 3

35. Jahrgang. Bd. 137. Heft 427. Erstes Aprilheft 1911

Ein Dankbrief des Prinzregenten Luitpold von Bayern an „Nord und Süd“

Von unserem Spezialheft München, von dem die „Münchener Neuesten Nachrichten“ sagten, daß es die bayerische Hauptstadt überaus ehre (im Vorabendblatt vom 24. Februar), haben wir 1 Exemplar auch an den Prinzregenten Luitpold von Bayern gesandt. Wir erhielten darauf von der Geheimkanzlei des Prinzregenten folgenden Dankbrief:

„Seine Königliche Hoheit der Prinz-Regent haben das Allerhöchstdemselben unterbreitete Heft „München“ Ihrer Zeitschrift „Nord und Süd“ mit Interesse entgegengenommen und lassen für die bekundete Aufmerksamkeit bestens danken.

gez.: v. Wiedemann, Generaladjutant.“

Richard Graf Dr. Moulin Eckart

(Ordentl. Professor der Geschichte an der technischen Hochschule zu München):

Die Entwicklung des deutschen Gedankens und des Fürstenideals im bayrischen Fürstenhause

Eine akademische Festrede*)

Die Feier, die uns heute hier vereint, ist nur ein Akkord in der allgemeinen Begeisterung, die weit über Deutschlands Grenzen hinaus Blicke und Herzen dem edlen Fürsten zuwendet, dem es vergönnt ist, die Schwelle des letzten Jahrzehnts eines Jahrhunderts zu überschreiten, mit festem sicherem Tritt, trotz der Last der Jahre, mit hellem sicherem Blick, der nicht müde geworden trotz des wahrhaft biblischen Alters und der ruhig und dankbar, voll edler Befriedigung zurückschweifen kann auf diese einzigartige Periode, in welcher er geworden: mit der Zeit für diese Zeit, mit unsern Altervätern und Vätern für uns!

Und aus dem Gefühl der Ergriffenheit löst sich unwillkürlich der Dank für dieses Werden und die Freude an der Persönlichkeit, die, in sich geschlossen, mit all ihrer Güte und Schlichtheit, mit allen ihren Werten heute uns vor Augen steht.

Bei dieser Schau geht dem Historiker das Herz auf. Er braucht die uns in so traute Nähe gerückte Gestalt nicht erst in seine Zeit einzustellen und einzugliedern. Das hat Prinzregent Luitpold selbst getan, — nicht mit dem Stürmen und Drängen unruhigen unrechterfüllten Ehrgeizes, sondern mit dem sicheren und edlen Drange lautersten Pflichtgefühls, dem sich alle seine Eigentaten in schlichter und bestimmter Weise unterordnen. Aber gerade dadurch gewinnt er erhöhte, rein menschliche und auch historische Bedeutung.

Aus dem verworrenen wirrsalreichen Ringen unserer Zeit, wo alte Gegensätze mit stürmischer Gewalt wiederum erstarken, wo sich ihnen

*) Gehalten bei der Prinzregentenfeier in der Aula der k. technischen Hochschule zu München am 11. März 1911.

neue gesellen und in toller Wechselwirkung den Schauenden mit Bangen erfüllen, treten uns zwei Momente entgegen, auf die der Bangende mit stillem Hoffen und Sehnen blickt, das ist das nationale Empfinden und das Fürstentum. Beide sind ja in ihrer heutigen Erscheinung das Produkt der neuen Zeit und beide hat das politische Genie des neunzehnten Jahrhunderts gerade im rechten Augenblicke, da die falschen Ideale eines mißverstandenen Weltbürgertums (und eines irregeführten Sozialismus) einen schon wieder im Abflauen begriffenen Ansturm gegen sie machten, in ungemeiner einzigartiger Weise gestärkt, indem er dem deutschen Volke aus seinem innersten Wesen heraus die volle Liebe und Treue für Monarchie und Vaterland eingeflößt hat, ohne die selbst es sein gewaltiges Werk nicht hätte vollenden können. Bismarck schuf damit nur neue Verhältnisse für alte Kräfte, deren schicksalsvolle Bedeutung er richtig erkannte, die zu voller Entfaltung zu bringen ihm die Zukunft unseres Volkstums gebot. Wieviel und wie Heftiges ist gegen den deutschen Partikularismus, gegen die Sondereigenschaften der deutschen Stämme nicht schon gesagt worden! Und doch haben sie in großen und entscheidenden Wendungen das deutsche Volk gerettet. An ihnen zerbrachen die Zähne und Räder der großen Nivelliermaschine, die um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts von Frankreich aus über Europa dahinging. Man hat wohl mit Recht gesagt, daß dieses heilige römische Reich, das dabei zusammenkrachte, innerlich morsch gewesen sei, daß es wert war, zugrunde zu gehen. Und doch muß man zugestehen, daß in diesem Deutschland des achtzehnten Jahrhunderts sich ein Fürstentum herausgebildet hatte, das neben dem preußischen Staat sich tüchtig und stark entwickelte und aus sich heraus das vorbereitete, was dann die große französische Revolution durch die furchtbarsten Umwälzungen durchgeführt hat, die Schaffung des modernen Staates. Diese Fürsten hatten gelernt, ihren Blick abzuwenden von dem französischen Königtum, dessen Glanz sie früher geblendet, und waren auf dem rechten Wege, zu einer neuen Organisation ihrer Staaten. Das war nicht mehr der unaufgeklärte Despotismus, der damals alle Kräfte zu wecken suchte und durch rege Tätigkeit im kleinen und kleinsten Kreise eine ungemeine Wirkung erzielte. So kann heute kein Zweifel mehr darüber walten, daß Deutschland auf diesem Wege auch ohne Revolution und Fremdherrschaft zu großen nationalen Zielen gelangt wäre.

Die Gewalt birgt ja stets ein abgekürztes Verfahren in sich. Aber

sie zerstört auch Kräfte, die für sich im stillen schaffend doch dem Ganzen zugute gekommen wären. Gleicht ja das deutsche Volk seinem Wald, der nicht nur durch die gewaltigen Stürme, sondern vor allem auch durch das Unterholz seinen vollen Reiz gewinnt. Freilich Bayern hatte von dieser Fürstenbewegung fast nichts zu spüren. Kurfürst Carl Theodor wandte sich nicht diesen neuen Idealen zu. Und da sein Nachfolger in Bayern einzog, da waren sie bereits verweht von dem scharfen Luftzug, der aus Westen kam. Und mit ihnen auch die zarten, aber doch starken nationalen Keime, die indessen keineswegs verloren waren. Unter der warmen Decke des geistigen Lebens fanden sie rettenden Schutz und blühten im stillen weiter. Und man beurteilt die Rheinbundzeit völlig falsch, wenn man glaubt, im deutschen Süden sei wegen des überwuchernden französischen Einflusses das nationale Leben völlig erstarrt. Denn die Stärke des nationalen Empfindens erkennt man nicht so sehr an dem starken äußeren Widerhall, den es weckt, sondern in der Wirkung, in den Früchten wirtschaftlicher und geistiger Arbeit. Und diese hat auch in der Epoche, die unter dem blutroten Stern Napoleons stand, nicht gerastet und nicht geruht. Gerade Bayern bewies damals, wo jeder Tag eine neue Gefahr und zugleich einen neuen Vorteil brachte, seine ungemein zähe Lebens- und nicht minder große Assimilierungskraft. Die Zeit des Sturzes und der Wiederaufrichtung des preußischen Staates sah Bayern zum modernen Staate werden. Und auch die Königskrone, von fremder Hand gereicht, ward sofort mit Edelsteinen geziert, die aus dem Schacht des eigensten Volkstums gewonnen waren. So hat nur die französische Politik Geltung gehabt, nicht das gallische Wesen, das an der kernigen Kraft des Volkes völlig abgeglitten ist. Wenn daher die Rheinbundzeit auf Fühlen und Denken eingewirkt hat, so war es nur in der völlig entgegengesetzten Weise, daß der Bayer sich auf sein Deutschtum besinnen lernte, wie die anderen Stämme auch. Und sofort begann die Wechselwirkung zwischen diesem erwachenden und erstarkenden Patriotismus und dem königlichen Haus. Den König selbst freilich banden die Verträge, band die Dankbarkeit. Aber in seinem ältesten Sohne regte sich stärker, klarer als bei jedem anderen Fürsten der deutsche Gedanke. Und wie er der Krone entgegenreifte über den Rheinbund hinweg, so erfüllte ihn jener mit fast übermächtiger Gewalt, der ihn alle politische und diplomatische Rücksicht vergessen ließ. Er gewann aus allem Nahrung. Aus Deutschlands politischer Ohnmacht wie aus der Gunst des Protektors. Und selbst als dieser ihm

seinen Siegerdegen von Austerlitz darbot mit den Worten: „Tragen Sie ihn zur Verteidigung Ihrer Rechte", nahm er ihn mit derselben Gesinnung, die ihn in Straßburg sprechen hieß: „Das sollte mir die schönste Siegesfeier sein, wenn diese Stadt, in der ich geboren bin, wieder eine deutsche Stadt sein sollte." Nicht minder stark war auch die ästhetische Einwirkung auf den Prinzen. Denn bei all den klassischen Neigungen behielt doch das Germanische in seinen Ideen das Uebergewicht, und so hat er an den Stätten des Altertums wie Goethe nur sein deutsches Empfinden gestärkt. Der Anblick der vergangenen Größe Roms weckte in ihm den ganzen Gram um das bedrängte Vaterland und bei den rauschenden Wasserfällen Tivolis gedenkt er Armins und der Schlacht im Teutoburger Walde. Des Helden Name weckt ihm Freude und Scham zugleich, da er denken muß, „was Deutschland ist, und was es gewesen". Und so hat er mit der deutschen Jugend den Geist, der die Freiheitskriege durchweht, über Throne und Diplomaten hinweg mit heiliger Begeisterung begriffen und erfaßt mit einem grenzenlosen Idealismus, der freilich wenig verstanden worden ist. Nichts bezeichnender als das Wort eines französischen Gesandten, der meint: „Ludwigs Haß gegen Napoleon habe sich verallgemeinert und sich schließlich in Eifersucht gegen Frankreich selbst gewendet. Ueberdies habe auch ihn jene Deutschtumsmanie erfaßt, die sich (in Deutschland) einer sehr großen Zahl von Köpfen bemächtigt habe, da man glaubte, man könne durch den bloßen Willen den nationalen Enthusiasmus so hoch spannen wie jenen, der Jahrhunderte vollen Ruhmes jeglicher Art dem französischen Volke eingehaucht. Ein seltsamer Irrtum, der seine Quelle nicht minder in der Eifersucht wie in der Wirkung eines unerwarteten Erfolges hat." Mit leisem Spott deutet der Franzose auf das Beste und Edelste hin, was Deutschland in jener Zeit geboren und was Napoleon längst schon gefürchtet und haßerfüllt mit dem Worte „Idealogie" gebrandmarkt hatte. Aber Prinz Ludwig war kein Träumer, und er wußte, was er wollte. Von Chalons sur Marne aus hat er dem Kaiser Franz geschrieben, man müsse den Franzosen den Frieden in Paris diktieren. Und niemals, so meinte er, hätte ein Fürst Größeres vollbracht als der Kaiser, wenn es ihm gelingen würde, Elsaß-Lothringen von Frankreich abzutrennen. „Ich beschwöre Eure Majestät, dafür zu sorgen, daß wenigstens die deutschen Teile des Elsaß und das Departement der Vogesen unter deutsche Herrschaft zurückkehren. Es wäre ein schweres Unglück, wenn dies nicht geschähe und wenn unsere

Grenzen auch fürder den französischen Einfällen offen stünden. (Einfällen, denen man auch nicht durch Niederlegung ihrer Festungen vorbeugen könnte.) Wer glaubt, die Zuneigung der Franzosen durch Großmut zu gewinnen, der irrt sich. Dieses Volk war, ist und wird der Feind Deutschlands sein, welche Dynastie es auch sein mag, die es beherrscht." Das sind wahrhaft Bismarckische Worte. Und die hat derselbe Prinz gesprochen, der mit achtzehn Jahren einmal gesagt, man müsse nach Bonaparte auf den Ruhm der Waffen verzichten. Und um ein großer Fürst zu werden, sei das Land Bayern ein viel zu kleiner Spielraum, so daß nichts übrig bleibt, als der Mäcen von Europa zu werden.

Die Not und Begeisterung haben ihm den Degen in die Faust gedrückt. Und der im Kampfe Reifende hat erkannt, daß sich beides, politisches Wirken und Mäcenatentum, nicht bloß vereinigen lasse, sondern vereinigt werden müsse, um das Walten eines Fürsten wahrhaft segensreich zu gestalten. Und so gab ihm die Zeit selbst das Fürstenideal ein, dem er zustrebte. Der Mann, der den Thron bestieg, hatte gelernt, den Blick auf die Gesamtheit der deutschen Dinge zu richten. Sein Land war ihm nicht zu klein, für diese große Sache in seiner Weise zu wirken, wenn er sich auch ein eigenartiges Bild von dem Deutschland der Zukunft schuf. Und auch seine Anschauung von Art und Wesen des Königtums ward eine andere im Laufe jener Jahre, die für Deutschland eine Zeit grenzenloser Enttäuschung wurden. Freilich ihm war die Verfassung immer heilig. Schon als Kronprinz hatte er bei diesem Palladium treue Wacht gehalten und an ihr nicht rütteln lassen. Aber die Idee der heiligen Allianz hielt auch den klarsten Sinn befangen. Undeutsch und ungesund, wie sie war, stellte sie sich als böse verleumderische Ratgeberin und Einbläserin zwischen Fürst und Volk und brachte versunkene Anschauungen des achtzehnten Jahrhunderts wieder zur Geltung. Die nationale Idee trat zurück vor dem Ringen um die bürgerliche Freiheit, um das „alte gute Recht", von dem begeistert der Schwabe Uhland sang. In Bayern freilich rettete sie sich wiederum auf das ästhetische Gebiet. Und hier gab ihr der König selbst die schönsten Anregungen. Auch sein deutsches Fühlen fand in dieser künstlerischen Form Befriedigung. Er ward nicht der Mäcen Europas, aber, was viel mehr besagen wollte, der Mäcen Deutschlands. Er brachte im Sinne der alten Sage das goldene Vlies in des Land der Barbaren und hegte den Gedanken, daß der Weg zu Deutschlands Größe durch den heiligen Hain der Schönheit führe. Und doch, als im Jahre 1840 von Paris her

der Ruf aufs neue nach der Rheingrenze erscholl, da wurden auch in ihm die alten Erinnerungen an die Freiheitskriege wach und wie sich damals Prinz Wilhelm von Preußen das Beckersche Rheinlied: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein," eigenhändig abschrieb, so war Ludwig freudig bereit zu energischer Wacht am Rhein. Der Kriegslärm verhallte, die drohende Wolke, die im Westen aufgestiegen war, verflüchtigte sich, aber die deutsche Erregung blieb. Sie konnte, sie durfte nicht mehr zur Ruhe kommen. Sie war doch entsprungen aus dem unmittelbaren deutschen Empfinden, das zugleich nach persönlicher Freiheit und nach des Vaterlandes Größe drängte. Es war im gewissen Sinne auch ein Kampf gegen die Fremdherrschaft, wenn auch nicht mehr die französischen Adler drohten. Aber der Einfluß der Mächte auf unsere Fürsten wie auch unsere innere und äußere Politik war für das Volk unerträglich, das sich der unerhörten Anstrengungen wie der unerhörten Erfolge der Befreiungskriege bewußt blieb. Und so sammelte sich die überschüssige Kraft, genährt und getrieben von der heißen nationalen Sehnsucht. Das Volk rief nach einem neuen Fürstenideal, das es auf den Schild heben, mit Krone und Schwert schmücken und den Völkern zeigen wollte als den „Kaiser in Freiheit und Recht". Da trat der Zwiespalt ein zwischen diesem großen Wollen und den geschaffenen Verhältnissen. Und jetzt ist wahr geworden, was jener französische Diplomat von der Deutschtumsmanie (des damaligen Kronprinzen von Bayern) gesagt: „Sie glauben, man könnte durch den bloßen Willen den nationalen Enthusiasmus so hoch spannen wie jenen, den Jahrhunderte voll Ruhmes jeder Art dem französischen Volke eingehaucht hatten." Gewiß, der Geist war groß und gut, und die Reichsverfassung, die jene dort in Frankfurt schufen, ein edles Werk. Aber ein Kunstwerk, ein Sinnbild ohne Leben, das ihm erst Bismarck mit ein paar starken Atemzügen eingeblasen hat. Man schuf ein Reich in Gedanken, ein Astralgebilde, dem alle Wesenheit fehlte, das im vollen Gegensatze stand zu der Macht des Realen, zu der realen Macht. Und so mußten sich die Schöpfer besinnen, daß sie noch zu Hause einen Fürsten hatten, dem sie in Treuen verbunden, und den sie nicht einfach beiseite schieben durften und auch nicht wollten. Die Sehnsucht des Volkes, seinem nationalen Fürsten stand entgegen das Fürstentum, das sich stark genug erwies, den Angriff auszuhalten. Und doch neigten sich die Fürsten. Und er fügte sich nun doch in der neuen Zeit, die mit leuchtenden Flügeln über die deutschen Lande hineinrauschte. Nur einer nicht. König Ludwig I.

Keiner der Fürsten war deutscher gewesen als er, keiner der Herrscherpflichten sich mehr bewußt als er, aber auch keiner fester in seinem Glauben an das Fürstenideal, das er wähnte, nicht mit hinüberretten zu können in die neue Epoche. So stieg er im edlen Stolze vom Thron. Heute erscheint uns der Schritt als die Folge eines ungeheuren tragischen Mißverständnisses, der noch tragischer dadurch wird, weil er nicht notwendig war. Schied doch ein echter einzigartiger Fürst, weil er sich mit der gewandelten Zeit nicht zurechtfinden wollte. Er hielt für ein Kompromiß, was doch nur ein Schritt vorwärts war in der vaterländischen Entwicklung, eine Rückkehr zum deutschen Wesen, nachdem endlich der dichte Schleier zerrissen, den die heilige Allianz über Fürst und Volk gebreitet hatte, der einer alles nivellierenden Knechtschaft gleichkam.

Sein Sohn Maximilian II. sah unbefangener den werdenden Dingen entgegen, die doch einem bestimmten Ziele zudrängten. In seinen „Königsgedanken“ unterschied er sich nicht vom Vater. Er war sich seines Amtes und seiner Pflichten voll bewußt. Aber rasch wandelte sich die Zeit. Und sie war jetzt voll beherrscht von dem Drucke des alten Dualismus, der in dem Gegensatze des preußischen und österreichischen Staates auf ganz Deutschland hereinwuchtete. Ein überkluger Minister hat wohl gemeint, daß dieser Zustand für Bayern der günstigste sei; denn dadurch sei es berufen, das Zünglein an der Wage Deutschlands zu bilden. Aber das ist kein auf die Dauer befriedigendes Tun für ein Wesen mit Fleisch und Blut, das ein schlagend Herz im Leibe trägt. Auch der König sah sich nach einem Ausweg um, und er wähnte in der Triasidee den Retter aus dem deutschen Wirrsal zu finden. Er diente auch in ihr und mit ihr dem deutschen Gedanken, und wenn auch auf besondere Weise, so doch immer mit redlichem, deutschen Gemüt. Hat er doch das tiefste Verständnis in sich getragen für den weiten Umfang des deutschen Volkstums. Für ihn gab es keine Main- und keine Salzachlinie. Er fühlte die Zusammengehörigkeit der deutschen Stämme wie ein unangreifbares ungeschriebenes Gesetz. Der am meisten historisch empfindende König, der den Patriarchen der deutschen Geschichtsschreibung, der Leopold von Ranke sich zum Berater und Freund erkoren, fühlte deutsch nicht bloß im politischen, sondern im rein menschlichen Sinne. Das half ihm innerlich hinweg über den klaffenden Zwiespalt, und wie ein Sämann hat er für sein deutsches Volk das Kornfeld der Geschichte bestellt. Die Saat ist aufgegangen zur rechten Zeit. Aber gegen die äußere Not des Königs, der seine Linke dem Preußenkönig

gereicht und seine Rechte dem Kaiser von Oesterreich, half ihm der Erlöser Tod. Und sein Königsgedanke starb mit ihm. Dem Sohne aber war es vergönnt, die Hoffnungen seines Vaters zu erfüllen, die deutsche Frage lösen zu helfen. Welch' lichte Erscheinung leuchtete da vom Thron hernieder. In dem jungen Haupte hatte sich ein Königsideal ausgebildet, so schön, so groß, als wäre in ihm die Seele des Kaisers Otto III. eingefahren. Was das deutsche Mittelalter an Größe und Schöne geboren, in dem weitgezogenen Kreise seines Königsgedankens fand es Raum. Doch aus dieser Welt, die ihm das deutsche Wesen in leuchtender Verklärung zeigte, weckte ihn mit dem lauten Schall der kriegerischen Hörner die deutsche Frage. Und er übte als schönste Königstugend echte deutsche Treue. Sein Schicksal war es, die deutsche Kaiserkrone jenem aufs Haupt zu setzen, der still und stetig vorwärtsgeschritten war auf dem Weg des Ruhms zu Macht und Größe, dessen Roß sein großer Kanzler und getreuer Seneschall am Zügel führte. So kam der Augenblick von überwältigender Größe, der allem deutschen Schein ein Ziel setzte. Und gerade der Fürst hat ihn herbeiführen helfen, dessen Phantasie am weitesten geschweift im Reich des Wollens und des Hoffens. Das verleiht seiner Tat das edelste und schönste Gepräge. Er gab dem deutschen Gedanken alles und sich selbst. Er gab dem deutschen Wunsche seines Großvaters die Erfüllung, er überwand den Zwiespalt, der an dem Herzen seines Vaters gezehrt, und er schuf das, was im Leben des einzelnen wie der Staaten das Notwendigste ist — volle Klarheit der Situation! Eine sichere Stellung! Eine volle Geltung!

Und sofort begann sich die Wirkung zu zeigen in der Konzentrierung der politischen, in der raschen Entwicklung der wirtschaftlichen Kräfte. Der Einbau Bayerns in das Reich vollzog sich sicher und, da es sich um einen rein natürlichen Vorgang handelte, in der leichtesten und glücklichsten Weise. Es ergab sich ein neues Staatsideal, das doch unendlich schöner und feiner als jenes frühere gewesen. Wie weit steht es über dem wankenden und schwankenden Herzogtum eines Tassilo, dem die innere Lebenskraft ebenso fehlte wie die äußere Existenzfähigkeit. Was zwei Menschenalter bayerischen Königtums an inneren Werten geschaffen, das ward nun berufen, mitzuarbeiten in reger Gemeinsamkeit mit den übrigen Kräften des Reichs. Ein glückliches Werden, das nur getrübt ward durch das Verhängnis, das über den eigentlichen Träger desselben herabsank. Und wie friedlich Nietzsche sich von dem Kunstwerk von Bayreuth und seinem Schöpfer, die doch sein Ausgangs-

punkt waren, in Wehen und Leiden abgewendet, so verscheuchte der unglückliche König das Ideal seiner Jugend mit jener umtrübten Erinnerung an das stolze, trübe, prunkende Herrschertum des „Roisoleit".

Aber nun kam Prinz Luitpold. Und er zog das volle Fazit des Jahrhunderts. — Als dem Kronprinzen Ludwig dort in dem Schlosse zu Würzburg (dem köstlichen Werke Balthasar Neumanns) dieser Sohn geboren wurde, da gab er ihm den Namen, der fast ein Jahrtausend in dem Hause geruht hatte, den Namen jenes streitbaren Helden, der als der Stammvater der Wittelsbacher mit gutem Rechte gilt. Der fand bei der tapferen Abwehr der Magyaren mit der Blüte seines Stammes einen blutigen Reitertod. Aber aus dem Dunkel der furchtbaren Bedrängnis jener düstern Tage leuchtet sein Heldentum mächtig hervor. Es war Ludwigs Art, der Namengebung symbolische Deutung zu verleihen. Und in der Tat, es ist ein schöner Gedanke, den greisen Friedensfürsten neben den Ahnherrn zu stellen. Sie sind (im edelsten Sinne des Wortes) einander wert. Aber wenn dieser sein Dasein in tapfrer Grenzwehr gegen den Feind verbrachte, so hat Prinz Luitpold selbst die Schleusen aufziehen helfen, durch die sich der entfesselte nationale Strom über die deutschen Lande ergoß. Und er hat seinen guten Schlag dazu getan, den ehernen Ring zu schmieden, der die deutschen Staaten für immer zusammenschloß. Das sind große, historische Werte. Er spricht in Versailles im Namen seines Königs das entscheidende Wort, das den 18. Januar möglich gemacht hat. Und als Regent vollendet er das damals begonnene Werk, in der realsten und auch in der idealsten Weise. Das ist der Zauber der Einung, daß jetzt alle Kräfte der einzelnen Staaten in der Gemeinsamkeit des Schaffens nicht nur zur Geltung kommen, sondern auch unentbehrlich sind. Was in Bayern Großes und Bedeutendes geschehen, das kommt auch dem Reich in unmittelbarer Weise zugute. Weit über die Versailler Verträge hinweg erhebt sich die tatsächliche Stellung und der moralische Einfluß des bayrischen Staates im deutschen Land. Und dazu kommt die Rückwirkung der Machtstellung des Reiches auf Bayern selbst, das dafür ein starker Räsonanzboden geworden ist. Die wirtschaftlichen Kräfte haben einen unerhörten Aufschwung genommen, der ohne diese Wechselwirkung kaum je möglich gewesen wäre. Aus dieser Welt äußerer Erscheinungen aber ist auch eine Fülle idealer Werte entsprungen, für die unser Regent das gleiche gütige und freudige Verständnis hat wie für jene. Er hat bei den mit tiefer, kaum äußerlich sichtbarer, aber um so bestimmterer

Handbewegung das Rinnsal gewiesen, in welcher sie nun sicher und ungehemmt weiter strömen. Und aus diesem Wirken heraus erwächst von selbst jene neue, und doch so alte Erkenntnis und Liebe für die deutsche Idee, der er in getreuer Tatkraft gedient hat all sein Leben lang. Denn er hat das ganze deutsche Werden gesehen und miterlebt. Er sah die Traditionen des Rheinbundes in ein Schemen sich lösen, er sah des Vaters deutsches Fühlen mit und er hat es gewissermaßen weitergelebt. Welch schöne Reihe von Bildern und Taten: beim Siegeseinzug Napoleons in Berlin faßt der Vater den Gedanken an seine Walhalla, der Sohn stellt in der hehren Halle die Büsten Kaiser Wilhelms und seiner beiden großen Helfer auf. Der Vater erbaut das Siegestor in München, der Sohn zieht mit den siegreichen Truppen durch dasselbe ein und wird als Greis der Mithüter des Deutschen Reiches. Aber indem er nun in edlen Treuen die Pflichten übt gegen das weitere und das engere Vaterland, ersteht aus diesem Walten ganz von selbst und ohne jede Spur theoretischer Bemühungen, lauter und rein ein durchaus neues Fürstenbild, wie es dem Geist der Zeit, der trotz aller Irrungen und Verirrungen, das Echte und das Wahre mit ganzem Herzen, mit ganzem Gemüte und aus allen seinen Kräften tritt und erstrebte, in edelster Weise entspricht: das die volle Wirkung aus sich heraus übte, getragen und geführt von höchstem Pflichtgefühl und reichster Güte. In unserer Zeit, wo so viel die Rede von den Rechten, wo das Sichausleben das A und O der landläufigen Weltanschauung, gibt dieser greise Fürst das leuchtende Beispiel rastloser Arbeit und gießt durch die beiden Genien des Zeitalters und seines Lebens, Pflicht und Arbeit, jenen Tropfen demokratischn Oeles in den Chrysem, mit dem man den modernen Fürsten salbt. Und so hat er in sich selbst dem Gedanken der Monarchie einen neuen Charakter gegeben. Aber er verleiht ihm auch jenen Schimmer echter Ritterlichkeit, die von deutschem Wesen unzertrennbar ist. Er ist der erste Kavalier seines Volkes, dem er in Güte und Treue so nahe steht, und das sich ihm in freudiger Huldigung neigt. Sein Vater hat ihn sichern Blickes und tiefer Ahnung voll zum Herrscher erzogen, die Epoche langer Lehrjahre hat ihn dazu gereift, ein hohes Schicksal hat ihn dazu berufen, sein innerster Wert gab ihm die Kraft, es in voller Eigenart zu sein. So hat er sich selbst, wie ich sagte, in die Zeit eingestellt, und die nationale Idee wie das Fürstentum haben durch Tat und Werk des greisen Regenten ein neues und vollwertiges Gepräge erhalten. Er ist geworden durch die Zeit und für die Zeit. Und

doch, er ist uns allen, die den großen Tag feiern dürfen, noch viel mehr. Unser Blick schaut sein Wesen und sein Walten, begleitet ihn auf seinen Wegen zu den Künstlern und nach Wald und Höhe, den edlen welt- und waidgerechten Herrn!

Die Sage zeigt uns den greisen Kaiser Karl, wie er nächtens am Rhein wandelt und seine Seelen segnet; ein künftiges Geschlecht wird den Prinzen Luitpold dort drüben auf den Höhen seiner Berge schauen, wo er sein Bayern segnet und ihm das reinste Glück wünscht, das ihm das waltende Schicksal zuzumessen vermag. Er hat ihm solches Glück selbst gegeben in seiner trauten gütigen Persönlichkeit. So walte denn die ἀγαθὴ τύχη über seinem ehrwürdigen Haupte und verschöne ihm jede Stunde seines reichen, ihn und sein Wesen und Walten verklärenden Alters!

NORD UND SÜD

Constable:
Landschaft

Lebensschule und Schulleben

Weitere Antworten auf unsre Rundfrage.

Andrew Carnegie.

Ich bat einen Bankier in der City, mir ein paar Namen von Präsidenten, Vizepräsidenten und Kassierern zu geben, die als Laufjungen oder Gehilfen begonnen hatten. Er sandte mir 36 solcher Namen und schrieb mir, er würde den folgenden Tag mehr senden. Dagegen fand sich keiner mit höherer Schulbildung unter ihnen. Ich habe nachgeforscht und nach allen Richtungen hin gesucht, konnte aber den höher Gebildeten nur selten in leitenden geschäftlichen Stellungen ausfindig machen; oft jedoch bekleidete er Vertrauensstellungen bei Finanzinstituten. — Das ist alles nicht gerade überraschend. Die Preisgewinner in den höheren Schulen brauchen viel zu viel Zeit. Sie fangen ihren Kursus in den besten Knaben- und Jünglingsjahren an, d. h. in der zum Lernen wertvollsten Zeit vom 14. bis zum 20. Jahre. Während der Student etwas über die entlegene Vergangenheit, die noch dazu ganz wertlos ist, lernt oder sich mit toten Sprachen abmüht — alles Dinge, deren Kenntnis für einen andern Planeten als den unsrigen berechnet scheint, wenigstens soweit geschäftliche Dinge in Frage kommen — ist der zukünftige Befehlshaber auf dem Felde der Industrie eifrigst mit Studien des praktischen Lebens beschäftigt, ganz dazu geeignet, die für zukünftige Triumphe nötigen Kenntnisse zu sammeln; allein das gänzliche Fehlen der Studierten in jeder leitenden Stellung der Geschäftswelt scheint den Schluß zu rechtfertigen, daß höhere Bildung für jeden größeren Geschäftserfolg geradezu verhängnisvoll ist..

Man hat zwar Beispiele dafür, daß mit höherer Bildung ausgestattete Söhne von Geschäftsleuten, welche sich dem Geschäftsleben widmeten, mit Erfolg ein schon bestehendes Geschäft leiten; dennoch ist die Zahl solcher verhältnismäßig gering...

Immerhin sind während der letzten Jahre polytechnische und wissenschaftliche Schulen oder auch Studienkurse für junge Leute er-

öffnet worden, die bereits höchst wertvolle Früchte für industrielle Betriebe gezeitigt haben .... So vorbereitete junge Leute haben einen bedeutenden Vorteil vor den gelernten Mechanikern; sie besitzen seinen offenen Blick und sind ohne Vorurteil. Die wissenschaftliche Schulung des Geistes und der Trieb nach Wahrheit macht sie für neue Ideen empfänglich. Groß und unschätzbar, wie der arbeitende Mechaniker war, wie er ist und wie er bleiben wird, war er doch stets zu engen Geschäftsanschauungen geneigt, denn im allgemeinen kommt er erst in vorgeschrittenen Jahren zur Macht. Ganz anders ist es mit dem wissenschaftlich gebildeten Jüngling; er hat keinerlei Vorurteile und versucht jede neue Erfindung und jede neue Methode, ganz gleichgültig, wer ihr Erfinder sein mag. Er eignet sich all das an, was bisher Geleistetes übertrifft und verwirft seine eigenen Einfälle und Ideen; dazu entschließt sich ein Oberwerkführer nur schwer. Deshalb darf auch der Vorteil der Bildung nicht unterschätzt werden....

Höhere Bildung gibt dem, der sie wirklich voll in sich aufnimmt, einen vornehmen Geschmack und höhere Ziele, als der Erwerb von Reichtümern; sie öffnet ihm eine Welt voll Entzücken, zu welcher dem, der nichts anderes als ein Millionär ist, der Schlüssel fehlt; darin liegt der Beweis, daß die beste geschäftliche Erziehung zugleich die Anerkennung ihres Anrechtes für eine höhere Welt ist. Wahre Erziehung kann auch außerhalb der Schulen erlangt werden; das Genie pflegt für gewöhnlich nicht in Akademien einheimisch zu sein; es gleicht einer wilden, im Walde aufwachsenden Blume, die keiner Pflege von seiten der Gesellschaft bedarf — die Durchschnittsbegabung dagegen bedarf der Universitäten."

(In „Kaufmanns Herrschgewalt", Glöckner, Leipzig. Seite 70 u. 72.)

Generaldirektor Dr.-Ing. W. v. Oechelhaeuser (Dessau):

1. Daß die Gegenwart an einer Ueberwertung der reinen Bildungsform krankt, ist für mich und viele Beobachter aus den verschiedensten Lebensstellungen längst keine Frage mehr. Und die darin liegende entschiedene Bejahung Ihrer Frage stammt gerade aus solchen Kreisen, die selbst Hochschulbildung genossen, ihr dankbar sind und deshalb auch an der Förderung der Wissenschaft auf allen Gebieten des Lebens freudigen Anteil nehmen.

Die Ueberschätzung des auf Akademien und Hochschulen erlernbaren Wissens für das schaffende Leben und den Lebenserfolg führt

jene bekannte Ueberschwemmung der Hochschulen mit zum Teil nicht genügend wissenschaftlich vorbereiteten, auch daheim nicht genügend erzogenen Elementen herbei, die dann mit Wissensdünkel und Halbbildung ins Leben zurückkehren. Sie halten das rezeptive Wissen schon für Leistungen, und da für die meisten die Weiterbildung im Staatsdienst oder in sonstigen staatlichen und kommunalen Berufen fehlt und wegen ihrer Ueberzahl auch fehlen muß, so treten sie mißvergnügt und anmaßend in das praktische Leben ein, das sie überall reformieren und meistern wollen ohne jede Erfahrung, und ohne die tatsächlichen, komplizierten Lebensverhältnisse zu kennen, aus denen sich jede Berufstätigkeit und jeder Fortschritt zusammensetzt. Diese theoretischen Uebermenschen bilden das schon so oft beklagte Bildungs-Proletariat unserer Zeit, und übertragen die Keimzellen der Unzufriedenheit in alle Teile unseres sozialen Organismus.

Daß von den Hauptfaktoren des Lebenserfolges: Talent, Charakter und Wissen — wenn wir hier vom Glück und vom Einfluß der Religion absehen wollen — gerade der letztere Faktor: das Wissen, und insbesondere das schulmäßige und akademische Wissen so überschätzt und fast immer an die erste Stelle gesetzt wird, dürfte sich u. a. wohl daraus erklären: *daß sich das Wissen durch Sprache und Schrift leicht übertragen läßt, die wichtigeren Faktoren: Talent und Charakter aber nicht.* Und da die Wissenschaft als Grundlage ihres ganzen Berufes die Formung und Ordnung der Gedanken hat und sie durch andauernde Uebung und Vervollkommnung im sprachlichen und schriftlichen Ausdruck am besten und gewandtesten beherrscht, und da sie anderseits eine Fülle übersichtlich geordneten Stoffes stets zur Verfügung hat — selbst da, wo jede Eigenerfahrung fehlt — so ist es nur zu natürlich, daß sie überall in Wort und Schrift dominierend auftritt und bewußt oder unbewußt bei jeder Gelegenheit den Eindruck hervorruft, daß sie die eigentliche Führerin jeder höheren Lebensbetätigung sei. Die bloßen Inhaber von Talent und Charakter aber, sofern sie nicht der Wissenschaft selbst angehören, formen die Resultate ihrer Lebensarbeit viel seltener in das geschriebene Wort der Literatur und Presse um. Denn ihr Beruf in Kunst und Technik, in Handel und Gewerbe führt sie zur Ausbildung ganz anderer Ausdrucksmittel und Lebensformen. Auch verschließt sich gerade das Beste, was sie anderen mitteilen und womit sie in Wort und Sprache imponieren könnten, häufig überhaupt der begrifflichen Abstraktion oder dem all-

gemeinen Interesse. Initiative, glückliche Intuitionen, schöpferische Phantasie, Talent, Energie, Takt — alle diese notwendigen Ingredienzen des praktischen Erfolges, für die das Wissen nur eine Vorstufe ist, lassen sich schwer analysieren, am allerwenigsten von dem Betreffenden selbst, während jeder wissenschaftliche Forscher seine Lebensarbeit in formklarer Sprache wiederzugeben gewohnt ist. — Ein Künstler z. B., der viel über seine Kunst schreibt, ist in den meisten Fällen nicht sehr produktiv oder schafft zu sehr nach Prinzipien und mit dem Verstande, statt mit talentvoller Intuition. Auch von industriellen und kaufmännischen Kreisen hört man dasselbe Urteil und hat — oft mit Recht — gegen viel schreibende Herren den Verdacht mangelnder praktischer Leistung — schon weil der aufreibende Konkurrenzkampf kaum Zeit zu schriftstellerischer Tätigkeit läßt. Vielleicht liegt aber die Scheu besonders tüchtiger Praktiker, publizistisch aufklärend über ihr Fach zu wirken oder wissenschaftliche Resultate daraus festzustellen, darin: daß die Fortschritte so schnell aufeinander folgen, und man täglich erfährt, wie sehr jeder einzelne Fall und Erfolg selbst innerhalb desselben Berufszweiges immer von einem ganzen Komplex einzigartiger lokaler und persönlicher Verhältnisse abhängt, so daß jede darauf basierende Abstraktion, Verallgemeinerung und wissenschaftliche Formulierung wie eine direkte Abweichung von der Wahrheit erscheint. Gleichwohl sollte auch in diesen Kreisen die ungeheure Macht des gedruckten und gesprochenen Wortes in der Oeffentlichkeit nicht unterschätzt werden, wo der streng logische Aufbau von Gedanken oft eine so faszinierende Wirkung ausübt — man denke an Marx —, daß man darüber ganz vergißt, die Voraussetzungen und das Fundament solchen Gedankenaufbaues auf ihre Wahrheit und Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit zu prüfen.

Interessant ist übrigens in dieser Richtung, daß die Freunde der Ecole polytechnique in Paris, die einen besonderen Verein bilden, für das Reformprogramm dieser alten Hochschule eine bessere Vorbildung und stärkere Betätigung der Eleven für schriftstellerische Leistungen fordern. Für Deutschland kann man erfreulicherweise schon jetzt eine viel größere Gewandtheit der jüngeren Generation mit der Feder feststellen.

Nach dieser Abschweifung sei wiederholt, daß jeder wesentliche Fortschritt und Erfolg im Leben in erster Linie von Talent und Charakter abhängt, dies wird nur zu oft in Wort und Schrift ver-

gessen, beweist aber am deutlichsten die Wissenschaft selbst. Denn unsere großen Forscher besitzen das Talent immer, und gerade bei bahnbrechenden wissenschaftlichen Arbeiten fehlt auch selten der bedeutende und zähe Charakter. Unsere großen Forscher sind überwiegend auch große Menschen. Und meist schufen sie erst die Grundlagen der Spezialwissenschaft, der sie ihre Berühmtheit verdanken. Das frühere Wissen war für sie nur eine Grundlage, auf der erst Genie und Charakter den Fortschritt herbeiführten.

Und so ist es überall, innerhalb wie außerhalb der Sphäre der Wissenschaft: Initiative, Energie und Talent bahnen den Weg aufwärts und für sie ist das von Dritten mitgeteilte „schulmäßige", nicht selbst erlebte Wissen nur eine Vorstufe des Erfolges!

Jeder, der einen großen Beamtenkörper heranzubilden Gelegenheit hat, macht gar schnell die Erfahrung, daß angeborene scharfe Beobachtungsgabe, schnelle intuitive Erfassung des Wesentlichen, Initiative und Energie alles rein schulmäßige Wissen schnell überholen. Er macht ferner die Erfahrung, daß führende Stellungen trotz vielen Wissens nur Männern von Zuverlässigkeit und Takt übertragen werden können — alles Eigenschaften, die sich nicht lehren und lernen lassen. Das Dogma von der führenden Stellung der Wissenschaft im Lebenserfolg ist daher ein gefährliches Trugbild! Die „Forderungen des Tages", die doch für die überwältigende Mehrzahl der Menschen die Hauptaufgabe bedeuten, erfordern aber noch ganz andere Eigenschaften und verlangen auch mit der täglich steigenden Menschenzahl und dem sich dadurch auch täglich steigernden Konkurrenzkampf eine so schnelle Konzentrierung der Arbeitsenergie, daß für manche Berufe eine akademische Ausbildung nur ein kostspieliger Bildungsumweg, wenn nicht gelegentlich auch ein Abweg sein würde.

2. Aus Vorstehendem dürfte sich ohne weiteres ergeben, daß ich dem in Ihrer zweiten Frage berührten Streben, auch die sogenannten „praktischen und liberalen Berufe mehr und mehr zu akademisieren", durchaus unsympathisch gegenüberstehe.

Bei den Befürwortern dieser Ideen wird meines Erachtens außer den oben schon angedeuteten Gesichtspunkten noch übersehen, daß gerade für diese Berufe das vielgestaltige, beständig wechselnde Leben selbst die beste Schule ist, und daß jeder in diesen Berufen erfolgreich und führend gewordene Mann ganz von selbst schon „Schule macht". Denn was wirkt mehr als Beispiel und Mitarbeit?

Lebensschule und Schulleben

Jedes bedeutende, in seinem Fach bahnbrechende Fabrikunternehmen, jedes erfolgreiche Bankinstitut, jedes groß angelegte Zeitungsunternehmen in seiner vielseitigen und schwierigen modernen Organisation, jede hervorragende Schauspiel- oder Opernbühne bildet für sich und für jeden denkenden und talentierten Mitarbeiter eine „hohe Schule", ein „Meisteratelier". Und gerade diese Meisterateliers und Laboratorien sind ja auch an den vorhandenen Kunstakademien, Technischen Hochschulen und Universitäten anerkannt die für die Praxis wirksamsten Bildungsstätten. Deshalb stellen auch die vielgenannten „Industrie-Kapitäne" und „Königlichen Kaufleute" (übrigens wenig geschmackvolle Bezeichnungen) ebenso wie hervorragende, vielseitig gebildete Chefredakteure oder bedeutende darstellende Künstler eo ipso die besten Lehrmeister, auch ohne offiziellen Lehrauftrag, dar. Oder sollte nicht, um ein Beispiel herauszugreifen, ein genialer Schauspieler, wie der leider zu früh verstorbene Kainz, tatsächlich der beste Professor der Sprachkunst für den jüngeren Nachwuchs und für alle seine Mitspieler gewesen sein — besser als wenn seine Sprechkunst und seine dramatischen Schöpfungen abstrakt in einer Theaterakademie zergliedert und durch Dritte gelehrt worden wären?!

Wenn Sie die neu gegründeten Handelshochschulen erwähnen, so muß ich für sie aus dem Grunde eine Ausnahme gelten lassen — obwohl ihre Zahl schon reichlich groß ist — weil die jetzt die ganze Welt umfassende kaufmännische und technische Praxis es für den einzelnen, auch wenn er in einem sehr großen Musterbetriebe steht, sehr schwer macht, die wirtschaftlichen Zusammenhänge der verschiedenen Länder aus eigenem Studium und eigener Erfahrung zu erfassen. Hier tritt die übersichtlich ordnende und systematisch erfassende Tätigkeit der Wissenschaft in der Tat zeitsparend und vielseitiger orientierend auf. Auch dürfte es für unsere täglich an Bedeutung wachsende Volkswirtschaftslehre sehr nützlich und notwendig sein, hier möglichst vielseitige und voraussetzungslose Fühlung mit dem schnell vorwärtsschreitenden Leben der Kaufmanns- und Industriewelt zu gewinnen. Immer aber bleiben auch in dieser Welt Initiative und Energie, Talent und Charakter die hauptsächlich für das Lebensschicksal maßgebenden Faktoren.

Wie wäre es sonst auch erklärlich, daß so viele, die auf der Schule, ja selbst noch auf der Hochschule, höchst Mittelmäßiges leisten, gleichwohl Bahnbrecher auf den verschiedensten Gebieten der menschlichen Zivilisation und Kultur geworden sind. Es darf aber dabei nicht — wie

gewöhnlich — übersehen werden, daß die Begabung für ein abstraktes, rein wissenschaftliches, z. B. auch sprachliches Studium, nur eine Begabung unter vielen anderen, mindestens ebenso wertvollen, ist. Die Hauptkräfte aber aller irgendwie bedeutenden Leistungen im Leben und Wissenschaft bleiben Energie und Charakter. Wie manchesmal hat mich im Wandelgang des alten Reichstagsgebäudes das in goldenen Lettern unter der Büste von Ernst Moritz Arndt stehende Wort erfreut: „Energie ist die erste Tugend des Mannes." Und das gilt für die heutige Zeit noch viel mehr als für die Zeit, in der es geprägt wurde. Und auch ein anderes bekanntes Wort sollte immer wiederholt werden: „Alle großen Gedanken stammen aus dem Herzen." Mit der alleinigen und noch dazu rein schulmäßigen Bildung des Geistes ist es also nach keiner Richtung getan!

Je mehr jede Tüchtiges schaffende Kraft um ihres eigenen inneren Wertes und ihres äußeren Erfolges willen an beliebiger Stelle des Staates, im wirtschaftlichen oder wissenschaftlichen Leben, frei von alt eingewurzelten Vorurteilen, aber auch frei von der bloßen Anbetung des goldenen Kalbes, anerkannt, geschätzt und geehrt wird und je mehr neben der rein geistigen und wissenschaftlichen Ausbildung auch die ethische, insbesondere auch die Ausbildung des Charakters gepflegt wird, umsomehr schaffensfreudige, opferbereite und tatkräftige Männer wird der Staat für Friedens- und Kriegszeiten zur Verfügung haben, um so besser wird der soziale Friede der Stände ohne gegenseitige Mißgunst gefördert werden! Statt des bei jeder Gelegenheit gehörten Rufes nach dem „Nürnberger Trichter" hieße es also für die Berufe, die in heutiger Zeit noch Verlangen nach Akademisierung tragen, vielmehr: Vorwärts in der Schule des Lebens, mit offenen Augen, warmem Herzen und tatkräftiger Energie!

Schließlich sei übrigens noch auf die interessante Tatsache hingewiesen, daß die richtige Einschätzung der Bildungsfragen nicht nur bei uns Deutschen, sondern bei allen Hauptkulturvölkern gerade jetzt auf der Tagesordnung steht. So widmet ihr das bekannte Membre de l'Institut Edmond Villey in einem kürzlich erschienenen, nach den verschiedensten Richtungen lehrreichen Buche*) die nachfolgende international zusammenfassende Stelle:

*) Les Périls de la Démocratie Francaise. S. 160 u. f. Paris, Plon-Nourrit & Co.

„Oh! que je voudrais trouver des accents pour peindre comme je la ressens toute l'importance sociale du caractère! C'est le réservoir de toutes les initiatives, de toutes les originalités, de toutes les énergies et de tous les progrès, c'est toute la grandeur de l'homme!

Je lisais ces jours-ci, à propos de l éducation anglaise, que les professeurs, en Angleterre, font généralement un cas médiacre de l'instruction, un très grand cas du caractère. Le prince Albert, chargé par la reine de fixer les conditions d'un prix annuel décerné par elle au Collège de Wellington, décida qu'il serait accordé, non à l'élève le plus instruit, mais à celui dont le caractère serait jugé le plus élevé. Voilà un trait de moeurs que nous devrions bien méditer! De même que cette déclaration de principes que j'emprunte au programme de la British Constitution Association: „La force d'une nation dépend de la qualité du peuple; l'objet le plus élevé de la vie humaine étant l'élévation du caractère, l'Association considère que toute législation qui diminue la responsabilité personelle ou décourage l'initiative personelle tend à l'affaiblissement."

Hier, un illustre président de la grande et forte République des Etats-Unis, M. Théodore Roosevelt, faisait, à la Sorbonne, un discours sur un sujet qui n'est pas moins intéressant pour nous que pour eux: „Le citoyen d'une Répuplique", et il nous a fait un très joli et excellent sermon, plein de vérités, dont quelques-unes ont du être dures à entendre. Et quelle est la qualité qu'il mettait au premier rang: le caractère! „Que ceux qui ont conservent, que ceux qui n'ont pas s'efforcent d'atteindre un haut degré de culture et d'instruction. Mais n'oublions pas que, comparés à d'autres biens, ceux-ci ne viennent qu'au second rang. Il faut que le corps soit sain et l'esprit plus encore. Mais au-dessus de l'esprit et au-dessus du corps, il y a le caractère, ce en quoi se confondent les qualités qui nous viennent à l'esprit quand nous parlons de la force et du courage d'un homme, de sa droiture et son sens de l'honneur. La maîtrise de soi-même, le pouvoir de se contraindre, le sens commun, la faculté d'accepter la responsabilité individuelle et cependant d'agir en union avec les autres, le courage et la résolution: voilà les qualités auxquelles se reconnait un maître-peuple."

Hoflieferant Ernst Froehlich, Fabrikant alkoholfreier Getränke, Steglitz.

Als Mann o h n e akademische Schulbidung, ist es mir möglich geworden, mich in verhältnismäßig kurzer Zeit geschäftlich und gesell-

schaftlich emporzuarbeiten. U. a. war ich 12 Jahre Stadtverordneter und 3 Jahre M. d. R., bin Ehrenmitglied verschiedener deutschvölkischer und anderer Verbände, Hoflieferant, Verfasser einiger literarischer Werke und, wie man meint, ein gewandter Redner. Ich führe das auf Gaben und Talente zurück und glaube, daß eine abgeschlossene Hochschulbildung mir auf meiner Lebensbahn keinen schnelleren Erfolg gebracht hätte. Ich besuchte die damals noch fakultative Fortbildungsschule mit regem Eifer und habe allerdings jede Minute benutzt, um an mir selbst zu arbeiten. Ich las niemals Romane, Räuber- oder Mordgeschichten, sondern beschränkte mich grundsätzlich auf solche literarischen Werke, Artikel pp., die mein Wissen bereicherten. In dieser Bereicherung meines Wissens höre ich nie auf und betreibe sie sogar auf manchen Gebieten sehr intensiv (Politik, Volkswirtschafts- pp. Lehre usw.). Man kann noch so gelehrt sein, zum Schluß machts doch die Praxis! Gesunder Menschenverstand und ehrlicher Wille zur Arbeit! Je gelehrter — desto verkehrter! Das bestätigt sich häufig im Leben!

Gewiß brauchen wir Hochschulen, und Großes haben sie geleistet; aber verschwendete Zeit ist es, junge Leute, die sich im praktischen und liberalen Berufe dereinst betätigen sollen, mit unnützem Ballast zu überfüttern. Fachschulen, in denen vorherrschend der Fachmann, der Meister und Lehrherr unterrichtet, sind die besten „Hoch"-Schulen, weil diese die „Arbeit" und somit auch die Betätiger derselben „hoch"—bringen, und das ist doch zum Schluß des Lebens und des Lernens Zweck!

Ein sorgfältiges Schulleben ist gewiß vonnöten und gut, die tüchtige Lebensschule aber besiegelt unser Schicksal!

Kgl. bayr. Hofrat Fr. Hessing (Göggingen-Augsburg).

Hauptsache wäre, die Menschen denken zu lernen und nicht immer auswendig gelernte Bücher zur Anwendung bringen zu lassen. Man sollte die Menschen lehren, bei allem, was sie machen, zu fragen, warum es so und nicht anders ist. Der Mensch glaubt, wenn er Hochschulbildung hat, alle andern zu überragen; statt dessen ist er nur ein auswendig gelerntes Buch und hat nicht denken gelernt. Ich habe seinerzeit einem preußischen Minister den Rat gegeben, man möge Prämien ausschreiben für das Lehrbuch, welches gegen die übrigen um das Zwanzigfache verkürzt ist. Jeder, der ein Lehrbuch schreibt, wird ge-

wöhnlich nach Bogen bezahlt. Deshalb sucht er den kleinsten Gedanken mit soviel unnötigen Phrasen zu umgeben, daß viele Bogen damit angefüllt werden können. Der arme Student muß diesen unnötigen Ballast studieren und auswendig lernen. Bis er alle diese leeren Phrasen durchnimmt, wird er unfähig, selbst zu denken und zu konstruieren. Jedes Lehrbuch müßte so geschrieben werden, daß jede Zeile eine Frage an den Schüler enthält. Dadurch würden die Lernenden stets zum Denken angehalten.

Beim Bekanntwerden meiner Erfindungen wurde mir von einem Professor gesagt: „Sie haben das Glück, kein wissenschaftliches Scheuleder vor sich zu haben; hätten Sie das gehabt, hätten Sie niemals auf diese Gedanken kommen können." Ich selbst habe es immer als ein Glück betrachtet, daß ich, bevor ich meine Erfindungen gemacht hatte, nie ein wissenschaftliches Buch gesehen oder gelesen hatte. Das Traurigste ist, daß die Leute, wenn sie aus der Schule kommen, glauben, wenn sie viele Bücher auswendig gelernt haben, nicht mehr denken zu müssen. Sobald sie etwas nicht wissen, suchen sie nach einem Buch, das vielleicht schon vor 30 Jahren geschrieben wurde und längst veraltet ist. Die darin niedergelegte Weisheit betrachtet man dann als das Höchste, was es gibt.

Die größten und besten Erfindungen sind fast alle von Nichtstudierten gemacht worden.

Oberbürgermeister Cuno (Hagen).

1. Ich glaube bestimmt, daß die Deutschen der Gegenwart im allgemeinen an einer Ueberwertung der Bildungsfragen kranken.

2. Ich stelle mich dem Streben, auch die praktischen und liberalen Berufe mehr und mehr zu akademisieren, nicht sympathisch gegenüber.

Dr. Otto Schott (i. Fa. Schott und Gen., Glaswerk in Jena).

Ich habe die erste Frage, soweit die erworbene Bildung in Wissenschaft und Technik Anwendung findet, zu verneinen.

Ihre zweite Frage, ob die praktischen und die liberalen Berufe mehr zu akademisieren seien, kann nur durch den Versuch entschieden werden. Von vornherein würde ich keine Antwort auf diese Frage zu geben vermögen.

Ihre dritte Frage habe ich dahin zu beantworten, daß ich den Erfolg meines Lebens im wesentlichen einer Hochschulbildung zu ver-

danken habe und demnach ohne sie viel weniger zu leisten imstande gewesen wäre.

Geheimer Kommerzienrat Hermann Vogel (Chemnitz).

Ich beantworte die in Ihrem Rundschreiben gestellten 3 Fragen wie folgt:

1. Glauben Sie, daß die Deutschen der Gegenwart im allgemeinen an einer Ueberwertung der Bildungsfragen kranken?

Ja.

2. Stellen Sie sich dem Streben — sympathisch gegenüber oder nicht?

Ich glaube, daß über das Maß des Notwendigen und Nützlichen vielfach hinausgegangen wird.

3. Falls Sie ein Mann ohne akademische Bildung sind usw.?

Ich habe keine akademische Bildung genossen und habe diese Tatsache nie bedauert, obgleich ich zugebe, daß es mir erfreulich gewesen wäre, noch manche Gebiete zu beherrschen, in denen ich nicht genügend Bescheid weiß. Die Erfolge, die ich während meines Lebens erreicht habe, verdanke ich aber sicher in der Hauptsache meiner praktischen Ausbildung.

Geheimer Oberbaurat Stübben (Grunewald b. Berlin).

1. Daß die Deutschen der Gegenwart im allgemeinen an einer Ueberwertung der Bildungsfragen kranken, glaube ich, insoweit es sich um schulmäßige Bildung handelt.

2. Ich stelle mich dem Streben, auch die praktischen und liberalen Berufe mehr und **mehr** zu akademisieren, nicht sympathisch gegenüber.

An Karl von Perfall

Mit Hand und Herz, mit Schwert und Speer,
So grüß ich dich, du treuer Mann,
Und preist man dich, mir bist du mehr,
Als jedes Liedlein sagen kann.

Mir bist du wie ein Jugendgruß
Aus Tagen erster Waffenfahrt.
Kaum stand im Bügel fest der Fuß,
Da hab ich deine Faust gewahrt.

Die trieb den Gaul zum Sprunge fort
Und schlug mir Bresche in die Welt,
Da bahnte mir dein zündend Wort
Den ersten Weg ins freie Feld.

Beim Reiten und beim Streiten, du,
Wie oft, wie oft dacht ich der Stund
Und suchte dich und rief dir zu:
Was sagt dein Herz? Was spricht dein Mund?

Denn nimmer fand ich einen Mann,
Des Mund so ganz sein Herze ist,
Der lachen kann und lieben kann,
Wie du — weil du ein Dichter bist.

Drum Gott zum Gruß und diesen Wein,
Der beste sei der rechte mir.
Die Treue, die ich tat hinein,
Schau, Freund, sie an: sie stammt — von dir.

Rudolf Herzog.

Am 24. März d. J. konnte der Schriftsteller und Kunstkritiker der Kölnischen Zeitung Karl Freiherr von Perfall seinen sechzigsten Geburtstag feiern. Aus diesem Anlaß hat sich eine Anzahl rheinischer Autoren zusammengetan, den hochverdienten Förderer des rheinischen Kunstlebens durch eine Festschrift zu ehren der wir das Gedicht Herzogs entnehmen. Die Red.

Karl Bleibtreu:
Das Weib im Leben Friedrichs des Großen und Napoleons

Ueber meinem Schreibtisch hängen die Porträts der zwei größten Tatgenies, der einzigen, die an allgemeinem Menschheitswert auf derselben Stufe mit den höchsten reingeistigen Schöpfern stehen: Friedrich der Große und Napoleon. Der erste von rührenderer menschlicher Größe, physisch und moralisch der größere Held, war allerdings schon im besten Mannesalter eine körperliche Ruine, die nur sein eiserner Wille zusammenhielt. Aber als Kronprinz und junger König muß er eine bezaubernd elegante und anmutige Erscheinung gewesen sein, freilich nicht viel größer gebaut als der kleine Korse, aber geschmeidig und männlich im Auftreten. Napoleons klassischer Kopf kann an vollendeter Schönheit nicht übrtroffen werden, überstrahlt an plastischem Ebenmaß eines schier übermenschlichen Halbgotttyps noch die dämonische Erzengelschönheit Byrons und die erhabene Weihe des alten Goethgesichts. Es bleibt jedoch bezeichnend, daß wir nirgendwo Ausdrücke des Entzückens über das hagere Bonapartegesicht finden, im Gegenteil riefen die Pariser: „Wie häßlich er ist, die kleine Kröte!" Man sah nichts als den leichenfarbenen Teint und die abgezehrte Magerkeit. Erst als der Kaiser recht wohlgenährt lächelte und seine Schultern mit der gewölbten Brust sich rundeten, begann man das starke und gesunde Cäsarenantlitz zu bewundern. Für unsern Zweck genügt aber festzustellen, daß beide Menschenbeherrscher nicht nur hochbedeutend, im wahrsten Sinne genial, sondern auch vom künstlerischen Standpunkt ungewöhnlich schön ausschauten. Es umwob sie ferner nicht nur der Nimbus unzweifelhaften Genies, sondern auch der dazu gehörende äußere Ruhm, was ja selten bei Lebzeiten der Fall ist, und obendrein, was sonst nie der Fall, die Glorie überragender materieller Stellung. Und sie waren nicht nur Könige des Menschengeschlechts, sondern Tat-Helden, Eroberer im

materiellen Sinn, nicht Weltüberwinder im geistigen, deren Bedeutung nur von Verstehenden gewürdigt werden kann.

Nun haben zwar Frauenhasser dem Weibe ein Verständnis für reingeistige Werte, solange sie nicht in äußere Geltung umgesetzt, rundweg abgesprochen. Noch niemand aber behauptete, daß Ruhm und äußere Rangstellung nicht faszinierend auf die weibliche Phantasie wirken, oder daß Schönheit bei ihnen nicht den natürlichen ästhetischen Reiz auslöse, wie doch umgekehrt jeder Mann eine weibliche Schönheit bewundert, selbst wenn er sie nicht begehrt. Was aber lehrt das Beispiel der zwei großen Männer, bei denen höchster Rang, höchster Ruhm, wahres Genie sich mit überaus anziehendem Reiz der Physiognomie vermählten?

Bei Friedrich liegt die Sache anscheinend einfacher, da dieser, zweifellos sexuell abnorm, sicher impotent und wahrscheinlich noch konträrsexuell gewesen ist, was ja auch für seinen bedeutenden Bruder Prinz Heinrich gilt. Heinrich aber besaß gleichzeitig keinerlei edle, sondern recht häßliche Charaktereigenschaften, während Friedrich zu allem Uebrigen noch den Zauber des edelsten und vornehmsten Gemütslebens besaß. Innerhalb dieses seelischen Kreises betätigte er sogar stets das erbarmungsvollste Mitleid für weibliche Schwächen, wie ein herrlicher Zornbrief über splitterrichtende Tugenddrachen beim Fehltritt einer jungen Hofdame, verbunden mit humanstem Eingreifen, beweist. Die bekannte Abneigung der Konträren gegen das andre Geschlecht lag ihm so fern, daß er Mutter und Schwestern besonders liebte, Schwester Wilhelmine inniger als irgendeinen andern Menschen, seiner alten Erzieherin (Frau v. Camus) die aufopferndste Zärtlichkeit bewahrte, überhaupt an Gesellschaft kluger Frauen Gefallen fand und gegen die Königin, die er anfangs mit zartester Rücksicht behandelte, erst später widerwillige Kälte herauskehrte, als die arme Gattin in ihrer Vereinsamung ihn zu viel mit platonischer Zuneigung beläftigte. Und doch ist diese Dame, die übrigens kein nichtssagendes Gänschen, sondern eine literarisch gebildete Tochter des Aufklärungszeitalters war, die einzige gewesen, die voll treuer Anhänglichkeit sein Heldenleben begleitete und ihren Verzicht auf jede sinnliche Befriedigung mit liebevoller Bewunderung des großen Mannes tröstete. Keine andre Frau der Epoche hat sich für ihn mit jener Wärme begeistert, die er so unendlich vielen Männern einflößte. Wenn je, so bot sich hier Gelegenheit zu „platonischer Liebe", zu der die Frauen so befähigt sein sollen und die in der religiösen Nonnenekstase für den „Himmelsbräutigam" zum Ausdruck

Giorgio Barbarelli:
Schlummernde Venus in reicher Landschaft
(Galerie Dresden)

kommt. Doch hier zeigt sich so recht, daß diese angeblich transzendentale Schwärmerei mit verkappter hysterischer Brunst zugleich den eudämonistischen Egoismus aller Kirchlichkeit verknüpft, da dieser äußerliche „Platonismus" auf eine sinnlich greifbare Verzückung himmlischer Vermählung mit dem Jesusbräutigam hofft. Denn wo es sich um wirkliche Reinheit seelischer Liebeshingebung an ein Menschenideal, wie den unglücklichen alten Fritz, handelt, da versagt auf einmal die angebliche Neigung des Weibes zu selbstloser Vergötterung. Oder vielmehr, um ganz gerecht zu sein, eine solche Empfindung bildet die allerseltenste Ausnahme. Die platonische Liebe Petrarcas ließ Laura de Sade sich natürlich dern gefallen, weil derlei die weibliche Eitelkeit kitzelt, aber im übrigen gebar sie lustig neun Kinder. Und die intellektuelle Begeisterung Frau v. Epinays für ihren Liebhaber Voltaire hinderte die geistvolle Dame nicht, im Kindbett infolge einer strammeren Erotik zu sterben. In der Weiberkoalition des Siebenjährigen Krieges gegen den „impotenten" Geistesriesen steckt ein tiefbedeutsamer Beigeschmack, und dies Symptom wird noch deutlicher, wenn wir bei Napoleon unter grundverschiedenen persönlichen Bedingungen das gleiche Ergebnis finden. „Was schert mich Weib, was schert mich Kind, ich trage weit besseres Verlangen", singt Heines Grenadier mit sehr prägnantem Ausdruck. Das edle „Verlangen", sich in treuster, unpersönlicher Liebe für ein Heldenideal zu opfern, haben Napoleons und Friedrichs schlichte Soldaten in gleicher Weise bekundet. Das ist die wahre platonische Liebe, und zwar psychologisch durchaus mit dem Liebesbegriff vereinbar, da keine sexuale Verliebtheit je eine innigere Brunst austobte, als die todesmutige Liebessehnsucht der armen „Kerls" für ihres Helden Größe und Sieg. „Nun sterbe ich gern, da Er lebt!" seufzte ein Grenadier bei Torgau, „Es lebe der Kaiser bis zum Tod!" riß ein Grognard der alten Garde — wohlgemerkt alles Männer im besten Alter — seinen zerschmetterten linken Arm mit dem rechten ab und warf den blutigen Stummel in die Luft. Die kleinen Napoleonsbüsten im Tornister dienten als Fetisch, leidenschaftlicher abgeküßt als eine Geliebte, und Lannes' Schmeichelei von 1806: „Kein Bräutigam liebte je die Braut, wie Ihre Braven Sie lieben" übertrieb nicht einmal. Der Anblick des kleinen Imperators bei der Elba-Rückkehr, auf den Armen von 4000 Offizieren die Tuilerientreppe von Stufe zu Stufe emporgetragen, entfesselte einen fast tierischen Aufschrei wahnsinniger Liebe, die härtesten Haudegen schluchzten wie Kinder. Nun wohl, ist das Weib zu dieser

edeln, vollkommen reinen und selbstlosen, idealsten Liebe fähig? An der Hand aller Tatsachen verneinen wir es rundweg, und Napoleons eigenes „Liebesleben" gibt hierfür überzeugende Aufschlüsse.

Die dicke Kruste geradezu unglaublicher Fälschung und Lüge, mit der eine Interessenpolitik von Pseudohistorie Napoleons wahres Wesen zu verhüllen wußte, hat natürlich auch nach dieser Richtung sich ausgebreitet. Der „große Egoist" konnte ja natürlich von zarten Frauenseelen nicht geliebt werden, weil er sogar seine Mätressen barsch wie ein Wachtmeister behandelte! Wer die näheren Umstände in den drei einzig für sein intimeres Leben in Frage kommenden Fällen (seine zwei Frauen und die Walewska) kennt, mußte ja stets über diese Fabel lachen. Von einer Gelegenheitsmätresse niederen Standes, die ihm den sogenannten „Grafen Léon" gebar, weiß man nur, daß er sich höchst generös benahm. Nun aber erschienen die Memoiren einer damals berühmten Tragödin Georges, die einige Zeit ihm gehörte, als unwiderlegliches Zeugnis dafür, daß der „kleine Mann" im Gegenteil ein sanfter, zärtlicher Liebhaber war und sich reizend, ja geradezu kindlich dabei gebärdete. Es hat etwas unbeschreiblich Komisches, hier nachzulesen, wie dies untergeordnete Weibsbild mit einer gewissen mitleidigen Herablassung von ihrem einstigen Anbeter schwatzt, der sie natürlich mit Wohltaten überschüttete und später nur schonend und rücksichtsvoll mit ihr brach. Ihre Pietät für Napoleons Andenken bewies sie, indem sie sich dessen „Besieger" Wellington begeistert hingab. Bah, eine liederliche Komödiantin! wird man einwerfen. Aber was tat denn die Gräfin Walewska anders, die dem Imperator ungleich näher stand, eine gebildete romantische Dame von vornehmer Haltung? Sie, die Mutter eines kleinen Napoleon (Botschafter in London unter Napoleon III., dem Vater äußerlich wie aus dem Gesicht geschnitten), entblödete sich nicht, kaum daß ihr Besitzer nach St. Helena entfernt war, den General Ornano zu heiraten. Da Ihre Majestät Maria-Luise gleichzeitig ihren Kammerherrn Neipperg morganatisch ehelichte, hatte der Lebendig-Begrabene von St. Helena also das Vergnügen, seine zwei Witwen noch bei seinen Lebzeiten in fremden Armen zu wissen. Schade, daß Josefine nicht mehr lebte! Sie hätte wahrscheinlich jetzt einen Heiratsantrag gerne akzeptiert, wie ihn zwei kleine deutsche Fürsten der Geschiedenen früher gemacht haben sollen. Bedenkt man, daß man noch heute im Publikum über die rohe Härte des „Egoisten" faseln hört, der die „edle" Josefine „verstieß", so hat man wohl das ungeheuerlichste

Beispiel für die Stumpfsinnigkeit, mit der sich Legenden fortpflanzen. Daß Bonaparte diese verblühte Witwe als eine durchaus Bemakelte heiratete („elle passait d'un lit à l'autre"), ist heute ja Vielen bekannt. Daß die „edle" Gattin aber schon im ersten Ehejahr sowohl in Paris als in Mailand ihrem glühenden Anbeter Hörner aufsetzte und nachher während seines Aufenthalts in Aegypten sich geradezu skandalös betrug, wissen wenigstens alle Kundigen. Nur rührende Rücksicht auf seinen geliebten Stiefsohn Eugen (einen der anständigsten Menschen dieser Zeit, der sich bis zuletzt seines treuen Stiefvaters würdig zeigte mit gleicher Treue) hielt ihn schon 1799 von der Scheidung ab. Im Gegenteil, trotz alles Drängens seiner Familie und seiner Minister, krönte er sie eigenhändig. Dies Gefühl ritterlicher Anhänglichkeit und ehrenwerten Stolzes besagt: das Weib, das Ich geliebt habe, hat hierdurch eine Weihe erhalten, so daß ihr andern nicht zu beurteilen habt, ob sie meiner unwürdig sei. . . . Die Kaiserin beglückte ihren viel jüngeren Gemahl nun zwar nicht mehr mit Hörnern, wohl aber jedes Jahr mit einer Million Schulden. Bei alldem hatte das Geschöpf noch die Frechheit, ihn mit ihrer Eifersucht zu quälen, was er mit gutmütiger Gelassenheit ertrug. Als die Scheidung endlich 1809 aus politischen Gründen unvermeidlich wurde, war nur er es, der in sentimentalen Schmerzen schwelgte und bis zuletzt sich nicht losreißen konnte, so daß die nüchterne Kokette ihm kühl abwinkte: „Werden Sie sich doch endlich klar, was Sie eigentlich wollen." Später zitterten einmal alle Höflinge vor napoleonischem Zornausbruch, weil die geschiedene Kaiserin nicht mit gebührender Devotion behandelt werde, worauf sich die Chaussee nach Malmaison am gleichen Tag mit tausend Karossen bedeckte. Fortwährend wachte er mit zarter Sorgfalt über ihr Wohl. Als er 1814 in Fontainebleau den (oft bezweifelten, aber authentischen) Selbstmordversuch machte, ließ er seine Tür vor der Walewska verschlossen: „In diesen letzten Augenblicken gehören meine Gedanken nur noch der Kaiserin Josefine." Diese Traute kokettierte dann mit dem ihr sehr ergebenen Zaren, um Vorteile für sich zu erlangen, starb aber plötzlich an Rippenfellentzündung, die sich alsbald in der Legende als „gebrochenes Herz" ausgab. Das war Wasser auf die Mühle seiner Illusion, Napoleon nahm es bitter ernst, als Leibarzt Corvisart ihm diese Mär auftischte, zuerst von allen begrüßt, indem der Imperator nach seinem Elba-Adlerflug wieder die Tuilerien betrat: „Sie haben mir meine arme Josefine auch sterben lassen." Die kindische Fanfaronade

der Verstorbenen, sie wolle mit vier Pferden lang nach Elba fahren — nämlich um die abtrünnige Marie-Luise damit zu demütigen (eine echtweibliche Rache) — faßte er als Beweis ihrer Treue auf. „Sie hatte Fehler, zweifellos, doch sie war die liebenswürdigste der Frauen," verklärte der Gefangene von St. Helena ihr Andenken. In gleicher Weise ließ er nichts auf die abscheuliche Maria-Luise kommen, der er ein zärtlicher und obendrein „treuer" Ehemann gewesen war. Selbst die abscheuliche Tribade, Karoline von Neapel, empörte sich über ihre Nichte und fertigte ihren Vorwand, man habe sie gezwungen, in hellem Zorn mit den Worten: „Hat man einen Napoleon zum Mann, so kann nichts auf Erden hindern, zu ihm zu eilen. Hattest du keine Bettlaken gehabt, um dich aus dem Fenster herunterzulassen und zu entwischen?" Dies chevaleresfe Fühlen der Karoline ihrem Todfeind gegenüber zeigt aber eben das M ä n n l i c h e dieser Tribade. Ebenso männlich (unweiblich) geartet erwies sich Napoleons Schwägerin, Miß Patterson, die gewaltsam geschiedene erste Gattin Jeromes, die ihrem despotischen Ehezerstörer einen leidenschaftlichen Kultus widmete und nur ihren feigen untreuen Jerome verachtete. Solche Objektivität liegt sonst dem Ewigweiblichen völlig fern, wie z. B. Königin Luise sich in Schmähungen gegen „das Ungeheuer" nicht genugtun konnte, weil Napoleon ihr nicht galant den politischen Willen tat. Maria-Louischen begnügte sich übrigens nicht mit ihrem Neipperg, sondern beglückte nachher noch mehrere Tenore und Kammerdiener mit ihrer ex-kaiserlichen Gunst. Denn der Satz „Keiner ist ein Held vor seinem Kammerdiener" (und für seine Mätresse, darf man zusetzen) ergänzt sich oft: Kein Held ist mehr als ein Kammerdiener . . . für die Frau.

Das klare Ergebnis lautet also: keine Frau hat ihn je geliebt, keine hat ihm die Treue bewahrt. Da die Einschränkungen, die bei Friedrich noch eine Erklärung bieten, bei dem stark erotischen Korsen wegfallen, so müssen wir das Phänomen als Beispiel dafür feststellen, daß der geniale Mensch, selbst wenn mit allen denkbaren äußeren Vorzügen ausgestattet, dem Weibe fremd und abstoßend erscheint, bei verständnisvollen Männern ungleich mehr wahre Liebe und Verehrung weckt als bei den angeblich so hingebenden Weibchen.

Knut Hamsun:
Gedämpftes Saitenspiel.

Erzählung eines Wanderers.

Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Pauline Klaiber

Fortsetzung

Dann bin ich fertig in der Stadt und stehe mit dem Ranzen zum Weggehen bereit. Es ist ein Sonntag und klares Wetter.

Ich schaue zum Hausknecht ins Hotel hinein. Er will mich ein Stück flußaufwärts begleiten. Der große gutmütige Mensch will mir auch den Ranzen tragen, — als ob ich ihn nicht selbst tragen könnte!

Wir gehen das rechte Ufer entlang; der Weg selbst führt zwar am linken Ufer hin; dies ist nur ein Sommerpfad, den die Flößer ausgetreten haben und auf dem nur wenige Fußstapfen sichtbar sind. Mein Begleiter kann nicht recht begreifen, warum wir nicht die Straße wählen; er hat ein schlechtes Gedächtnis, ich aber bin in den letzten Tagen schon zweimal hier gewesen und will den Pfad noch einmal gehen. Meine eignen Fußstapfen sind es, die wir im Schnee sehen.

Ich fragte ihn:

„Die Dame, von der du einmal sprachst, — die ertrunken ist —, war das hier herum?"

„Ach so die, welche ins Wasser hineingeriet. — Ja, jetzt sind wir da. Es war schrecklich, wohl an die zwanzig Mann und Polizei, — alles suchte."

„Suchtet ihr im Wasser?"

„Ja, im Wasser. Zuerst schoben wir Bretter und Leitern aufs Eis hinaus; aber sie brachen immer wieder mit uns ein; da konnten wir ebensogut das ganze Eis aufschlagen. Dort drüben kannst du sehen, wo wir gewesen sind," sagt der Knecht und macht Halt.

Ich sehe sie vor mir, die dunkle Oeffnung im Eis, wo die Boote umhergerudert sind, wo die Leute das Eis eingeschlagen und gesucht haben; jetzt ist es wieder zugefroren.

Der Hoteldiener erzählt weiter:

„Schließlich fanden wir sie. Es war ein wahres Glück, muß ich wohl sagen, daß der Fluß so gefallen war. Sie war zwischen zwei Steine geraten, die hielten sie fest. Die Strömung war nicht der Rede wert; aber im Frühjahr, da wäre sie mit fortgerissen worden."

„Sie hatte also über den Fluß hinüber gewollt?"

„Ja, alle Leute meinen ja, sie müssen aufs Eis hinaus, sobald es nur ein wenig gefroren hat; das ist eine sehr schlechte Angewohnheit. An derselben Stelle ist auch noch jemand anders hinübergegangen, aber das ist zwei Tage früher gewesen . Akkurat hier auf dieser Seite ist sie gegangen, als ihr der Ingenieur auf der anderen von oben entgegenkam; er war auf seinem Rad auswärts gewesen. Da sehen sie einander, sie machen sich ein Zeichen, um sich zu begrüßen, denn sie waren ja miteinander verwandt. Die Dame müsse eines seiner Zeichen mißverstanden und geglaubt haben, er winke ihr, sagt der Ingenieur, denn sie sei aufs Eis hinausgegangen. Er habe laut geschrien, aber sie habe es nicht gehört; und er hatte sein Rad bei sich, deshalb konnte er nicht fort, und außerdem war ja auch schon vorher jemand übers Eis gegangen. Der Ingenieur erzählte der Polizei alles, wie es zugegangen war, und es wurde Wort für Wort aufgeschrieben. Als die Dame in der Mitte angekommen war, brach sie ein. Sie wird wohl auf eine recht dünne Stelle im Eise getreten sein; und der Ingenieur saust wie der Blitz auf seinem Rad durch die Stadt und heim ins Hotel und fängt an zu klingeln. In meinem ganzen Leben habe ich noch kein solches Klingeln gehört. „Es ist jemand auf dem Flusse eingebrochen!" rief er. „Meine Kusine!" ruft er. Wir hinaus und der Ingenieur auch mit. Wir hatten Stricke und Bootshaken bei uns, aber sie nützten uns gar nichts. Nach einer Weile kam auch die Polizei und die Feuerwehr. Sie brachten ein Boot mit, das sie miteinander trugen, das setzten sie aus und begannen dann zu suchen. Am ersten Tag fanden wir sie nicht, aber am nächsten Tag, da fanden wir sie. Ja, es war ein gräßliches Unglück."

„Hast du ihren Mann gesehen, den Kapitän?"

„Ja, der Kapitän kam. Und du kannst dir denken, in welcher Not er war. Ja, wir waren übrigens alle miteinander in Not; der Ingenieur war lange Zeit nicht recht bei Trost, so heißt es im Hotel, und als der Kapitän kam, reiste der Ingenieur zu einer Inspektion über Land, weil er es nicht ertragen konnte, von dem Unglück zu sprechen."

„Der Kapitän traf also nicht mit ihm zusammen?"

„Nein. Hm. Doch ich weiß nicht," versetzte der Knecht und sah sich scheu um. „Nein, das weiß ich nicht, ganz und gar nicht."

Er antwortete sehr verwirrt, woran ich leicht merken konnte, daß er es wußte. Aber es hatte ja keinen Wert; deshalb fragte ich nicht weiter.

„So, nun danke ich dir für deine Begleitung," sage ich und drücke ihm etwas in die Hand zu einem warmen Rock für den Winter oder dergleichen. Dann verabschiedete ich mich und wollte, er solle jetzt umkehren.

Aber er wollte noch ein Stück mitgehen, und damit ich es ihm erlauben solle, sagt er plötzlich: „Doch, der Kapitän ist mit dem Ingenieur zusammengetroffen, solange er hier war." Diese gute dumme Seele hatte von dem Geklatsche der Mägde in der Küche doch so viel verstanden, daß zwischen dem Ingenieur und dieser Kusine nicht alles so ganz in Richtigkeit gewesen sein müsse; aber mehr begriff er auch nicht. Dagegen war er selbst mit dem Kapitän flußaufwärts gegangen, um den Ingenieur zu suchen.

„Der Kapitän hat den Inspektor durchaus sprechen wollen," erzählte er, „und so ging ich mit ihm hinauf. „Was hat denn der Inspektor an einem zugefrorenen Flusse zu inspizieren?" fragte der Kapitän unterwegs. — „Das versteh ich auch nicht," versetzte ich."

Wir wanderten den ganzen Tag bis gegen 9 Uhr abends.

„Nun fragt es sich, ob er nicht am Ende in der Blockhütte dort ist," sagte ich, „denn ich habe gehört, daß seine Flößer sich auch öfters hier aufhalten."

Da ging der Kapitän in die Hütte hinein, und er war kaum ein paar kurze Minuten drinnen gewesen, als er und der Ingenieur auch schon miteinander heraustraten. Sie sagten ein paar Worte zueinander, die ich nicht hören konnte; aber ich sah ganz deutlich, daß der Kapitän den Arm aufhob — so — und dem Ingenieur einen Stoß versetzte, daß dieser auf den Rücken fiel. Ach, Gott bewahre mich, dem mag der Kopf ordentlich gebrummt haben! Aber damit noch nicht genug, nun richtete der Kapitän den Ingenieur selbst wieder auf und hieb dann noch einmal auf ihn ein. Dann trat er wieder zu mir und sagte: „Komm, wir gehen jetzt zurück."

Ich versank in Gedanken; es wunderte mich, daß der Hausknecht, dieser Mensch, der mit allen gut Freund war und niemand etwas nachtrug, den Ingenieur ohne Hilfe bei der Hütte hatte liegen lassen. Aus

seinen Worten über diese Abstrafung des Inspektors hatte keine Mißbilligung geklungen. Dann hat sich der Ingenieur wohl auch gegen ihn geizig gezeigt und hat ihn nie für seine Dienstleistungen belohnt, dachte ich. Er ist nur der Kommandeur für ihn gewesen, dem er gefolgt hat und dem er wie ein junger Hund nachgelaufen ist. Ja, so war es wohl. Und jetzt leitete mich meine Eifersucht wohl nicht mehr auf Abwege.

„Aber der Kapitän, der gab Trinkgelder!" sagte der Hausknecht zuletzt. „Ich habe alle meine Schulden damit bezahlen können; ja, das hab ich."

Nachdem ich den Hausknecht endlich losgeworden war, ging ich quer über den Fluß, und das Eis trug mich. Jetzt war ich auf der Landstraße und ich wanderte weiter und dachte an die Erzählung des Hausknechts. Der Ueberfall an der Blockhütte, — wozu das? Es gab mir die Bestätigung, daß der eine Teil groß und stark war, der andre dagegen nur ein kleiner Sportsmann mit einem breiten Gesäß. Aber der Kapitän war Offizier; so etwas hatte ihm wohl vorgeschwebt. Ach, es hätte ihm eher etwas andres vorschweben sollen, solange es noch Zeit gewesen war; was weiß ich! Seine Frau war es, die im Fluß ertrunken war; nun mochte der Kapitän tun, was er wollte, — sie kam nie wieder.

Und wenn sie auch wieder käme, was dann? Ihr Schicksal war ihr wohl vorausbestimmt gewesen! Beide Eheleute hatten den Schaden auszubessern versucht, aber es war ihnen mißlungen. Ach, ich erinnere mich an die junge Frau, wie sie vor sechs bis sieben Jahren war; sie langweilte sich und war gewiß auch da schon ab und zu ein wenig verliebt gewesen; aber sie war treu und vornehm gewesen. Die Zeit verging; sie hatte keine Aufgabe, aber sie hatte drei Mägde auf ihrem Hof; sie hatte keine Kinder, aber sie hatte einen Flügel. Aber sie hatte keine Kinder.

Und das Leben ist reich, es kann verschwenderisch sein.

Mutter und Kind gingen zugrunde.

Nachschrift.

Wenn ein Wanderer ein halbes Jahrhundert alt wird, spielt er mit gedämpften Tönen.

Ich könnte es aber auch so ausdrücken:

Kommt er im Herbst zu spät in den Beerenwald, dann ist er eben zu spät gekommen; und wenn er eines schönen Tages nicht mehr lustig

sein und nicht mehr vor Freude über das Leben aus vollem Halse lachen kann, dann kommt das wohl daher, daß er alt ist; macht ihm deshalb keine Vorwürfe! Darüber herrscht indes nicht der geringste Zweifel: es gehört ein gewisser Grad von Hohlköpfigkeit dazu, immerfort mit sich und mit allem zufrieden zu sein. Aber weiche Stunden haben wir alle! Ein Gefangener sitzt auf dem Karren, der ihn zum Schaffott fährt; auf dem Sitz ein Nagel, der ihn sticht; er rückt etwas auf die Seite und fühlt sich behaglicher.

Es ist verkehrt von einem Kapitän, wenn er Gott bittet, er solle ihm vergeben, wie er selbst auch Gott vergeben habe. Das ist nur Theaterspielerei. Ein Wanderer, der nicht jeden Tag Essen und Trinken, Kleider und Schuhe, Haus und Hof bereit hat, der vermißt das alles genau ebenso, wie wenn diese Herrlichkeiten ausbleiben. Geht das eine nicht, so geht das andre. Aber geht auch das andre nicht, dann verzeiht man nicht Gott, man nimmt die Verantwortung selbst auf sich. Man stemmt sich gegen die Fügung, das heißt, man beugt den Rücken davor; es tut dem Fleisch und Blut ein wenig weh, es macht die Haare etwas grau; aber ein Wandrer kann Gott für das Leben danken, es war ein muntres Leben!

So könnte ich es ausdrücken.

Warum nur alle diese großen Forderungen? Was hat man damit erreicht? So viele Schachteln voll Konfekt, als ein Leckermaul begehren kann? Gut! Aber hat man dann nicht jeden Tag die Welt gesehen und das Waldesrauschen gehört? Es gibt nichts Schöneres als das Rauschen des Waldes.

In einem Syringenwäldchen duftet es nach Jasmin, und einem, den ich kenne, erbebte das Herz vor Freude, nicht über den blühenden Jasmin, sondern über alles andre: ein erleuchtetes Fenster, eine Erinnerung über das ganze Leben weg! Aber als er aus dem Syringenwäldchen herausgerufen wurde, hatte er ja schon zum voraus den Lohn für diese Unannehmlichkeit dahin gehabt.

Und so ist es: schon allein die Gnade, daß man das Leben bekommt, ist die reiche Vorausbezahlung für jedes Elend des Lebens, für jedes einzelne.

Nein, man soll ja nicht glauben, man habe Anspruch auf mehr Konfekt, als man bekommt. Ein Wandrer widerrät euch allen Aberglauben! Was gehört dem Leben? Alles. Aber was gehört dir? Ist die Berühmtheit dein? Ach, so sag uns doch, warum? Man soll sich

nicht auf das „Seine" versteifen. Ein Wandrer lacht über den, der so lächerlich ist. Ich erinnre mich an einen Mann, der das Seine nicht loslassen konnte; der heizte mitten am Tage in seinem Ofen ein und brachte schließlich gegen Abend ein Feuer zustande. Da wollte er seinen warmen Platz nicht verlassen; und um die Wärme auszunützen, ging er nicht zu Bett, sondern blieb sitzen, bis die andern wieder aufstanden. Das war ein norwegischer Schriftsteller, der Theaterstücke schrieb.

Ich bin nun in meinem Leben sehr weit umhergewandert, und ich bin dumm und kahl geworden. Aber ich habe nicht den perversen Glauben der alten Leute, daß ich weiser geworden sei, als ich gewesen bin. Und ich hoffe, daß ich auch nie weise werde, — das ist ein Zeichen von Altersschwäche. Wenn ich Gott für mein Leben danke, dann geschieht es nicht kraft der großen Reife, die sich mit dem Alter eingestellt hat, sondern weil ich immer gern gelebt habe. Das Alter schenkt keine Reife, das Alter schenkt nichts als Alter.

* * *

In diesem Jahre bin ich zu spät in den Beerenwald gekommen, aber ich wandre doch umher. Ich erlaube mir dieses kleine Vergnügen zur Belohnung dafür, daß ich diesen Sommer so tüchtig gewesen bin. Und am zwölften Dezember erreichte ich mein Ziel.

Ich hätte natürlich ebensogut drunten in den Dörfern bleiben können. Auch für mich hätte sich mit der Zeit etwas gefunden, ebensogut wie für alle die andern, die die Zeit für gekommen hielten, da sie sich eine Heimat gründen wollten. Und Lars Falkenberg, mein Kollege und Kamerad, hatte mir ja auch geraten, mir ein Stück Oedland zu erwerben, wo ich eine Frau, zwei Kühe und ein Schwein ernähren könnte. Es war der Rat eines Freundes, die Stimme des Volkes. Und seht, meine eine Kuh hätte ein unfruchtbares Steckenpferd sein können, dann hätte ich auf meine alten Tage ein gutes Beförderungsmittel gehabt. Aber es mißlang, es mißlang! Mir ist die Weisheit nicht mit dem Alter gekommen; aber ich gehe nach Trovatn und auf die Gemeindewiesen und lebe in einer Blockhütte.

Was für ein Vergnügen dabei sein könne? Ach, Lars Falkenberg und alle ihr andern, habt keine Angst: jede Woche einmal kommt ein Mann mit den nötigsten Lebensmitteln.

So wandre ich denn umher und drehe mich um mich selbst im Ring herum, mache es mir bequem und bin allein. Ich vermisse das Sigill

des Bischofs Paul. Dieses Sigill habe ich von einem seiner Nachkommen erhalten, und ich trug es im Sommer in meiner Westentasche; aber ich muß es verloren haben, denn ich kann es nirgends finden. Doch für diese Unannehmlichkeit bin ich dadurch, daß ich es einmal zu eigen hatte, schon im voraus bezahlt worden.

Aber die Literatur vermisse ich nicht.

Ach, wie gut erinnre ich mich an den zwölften Dezember und alle andern Daten! Wichtigere Dinge dagegen vergesse ich leicht. Erst jetzt, während ich an die Literatur denke, fällt mir ein, daß Kapitän Falkenberg und seine Frau viele Bücher im Haus hatten, Romane und Schauspiele, einen ganzen Schrank voll. Ich sah es, als ich die Fenster und Türen auf Ovrebö anstrich. Lange Reihen von Schriftstellern standen da, von den einzelnen Schriftstellern alle Bücher in der Reihe, wohl dreißig Bände. Warum die ganze Reihe? Das weiß ich nicht. Bücher, eins, zwei, drei, zehn, dreißig. An jedem Weihnachtsfest waren welche gekommen, Romane, dreißig Bände, — immer derselbe Roman. Der Kapitän und seine Frau lasen sie wohl; sie wußten jedesmal, was sie bei dem heimatlichen Dichter finden würden, es stand soviel davon drin, daß alles wieder gut werden würde. Deshalb lasen sie ihn wohl, was weiß ich! Lieber Gott, wieviel Literatur war da! Zwei Männer konnten den Schrank nicht von der Stelle rücken, als ich dahinter anstreichen wollte; drei Mann und eine Köchin mußten helfen. Der eine von ihnen war Grindhusen; der wurde unter dem Gewicht der heimatlichen Dichter ganz rot und sagte: „Ich verstehe nicht, was die Leute mit einem solchen Haufen Bücher wollen!"

Als ob Grindhusen irgend etwas verstanden hätte! Der Kapitän und seine Frau hatten diese Bücher wohl, damit die Sammlung komplett sei. Es wäre eine Lücke entstanden, wenn man eines davon entfernt hätte; sie waren sich ganz ähnlich, immer paarweise, homogene Poesie, derselbe Roman.

* *
*

Ein Elchjäger ist hier bei mir in meiner Hütte gewesen. Er war nichts Besonderes, und sein Hund war ein rechter Kläffer. Ich war froh, als er wieder ging. Er nahm meine Kupferpfanne von der Wand herunter und kochte sich sein Essen darin; da war die Pfanne rußig.

Die Kupferpfanne gehört nicht mir; jemand, der vor mir hier gewesen ist, hat sie zurückgelassen. Ich scheuerte sie tüchtig mit Asche und hängte sie als Wetterprophet an die Wand. Jetzt scheure ich sie wieder;

sie ist mir sehr nützlich, denn sie läuft unweigerlich an, wenn Regenwetter im Anzug ist.

Ich denke: Wenn Ragnhild hier wäre, dann hätte sie die Kupferpfanne wahrscheinlich genommen und blank geputzt. Aber gleich denke ich weiter: Ich möchte meinen Wetterpropheten doch lieber selbst putzen, Ragnhild würde schon etwas andres zu tun finden; und wenn dieser Platz hier im Walde unsere Ansiedlung wäre, dann hätte sie ja die Kinder, die Kühe und das Schwein. Aber für meine Kupferpfanne will ich selbst sorgen, Ragnhild!

Ich erinnere mich an eine Frau, die für nichts sorgte, für sich selbst am allerwenigsten. Es ging ihr schlecht. Aber vor sechs oder sieben Jahren hätte ich nie geglaubt, daß jemand so lieb und reizend gegen einen andern sein könnte wie sie. Ich fuhr sie auf einer Reise, und sie war schüchtern gegen mich, obgleich sie meine Herrin war; sie errötete und schaute zu Boden. Und das Merkwürdige an der Sache war, daß sie auch mich schüchtern machte, obgleich ich ihr Diener war; wenn sie mir einen Auftrag gab und dabei ihre beiden Augen auf mich richtete, zeigte sie mir Schönheiten und Reichtümer, — viel mehr, als ich schon vorher gekannt hatte. O ich erinnre mich noch genau! Ja, hier sitze ich nun und erinnere mich genau daran; ich wiege den Kopf hin und her und sage vor mich hin: „Wie merkwürdig das war, nein, nein, nein!“ Dann starb sie. Und dann? Dann ist es aus. Ich bin noch da; aber daß sie starb, brauchte mir keinen Kummer zu machen. O ich war schon im voraus dafür bezahlt, dadurch, daß sie mich unverdient mit ihren beiden Augen angesehen hatte. Ja, so war es wohl!

Das Weib, — was wissen die Weisen vom Weibe?

Ich kenne einen Weisen, der über das Weib schrieb. Er schrieb dreißig Bände homogene Theaterpoesie über das Weib; ich habe die Bände einmal in einem großen Schrank gezählt; schließlich schrieb er von einer Frau, die von ihren eignen Kindern fort ging, um das Wunderbare zu suchen, — das Wunderbare! Aber was waren dann die Kinder? Ach, das war sehr komisch, und ein Wanderer lacht über das, was so komisch ist.

Der Weise, — was weiß er vom Weibe?

Zum ersten ist er nicht weise geworden, ehe er alt geworden war, und dann kennt er das Weib nur nach dem Gedächtnis, und zum zweiten hat er selbst keine Erinnrung an sie, da er sie doch nie gekannt hat. Der Mann, der Anlage zur Weisheit hat, beschäftigt sich ordentlich mit

dieser Anlage und mit nichts anderm, er pflegt und nährt sie, holt sie hervor und lebt für sie. Man geht nicht zum Weibe, um weise zu werden. Die vier weisesten Häupter auf der Welt, die uns Betrachtungen über das Weib hinterlassen haben, fanden es schließlich nur in ihrem eigenen Innern. Es waren junge oder alte Greise, die auf unfruchtbaren Steckenpferden ritten. Sie kannten das Weib nicht in seiner Heiligkeit, nicht in seiner Süße, das Weib als etwas Unentbehrliches; aber sie schrieben in einem fort über das Weib. Denkt euch, ohne je mit dem Weibe zusammengetroffen zu sein!

Gott bewahre mich davor, daß ich weise werde! Und bis zu meiner letzten Stunde werde ich vor mich hinlallen: „Gott bewahre mich davor, daß ich weise werde!"

Heute ist ein angenehm kühler Tag für einen Ausflug von dieser Hütte aus, den ich schon längst geplant habe; auf die schneebedeckten Berggipfel wirft die Sonne einen rosigen Schein, und meine Kupferpfanne prophezeit Gutes. Es ist acht Uhr morgens.

Mein Ranzen mit einem großen Mundvorrat, ein extra Stück Bindfaden in der Tasche, falls etwas zerreißen sollte, und ein Zettel auf dem Tisch für den Mann, der vielleicht während meiner Abwesenheit mit meinen Lebensmitteln kommt, — das ist alles! O, ich habe mir nur selbst ordentlich was vorgeredet! Daß ich weit fort müßte, daß ich mich sorgfältig ausrüsten müßte, daß ich meinen ganzen Witz und meine ganze Ausdauer nötig haben würde! Ja, so kann sich einer aufführen, wenn er weit weg muß; aber das muß ich ja nicht. Ich habe keine Besorgung zu machen, und ich soll niemand besuchen; ich bin nur ein Wanderer, der aus einer Blockhütte aufbricht, um wieder dahin zurückzukehren. Es ist einerlei, wo ich bin.

Still und verlassen liegt der Wald, alles ist mit Schnee bedeckt und sieht mich gleichsam mit zurückgehaltnem Atem an. Um Mittag sehe ich von einem Berggipfel aus Trovatn weit hinter mir; weiß und flach liegt es da, eine mit Kreide überstreute Meile, eine Schneewüste. Nachdem ich eine Mahlzeit gehalten habe, gehe ich weiter; höher und höher steige ich hinauf, jetzt nähere ich mich den höchsten Gipfeln, aber langsam und nachdenklich, die Hände in den Taschen. Es eilt nicht, ich habe nichts zu tun, als ein Plätzchen zu finden, das mir als Obdach für die Nacht dienen kann. Gegen Abend mache ich Rast und esse wieder, als sei ich hungrig und hätte mein Essen verdient. Aber ich tu es nur, um irgend eine Beschäftigung zu haben. Meine Hände sind müßig, und

mein Hirn ist zum Fabulieren aufgelegt. Es wird früh dunkel, und es ist gut, daß ich hier auf dem Berggipfel eine geschützte Felsenkluft finde; und vom Sturm gebrochenes Tannenreis zu einem kleinen Feuer gibt es auch.

Solches erzähle ich jetzt, und ich lasse die Saiten nur leise erklingen.

Am nächsten Morgen war ich früh auf: sobald der Tag graute. Es fing leise zu schneien an, und ein Rauschen ging durch die Luft. „Schlechtes Wetter!" sagte ich. Aber wer hätte das ahnen können! Am vorhergehenden Tage hatte weder ich noch mein Wetterprophet auch nur das leiseste Anzeichen gespürt. Nun verließ ich meine Herberge und wanderte weiter über Moore und Sümpfe; es wurde wieder Mittag, und es schneite, schneite. Mein letztes Obdach war nicht so sehr behaglich gewesen, es waren zwar genügend Tannennadeln zu einem Lager dagewesen, ich hatte nicht gefroren; aber der Rauch des Feuerchens hatte mir entgegengeschlagen und mir den Atem benommen.

Doch jetzt am Nachmittag fand ich einen bessern Aufenthaltsort, eine weite, elegante Höhle mit Wänden und einem Dach. Für mich und das Feuer war genügend Raum da, und der Rauch zog nach oben ab. Hier nickte ich befriedigt und machte es mir bequem, obgleich es noch früh am Tag und ganz hell war. Ueber einen kahlen Felsen weg sah ich deutlich Hügel und Täler und Felswände, die in einer Entfernung von ein paar Wegstunden vor mir aufragten. Aber ich nickte befriedigt, als sei ich hier an meinem Ziele angekommen, und fing sogleich an, Holz und Tannennadeln für die Nacht hereinzutragen.

Wie sehr fühlte ich mich hier zu Hause! Nicht für nichts und wieder nichts hatte ich genickt und den Ranzen abgenommen. „Hast du hierher gewollt?" fragte ich mich zum Spaß. Und ich rede mit mir selbst. „Ja," antworte ich.

Jetzt wurde das Rauschen stärker; es schneite nicht mehr, aber es regnete. Das war höchst merkwürdig, ein heftiger Regenguß stürzte über meine Höhle und alle Bäume davor nieder; und wir waren doch im kalten Christmonat Dezember. Eine Wärmewelle hatte den Weg zu uns gefunden und war bei uns eingekehrt.

Die ganze Nacht hindurch regnete es, und ein Rauschen ging durch alle Wälder ringsum. Es war ein Frühling; schließlich umfing mich der Schlaf wie ein tiefes Behagen, und ich schlief fest und gut bis in den Tag hinein.

Es ist zehn Uhr.

B. E. Murillo:
Maria mit dem Kinde

Der Regen hat aufgehört, aber es ist noch immer warm. Ich sitze am Eingang meiner Höhle und schau hinaus und lausche dem Walde, der sich biegt und rauscht. Da löst sich gerade über mir eine Klippe von der Felswand; sie stößt gegen einen Stein und bringt auch ihn ins Rollen; es klingt wie Schläge aus der Ferne. Dann fängt es zu poltern an, ich schaue mich um, woher es komme, und das Getöse erweckt einen Widerhall in mir; der Felsblock hat wieder andre Felsblöcke ins Rollen gebracht, ein Bergsturz poltert über die Felsenwand herunter, Steine, Schnee und Erde lösen sich bei dem gewaltigen Stoß. Der Strom von Steinen dröhnt dumpf daher, er wälzt sich weiter und reißt alles andre mit sich; er wogt daher, weiter, weiter, füllt einen Abgrund im Tal — und kommt zum Stillstand. Die letzten Steine rollen nur langsam weiter, dann ist es still. Der Donner draußen verhallt, und in meinem Innern tönt nur noch ein Hauch wie ein langsam hinsterbender Baß-ton ....

Dann lausche ich wieder dem Rauschen des Waldes. Ist es das ägäische Meer, was sich da drunten ausbreitet. Ist es der Meeresstrom Glimma?

Bei dem ununterbrochenen Horchen auf das Rauschen wird mir ganz schwach zumut; ein Meer von Erinnerungen aus meinem Leben wallt in mir auf: tausend Freuden, Musik, Augen, Blumen. Es gibt nichts Schöneres als das Rauschen des Waldes; es ist bald lindes Säuseln, bald tolles Durcheinanderwogen: Uganda, Tananarivo, Honolulu, Atacama, Venezuela .... —

Aber die Jahre sind es wohl, die mich so schwach machen, und meine Nerven sind es, die mitschwingen. Ich stehe auf und stelle mich ans Feuer, um darüber hinwegzukommen; ich könnte übrigens auch ein wenig mit dem Feuer sprechen, könnte eine kleine Rede halten, während die Glut erlischt. Ich stehe hier in einem feuerfesten Haus, und es hat ein gute Akustik.

Da verdunkelt sich der Eingang der Höhle; wieder tritt der Elch-jäger ein mit seinem Hund ...

Es fängt zu frieren an, während ich heimwärts nach meiner Block-hütte wandre. Der Frost erobert allmählich alle Moore und Sümpfe, und es geht sich leicht. Die Hände in den Taschen, wandre ich langsam und gleichgültig meines Weges, ich habe keine Eile, es ist einerlei, wo ich bin ...

Ende.

Karl Henckell:
Nachdichtungen fremder Lyrik

Ada Negri:
Ueberschwemmung

Und Regen, Regen ohne Unterlaß.
Mit wahrer Wut ein Wolkenbruch von droben.
Des Wildbachs Stimme wächst im blinden Toben
Zu rauhem Rasen und zu heiserm Haß.

Er füllt und füllt des Bergtals engen Paß
Und schwillt empor wie Brandung fortgeschoben,
Der Arbeit Echo ist im Sturm zerstoben,
Wie wenn erbraust des Aufruhrs dumpfer Baß.

Ich höre zu . . . allein. — Seh', wie die Wellen,
Nicht weit von hier, des Ufers blühende Matten
In gelbem, jagendem Gischte wüst ersäufen;

Höre, nicht weit von hier, ein jäh Zerschellen
Von Häusern, Jammer und Klagen fliehender Schatten,
Und seh' sich Trümmer über Trümmer häufen.

Emilie Verhaeren:
Die Armen

Sind arme Herzen, ihr Weh
Ist wie von Tränen ein See,
Sind bleich wie die Grabessteine
Am Kirchhofraine.

Sind arme Rücken, die Last
Ihrer Mühsal schwerer fast
Als die braunen Hütten am Strande,
Belastet vom Dünensande.

Sind arme Hände, im Wind
Wie Blätter am Weg sie sind,
Wie Blätter welk und verloren
Drauß vor den Toren.

Sind arme Augen, so gut
Und sorgenvoll, klein ihr Mut
Und trauriger noch als von Tieren,
Die im Sturm sich verlieren.

Sind arme Leute, ihr Gang
Geduldig, müde und bang,
Elend quält ihre Gebärde
Entlang die Weiten der Erde . . .

Giovanni Pascoli:
Hoffnungen und Erinnerungen

Weiße Schifflein, weiße
Auf dem hohen Meer
Sah ich müde schwanken,
Schwanken hin und her:
Hoffnungen, o Flügel
Durch der Träume Meer!

Seh ich rückwärts, seh ich
An des Himmels Saum
Schwarze Schifflein, schwarze
Durch den Schleier kaum:
O Erinnerungen,
Seid wie Traumesschatten
An des Himmels Saum! . . .

Gedichte

Gabriele d'Annunzio:
Freude

Singe die Freude, singe die Freude,
Fülle von Blüten schmücke dein Haar!
Daß sie verschwende, daß sie vergeude,
Göttliche Freude,
Feire frohlockend sie, Blüten im Haar!

Singe die Freude des Lebens, des heißen,
Jugend und Kraft in der schwellenden Brust,
Früchte der Erde mit frischen und weißen
Zähnen zu beißen,
Säfte zu schlürfen mit gieriger Lust!

Freudebegehrende Hände zu legen
Kühn auf die süßesten Dinge der Welt,
Pfeile zu schleudern keck und verwegen
Allem entgegen,
Was dir als neueste Beute gefällt.

Aller Musik dieser Erde zu lauschen,
Flammenden Blicks, allem Schönen vertraut,
Sich an dem Antlitz der Welt zu berauschen,
Wonne zu tauschen,
Wie nach der Liebsten der Liebende schaut.

Und zu verehren die fliehenden, raschen,
Holden Gestalten, die kommen und gehen,
Reize auf flüchtigen Spuren zu haschen,
Bilder zu haschen,
Sie zu bewundern und schwinden zu sehn.

Singe die Freude! Fern bleibe mir Strafe
Schmerz mit dem fahlen, aschfarbenen Kleid!
Der ist des Daseins elender Sklave,
Asche und Lave,
Den wie ein Grabtuch hüllt graugraues Leid.

Dir, Freundin, Freude! Von üppigen Hauchen
Duftend, umfließt's dich wie purpurne Flut,
Darf ich dein Gastgewand einmal nur tauchen,
Einmal nur tauchen
In meiner Adern rotrotes Blut.

Fülle von Blüten dir in deine Locken,
Sieh, wie verwandelt schon schreitest du hin.
Freude, Freude! sollst du frohlocken,
Feiernd frohlocken
Der unbesieglichen Weltschöpferin.

Dr. Berta Badt:
Zum letzten Male: Gastspiel von Josef Kainz

Wie oft und wie begierig haben wir in den jüngst verflossenen Jahren diese Worte gelesen! Grell leuchteten sie von den Anschlagssäulen, eindringlich riefen sie aus den Spalten der Zeitungen. Und alle kamen. Ich sehe noch die schwarze Menschenkette, die sich vor der Theaterkasse bei Wertheim endlos lang aneinander schloß; war man auch noch so früh aufgestanden, man fand die Massen schon, stundenlang geduldig harrend. Ihre besondere Signatur hatte diese Gemeinde: nicht die Mammonsklaven und Snobkönige waren hier, die sich zum Caruso-Gastspiel drängten, sondern etwa jene, die herbeieilen, wenn die Neunte Symphonie im Opernhause gespielt wird, alle miteinander, Studenten und Beamte, Männer und Frauen, harrten sie des Gastes aus anderen Welten, aus sonnennäheren Ländern, der ihnen unter dem Namen Josef Kainz erschien.

Heut ruft er seine Treuen wieder; und zum letzten Male. Nicht ins erwartungsvoll verdunkelte Theater, wo man festlichen Gemütes und ehrfürchtig des Augenblickes wartet, der ihn uns zeigen sollte. Ein grauer, trüber Morgen dringt zögernd und unwillig in das fahle Zimmer mit den verschlossenen roten Plüschvorhängen, wo wir heut uns sammeln.

Auf den ersten Blick enttäuschen die Menschen, die sich heut hier einfinden. Was will der geschmeidige Mann mit dem fettig glänzenden Scheitel und den schlau zwinkernden Aeuglein, der eben mit dem alten Diener vor mir witzlose Witze austauscht? Was sucht die elegante kleine Dame in der Spitzenbluse hier, die neben mir sitzt und Bonbons ißt? Und der mehr aus Not denn aus Tugend glattrasierte, jugendliche Journalist mit seiner unerträglichen Herrgottsmiene — was wollen sie alle bei unserm Kainz? Ein Glück, daß mein Blick auf die andern trifft, die heut so bescheiden hinter den Reihen der reservierten Stühle stehen bis hin zu den Fenstern, wie sie früher von Galerie und Tribünenplätzen herab ihren Helden bewunderten; das sind sie wieder, die Kerntruppen

des einstigen Heeres der Getreuen, die Jugend, die Kainz, den Ewigjungen, geliebt hat und Jauchzen und Tränen, ein königlich Geschenk, aus seiner Fürstenhand empfing.

Mitten unter diese Menschen nun tritt er heute noch einmal. Wie wir es so oft lasen: Josef Kainz als Gast. Nur daß der Gast heute weit, sehr weit herkommt, geradenwegs aus dem „unentdeckten Land", von dem er uns einst erzählte, „von des Bezirk kein Wandrer wiederkehrt ...". Ihm aber, dem Liebling der Götter, verlieh ein Gott, noch einmal zurückzukehren. Heut ist uns, als hörten wir noch einmal seine Stimme, die uns seit Monden schwieg, jene einzige Stimme, die gar nicht einem Menschen zu gehören schien, sondern in der vieler Seelen Glut und Schmerz zu leben schien: Stolz und Hoheit des Königssohnes, bitterste Verzweiflung des Unglücklichen und kindliches Spiel und süßeste Liebkosung. „Thousand-souled Shakespeare", so nannte man einst jenen Dichter, den er unter allen verehrte; „den Menschen mit den tausend Seelen", so hätte man unter allen Sterblichen Kainz nennen können.

Und gerade diese wunderbare Tausendfältigkeit seiner Seele wird uns heute wieder lebendig. Denn da liegen auf langen Tischen, in hohen Haufen aufgeschichtet, seine Bücher vor uns, die er gesammelt hat und die heute verstreut werden sollen in alle Winde. Das Wort klingt so banal, daß man eine Scheu davor hat, jenes „Sage mir, was du bist, und ich werde dir sagen, wer du bist!" Aber heut erlebt man es in ungeahnt buchstäblicher Wahrheit. Denn aus diesen zusammengeschnürten Paketen steht der tote Kainz auf und lebt und redet und zwingt uns, wie er uns immer zwang, in den Bann seines unvergleichlichen Lebensüberflusses.

„Wenn er nicht der berühmteste Schauspieler seiner Zeit geworden wäre", — so hat einer seiner Freunde kürzlich von ihm gesagt — „es war in ihm noch Zeug genug zu einem Schriftsteller, zu einem Maler oder Musiker, zu einem Techniker und zu zwei Professoren der Literaturgeschichte." Erst angesichts seiner Bücher versteht man dies Urteil — und findet es fast zu wenig. Er war alles dies, unser Josef Kainz; und war mehr. Einen Philosophen möchte man ihn nennen; im edelsten, griechischen Sinne des Wortes: einen Menschen, der das Wissen liebte. Aber nicht etwa mit jener lauen, legitimen, staatlich diplomierten Neigung, die so mancher Professor oder Lehramtskandidat dafür aufbringt; nein, mit aller Glut seines glühenden Herzens — und es klingt uns allen noch in den Ohren, wie dieses Herz zu lieben verstand!

Und nun, vom mächtigen Eros getrieben, geht dieser wundervolle Mensch hin, trinkt aus allen Quellen, gräbt in allen Tiefen. Da ist das klassische Altertum; daß er sich an Wilamowitz klangreicher Tragikerübersetzung freute und an Homers langhallenden Rhythmen, das nimmt uns nicht wunder. Aber wer vermutet Iwan Müllers vielbändiges „Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft" oder Raphael Kühners ausführliche „Griechische Grammatik" im Bücherschrank des wandernden Komödianten — Werke, die selbst in der Bibliothek so manches Altphilologen ein recht beschauliches und staubansammelndes Dasein führen?

Und ferner. Ergreifender fast als die vielbändigen historischen, philologischen, kulturgeschichtlichen Werke redeten für mich die zweihundertfünfundachtzig Göschenbändchen, die man unter seinen Büchern gefunden hat. Denn darin sieht man ihn: wie dem unendlich Wachen, unendlich Lebendigen Frage auf Frage sich aufrückt, jede Stunde eine andere — jene Fragen, die wir alle kennen, die auch uns jeder Tag bringt, und die wir andern, die wir unser Wissen schön behördlich beglaubigt daheim im Schrank liegen haben, meistens schon so bequem in den Schlaf zu wiegen verstehen. „Ja — da muß ich einen Fachmann fragen; ist ja nicht mein Spezialstudium!" Das sind so die Honigkuchen, mit denen wir den dräuenden Zerberus der Frage begütigen. Ganz anders Kainz. Denn er besaß die Eigenschaft der wahren Herrschernatur: er wollte sich nicht bedienen lassen. Auch nicht mit dem Wissen anderer. Drum ging er hin und lernte, alle Tage seines Lebens.

Neben den rein lehrhaften Büchern aber tauchen in dieser Bibliothek die erlesenen Freuden und Feinheiten auf, die nur der verstehen kann, der selbst ein wenig zu der seltsamen Sippe der Büchernarren gehört. Wie mag sich Kainz gefreut haben, mit jener Kinderseligkeit, die seine scharfen Züge zuzeiten so umgestalten und verklären konnte an dem Tage, da er wieder eine dieser „alten Scharteken" seinem Schatze zufügen konnte; wie mögen seine schlankgliedrig nervösen Finger die vergilbten Blätter seiner Erstausgaben geliebkost haben; was mag der ehrwürdige Folio-Shakespeare aus dem Jahre 1685 dem neuen Romeo, dem andern Hamlet nicht alles erzählt haben!

Eine andere Reihe von Büchern gibt uns ein neues Bild. Die hat er nicht erworben; sie wurden ihm dargebracht. Dichter widmeten ihm ihre Werke; Berühmte, wie Gerhart Hauptmann und andere, deren flüchtige Widmungszeilen heut von dem Publikum der Auktion mit Gold aufgewogen werden, und ganz Unberühmte auch. Denn wo ist

der junge Dramatiker, der nicht wenigstens einmal in den letzten 20 Jahren den stolzen Wunsch genährt hätte: „Ich schreib eine Rolle für Kainz!" Wissen wir doch alle, wie ihm von allen Wundern des Neuen Testaments ein Genius das frischeste und lebendigste verliehen hatte: Kainz wußte durch die Kraft seines Geistes die Krüge voll Wasser in perlenden Wein zu verwandeln.

Am leuchtendsten bestrahlt von seinem Wesen aber erscheinen uns die Bücher, die dieser umfassende Geist häufte und studierte, weil sie näher oder ferner mit seiner Kunst zusammenhingen. Da ist ein „Lehrbuch der Fechtkunst"; von uns gewöhnlich gebildeten Sterblichen weit eher in der Bibliothek eines alten Couleurstudenten oder Fechtmeisters vermutet. Aber sehen wir's heut, und sehen wir's hier, da steigt sie noch einmal vor uns auf, die gelenke Grazie jenes griechisch geschulten Jünglingskörpers, jenes Ringen, und Ringen, wo jede Bewegung zur Sprache wurde, und jedes Wort selbst aus der Bewegung geboren zu sein schien: „Denn beim letzten Verse stech' ich!" — wer vergißt das noch?

Und dann die vielen und gelehrten Bücher über Dramen und Dramaturgie, in die dieser merkwürdige Mensch sich versenken mochte, ehe er an das herrlich originale Werk des Schaffens ging. Einen wehmütig eigenen Reiz haben sie heut für uns, diese „dramatischen Handwerkslehren", diese Bücher über Hamlet und wie sie sonst heißen. Man möchte sie durchforschen von Blatt zu Blatt, man möchte ihnen das wunderkräftige Geheimnis entreißen, das sie seinen suchenden Augen als willige Diener einst offenbarten. Da sind sie noch, die Zauberbücher, aus denen Josef Kainz seine Beschwörungsformeln lernte. Aber sie sind stumm. Wo ist der Zauberer geblieben?

So scheint sich's zur Tragödie zu formen, das letzte Gastspiel von Josef Kainz? Kaum ist es anders möglich; denn der Tod ist es ja, der heut hier Theaterdirektor und Regisseur in einer Person ist. Und doch: dem Liebling der Götter steht noch einmal die alte Kraft des Siegers zu Gebote. Inmitten dieses schäbig prosaischen Raumes, mitten unter neugierig flachen Menschen läßt er uns heute ein neues Schauspiel sehen. Und das ist eins von der alten großen Art, „welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt". Es ist das Schauspiel eines königlichen Menschen, der nach dem Wissen strebte, die Schönheit liebte und der Kunst gehörte. Josef Kainz hieß dieser Mensch. „Wir werden nimmer seinesgleichen sehn."

Th. Deecke:
Der letzte Enkel von Charlotte Buff

Das Goethesche Wort „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt und still sich freuend am Ende dieser schönen Reihe sich geschlossen sieht," wandte mit einem gewissen Stolze der am 17. Dezember 1910 im 88. Lebensjahre in Mühlhausen im Elsaß verstorbene letzte Enkel von Charlotte Buff, der Geh. Med.-Rat Dr. Hermann Kestner auf sich selbst an. Mit ihm ist nun freilich auch die Wertherepisode in verwandtschaftlicher Hinsicht ganz abgeschlossen. Dies Enkelkind hatte 1823 die damals schon fast ein Vierteljahrhundert verwitwete Hofrätin Kestner in Hamburg noch selbst über die Taufe gehalten. Sie berichtet darüber in einem ihrer vielen Familienbriefe und schreibt sehr beglückt, daß das Kind sie so klug und freundlich angeblickt und einen sehr kräftigen Eindruck gemacht habe. Und eine gute, fast nie gestörte Gesundheit war denn auch eine der schönsten Gaben, die der Hochbetagte besaß. Sein Vater war der siebente Sohn Lottens, der deshalb den Beinamen Septimus erhielt; auch er, wie fast alle andern Kinder des des Goetheschen Freundespaares, starb in hohem Alter. Der älteste der großen Schar, Georg, war Goethes Patenkind, der jedoch ernstlich darüber zürnte, daß man nicht den Mut gehabt habe, ihn Wolfgang zu nennen (siehe Bf. Goethes an Kestner vom 11. Mai 1874) und die dann endlich geborene erste Tochter Charlotte hatte Goethes Mutter zur Gevatterin.

So wie der jetzt Entschlafene in steter Verehrung und Treue an den Erinnerungen und literarischen Erbschaften aus der Wertherzeit festhielt, so blieb er auch sein langes Leben hindurch ein Deutscher, speziell Norddeutscher, ja Hannoveraner, obwohl er schon 1856 die Heimat mit dem damals französischen Elsaß vertauschte. Er hatte in Bonn und Göttingen Medizin studiert und dort eine innige Freundschaft mit dem späteren Kunsthistoriker Wilh. Lübke geschlossen, die seinem treuen Sinne gemäß, in gleicher Wärme bis zum Tode Lübkes fortbestand. Die beiden Studenten fanden sich in der leidenschaftlichen Liebe

für alte romanische und gotische Bauwerke Niedersachsens, die zu jener Zeit noch meist unentdeckt und selbst Männern, wie Kugler und Schnase nur in geringer Anzahl bekannt waren. Wochenlang wanderten die Freunde unter Entbehrungen bei großen Anstrengungen und Mühsalen im Lande umher, forschten nach den alten, vielfach ganz verbauten und verfallenen Denkmälern, und Kestner entwarf Grundrisse und Zeichnungen, die ihnen zur Anschauung und Mitteilung dienten. Kestner verfaßte in den Jahren 1847—49 eine fortlaufende Reihe von Aufsätzen über die Basilikenbauten Niedersachsens, die damals im Hannoverschen Magazin abgedruckt wurden und jetzt vor einigen Monaten in verkürzter Wiedergabe, aber mit den zu jener Zeit entstandenen und bisher nicht reproduzierten zahlreichen schönen Handzeichnungen Kestners geschmückt, von der in Bremen erscheinenden Zeitschrift „Niedersachsen" wieder abgedruckt worden sind, eine letzte Freude für den alten Herrn, der auch darin sein treues Festhalten bekundete, daß er noch als Achtzigjähriger seine Skizzenbücher füllte und von jeder Wanderung irgend ein Bild heimbrachte, das mehr als dilettantische Spielerei war. Lübke gibt ihm in seinen Briefen aus jener gemeinsamen Jugendzeit das ehrenvolle Zeugnis, daß er, der Mediziner, ein kunstverständigeres Auge und einen sichereren Blick habe, als er selbst, daß seine Darstellungen eine echte deutsche Seele bekundeten und daß auch die peinliche Genauigkeit der Maße tadellos sei. Diese Jugendbriefe Lübkes an Kestner sind von seiner Witwe 1895 in Karlsruhe herausgegeben worden; freilich nur für einen Freundeskreis. Sie wären aber einer größeren Verbreitung wert, denn sie schildern in lebhaftester Weise das heiße Ringen eines Mannes, der die beengenden Fesseln des aufgezwungenen Berufes zu sprengen sucht und sich, seiner Neigung folgend, auf ein Gebiet stürzt, das dem Unbemittelten nur Entsagung, Hunger und Not verspricht. Der hübsche Band schließt dann mit Lübkes Ernennung zum Professor der Kunstgeschichte und der lange ersehnten Reise nach Italien, bietet also ein Lebensbild in Kampf und Sieg, stellt aber auch dem Freunde und Genossen das beste Zeugnis aus, dem er später sein Werk über die niedersächsischen Baudenkmäler widmete zur Erinnerung an ihre gemeinsame, strebende Jugend. Im Jahre 1856 war es noch kein alltägliches Unternehmen, von Hannover ins Elsaß überzusiedeln. Kestner wurde es dadurch erleichtert, daß schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts zwei Kinder Lottens dorthin verzogen waren. Sie wurde 1800 Witwe, als ihr Mann plötzlich auf einer Reise starb, und sah sich genötigt, in der schwersten,

ärmsten Zeit Deutschlands, wo oft nicht einmal die Witwengelder bezahlt werden konnten, die große Schar ihrer elf Kinder allein zu erziehen und zu ernähren. Deshalb benutzten die Söhne jede Gelegenheit, sich früh selbständig zu machen, und der dritte in der Reihe, Carl, kam ins Elsaß, wo er später die heute noch blühenden Fabriken in Thann und Gebweiler begründete und eine Französin heiratete. Eine seiner Enkelinnen hat der bekannte französische Senator Schaurer geheiratet und seinem Namen den Kestnerschen Familiennamen beigefügt. Als Carls Frau früh starb, rief er seine Schwester Charlotte für die Erziehung seiner Kinder zu sich, die dann später in Basel lebte und erst Ende der siebziger Jahre dort gestorben ist.

Schon 1854 hatte Kestner auf Wunsch der Familie diese Tante, eine höchst originelle, lebhafte und noch heute nicht vergessene Dame, in Basel abgeholt, um sie nach Rom zu begleiten, wo 1853 der langjährige Ministerresident am päpstlichen Hofe für Hannover und England, August Kestner, der vierte Sohn Lottens, gestorben war; literarisch bekannt als „der römische Kestner". Er hatte, was zu jener Zeit noch möglich war, eine sehr wertvolle Privatsammlung von Antiken, Münzen, Bildern, Schmucksachen und Handschriften bei seinem langen Aufenthalte dort erworben und es galt nun, diese Schätze nach Hannover zu bringen, wozu die persönliche Erlaubnis des Papstes erforderlich war. Sehr lebhaft schilderte Kestner gern, wie er durch die Vermittlung des bayrischen Gesandten Grafen Spaur dem Kardinal Antonelli vorgestellt worden war, der ihm zu einer Audienz bei Pius IX. verhalf. Dieser gestattete, in Anerkennung der 36 jährigen Dienstzeit August Kestners, die Ausführung der Kunstsachen, wofür der Neffe ihm zwar nicht den Pantoffel, wohl aber die Hand küßte, wie er lachend sagte. Diese Schätze bilden den Hauptbestandteil des Kestnermuseums in Hannover, das recht sehenswert ist. — August Kestner und seine Schwester Charlotte waren unverheiratet geblieben und hatten einen innigen Herzensbund miteinander geschlossen. Es war ein romantisch-zärtliches Verhältnis, wie es jetzt nicht mehr vorkommen könnte, zu jener Zeit aber unbelacht blühen durfte. Die Geschwister nannten sich „Ariel und Prospero" und schrieben sich fast täglich. Die Fülle ihrer Mitteilungen ist überwältigend. Aber beide hatten das Glück, eine große Anzahl sehr bedeutender Menschen zu kennen, von ihnen geliebt und verehrt zu werden und durch ihre eigenen Talente und Kenntnisse auch andern von großem Nutzen zu und siedelte auf Wunsch derselben, wenn auch schweren Herzens, ganz

sein. Der jetzt Verstorbene hat aus der Menge dieser Aufzeichnungen im Jahre 1904 ein Buch zusammengestellt, das in Straßburg bei C. Trübner erschienen ist: „Briefwechsel zwischen Aug. Kestner und seiner Schwester Charlotte", gewidmet dem jüngst verstorbenen Prof. Ad. Michaelis, der dem Herausgeber mit Rat und Tat beistand. In diesem Buche lernt man so viele hervorragende Persönlichkeiten kennen, daß jeder, der sich gern mit der Vergangenheit beschäftigt, seine Freude daran haben kann.

Auf der Rückreise von Rom nach Hannover lernte Kestner dann in einer Mülhauserin, Fräulein Köchlin, seine künftige Gemahlin kennen und siedelte auf ihren Wunsch, wenn auch schweren Herzens, ganz dorthin über. Freilich gab es damals noch keine politische Konflikte. Im Gegenteil. Der Verkehr über die verschiedenen Ländergrenzen war ein sehr reger, sowohl in wissenschaftlicher, wie in verwandtschaftlicher Hinsicht. Kestner hat oft von den schönen, anregenden Zeiten gesprochen, als er mit den Brüdern Stöber und andern Gesinnungsgenossen ein literarisches Kränzchen zur Pflege deutscher Sprache und Dichtung hatte, und wie auch Musiker, Maler, Naturforscher und Sprachgelehrte aus Baden, der Pfalz, der Schweiz, ja aus Norddeutschland stets liebe, geehrte Gäste in ihrem Kreise waren. — Das alles änderte sich mit einem Schlage, als 1870 der deutsch-französische Krieg ausbrach und Mülhausen die Hochburg des Chauvinismus wurde. Kestner hatte 1855 ein französisches Examen in Paris machen müssen, um praktizieren zu dürfen; jetzt ging er in die deutsche Ambulanz nach Reims, nahm, zurückgekehrt, das Amt eines Kreisarztes an und trennte sich dadurch nicht nur von seinen Freunden, sondern fand auch in seiner Familie tiefe Spaltungen, die niemals ausgefüllt worden sind. Er war im tiefsten Wesen ein Deutscher geblieben, und wenn er auch gern zum Frieden riet und sich oft mehr fügte, als ihm lieb war, so verleugnete er in maßgebenden Stunden doch seine deutsche Abstammung und Gesinnung nicht. Daß sein Leben dadurch nicht frei von einer gewissen Tragik war, das wußten die am besten, die ihm nahe standen! In solchen Zeiten des Zwiespaltes, der Aufhetzerei und Verdächtigung, an denen es nicht fehlte, flüchtete er gern in die Vergangenheit und ordnete seine literarischen Schätze. Durch das Wegsterben aller älteren Mitglieder der Kestnerschen Familie hatte sich allmählich bei ihm eine Menge von Briefen, Tagebüchern, Bildern und Erinnerungszeichen angesammelt, die dem alternden und oft recht einsamen Manne bis zuletzt eine nie versagende Quelle reinster Freude waren. Boten die Mitlebenden ihm oft Verdrießliches und Schweres,

dann suchte er Erquickung und Aufheiterung bei den Dahingegangenen und freute sich an der Harmonie, die ihm dort entgegenkam. — Seine wertvollsten Sachen hat er schon vor mehreren Jahren dem Goethe-Schiller-Archiv in Weimar gegeben, anderes ist ins Kestner-Museum nach Hannover gekommen, und die schönen Oelgemälde aus der Kestnerschen und Buffschen Familie harren jetzt der Bestimmung der Erben. Leider neigen diese in ihrer Gesinnung nach Frankreich, sind auch zum größten Teile dort ansäßig geworden, so daß in ihnen die Tradition nicht mehr lebt, die die Kestnersche Familie so lange mit der Wertherzeit verband, und der alte Herr mit Recht sagen konnte, er sähe sich am Ende der langen Reihe angeschlossen.

Ein eigenes Geschick ist es, daß der Name Kestner voraussichtlich aussterben wird. Trotz der acht Söhne Lottens ist kein jüngerer Vertreter mehr da, denn die beiden Söhne des jetzt verstorbenen letzten Enkels haben auch keine männlichen Nachkommen.

In der äußern Erscheinung war Kestner wohl seinem Großvater ähnlich, dem „Albert" aus „Werthers Leiden", von dessen Wesen auch mancher Zug in seiner Natur war. Er stellte noch ganz die alte feine hannoversche Art dar in Sprache, Benehmen und Kleidung. Stets trug er sich dunkel, war tadellos sauber in Wäsche und Frisur, hatte eine etwas gemessene, langsame Weise, bewahrte aber bis zuletzt, auch noch im hohen Alter, die höflich ritterliche Zuvorkommenheit und Rücksichtnahme, die Goethe die „Höflichkeit des Herzens" nennt. Wer ihn zum Freunde gewann, konnte zu jeder Zeit auf ihn zählen.

In ihm ist einer der besten Vertreter der alten verklungenen Zeit hinweggegangen, doch alle, die das Glück hatten, sein edles, warmes Herz und seine Treue zu kennen, werden ihn nicht vergessen.

Rundschau

Kleine Erinnerungen aus großer Zeit

Die sogenannte Septennatswahl von 1887 hat bekanntlich zu einer völligen Umgestaltung der innern politischen Verhältnisse Deutschlands geführt. Konservative, Freikonservative und Nationalliberale schlossen ein formelles Wahlkartell, und die Freisinnigen beriefen sich vergeblich darauf, daß sie infolge eines drohenden neuen Kriegs mit Frankreich schließlich jeden Mann und jeden Groschen bewilligt und es nur abgelehnt hätten, den Reichstag gleich für sieben Jahre zu binden. Bismarck hielt ihnen, mit viel Glück im Wahlkrieg, entgegen, daß man den Kampf um die Machtstellung des Reichstags nicht soweit treiben dürfe, daß dadurch die Sicherheit des Vaterlands in Gefahr komme. Das Ergebnis der Wahl war die Kartellmehrheit von 218 gegen 179 Stimmen. Die Nationalliberalen stiegen von 51 auf 99 Mandate, die Freisinnigen sanken von 67 auf 32 Abgeordnete.

In Gandersheim-Holzminden einigten sich Nationalliberale und Konservative auf die Kandidatur des Landgerichtsrats W. Kulemann, der den freisinnigen Landgerichtsdirektor Baumgarten mit einer Majorität von 4000 Stimmen schlug.

Kulemann gehörte im Reichstag der nationalliberalen Partei an, er war ein guter Redner, arbeitete ungemein fleißig und konnte infolgedessen auch ungewöhnlich rasch in den Vordergrund treten.

Als der Reichstag am 25. Januar 1890 geschlossen wurde, waren alle Sachverständigen darüber einig, daß die neuen Wahlen wieder eine völlige Veränderung in der Stärke der Parteien, insbesondere die Beseitigung der Kartellmehrheit zur Folge haben würden. Aber wenn in der Zeit vor dem Auseinandergehn des Reichstags von den Aussichten der einzelnen Abgeordneten gesprochen wurde, wiedergewählt zu werden, so wurde Kulemann auf seine Zweifel, ob ihm selbst das Schicksal beschieden sein würde, nicht wiederzukehren, von den Kollegen regelmäßig geantwortet, seine Wahl stünde wohl außer allem Zweifel. Aber die Wählerschaft Kulemanns — zum großen Teil Arbeiterbevölkerung — war über die Erhöhung der Branntweinsteuer erbittert, die Kulemann persönlich für eine soziale Ungerechtigkeit hielt, für die er aber der Fraktion zuliebe gestimmt hatte. Bei der Wahl spielte jedenfalls die Branntweinsteuer die absolut ausschlaggebende Rolle. Die schönsten Reden Kulemanns hatten immer nur den Erfolg, daß man ihm entgegnete: Das ist alles ganz gut, aber der Schnaps darf nicht verteuert werden! Das Resultat war denn auch eine Verschiebung, wie man sie nicht

für möglich halten sollte. Die Mehrheit von 4000 Stimmen verwandelte sich in eine Minderheit von 10000 Stimmen. Da seine Parteigenossen wünschten, ihn unter allen Umständen in den Reichstag zu bekommen, stellten sie ihn auch im zweiten Wahlkreis (Wolfenbüttel-Helmstädt) als Kandidaten auf. Er unterlag auch hier, und zwar blieb er mit etwa 200 Stimmen gegen Karl Schrader in der Minorität. . . Die Niederlage war für ihn ein schwerer Schlag. Nicht nur persönlicher Ehrgeiz machte sie schmerzhaft, sondern vor allem das Bedauern darüber, für Anschauungen, die er mit voller Ueberzeugung vertrat, nicht mehr mit dem Nachdruck eintreten zu dürfen, der sich aus der parlamentarischen Stellung von selbst ergibt und durch das Wirken an einer andern Stelle kaum erreicht werden kann. Kulemann stand seiner Partei lange noch a k t i v sehr nahe. Infolge neuer Verschiebungen der politischen Verhältnisse fand er 1895 an einem neuen Mandat keinen Reiz mehr, lehnte alle Anträge, die ihm nach dieser Richtung gemacht wurden, entschieden ab, zog sich auch vom Richteramt zurück, lebt gegenwärtig in Bremen und hat uns in einem soeben erschienenen Bande Erinnerungen an die Zeit vom Kriege gegen Oesterreich bis in unsre letzten Tage und Betrachtungen über alle namhaften Persönlichkeiten hinterlassen.*)

Kulemann hat den Stellen, an denen Politik gemacht wird, und zahlreichen Personen, die auf sie einen mehr oder minder erheblichen Einfluß geübt haben, eine Weile nahe genug standen, um manches zu erfahren und zu beobachten, was andern nicht zugänglich ist und deshalb weitere Kreise interessieren wird.

Die Urteile über Menschen sind auffallend nüchtern, sie ziehn das Erhabene nicht ins Lächerliche, aber ins Menschliche, Allzumenschliche hinab, und sie werden manchen Star stechen.

Von Bismarck schreibt er: „Wenn man ein Monumentalwerk aus der Entfernung betrachtet, wirkt es als gewaltige Einheit; erst bei größerer Annäherung bemerkt man die Einzelheiten und findet oft genug, daß sie unbefriedigt lassen. Aehnlich geht es mit bedeutenden Personen. Solange man ihr Wirken nur von weitem verfolgt, sieht man ausschließlich die großen Züge. Kommt man in größere Nähe, so zeigt sich, daß auch sie der menschlichen Schwäche ihren Tribut zollen. Bei Bismarck lag das Allzumenschliche einerseits in seinem Argwohn gegen Personen, von denen er fürchtete, daß sie ihm gefährlich werden könnten, und andrerseits in der Neigung, die Vorzüge seiner amtlichen Stellung zur Erlangung persönlicher Vorteile auszunutzen."

Das ist nicht neu, die Fälle Stosch, Arnim, Böttticher, Diest-Daber sind ja längst bekannt, aber ein Urteil über Bismarck ist so leidenschaftslos und so scharf dabei kaum je gesprochen worden.

Auch Miquel kommt nicht besser weg, zu dem er recht gute persönliche Beziehungen unterhielt: „Seine

*) W. Kulemann, Landgerichtsrat a. D.: Politische Erinnerungen. Ein Beitrag zur neuern Zeitgeschichte. Verlag von Karl Curtius in Berlin, 1911.

Ziele lagen ganz gewiß, als er in die politische Laufbahn eintrat, in idealistischer Richtung, der viel besprochene Brief, den er als Student an Karl Marx geschrieben hatte, läßt das mit voller Deutlichkeit erkennen. Aber je länger er im Leben stand, um so realpolitischer wurde er, d. h. um so mehr trat das persönliche Machtstreben an die Stelle der frühern Ideale. Die idealen Ziele waren bei ihm durch reale abgelöst. Aber in der Tat sind Ideale nur möglich auf Grund einer Weltanschauung. Wer sie nicht besitzt, hat gar keine Veranlassung, andre als persönliche Interessen zu verfolgen. Wenn es viele Menschen gibt, die trotzdem altruistisch handeln, so beruht das lediglich auf der suggestiven Wirkung der Tradition, die uns die Ansicht beigebracht hat, daß der Egoismus etwas Tadelnswertes sei. Vom Standpunkte des Materialismus ist es im Gegenteil das einzig konsequente Ergebnis."

Er vergleicht Miquel mit dem andern Führer der Partei, Bennigsen: „Von der Sitte, sich gegenseitig als „Kollege" anzureden, machte auch Miquel keine Ausnahme, und er selbst schien am allerwenigsten eine Sonderstellung zu beanspruchen. Zu behaupten, daß Bennigsen dies getan hätte, wäre eine Unwahrheit. Aber tatsächlich nahm er eine Sonderstellung ein. Die Anrede an ihn lautete: „Herr v. Bennigsen" oder später: „Exzellenz". Auch in dritter Person sprach man von ihm in dieser Form, nicht von dem „Kollegen v. Bennigsen." Seine Stellung war gewissermaßen zu hoch, um freundschaftliche oder gar herzliche Beziehungen zu gestatten. Dafür genoß er nicht allein die volle Achtung, die seine überragende Bedeutung mit sich brachte, sondern auch ein unbedingtes Vertraun. Niemand dachte daran, daß er sich durch andre als ideale und ausschließlich sachliche Motive bestimmen lassen könnte. Er war gewissermaßen der Normalpolitiker, zu dem man mit Bewundrung aufschaute, der aber zu hoch über der Sphäre des Menschlichen stand, als daß ein wärmeres Gefühl zu ihm hätte aufkommen können. Von Miquel läßt sich nicht sagen, daß man ihm unbedingt vertraute und gewiß zu sein glaubte, daß er sich ausschließlich durch ideale Erwägungen leiten ließe. Im Gegenteil, wenn Bismarck von ihm gesagt hatte, seine Augen ließen die pupillarische Sicherheit vermissen, so entsprach das auch der Stimmung der Fraktionsgenossen. Man war nicht sicher, ob das, was er mit faszinierender Beredsamkeit auseinandersetzte, in der Tat seiner wahren Ueberzeugung entsprach oder weitgehend durch praktische Erwägungen bestimmt war und bei passender Gelegenheit ohne Wimpernzucken verleugnet werden würde."

Eugen Richter, Windthorst, Barth, Stöcker, Meyer-Breslau und viele andre Helden zaubert Kulemann vor mein Auge, und man kann auf 250 Seiten kaum mehr politisches Stallparfum bieten. Dieser „Beitrag zur neuern Zeitgeschichte" ist nicht großzügig, aber er ist lehrreich und amüsant für die — Unbeteiligten.

Dr. Ernst Friedegg.

Werden unsere Nordseehäfen von den niederländisch-belgischen Häfen überflügelt werden?

Wenn auch das Jahr 1910 für die Ostseeschiffahrt die Besserung der Lage im erhofften Umfange nicht allgemein gebracht hat, so hat doch die Entwicklung unsrer Nordseehäfen und der in ihnen beheimateten Linien-Reedereien im gleichen Zeitraum erfreuliche Fortschritte gemacht. Diese Fortschritte stehn sogar gegen diejenigen der Haupthäfen Englands in keiner Weise zurück, werden aber von denjenigen Rotterdams und Antwerpens prozentuell erheblich übertroffen. Während in den Hamburger Hafen im Jahre 1909 17015 Seeschiffe mit 12184000 Netto-Registertonnen einliefen, bezifferte sich der Eingangsverkehr des letzten Jahrs auf 17358 Schiffe mit 12657000 Netto-Registertonnen, was für 1910 ein Plus von 343 Schiffen mit 473000 Tonnen oder eine Erhöhung des Verkehrs um 3,06 Prozent ausmacht. Dementsprechend hoben sich die vom Staate vereinnahmten Tonnengelder von 3471554 Mark im Jahre 1909 auf 3612944 Mark im Jahre 1910, wogegen die Zunahme der über die staatlichen Quais eingeführten Gütermengen nur ein Plus von 8420 Gewichtstonnen aufwies. Diese Ziffer mag gering erscheinen, doch ist hier zu beachten, daß drei der größten Schiffahrtsgesellschaften, die Hamburg-Amerika-Linie, die Deutsch-Ostafrika- und die Woermann-Linie, eigene Quaibetriebe unterhalten, deren Ergebnisse in der obigen Ziffer nicht berücksichtigt sind, und daß sich ferner ein großer Teil des Eingangsverkehrs ohne jede Benutzung der Quais durch direkten Umschlag vom Seeschiff in den Flußkahn und umgekehrt auf dem Strome selbst vollzieht.

Bremen mit Einschluß der Nebenhäfen Bremerhaven, Vegesack und Burg, hatte im abgelaufenen Jahr einen Eingangsverkehr von 4898 Schiffen mit 3468657 Netto-Registertonnen gegen 4635 Schiffe mit 3341432 Registertonnen im Jahre 1909. Die Zunahme im Eingangsverkehr für 1910 belief sich demnach auf 263 Schiffe mit 127315 Netto-Registertonnen oder auf 3,8 Prozent. Ueber einen verhältnismäßig noch günstigern Verkehrszuwachs nach Schiffs- und Tonnenzahl konnte Emden berichten, da die Zunahme des Eingangsverkehrs daselbst rund 5 Prozent erreichte.

Ziehn wir nunmehr zum Vergleich die Verkehrsentwicklung der bedeutendsten niederländisch-belgischen Häfen Rotterdam und Antwerpen heran, so ergibt sich das folgende für uns wenig erfreuliche Bild. In Rotterdam kamen im Jahre 1909 insgesamt 8773 Schiffe mit 9802850 Netto-Registertonnen an, während sich die entsprechenden Ziffern für das Jahr 1910 auf 9630 Schiffe mit 10876507 Netto-Registertons stellten. Somit wies dieser Hafen für das letzte Jahr einen um 10,8 Prozent höhern Eingangsverkehr als im Vorjahre auf, obwohl im letzten Jahr der Zuwachs auch bereits 7,5 Prozent betragen hatte.

Für Antwerpen berechnete sich der einkommende Schiffsverkehr im Jahre 1909 auf 6470 mit

10149282 Netto-Registertonnen und stieg im abgelaufenen Jahr auf 6770 Schiffe mit 10758114 Registertonnen, so daß sich die Zunahme auf 300 Schiffe mit 608832 Registertonnen oder rund 6 Prozent belief. Allerdings sind die Tonnagesummen durch eine Verminderung der amtlichen Zahlen um 15 Prozent errechnet, doch ist diese Reduzierung für unsern Vergleich notwendig, da der belgische Vermessungsmodus den Schiffen allgemein eine um 15 Prozent größere Ladefähigkeit zuweist als unser deutscher. Sodann kommt bei Antwerpen sowohl als bei Rotterdam in Betracht, daß die von Hamburg und Bremen ausgehenden Dampfer der Linien-Reedereien, die jene Häfen ausgehend und rückkehrend anlaufen — und die meisten tun dies — in Hamburg bezw. Bremen natürlich nur einmal, nämlich rückkehrend als einkommend gezählt werden, während dies in Rotterdam und Antwerpen zweimal, auf der Aus- und Rückreise, und zwar mit ihrer gesamten Tonnage, ohne Rücksicht auf die tatsächliche Tonnenzahl, die sie löschen oder laden, geschieht. Wenn also auch das rapide Anwachsen des Eingangsverkehrs der Häfen Rotterdam und Antwerpen mit einem besondern Maßstabe gemessen werden muß, so läßt es sich doch keineswegs hinwegdisputieren, es bleibt vielmehr eine nicht ernst genug zu nehmende Tatsache, die sich nur dadurch ausreichend erklären läßt, daß gerade der deutsche Ausfuhrverkehr in bedenklich steigendem Maße über diese Häfen gelenkt wird. Es soll hier nicht untersucht werden, inwieweit das Ausland durch günstigere Lohntarife, durch Subventionierung der Schiffahrtsgesellschaften und andre Mittel der deutschen Ausfuhr dabei entgegenkommt, da dies sein gutes Recht ist; ebensowenig kann es uns in den Sinn kommen, unsrer Großindustrie allgemein das Recht absprechen zu wollen, günstige Chancen, die sich ihr für die Verladung ihrer Güter bieten, auch auszunutzen. Nicht zu billigen aber ist es, wenn man in den Kreisen der Großindustriellen um geradezu geringfügiger Vorteile willen die Konkurrenz der ausländischen gegen die heimischen Nordseehäfen ausspielt und dabei völlig übersieht, daß doch die Interessen der Industrie und der Schiffahrt eines Landes auf das engste miteinander verknüpft sind. Daß es aber in vielen Fällen tatsächlich nur ganz geringfügige Vorteile sind, um deren Willen die heimischen Ausfuhrhäfen umgangen werden, ist den Reedern unsrer Nordseehäfen sattsam bekannt. Andre Industrielle wieder sind mit dieser oder jener Verladevorschrift nicht einverstanden und glauben, ihrem Unwillen gegen die betreffenden Reedereien am besten dadurch Ausdruck verleihn zu können, daß sie ihre Güter über ausländische Häfen leiten, ohne jedoch daran zu denken, daß auf diese Weise das Ausland eine ziemlich genaue Uebersicht über den Umfang und die Art der von Deutschland zur Ausfuhr gebrachten Güter erhält und so in die Lage versetzt wird, der deutschen Industrie scharfe Konkurrenz zu bieten. Schwerlich würde Belgiens Industrie heute so glänzend dastehn,

wenn dieses Land nicht durch die über Antwerpen geleiteten enormen Mengen deutscher Güter auf immer neue Absatzmöglichkeiten hingewiesen worden wäre.

Während man nun in den fremden Staaten unter Aufwendung sehr beträchtlicher Geldopfer bemüht bleibt, die nationale Schiffahrt zu heben und zu fördern, stehn wir in Deutschland noch der betrübenden Tatsache gegenüber, daß weite Kreise, die in erster Linie berufen erscheinen, für die heimische Schiffahrt einzutreten, ihr den Rücken kehren und um geringer Vorteile willen sich dem Auslande zuwenden. Unter solchen Umständen kann es nicht Wunder nehmen, daß die niederländisch-belgischen Häfen auf dem besten Wege sind, unsre Nordseehäfen zu überflügeln. Daher ist es mit Freude zu begrüßen, daß ein an hoher Stelle stehender Unparteiischer, der Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, während der diesjährigen Schaffermahlzeit in Bremen Gelegenheit nahm, an die deutschen Großindustriellen sowohl als an die Reedereien die eindringliche Mahnung zu richten, dem unseligen Auseinandergehn ihrer sich so nahe berührenden Interessen endlich für immer Einhalt zu gebieten. C. L.

Die neue Sezession

Man könnte mit einem hochgegriffenen Gleichnis sagen: In jeder Ausstellung seien Gott der Vater, der Sohn und der heilige Geist zugegen. Am sichtbarsten der Sohn, die leiblich gewordene Offenbarung des Vaters, die zur Materie verdichtete künstlerische Energie des schaffenden Meisters und der heilige Geist — wehe der Ausstellung, in der er nicht unsichtbar in jedem Raume waltet, er, der ewig junge, ständig sich bewegende, der, in seiner Unendlichkeit nie faßbar, sich im Laufe der Geschichte in den mannigfachsten Variationen manifestiert hat, ohne von der Fülle und dem Reichtum des Anfangs zu verlieren! So hätte man den wenigen Eingeweihten der Kunst über eine Ausstellung nichts zu sagen, denn auch der Vater lebt in dem Sohne, der Künstler im Werke, wie man lesen kann: Der Vater ist in mir.

Ich möchte anläßlich der Ausstellung der neuen Sezession über den Künstlertypus schreiben, da mir scheint, daß eine neue Generation hinter diesen Werken steht, die von der ältern völlig verschieden ist. Man wird dann nicht nur den Konflikt zwischen der alten und der neuen Sezession als notwendig verstehn lernen, sondern auch ein positives Verhältnis zu den weit über Gebühr verspotteten Bildern gewinnen.

Die neue Generation ist die Erbin der alten. Was ein unumschränkter Individualismus in einer erstaunlichen Fruchtbarkeit, in einer verwirrenden Fülle geschaffen und erobert hat, das mußte sie im ganzen Umfange noch einmal erlebend auf sich nehmen und damit ein Leben zu gestalten suchen. Marx sozialrevolutionäre Tendenzen in der Form des sozialen Mitleids oder in herrenmenschlicher Aristokratie hatten die im Wert ihrer Lebenskraft unterschätzten sozialen Abstufungen verwischt und dem Men-

schen den Zwang des gesellschaftlichen Organismus genommen. Ibsens physiologischen Skeptizismus hatte eine unduldsame Nervosität für seelischen Kram, für Pathos und andre Lebenslügen erzeugt, so daß man mit einem gesteigerten Wissen um sich selbst, mit einer zugespitzten Beobachtung seiner selbst jeden innern Halt verlor. Man gefiel sich in einer wühlenden Zweifelsucht, die alle Schleier von den Geheimnissen riß und doch in dem Symbolismus Maeterlincks ein Gegenstück fand, in der Angst und dem Anbetungsgefühl des unbekannten Dämmers, das nicht ans Licht zu reißen war.

Sollte eine Entwicklung überhaupt möglich sein, so mußte die folgende Generation diese Last freudig auf sich nehmen, sie jubelnd bejahn d. h. sie mußte sie innerlich erlebnismäßig verschmelzen, aus der Fülle der Gegensätzlichkeiten, die man analytisch gewonnen hatte, ein neues einheitliches Gebilde schaffen, aus den Steinen den Bau. Darum ist auf allen Gebieten geistiger Tätigkeit die Synthese das Kennzeichen dieser Generation. Es ist nur eine Variation desselben Themas, wenn man die Gelehrten von einer Renaissance der Wissenschaften reden hört, von der Funktion der Soziologie und Biologie, von der Beseitigung des Spezialistentums, oder wenn die bildenden Künstler um den rein malerischen Stil kämpfen, gegen den Impressionismus für die Dekoration. Ueberall statt der unübersehbaren Materialsammlung ein geschlossenes, geistiges Schaffen, das den verachteten Worten Konstruktion, System, Komposition bereits einen neuen Klang gegeben hat.

Das Wesen der Synthese in der Malerei wäre dahin zu präzisieren, daß man es verschmäht, den flüchtigen Eindruck, die unwiederbringlich verlorne Bewegung des Augenblicks zu fixieren. „Ich ziehe es vor, mich, indem ich den Charakter der Landschaft betone, der Gefahr auszusetzen, den Reiz zu verlieren und dafür mehr Stabilität zu erhalten. Hinter dieser Folge von Momenten, die die flüchtige Existenz von Wesen und Dingen bildet und ihnen wechselnde Erscheinungsformen verleiht, kann man einen wahrern, wesentlichern Charakter aufsuchen, an den der Künstler sich halten wird, um eine dauerhaftere Interpretation der Wirklichkeit zu geben (Matisse), und unter der Devise plus de stabilité strebt man nach der Einheit von Form und Farbe.

In demselben Grade, in dem beim Schaffensakt die menschliche Betätigung namentlich nach der intellektuellen Seite hin zunahm, steigerte sich in dem Schaffenden das Gefühl für die Aktivität seiner Persönlichkeit. Der Impressionismus und die ihm zeitgenössische Wissenschaft waren durch ihre Naturhingabe charakterisiert, die im höchsten Maße passiv zu nennen ist. Man verlor sich an die Natur, man gab sich ihr in einer so eindringenden Weise hin, daß sich so die Nähe dieses Naturalismus und des Mystizismus der Objektwiedergabe und der immateriellsten Farbe erklärt. Die Abstraktion, die die Bedingung jeder bildenden Kunst ist, wurde zu verwischen gesucht, indem man

dem harten Material die Wirkungen aller Sinnesgebiete entriß und so dem Natureindruck nahe zu kommen versuchte. Einer Passivität, die sich durch eine unerhörte Sensibilität aller Sinne charakterisiert, steht eine intellektuelle Aktivität gegenüber, die — die Nervosität der Sinnesempfänglichkeit bejahend — die Sinneseindrücke nicht reproduziert — der Wiedererweckung des Eindrucksgefühls wegen, sondern sie zu Ausdruckszwecken zu gestalten versucht.

Ein erstes Kennzeichen dieser intellektuellen Aktivität ist die Tendenz zum Einfachen. Man hat mit dem Begriff des Primitiven in unsrer Zeit ausgibigen Unfug getrieben. Hier zeigt es sich am deutlichsten, wie sehr diese junge Generation die Erbin der vorhergegangnen ist. Ihr Primitives ist die verdichtete, kondensierte Kompliziertheit der Impressionisten. Das Primitive ist nicht ein Kindliches, Naives, Unbewußtes, sondern es ist eine Synthese, eine Vereinfachung, in der alle Elemente höchster Sinnesreizsamkeit und gespanntesten Selbstwissens lebendig mitzittern — allerdings immer mehr instinktmäßig. Es besteht kein Gegensatz der Verneinung sondern der Ueberwindung. Ein Ausspruch, wie der von André Gide: „Ein großer Mensch hat nur eine Sorge: so menschlich wie möglich, sagen wir sogar, so banal wie möglich zu werden — und o Wunder! aus diesem Streben schafft er seine individuelle Persönlichkeit" ist doch nur möglich, wenn man durch Baudelaires: „La sensibilité da chacun c'est son génie" hindurchgegangen ist.

Ein zweites Kennzeichen dieser Aktivität ist die Klarheit. Gauguin war der erste, der sie sich als Ruhmestitel anrechnete. Seitdem ist es das Gesetz der Künstler, daß alle Dinge klar auf der Fläche ausgebreitet sein müssen, daß das Bild eine größtmögliche Sichtbarkeit haben müsse. Ueber den Wert dieses Zwangs für die Persönlichkeit des Künstlers schreibt Maurice Denis: „Wenn wir wünschen, daß sein Gefühl sich dem Urteil des Verstands unterwerfe, so erhoffen wir sicherlich von diesen Hemmungen, daß sie seine Fähigkeiten erhöhn und daß sein Genius, der von gerechten Regeln im Zaum gehalten wird, dadurch größere Konzentration, Kraft und Tiefe gewinnt. Es ist richtig, daß wir müde sind des individualistischen Geistes, der darin gipfelt, jede Tradition, jede Lehre, jede Disziplin über Bord zu werfen und den Künstler als eine Art Halbgott anzusehn, dem seine Laune die Regel ersetzt . . ."

Unter welchen innern Krämpfen und Kämpfen man sich dieses Gefühl der Aktivität erstritt, kann man aus der Wertwandlung des Begriffs Pathos ersehn. Er schien alles einzuschließen, was ein Impressionist — ich meine Impressionismus immer als Weltanschauung — aus tiefster Seele haßte: die konventionelle leere Bewegung, den Schwindel der idealen Forderung, den akademisch gesäuerten Gestus, den Staub der gesellschaftlichen Lüge, kurz alles, was nicht phrasenlos, bürgerlich, nüchtern, langweilig war. Es schien unmöglich, noch jemals von einem hohen Pathos

zu reden, es war scheinbar für immer hohl. Und gerade in diesen verachtetsten Begriff gossen die jungen Künstler die aufkeimende Freude ihrer künstlerischen Aktivität, vor der sie manchmal wie vor einem lügnerischen Gespenst gezittert haben. Pathos war nun wiederum schöpferische Freude geworden, die alles Daseiende bejaht, weil sie es gestaltet. Es ist ein antibürgerliches Gefühl, denn es ist ein schaffendes.

„In eins zu dichten, zusammenzutragen, was Bruchstück ist am Menschen und Rätsel und grauser Zufall — als Dichter, Rätselrater und Erlöser des Zufalls lehrte ich sie an der Zukunft schaffen und alles, was war — schaffend zu erlösen“ (Nietzsche, Zarathustra: Von alten und neuen Tafeln).

Aus diesen Andeutungen wird bereits hervorgehn, daß die Künstler der „neuen Sezession“ eine neue Generation vertreten. Es war gut, einmal prinzipiell bei der Eröffnung der Ausstellung zu sagen, daß man unter dem Zwange seiner Persönlichkeit und seiner Zeit schafft. Es gibt ein sehr treffendes Wort von Henri Matisse: „Alle Künstler tragen das Gepräge ihrer Zeit, aber die großen Künstler sind die, in denen sie sich am tiefsten eingeprägt hat. Ob wir wollen oder nicht und wie sehr wir auch betonen mögen, daß wir Heimatlose in dieser Zeit sind: es stellt sich zwischen ihr und uns eine Solidarität her, der keiner entrinnen kann.“ M. R. Schönlank.

Passive Resistenz in Triest

Im hofrätlichen Oesterreich ein Streik der Staatsbeamten und Staatsangestellten zur Verteidigung ihrer Interessen — das war ein Novum, das selbst im Karneval auffallen mußte. Vor kurzem wurde Frankreich in einem Teil der auswärtigen Presse zugemutet, daß sich auch Syndikatstendenzen in der Armee gezeigt hätten und daß die Zeit nicht mehr ferne sei, da französische Off's und Sousoff's ihre engere Interessenvertretung durch die eigenen Syndikate besorgen lassen würden. Aber — in Oesterreich! Denn die passive Resistenz der Staatsbediensteten in Triest, die zweifellos berechtigte Existenzforderungen lokaler Natur auf diesem anderwärts nicht mehr ungewöhnlichen Wege vom „hofrätlichen“ Oesterreich erzwingen soll, ist im Grunde nichts andres, als ein karrikierter Streik.

Welche Fülle von Erfahrungen, Mahnungen und Fingerzeige quillt aber für jene, die Aug und Ohr für soziale und soziologische Zukunft offen halten, aus dieser naiven Selbsthilfe der Triestiner Staatsangestellten! Daß das bekannte Witzwort vom österreichischen Staatsbeamten und der Entlohnung seiner Tätigkeit noch immer gilt, „er beziehe zwar nichts, aber das wenigstens sicher,“ erklärt zwar den äußern Anstoß des Streiks, erschöpft aber durchaus nicht die eigentlichen Beweggründe. Aus dem Verlauf einer solchen Komödie der passiven Resistenz, in der die Angestellten knapp und genau nach Gesetz und Vorschrift ihren Dienst versehn, kein Jota darüber, bei welchem Modus aber Handel und Wandel, Verkehr und Rechtsprechung förmlich zu stocken beginnen, geht vor allem klar hervor, daß der ganze Apparat der bureaukratischen Verwaltung nicht mehr modern montiert ist und sein entsprechendes Funktionieren überhaupt nur vom guten Willen, von der Ueberarbeit und selbsttätiger Anpassung der Einzelorgane an die heutigen Anforderungen des praktischen Lebens abhängt.

Es erhellt weiters, daß auf dem bis nun eingeschlagenen Weg, die Tätigkeit der Staatsarbeiter nur durch Gesetz und Vorschrift von oben regeln, leiten, begrenzen zu wollen, anstatt den Bedarf der Bevölkerung mitsprechen zu lassen, nicht mehr weiter gegangen werden kann. Die alte Forderung, daß die staatliche Exekutive des Volkes wegen da sein

müsse und nicht das Volk um der Verwaltung und ihrer Beamten willen, wird zur bedenklichen Drohung, gegen die weiterer Widerstand staatsgefährdend würde. Das Staatsbeamtentum muß also vom Anfangspunkt ausgehend, reformiert werden. In dem Sinn, daß die Leistungen den Gegenwartsansprüchen der Bevölkerung Rechnung tragen, daß die Bezahlung der Beamten im allgemeinen nach der geleisteten Arbeitsmenge erfolge, wodurch zweifellos die Anzahl der Arbeitskräfte vermindert werden könnte, da ja die passive Resistenz deutlich demonstriert, daß Ueberarbeit überall möglich ist. Man gelangte so — auch für die nach veralteten Sonderprinzipien — bestehende Institution der Staatsangestellten auf das gesunde System der modernen Arbeiterschaft. Für Weitersehende, die sich nicht kleinlich bei den hier nicht in Frage kommenden Momenten nationaler oder politischer Spaltungen in der österreichischen Beamtenschaft, die doch sonst in gutem, loyalem Ruf stand, aufhalten, ist die Tatsache, daß sich österreichische Staatsangestellte des zwar gelinderten Gewaltmittels zur Wahrung ihrer Interessen bedienen, wie es Privatarbeiter allerorts tun, eine deutliche Mahnung, die Vogelstraußpolitik zu überwinden und klar der neuen Gestaltung der Dinge entgegenzuschaun.

Arbeit ist Arbeit — und die aus ihr sich ergebenden Rechte müssen die gleichen für alle sein. Ob für den Staat oder für den privaten Arbeitgeber geleistet.

Daß die Welle der großen Bewegung jetzt schon bis nach Oesterreich reichte und dort noch als Ergebnis die passive Resistenz von Triest erzielte, ist an sich schon ein Beweis dafür, daß die angedeuteten Grundsätze aus keinen lokalen, individuellen Quellen kommen, sondern unaufhaltsam aus Menschenrechten gespeist werden.

v. S.

Kommerzienrat Leichner

In diesen Tagen feiert der kgl. preußische Kommerzienrat Ludwig Leichner in seltner Körper- und Geistesfrische das Fest des 75. Geburtstags.

Johann Ludwig Leichner wurde am 30. März 1836 zu Mainz geboren. Er besuchte dort Realschule und Gymnasium und begab sich dann, nachdem man ihn auf seine selten schöne Gesangsstimme aufmerksam gemacht hatte, nach Wien, um sich zum Opernsänger ausbilden zu lassen. Gleichzeitig widmete er sich dem Studium der Pharmazie, praktizierte in der Mohrenapotheke u. d. Tuchlauben in Wien und war dann 13 Jahre lang als erster Bariton an den Theatern zu Magdeburg, Königsberg, Köln, Stettin u. a. tätig. Stettins Bühne war das erste deutsche Theater, das die Meistersinger aufführte, und Leichner der erste „Hans Sachs“ an einem deutschen Privattheater. Richard Wagner, dessen Bekanntschaft der junge Sänger in Luzern gemacht hatte, gratulierte ihm zu dem von der Kritik ungemein anerkannten Erfolg. Und nun offenbarte sich zum ersten Male der weitausschauende Blick des Kaufmanns, der sich nicht durch Jugenderfolge blenden ließ. Er gedachte der Zukunft, und in den drei

folgenden Jahren, während eines Engagements am Stadttheater zu Würzburg, finden wir den Sänger im Universitätslaboratorium des Professors Wislicenus und während weiterer drei Jahre in den Hörsälen des berühmten Professors A. W. Hoffmann in Berlin, um seine chemischen Studien zu vollenden. Diese Studien bildeten das Fundament der Größe des heutigen Welthauses Leichner. Er hatte während seiner Künstlertätigkeit die Notwendigkeit und den Mangel einer brauchbaren Theaterschminke empfunden und die geistige Umnachtung zweier berühmter Bühnenkünstler in Wien miterlebt, die an Bleivergiftung zu Grunde gegangen waren. Bei der Berliner Gewerbeausstellung, 1879, debütierte die Firma Leichner mit der Erfindung einer bleifreien, bühnenbrauchbaren Fettschminke. Man hatte es bisher für unmöglich gehalten, ohne Verwendung der glänzenden Bleifarben eine solche Schminke zu schaffen. Ein Erfolg sondergleichen lohnte den Erfinder. Wie ein Sturm eroberte er sich die Theater der ganzen Welt. In kurzer Zeit bedienten sich alle Schauspieler der fünf Weltteile nur Leichnerscher Schminken! Das Land, das das Vorrecht für sich in Anspruch nahm, an der Spitze der Puder- und Schminkefabrikation zu stehn, Frankreich, mußte sich dem deutschen Fabrikat „Leichner" beugen, und ohne auch nur eine Zeile dort inseriert zu haben, finden sich die Leichnerschen Theaterschminken in allen Städten und Städtchen Frankreichs. Als Leichner 1900 Vizepräsident der Jury auf der Weltausstellung in Paris war, beehrte ihn der berühmte Schminkenfabrikant Dorin dort mit einer Ansprache, in der er ihn vor der ganzen Jury als den Meister pries, der sich die größten Verdienste um die „Industrie" erworben habe. In der Tat hat Leichner die in Deutschland wenig bekannte Schminkefabrikation zu einer „Industrie" erhoben, die Deutschland Geld und Ehre bringt und vielen Menschen Arbeit gibt. Diese Tatsache ist es, die die königl. preußische Regierung anerkannte, indem sie Herrn L. Leichner im Jahre 1897 zum königlich preußischen Kommerzienrat ernannte. Schon 1885 wurde Leichner von der Regierung zu der Kommission berufen, die über die Verwen-

dung giftfreier Farben zu beraten hatte, aus welcher Beratung das noch heute im Deutschen Reich gültige Farbengesetz hervorging.

1892 war Leichner bei der Internationalen Wiener Musik- und Theaterausstellung Präsident der Gewerbeabteilung; auf der Berliner Gewerbeausstellung 1896 Vorsitzender der Parfümerie-Abteilung, und zur Weltausstellung in Paris übertrug die Regierung dem organisatorischen Talent des Kommerzienrats Leichner die Schaffung einer deutschen Parfümerie-Gruppe, die mit wahrhaft glänzendem Erfolg bestand und den Ruf der deutschen Parfümerie in alle Welt trug. Der Reichskommissar, jetzt Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern, Dr. Max Richter, schrieb an Leichner: „Ich bin Ihnen zu großem Danke verpflichtet, daß Sie mit ungewöhnlicher Pflichttreue ihr Amt durchgeführt und für Deutschland einen so schönen Erfolg errungen haben.“ Auch die Leitung der deutschen Parfümeriegruppen auf den Weltausstellungen von St. Louis 1904, Wien 1904 (Spritausstellung), Mailand 1906, Brüssel 1910, Turin 1911 wurden Herrn Leichner übertragen.

Neben seiner gewerblichen Tätigkeit pflegte und förderte er auch Kunst und Wissenschaft in anerkannter Weise. So erhielt er durch seine Munifizenz das Richard-Wagner-Museum — das nach Amerika verkauft werden sollte — dem Vaterlande; es befindet sich jetzt in Eisenach in der Reuterschen Villa. Weit über die Grenzen Deutschlands hinaus, man kann sagen, in der ganzen gebildeten Welt, wurde der Name „Leichner“ dadurch berühmt, daß er dem großen Dichter-Komponisten Richard Wagner das Denkmal errichten ließ, das jetzt als eins der schönsten und vornehmsten Monumente Berlins bekannt ist. Die Enthüllung am 1. Oktober 1903 erfolgte in Gegenwart des kaiserlichen Prinzen Eitel Friedrich, des Prinzen Friedrich Heinrich, der Minister und einer großen Korona hervorragendster Persönlichkeiten. Professor Anton von Werner hat in einem großen Gemälde, auf dem sich über 300 Porträtköpfe befinden, den Vorgang verewigt. ****

Die kühlen Wälder

F e l i x L o r e n z, dessen farbenbunte Phantasie uns schon aus seinem Buch über das sonnige Sizilien

bekannt ist, hat kürzlich in Axel Junkers Verlag einen recht umfangreichen Band lyrischer Gedichte herausgegeben. „Die kühlen Wälder" betitelt er das kleine Werk, und in der Tat sind fast alle darin enthaltenen Gedichte aus der Liebe zur Natur geboren. Besonders aus dem ersten, dem lyrischsten Teil des Bandes, weht uns förmlich ein Waldduft, eine mit der Landschaft verbundne Lebensfreude und Lebensliebe entgegen. Diese Verse, die teilweise klanglich und rhythmisch vollendet schön sind, sind recht dazu angetan, den Leser in süße Märchenstimmung einzuwiegen und ihm das Leben so vorzuzaubern, wie es eigentlich gar nicht ist.

Mit kräftigerer Hand greift der Autor in dem Abschnitt „Dionysos und der Einsiedler" und in seinen „Parsivalgesängen" zu. Die Sehnsucht nach großen Taten, nach griechischer Schönheit und Lebenskunst reißt den Dichter auf, und diese Hoffnung und Kraft spürt man auch noch in den entsagenden Versen der „Via dolorosa" und in dem Gedicht „Wissen", in dem er sich durch alle Leiden hindurch zum „Herrn der Schmerzen krönt".

Unter den Liedern im Volkston, die sich mit lieben Worten und einfachen Rhythmen direkt an das Gemüt wenden, möchte ich das reizende „Irische Lied" besonders hervorheben. Das sollte komponiert werden. Nicht anders verlangt das frische Lied „Das Reisehorn" geradezu danach, in Musik gesetzt zu werden. Wie würde das klingen, wenn es in einer Studentenrunde, in der noch dazu die lebensfrohen Füchse in der Ueberzahl wären, von frischen Lippen gesungen würde!

Doch auch der, der für seine melancholischen und trostlosen Stimmungen eine dichterische Auslösung sucht, wird in diesem Buch nicht umsonst blättern. Der fünfte Teil, „Chopin-Notturno", ist düster. Das schöne Gedicht „Von einer Entsagung" birgt eine ganze Tragik an Hoffnungslosigkeit in sich. Hoffnung und Liebe, Tag und Leben sterben ab, und der Dichter beneidet in dem Lied „Kinderfriedhof" die frühverschiedenen, unwissenden Kleinen, die nun nicht so viel zu weinen brauchen. Mild und ausgleichend wirkt der darauffolgende Teil „Im Erker": Die großen Gefühle schalten hier aus, die großen tragischen, wie die freudigen, und ein sanftes Licht, ein rückschauendes Glück glättet die scharfen Kontraste. Eine märchenbunte, heiße Ballade entreißt uns bald dieser Todesstimmung. Und enden auch die „Gesänge von der schönen Melusine" traurig, wie so viele schöne Märchen, so hat uns doch eine solche Kraft der Schönheit und der Liebe berührt, daß wir die Wirkung noch lange nachempfinden.

Die „Radierungen" geben jedes für sich ein abgeschloßnes Bild, das klar vor unsern Augen ersteht. Abwechselnd in Stimmung und Ton, abwechselnd im Vorwurf. „Meeresfund" und „Der Absturz" sind von plastischer Lebendigkeit, und jeder alte Berliner wird dem Autor für die Verse „Alt-Berlin" Dank wissen. Auch Menzel, Mommsen, Peter Hille und dem Goethehaus wird ein stimmungsvolles Weihedenkmal gesetzt.

Robert Saudek.

Rundschau

Die Forderung des Tages von Wilhelm Ostwald. Leipzig Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H. 1911 2. verbess. Aufl. Preis 9,30 Mk., gebd. 10,20 Mk.

Es ist ein gutes Zeichen für den Geist der Zeit, wenn die führenden Männer der Wissenschaft Seminar und Laboratorium verlassen, heraustreten aus dem engen Kreis ihres Spezialstudiums und zu den Fragen der Gegenwart Stellung nehmen. Das Interesse für die Probleme ihrer Zeit beweist die Lebensfrische der Wissenschaftler, die nicht eingeschmiedet in das Eisen eines harten Dogmas fernab vom Leben ihren Spekulationen nachgehn, sondern mit den Ergebnissen ihrer Forschung und der Erfahrung ihrer ernsten Arbeit gewappnet, als berechtigte Führer die Entwicklung der Kultur zu beeinflussen streben. Immer, wenn ein neuer Zug durch die Arbeitsstätten der Forschung wehte, sind Künstler und Gelehrte hervorgetreten: in den Frühlingstagen der Renaissance waren die großen Geister aufs innigste verknüpft mit dem Leben ihrer Zeit, und vor fünfzig Jahren, in den Tagen der Volkserhebung, als die Naturwissenschaft ihren Siegeszug begann, traten die Männer der Wissenschaft an die Spitze der Volksbewegung und spielten Jahrzehnte lang führende Rollen im Geistesleben der Nation. Auch heute wieder regt es sich an Hochschulen und Universitäten, und es ist mit Freuden zu begrüßen, wenn anerkannte Gelehrte wie Ostwald teilnehmen an den Strömungen und Bewegungen der Gegenwart. Die Aufsätze, die er im Laufe eines Jahrzehnts bei den mannigfachsten Gelegenheiten und an den verschiedensten Stellen veröffentlicht hat, liegen nun in einem stattlichen Bande vor unter dem Titel „Die Forderung des Tages.“ (Leipzig, Akadem. Verlagsgesellschaft m. b. H.) Das Wort Goethes von der „Forderung des Tages“ ist ein glücklich gewählter Titel, charakteristisch für jedes einzelne der Kapitel, in denen eine Fülle von Problemen der Philosophie, Chemie, Physik, Psychologie und Biologie, Kulturerscheinungen und Unterrichtsfragen, alle unter der Perspektive der Gegenwart, unter dem Gesichtswinkel „der Forderung des Tages“ behandelt werden. Zuerst nimmt Ostwald nach den verschiedenen Seiten hin Stellung zu den von ihm vertretnen Energieprinzipien, Abhandlungen über das System der Wissenschaften und die Entwicklung ihrer Zweige folgen, die Theorien des Glücks, die Biologie des Forschers, die Wissenschaft der Zukunft und viele andre hochinteressante Aufsätze führen den Leser ebenso durch die Mannigfaltigkeit der Strömungen und Aufgaben unsrer Zeit wie durch die Arbeitsstätte des außergewöhnlich vielseitigen und erfolgreichen Forschers. Mit geradezu jugendlichem Feuer tritt Ostwald für seine Reformideen des Schul- und Universitätsunterrichts ein und beleuchtet in mehrern Kapiteln den kulturellen, wissenschaftlichen und Friedenswert der internationalen Hilfssprache. Sogar Fragen wie das Duell, das Flugproblem, der Fall Wangel und ähnliches werden in wundervollen Ansätzen in formvollendeter Weise

feinsinnig behandelt. Gerade wegen der Kürze der einzelnen Abschnitte wegen der Vielseitigkeit des behandelten Stoffs und der schlichten Art, in der Ostwald leichtverständlich und doch tiefsinnig die Fragen durchdenkt, ist das Buch jedem, dem ein eingehendes Studium der Ostwaldschen Ideen verschlossen ist und der gern in das weite Gebiet der modernen Wissenschaft und Kultur einen Einblick unter der Führung eines bedeutenden Mannes gewinnen will, recht zu empfehlen.

Fritz Kahn (Charlottenburg).

Für frohe Kreise

nannte sich ein von der Verlagsgesellschaft „Harmonie" in Berlin W. 9 im vorigen Jahre herausgegebenes vortreffliches Musikalbum, das in Hunderttausenden Verbreitung fand. Zugleich mit einer vermehrten und verbesserten Neuauflage dieses Werks erscheint eine neue selbständige und unabhängige Folge zu diesem lustigen Musikbuche mit 43 Originalkompositionen, in elegantem Einband zum Preise von Mk. 3.—, enthaltend die bekanntesten modernen Schlager, wie Sam Groß „Weinwalzer" (Ja der Wein, Wein, Wein), Behlings „Nicht so laut, hier wird gebaut", Paul Linkes bekannteste Nummern aus den Metropoltheater-Revuen, wie „Am Bosporus", „Im Walzerrausch", „Donnerwetter tadellos" rc., ferner die neuesten Walzer und Schlager aus den besten Wiener Operetten, aus den Berliner Cabarets rc. Wir nennen nur Operetten wie „Försterchristl", „Fideler Bauer", „Dollarprinzessin", „Miß Dudelsack", „Herbstmanöver", „Der ledige Gatte", „Liebeswalzer", „Hallo, die große Revue", „Auf ins Metropol", „Hurrah, wir leben noch", Cabaret „Chat noir"-Berlin. Die im zweiten Bande enthaltenen Musikalien von Rudolf Nelson, Paul Lincke, Viktor Holländer, Leo Fall, Oskar Straus, Gustav Wanda rc. rc. kosten einzeln etwa Mk. 0.75, das ganze gebundene Album jedoch nur Mk. 3.—. Jeder der beiden in sich abgeschlossenen Bände bildet eine amüsante musikalische Universalbibliothek, wie sie zur Erheiterung einer lustigen Gesellschaft nicht besser gewünscht werden kann, und ist zum Preise von Mk. 3.— einzeln käuflich.

j.

Sommerträume.

Neue Gedichte von Heinrich Bredow, Hamburg 1911. Verlag von Otto Bröcker & Co.

Diese Gedichte haben den Vorzug, klar und deutlich zu sein, und wenn man sie liest, beginnt man immer mehr an dem Grundsatz des modernen Lyrikers zu zweifeln, daß Gott dem Dichter die Sprache gegeben, damit er in Versen die Tiefe seiner Gedanken verberge. Das Glas, aus dem er trinkt oder uns trinken läßt, ist rein. Aber es sei auch bemerkt, daß es klein ist, sehr klein. Wo ist z. B. in dem folgenden Epigramm eine Größe? Wo ist ein neuer Gedanke? Wo ist auch nur ein kleines Witzchen? Herr Bredow meint:

Wenn ein Geschäftsfreund dir
von Freundschaft spricht,
Mach das Geschäft, doch trau der
Freundschaft nicht;

Als fernern Rat beachte stets
im Leben:
Was abgemacht ist, laß dir
schriftlich geben."

An dem Gedichtchen „Bekenntnis" stört der Heinische Gedankengang, sein Zynismus. Es lautet:

„Wenn ich nach schwerem Ringen
Einst ausgelitten hab,
Die lieben Freunde bringen
Mich trauernd bis ans Grab.

Das ist für mich viel Ehre,
Doch nicht nach meinem Sinn
Weil mirs willkommen wäre:
Ich brächt sie selber hin!"

Recht nett gesagt scheint mir dagegen dieses:

„Es darf nicht sein, daß ich ins
Aug dir blicke,
Darf dich nicht küssen — Pflicht
ist hartes Joch.
Es darf nicht sein, daß ich an
mich dich drücke,
Dies alles darf nicht sein — ich
tu es doch!"

Auch an diesem Bändchen Lyrik ist manches, das so nicht sein dürfte, zum mindesten besser sein sollte. Aber ein Schelm gibt mehr, als er kann.

Ernst Friedegg

Aufruf!

Vor nunmehr fünfzig Jahren begründeten deutsche Frauen, die dem Vaterland ein Kriegsschiff dargebracht hatten, eine Stiftung zur Unterstützung von Marineangehörigen und ihren Hinterbliebenen bei Unglücksfällen und bei unverschuldeter Not. Zum Jubeltage dieser Stiftung, die segensreich in der Stille gewirkt hat, haben sich unter dem Protektorat Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Hoheit der Frau Kronprinzessin des Deutschen Reichs und von Preußen und unter dem Ehrenpräsidium Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Heinrich von Preußen überall im Reiche Ausschüsse gebildet, um der Stiftung durch Darbringung von Spenden die weitere Erfüllung ihrer Aufgaben zu ermöglichen. Auch wir bitten aus Anlaß dieses nationalen Gedenktages um Gaben für die Invaliden, die Witwen und Waisen unsrer Kriegsflotte. Beiträge nehmen entgegen: Die Reichsbankhaupt-, Reichsbank und Reichsbank-Nebenstellen sowie alle größern deutschen Banken.

Das Jubiläumskomitee der Marinestiftung Frauengabe.

Für den gesamten Inhalt verantwortlich: Dr. E. E. Friedegg in Schöneberg — Druck von Richard Falk, Berlin W. 66, Leipzigerstr. 115/16.

NORD UND SÜD

NORD UND SÜD

Hanns Fechner:
Porträt des Fürsten Bernhard von Bülow

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Nord und Süd, Zeitschriften-Verlag G. m. b. H. Berlin W. 30 / Traunsteinerstr. 3

35. Jahrgang. Bd. 137. Heft 428. Zweites Aprilheft 1911

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Ist Rußland ein konstitutioneller Staat?

Noch vor wenigen Jahren gehörten die Worte „russische Konstitution" zu denen, deren Gebrauch in Rußland streng verboten wurde, für deren Aussprechen man mit langjähriger Haft oder mit Verbannung nach Sibirien bestraft werden konnte. Seit dem 17. Oktober 1905 ist es nicht mehr so. In allen Zeitungsblättern kann man diese Worte treffen; Rußland scheint ein konstitutionelles Land geworden zu sein. Auf den ersten Blick finden wir wirklich in den russischen Staatsgrundgesetzen alle diejenigen Merkmale eines Staatswesens, die uns erlauben, Rußland zu den konstitutionellen Monarchien zu rechnen. Andererseits finden wir aber eine Regierungsorganisation, welche nicht nur allen Begriffen und Grundsätzen eines Rechtsstaates, sondern überhaupt jeglicher ordentlichen Regierungsform widerspricht.

Wenn wir das russische Staatswesen vom Standpunkte des Verfassungsrechts ansehen, so müssen wir zugestehen, daß in ihm alle die Grundsätze existieren, welche das Wesen einer Verfassung bilden. Im achten Kapitel russischer Grundgesetze finden wir alle persönlichen Rechte eines freien Bürgers aufgezählt: *) „Niemand kann für ein Delikt anders verfolgt werden als in dem durch das Gesetz bestimmten Verfahren," „Niemand kann verhaftet werden außer in den durch das Gesetz bestimmten Fällen," „Niemand kann vor Gericht gestellt oder bestraft werden, anders, als für die Delikte, die durch die zur Zeit ihrer Begehung geltenden Strafgesetze vorgesehen sind," „Die Wohnung eines jeden ist unverletzlich," „Jeder russische Untertan ist berechtigt, seinen Wohnsitz und seine Beschäftigung frei zu wählen, Vermögen zu erwerben und zu veräußern und ungehindert das Staatsgebiet zu verlassen," „Das Eigentum ist unverletzlich," „Die russischen Untertanen sind berechtigt, zu solchen Zwecken, die den Gesetzen nicht zuwiderlaufen, friedlich und ohne Waffen Versammlungen zu veranstalten," „Ein jeder kann in den gesetzlich bestimmten Grenzen durch Wort und Schrift seine Gedanken

*) Ich zitiere die russischen Staatsgrundgesetze nach der Uebersetzung von Dr. M. L. Schlesinger in seinem Buche „Rußland im XX. Jahrhundet."

äußern und ebenso sie durch das Mittel des Druckes oder durch ein anderes Verfahren verbreiten." „Die russischen Untertanen haben das Recht, Gesellschaften und Vereine zu Zwecken, die nicht dem Gesetz widersprechen, zu gründen," „Die russischen Untertanen genießen die Freiheit des religiösen Bekenntnisses."

Artikel 86 der russischen Grundgesetze lautet wörtlich: „Kein neues Gesetz kann ohne Genehmigung des Reichsrats und der Reichsduma ergehen und ohne Bestätigung des Kaisers in Kraft treten." Aber im angeführten Punkt steht auch geschrieben, daß „dem Kaiser aller Reußen die höchste Selbstherrische Gewalt zusteht". Diese beiden Worte, „Selbstherrische Gewalt" haben sehr viele Streitigkeiten hervorgerufen. Die Anhänger der alten Ordnung, die bei uns bis zum 17. Oktober 1905 existierte, bezogen sich auf diesen Artikel und behaupteten, daß in Rußland auch nach dem 17. Oktober weder Verfassung, noch eine Rechtsordnung vorhanden sei. Der Zar könne wie früher seinen Willen unbeschränkt ausführen. Alle drei Reichsdumas standen aber auf einem anderen Standpunkt und in ihren Antwortadressen hat keine von ihnen, sogar die jetzige, in der sehr viele offene oder versteckte Anhänger des alten Regimes sitzen, das Wort „Selbstherrscher" gebraucht. Im Gegenteil, überall wurde betont, daß die Duma der Meinung ist, daß die Gesetze für den Zaren ebenso verpflichtend sind, wie für jeden russischen Bürger.

Wenn wir von diesen allgemeinen Erwägungen zum genauen Bestimmen der Rechte der Volksvertretung und der höchsten Gewalt übergehen, so werden wir sofort sehen, daß die Rechte der Volksvertretung in keinem Vergleich mit den Rechten des Zaren stehen können. Im Artikel 7 der Grundgesetze steht geschrieben: „Der Kaiser verwirklicht die gesetzgebende Gewalt vereint mit dem Reichsrat und der Reichsduma". Artikel 10 bestimmt aber, daß die „Regierungsgewalt in ihrem vollen Umfange dem Kaiser in dem Gebiete des ganzen Russischen Reiches zusteht". Artikel 15 gibt dem Kaiser ein unumschränktes Recht, Ortschaften in Kriegs- oder Ausnahme-Zustand zu erklären. Kein anderer europäischer Staat kennt annähernd das, was in Rußland der Zustand der „verschärften" und der „außerordentlichen Bewachung" genannt wird. Ueber diese Zustände genügt es vorläufig, zu sagen, daß sie nicht nur das politische und öffentliche Leben der Nation ins Stocken bringen, sondern auch dem alltäglichen Leben viele Hindernisse machen. Und so ein Abbruch des politisch-bürgerlichen Lebens geschieht auch jetzt in Rußland.

Von den Rechten der höchsten Gewalt gehen wir jetzt zu den Rechten der Volksvertretung über. Die russische Volksvertretung besteht aus zwei Kammern: dem Reichsrat und der Reichsduma. Beide Kammern sind in ihren Rechten ganz gleich. Kraft Artikel 107 der Grundgesetze sind die Duma und der Reichsrat dazu geschaffen, um der Höchsten Selbstherrischen Gewalt Vorschläge wegen Abschaffung oder Veränderung der geltenden und wegen des Erlasses neuer Gesetze zu machen, aber mit Ausschluß der Staatsgrundgesetze, zu deren Durchführung dem Kaiser allein die Initiative zusteht. Das ist das Hauptrecht, das die Volksvertretung besitzt. Ein zweites Recht der Volksvertretung besteht darin, daß sie über alle Handlungen der Verwaltung, die ihr nicht gesetzmäßig erscheinen, Interpellationen an die betreffenden Minister richten kann. Es ist auch ein sehr wesentliches Recht, in Rußland ist es aber fruchtlos, da die gewöhnlichen Gesetze gegenwärtig im ganzen russischen Reiche mit ganz winzigen Ausnahmen außer Kraft gesetzt sind. Ganz Rußland (mit Ausnahme der fast öden Nordgouvernements) befindet sich bis jetzt trotz der allgemeinen Beruhigung, von der der Minister-Präsident Stolypin so viele Male gesprochen hat, in dem Zustand der verschärften oder der außerordentlichen Bewachung. Manche Ortschaften stehen bis jetzt noch unter dem Kriegsgesetz. Was bedeutet alles das? Das bedeutet, daß jeder Gouverneur oder General-Gouverneur in seinem Bezirk eine unumschränkte Gewalt bekommt, sogenannte „obligatorische Verordnungen" herauszugeben, die sich auf alle Lebenserscheinungen beziehen können. Was für Folgen kann man unter solchen Umständen von einer Interpellation erwarten? Jeder Beamte kann sich auf sein Recht beziehen, kann erklären, daß unter anderen Umständen er die Ruhe in der ihm untergestellten Gegend nicht garantieren kann. Außerdem, kraft des Artikels 59 des Duma-Statuts können die Minister der Duma auch überhaupt keine Antwort geben, und die Duma hat absolut keine Mittel, den entsprechenden Beamten wegen Gesetzesverletzung vor Gericht zu stellen.

Das dritte Recht der Volksvertretung besteht in der Bewilligung des Budgets. Die Duma besitzt aber kein Recht, die oder andere Punkte aus dem Budget einfach auszustreichen. Um diejenigen Ausgaben, die ihr ganz überflüssig scheinen, aus dem Etat auszustreichen, muß sie einen neuen Gesetzentwurf ausarbeiten, ihn durch alle Instanzen durchführen, und dann erst wird diese Ausgabe entweder bestätigt oder aufgehoben. Außer dieser Forderung, die praktisch die Verminderung der Ausgaben

ganz unmöglich macht, existieren noch andere Beschränkungen. So kann die Volksvertretung die Zahlung der Staatsschulden weder aufheben noch vermindern; die Kredite des Ministeriums des Kaiserlichen Hofes in den Grenzen des Etats vom Jahre 1906 werden von der Volksvertretung gar nicht geprüft; die außerordentlichen Kredite für die Kriegsbedürfnisse werden auch ohne Duma von der höchsten Gewalt allein bestätigt. Angesichts aller dieser Punkte hat man den russischen Etat in zwei Teile geteilt: einen „gepanzerten", der wie durch einen undurchdringlichen Panzer vor den Geschützen der Duma verschlossen ist, und einen „ungepanzerten", der auf die oder jene Weise der Duma zugänglich ist.

Die russische Volksvertretung besteht, wie gesagt, aus zwei Kammern: der Reichsduma, die durch indirekte und geheime Wahlen von der Bevölkerung gewählt wird, und dem Reichsrat. Ein Gesetz wird zur Unterschrift des Kaisers nur dann vorgelegt, wenn es von beiden Kammern angenommen ist. Nun ist aber der Reichsrat kein rein gewähltes Institut; zur Hälfte wird er gebildet aus den vom Kaiser ernannten Mitgliedern, die alle zum höheren Beamtentum gehören, zur anderen Hälfte von den gewählten Vertretern der Semstwos, der Universitäten, der Adelsgenossenschaften, der höheren orthodoxen Geistlichkeit, der Akademie der Wissenschaften, der Handels- und Manufakturkomitees, der Börsenkomitees und der kaufmännischen Verwaltungen. Wie man sieht, gehören auch die meisten gewählten Mitglieder zu den höheren adeligen und kaufmännischen Klassen. Schon ihrer Natur nach müssen fast alle diese Leute in ihren politischen und sozialen Ansichten konservativ gestimmt sein. Die progressiven Elemente des Reichsrats gehören fast nur zu den Vertretern der Universitäten und einiger Semstwos und bilden da eine ganz unbedeutende Minderheit. Die erste Duma, die trotz aller ihrer taktischen Fehler doch den einzig richtigen Weg für die Erneuerung des russischen Lebens anzeigte, verstand sehr gut, daß mit so einem Mitarbeiter kein einziges progressives Gesetz ins Leben geführt werden kann. Deswegen stellte sie in ihrer Adresse an den Zaren als eine der ersten Forderungen die Beseitigung des Reichsrats aus der Gesetzgebung. Die fast fünf Jahre, die seitdem verflossen sind, zeigten mehr als in einem Falle, daß die ersten Vertreter des russischen Volkes Recht hatten. Kein einziges von der Duma ausgearbeitetes Gesetz ist im Reichsrat ohne Veränderungen geblieben. Man hat mit vollem Rechte die ganze Tätigkeit des Reichsrats als eine Obstruktion der Duma bezeichnet. Die

Rechte, die die Duma besitzt, werden vom Reichsrat soviel wie ganz annulliert. In der letzten Zeit droht sogar diese beständige Obstruktion des Reichsrats einen ernsten Konflikt zwischen beiden Kammern hervorzurufen, der entweder zu einer Renovierung des Reichsrats im liberalen Sinne oder zu einer Auflösung der Duma führen soll. Letzteres scheint bei der allgemeinen politischen Richtung der Regierung viel wahrscheinlicher zu sein.

Das sind alle diejenigen Elemente, die zu den konstitutionellen zugerechnet werden können und die uns erlauben könnten, die russische Staatsordnung als konstitutionelle Monarchie zu bezeichnen. Diese Elemente können natürlich nicht sehr umfangreich genannt werden; im allgemeinen sind sie aber nicht minder als die Rechte der preußischen oder der japanischen Volksvertretung, in manchen Hinsichten sogar progressiver als sie.

Wenn aber das russische Staatsgrundgesetz und die höheren gesetzgebenden Institute wenigstens einen konstitutionellen Schatten besitzen, so kann von der vollführenden Gewalt sogar das nicht gesagt werden. Und hier liegt eben die Eigentümlichkeit der russischen Verfassung. Die vollführende Gewalt steht in Rußland höher als die gesetzgebende. Trotz der klarsten Paragraphen des Staatsgrundgesetzes, das bloß drei Elemente der Gesetzgebung kennt, — die Reichsduma, den Reichsrat und den Kaiser — existiert tatsächlich noch ein viertes Element, ohne Zuwilligung dessen kein Gesetz ins Leben eingeführt werden kann. Dieses vierte Element ist das Beamtentum.

Die langjährige Willkür, die in Rußland geherrscht hat, hat einen ganz eigentümlichen Typus des Beamten ausgearbeitet, dem jede Ehrfurcht vor dem Gesetz fern liegt. Das ist der charakteristische Zug des russischen Beamten vom Minister bis zum niedrigsten Polizeiagenten. Das Gesetz ist für sie etwas ganz Nebensächliches. „Ich spreche mit Ihnen ernst, und Sie führen mir die Gesetze an," sagte neulich ein Gouverneur seinem Sekretär, als der ihm die Gesetzwidrigkeit seiner Maßnahmen zu zeigen versuchte...

Unter den vielen Artikeln des russischen Staatsgrundgesetzes gibt es einen, der der Willkür der bureaukratischen Regierung ein besonders weites Feld geben kann. Es ist Artikel 87, der so lautet: „Wenn während der Unterbrechung der Tätigkeit der Duma außergewöhnliche Umstände die Notwendigkeit einer Maßnahme hervorrufen, die im Wege der Gesetzgebung erledigt werden muß, so wird der Ministerrat hierüber un-

mittelbar bei dem Kaiser vorstellig. Diese Maßregel darf jedoch weder bezüglich der Staatsgesetze, noch des Reichsrats- und Duma-Statuts, noch der Wahlgesetze zum Reichsrat oder zur Duma Aenderungen treffen. Eine solche Maßregel tritt außer Kraft, wenn von dem zuständigen Minister nicht im Laufe von zwei Monaten nach der Wiederaufnahme der Tätigkeit der Duma ein der getroffenen Maßnahme entsprechender Gesetzentwurf eingebracht wird, oder wenn ihn die Reichsduma oder der Reichsrat nicht annehmen." Es bedarf keiner Erläuterung, um zu sehen, wie große Rechte dieser Artikel in die Hände der vollführenden Gewalt gibt und wie er die gesetzgebende Gewalt der Volksvertretung beschränkt. Kraft dieses Artikels wurden zwei Gesetze von größter Wichtigkeit durchgeführt. Eines von ihnen hat einigen Hunderten von russischen Leuten das Leben gekostet. Das war das berühmte Gesetz von den Feldgerichten.*) Das andere Gesetz betraf die wichtigste Frage des russischen Lebens — die Agrarfrage, die zugunsten des herrschenden Adels und im vollen Widerspruch mit den Ansichten der besten Kenner des russischen Volkslebens gelöst wurde.

Derselbe Artikel 87 enthält einen Punkt, kraft dessen die Wahlgesetze zur Duma nicht vom Kaiser allein geändert werden können. Am 3./16. Juni 1907 erfolgte gleichzeitig mit der Auflösung der zweiten Duma ein kaiserlicher Erlaß, der ein neues Wahlgesetz veröffentlichte, da „infolge der Neuheit der Sache, wie es im Manifest steht, und der Unvollkommenheit des alten Wahlgesetzes die gesetzgebende Institution sich aus Mitgliedern zusammensetzte, die nicht die wahren Interpreten der Bedürfnisse und Wünsche des Volkes waren". — „Von Gott, dem Herrn, ist Uns die Kaiserliche Gewalt über unser Volk anvertraut worden. Vor seinem Thron werden Wir die Schicksale Rußlands verantworten." So endigt das Manifest.

Dieser „Staatsstreich vom 3. Juni", wie man ihn nennt, war hauptsächlich gegen die Bauern, die städtischen Arbeiter und die Intelligenz gerichtet. Seine wahren Ursachen lagen darin, daß die zweite Kammer ein den Ansichten der herrschenden Adelsklasse diametral entgegengesetztes Agrargesetz vorgeschlagen hatte.

Bei einem solchen Benehmen gegen das Gesetz seitens der höchsten Gewalt selbst kann natürlich auch kein anderes Benehmen von den ihr

*) Die Feldgerichte funktionierten vom 20. August 1906 bis zum 19. April 1907; während dieser Zeit wurden von ihnen 1144 Personen zum Tode verurteilt und hingerichtet.

untergestellten Behörden erwartet werden. Deswegen braucht man sich gar nicht zu wundern, daß das moderne Rußland in inneren Angelegenheiten keinesfalls als ein einheitlicher Staat angesehen werden kann.

Die Macht der Gouverneure, die die Spitze der Lokalverwaltung bilden, ist auch den ordnungsmäßigen Gesetzen nach sehr umfangreich, bei der jetzigen Herrschaft der außerordentlichen Gesetze haben sich die Gouverneure bei der oben erwähnten Tendenz der russischen Beamten in wahre provinziale Selbstherrscher verwandelt. Und dieser Umstand macht nicht nur den gewöhnlichen Bürgern, sondern manchmal auch der zentralen Regierung viele Schwierigkeiten. Früher habe ich schon gesagt, daß bei außerordentlichen Zuständen die Gouverneure die Macht besitzen, sich durch ihre „obligatorischen Verordnungen" in alle Lebensangelegenheiten einzumischen. Sie haben das Recht, Handels- und Industrie-Unternehmungen zu schließen, auf die Zeitungen, deren Richtung ihnen unangenehm ist, hohe Geldstrafen zu legen, die Redakteure für eine bestimmte Zeit zu verhaften oder sie aus dem Gouvernement fortzuschicken; sie haben das Recht, öffentliche und private Versammlungen zu verbieten, Gesellschaften und Vereine zu schließen, einzelne Personen, die ihnen als „politisch verdächtig" scheinen, aus dem ihnen untergestellten Gebiete zu entfernen usw. usw. Alles das hat dazu geführt, daß Rußland gegenwärtig ein Land darstellt, in welchem eigentlich keine fürs ganze Reich einheitlichen Gesetze funktionieren. Jedes Gouvernement stellt für sich ein kleines abgesondertes Reich dar. Das, was in einem Gouvernement erlaubt ist, ist im anderen streng verboten und umgekehrt. Alles hängt von der Laune des Gouverneurs ab. Heute kann er das erlauben, was er noch gestern streng verboten hat, oder das, was er morgen wiederum verbieten wird. Im allgemeinen macht das jetzige Rußland den Eindruck einer bunten Bettdecke, die aus einer Menge von verschiedenfarbigen Lappen zusammengenäht ist.

Das russische Gesetz fordert von jedem russischen Untertan auch gegenwärtig noch die Angehörigkeit zu einem bestimmten Stande. Solcher gibt es in Rußland sechs. Die größte Masse des russischen Volkes bilden die Bauern, die im eigentlichen Rußland 84 %, im ganzen russischen Reich 77 % der Bevölkerung ausmachen; dann kommen die Kleinbürger, die den niedrigsten Stand der städtischen Bevölkerung bilden, zu ihnen gehören insgesamt 11 % der Bevölkerung des russischen Reiches; auf die Kleinbürger dem Prozentsatz nach folgt der Adel, der 1,5 % der gesamten Bevölkerung einnimmt; die Ehrenbürger und die

Kaufleute sowie die Geistlichkeit bilden je 0,5 % der Bevölkerung. Außerdem gibt es 2,5 % Kosaken und gegen 6,5 % von Fremdvölkern, die zu keinem von den genannten Ständen zugerechnet werden können und eine ganz besondere Stellung in der russischen Gesetzgebung einnehmen. Diese ständische Teilung ist für die Gesinnung des modernen intelligenten Russen etwas ganz Fremdes. Im gesellschaftlichen Leben spielt sie gar keine Rolle, so daß man in Rußland nicht selten Leute treffen kann, die nur aus ihrem Paß wissen, welchem Stande sie angehören, und gar nicht sagen können, was für Vorrechte ihnen dieser Stand gibt.

Aber im Staatswesen spielt diese Teilung bis jetzt eine große Rolle. Der erbliche Adel genießt im Vergleich mit anderen Ständen viele Vorrechte und zeigt natürlich keine Tendenz, auf diese Vorrechte zu verzichten.

Der Adel war immer ein Herzenskind der Regierung, was uns auch gar nicht wundern soll, denn die Regierung besteht ja ausschließlich aus Edelleuten, und der Zar selbst wurde manchmal als „erster Edelmann des russischen Reiches" bezeichnet. Viel Geld wurde vom Staate dafür geopfert, um diesen Stand vor dem Untergang zu retten, der ihm nach der Aufhebung der Leibeigenschaft drohte. Es ist deswegen auch nicht wunderbar, daß in den Perioden der umfangreichen politischen und sozialen Reformen, wie es in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war, und wie es gegenwärtig ist, der Adel immer eine Opposition zu diesen Reformen bildete. Während der Revolution haben fast alle Adelsgesellschaften sich gegen die repräsentative Verwaltung ausgesprochen. Später haben sie sogar zum besseren Kampfe gegen die Verfassung ein besonderes Organ geschaffen — den „Kongreß des vereinigten Adels" —, der einen großen Einfluß auf die Regierungspolitik der letzten Jahre ausübte.

Was die kaufmännischen und die kleinbürgerlichen Selbstverwaltungen anbetrifft, so spielen sie keine Rolle in der Politik und zeigen auch keine bemerkenswerte Tendenz, so eine Rolle zu spielen. Die bäuerliche Selbstverwaltung wird streng von den Regierungsagenten überwacht und befindet sich vollständig in ihren Händen.

Seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts existiert in Rußland lokale Selbstverwaltung, die keinen ständischen oder richtiger gesagt den allständischen Charakter hat. Das ist die sogenannte Semstwoselbstverwaltung, die in Gouvernements- und Kreis-Semstwos eingeteilt ist. Die Semstwos entstanden im Jahre 1864 nach der Aufhebung der Leibeigenschaft. Es war gerade zu der Zeit, als nach der kurzen Periode

der liberalen Reformen die Reaktion wiederum ihre Kräfte zu sammeln anfing. Die Semstworeform Alexanders II. gehört zu denjenigen Reformen, an denen man sehr gut den doppelten Standpunkt der Regierung bemerken kann. Von der einen Seite scheint es, als ob die Regierung den liberalen Strömungen der Gesellschaft Recht geben will, von der anderen aber sieht man, daß sie mit allen Kräften die alten Traditionen der russischen Selbstherrschaft aufrechtzuerhalten strebt. Erstens wurde die Selbstverwaltung nur in 34 altrussischen Gouvernements eingeführt; die südwestlichen Gouvernements, Polen, Litauen und Sibirien, haben sie nicht erhalten, besitzen sie in vollem Umfange auch bis jetzt nicht. Zweitens wurde auch hier, wenn auch gut maskiert, das ständische Prinzip und die strenge Beaufsichtigung durch die Regierung durchgeführt. Aber, wie dem auch sei, war es doch ein großer Schritt vorwärts. Während der langen Jahre der Reaktion waren die Semstwos fast das einzige Institut, wo man manchmal die Stimme eines freien Bürgers hören konnte. Die Semstwos waren trotz ihrer vielen Mängel und trotz der Verfolgungen durch die Regierung der wahre Hort des russischen Liberalismus. Hier entstand die erste organisierte liberale Partei, von hier kamen an den Thron offene Forderungen einer Verfassung. Die Arbeit, die die Semstwos ausgeführt haben, war kolossal, und wenn auch jetzt noch eine größere Arbeit bevorsteht, so ist die Schuld daran nicht auf die Semstwos zu legen. In den Semstwos haben die russische Gesellschaft und das russische Volk gezeigt, daß sie trotz aller Schwierigkeiten und Einschränkungen doch eine große Arbeit zu machen imstande sind und für eine umfangreiche Selbstverwaltung die Reife erreicht haben. Vor der Einführung der Semstwos existierten in den Dörfern fast gar keine Schulen, Bibliotheken und Krankenhäuser, niemand sorgte für Wegebau, Versicherungswesen und für die Hebung der Landwirtschaft. Alles das mußten die Semstwos ganz von Anfang an schaffen. Aber vielleicht die größte Tat der Semstwos war die statistische Erforschung des russischen Bauernlebens. Wenn wir uns jetzt ein genaues Bild des russischen Bauernlebens machen können, wenn wir die politischen und sozialen Ansichten der Bauern, sowie ihre materiellen und geistigen Bedürfnisse streng wissenschaftlich begründen können, so müssen wir in vielen Hinsichten den Semstwos dafür Dank abstatten.

Zur Ausführung ihrer Funktionen, die sehr viele Fragen des lokalen Wohlstandes umfangen, haben die Semstwos das Recht der Auflage und Verteilung von Steuern.

Um die Schwierigkeiten, die die Semstwos bei jedem Schritt ihrer Tätigkeit zu überwinden hatten, genauer zu zeigen, muß dieses Recht charakterisiert werden. Bei der allgemeinen Tendenz der russischen Regierung, den russischen Untertanen möglichst wenig zuzutrauen, ist es selbstverständlich, daß die Kompetenz der Semstwos in dieser Hinsicht immer sehr beschränkt wurde. Außerdem legte der Staat die Erfüllung vieler Staatsbedürfnisse auf die Semstwos; dabei wurde die Erfüllung dieser Staatsbedürfnisse als obligatorisch anerkannt, so daß die Semstwos nur den Rest ihres schon an und für sich mäßigen Budgets auf ihre unmittelbaren Bedürfnisse verbrauchen konnten. Und zu diesen gehörten so wichtige Fragen, wie Volksbildung, Volksmedizin, Wegebau usw. Die Interessen des Großgrundbesitzes, des Handels und der Industrie wirkten auch stark auf die Struktur der Semstwofinanzen. Die Hauptquelle der Semstwoauflagen war Grund und Boden (52,8 %), aus protektionistischen Gründen war die Auflage der Handels- und Industrie-Unternehmungen sehr beschränkt (10,15 %). Die Folge davon war daß während der Agrarkrise der letzten Jahre die Semstwos einen großen Teil von ihren Einkünften verloren haben, und viele von ihnen waren gezwungen, das Programm ihrer Tätigkeit, insofern es nicht die Befriedigung der Staatsbedürfnisse anbetraf, stark zu verkürzen.

Das Wahlsystem hat auch eine große Wirkung auf die Semstwofinanzorganisation ausgeübt. Die Vorherrschaft in den Semstwos besitzen die Großgrundbesitzer (adelige Grundbesitzer bilden 53,5 % aller Semstwoabgeordneten, nichtadelige Grundbesitzer 15,6 %; die übrigen 30,9 % bilden die Vertreter der Bauern). Deswegen wurde ihr Grund und Boden viel niedriger taxiert, als der der Bauern, und die Steuern fielen hauptsächlich auf die Bauernmasse. Dabei zahlten auch die größten Grundbesitzer sehr oft gar nichts für die Semstwos, und weder die Semstwoausschüsse, noch die Polizei konnten mit ihnen etwas machen. Wenn ich noch hinzufüge, daß die Regierung alle Bemühungen der Semstwos um Staatskredit immer abwies und daß die Gouverneure ihr Vetorecht im höchsten Grade ausnützen, so wird es genug sein, um ein annäherndes Bild von den Schwierigkeiten, welche die Semstwos zu überwinden hatten, zu bekommen.

Ich habe versucht, ungefähr alles Wichtigste von russischen Gesetzen, wie sie auf dem Papier stehen, und wie sie im Leben durchgeführt werden, darzustellen. Wenn wir jetzt alles das zusammenzufassen versuchen, so

werden wir kaum eine passende juristische Benennung für den russischen Staat finden können. Von der einen Seite ist dies zweifellos eine konstitutionelle, von der anderen eine ebenso zweifellos absolute Monarchie. Es ist ein buntes Gemisch von alten selbstherrischen Traditionen und von neuen konstitutionellen Strebungen. Deswegen ist auch nicht zu verwundern, daß der offizielle Gothasche Almanach einen ganz neuen Ausdruck für die russische Staatsordnung schaffen sollte; da steht es, daß Rußland ein konstitutionelles Kaisertum ist mit einem absoluten Monarchen an der Spitze. Da hat man endlich das Unvereinbare vereinigt. A. B.

Lebensschule und Schulleben

Weitere Antworten auf unsre Rundfrage.

M. d. R. August Pauli:

Ihr wertes Schreiben mit der Ueberschrift „Lebensschule und Schulleben" habe ich erhalten und ich erlaube mir, dazu folgendes anzuführen:

Wir leiden an dem Drange nach Ueberbildung. Ein Vater, der kleiner Beamter ist, sucht dahin zu streben, daß der Sohn es besser haben soll wie er, er läßt seinen Sohn hohe Schulen besuchen, und wenn derselbe dort auch nur mittelmäßige Fortschritte macht, so daß er mit Not und Mühe das Abiturium macht, so muß er studieren. Mit den größten Entbehrungen seitens der Eltern werden die mit dem Studium verbundenen Kosten aufgebracht, angestachelt von der Aussicht, daß der Sohn nach bestandenem Examen eine gute Stellung bekommt, die ihn in die Lage setzt, nicht nur seine eigene Existenz selbst zu bestreiten, sondern auch die inzwischen alt und schwach gewordenen Eltern zu unterstützen. Nun setzt das Elend erst recht ein. Der Sohn mag dies oder jenes Studium ergriffen haben, in keinem Fach wird er sogleich nach bestandenem Staatsexamen so hohe Einkünfte haben, daß er sich selbst davon erhalten kann. Die Eltern haben jedoch das Letzte für den Sohn geopfert, sie können nichts mehr aufbringen. Es werden Schulden gemacht von seiten der Eltern wie auch von dem Sohn, die man glaubt, später, wenn der Sohn Einkommen hat, wieder abzahlen zu können, dazu kommt man aber in den seltensten Fällen und das Elend tritt ein. Der Sohn, der nun glaubt, mit seiner abgeschlossenen akademischen Bildung könne es ihm ja nicht fehlschlagen, eine seiner Bildung entsprechende Existenz zu gründen, findet nichts; ist er Arzt, so muß er eine Praxis gründen, das Gleiche

Jacopo Palma der Aeltere:
Die drei Schwestern
(Galerie Dresden)

gilt, wenn er sich als Rechtsanwalt niederläßt, immer wird er noch längere Zeit aus seiner eigenen Tasche leben müssen, und wenn diese Mittel fehlen, dann ist er nicht in der Lage, sich zu erhalten. Ein großer Mißmut tritt bei ihm ein und geht bald zur Gleichgültigkeit über, er sinkt immer mehr und das akademische Proletariat hat ein Mitglied mehr.

Auch beim Handwerkerstande ist es zum großen Teil nicht viel anders, viele Handwerksmeister halten den Sohn für zu schade für das Handwerk, er soll Beamter werden, es wird dabei ganz übersehen, daß das Handwerk auch guten Nachwuchs haben muß und daß gerade befähigte und geweckte Leute für das Handwerk taugen, wenn sie es im Handwerk zu etwas bringen wollen. Gute Schulbildung und Fachausbildung ist dabei ganz besonders nötig. Leider bestimmt in vielen Fällen der Handwerker seinen Sohn nur dann für das Handwerk, wenn derselbe in der Schule nicht vorwärts gekommen ist, dann ist er für das Handwerk noch gut genug. Die Ueberfüllung unserer Hochschulen und die damit geschaffene Situation, daß eine Unzahl von akademisch Gebildeten umherlaufen, die keine Existenz finden, ist ein Krebsschaden in unserem deutschen Vaterlande, den man nicht unterschätzen darf, hieran hat auch die Regierung einen Teil der Schuld, denn für die subalternsten Stellen wird schon das Abiturium verlangt, und daneben sitzt der Militäranwärter in gleicher Stellung mit Volksschulbildung und leistet dasselbe, manchmal noch mehr.

Ihre Fragen beantworte ich demnach dahin:

1. Wir kranken im allgemeinen an einer Ueberwertung der Bildungsfragen.
2. Ich stelle mich dem Streben, auch die praktischen und liberalen Berufe mehr und mehr zu akademisieren, nicht sympathisch gegenüber.
3. Ich habe keine akademische Bildung genossen und bedaure diese Tatsache nicht. Mit akademischer Hochschulbildung wäre mein Lebensgang kaum ein größerer gewesen.

Ein Amtsrichter sagte mir einmal, ich hätte mein Abiturium durch die Praxis gemacht.

Lebensschule und Schulleben

Dr. Wilhelm Ruprecht, Verleger (Göttingen):

Die mir durch Ihr Schreiben vorgelegten Fragen beantworte ich folgendermaßen:

1. Ja. Ueber Förderung der formalen Bildung wird die praktische des Willens und Charakters vernachlässigt.

2. Ueber die tatsächlichen Erfolge der Handels- und ähnlicher Hochschulen habe ich keine Erfahrung. Ich würde es aber bedauern, wenn noch mehr solcher Hochschulen geschaffen würden, bevor ihre Wirksamkeit erprobt ist. Daß besonders strebsame junge Leute sie mit Erfolg besuchen, bezweifle ich nicht.

3. Ich bin erst nach abgeschlossener akademischer Bildung (Nationalökonomie) Verlagsbuchhändler geworden und bereue diesen Bildungsgang nicht. Aber ich sehe, daß in einem Berufe, der in steter enger Fühlung mit der Wissenschaft steht, die überwiegende Mehrzahl derjenigen meiner Kollegen und Freunde, deren Berufsleben für sie besonders erfolgreich und für die Allgemeinheit ersprießlich sich gestaltet hat, eine Hochschulbildung nicht genossen, ja vielfach eine höhere Lehranstalt nicht vollständig durchlaufen hat.

M. d. R. Kommerzienrat Bahn (Sorau):

Man wird die von Ihnen aufgestellten Fragen nicht allgemein und kategorisch beantworten dürfen. Ich verschließe mich zwar nicht der Tatsache, daß seit einiger Zeit in weiten Kreisen eine gewisse Bildungsmanie eingerissen ist und eine starke Neigung besteht, die Theorie und das Wissen allzu hoch einzuschätzen. Vor allem wird man hierbei auch den Drang der meisten Eltern beschuldigen müssen, ihre Kinder möglichst viel „lernen" zu lassen ohne Rücksicht auf die natürliche Begabung der Kinder und die wirtschaftliche Kraft der Eltern. Das an sich so notwendige Höherstreben greift auf diese Weise leider in zahlreichen Fällen an der falschen Stelle ein, weil die Eltern mehr die zu erringende äußere soziale Stellung, den Schein, im Auge haben als die Entwickelung der Begabung des Kindes zur

Höchstleistung seiner Kräfte. Auf solchem Wege entsteht das Bildungsproletariat und der Ueberfluß haltloser Existenzen in fast allen Berufszweigen.

Wenn man aber diese Begleiterscheinungen unserer gewaltig wachsenden Bildungsanstalten bedauert, so wird man gleichwohl nicht umhin können, anzuerkennen, daß solche Wirkungen sich nicht aus der Natur der Schulorganisationen ergeben. Ich bin vielmehr bereit, die Erweiterung der Bildungsgelegenheiten aufs Freudigste zu begrüßen. Es läßt sich nicht bestreiten, daß die Praxis durch die Theorie in hohem Grade befruchtet wird, reiches Wissen den geistigen Blick weitet und jede systematische Bildung eine feste Grundlage für die Berufstätigkeit schafft. Man muß Deutschland meines Erachtens dazu beglückwünschen, daß eine rasch wachsende Zahl von Männern, die an leitenden Stellen im praktischen Beruf stehen oder für solche Stellen bestimmt sind, instand gesetzt wird, die Berufsvertretung mit allem Rüstzeug moderner Bildung durchzuführen. Nicht die Zunahme der Bildungsanstalten darf man angreifen, wohl aber kann man Zweifel hegen, ob überall die richtige Verknüpfung von Schulen und Praxis gefunden, ob die innere Organisation des Unterrichts überall zweckmäßig und ob das Erforderliche getan ist, um die Schulen vor falschen Aspirationen der Schüler und ihrer Eltern zu bewahren.

Einer der erfolgreichsten Zigarrenfabrikanten:

Ihre Fragen glaube ich, wie folgt, beantworten zu müssen:

Zu 1. Der Wert einer vielseitigen Bildung kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Der praktische Wert, das ist die Verwendbarkeit der Bildung für den Gebildeten selbst und für die Allgemeinheit, wird dann illusorisch, wenn dieser Bildungsschatz sich im gleichen Maße vergrößert, wie die körperliche Leistungsfähigkeit eine Einbuße erleidet. Je gesünder der Körper ist, um so produktiver wird das Wissen, das Erlernte Verwertung finden können. Was nützt dem

Akademiker: dem Richter, dem Rechtsanwalt, dem operierenden Mediziner die profunde Gelehrsamkeit, wenn ihn in Momenten akuter Entscheidungen die Nerven im Stich lassen? Wären die Großtaten eines Bismarck ohne den überlegenen kraftstrotzenden Körper, ohne den Born der physischen Kraft, aus dem er in kritischen Situationen schöpfte, zu denken gewesen? Die vor nichts zurückschreckende Willenskraft war im wesentlichen ein Produkt der ungebrochenen physischen Kraft.

Man wird nur von einer geringen Anzahl, welche die Hochschule beziehen, und von einer noch kleineren derer, welche das Staatsexamen machen, sagen können, daß sie als eine ungebrochene Kraft zu bezeichnen sind. Sie lernen den weitaus überwiegenden Teil für das Examen, den weit kleineren für das Leben. Wenn man weiß, daß das Meiste gelernt wird, um es zu vergessen, warum wird es dann erst zum Schaden der Körperkonstitution, von deren Widerstandsfähigkeit der Erfolg für das Individuum und der Nutzwert für die Allgemeinheit abhängig ist, gelehrt? Nur ganz ungewöhnlich Begabte, also ganz Vereinzelte, vermögen den vielseitigen Lehrstoff der höheren Schulen und der Akademien ohne Schaden an Körperkraft und ohne Einbuße an geistiger Frische in sich aufzunehmen. Die verantwortlichen Anstaltsleiter, in soundsovielter Generation mit erblicher Mnemotechnik, behaupten das Gegenteil, aber sie sind genötigt, zwei Brillen aufzusetzen, um ihr Gegenüber zu erkennen, und da sie infolge der Ueberbürdung mit geistiger Arbeit für ihre Nerven nichts tun können, sind sie ängstlich wie ein hilfloses Kind, wenn sie allein über eine belebte Straße gehen sollen. Was nützt der reiche spiritus, wenn nur ein Wrack vom Körper ist geblieben! Und was wird aus der kommenden Generation? — Nur eine mens sana in corpore sano!

Die Frage ad 2. Freund, alle Theorie ist grau. Von weit größerem Wert als den einer akademischen kaufmännischen Hochschulbildung erachte ich die Erfahrungen, die sich der Kaufmann, der Fabrikant durch praktische Tätigkeit zu erwerben vermag. Nach meiner Erfahrung haben diejenigen

die größten Erfolge als Kaufleute, welche über die gründlichsten Warenkenntnisse verfügen und die Technik beherrschen, um die Rohmaterialien zu einem dem konsumierenden Publikum genehmen Fabrikat umzugestalten. Was das Publikum verlangt und braucht, lernt man nur durch eine vieljährige praktische Betätigung auf dem Warenmarkte und durch Beobachtung der Käufer kennen.

Die Frage ad 3. Eine akademische Bildung habe ich nicht genossen. Wohl habe ich ein Gymnasium und Realschule besucht, und die Kenntnisse fremder Sprachen, welche ich mir angeeignet habe, sind mir für meine kaufmännische Betätigung von großem Nutzen gewesen. Daß meine Erfolge, ich beschäftige ein Personal von etwa siebenhundert Leuten, durch Ergänzung einer akademischen Bildung größer geworden sein würden, bezweifle ich. Ich kann mir nicht denken, daß mir eine akademische Bildung über die Schwierigkeiten hinweggeholfen hätte, welche durch ungünstige Ernteergebnisse der Rohprodukte und durch Eingriffe des Staates herbeigeführt sind in Form von Belastung durch Zoll und Steuern, welche etwa fünfzig Prozent des Warenwertes gleichkommen. Nur die Ausnützung der Erfahrungen einer mehr als dreißigjährigen fachmännischen Tätigkeit vermochte unter dem Druck einer solchen anormalen Belastung mir und meinem Personal die Existenz zu erhalten.

Franz Servaes:
Der Sprung ins Leben.
Ein Wiener Nachtstück.

Es war der Poldi Haspinger gar nicht recht, daß sie bei der kranken kleinen Gretel Baumann die Nacht hindurch wachen sollte. Aber die Mutter hatte es so befohlen und da gabs keine Widerrede. Die Mutter war mit der Frau Baumann befreundet, und weil die Frau Baumann außerhalb Wäsche hatte, und deshalb nicht zu Hause sein konnte, so sollte die Poldi ihr den kleinen Liebesdienst erweisen und die kleine Gretel nachts beaufsichtigen. Das war gewiß schrecklich fad, und um nicht vor Langeweile zu sterben, hatte die Poldi ihre jüngere Freundin Mizzi Schaffner bewogen, ihr in der Baumannschen Wohnung Gesellschaft zu leisten. Die Mizzi war ein gutes liebes Ding von vierzehn Jahren, etwas blaß und verträumt, doch sehr angenehm zum Plauschen. Die war also mitgekommen, und nun saßen die beiden Mädchen am Bett der schlummernden Gretel und wußten nicht recht, was sie anfangen sollten.

Durchs offne Fenster lugte die blaue kosende Frühlingsnacht herein, und von der Straße her kam ein lebhaftes Gesumme und Gekicher. Es war kurz vor zehn Uhr, die Hausbesorger hatten die Tore noch nicht gesperrt, wer konnte, war im Freien und genoß die schöne laue Luft. Poldi und Mizzi legten sich ins Fenster und lauschten begehrlich hinunter. Leise raschelte der Wind in den jungen Zweigen der Bäume, die längs dem Donaukanal gepflanzt waren und unter denen die Menschen sich fröhlich ergingen. Schier belebter wars auf der Erdberger Lände als selbst am Tage. Jeder nützte noch die letzten Minuten vor Toresschluß. Die Buben hetzten sich mit den Hunden herum, die Nachbarsleute standen beieinander und klatschten ungeniert, Pärchen wandelten nahe dem Donaukanal vertraulich auf und ab. Und da saß auch die Rosi mit ihrem Friseurgehilfen auf einer Bank, in zärtlichem Getuschel, und tat so stolz und selig. Poldi stieß Mizzi an und wies auf die Bank hinuter. Ach, die Rosi, die brauchte sich wahrlich nicht so großartig zu haben. Wimmerln hatte sie

im Gesicht und obendrein Schweißfüß. Ob die der Franzl denn nicht roch? War doch ein fescher Bursch und konnte jeden Tag eine andere haben! Und drüben die Anna mit dem Rudi. Daß die einander noch nicht über hatten! Die gingen doch schon im dritten Jahr miteinander, und ans Heiraten war nicht zu denken. Heute, i bitt' schön, bei die Verhältnisse! Wer konnte denn heute überhaupt noch ans Heiraten denken? Aber eine Unterhaltung mußte der Mensch haben, das war die Hauptsach'. „Ach, wir haben a scheene Unterhaltung. Müssen hier bei dem Fratzen sitzen und aufpassen. Wird einem ja die Zeit lang. Geh, Mizzerl, erzähl was!" Und Mizzerl erzählte. Sie wußte immer allerhand. Aber es war nicht das Rechte. Mizzi sah noch mit Kinderaugen in die Welt. Ihre Phantasie ging schnuppernd um bald harmlose, bald gruselige Dinge. Sie spürte noch nicht recht das „Große", worauf es ankam. „Mizzerl, weißt nix von Liebesgeschichten?" Oh, auch von Liebesgeschichten. Aber nun war's erst recht gefehlt. Und Poldi mußte sich dazu herbeilassen, ihr ein wenig den Star zu stechen.

Sie waren grade im besten geheimnisvollen Getuschel, als die Tür aufging und plötzlich Frau Baumann ns Zimmer trat. Gottseidank, sie hatte heute Nacht frei bekommen. Die Frau Hofrätin hatte sich anders besonnen und sie nach Haus geschickt. Nächste Woche erst sollte gewaschen werden. Nun konnte Frau Baumann selbst eim Gretel bleiben. Und vielen Dank auch den beiden Fräulein für ihre Freundlichkeit, und es war nun nicht mehr nötig. Sie onnten heimgehn und schlafen. Und jede sollte auch die Mutter schön grüßen.

So waren Poldi Haspinger und Mizzi Schaffner wider Erwarten plötzlich entlassen. Sie standen nun auf der Erberger Lände und lachten verdutzt einander ins Gesicht. Die Turmuhr schlug grade dreiviertel elf. Eine recht schöne Zeit zum Schlafengehen. Warum nicht gar — zum Schlafengehen? Die Poldi lachte laut aus vollem Halse. Ah was, heut Nacht würden sie überhaupt nicht schlafen gehen. So eine schöne Gelegenheit, einmal seine Freiheit zu genießen! Die kam sobald nicht wieder. Kein Mensch erwartete sie zuhause. Das sollte amal a rechte Hetz werden. „Komm, Mizzi, drah'n m'r!"

Mizzi erschrak zuerst. Aber die resolute Poldi packte sie fest unter den Arm und zog sie mit sich fort. Da gab's keinen Widerstand. Und war denn die Aprilnacht nicht wunderschön? Ueberall roch es so herrlich in der Luft, von Duft und jungen Blüten war alles wie übergossen, die Säfte der Erde kochten und gährten, ein Wispern und Raunen wie von

unendlichen Versprechungen erfüllte den Himmelsraum. Und unten im rieselnden Wasser wiegte sich der Mond. Ueber tausend winzige, unabsehbar herbeiströmende Wellchen schüttete er sein tanzendes Licht. Das zitterte hervor aus schwarzen Finsternissen. Das kroch so geheimnisvoll von oben nach unten, von unten nach oben. Lag silbern auf dunkeln Dächern und grünlich-weiß über langen Häuserfronten. War überall, wohin das Auge traf. Und huschte soeben neckisch auf Poldis Nasenspitze und keckes Kinn. Ein kullerndes Lachen perlte aus Mizzis Kehle. Sie fiel der Poldi um den Hals und küßte sie wie närrisch ab. „Du bist mir a großartiges Madel! Jetzt wollen wir amal s t r a b a n z e n! Na, i bin schon riesig gespannt!"

Arm in Arm zogen die beiden Mädel selband. Immer den Donaukanal entlang. Schon hatten sie die Sophienbrücke überschritten und strebten jetzt, den Schüttel hinunter, den Pratergründen u. Kaum ein Mensch begegnete ihnen in diesen einsamen Gegenden. Große, aufgeschüttete Haufen von Pflastersteinen, die dämmerhaft dalagen, schränkten ihren Weg, und das Dunkel einer Eisenbahnbrücke warf einen breiten Schatten quer vor sie hin. Sie drängten sich eng aneinander und schritten schweigend fürbaß. Es war doch ein sonderbares Gefühl, so zum ersten Mal und mutterseelenallein in die wilde Nacht hinauszuwandern, unkundig der Dinge, die da kommen sollten. Selbst Poldi fühlte etwas wie eine Kühle über d) gehen und solch ein eigentümliches Wippen in den Knien. Doch derlei Schwachheiten durften sie nicht anfechten. Sollte sie, mit ihren bald sechzehn Jahren, noch immer wie ein Kind sich zurückhalten lassen? Die Mutter war so streng und altmodisch. Die wollte nichts davon wissen, wie einem jungen Mädel ums Herz war. Poldis sämtliche Freundinnen hatten schon was erlebt, nur sie noch nicht. Und all ihr Geld, das sie mit der Schreibmaschine sauer verdiente, mußte sie regelmäßig zuhause abliefern. Kaum, daß sie mal ein paar Krönlein heimlich zurückbehielt. Sollte das ewig so fortgehen? Nein, heute Nacht wollte sie mal einen Sprung ins Leben wagen — mochte kommen, was da wollte. Hu, es kribbelte schon in ihr!

Weit zaghafter war der bleichsüchtigen Mizzi zu Mute. Ihr Räuschlein war schon wieder verflogen, und sie wäre am liebsten umgekehrt und züchtiglich zu Stall gekrochen. Nur daß sie vor der gar so energischen Poldi sich schämte. Sie durfte doch nicht zeigen, daß sie so wankelmütig war. Nein, eher noch von einem Plattenbruder sich totstechen lassen, als die Freundin treulos im Stich lassen! Mizzi, die tagsüber in ein feines

Haus ging, um Silber zu putzen und die Kinder in den Stadtpark spazieren zu führen, war eine Leseratte und ganz angefüllt mit romantischen Vorstellungen. Daheim bekümmerte man sich wenig um sie. Die Stiefmutter hatte für ihre eignen Kinder zu sorgen und war überdies putzsüchtig, und der Vater war den ganzen Tag auf der Arbeit. So konnte Mizzi im allgemeinen tun, was sie wollte. Aber sie dachte noch an nichts Unrechtes. Sie war die richtige „Trauminet“ und mußte immer irgendwo Anlehnung suchen. Jetzt war die Poldi Haspinger ihr Schwarm, weil die so fesch und beherzt war. Für die Poldi ging sie durchs Feuer. Mochte die sie heute hinführen, wohin sie wollte: Mizzi Schaffner ging mit, und sei's auch mitten in den Rachen der Hölle.

Jetzt waren sie schon bis zur Aspernbrücke gekommen und bogen ein auf den Franz Josef-Kai, der hellerleuchtet dalag im Glanz der Bogenlampen. Hinter gelb herausgeschnittenen Kaffeehausfenstern bewegte sich ein schattenhaftes Leben. Elektrische Wagen sausten einher, begegneten einander und machten ein lärmendes Geläute. „Unheimliches“ gab es hier gar nicht mehr. Das Großstadtleben streckte lachend seine Fangarme aus, und leichtherziges Lachen schwirrte gaukelnd vorüber. Der Poldi Augen fingen Feuer, und die Mizzi atmete erleichtert auf Sie hakten die Arme auseinander und verlangsamten würdig ihre Schritte. Die Augen ließen sie neugierig umherwandern. Alles hier a ld) einen Vorgeschmack entzückender Erlebnisse!

Immer gemächlicher schlenderten die beiden Mädchen ein er. Mizzi verträumt, Poldi voll schnaischer Anschläge. Am liebsten hätte sie jedem Liebespaar, das in den Kaianlagen auf umdunkelter Bank die Köpfe zusammensteckte, lustig einen Possen gespielt. Blicke, die sie auffing, gab sie munter zurück. Und als gar ein „einschichtiger“ Herr sich umkehrte und hinter den beiden Mädchen herging, da pochte der Poldi Herz bis zum Zerspringen. Immer näher kam der Herr — jetzt streifte er Poldis Gewand — jetzt spürte sie seinen Atem — und richtig, jetzt flüsterte er ihr verstohlen was . Darauf tat die Poldi aber etwas, was sie eine Sekunde vorher noch nicht im entferntesten beabsichtigt hatte. Sie trat entrüstet einen Schritt zurück und schleuderte dem kecken Verfolger einen vernichtenden Tugendblick zu. Dieser, ein unerfahrener Student, knickte beschämt zusammen, lüftete stotternd den Hut und machte sich aus dem Staube.

So dumm hätte er nun doch grade nicht zu sein brauchen! Poldi nahm sich vor, ein künftiges Mal nicht so rasch sich einschüchtern zu lassen.

Die Mizzi aber war erstaunt.

„Wollte der Herr was?"

„Keck wollt' er werden, der tepperte Schlankl."

„Aber so was!"

Mizzi nahm wieder Poldis Arm. Diese Vorsichtsmaßregel erwies sich als angebracht. Bald hier bald da tauchte aus dem Dunkel ein Bewerber auf, schob sich vor, nistete sich heran und begann zu unterhandeln. Poldi gab schnippische stockende Antworten, und Mizzi drückte sich stumm immer enger an der Freundin Arm. Meist folgte dann eine spöttische Bemerkung des Herrn über die beiden „Unzertrennlichen". Der Annäherungsversuch aber wurde nach einiger Zeit als gescheitert betrachtet, und lautlos verschwand der Ritter im Dunkel. Etwas schwül wurde einem doch bei derlei Erlebnissen. Diese Mannspersonen, die sich wie Raubtiere heranschlichen, waren meist nicht geheuer. Da war einer, dessen glimmende Augen hatten etwas von einem Wolf; ein Anderer zischelte und spuckte höchst unappetitlich; ein Dritter gar wagte es, mit feuchtheißen Zitterhänden die Mädchen anzutasten. Ein Alter war das, und Poldi hieb ihm einen Tüchtigen über die geile Hand — worauf er so komisch-erschrocken davontrollte, daß die Verteidigerin unwillkürlich lachen mußte. Der armen Mizzi aber ging vor Schreck der Atem aus. Sie stand da mit offenem Munde und schnappte nach Luft. „Wolln ma net doch lieber —?" kam es dann schüchtern über ihre Lippen, und ihre Augen flehten wie die eines gewürgten Kaninchens. Aber Poldi kniff den Mund zusammen und sah die Freundin hart an. Nein, sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, diese Nacht mußte durchgebummelt werden. Da gabs kein Zurückweichen und keinen Pardon. Was einmal angefangen war, das sollte auch zu Ende geführt werden.

Mitternacht war vorüber. Die beiden Mädchen fühlten sich erschöpft und enttäuscht. Sie ließen sich in den Anlagen der Rossauerlände auf einer Bank nieder. Mizzi lehnte den müden Kopf an Poldis Schulter und schloß die Augen. Sie schlief nicht, denn ihr armes kleines Herz war voll Widerwillen und Verzagtheit. Doch zogen allerhand Traumbilder an ihrem Hirn vorüber. Sie sah sich als kleines Mädchen, zu Weihnachten, mit der Puppe auf dem Arm — dann stand sie unversehens am Sterbebett ihrer Mutter und hörte deren hinschwindendes Röcheln — und jählings keifte die Stimme ihrer jetzigen „Gnädigen" dazwischen, die sie auszankte, weil sie eine Schüssel mit Kompott hatte fallen lassen. Sie hatte vorher in die Schüssel den Finger hineingesteckt — ah, die Aprikosen

schmeckten gut — und sie kostete noch einmal — bums, da fiel die Schüssel hin. Es klirrte ungefähr, wie wenn der Klingelbeutel in der Kirche umgeht, und die Glocke des Priesters schallt zur Wandlung drüber hin, Weihrauchdüfte steigen auf, und die Herzen werden andächtig gepocht. Viele feine Kinderstimmen singen, das eingerostete Organ der Frau Godel meckert wonneselig dazwischen, des Vaters Grunzbaß brummt darunter her. Und sie selbst fühlt die Zuckerln, die sie der Tasche hat, und leckt sich heimlich die Finger ab, mitten im Ave Maria . . .

Poldi aber saß da mit gerunzelter Stirn, die Augen starr vor sich hingeheftet. Sie war bitterlich unzufrieden mit dem bisherigen Ergebnis der so froh begonnenen Bummelei. Natürlich, es war Ehrensache jetzt, durchzuhalten. Aber sie sah schon voraus, es würde nichts dabei herauskommen, als daß sie die Nacht im Freien kampierten und tüchtig frören. Schon jetzt wehte mitunter solch ein kühler Wind, vor dem Mond zogen Wolkenschleier zusammen, und zuguterletzt würde es wohl gar anfangen, zu regnen. Aber blieb etwas andres übrig, als die Wetterunbilden geduldig hinzunehmen? Mit einem von diesen Männern gehn? Oh, sie hätte nie gedacht, daß Männer solche Ekel sein könnten. Das waren ja lauter zudringliche Affen, mit stechenden Augen und speichelnden Lefzen. Mit keinem von diesen konnte man etwas „erleben“. Nur in den Schmutz konnten sie einen ziehen und wer weiß mit welchen Giftkeimen vielleicht beflecken. Pfui, daß das Leben, kaum daß man ihm nähertrat, mit solch abscheulichen Fratzen an ein armes Mädchen sich herandrängte! Andre erfuhren so viel Schönes oder doch Heiteres, dessen sie froh sich rühmen mochten. Warum sollte sie von alledem ausgeschlossen sein? Waren denn Liebe und Leben nicht auch für sie geschaffen? Wäre Poldi nicht ein so tapferes Mädchen gewesen, sie hätte wohl weinen mögen. So krampfte sie bloß zornvoll die Fäuste.

„Da schauts her! Ihr scheint aa ka G'schäft zu machen.“

Eine heiser-rasselnde Frauenstimme schlug plötzlich an das Ohr der beiden Mädchen. Erschrocken blickten sie auf und sahn vor sich ein weibliches Wesen, geschmacklos und dürftig herausgeputzt, mit einem ältlichen verhärmten Gesicht. Aus zahnlückigem Mund lächelte die Person überlegen-freundlich auf sie herunter, während sie mit den Triefaugen listig dazu zwinkerte.

„Was soll's?“ fuhr Poldi empor.

„Sss, sss! I beiß Ehna net!“ machte die Person und ließ sich ohne weiters seufzend auf die Bank nieder. Dann begann sie umständlich

zu lamentieren, wie miserabel das „Geschäft" gehe und wie niederträchtig die Irma, „die was den Gummibusen hat", ihr mitgespielt habe. Die habe ihr den Jocsi weggeschnappt, und der Jocsi sei sonst nie zur Irma gegangen, sondern stets nur zu ihr, der Bella. Er sei eine ganz sichere Kundschaft gewesen. Und grade heut, wo sie schon drei Täg' lang nichts verdient hab', da sei er ihr untreu geworden — und mit so einer! „Haar, Zähn', alles falsch, und mit stinkertem Wasser ang'spritzt, wie net gescheit! Was a feiner Mann is, der nimmt so eine net. Aber der Jocsi, der hat's g'nommen. Is eh schon ganz balkert g'wordn, der Jocsi!"

So redete sie immer weiter, nicht anders als wie zu Kolleginnen. Doch fast mehr noch zu sich selber, halb greinend, halb höhnisch-kichernd. Die beiden Mädchen saßen wortlos da, mit aufgerissenen Augen, und starrten das klägliche Jammergeschöpf an. Daß sowas auf Gottes Erdboden herumlief! Wie eine eingedörrte alte Pflaume saß sie da und giftete sich darüber, daß man sie nicht süß und saftvoll mehr fand.

„Kommts mit zum Gscheidl?" fragte sie plötzlich.

Gscheidl? Wer denn das wäre?

Was? Die jungen Dinger da wollten den Gscheidl nicht kennen!? Sollten doch nicht so damisch fein tun! Zum Gscheidl gehen sie doch alle hin, die was vom G'schäft sind. „Oder seids eh nit vom G'schäft?" Bella blickte spöttisch und neugierig auf die beiden Mädchen hin und schlug dann eine kreischende Lache auf. „Wollt wohl gar die Jungfern spülln, Ihr zwei Feinen?" Noch einmal lachte sie — bereits klang es verquälter und giftiger. Dann nahm sie die beiden Mädchen plötzlich scharf aufs Korn, mit gierigen wie neiderfüllten Blicken. Doch der Mund verzog sich zu äußerster Geringschätzung. „Pupperln, patschete!"

Indes Bella hatte ein gutes Herz. Sie bot sich großmütig an, die beiden grasgrünen Hascherln beim Gscheidl einzuführen. Mizzi zupfte Poldi abmahnend am Kleid. Diese indes erklärte: nun ja, man könne ein wenig weitergehn — stand auf und reckte ihre steifgewordenen Glieder. Ein warmes Getränk war jetzt jedenfalls nicht zu verachten.

Widerstrebend ließ Mizzi sich mitziehn. Sie verstand Poldi nicht, daß sie mit so einer ging. Indes Bella, als sie zu merken glaubte, daß sie zwei Lehrmädel gefunden habe, wurde auf einmal katzenfreundlich und gemütlich. Sie erteilte sogar gute Lehren mit einer Art von schöntuender Herablassung, doch sehr beflissen, ihre Weisheit ins rechte Licht zu setzen. Poldi hörte amüsiert zu, ihre Lebensgeister begannen sich leise zu regen.

Wollte diese blöde Gans, dieses armselige Krüppelgestell sich gar noch aufblasen?! Das war doch einfach zum Lachen. Gebärdete sich wie eine besorgte und erfahrene Pensionsmutter, die sich des in sie gesetzten Vertrauens würdig erweisen will. Und schien vor eitler Begierde schier zu brennen, recht bald die ersehnte Schwelle der Café-Börse zu übertreten, um sich vor den Kolleginnen mit der eigenartigen Beute, die sie erschnappt hatte, groß zu tun.

Indes als das Café Gescheidl erreicht war und Bella mit süßlich-geziertem Lächeln zum Eintreten einlud, streckte ihr Poldi plötzlich die Zunge heraus, riß Mizzi zu sich her, wünschte „Gute Geschäfte!" und stob pfeilschnell unter Lachen davon. Ein knatterndes Geschimpf feixte hinter ihr her drein. Ja, eine Zeitlang setzte Bella sich in Trab und wollte die Ausreißerinnen einholen. Allein die beiden Mädel huschten eilfertig davon und, klappernd, gleich um die Ecke. Mizzi, die Angstbeflügelte, voran. Ihr war zu Mut, als jage eine schreckliche Gefahr hinter ihr drein. Und blind wie sie war, hatte sie nicht acht und rannte, als si zum zweiten Mal um eine Ecke fuhr, mit dumpfem Gebrumm wieder eine Mann an, der gerade damit beschäftigt war, sich einen schäbigen Zigarrenstummel in Brand zu setzen.

„Holla, Madel, willst mi vielleicht z'sammrenna?"

Die Streichholzschachtel war klatschend zu Boden gefallen, und etwas zitterig bückte der Mann sich zum Pflaster nieder, es wieder aufzuheben. Er schnaufte dabei, und sein Atem stieß Alkoholdünste aus.

Mizzi stand ganz verdutzt, hatte nicht einmal so viel Geistesgegenwart, sich zu entschuldigen. Umso reichlicher besorgte das Poldi, die gleich darauf zur Stelle war und sich diensteifrig bückte, um ein paar verschleuderte Streichhölzer aufzulesen. Beim Wiederaufrichteu stieß sie mit dem Kopf des Mannes zusammen, daß alle zwei Au! schrien, doch gleich darauf in ein unbändiges Gelächter ausbrachen. Beide rieben ihre Stirnen und glotzten vergnügt einander an.

„Jegerl, da hab i aber zwa Fesche derwischt!"

Der Mann lachte gutmütig und zog an seinem Zigarrenstumpf. Er sah ein wenig abgerissen aus, doch nicht direkt wie ein Strizzi. Jedenfalls hatte er einen leichten Schwibbs. War im übrigen ein ganz hübscher und stämmiger Blonder, so in der zweiten Hälfte der Zwanzig.

„Hörts, Madeln, wir bleiben beieinand! Werdt's do net alleinig in der Finster umctumrenna! So zwa blitzsaubere Dirndln! Könnt wer

kommen und Enk a Schaden tun. Wann aber der Bredl da ist — Potz-dunnerschlog, do gibts das net!"

Er machte ein paar gewaltige Glotzaugen, als wenn er einen Haufen Angreifer davonscheuchen wollte, und wischte mit der Hand über sein helles blondes Schnurrbärtchen. Er sah ganz forsch aus, wie er so dastand, mit durchgedrückten Knien, wenn auch leicht schwankend.

Poldi und Mizzi blickten einander an. Der Bursch gefiel ihnen nicht übel. Natürlich, er prahlte sich was. Aber flott und resch schaute er drein und war gewiß kein Schlimmer

Kurz entschlossen nahm Poldi Mizzis Arm und bemerkte mit vornehmer Miene über die Schulter: Gut, wenn der Herr ihnen behilflich sein wolle, so möge er mitkommen. Sie hätten sich leider verirrt und wüßten jetzt nicht, wie sie zur Erdbergerlände zurückkommen könnten. Vielleicht sei der Herr so gut, ihnen den Weg zu zeigen.

Zur Erdbergerlände? Ah, da wußte er zuverlässig den allernächsten Weg. So anderthalb Stund' etwa war's zum Gehen. — Ein ganz angenehmer Weg, hübsch commod. Natürlich mußte man sich vorher ein wenig stärken.

„Meints vielleicht, wir gingen mit zum Gscheidl? Daß Sie's glei wissen: sowas gibts bei uns net!"

„Zum Gscheidl? Wo die Menscher sind?" Der Mann spuckte entrüstet in die Gosse. „Da geht der Bredl sein Lebtag nicht hin. Was denkt's vielleicht vom Johann Mathias Bredl, kaiserlich-königlicher Bahnbeamter? Na, i geh zum Summerauer! Der kennt mi schon und laßt mi eini."

Damit machte er mit entschiedener Schwenkung Kehrt und trollte, immer ein wenig schwerfällig, voran. Mit einem kleinen Gefühl von prickelnder Angst, und doch im Grunde ganz vergnügt, wandelten die beiden Mädchen neugierig hinter ihm drein. Mizzi kicherte zuweilen ganz leise und verstohlen und zog den Kopf zwischen die Schultern. Poldi aber führte die Unterhaltung; unbefangen und herzhaft, sogar hie und da mit einem Schuß von Uebermut und Fopperei. Sie erkundigte sich nach Herrn Bredls dienstlichen Verhältnissen, die, wie sie vermutete, keine allzu glänzenden waren. Denn die Auskünfte lauteten ausweichend. Nur soviel stand fest, daß er Speditionsbeamter war. Bredl gab sich alle Mühe, das in einem möglichst glänzenden Licht erscheinen zu lassen. Poldi konnte sich jedoch des Verdachtes nicht erwehren, daß er als simpler Kofferträger sein Dasein fristete.

NORD UND SÜD

Constable:
Landschaft

Das Kellerbeisel des Anton Summerauer lag in der Nähe der Franz-Josef-Bahn und profitierte vom nächtlichen Verkehr, hauptsächlich der Güterzüge. Die Polizei drückte ein Auge zu, und so gabs fast die ganze Nacht dort zu tun. Den beiden Mädeln wollte zwar der Aufenthalt in den dumpfen, niedrigen Stübchen, die höchst unzureichend beleuchtet waren und nach verschüttetem Bier, sauern Häringen und schlechtem Knaster rochen, anfangs nicht fein genug erscheinen. Aber weil es so familiär und gemütlich dort zuging, fühlten sie sich trotzdem bald ganz behaglich. Dazu kam, daß ihr Begleiter in diesen Regionen ersichtlich etwas galt. Er trat mit dröhnenden Schritten auf, sprach und lachte laut heraus und wurde rasch und aufmerksam bedient. „Wann der Bredl kummt," konstatierte er selbstgefällig, „fliegt glei's ganze Lokal. Das is ma scho net anderst gwöhnt."

Er war entschieden in sehr hoher Stimmung, weil er in Begleitung von zwei so saubern und netten Mädeln erschien, und ganz geneigt, etwas draufgehn zu lassen. Weil „seine Damen" Kaffee wünschten, ließ er ihnen „a ganz a frischen" kommen. Er selbst aber steckte sich eine neue Zigarre an und goß ein Glas Bier nach dem andern hinunter. Dabei war er unaufhörlich redselig und sprach vor allem, in anpreisenden Worten, von sich und seinen Leuten. Na, die Bredl'schen, das waren von jeher ganze Kerle. Wo von denen einer hinkommt, da wird gleich wacker gegeigt. Alles muß Kopf stehen, wo die Bredl'schen erscheinen: das war von jeher so. Der Vater Bredl war Bauer im Waldviertel. Als der noch jung war und kam wo auf einen Tanzboden, da brauchte er bloß mit der Pfeifen auf den Tisch zu klopfen, gleich war alles stad, schaute den Bredl an nnd fragte, was er befehle. Dann wählte er sich gemächlich das schönste Dirndl heraus, gleichviel wer's vorher hatte, faßt's um die Hüfte, schrie der Musik sein „Los" zu und heißa, walzte er wie toll durch die Stuben. „Was für Eine mei Vater hat hab'n wollen, alle hat er krieg'n können. Und die Schönste ist schließlich sei Frau g'woren und mei Mutter — die schöne Gusti hat's alleweil g'heißen. Ja, so war mei Vater, und i —" hier machte Johann Mathias Bredl wieder seine allergrößten Froschaugen — „i bin gradso!" Bekräftigend wetterte die flache Hand auf den Tisch, daß Gläser und Schalen erklirrten.

Poldi tat, als ob sie alles glaubte. Sie war jetzt endlich in der Laune, die sie die ganze Nacht durch sich ersehnt hatte. Sie ging auf alles, was Bredl schwatzte, ein, lachte über jeden Ansatz zu einer drolligen Bemerkung und warf ihm von Zeit zu Zeit aufmunternde Blicke zu. Auch

Mizzi versuchte schüchtern, hie und da eine Bemerkung zu machen. Doch war sie von viel zu großer Bewunderung für die Schlagfertigkeit Poldis erfüllt, als daß es ihr hätte einfallen können, mit dieser in Wettbewerb zu treten. So blieb sie im ganzen zurückhaltend.

Bredl entpuppte sich immer mehr als der geborene Familiensimpler. Wohl weil er selbst es nicht hoch gebracht hatte, war es ihm Gemütsbedürfnis, mit seiner Verwandtschaft breitmächtig zu prahlen. Schon war seine Begeisterung, dank hitzigen Trinkens und vielen Redens, aus Seligkeit und Wehseligkeit gemischt, und so konnte er sich nicht enthalten, sogar vom Tode seines vielgepriesenen Vaters zu erzählen. Der war beileibe nicht wie ein gewöhnlicher Mensch gestorben. „Als die Kinder kamen und ihn beklagten: ‚Ach, Vater, uns tut unser Herz so weh', — wißts Ihr, was er da gesagt hat? „Nur keine Traurigkeit net," hat er gesagt, „derer hab i so scho' genug g'habt in derer Welt. Wann der Tod kommt — i pfeif mei Liedel und geh ruhig mit." Ja, so hat er gesagt, der Vater. Und als dann die Burschen kommen sind, die aus'm Dorf, und haben gesagt: „Bredl, kannst ruhig sein," haben s' gesagt, „mir wern Dir schon a scheene Leichenmusi spülln, a Trauermarsch" — da hat der Vater sich aufgericht und hat geschrien: „Den Trauermarsch, hörts, den mecht i schon vorher hören. Wann i sturben bin, hab i nix mehr davon. Gehts, holts mir die Musi und spüllts ihn." Da is dann die Musi kommen und hat g'spüllt, a so a scheenen Trauermarsch. G'heult haben ma alle mitanand. Bloß der Vater alleinig, der hat g'lacht und dann hat er gesagt: „Bei meiner Leich, wißts, da sollt Ihr kan Trauermarsch net spülln. Bei meiner Leich solls lusti zugehen. A Tanzmusi will i hobn. Und tanzen solln die jungen Leut, bal i nur unter der Erden lieg. Dies ist mein letzter Wille." Und da hab'n ma dann getanzt bei meinem Vater seiner Leich — und es war so schön — so schön. —" In Tränen gebadet hielt Bredl inne. Die Erzählung hatte ihn übermannt. „G'tanzt haben ma!" wiederholte er noch einmal und legte den Kopf schluchzend in die ausgestreckten Arme.

Mizzi machte ein erschrocken-mitleidiges Gesicht, als sie den bisher so vergnügten Mann auf einmal weinen sah. Aber die Poldi konnte sich das Lachen kaum verbeißen. Daß einer heult, weil er getanzt hat, das war doch gar zu verruckt. Aber zeigen durfte man's freilich nicht, daß man am liebsten losgeplatzt wäre, sonst war der Bredl am Ende beleidigt, und dann war die ganze schöne Unterhaltung verpatzt. Somit spielte Poldi lieber die Gefühlvolle, streichelte Bredls Hände und meinte, ihr eigner Vater sei auch schon tot, und somit teilten sie miteinander das gleiche

Schicksal. Dies wirkte. Johann Mathias hob den Kopf und warf Poldi, soweit er dazu noch imstande war, einen feurig-teilnehmenden Blick zu. „Bist a ganz a braves Madel!" murmelte er ihr zu. Und „Heda!" schrie er in die Stube; „Zwa Gläser Bier für die Fräulein — und ein drittes für mi! — Jetzt müßts mir Bescheid tun! Habts lang genug an euren Kaffee g'zuzelt!" Bredl gab sich einen Ruck und war wieder der Fesche.

Freilich, diese Glücksstimmung hielt nicht lange an. Je mehr Bredl trank, desto sicherer kamen die sentimentalen Stimmungen aufs neue bei ihm zum Durchbruch. Er war eben ein Mann mit sehr viel Gefühl. Schließlich konnte er sich nicht entbrechen, er mußte von seinem kleinen Töchterl erzählen. Ja, er hatte ein kleines Mädel. Aber natürlich — das war gewissermaßen außer der Reih gekommen. Er hatte sich mal vergessen, und da war denn neun Monate später das kleine Linerl da. Das lief jetzt auf dem Schüttel herum und war drei Jahre alt. Wohnte bei ihrer Tante, der Frau Vihlidal.

„Was? bei der Frau Vihlidal?" rief Poldi. „Die kenn ich ja. Die hat ja selbst einen Haufen Kinder."

„Und da ist eben das Linerl so dazwischen. A arms, kloans Hascherl is s', so mit krumme Haxn und spitze Schultern. Und hat die Vierziger."

Poldi hatte das kleine Linerl nie gesehn. Aber Mizzi glaubte sich seiner zu erinnern.

„Hat's nit zwa klanwinzige Zöpf' und a blau gedruckts Kitterl? Zu dem is ja die böhmische Tonka Mutter!"

„Die Tonka?" wunderte sich Poldi. „Das ist ja ganz a Olde und Schieche!"

Bredl nickte betrübt-bestätigend mit dem Kopf. Ja, die alte Tonka war's, die Alte und Schieche. Er hatte sich einmal versehn bei der — damals, als er bei der Vihlidal Schlafbursche war. Da ging ja alles durcheinander. Und so hatte er, der schöne und stolze Bredl'sche, von einem so häßlichen und unansehnlichen Weib, das zwölf oder fünfzehn Jahre älter war als er, ein Kind bekommen.

Mit aufrichtigem Mitleid blickte Poldi zu ihm hin, der mit katzenjämmerlicher Miene dasaß. Wie tief war er heruntergeglitten von dem hohen Postament, auf das er mit seinen Prahlereien sich gestellt hatte! Mitten im richtigen Proletarierelend steckte er ja drin! Und war dabei wirklich ein hübscher Bursche, dem man wohl gut sein konnte. Wenn er

nur nicht schon so betrunken gewesen wäre und dabei so schrecklich wehleidig täte! Jetzt fing er an, sich seines Kindes wegen anzuklagen. Daß er es vernachlässige und so zerlumpt herumlaufen lasse. Und es werde wohl nächstens eingehn, das arme Viecherl. Und er habe es doch gar so viel gern. Aber er könne da nix machen. Bei derer Tant, der schlechten und habgierigen Person, komme das kleine Linerl langsam um.

„Und die Mutter!" fragte Poldi. „Die böhmische Tonka? Was tut denn die für ihr Kind?"

Bredl wehklagte und wimmerte.

„Die gibt ihren letzten Batzen her. Aber der Vihlidal ist's alles net gnua. Sie will immer mehr hamm. Die Tonka ist a guts alts arms Tierl. Dient wo als Madel für alles. A klapperdürres Hutzelweiberl is s', auf der alle herumtrampeln. Die kann gar nix machen."

Poldi ereiferte sich. Zwar im Grunde war ihr das Linerl ziemlich gleichgiltig. Aber es war schön, ins Feuer zu kommen und sich zu entrüsten. Und den Bredl mußte man ein wenig aufrappeln. Der saß da in seiner Schlafmützigkeit und klagte das Schicksal an. Und war doch an allem nix schuld als seine ewige Schlamperei. Und a Langweilerei war's obendrein. Das paßte der Poldi nicht. Sie wollte Bewegung um sich haben.

„Wissens, Herr Bredl," fuhr sie los, „a Sünd und Schand ist's, a arms kleins Dingerl so umkommen z'lassen. Sie sein doch a fescher Mann. Sie kenn' doch was machen. D'ganze Welt steht Ihna offen. Gebn's das Kind wohin, in a orntliche Pfleg. In a Anstalt oder zu a braos Weib, die was a Herz hat. Die kennens ja später hamführen. A Mann wie Sie, a Bredl'scher, der kann noch a jede haben."

Poldi hatte sich warm geredet, und mit ihren jungen Augen blitzte sie den trunkenen Mann so gebietrisch an, daß diesem ganz eigen zu Mut ward. Himmel, war das a Madel! Die hatte noch das Herz auf dem rechten Fleck. Und fest und schön war sie gewachsen, zwei Brüste hatte sie, wie aus Gußstahl, so fest. Wahrhaftig, das war eine andre als wie der Trampel von einer Tonka. In Bredls Herzen fing es wunderlich an sich zu regen, und seine heißen, verschwiemelten Augen wurden ihm feucht. Ja, das Madel hatte recht. Und sie selber war die, die er brauchte — die fesche Poldi Haspinger.

Er legte ihr die Hand warm auf die Schulter und sah ihr trunkentreuherzig in die Augen.

„Wie i schon gsagt hab," lallte er, „bist a braves Madel. So ane,

die könnt i wohl brauchen. Weißt, Madel, i nimm di zur Frau. Dann ist mir und dir und dem Linerl geholfen."

Das hatte Poldi denn doch nicht erwartet. Erst wurde sie ganz blaß im Gesicht und lehnte sich erschrocken zurück. Dann platzte sie plötzlich mit Lachen heraus und schrie tumultuarisch:

„Jessas, a Heiratsantrag! Mizzi, hasts ghört, der Bredl macht mir an Heiratsantrag!"

Und sie lachte, daß sich die Hüfte bog, und prustete los wie eine aufzischende Dampfmaschine. Das ganze Lokal lachte mit. Selbst Mizzis übernächtiges Bleichgesicht verzog sich zu einem fröhlichen Grinsen. Bloß Bredl saß verdonnert da und stierte verständnislos in die aufgerüttelte Lachgesellschaft.

„No, was is denn?" stotterte er hervor. Was habts denn zu lachen? Was i gsagt hab, is wahr. Wann i gsagt hab i nimm das Madel, so nimm i's."

Die ausgelassne Ulkstimmung wurde durch diese ernsthafte Erklärung noch erhöht. Alle Anwesenden, der Wirt, seine Frau, der Kellnerbub und drei, vier Gäste standen um den Tisch herum. Poldi fühlte sich in der Rolle. Aber zuvor mußte sie sich gründlich auslachen. Dann, immer noch unter Quietschen, hob sie den Finger hoch und fragte mit möglichst feierlicher Miene:

„Johann Mathias Bredl, könnt Ihr das hier vor Zeugen wiederholen, daß Ihr mich wahrhaft liebt und zu Eurem christlichen Eheweibe begehrt?"

Eine Schelmerei blitzte aus Poldi hervor, die sie wahrhaft verführerisch machte. Eine dunkle Haarsträhne hing ihr vor dem rechten Ohr in die Wange, und hinter ihren runden offnen Lippen leuchteten weiß die Zähne. So blickte sie Bredl herausfordernd an. In diesem stieg jählings eine tolle Verliebtheit auf.

„Madel!" schrie er und wankte ungeschickt empor, breitete die Arme aus und wollte Poldi an sich ziehn. Diese wich ihm geschickt aus, und Bredl, ins Zimmer stolpernd, drohte lang hinzuschlagen. Geschwind schob Poldi ihm die Mizzi entgegen, so daß er diese zu fassen kriegte. Und Mizzi, weil sie mit ihm zu stürzen fürchtete, klammerte sich krampfhaft an ihm fest. So waren diese beiden plötzlich wie in einer engen Umarmung. Und der Jubel schwoll lawinenartig an. Poldi lag auf einer Bank und klopfte sich die Hüften. Summerauer kniff vor Vergnügen seine feixende

Frau ins Gesäß. Ein Gast verschüttete Bier, und der Kellnerbub wälzte sich prustend am Boden.

Mizzi aber schrie um Hülfe und war dem Weinen nahe. So Leib an Leib mit einem betrunknen Mann, das war ihr noch niemals vorgekommen. Sie hatte schreckliche Angst vor Bredl, riß sich gewaltsam von ihm los und lief, gackernd wie ein tollgewordenes Huhn, hinaus, direkt auf die Straße.

Bredl stierte blöd hinter ihr drein. Er begriff kaum mehr, was um ihn vorging. Taumelnd fiel er gegen den Tisch und sank auf einen Stuhl. Lallte unverständliches Zeug in den aufgelösten Wirrwarr.

Das rasche Verschwinden Mizzis hatte unter den übrigen eine gewisse Ernüchterung hervorgerufen. Zumal Poldi fühlte sich peinlich betreten. Sie begriff, daß sie die Freundin nicht allein lassen durfte. Eilfertig raffte sie ihre paar Sachen zusammen — auch Mizzis Sonnenschirmchen war dabei — und lief damit ins Freie. Die andern hielten Bredl, der hinter ihr hertorkeln wollte, beschwichtigend zurück.

Draußen gewann Poldi zunächst den Eindruck, die ganze Straße sei leer. Ein unbestimmter Frühschein webte durch das Dunkel und ließ die Pflastersteine und die Wände der gegenüberliegenden Häuser in einem fahlen Schimmer hervortreten. Die Kühle der schwindenden Nacht umwehte Poldis brennende Wangen und Schläfe und rief momentweise eine kleine Betäubung in ihr hervor. Dann jedoch glaubte sie unfern ein leises Schluchzen zu vernehmen. Und sieh, da stand Mizzi an einen Laternenpfahl geschmiegt und weinte in die vorgehaltene Hand. Zückend spenstisch flackerte über ihr das Gaslicht.

Poldi trat auf die Freundin zu und faßte sie am Arm. Um so heftiger flossen Poldis Tränen. Ja sie war völlig fassungslos. Warum sie so weinen mußte, begriff sie selber nicht. Nur dunkel brannte in ihr ein Gefühl wie von erlittener Schmach. Ihr zarter junger Leib war von Männerarmen umschlungen worden, und fühllose Menschen hatten umhergestanden, sie angeglotzt und in roher Weise verlacht.

In Poldis Augen war Mizzis Benehmen abgeschmackt und überspannt. Nachdem ihre anfänglichen Trostworte keinen Erfolg gehabt hatten, begann sie, mit der Freundin zu schelten. Selbstverständlich ohne Erfolg. Mizzi klammerte sich nur noch fester an den Laternenpfahl und heulte zum Gottserbarmen. Darüber ward Poldi ungeduldig und wild. Sie zerrte an Mizzis Arm und suchte sie von der Laterne wegzureißen. Es entstand

beinahe eine Rauferei. Mizzi fauchte schon wie eine Katze, und Poldi schmälte laut und herrisch drauf los.

Da plötzlich ertönte neben ihnen eine rauhe Männerstimme.

„So! Also man balgt sich hier, um vier Uhr früh, auf offner Straße! Schreit und stört die Nachtruhe! Dem wollen wir mal ein Ende machen! Also kommts mit, meine schönen Freilein! Marsch, auf die Wache!"

Mäuschenstill und totenblaß hatten Mizzi und Poldi die grimme Schutzmannsrede angehört. Schnauzbärtig stand der Gesetzeswächter vor ihnen und blickte sie erbarmungslos an. Er sah aus wie das fleischgewordne richtende Schicksal.

Also das sollte das Ende werden dieser fröhlich durchjubelten Nacht? Auf die Wache sollten sie geschleppt werden! Wie ganz gewöhnliche unterstandslose Dirnen wurden sie auf offner Straße aufgegriffen und nach Nummero Sicher gebracht.

Der armen Mizzi war der Schreck so eiskalt ins Herz gegangen, daß sie, jedes Lautes unmächtig, dastand und mit leeren, aufgerissenen Augen in ihr Schicksal starrte. Auch Poldi versuchte nur schwache Einrede zu erheben. Sie beteuerte ihre Unschuld, machte den Versuch, ihre sonderbare Lage zu erklären, doch als sie dazu übergehn wollte, die Geschichte der Nacht zu erzählen, schnarrte der Wachmann sie an und wies sie energisch zur Ruhe. Dann zog er sein Buch und machte sich Notizen.

„Wir werden schon herauskriegen, wie die Sache sich verhält. Ka Lug hilft da nix. Wegen Bedenklichkeit angehalten! So, und nun vorwärts. meine Damen! Es ruht sich ganz sanft auf a schöne Holzpritschen."

Da galten keine Widerworte. Die beiden Mädchen mußten mitgehn. Mizzi, still in Tränen zerflossen; Poldi, trotzig und mürrisch vor sich hinmurmelnd. Und neben ihnen schritt der Wachmann, stramm und unbeugsam, im Vollgefühl vollbrachter Pflicht.

In wenigen Minuten war die k. k. Sicherheitswache erreicht. Neugierige Polizistenblicke empfingen die beiden Arrestantinnen. Ein Kommissar fragte die Mädchen zynisch aus. Traurige Strolcherscheinungen kauerten in den Ecken.

Trüb schwälten im verstaubten Lokal zwei ungedeckte Gasflammen.

Poldi versuchte Bericht zu erstatten. Ueberstürzt und verworren strudelten die Worte ihr aus dem Munde. Sie erzählte wahrheitsgetreu. Doch ihr selber klang, während sie sprach, alles so unwahrscheinlich, fast

aufschneiderisch. Mit ironisch verzognen Mundwinkeln hörte der Kommissar ihr zu und zwinkerte zuweilen vielsagend den braven Wachmann an, der die beiden Umherstreicherinnen zur Stelle gebracht hatte. Derlei kannte man ja schon. Diese Mädeln hatten alle Phantasie. Und die jüngsten logen am ärgsten.

„Schon gut, ihr schönen Fratzen, schon gut! Derweil machts euch kommod auf derer Bank. Morgen Mittag wird Herr Dr. Ephraim a Wörtl mit euch zu reden haben."

„Morgen Mittag? So lange wolln S' uns hier behalten? Ach bitte, bitt' schön, liebster Herr Kommissär, lassen 'S uns außa. Wir haben ja eh nix angstellt. Daheim, unsre Leute, die hamm schon a Angst um uns, und am Vormittag müssen ma a ins Gschäft."

„Nicht früher, als bis Dr. Ephraim sein Votum abgegeben hat."

„Was soll denn hier a Doktor? Der kann ja doch gar nix da z'sagn habn. Hier ist doch ka Spital!"

„Ein Spital, hehe, freilich nicht! Aber das kann auch noch kommen. Wenn ihrs so forttreibt, ganz gewiß. Doch vorher: die Korrektionsanstalt!"

Damit wandte der Herr Kommissär sich ab und schien die Unterredung als beendet zu betrachten.

Zaudernd und schluchzend standen die beiden Mädel mitten im Lokal, ganz desperat und verstört.

Da ereignete sich ein Zwischenfall, der ihnen Rettung bringen sollte.

Die Tür wurde eilfertig aufgerissen, und ein Polizeileutnant, gefolgt von einem ältern schon ergrauten Wachmann, trat ein. Und dieser Wachmann — Gott sei gelobt — das war ja der Herr Unzelmann, ein entfernter Bekannter, der auch an der Erdberger Lände wohnte! Poldi begann aufzuatmen.

Der Polizeileutnant flüsterte angelegentlich mit dem Kommissar, und Herr Unzelmann stand dabei, und alle drei nahmen von den beiden Mädeln selbstverständlich gar keine Notiz. Hingegen trat der Mann, der sie arretiert hatte, auf sie zu und verwies sie barsch in den hintern dunkeln Raum. Mizzi, gesenkten Hauptes, schlich sich wortlos hinüber. Aber Poldi drang geschickt gegen Unzelmann vor und zupfte ihn am Rock. Dieser drehte sich um und maß die respektlose Arrestantin mit einem unwirschen Blick. Zunächst ohne Poldi zu erkennen. Erst als diese ihn anredete, entfuhr ein erstaunter Ausruf seinen Lippen.

„Jegerl, die Poldi Haspinger! Wie kommst denn du hierher, Madel?"

Das breite Biedermannsgesicht des Wachmannes, dem ein stattlicher Kaiserbart ein sehr loyales Aussehn verlieh, leuchtete vor Verwunderung und die unter Fettpolstern versteckten kleinen Schweinsaugen strengten sich gewaltig an, weit auseinanderzugehn.

Poldi knixte verlegen und stammelte etwas von einem tief bedauernswerten Irrtum.

Da schlich auch die bleiche Mizzi sich aus dem Dunkel wieder hervor, faltete flehentlich die Hände und berührte mit den Knien beinahe den gänzlich ungefegten Fußboden.

„Auch die Mizzi Schaffner?" kam es aus Unzelmann heraus. „Ja, Madeln, was habts denn g'macht? Seids denn alle zwei miteinand rein narrisch wordn? Ja, was is denn?"

„Nächtliche Herumtreiberinnen sinds! Wurden wegen Bedenklichkeit angehalten!" rapportierte der arretierende Wachmann, zum Polizeileutnant hingewendet.

Dieser hob musternd die Augenbrauen und nahm eine streng verweisende Miene an.

„Sonst ganz anständige Madeln sinds, Herr Leutnant," erklärte beflissentlich Unzelmann. „Aus hochachtbarer Famülije! Mir persönlich wohlbekannt!"

Jetzt begann aufs neue ein strenges Verhör, das der Leutnant persönlich knapp und gewandt führte. Auch Poldi war voll auf dem Posten und gab befriedigende und zungenfertige Auskünfte. Zum Schluß tauschte der Leutnant mit dem Kommissär einen kurzen Blick und ein fast unmerkliches Nicken aus.

„Unzelmann, also es bleibt dabei. Sie machen die bewußte Meldung auf der Sicherheitswache, Valeriestraße. Die beiden jugendlichen Herumstreicherinnen nehmen Sie mit und eskortieren sie, behufs privater Zurechtweisung, an die respektiven Eltern. Kann noch einmal Gnade vor Recht ergehn!"

Mizzi und Poldi fielen einander, vor Freude weinend, in die Arme und wollten sich danach in einem Redestrom von Dankesbezeugungen ergehn. Doch der Polizeileutnant winkte kurz ab, Wachmann Unzelmann übernahm die beiden Eskortantinnen und verließ mit ihnen das Wachlokal.

Ernst und gewichtig schritt der ergraute Polizist zwischen den beiden gedrückt folgenden Mädchen durch die erwachenden Straßen, alle drei stumm. Herr Unzelmann war zwar ein Menschenfreund und hätte gern ein wenig getröstet. Aber eine gelinde Strafe mußte doch sein. Also, Schweigen.

Links von ihm ging Mizzi, verhärmt und übermüdet, in banger Erwartung der zu Hause zu gewärtigenden Strafe. Hingegen suchte die rechts schreitende Poldi sich mit Gleichmut zu wappnen. Mochte die Mutter zanken. Was konnte sie ihr groß anhaben? Die Hauptsache war, aus all den dummen Situationen so mit heiler Haut davongekommen zu sein. Jedenfalls, ihre Erfahrungen hatte sie ja nun gemacht. War genug Zuwideres dabei gewesen. So also schaute das Leben aus? Daß man am liebsten gleich „Danke schön" sagen möcht! Wenn es nur nicht zugleich so zum Lachen gewesen wär!

Es war gegen halb sechs Uhr morgens, als die drei Heimgänger, nach dem Durchschreiten der innern Stadt, die lieblichen Anlagen des Stadtparks betraten. Die volle Frühsonne lag auf Rasenplätzen, Büschen und Boskets. Golden glitzerte der Schwanenteich. Alles leuchtete, duftete, sprühte. Und oben in der Luft war ein großes Geschrei. Tausende und abertausende von Vögeln begrüßten einander mit schmetterndem Zuruf. Es war ein aufgeregtes, tumultuarisches Piepsen, Trillern, Zwitschern, Tirilieren, Gurren und Trällern. Das ganze Vogelreich war in Ekstase. Alles lockte und warb und stürzte flatternd übereinander her, in wilder, zügelloser Daseinslust. Die Lüfte bebten vor Wonne. Lebensrausch überall, Orgiasmus, taumelndes Entzücken.

Unwillkürlich blieben die Wanderer stehn und blickten staunend empor. Diese unendliche, von Lust und Leidenschaft durchzitterte Helle! Stille senkte sich daraus herab in die Herzen der Menschen, ein demütiges, betendes, vertrauensuchendes Schweigen. Ach, es gab soviel Glücksströme, die die Welt durchbrausten, und alle endeten sie in ein Meer von Leiden. Doch immer wieder aus dem Leiden erhob Natur sich zu neuem Gebären, werktätig, unzerstörbar, mit neuen Glückstrieben, neuen Verheißungen. Dunkel nur und vage durchbebte dieses Mysterium die Gemüter der drei Menschen, die den mitten in der Großstadt gelegenen Paradiesesgarten andächtig durchschritten. Der alte lebensernste Wachmann und die erwartungsvoll ins Dasein lugenden jungen Mädchen. Die Nacht war entwichen, und alles war gleichsam wie am ersten Tag. Und sieh, aus Müdigkeit, Enttäuschung und Qual rang sich verstohlen, zaghaft ein wiedergeborenes Gefühl hervor, eine junge neugierige Sehnsucht . . .

Julius Bab:
Die Iren

Das Kulturleben der europäischen Völker erfährt seit einem halben Jahrhundert Befruchtung seltsamer Art: Nationen, die bisher an der Peripherie der europäischen Kultur zu ruhen schienen, die seit Jahrhunderten sich rein empfangend verhielten, treten plötzlich in den Kreis der Produzierenden ein, ergreifen mit den ausgeruhten Kräften ihrer lange verhaltenen Eigenart alle Probleme und übernehmen auf gewissen Gebieten vor den altangesehenen Kulturnationen die Führerschaft. Nach dem Erwachen Rußlands erlebten wir den beispiellosen Triumphzug der Skandinaven durch das literarische Europa. Und jetzt, wo nach dem großen Erfolg des aristokratischen Aestheten Wilde die längst nicht zu Ende geführte Debatte über den revolutionären Realisten Shaw im Mittelpunkt des literarischen Interesses steht, darf man vielleicht von einem Eintritt Irlands in die kulturelle Produktion Europas sprechen. Darf das um so mehr, als gleichzeitig der grünen Insel aus den Jahrhunderte alten politischen und sozialen Kämpfen heute eine nationale Renaissance wirtschaftlich wie kulturell und literarisch zu reifen scheint, und zugleich ihre europäisch repräsentativsten Geister, Wilde so gut wie Shaw, bei aller individuellen Verschiedenheit ganz spezifisch irische Züge zeigen. Gerade da, wo sich diese zwei so verschiedenen Temperamente berühren: in der (dort snobistisch-artistisch, hier praktisch revolutionär gewandten) Verachtung der Wirklichkeit, in der visionären Kraft, die eine neue Welt will und vollendet — gerade in diesem Tiefsten offenbaren beide spezifisch nationale Kräfte.

Und so wird man eine neue europäische Kulturbewegung, für die jene genannten zwei vielleicht erst die Beginner sind, nicht verstehen können, ohne sich klar zu machen: was heißt denn ein Ire sein? Was ist — geistig gesprochen — Irland?

* *
*

Irland — dies Land gibt all seinen Söhnen so schweres, unverlierbares und unverwechselbares Erbe mit, wie nur je ein nationaler Boden an seine Sprossen gab. Und manch einer dieser Söhne hat mit

diesem Erbgut schon lange gearbeitet im großen gemeinsamen Unternehmen europäischer Kultur. Aber das Herrenvolk jenseits des Georgskanals hat nicht nur die politische Existenz der westlichen Insel eingeschluckt, es hat auch die kulturelle Produktion Irlands annektiert und läßt sie unter britannischer Flagge in die Welt gehen. Vieles, was auf politischem und literarischem Gebiet der Sprachgebrauch der Gebildeten der angelsächsischen Kultur zuweist, ist in der Tat stark national charakterisierte irische Leistung. So meint man wohl, daß die „Insel der Heiligen" in dem Jahrtausend, seit der heilige Gallus auszog, nichts an Europa gegeben hätte — aber man bedenkt dann nicht, daß der wüst-gewaltige Satiriker des „Gulliver", daß der schwärmerisch-heitere Dichter des „Vicar of Wakefield", die Liebe Goethes, daß der Besieger Bonapartes — Swift, Goldsmith, Wellington und wie viele andere — Iren waren, sehr echte Iren sogar.

Nicht die kulturelle Produktivität des Inselvolkes an sich ist also in unsern Tagen neu; nur bewußter, prononcierter irisch als je ist sie in unsern Tagen des nationalen Individualismus geworden. Und damit hat die nationale Eigenart freilich noch einen Grad von Kraft erlangt, der allgemein bedeutsam zu werden vermag.

Wer oder was ist nun ein Ire? Ein Ire ist — das scheint die nächstliegende Antwort — zunächst kein Angelsachse, kein Germane, sondern ein Kelte. Der Bedeutung dieses Rassenmoments verschließt sich zwar ein Nationalist wie Shaw selber völlig; er hat für Rassenpsychologie nichts als mit Spott und Hohn zu erklären, daß er zum Beispiel „der echte typische Irländer der dänischen, normannischen, englischen und schottischen Invasion" sei. Nun gibt es gewiß keine gefährlicheren Leute als die Rassentheoretiker, die über dem dunkelsten Abgrund unseres Nichtwissens, dem Vererbungsproblem, einen Bau von Wertungen errichten. Auch gibt es ganz gewiß kein fruchtbares Leben in der uns bekannten Geschichte, das nicht aus Mischung der Rassen wie Kreuzung der Kulturen hervorgegangen wäre, und der Anteil der einzelnen Rasse an solchem Lebenselixier ist gewiß durchaus inkommensurabel. Aber so wenig Rasseneinfluß rational abgegrenzt oder gar zu einem Wertmaß ausgeprägt werden kann — seine Existenz bleibt doch unleugbar. Unter jedem Himmel, unter jeder Kultur, bei jeder wirtschaftlichen Lage und jeder Weltanschauung bleibt dem Juden ein Jüdisches, als geheimster Rhythmus des Blutes, als letzte Form, die jeden Inhalt ergreift. Die keltische Rasse, die es ja auch nirgends zu einem dauerhaften nationalen Gebilde gebracht hat, gibt nächst den Juden wohl das stärkste Beispiel für die unwägbare, ungreifbare, aber auch unleugbare Kraft der bloßen (von keiner äußeren Macht gedeckten) Rasse. In den verschlungensten Rassenmischungen gibt ein Tropfen Keltenblut in Wesen und Werk jedes einzelnen noch eine irgendwie besondere, schillernde, lockende, verwirrende Farbe — seit Bertrand de Born bis zu Maeterlink und Wilde. Etwas bleibt gleich an dem Kelten, quer hindurch durch

alle Länder und Kulturen. — — Als Alexander der Große im Jahre 335 v. Chr. vor dem Perserzuge den Norden seines Reiches durch siegreiche Feldzüge sicherte, kamen von den Grenzen der Balkanhalbinsel Gesandte eines keltischen Stammes zu ihm. Der junge, damals schon weit gefürchtete Herrscher fragte die Gesandten, was sie wohl am meisten fürchteten? Er meinte, sie sollten ihn nennen. Sie antworteten: „Nichts, als daß etwa der Himmel auf sie fallen möchte; aber eines solchen Helden Freundschaft gelte ihnen am höchsten.“ — Ist nun in dieser mehr als zweitausend Jahre alten Antwort nicht diese ganze unsagbare Mischung von Renommisterei und Galanterie, Arroganz und Höflichkeit, diese Pointiertheit und Geschmeidigkeit, dieser „Elan“ und dieser „Esprit“, der heute noch einen guten Pariser Plauderer unwiderstehlich macht — oder einem Dialog von O. Wilde oder G. B. Shaw seinen letzten stilistischen Reiz gibt? Diese Menschen, die Alexander als liebenswürdige „Prahler“ erkannte, die ein paar Jahrhunderte danach der große römische Eroberer als „rerum novarum cupidi“ charakterisierte, diese Menschen, die ganz gewiß die Erfinder des mittelalterlichen Rittertums und des neuzeitlichen „Kavaliers“ sind, die überall tapfere Soldaten und schlechte Feldherrn, glänzende Fabulisten und Märchenerzähler, aber nie klassische Gestalter erzeugt haben, — diese Menschen durchtränken mit ihrem leichtbeweglichen Blut, ihrer spielerischen Grazie, ihrem sublimen und oberflächlichen Sinn für den „beau geste“ der Rede und der Tat noch heute ihre Nachkommen in Frankreich wie in Irland. Ein Schein ihres bunten Glanzes flimmert auch noch über den dunklen Erzen des irischen Puritaners Shaw. Ist es vielleicht das keltische Erbe, das den furchtbaren Hesser Swift zum Märchenerzähler, den leidenschaftlichen Agitator Shaw zum Lustspieldichter machte?

Indessen der Ire, den Shaw ganz ohne den Kelten erklären will, kann ebensowenig durch das Keltentum allein erklärt werden. Denn es ist wahr, daß die in gewisser Beziehung irenähnlichsten Menschen heute ein Land zeitigt, das ziemlich rein germanische Bevölkerung, aber ähnliche geographische und vor allem politische Bedingungen hat wie die grüne Insel. Die Unrast und Melancholie des überall nahen Meeres, — die große Masse der Innenfläche, Seen, Moore und Heide, die gleich unfruchtbar, gleich großartig und gleich vereinsamend und traurig wirkt wie das Meer selber — die weiche und feuchte Luft, all das mag seinen Anteil an der ziellos verträumten, tatlos bewegten Art des Iren haben. Wichtiger aber noch als dies „Klima“ und der wichtigste Faktor in der Charakterbildung des irischen Menschenschlages überhaupt ist das historische Schicksal der Insel. Schon die Melancholie der irischen Landschaft ist zu einem Teil sozusagen „Kultur“werk, denn es gibt überall Ruinen, verfallene, verlassene, leerstehende Bauten. Dies Land, das in einem halben Jahrhundert, von 1841 bis 1891 beinah die Hälfte seiner Bewohner — 3 500 000 Menschen — durch Hungersnot und Auswanderung verlor, drückt mit den stets sichtbaren Denkmalen seines Unglücks unaufhörlich auf das Gemüt seiner übriggebliebenen Kinder.

So nährt es Trauer und Zorn, Abscheu und Flucht vor der Welt in der Brust dieser Menschen, die schon von Geburt her ein Geschlecht träumerischer Weltflüchtlinge und unschöpferischer Empörer sind. Denn in der weichen Stille dieses Landes geriet die spielerisch verstiegene Keltenart zur Gefühlsschwelgerei, und die katholische Kirche kam und fand hier besseren Boden als irgend, erzog ihre Heiligen. Und es kamen nach dänischen und normannischen Eroberern die englischen Herrscher über die See, und unter endlosen blutigen Kämpfen wurde Irland englisches Land. Aber nie lebendiges, mitschaffendes Glied des englischen Reiches, wie Schottland — es war ewig gärende, ewig niedergehaltene Provinz. Die englischen und die eignen Barone verzehrten den Zins des irischen Landes in London, und der Ire sah nur mit Haß nach Osten. verwünschte die Siege des Reichs und weidete sich an seiner Niederlage. Denn er war nicht wie der Schotte durch den eigenen Landesherrn in Personalunion Reichsgenosse des Engländers geworden, und war nicht wie der Schotte der Glaubensverbündete für den protestantischen Kern des Britenvolkes; er war mit Waffengewalt erst von den ritterlichen Plantagenets und nachher von den Cromwellschen Glaubensstreitern unterworfen — er, der Katholik! der als Katholik jedem Erbfeind Englands nahestand, erst den Spaniern, und den exilierten Stuarts und den Franzosen danach. So blieb er ein Unterdrückter, ein widerwilliger Knecht in diesem großen sich zu Weltherrentum erhebenden Reich. Die katholische Kirche aber war mit neuen heißesten Schmerzensbanden, mit dem Bande gemeinsamer Feindschaft, einigen Hasses an das Herz dieses Volkes geschmiedet, und ihre Macht wuchs und wuchs. „Obwohl die Bevölkerung in Irland so weit zurückgegangen, hat doch der Klerus stets zugenommen," bemerkte ein frommer Schriftsteller mit naiver Befriedigung. Doppelt naiv ist dies „obwohl" — denn alle irisch-patriotischen Schriftsteller von geistigem Rang sind darin einig, daß fast mehr noch als der Hunger die tiefe Freudlosigkeit des irischen Bauernlebens Grund der Auswanderung sei; eine Freudlosigkeit, die ganz wesentlich das Werk der kirchlichen Zeloten ist, die ihre ganze ungeheure Macht wider Wein und Weib, Gesang und Tanz ins Feld führen. Mit ihrem Einfluß, der bei den völlig ungebildeten und mit Fleiß im Aberglauben erhaltenen Landleuten kaum geringer ist als der des wundertätigen Medizinmannes in seinem Kral, arbeitet diese Priesterschaft darauf hin, dem Iren dieses Jammertal völlig zu verleiden, ihn mit allem an jenes Himmelreich zu binden, das allein die heilige römische Kirche ihren Gläubigen verschaffen kann. Und so wird dies Volk, dem ohnedies jahrhundertelang jedes freie politische und wirtschaftliche Handeln unterbunden war, vollends abgelenkt von der Erde, ihrem nüchternen Ernst, ihrer ehrlichen Arbeit, ihren wirklichen Genüssen und sachlichen Eroberungen. So wird die ganze Kraft dieser reichen Rasse nach innen gedrängt, so entsteht ein Volk von Träumern und Selbstbeschauern, Phantasten und Skeptikern; so entsteht aus einer ungeheuren Hypertrophie des Innenlebens der moderne Ire.

Das Lieblingsbuch des jungen Shaw war ein älterer irischer Roman von Lever, der den Titel führt: „A days rid — a lifes romanze". Dieser Titel erschöpft nicht nur das Wesen des ganzen Buches, sondern auch das ganze Wesen des Irländers: Ein Spazierritt wird ein Lebensschicksal. Ein biederer junger Ire leiht sich in einer ritterlichen Wallung ein Pferd und reitet auf einen Tag aus, verliert das Pferd und sucht, weil ihm ein altes Weib etwas von der Wunderbedeutung des Schimmels schwatzt, ihm nach wie einem Hort, und läßt sich so treiben von Schicksal zu Schicksal, von Ort zu Ort — ein Leben hindurch. Diese tiefe Willenlosigkeit, diese Direktionslosigkeit dem praktischen Leben gegenüber, des Eingesponnen- und Getriebenseinvon rein eingebildeten Werten, dieser tragikomische Heroismus des durch keine Realität zu erweckenden Träumers — das ist das Wesen des Iren.

Er ist der Unbehauste, der nirgends auf Erden daheim ist, und er liebt selbst sein grünes „Erin" nur als den Mutterboden seiner Träume, nicht als ein Land für Saat und Ernte und Hausbau. Er ist deshalb der rechte Auswanderer, der überall Fremde — der Söldner für jede Sache, außer für seine eigene, denn er hat keine eigene; sein Leben ist ohne Sachgehalt, er ist voll Traum und voll Spott für die Wirklichkeit. — Horace Plunkett, ein ausgezeichneter, in Irlands Reform praktisch arbeitender Staatsmann, sagt in seiner Schrift über „Irland im neuen Jahrhundert" gelegentlich: Eine praktische Behandlung der Homerule-Frage durch die Iren sei unmöglich; denn diese Idee werde in ihren Köpfen sofort eine religiöse, ganz außerpraktische Vorstellung, die zu Ekstasen, aber nicht mehr zu Handlungen führen könne. Und an anderer Stelle gibt er diese charakteristische Anekdote: Er sei einmal zu einem Fußballmatch zwischen irischen Mannschaften gekommen; da habe er die Spieler zu einem wüst kämpfenden Knäuel geballt erblickt — an einer ganz anderen Ecke des Spielfeldes aber lag, seit geraumer Zeit schon unbemerkt, der Ball! — So zeigt die kleinste wie die größte Gelegenheit den Iren immer von derselben Seite: nie fesselt das wirkliche Ziel, die praktische Leistung seinen Eifer; aus jedem Problem, jede Aufgabe zieht er sich nur die größtmögliche Sensation, den stärksten Gefühlston, den anregendsten Traum. Und ist die Ekstase einmal ausgesogen, gilt ihm die Sache selbst nicht mehr als eine saftberaubte Frucht. Er wirft sie fort und verhöhnt ihre dürftige Trockenheit, ihre plumpe Form, ihre winzige Menge. — Denn der Ire hat, einmal geweckt aus seinem Traum, den bösen Blick für die Wirklichkeiten, er schaut sie durch und durch in ihrer Unvollkommenheit; und ohne Pietät für die Relativitäten des Seins verhöhnt und verachtet er das lebendige Leben, mißt und verwirft es an seinen großartigen Träumen.

„O die Träume, die Träume! die qualvollen, herzversengenden, nie zu befriedigenden Träume, Träume, Träume! ... Die Phantasie läßt den Irländer nie allein, überzeugt ihn nie, befriedigt ihn nie; aber sie ist schuld, daß er keiner Realität ins Antlitz sehen kann, noch mit ihr zu

handeln, noch sie zu erobern vermag: er kann nur die Nase rümpfen über die, die das können. . . . Endlich kommt es so weit, daß man nichts Wirkliches ertragen kann: man geht lieber schäbig und schmutzig herum, als daß man sich entschließt, auf seine Kleider zu achten und sich zu waschen; man nörgelt und poltert zu Hause, weil die Frau kein Engel ist, und sie verachtet einen, weil man kein Held ist; und man haßt die ganze Gesellschaft um einen herum, weil sie nur aus armen, nutzlosen, liederlichen Teufeln besteht, wie man selber einer ist. Und über alledem erhebt sich ein gräuliches, sinnloses, schadenfrohes Gelächter. Wenn man jung ist, trinkt man mit andern jungen Leuten und zotet mit ihnen, und da man unfähig ist, ihnen zu helfen oder sie anzuspornen, verhöhnt und spöttelt und schilt man sie dafür, daß sie die Dinge nicht tun, die man selbst nicht zu tun wagt. Und die ganze Zeit lacht man, lacht man, lacht man!"

Dieser schmerzvoll wilde Aufschrei steht in Bernard Shaws Heimatstück „John Bulls andere Insel" — aber erinnert nicht dies psychologische Bild seltsam getreu an eine große Gestalt aus einer anderen modernen Literatur? Wer ist der junge Mensch — träumend, verlumpt, zotend, lachend, spottend, tatlos — und immer träumend, träumend: ist es nicht Peer Gynt?!

Norwegens Seele, Peer Gynt! — Ich dachte in der Tat vorhin an Norwegen, als ich von dem germanischen Volke sprach, das durch ähnliche Schicksale zu ganz ähnlichem Wesen, wie die Iren gelangt ist; ich dachte an Ibsens Geschöpfe, diese weltblinden Fanatiker ihres Traumes von Brand bis Ellida, von Solveij bis Rubek, von Gregers bis Borkmann — und ich dachte an das Wort: Menschen sind das nicht, aber Norweger! Nun, es könnten auch Iren sein — könnten es sein, wenn ihnen nicht der eine hellere schärfere Ton fehlte, den doch wohl das Keltentum in jene westliche Mischung tat; germanische Iren. Auch in Norwegen hat eine geographische Situation und ein politisches Schicksal Jahrhunderte lang die ganze Kraft eines Volkes nach innen gedrängt; nichts hat sich in Arbeit und Tat entladen, alles hat sich innen gesammelt, hat Geist und Gefühl überwuchert mit den Fäden einer Traumwelt. Und dann geschah die Explosion dieser überdrängten Seele, von der Europa noch zittert. Dann wurden diese Traumwandler zu Sehern und Propheten und trugen ihre Visionen als kommende ganz wache Wirklichkeiten in den Halbschlaf der anderen Völker. Das war der Aufruhr. Ibsen.

Mit minder dumpfem, aber kaum schwächerem Schall entlädt nun Irlands Seele ihre verhaltenen Kräfte über Europa. Denn dies Volk, das in immer erneuter sentimentaler Andichtung die ewig wandernden „Wildgänse" zu einem Lieblingssymbol macht, das kein Haus hat — das ist überall zu Hause, das hat das Zeug zum „guten Europäer". Und dies Volk, das in vollkommenen Träumen lebt, das in der wirklichen Welt nichts sucht — das ist gerade ganz illusionslos, wo es sich der Re-

alität nähert, ganz klar und zynisch den sentimentalen Halbheiten der arbeitenden Völker gegenüber — das hat das Herz zum vollendetsten Aufklärertum, zur schonungslosesten Kritik in sich. Zu absoluter Kritik — denn am Aendern, Umbauen, Reformieren der wirklichen Welt liegt dem reinen Iren nichts; er will sie nur durchschauen und verlachen können, verlachen mit seinem bösen, weltabgewandten irischen Gelächter, mit dem Gelächter des Swift, der die edlen Hauyhnhums liebt — nicht die Menschen. Der Ire ist nichts so wenig wie ein „Romantiker" im üblichen Sinne; er durchwirkt keineswegs die Wirklichkeiten mit Träumen. Mit einem scheuen, wilden, höchst empfindlichen Stolz hält er seine Traumwelt in sich fest und für sich fest — da lebt er. Die Außenwelt sieht er mitleidlos kalt an, er haßt sie fast, weil sie ihn stört — er hat kein Interesse, sie zu beschönigen.*)

Diese scharfe Zweiteilung, diese große brutale innere Reinlichkeit hindert den Iren, zu irgendeiner Art von „Glück" für sich zu gelangen George Moore, einer der erheblichsten Autoren der neuirischen Bewegung, zitiert einmal den robusten Satz eines Realpolitikers: „Den Iren würde es längst besser gehen, wenn sie es nicht immer mit ihren verdammten Seelen hätten!" —

Das ist wahr; aber das, was sie unglücklich macht, dieser ganze seelenhafte, alle irdische Realität zersetzende, vor keiner Lebensbedingung haltmachende Blick, diese wie außerweltliche Kritik — das kann doch für andere Völker, die einen stärkeren realistischen Fond, eine hinreichend gesunde praktische Beschränktheit besitzen, ein Segen werden: denn dort kann sie Schranken, unnütz geachtete, längst nicht mehr nötige, lebensfeindliche, hinwegsprengen, diese irische Kritik. Wie es die norwegische tat — wie es überall und immer die jüdische tut.

Der Ire hat im sozialethischen Sinne kein „Herz" (— „Das Herz eines Irländers ist seine Phantasie" —) und deshalb liebt der Ire niemanden, sich selbst am wenigsten! Denn er, der permanente Selbstbeschauer, kennt sich am besten und haßt das Wirkliche und Begrenzte auch bei sich. Auch in der eigenen Art verabscheut dieser Transzendente, dieser grenzenlose Träumer das Endliche. Es ist nichts weniger als ein „Paradox", wenn Shaw sagt, daß kein Ire dem andern sein Irentum verzeiht. (So gewiß, wie die besten und echtesten Juden in einem sehr tiefen Sinne Antisemiten sind — so gewiß wie jede wahrhaft großzügige

*) Durch seinen ganz freien Blick für reale Zusammenhänge kann es der Ire in der praktischen Welt, einmal zum Handeln gezwungen, sehr wohl zu Erfolgen bringen; er kann reich und mächtig werden — nur schöpferisch und glücklich wird er nicht, weil ihm seine Taten unverbunden, sinnlos, nur halb ernsthaft sind, weil ihm die Wirklichkeit ohne ethische Schwere ist. Er ist als Praktiker zynisch und brutal — weil er nichts ernst nimmt als sich in seinen Phantasien. Das ist z. B. auch der tief organische Zusammenhang des so oft und töricht gescholtenen vierten Akts im Peer Gynt mit dem Peer des Anfangs und Endes.

Kritik mit Selbstkritik beginnt und in Selbstkritik endet.) Aber wenn dieser Fremde, Lieblose nicht eigentlich bauen und schaffen wird für die Menschen — er kann Luft und Licht bringen, weil er zerstört, weil er niederreißt. Vielleicht ist auch er bestimmt, in der Geschichte zu wirken als höchst bedeutsames „Ferment der Dekomposition"? — „Wir Irländer waren niemals geschaffen, Farmer zu sein; wir sind wie die Juden, der Allmächtige gab uns Gehirne und hieß uns sie bewirtschaften."

Ein Kelte, dessen geistige Agilität durch ein schweres Schicksal aus der Sphäre heiterer bunter Sinnlichkeit gerissen ist, ist ein fahles, hinterweltliches Traumreich, ein Träumer, der auf die Wirklichkeit mit feindlich durchdringendem höhnischem Blick sieht, ein böser Lacher — das ist der Ire.

König Johann

Vom König? . . Eilbrief? . . An den Hofmarschall? . .
Befehl: „Bankett im Schloß zu Setuval!"

— Es ist Bankett in Setuvals Palast . . .
„Lud man den Herzog von Viseu zu Gast?"

— „Der dort den roten Wein vergießt
Und wie sein Glas von Laune überfließt . ."

— „Sagt, Herzog, was erschiene euch wohl not,
Erführet ihr, man plane euren Tod?"

— „Die Frage stellt Ihr mir? Das nenne ich Humor!
Ich, König? Ei, ich käme ihm zuvor!"

— „Recht so; ich rette mich vor Deinem Erz"
Und stößt dem Falschen rasch den Dolch ins Herz.

Leo Sternberg.

Fritz v. Briesen (Hamburg): „Gesellschaft“

„Nun denn, allons, enfants de la patrie!“ sagte mit der ihr eigenen geistigen Grazie die Kommerzienrätin. Sie reichte dem Generalkonsul von Costarica den Arm, und die Prozession wallte ins Speisezimmer.

Eine kleine, aber repräsentable Gesellschaft, die jetzt die Tafel zierte. Neben der Gastgeberin, die früher wohl einen appetitlichen, jetzt einen mehr nahrhaften Eindruck machte, der Generalkonsul mit seinem zur Ausgleichung der Glatze kurzgehaltenen grauen Haar, der jovialen Selbstherrlichkeit des echten Junggesellen und ein paar Lachfalten in den äußeren Augenwinkeln.

Gegenüber der Gatte der Hausfrau, guterzogener Ehemann — besondere Kennzeichen: keine — zu seiten der Baronin Trigloffstein, verw. Samoschin, gesch. Schmidt, geb. Füllenfeld, einer Beauté a. D. und wegen ihres Namens wie ihrer Weltkenntnis stets verwendbaren Freundin des Hauses.

Weiterhin John Petersen, der Großkaufmann, der es für einzig würdig hielt, stets „seriös“ zu erscheinen, und der daher feierlich wie ein Leichenwagenkutscher dreinzuschauen pflegte, — zumal seit dem Kaiserbesuch, da der Monarch zu ihm, als einem Mitgliede der Empfangsdeputation, gesagt hatte: „Na, Sie haben ja sogar für schönes Wetter ge-

---

F r i t z v o n B r i e s e n s neues dramatisches Werk, die vieraktige moderne Tragödie „Die von Wildtberg“, wurde vom Deutschen Schauspielhaus in Hamburg zur Uraufführung angenommen. Ferner erscheint aus seiner Feder demnächst ein Band künstlerisch einheitlicher humoristischer Erzählungen „Gemütsmenschen“ in einer der ersten deutschen Verlagsanstalten. Unser heutiger Originalbeitrag zeigt, daß ein Kritiker recht hat, der kürzlich über Briesen u. a. schrieb: „Aber dieser ausgesprochen gemütvolle Dichter erweist auch eine ausgeprägt s a t y r i s c h e Ader, wenn er auf gewisse menschliche Verhältnisse zu sprechen kommt, die ihn zur Satyre reizen.“ Die Redaktion.

sorgt!“ Seither gab sich John Petersen als „Freund des Kaisers“, und in der Position muß man allerdings das Gesicht wahren.

Mit ihm war seine Frau erschienen, die sich im Laufe der Jahre der Miene ihres Mannes anzupassen gelernt hatte, stets dunkle Seide und die Hände meist über dem Magen gefaltet trug. (Nebenbei oblag sie der gesellschaftlichen Wohltätigkeit, schon des Anschlusses bei der Gräfin Bigottinsky halber: Frau Petersen zählte selber zwar zur vornehmen Gesellschaft, die Gräfin aber gehörte zur ganz vornehmen!)

Sodann saß an der Tafel der Fabrikbesitzer und Leutnant d. R. — Pardon, laut seiner Karte: Leutnant d. R. und Fabrikbesitzer — Theo Reichberg. Er war das, was man einen Glückspilz nennt: Sein Vater hatte ihm eine „von selbst gehende“ Fabrik hinterlassen; — die Dame, die er zu einer splendiden Mitgift (siehe unten) hinzugeheiratet hatte, war rührend nachsichtig gegen seine gelegentlichen Seitensprünge; — und selbst ein Malheur, das er als Kind einmal hatte, gereichte ihm nachträglich noch zum Vorteil: er war da mit der Backe in eine Scherbe gefallen, und das sah jetzt schlechthin akademisch aus.

Seine Gattin, ihm gegenüber als Petersens Tischdame plaziert, wofür er dessen Ehehälfte beigesetzt war, hätte man nach ihrer Erscheinung, hochblond-hager wie sie war, als eine wandelnde Eins bezeichnen können. Aber an dieser Eins hängten nicht weniger denn sechs Nullen! . .

Eine Persönlichkeit von außergewöhnlichem Reiz sodann war auf der andern Hälfte der Tafel anwesend: Erwin M. Meyer-Puttbus, der bekannte Dichter. Er war so bekannt, weil er so viele Bekannte hatte. Er lebte ganz für seine Kunst und von seinen Coupons. Und da er zur Gilde der Ganzmodernen gehörte, die zu dichten glauben, wenn sie drechseln, so hatte er es in der Fertigkeit, statt simpler Worte seltne Wörter und sonderliche Wendungen zu produzieren, bereits zu Erklecklichem gebracht.

Dem up to date-Poeten hatte die Kommerzienrätin ihre Nichte Fräulein Rhea Knackwitz zur Seite gesetzt, ein wennschon nicht vermögendes, so doch auch nicht durch rein äußerliche Reize bestechendes junges Mädchen von 29 Jahren.

Neben der eigenen Tochter des Hauses endlich, einem ausgereiften Backfisch, der (bis auf Schnurrbart und Koteletten) „ganz der Vater“ war und „Milli“ gerufen wurde, saß der junge Dr. Schweiger, Spezial-

arzt für Nase, Hals und Ohren. Er schien sich, da nicht nur Nase, Hals und Ohren, sondern auch die übrigen Einzelheiten der Kommerzienratstochter recht niedlich anzusehen waren, in dieser Nachbarschaft nur wohlzufühlen; jedenfalls sah er sehr aufgeräumt aus.

Sollte er auch; nach den Dispositionen der Hausfrau. Das Gastmahl, das sie heute gab, war ja, genau genommen, ein „diplomatisches": Erstens wollte die Kommerzienrätin sehen, wie der einigemal zur Zufriedenheit konsultierte junge Arzt sich als Gesellschafter und neben ihrer Tochter ausnehme; und zweitens wollte sie den Generalkonsul von Costarica, der seit einem Vierteljahr im Hause verkehrte, endlich mal die Sehnsucht ihres Mannes nach einem Orden merken lassen, — bloß durch die Blume natürlich. Sie hatte sich dafür bereits eine Gedankenreihe zurecht gelegt, die für den zu Unrecht angezweifelten logischen Sinn des Weibes Zeugnis abgab.

„Sie sind vorgestern nicht in der Premiere gewesen?" begann sie zu ihrem Tafelritter, „ich habe Sie wenigstens dort nicht gesehen!"

„Nein, ich war leider verhindert. Habe nur die Kritik und Inhaltsangabe gelesen; — wieder so 'n soziales Stück, nicht wahr?"

„Ja, ein Stück vom Glück. In neuer Abwandlung die alte Frage, ob das innere Glück vom äußeren Erfolg, vom materiellen Besitz abhänge."

Und indem sie all ihre, mit Lesefrüchten ernährte Ethik zusammennahm, fuhr die Kommerzienrätin gedankentief fort: „Es ist doch klar, daß das Glück mit dem Reichtum nichts zu tun hat. Nein, die Kritik der reinen Vernunft muß einem sagen, daß die Kraft des Gemüts das wahre Glück der Erdenkinder, die Persönlichkeit, ausmacht!"

Die Sprecherin weidete sich einen Moment an ihrer glanzvollen Verquickung von Kant, Fichte und Goethe. Dann schloß sie, in edlem Enthusiasmus von ihrem Hummer aufblickend: „Ich für meine Person könnte jedenfalls selbst in einer Dachkammer glücklich sein!"

„Na, na!" dachte der Generalkonsul, und demzufolge erwiderte er: „Ich zweifle bei Ihrer ausgesprochen verinnerlichten Veranlagung, meine Gnädigste, nicht eine Sekunde daran, daß Sie der Reichtümer gar nicht bedürften, um glücklich zu sein!"

Die Kommerzienrätin lächelte befriedigt. Sie war ein kluger Mensch, zweifelsohne. Und höchst gebildet dazu. Sprach sie doch mit Passion über „Unterbewußtsein", „Ganglienzellen" u. dgl. m., wie sie

auch Damen und Herren durch gutgelernte lateinische Zitate in Verlegenheit setzen konnte!

Aber selbst bei sehr klugen und gebildeten Menschen pflegt sich um das Gestirn des Geistes ein mehr oder minder leichter Nebelstreif der Eitelkeit zu legen, wenn es von dem Kometenschweif der Schmeichelei passiert wird. So nahm die Kommerzienrätin, die sich gern als freie und eigene „Individualität“ gab, die leere Eloge ihres Nachbarn für volle Meinung, — obschon sie doch von Kindesbeinen an des Katechismus der liebenswürdigen Lügen, genannt „guter Ton“, kundig war.

Der Kommerzienrat vis-à-vis, als er seine begabte Gattin dem Konsul sich so ernstlich widmen sah, schaute flüchtig-wohlgefällig zu ihr hinüber. Sie hätte aber auch ohnedies über ihrer sittlichen Begeisterung das materielle Ziel nicht aus dem Auge verloren; dazu besaß sie zuviel Wirklichkeitssinn. Und sie strebte rasch der nächsten Etappe ihrer Kampagne zu:

„Wir Frauen sind wohl im allgemeinen für eine intimere Auffassung vom Glück als die Herren der Schöpfung! Ich spreche leider aus Erfahrung,“ — ein elegisch gefärbter Blick schwebte und wies auf den Kommerzienrat hinüber — „wenn ich besonders an den männlichen Ehrgeiz denke, dessen Befriedigung der Mann wohl noch über das häusliche Glück stellt!“

Der Generalkonsul schwieg zunächst. Er war nicht musikalisch genug, um aus dem Vorspiel schon auf die ganze Oper schließen zu können. Er war als bloßer Titularbeamter auch nicht durch die diplomatische — nicht einmal durch die konsularische — Schule gegangen, um genügend zwischen den Zeilen lesen zu können. Sein wahrer Beruf und Lebenszweck war ja vielmehr der Import ausländischer Farbhölzer. Rein sachlich machte er denn seinen Standpunkt zum Thema mit den Worten geltend: „Pardon, meine Gnädige, 'n bißchen Ehrgeiz ist doch ganz nett — und vorteilhaft; es gibt doch einen sehr berechtigten Ehrgeiz!“

Hierbei dachte er mit stillem Vergnügen an sein geglücktes Bestreben, dieser Tage mit unter den Unterzeichnern eines Aufrufs zur Errichtung eines Denkmals für Johann Sebastian Bach geprangt zu haben. Seine Beziehungen zu jenem Komponisten reichten zwar nicht über die Kenntnis hinaus, daß der Mann schon lange tot war und auf der Orgel großartig gewesen sein soll; — aber unter dem Aufruf stand er, da es alphabetisch ging, in nicht geringerer Nachbarschaft als zwischen

einem Oberkonsistorialrat und einem Generalmajor z. D.! Wenn das nicht Ansehen und Kredit förderte . . .! Was war allein der Aerger seines geschäftlichen Hauptkonkurrenten, dieses lächerlichen „Kommissionsrats", über seinen, des Generalkonsuls, Namen inmitten der ersten Kreise wert! Und anderseits, wie mußte Margot, seiner kleinen Freundin vom Operettenchor, ja, wie mußte der ganzen guten Gesellschaft seine Person zwischen Oberkonsistorialrat und Generalmajor imponieren! . . .

Er konnte diesen Nebengedanken mit Muße nachhängen, da die Kommerzienrätin inzwischen nach der andern Seite hin in ein Gespräch sich eingelassen hatte. Ihr weiblich-diplomatischer Sinn sagte ihr, daß sie fürs erste mit der starken Betonung des Ehrgeizes ihres Mannes in dieser Richtung genug getan habe und nun am besten dem Konsul ein wenig Zeit, darüber nachzudenken, lasse. Deshalb plauderte sie mit dem Schriftsteller, der, ein bißchen wider sein Gewissen, die vom Dekorateur seinerzeit nach Schema F besorgte Ausstattung des Raumes pries. Die Hausfrau nahm die Lobeserhebung huldvoll entgegen, richtete jedoch ihr diskretes Augenmerk nebenbei auf ihre Tochter und den Doktor.

Dieses Paar (als solches erschien es wenigstens schon in dem geistigen Gesichtsfeld der Kommerzienrätin) unterhielt sich zunächst, wenn auch nicht vom Wetter, so doch vom Theater. Das Mädchen schätzte am meisten Operette, Schwank und derlei dramatische Kurzwaren. Aber beim Anblick ihrer grundsätzlich geistreichen Mama, sowie eingedenk ihrer guten Erziehung fühlte sie sich verpflichtet, sich auch intellektuell zu geben. Als er sie daher nach ihren Lieblingsstückchen fragte, nannte sie im dunklen Drange der Ueberzeugung, daß die Wirkung wichtiger sei als die Wahrheit, nach kurzem Bedenken: „Hamlet, — Der Kaufmann von Venedig, — Faust, zweiter Teil!"

„So!" sagte der Doktor, über diesen abgeklärten Geschmack der Jungfrau ziemlich erstaunt.

Seine Verwunderung wurde nicht geringer, als sie ihm als ihre Lieblings-Opern darauf die vier Stücke des länglich-philosophischen Nibelungenringes bezeichnete. Er pflegte nämlich, unbeschadet aller Wagnerverehrung, während des besonders ausgedehnten zweiten Aktes der „Walküre" das Abendbrot zu nehmen.

Der nicht unzutreffende Gedanke kam ihm, daß das Fräulein wohl etwas auf Eindruck ausgehe! Da wollte er ihr denn doch nicht nachstehen, und mit feiner Ironie sagte er, scheinbar begeistert: „Sie haben

wirklich einen ganz ähnlichen, ausgesprochen literarischen Geschmack wie ich, gnä'ges Fräul'n! Denken Sie: ich habe eine geradezu närrisch einseitige Vorliebe für Shakespeare, Kotzebue und Calderon!“

Jetzt wunderte sie sich.

Das bemerkte der Doktor innerlich schmunzelnd. Unmittelbar darauf fragte er: „Schätzen Sie auch einfachere Sachen, Schwänke und dergleichen?“

„Ach Gott, — weniger!“

„Merkwürdig, ich sah bei solchen Aufführungen mehrmals eine junge Dame, die bis ins kleinste Ihnen ähnelte! — Muß dann wohl eine andere Dame gewesen sein!“

Sie nickte nur. So gut war sie doch noch nicht erzogen, daß sie bei dieser Wendung nicht errötet wäre. Sie schämte sich offenbar, dem Teufel der konventionellen Lüge den Finger zu einem pas de deux gereicht zu haben. . . . .

Es war nicht des Doktors Absicht, sie zu beschämen. Er fing daher rasch von etwas anderem an. Dem Auge der Kommerzienrätin indessen war es nicht entgangen, wie in das Gespräch zwischen den Beiden eine gewisse Unsicherheit gekommen war. Sie verfolgte mit häufigeren Streifblicken die Entwicklung drüben, bis sie ein unerwartetes, ja im Augenblick verblüffendes (obgleich an sich ihr gar nicht unsympathisches) Intermezzo gewahrte: Milli und der Doktor reichten sich die Hände! War es schon so weit?! Nun, selbst wenn es soweit war, die Mutter wollte die Tochter wegen eines so unangemessnen Benehmens später gehörig zur Rede stellen! . .

Auf der andern Tischseite, wo Petersens und Reichbergs einander gegenübersaßen, drehte sich das Gespräch um die Schönheiten Italiens, das der Fabrikbesitzer mit seiner Gemahlin demnächst zu wiederholtem Mal besuchen wollte.

„Nein, in Venedig hat mir's damals noch am besten gefallen; — ich sage Ihnen, ein Essen haben wir da bekommen, bei diesem — na, wie hieß der Kerl — äh: — na, irgend so'n „—oni“ oder „—ini“! Ein Essen — —! So gut haben wir sonst in ganz Italien nirgends gegessen! . . Vorzüglich!“

Die Gattin Reichbergs nickte bei diesem Erguß der Begeisterung ihres Mannes über den Höhepunkt seiner italienischen Erinnerungen.

Auch Petersen nickte. Darauf ergriff er in der ihm eigentümlichen umständlichen, fast solennen Weise das Wort:

„Ja, — wie *wir* vor drei Jahren in Italien waren, da saß im Zuge zwischen Mailand und Livorno mir gegenüber ein italienischer Fürst, Marchese Soundso. Der Mann kannte von Venedig her den Kaiser *auch*. Wir haben uns da über allerlei mit'nander unterhalten!"

„Konnten Sie sich denn bequem mit ihm verständigen?" fragte weniger aus Wißbegier, als um Interesse zu erweisen, Reichbergs Gattin.

„Vollkommen!" gab Petersen im Brustton zurück.

„Er sprach ja ganz gut deutsch!" setzte seine Frau noch hinzu. Eine Erläuterung, die Petersen anscheinend für sehr überflüssig hielt, denn er ignorierte sie, sich lediglich dem Braten widmend. . . .

Das Tischgespräch zwischen Herrn Meyer-Puttbus und Fräulein Rhea Knackwitz begann damit, daß sie, während eben eine allgemeine Unterhaltung im Gange war, ihren Nachbar anredete:

„Sie wollen heute gar nichts zur Bereicherung der Konversation beitragen, Herr Meyer?"

Ueber des Dichters Angesicht flog ein Schatten. Daß sie „Meyer" zu ihm sagte ohne „Puttbus", schien ihm banausenhaft, ja verletzend, trotzdem er de facto nur ein geborner Meyer war. Dieser Name dünkte ihm aber zu schlicht für einen Kandidaten der Unsterblichkeit; deshalb sollte das niedliche Städtchen Puttbus, das die Ehre hatte, ihm das erste Licht der Welt geliefert zu haben, *mit* unsterblich werden.

Die Anfrage des Fräuleins hingegen wegen seines Schweigens kam ihm nicht nur erwünscht, sondern er hatte sie geradezu herbeigeschwiegen. Denn sie gab ihm die Gelegenheit, jetzt mit einem eigens zu diesem Zweck bereitgehaltenen Aphorismus zu glänzen; scheinbar scherzhaft und sehr vernehmbar zugleich sprach er:

„Große Geister haben oft Mangel an geistigem Kleingeld!"

„Wundervoll ...!" flüsterte Fräulein Rhea, halb für sich, halb für ihn. Auch die Kommerzienrätin fand den Ausspruch espritvoller, als sie's dem Sprecher zugetraut. Weniger überwältigend wirkte das Aperçu auf den Doktor: Er besaß wohl denselben Abreißkalender wie Meyer-Puttbus, hatte den Spruch jedenfalls vor einigen Tagen *auch* darauf gelesen.

Fräulein Knackwitz jedoch gab noch keine Ruhe. „Wie originell, dieser Ausspruch!" schwärmte sie weiter, dem Dichter zugewandt. Der fuhr sich sensibel mit den Fingerspitzen über die sporadischen Schnurr-

haare unter der Nase, nahm einen versonnenen Gesichtsausdruck an und erklärte darauf mit täuschender Bescheidenheit:

„Was wird an dieser kleinen Nebenbemerkung weiter Originelles sein! Wer weiß, ob sie nicht schon Plato oder Sokrates oder sonst einer gedacht hat! Uns Modernen ist von den Früheren ja schon alles weggeschnappt! Dafür sind wir ihnen in der eigentlichen Kunst, in der Form über! Ideen haben die Leutchen wohl schon in der Eiszeit gehabt, — aber den Stil, den haben wir heute erst: die Kunst also, die Begriffe, die Sprache ganz neu zu nuancieren, zu differenzieren und potenzieren . . .!"

„Genauer: Fremde Geisteskinder zu adoptieren, anders zu frisieren und als eigen zu präsentieren!" setzte der kritisch veranlagte Doktor, als Ohrenzeuge, diesem Passus hinzu. Natürlich bloß in Gedanken.

Der Dichter sank in sein anfangs beobachtetes großangelegtes Stillschweigen zurück, da ihm sonstwelches goldne Wort zur Sache momentan nicht mehr einfiel. Und seine anpassungsfähige Nachbarin paßte sich auch seinem Ruhebedürfnis an, was ihr der soeben servierte Rehrücken sehr erleichterte.

Mittlerweile hatte die Baronin Trigloffstein der übrigen Tafelrunde einige historische Reminiszenzen aus ihrer Bühnenzeit gespendet. Sie war als junges Ding einmal sechs Wochen in Bagatellrollen tätig gewesen und erzählte seitdem gern von ihren Triumphen als Julia, Ophelia und Gretchen. Es war urlange her, wer hätte sie da noch dementieren können?

Nachdem sie mit der Geschichte von dem französischen Vikomte, der ihr durchaus ein Schloß in der Normandie zu Füßen legen wollte, lächelnd geschlossen, glaubte die umsichtige Kommerzienrätin, dem Generalkonsul jetzt wieder einige persönliche Aufmerksamkeit widmen zu sollen: sie erkundigte sich also hingebend, wie lange er eigentlich schon den wichtigen und interessanten Posten als Vertreter einer auswärtigen Macht innehabe?

„Erst seit etwa zwei Jahren," lautete die Antwort.

„O, man kann wohl auch in dieser Zeit bereits sich um das Vaterland — hm: wenn es auch nicht gerade das eigne Vaterland ist — verdient gemacht haben! . . . Heutzutage ist man doch überhaupt auf dem Gebiet der Auszeichnungen nicht mehr so engherzig, nicht wahr?"

Der Generalkonsul, der grade kaute, nickte verbindlich, ohne sich in weitre geistige Unkosten zu stürzen.

Die kluge Frau aber, voll Takt und Taktik, gedachte hiermit die Fortsetzung ihres Kreuzzuges, um diesen nicht zu überstürzen, bis zum nächsten Diner zu vertagen. Sie plauderte mit dem bevorzugten Gast bis zum Schluß der Tafel mit Charme über ihr mehr oder minder gleichgültige Dinge.

Und nachdem auch der letzte Akt des abendfüllenden Gesellschaftsstückes — Szene der Salon — vor sich gegangen, empfahlen sich die Geladenen unter den üblichen Devotions- und Dankesbeteuerungen. — —

*

Petersens und Reichbergs hatten beinahe denselben, nicht sehr weiten Weg. Trotzdem der Tag gehalten, was er versprochen, und ein schöner Abend unter dem majestätischen Baldachin des blau-silbernen Firmaments seine milde Herrschaft übte, hatte Reichberg sein Automobil bestellt. Er lud Petersen zum Mitfahren ein, was nicht abgelehnt wurde.

„Es war ganz nett heute abend, nicht?" bemerkte Reichbergs Frau, während das Auto losschoß, als ob es noch zehn Meilen zu machen hätte.

„Ach ja, — es ging!" sagte ihr Gatte, die Hand vor den Mund haltend, ein leichtes Gähnen zu bergen. Dabei blitzte der extragroße Diamant an seiner Rechten im Dunkeln; und Petersens Frau, die es gewahrte, meinte im stillen: „Doch etwas aufdringlich, solch dicker Brillant, — Zirkusreitergeschmack!"

„Sagen Sie mal: — was für 'n Kommerzienrat i st er eigentlich?" fragte dann Reichberg, in Gedanken noch an dem Ort, den man soeben verlassen.

„Von Reuß jüngere Linie!" erwiderte Petersen, seriös wie immer nur einen kleinen moquanten Zug um die Mundwinkel.

„So — o! Ich glaubte immer, er wär 'n preuß'scher!" kam es gedehnt aus dem Munde des Fragenden, — „so, so! . . ."

Man war bei Petersens Villa angelangt, und mit „vielem Dank" stieg dies Ehepaar aus. Petersens Gemahlin hätte den Weg überhaupt lieber zu Fuß gemacht, da sie an der fixen Idee litt, durch einen gelegentlichen Spaziergang von zehn Minuten könne selbst eine Taille wie die ihre zur Grazie der Schlankheit zurückkehren. Reichbergs Fahreinladung hatte jedoch so überrumpelnd an den Bequemlichkeitssinn appelliert, daß der Drang nach Schönheit dabei einfach abgefallen war.

„Gute Nacht!" erklang es von beiden Seiten; das Auto fuhr weiter. Und der Chauffeur, der bei der stillen Luft und dem geräuschlosen Gleiten der Gummireifen von dem Gespräch der Herrschaft jedes Wort hörte,

wunderte sich, obwohl er kein Neuling auf dem Gebiet war, über einige kritische Aeußerungen, die den eben so herzlich Verabschiedeten galten...

Auch der Dichter und der Doktor hatten ein Stück Wegs gemeinsam.

„Gott sei Dank,“ sagte der Literat, „daß man wieder draußen ist! Doch riesig stumpfsinnig in solcher Gesellschaft! Ueberhaupt für unsereinen!“

„Na ja!“ pflichtete der Doktor etwas zerstreut bei. Er hatte seine eigenen Gedanken, denen er ein Weilchen lang nachhängte. Dann kam er unvermittelt — der Dichter nahm an, ihm zu Ehren — auf die Literatur zu sprechen. Eine Kerbe, in die Meyer, unter Ausfällen auf diesen und jenen von den „Anderen“, kräftig mit einhieb.

„Wissen Sie,“ meinte der Doktor, „ich finde, daß neunzig Prozent unserer „Modernen“ die bekannte Goethe'sche Forderung schlecht erfüllen; sie sind nicht Dichter der Gelegenheit, sondern der Belesenheit! Ohne eigne Empfindung und Erfindung; das Gesuchte, Gekünstelte in Form und Inhalt ist daher obenauf. Der dekadente Schwätzer ist „geistreich“, der wortselige Aesthet „feinsinnig“, der industriöse Nachahmer ein „Dichter“. Wenn das Kulturfortschritt ist, dann ist jener Laternenpfahl ein Apfelbaum!“

Der Dichter schaute den Doktor scheu von der Seite an; er fühlte sich durch dessen Worte stark beunruhigt. Doch gewann sogleich wieder sein natürliches Selbstbewußtsein die Oberhand.

„Ja, ja“ — sagte er — „Sie haben Recht! So sind diese Leute!“...

Mehr wußte er momentan nicht zu sagen. Er nahm sich nur vor, mit diesem rückständigen Laien über Literatur grundsätzlich nicht mehr zu sprechen. Er erkannte ihn jetzt sogar im Innersten als „ekelhaften Kerl“ und verabschiedete sich beim nächsten Café von ihm, ohne zu fragen, ob er mit eintreten wolle.

In dem Bewußtsein wiederum, durch sein Privatissimum diesem Mode-Literaten, dessen Dünkel ihn schon öfters geärgert, die Wahrheit gesagt zu haben, ging der Doktor weiter. In einer Droschke sah er den Generalkonsul an sich vorbeifahren. Der schien es eilig zu haben.

In der Tat strebte der Vertreter von Costarica nach dem Operetten-Restaurant zu ... Unterwegs fiel ihm die Rede der Kommerzienrätin wieder ein, und endlich kam ihm eine Sonderidee:

Ah! — ja, so wird's wohl sein: Er will von mir wohl einen Orden haben! Offenbar! ... Armer Kerl, bedauernswerte Frau, wenn ihr es erfahren werdet: — In Costarica gibt's gar keine Orden! — — — —

Das Erste, was die Herrin des kommerzienrätlichen Hauses nach dem Auszuge der Gäste tat, war, auf ihre Tochter zuzustürzen und sie wegen des „unglaublichen Händedrucks" zur Rede zu stellen, — nicht ohne heftige Neugier, wie es zu solch auffälliger Intimität so schnell gekommen sei.

Die mütterliche Wißbegier wandelte sich in arge Verstimmung, als sie von der wortkargen, fragwürdig gelaunten Tochter erfuhr, daß der Doktor ihr im Laufe des Gesprächs seine bevorstehende Verlobung mit einer Dame aus Straßburg verraten habe. Darauf habe sie ihm natürlich gratulieren müssen und, mehr in der Verwirrung als absichtlich, die Hand gereicht . . .

Nach dieser Seite hin waren die Dispositionen der Hausherrin somit fehlgeschlagen. Dafür getröstete sie sich der Hoffnung, daß sie in Sachen des Ordens zum Ziele gelangen werde.

„Ermüdend, solche Gesellschaft," — bemerkte der Hausherr, der sich des düstern Fracks, der Zwangsjacke der Normalen, allzu Normalen, bereits zugunsten einer Hausjacke entledigt hatte, — „langstielig und ermüdend!"

„Man kann sich doch am nächsten Tage durch eine längere Ausfahrt erholen! . . . Nicht wahr, Darling," — sie legte schmeichelnd die Hände auf seine Schultern — „Du kaufst mir das Auto?! Ich sorge auch für deinen Orden!"

Die Erwähnung des Ordens beruhigte den Kommerzienrat etwas; immerhin kam ihm die Vermittlungsgebühr, die seine Frau da begehrte, ein bischen hoch vor. Doch er war mit seiner Lebensgefährtin noch nie anders als durch Nachgeben fertig geworden; so antwortete er resigniert:

„Schon gut. Sobald ich 'n Orden habe, sollst du 's Auto haben! ... Aber ich sage dir: wirklich weggeworfnes Geld für solch Ding! Du weißt, so furchtbar reich bin ich gar nicht! Die Equipage genügt doch eigentlich wahrhaftig!"

„Na ja, „eigentlich!" ... Aber wie oft liest man von Pferden, die mit dem Wagen durchgegangen sind!"

„Nicht so oft, wie von Menschen, die mit dem Automobil draufgegangen sind!" gab der Gatte schlagfertig zur Antwort.

„Ach, — Du mußt immer kleinlich sein! Du gönnst mir's bloß nicht!"

Der Kommerzienrat zuckte die Achseln und blies mit mißvergnügter Miene den Rauch von sich.

Die Gattin ließ sich dadurch nicht abschrecken. Denn wenn der Mann auch wuchtig wäre wie eine Granate, — das Weib ist widerstandsfähig wie eine Panzerplatte.

„Alle Welt hat ein Automobil,“ fing sie vorwurfsvoll von neuem an, da sie wußte, daß er durch dauernde Opposition leicht mürbe zu machen war, — „man kommt sich ohne eins förmlich pauvre vor!“

Da drehte sich der Mann, der nervös auf der Diagonale des Zimmers spazieren gegangen, fast belustigt um:

„Förmlich pauvre! Du Aermste! — Na, nimm mir's nicht übel, Klotilde: aber solch tiefinnerlicher Gemütsmensch wie Du sollte auf so kostspieligen äußeren Luxus doch mit Freuden verzichten! Hast Du nicht, wenn ich recht hörte, erst vorhin bei Tisch aus tiefstem Herzensgrund versichert: Du könntest in einer Dachkammer glücklich sein?!“ ...

Die Kommerzienrätin machte eine indignierte Geste.

„Laß doch wenigstens deine deplazierten Scherze, Leo!“ erwiderte sie mit kühler Ueberlegenheit. „Gewiß hab ich's gesagt! In der Gesellschaft! Du wirst's wohl aber so gut wie ich wissen: Was man da sagt, das soll doch mehr der Unterhaltung dienen!“ ...

Rundschau

Die Römische Kurie im Kampf.

Kurz nach der Thronbesteigung Pius X., der Geschäftsübernahme durch den Kardinalstaatssekretär R. Merry del Val und der Leitung der vatikanischen Presse durch deren Chef Umberto Benigni erschien die kurze Notiz, daß der Bulletino „Acta Sanctae Apostolicae Sedis" zum kirchlichen Reichsanzeiger erhoben sei: alle darin veröffentlichten päpstlichen und kurialen Dokumente sind dadurch von amtswegen dem Episkopat des gesamten „katholischen Erdkreises" bekannt gegeben worden. Die Bischöfe, Äbte, Nuntien und apostolischen Delegaten haben unverzüglich den Anordnungen der Römischen Centralgewalt Folge zu geben.

Damit war das Konkordat des Hl. Stuhles mit Rußland vom Jahre 1847,das Gesetz des Königreichs Sachsen vom Jahre 1876 sowie alle altverbrieften Einspruchsrechte weltlicher Mächte tatsächlich umgangen. Durch das Konkordat mit Rußland ist der Hl. Stuhl verpflichtet, alle Encycliken, Motupropria, Rundschreiben und Mitteilungen an den röm.-kathol. Episcopat in Rußland zuvor dem Ministerium des Innern Rußlands zur Genehmigung vorzulegen. Jahrzehntelang war der Verkehr des Vatikans mit seinen Bischöfen im Czarenreiche durch die Hand des russischen Gesandten in Rom und des russischen Ministers des Innern in St. Petersburg gegangen. Den Encycliken nun wider den Modernismus, dem Konsistorialerlaß über die Absetzbarkeit der Pfarrer im Verwaltungsweg und dem neuesten durch den Prinzen Max von Sachsen verursachten Apostolischen Rundschreiben „Ex quo nono" wider die griechisch-orthodoxe Kirche, die nur in den „Acta Sanctae Apostolicae Sedis" veröffentlicht worden sind, hat Rußland die Gültigkeit versagt, weil diese päpstlichen Erlasse weder der Kontrolle noch der vorherigen Durchsicht durch das Ministerium des Innern unterlagen. Danach darf in Rußland der Modernisteneid nicht ausgeschworen werden, und die Absetzbarkeit der Pfarrer auf administrativem Wege durch den Bischof ist nicht erlaubt. Der Ministerpräsident P. A. Stolypin ordnete darum an, daß die nach Lublin zur Ablegung des Antimodernisten-Eides zum 22. Januar zusammengerufene Versammlung der kathol. Pfarrer und Domherren aus den zwei polnischen Provinzen aufzulösen und ihre Teilnehmer nach Hause zu schicken seien. Der Kardinal-Staatssekretär zeigte sich über diese Maßnahme derart erbost, daß sein Preßchef Benigni den russischen Minister des Auswärtigen S. D. Sazonoff, der zehn Jahre lang in Rom lebend die Kurie aus der Nähe studiert hat, als „Kirchenfeind" denunzieren und seinen baldigen Sturz voraussagen muß.

Aber nicht nur die Beziehungen des Hl. Stuhles zum Zarenreiche

unterliegen zurzeit einer schweren Krisis, sondern auch das alte herzliche Einvernehmen mit Österreich-Ungarn hat eine schlimme Zeit durchgemacht.

Der Heilige Stuhl besaß bis vor kurzem als seine obersten Vertretungen bei fremden Mächten vier Apostolische Nunitiaturen erster Klasse mit den Sitzen zu Paris, Madrid, Lissabon und Wien. Die erste ist seit der Heimkehr des Msgr. Benedetto Lorenzelli im Sommer 1904 für immer gefallen; die zweite und dritte sind in ihrem Fortbestande ernstlich bedroht, und die vierte — in Wien — konnte volle zwanzig Monate lang als Sinekure ohne die mindeste Mühewaltung für ihren Inhaber gelten; denn die Beziehungen zwischen dem Ballhauspalast in Wien und dem Vatikan zu Rom waren seit dem 7. Juni 1909 bis Ende Januar 1911 völlig eingefroren. Der Nuntius Msgr. J. Granito di Belmonte Fürst Pignatelli von Neapel, der am 24. März 1904 im päpstlichen Palast „Am Hof 4" aufgezogen war, hatte im Frühjahr 1909 durch seinen Eingriff in die inneren Verhältnisse der Donaumonarchie die Entfernung des Professors Wahrmund von der Universität Innsbruck durchgesetzt. Als Minister Freiherr Lexa von Ährenthal diesen Erfolg des Apostolischen Nuntius ableugnete, ermächtigte der Neapolitanische Kirchenfürst das „Vaterland" zur Veröffentlichung einer Unterredung, worin der k. u. k. österreichische und ungarische Minister des Auswärtigen öffentlich Lügen gestraft wurde. Der Skandal konnte nicht größer sein. Mit Ungestüm wurde die Abberufung des Nuntius beim Vatikan gefordert. Vergebens. Seit dem 7. Juni 1909 mied der Minister jeden amtlichen und außeramtliche Verkehr mit dem Nuntius, der somit den Zweck seines Berufes gänzlich verfehlt und als des Herrgotts unnützer Kostgänger in Wien saß. Um einen Druck auf das päpstliche Staatssekretariat auszuüben, mußte der k. u. k. Gesandte beim Hl. Stuhl Graf Nakolaus Szeczen von Temerin in Rom einen längeren Urlaub antreten, während die der österreichischen Regierung ergebenen Blätter seit dem 7. Juni 1909 durchschnittlich alle sechs Wochen ihren Lesern mitteilen mußten, daß der Nuntius „gehe". Es war alles vergebens. Endlich starb der österreichische Botschafter R. Graf von Khevenhüller-Metzsch in Paris, der einst nach der Schlacht von Slivnitza durch einen kühnen Ritt, mit einem eigenhändigen Brief des Kaisers Franz Josef an den Fürsten Alexander von Bulgarien in der Tasche, das Königreich Serbien gerettet hatte, und Ährenthal machte die größten Anstrengungen, um von der Regierung der französischen Republik für das Agrément des römischen Gesandten Szeczen als Khevenhüllers Nachfolger zu erhalten. Das war nicht leicht; denn Frankreich hatte es nicht vergessen, daß nur dank dem geschickten Zusammenwirken des Gesandten Szeczen mit seinem geistlichen Berater Montel von Treuenfest und dem Kardinal Jan Kniaz Koscielsko Puzyna von Krakau das Veto Kaiser Franz Josefs gegen den Kardinal Rampolla, den Kandidaten Frankreichs auf den Papstthron, möglich war. Aber auch nach der glänzenden Beförderung des Gesandten

Szeczen auf einen der vier höchsten Botschafterposten, wurde der neapolitanische Fürst nicht von Wien abberufen. Das geschah erst, als das ernstliche und langandauernde Unwohlsein des greisen Kaisers Franz Josef eine nicht allzu ferne Katastrophe befürchten ließ. Jetzt ist als Belmontes Nachfolger der päpstliche Nuntius in Rio de Janeiro, Monsignor Alessandro Bavona, Titularerzbischof von Pharsaglia, ein Abruzzese, vordem Professor des Kirchenrechts am Seminar von St. Apollinaris zu Rom, Uditore unter Cretoni zu Madrid, und außerordentlicher Delegierter in Peru und Bolivia, ernannt worden. Auf den üblichen Kardinalshut muß der Fürst Granito Belmonte Pignatelli warten; denn Pius X. will während des „kirchlichen Trauerjahres 1911" kein Konsistorium abhalten und das Gehalt der 22 erledigten Kardinalssitze (22 000 Frank × 22) einsparen. Die boshaften Römer dagegen meinen, daß Papa Sarto aus Aberglauben die Ergänzung des Wahlkollegiums für seinen Nachfolger so lange als nur möglich hinausschiebe, weil er nach Abhaltung jenes Konsistoriums sterben müsse. Die 9 bringe ihm das Unheil! Neun Jahre atmete Sarto als Kaplan in Tombolo, neun Jahre als Pfarrer in Salzano, neun Jahre als Domherr in Treviso, neun Jahre als Bischof von Mantua, neun Jahre als Patriarch von Venedig —, und am 5. August 1903 begann sein Wirken als Papst. —

Die dritte Macht, mit der grundlos der Kardinalstaatssekretär R. Merry del Val Streit suchte und fand, ist Preußen bezw. das Deutsche Reich. Als der Ministerpräsident von Bethmann-Hollweg und der Kultusminister Trott zu Solz dem preußischen Abgeordnetenhause mitteilten, daß die Borommäusencyclika „Edite saepe" in Deutschland nicht bekanntgegeben werden dürfe, ordnete gleichzeitig der Staatssekretär Merry del Val ihre Drucklegung in den „Acta S. Apost. Sedis" an, wodurch sie amtlich der ganzen Christenwelt mitgeteilt wurde. Im neuen Heft der „Acta S. Apost. Sedis" nun erteilt Papst Pius die Antwort auf den Bericht der deutschen Bischofskonferenz von Fulda.

1. Der Papst beglückwünscht den deutschen Episcopat, daß er den Streit im eigenen Lager durch seine Maßnahmen über die interkonfessionellen Gewerkschaften beendigt habe. Die prinzipielle Entscheidung des Papstes gegen die christlichen Gewerkschaften ist lediglich aufgehoben. Die Sympathien des Vatikans gehören ausschließlich den streng katholischen Arbeiterorganisationen; der deutsche Episcopat wird durch seine Pfarrämter langsam und in aller Stille die katholischen Arbeiter in streng konfessionellen, von den Dienern der Hierarchie überwachten und geleiteten Vereinigungen zusammenfassen, so daß jene gemischt religiösen Gewerkschaften binnen kurzem ausgestorben sein werden.

2. Nach dem päpstlichen Dekret „Quam singulari", d. d. 8. August 1910, sollen die Kinder „im siebenten Lebensjahr oder früher" zum Tische des Herrn geführt werden. Es steht zu hoffen, daß Kardinal-Erzbischof Hubert Anton Fischer von Cöln bei seiner letzten Romfahrt ein merkliches Hinaufsetzen der Altersgrenze für die deutschen Kinder zum

Empfang der ersten (nicht feierlichen) Kommunion erreicht hat.

3. Gegen das päpstliche Konsistorialdekret über die prompte Absetzbarkeit der Pfarrer v. d. 20. August 1910 hat der Episcopat keinen Einspruch erhoben. Natürlich; denn durch jene Befugnisse ist die bischöfliche Amtsgewalt ins Ungeheuerliche gesteigert worden. Mit Zähigkeit beharrt der Papst auf seinem Motuproprio „Sacrorum Antistitum“ v. d. 8. September, daß alle Priester den Antimodernisten-Eid ablegen müssen. Das den Universitätsprofessoren gemachte Zugeständnis, daß sie von diesem Eid verschont bleiben sollen, erweist sich in der Praxis als arglistige Täuschung. Die Lehrer der Heilswahrheiten werden, wenn sie von dem Dispens Gebrauch machen ‚tatsächlich a divinis enthoben, d. h. sie haben sich aller Handlungen der Seelsorge, des Beichthörens, des Sakramentespendens und des Predigens zu enthalten: damit sollen sich tatsächlich die Theologieprofessoren ihren eigenen Studenten als die mit der Capitis Diminutio Maxima in Choro Bestraften präsentieren. Von amtswegen wird der „Feigling und Apostel der Kirche“ und „Mietling der Staatsgewalt“ der katholischen Studentenschaft denunziert, dessen Vorträge als der Ketzerei verdächtig zu meiden sind. Der Papst in Person orakelt, daß die vom Eid Entbundenen in Wahrheit die ersten sein sollen, welche als treue Knechte Jesu Christi den Eid schwören müssen. So wird — der Staatsgewalt Preußens zum Hohn — auf die Theologieprofessoren im Deutschen Reiche der schwerste Druck mit unmoralischer Insinuation ausgeübt und dabei keine der kurialistischen Drohungen gespart, nur zum Zweck, daß der eine oder der andere der Theologieprofessoren „aus Gewissensbedrängnis“ freiwillig vor den Herren Kopp und Korum, Benzler und Keppler den Antimodernisteneid für die Richtigkeit des neuscholastischen Dogmenthemas ablege.

Es ist kein kluges Unternehmen der römischen Kurie, daß sie nach dem Abfall Frankreichs zu den schlimmen Händeln mit Spanien und Portugal nun auch noch die Streitereien mit Rußland und dem Deutschen Reiche hinzufügt.

Spectator alter.

Orientalia.

In der Perle des Osmanenreiches, im „glücklichen Arabien“, gärt die Revolution. Wie ein Zauberwort fliegt es von Stamm zu Stamm: Freiheit, Unabhängigkeit vom Großherrn in Stambul. Ein anderer Padischah residiert am goldenen Horn. Man rühmt ihn seiner Energie wegen — ein Jungtürke. 50 Bataillone Turbantruppen, so heißt es, sind bestimmt, den Aufstand niederzuwerfen. Werden sie ihr Ziel erreichen? Der Vertreter des alten Regimes, Abdul Hamid, pflegte in seinen letzten Jahren vor einer Truppensendung Rücksprache mit dem Botschafter Großbritanniens zu nehmen. Er las sein Kismet in den Weisungen, die aus Downing Street den Vertreter Englands in Konstantinopel trafen. Auch er war einst ungefügig gewesen. Als im Jahre 1903 die Verhandlungen zwischen England und der Türkei wegen der Abgrenzung des beiderseitigen Interessengebietes sich ihrem Ende näherten,

als die zwischen beiden Regierungen getroffene Grenzkonvention dem Sultan zur Sanktion vorgelegt wurde, da hatte er sein „placet" geweigert in der richtigen Voraussetzung, dadurch eine Beeinträchtigung seiner Rechte zu erfahren. Er hatte sich in seinen Rechten getäuscht. Englands Agenten zogen von Stamm zu Stamm, von Scheich zu Scheich, und bewiesen ihnen klipp und klar, daß sie frei unter freien Fürsten auch ohne die Bevormundung der Padischah in Stambul leben könnten. Von nun an wußte Abdul Hamid, daß die Kämpfe, welche in der Folgezeit im Süden Arabiens zwischen Türken und Arabern ausgefochten wurden, im englischen Interesse ausgefochten wurden. Hamids Großherrengewalt über Arabien war gefährlich getroffen, sein weltliches Szepter gewissermaßen gefallen — es galt ein anderes hochzuhalten, es galt, mit neuer Kraft das Khalifat über Arabien auszuüben. Das Mittel aber zur Stärkung seiner Khalifenautorität sollte ihm die Hedschasbahn liefern, deren erster Plan seinen Ursprung deutschen Eingebungen verdankte und hierdurch das Signum eines wirklich politisch gegen den englischen Imperialismus gerichteten Unternehmens gewann. Um der Bahn jedoch jedes böse Omen von vornherein zu nehmen, trat Deutschland offiziell zurück und aus dem strategisch wichtigen Schienenstrang, der dem Sultan erlaubt, am Sitze seiner religiösen Macht über virtuell eben so große Militärmacht zu verfügen wie in Stambul selbst, wurde die islamitische Pilgerbahn. Wer aber in Arabien das Militärregiment hat, der wird auch die wirtschaftliche Erschließung des Landes durchführen. In der Grabesstadt des Propheten ließ Hamid zahlreiche Kasernenbauten aufführen. Der alte Schleicher auf dem Throne Mohammeds wußte, was er tat, als er daranging, mit Hilfe deutscher Ingenieure den Eisenweg vom Norden, die uralten Karawanenstraßen entlang, nach den heiligen Städten des Islam zu führen; er wußte, daß die friedliche Durchdringung des Hedschas ihm neuen Einfluß in Arabiens Kornkammer, in Yemen, sicherte und sein Ansehen stärkte, das Jahrzehnte lang Englands Agenten vom Adenschen Felsenneste aus untergraben hatten. Der Bahnbau konnte natürlich England nicht gleichgültig sein. Solange das Werk noch der Nimbus der Khalifenmacht umstrahlte, hütete es sich, einzuschreiten. Als aber die Bahn bis Maan gediehen war und man am Goldenen Horn den Plan faßte, diese Stadt mit dem Hafenorte Akaba am Roten Meer zu verbinden, um so durch die Möglichkeit, Truppen von den Küsten des Mittelmeeres, ohne Benutzung des teuren Suez-Kanals, über Maan nach Akaba und von dort zu Schiff nach Hodeida befördern zu können, den strategischen Wert des Unternehmens zu mehren, da widersetzte sich England. Doch der Sultan war kriegerisch. In unglaublich kurzer Zeit konzentrierte er dank der neuen Bahn 80 000 Mann an der ägyptisch-türkischen Grenze — und da England infolge der Unruhen in Ägypten nicht kämpfen konnte, so trug er einen glänzenden diplomatischen Sieg davon. Der Türkei blieb der Zugang zum Meere. Doch nicht lange sollte sich der Großherr in Stambul seines leicht errungenen Erfolges freuen. Britanniens Be-

stechungspolitik mußte sich aufs neue bewähren. Mit Hilfe von sogenannten Subsidien gelang es, die einzelnen Scheichs in Südarabien den englischen Interessen gefügig zu machen, und allmählich in ihren Gebieten eine dominierende Stellung zu erobern.

Friedlich durchziehen heute englische Karawanen das Land, wo Albions Schilling spricht, denn die wilden Stammeshäupter geben ihnen sicheres Geleit. Sie fürchten mehr die Entziehung der britischen Unterstützung als Englands Waffen. Geld und Freiheit, das sind zwei mächtige Waffen, die ihnen Britanniens Politik verspricht.

Von Norden aber, da wälzt es sich heran, da donnern und stampfen die Lokomotiven des Padischah, und die Züge, die heute noch fromme Pilger bringen, werden einst den türkischen Soldaten nach Arabien tragen. Mit Waffengewalt wird der Kalif alle Moslemin unter sein Zepter beugen. Darum gärt es und brodelt unter den Stämmen, darum überfallen ihre Horden die Stationen der Hedschasbahn.

Am goldenen Horn schwanken die Minister. Man schickt fünfzig Bataillone in das bedrohte Gebiet — nein, man macht acht Regimenter in Tripolis marschfertig — man überläßt zunächst den Aufstand sich selbst. Beim Lloyd in Bremen schartert man ein paar Dampfer für Truppentransporte. Vielleicht — und für alle Fälle. Der neue Kalif schreckt davor zurück, die fanatischen Anhänger des Islam seine weltliche Macht fühlen zu lassen. England spielt in Stambul "va banque", Mohammed V. wagt nicht den Gegensatz.

2. Kuweit.

In Mutesarriflik Has liegt ein winziges arabisches Fürstentum mit einer Hafenstadt am persischen Golf etwa 100 Kilometer vom Schatt-el-Arab, der gemeinschaftlichen Mündung des Euphrat und Tigris. — Kuweit ist sein heute viel genannter Name. Sein Herrscher steht unter der Oberhoheit des Sultans in Stambul und führt den Namen eines türkischen Kaimakam. Seine Hafenstadt Kuweit aber ist zum Endpunkt der gewaltigen Bagdadbahn ersehen.

Der letzte Scheich von Kuweit, Mubarah ibn Sabbah, war ein stolzer und ehrgeiziger Herr. Er hatte schon lange den phantastischen Plan genährt, durch Unterwerfung der benachbarten Stämme im Südosten Arabiens ein großes arabisches Sultanat unter sein Zepter zu bringen. Britanniens Machtpolitik am persischen Golf mußte ihn hierin wirkungsvoll zu unterstützen. Er nahm Albions scheinbar uneigennützig gebotene Hilfe bereitwillig an und gestattete zum Dank die Errichtung eines englischen Vizekonsulats in seiner Hafenstadt. Unter Hissen der Nationalflagge zog [illegible] Agent in Kuweit ein. In Deutschland und dem damals noch von Faschoda her feindlich gesinnten Frankreich ereiferte man sich stark. Das Ziel der Bahn, der Umschlaghafen am persischen Meerbusen in Englands Händen kam einer Unterbindung des freien internationalen Verkehrs gleich. Hier gewann das Vorgehen Englands, dessen Diplomaten ja bekanntlich nach Lord Curzons vielgeteilter Auffassung dem persischen Golf die Eigenschaft eines „britischen Sees" zusprechen, völkerrechtliche Be-

deutung. Auf Deutschlands und Frankreichs gemeinsame Vorstellungen bei der Pforte traten Albions noch in Transvaal stark engagierte Staatsmänner den Rückzug an und die rot auf weiß gekreuzte Flagge verschwand vom Maste in Kuweit. Aber auch ohne sie blieben Englands Interessen in dem kleinen Hafenorte. Er war ja der Schlüssel zu der großen Bahn, deren Trasse quer durch die Gebiete des arabischen Osmanenreiches die Türkei zu einer militärischen Großmacht im Zweistromland machen konnte und eine von englischer Wühlarbeit mit so großer Mühe geschwächte Einheit fertigen mußte. Großbritanniens Diplomaten waren, als England noch offiziell ein gewisses Besitzrecht über Kuweit ausübte, ohne weiteres für den Ort als Endstation der Bagdadbahn eingetreten. Als Albion sich dann aber später verdrängt sah, als die deutsch-türkische Verbindung ihm immer schlagender den Beweis lieferte, daß seine Macht im Orient da endete, wo diese an Macht gewann, da suchte es sich von neuem das Protektorat über Kuweit zu sichern. Es beging dabei den schlimmen Fehler, ohne den türkischen Strohmann (den ihm ja jetzt eine andere Nation genommen hatte) die Stämme seiner Suzeränität gefügig machen zu wollen. Die Scheichs waren wohl für wirkliche Unabhängigkeit zu haben, aber Lockungen von seiten Ungläubiger, hinter denen nur allzu deutlich das Gespenst der „Unterwerfung" stand, zogen sie doch die Freundschaft und die Abhängigkeit vom Padischah in Stambul vor. So wurde selbst Mubarah ibn Sabbah wieder zum gläubigen Anhänger des Kalifen.

Aber auch am Bosporus sind die Zeiten vorüber, da es hieß: England rechts, Frankreich links, der Sultan in der Mitte. Großbritannien hatte mit dem Tage Hamids Freundschaft verscherzt, als seine Botschafter Sir Philipp Currie es wagte, in einer Audienz den Großherrn in Konstantinopel persönlich für die armenischen Massakers verantwortlich zu machen und ihn mit den Worten Gladstones als „roten Sultan" brandmarkte. Mohammeds V. jungtürkische Politik änderte nichts an den gespannten Verhältnissen. Und wo einst England unumschränkt herrschte, da spricht jetzt der russische Botschafter in Stambul sein Machtwort — und neben ihm steht Deutschland. Die Frage von Kuweit ist heute zur Frage eines Mächtekonzerts geworden, das Englands und Frankreichs Dissonanzen nicht dauernd zu stören vermögen. Gelingt es der deutsch-türkisch-russischen Allianz mit friedlichen Mitteln, wie nach den Stipulationen, welche in Potsdam getroffen wurden, zu erhoffen ist, die Integrität des unter türkischer Suzeränität stehenden Sultanats Kuweit dauernd zu sichern, so ist damit der Bagdadbahn der Ausgang zum Meere gesichert. Die gegenwärtig einsetzende Konsolidierung der europäischen Politik scheint dieser Lösung jedenfalls für die Zukunft eine gute Gewähr zu bieten.

H. Prehn — v. Dewitz (Brüssel).

Strafverschickung und Außenbeschäftigung.

Der scheinbar radikale Deutsche hängt tatsächlich allzu sehr am Alten,

besonders wenn es sich in den beliebten Humanitätsmantel hüllt, ist doch der Deutsche der schlimmste Humanitätsdusler. Das bedauerlichste Beispiel hierfür bietet unsere Strafvollstreckung, die gänzlich unzulänglich. Sie schreckt weder die Betroffenen, noch erzieht und bessert sie die Übeltäter. Sie kostet 100 Millionen und läßt den Sträfling unerhörter Weise besser als den Arbeiter und Soldaten wohnen, beköstigt sie sogar öfters besser und teurer als den Landesverteidiger, der um Ehre des Vaterlandes halber dient. Das ist eine öffentliche Schmach für unser veraltetes System, und der Einwand lächerlich, daß man die unglücklichen Verbrecher doch nicht hungern lassen dürfe, zumal die Einsperrung schon genug an ihrer Lebenskraft zehre, was durchaus richtig ist. Alle Welt ist sich darüber einig, daß die lange Dauer der Gefängnisstrafen völlig wertlos ist und dem Staat bloß unnützes Geld kostet. Aber wir müssen bei unserem Zeittarif doch die Strafen nach der Schwere der Verfehlung zahlenmäßig abstufen. Hier versagt die bisherige Einrichtung vollständig und belastet die Steuerzahler in durchaus ungebührlicher Weise.

Dabei sieht man mit anscheinend sachkundigem Dünkel auf Verbesserungsvorschläge herab . Durch Fachkenntnis nicht beschwerte Laien stoßen in das gleiche Horn, und die sogenannte öffentliche Meinung ist fertig mit ihrem oberflächlichen Urteile, das sich in Zeitungen fast aller Parteirichtungen gespreizt und doch gänzlich haltlos kundgibt. Während unsere Gefängnisverwaltung von allzu nachsichtiger Milde überströmt, wettern doch die Sozialdemokraten gegen diese Schergen der öffentlichen Ordnung, mögen sie auch im preußischen Abgeordnetenhause die fast übertriebene Menschlichkeit bei der Behandlung der Sträflinge durch den Staat anerkennen. Die viel zu wenig angewandte körperliche Züchtigung wird als schlimmste Untat gebrandmarkt, obwohl die tatsächliche Zurückhaltung seitens der Beamten bekannt und durchaus ungerechtfertigt ist. Ich habe als Mitglied der Aufsichtsbehörde über ein Arbeitshaus oft genug und leider zu wenig die Erlaubnis zur körperlichen Abstrafung bezw. verschärften Einsperrung selbst von Frauen, ausgedienten Dirnen widerlichster Art geben müssen und nur bedauert, durch gesetzliche Vorschriften so gebunden zu sein, daß selbst diese immerhin unerfreuliche Strafe deshalb wirkungslos bleiben mußte. Aber ich habe amtlich die bezeichnende Furcht mehr verbummelter, als böswilliger Gesetzesübertreter durchweg leichterer Art vor geregelter Arbeit und dabei größtenteils unter freiem Himmel in herrlicher Waldesluft erfahren. Daraus schließe ich mit Recht, daß unsere Gefängnisarbeit nicht mit der gehörigen Nachdrücklichkeit erfolgt und die Beamten fraglos zu milde sind, um den erforderlichen Ernst zu erzwingen.

Bekannt ist, daß Gefängnisarbeit minderwertig ist, was die Verwaltung als Verhängnis hinnimmt, statt auf Abhilfe zu sinnen . Ist es nicht unbillig, daß man diesen Faullenzern noch Paläste mit Badeeinrichtung und Wasserklosets baut, die in Zellengefängnissen sogar in die Zelle des beneidenswerten Insassen fahren? Trotzdem wird in der Presse

gegen die notwendige Änderung dieses veralteten und unsozialen Systems mit scharfen, gänzlich beweislosen Schlagworten Sturm gelaufen. Die Regierung duldet, daß Millionen ihrer Staatsbürger schlechter hausen, als der von ihnen mitunterhaltene Sträfling, dem der Lebensfaden durch die Einschließung sicherlich gekürzt wird, was auch ungerecht ist. Selbst die doch sonst erfreulicherweise nicht zimperlichen „Hamburger Nachrichten" entsetzen sich ohne jeden triftigen Grund über die Verschickung schwerer Verbrecher und Außenbeschäftigung leichter Übeltäter bei Kulturarbeiten oder Eisenbahn- und Kanalbauten.

Daß Australien und das Kapland als Verbrecherkolonie entstanden und den Grund zu späterem Wohlstand gelegt haben, wird vergessen und schlankweg behauptet, daß England wegen schlechter Erfahrungen dieses System aufgegeben habe. Sogar Nordamerika ist teilweise mit Verbrechern englischerseits und in noch größerem Maße von den Franzosen besiedelt worden . Nur Unkundige können über die großen Erfolge der sibirischen Sträflingsansiedlung ausfällig urteilen. Schon sind Einöden blühendes Land geworden, und viel bedeuten will bei der freilich unzulänglichen russischen Leitung, die durch politische Rücksichten gebunden ist.

Wir besitzen in der Südsee, sowohl im Kaiser Wilhelmsland (Neu-Pommern oder Neu-Mecklenburg) als auch auf der Inselflur genügend Land für schwere Verbrecher, die zum Teil wie die Übeltäter in de rLeidenschaft nicht verdienen, daß sie nutzlos den größten Teil ihres Lebens eingesperrt bleiben, während sie in der Verschickung wieder zu freien tüchtigen Leuten werden können. Es war dagegen ein Fehler, daß selbst hervorragende Gelehrte, wie der in dieser Frage sehr verständige Professor Kohler, an Südwestafrika dachten, unsere einzige Weißensiedlung. Andererseits sind die Gesetzesübertreter leichter Art zu Außenarbeiten zu verwenden, auch wenn einma lein solcher durchbrennt. Unser Nachrichtendienst läßt ihn doch wieder der strafenden Gerechtigkeit in die Hände laufen. Statt unser Land mit lebensgefährlichen Messerhelden, wie den Italienern und Kroaten, bei Erdarbeiten zu verseuchen, erspare man dem Staate und den öffentlichen Verbänden sowie uns Steuerzahlern einen Teil der Kosten und verlängere den Sträflingen das Leben in frischer Luft. Am wichtigsten erscheint jedoch die Mitwirkung der Gefangenen zur Überwachung unserer Moose im Süden und der Moore im Norden, die zugleich die Wiederbevölkerung des Landes bedeutet. Der geldbedürftige Staat hat in den Gefangenen die billigsten Arbeitskräfte und vermeidet dadurch den stets getadelten und bisher unvermeidbaren Wettbewerb mit dem an sich schon notleidenden Handwerk. Im April tritt der Reichstagsausschuß für die Abänderung der Strafprozeßordnung wieder zusammen. Es ist dringend geboten, daß Praktiker ihre Stimme in der Presse und im Lande erheben, um der Humanitätsduselei und dem alten Zopf im Strafvollzug entgegenzutreten.

Kurd v. Strantz.

Rundschau

Zur Johann-Orth-Tragödie.

Mit der sich in Wien vollziehenden zivilrechtlichen Todeserklärung des Johann Orth, früheren Erzherzogs Johann Salvator von Österreich, schließt eine dramatische Episode aus der Gegenwartsgeschichte des Hauses Habsburg ab, die auch ohne die erwählte Stellung des unglücklichen Fürsten Anspruch auf hohes psychologisches Interesse erheben könnte.

Wer den hochbegabten Prinzen nicht persönlich kannte, vermag sich — nach den landläufigen Ansichten über die sorgenlose Existenz, über die leichten Lebensbedingungen einer solchen Persönlichkeit — die plötzliche Verzichtleistung auf alle ererbten und überdies durch positive Berufserfolge als allseitig beliebter Truppenführer noch versteiften Vorrechte, nur durch einen drückenden Zwang, durch einen irreparablen Vorstoß, durch eine Kompromittierung seiner heiklen Stellung zu erklären. Und doch war keine dieser Bedingungen — wenigstens nicht in dem Maße, um die Notwendigkeit zu begründen, aus dem populären Erzherzog den einfachen Führer eines Handelssegelschiffes zu machen, eingetreten. Der Fall Orth stellt sich als das klassische Beispiel des Mannes dar, der sich, gegen seine Interessen, mit aller Kraft dagegen sträubt, in dem Rahmen zu bleiben und zu wirken, in den ihn das diesmal nicht karge Schicksal hineingestellt hatte.

Heute kann es ja ohne Bedenken gesagt werden, daß der Hang zum rückhaltlosen Kritisieren aller Rückständigkeiten den noch jugendlichen Prinzen in scharfen Widerstreit zu dem damals allmächtigen und als Sieger von Custozza in der österreichischen Armee als unantastbar geltenden Erzherzog Albrecht gebracht hatte, daß Erzherzog Johann infolgedessen zeitlich ohne Kommando geblieben und bei Hof in mindere Gnade geraten war. Aber sein Gegner stand an seinem Lebensabend, und nach dessen Ableben war das Hindernis für den militärischen Ehrgeiz voraussichtlich beseitigt.

Es ist ferner bekannt, daß Erzherzog Johann den damals freien bulgarischen Thron anstrebte, daran aber durch den energischen Protest des Ministers des Äußern, Grafen Kalnoky, behindert wurde, der den offenen Bruch mit Rußland befürchtete, wenn ein Habsburger sich an die Spitze des als russische Domäne angesehenen Balkanstaates gesetzt hätte. Man weiß aber auch, daß der Prinz sich sofort den politischen Bedenken fügte und die Kandidatur des Coburgers unterstützte. Bekannt ist auch, daß die Herzensneigungen des Erzherzogs sich einer Bürgerlichen, der Schwester der Lokalsoubrette Stübel, zugewendet hatten. Bei den zahlreichen morganatischen Ehen von Habsburgern und der von der Thronfolge himmelweit entfernten Stellung Johanns kann auch dieser Grund keinesfalls als zureichend für die Umwandlung des Erzherzogs in einen einfachen Handelskapitän angesehen werden.

Der wahre Grund lag einzig und allein in seinem persönlichen maßlosen Drang, den ihm gesetzten Rahmen zu sprengen, der Welt zu zeigen, daß auch ein geborener Prinz, wie jeder andere, die Fähigkeit besitze, reale Arbeit zu leisten, einen Beruf

auszufüllen, in welchem die ererbten Vorrechte keinen Wert darstellen. Nur so wurde aus ihm — der Besitzer und Führer der Santa Margherita, die vor 30 Jahren ganz augenscheinlich bei der Fahrt um die Südspitze Amerikas Schiffbruch gelitten und die ganze Besatzung in den Wellen begrub. Alle Märchen und Legenden über das Weiterleben des Prinzen, der von der Sensation einmal in Argentinien, dann in Japan und weiß der Himmel wo noch entdeckt sein wollte, sind heute erledigt und widerlegt. Johann Orth ist tot.

Wer ihn näher gekannt, wer wie ich Jahre hindurch unter seinem Kommando gestanden, wird diesem selten talentierten Fürstenkind nachtrauern, der, ein wahrer Menschenfreund, jeden einfachen Soldaten vor allem als Menschen ansah und behandelte, der im Felde und bei Manövern nicht zu bewegen war, früher einen Bissen zu sich zu nehmen, als bis die Mannschaften verpflegt waren, den jedes geistige Schaffen und Produzieren interessierte, der selbst weit über prinzlichen Dilettantismus hinaus die Feder zu führen verstand, Musik- und Theaterkenntnisse besaß. Aus seinem eigenen Munde weiß ich, daß die Legende, als sei er politisch antideutsch gewesen, eine freie Erfindung war. In wacher Erinnerung steht bei mir auch noch, daß dem Erzherzog beim Besuch des Königs von Italien in Wien nahegelegt wurde, sich vor der Truppenschau beurlauben zu lassen, um nicht als Prinz des einstigen Hauses Toskana seine Division einem König, dessen Dynastie seine Familie depossediert hatte, vorführen zu müssen. Erzherzog Johann wies dieses Ansinnen energisch zurück, er sei hier nur und ausschließlich österreichischer General und schätze es sich zur Ehre, dem Verbündeten und Freund seines Kaisers dessen Truppen vorzuführen. Der König, der hiervon Kenntnis erhielt, überreichte damals dem Erzherzog persönlich den Annunciatenorden.

v. S.

Der letzte Enkel von Charlotte Buff

In den im ersten Aprilheft abgedruckten Aufsatz haben sich zwei Fehler eingeschlichen. Es muß im ersten Absatz statt Hannover natürlich Hamburg und statt 1774 selbstverständlich 1874 heißen.

Die Frührenaissance der italienischen Malerei in Nachbildungen. Mit geschichtlicher Einführung und Erläuterungen von Richard Hamann. Verlag Eugen Diederichs, Jena.

Eine der wichtigsten Kenntnisse der Pädagogik ist es, Kenntnisse aus der Anschauung zu gewinnen. Merkwürdigerweise hat in der Kunstgeschichte diese Erfahrung erst seit kurzem die gelehrte Formelweisheit verdrängt. Um so dankbarer muß man daher ein Buch wie das vorliegende begrüßen, das an einer Zusammenstellung von Reproduktionen es dem Beschauer überläßt, sich selber einen Begriff von den Ideen und dem Können der Künstler und dem Geist ihrer Zeit zu bilden.

„Frührenaissance, das heißt uns, nach Wölfflins Definition, feingliedrige, mädchenhafte Figuren, mit bunten Gewändern, blühende Wiesen, wehende Schleier, luftige Hallen mit

weitgespannten Bogen auf schlanken Säulen. Frührenaissance heißt alle Mannigfaltigkeit des frisch Gewachsenen, was Art und Kraft hat. Schlichte Natur und doch ein wenig Märchenpracht dabei."

Pollajuolos David in seiner jünglinghaften Grazie und Schlankheit, Botticellis Madonnen in ihrer zarten, reinen Jungfräulichkeit, Ghirlandajos Heilige, die durch die Straßen von Florenz wandeln und nicht nur ihre Tracht, sondern auch ihre Gesichtszüge der Gegenwart entlehnen — all diese Gestalten bekunden: Frührenaissance ist Naturalismus, Frührenaissance ist unserer modernen Kunst verwandt, wenn nicht verbrüdert! —

Aber für diese Zeit ist noch ein anderer Zug typisch, der uns auffällt, wenn wir z. B. Benozzo Gozzolis Wandgemälde, Zug der heiligen drei Könige, im Palazzo Riccardi zu Florenz, oder Botticellis Anbetung der Könige, ebendort in Santa Maria Novelle, betrachten. In diesen beiden Bildern — aber auch noch in andern, wenn auch zuweilen nur symbolisch, sehen wir die Medici verewigt, die Kunst in den Dienst der Edlen gestellt und so naturgemäß sich immer herrlicher und üppiger entfaltend.

Das wird freilich mit einem Schlag anders, als Savonarolas Fanatismus wie ein Wetterstrahl herniederfährt und als der Asketismus des Mönchs, im Einklang mit literarischen, oft ausgeklügelten Tendenzen die Blüte und Kraft der Frührenaissance ersticken. Auf Botticellis letzten Bildern gewahren wir demzufolge geradezu Freudlosigkeit und ermüdende Stilisierung.

Aus der Symphonie der 200 Bilder, die in trefflichen Schwarz-Weiß-Reproduktionen vorliegen, konnte ich hier nur einiges von dem Thema herausgreifen. Man betrachte die Werke der Meister, die im Zeitraum von etwa 1430—1460 gewirkt haben, jedes Mal wird man neue Schönheiten gewahren, neue Gedanken aufspüren und dadurch sein ästhetisches Empfinden und Erkennen bereichern.

Max Kirschstein.

Maienzeit.

GEORG PITTRICH.

Sehr zart.

Gesang.

PIANO.

p

Mai - en - zeit, o sel' - ge

Ta - ge, weiss von Blü - ten Strauch und Baum. Du mein sü - sses

Mäd - chen, sa - ge: scheint Dir's nicht ein hol - der Traum?

pp

rit.

Hoch vom Him - mel Ler - chen - lie - der, rings die Er - de sab - bat -

a tempo

still, und ich sin - ke vor Dir nie - der; ahnst Du, was das

a tempo

wer - den will? Se - lig schweift Dein Blick in's Blau - e,

pp dolcissimo

rit.

trun - ken halt' ich Dei - ne Hand... Lenz und Lust, so weit ich schau - e,

rit.

ritard.

Mai - en - zeit in Herz- und Land.

ritard. *pp morendo*

Zu unsrer Musikbeigabe

Georg Pittrich

Wenn unserm Leserkreis diesmal ein nngemein sangbares, sehr melodiöses, durchaus volkstümliches Lied mit Georg Pittrichs „Maienzeit" geboten wird, so geschieht dies, weil nach solchen Kompositionen viel mehr verlangt wird als nach solchen Liedern, in denen seltsame oder zum mindesten ungewohnte Harmonien und schwierige Klavierbegleitung anzutreffen sind. Wollte man aber den Schöpfer dieses Liedes nur darnach einschätzen, so würde man von ihm ein ganz falsches Bild erhalten. Wohl hat er eine ganze Anzahl Werke geschaffen, die wie dieses sich an einen größern Kreis als an die mnsikalisch Hochgebildeten wenden, aber auch diese hat er reichlich bedacht, obgleich ihm das Schicksal nicht gestattet hat, sich immer nur idealen Bestrebungen hinzugeben.

Georg Washington Pittrich ist am 22. Februar 1870 in Dresden geboren. Schon mit vierzehn Jahren besuchte er das dortige Königliche Konservatorium, wo u. a. Franz Wüllner, Felix Draeseke und Theodor Kirchner seine Lehrer waren. Wer diese Namen liest, wird sofort wissen, welche ausgezeichnete Schulung der junge Pittrich während seines sechsjährigen Besuchs dieser berühmten musikalischen Lehranstalt erhalten haben muß.

Mit zwanzig Jahren berief ihn Ernst Schuch an das Dresdner Opernhaus als Korrepetitor; bald hatte er nicht bloß die Solomitglieder einzustudieren, sondern durfte auch Opern dirigieren; vor allem aber erhielt er auch, da sein Vorgesetzter von seiner kompositorischen Veranlagung eine sehr gute Meinung hatte, wiederholt Aufträge, Bühnenmusiken zu Schauspielen zu schreiben; so entstand seine ziemlich ausgesponnene Musik zur „Jundfrau von Orleans", die an Stelle der alten von Bernhard Anselm Weber treten sollte, zu „Was ihr wollt," zu Wilbrandts „Meister von Palmyra" usw. Am 9. Februar 1894 wurde sogar Pittrichs einaktige Oper „Marga" zur Uraufführung durch Schuch gebracht. War dieses Werk auch wie so viele andre Opern dieser Zeit nach dem Vorbild von Mascagnis auch heute noch durchaus lebensvoller „Cavalleria rusticana" entstanden, so war sie doch mehr als eine starke Talentprobe; vor allem imponierte die Stärke und Selbstständigkeit der melodischen Erfindung, die überhaupt auch sonst Pittrichs Schöpfungen viel Beachtnng verschafft hat. Daß diese Oper glänzend instrumentiert und durchaus modern gehalten war, braucht eigentlich nicht erst hervorgehoben zu werden. Wenn sie trotz ihrer Vorzüge nicht allzu große Verbreitung fand, so lag dies eben

daran, daß damals die Theater von solchen einaktigen Opern geradezu überschwemmt waren.

Eine Auszeichnung brachte aber „Marga“ wenigstens dem jungen Tonsetzer ein: er wurde Theorielehrer der Kronprinzessin Luise von Sachsen, die später so viel von sich reden machte.

Um doch einmal aus seiner Vaterstadt herauszukommen, zumal am Hoftheater keine Kapellmeisterstelle vakant wurde, ging Pittrich vom Herbst 1898 ab auf drei Jahre an das Hamburger Stadttheater, wo er sich mit der Direktion des „Fliegenden Holländers“ sehr gut einführte. In Hamburg entstand seine zweite, bisher ungedruckt und auch wohl unaufgeführt gebliebene Oper „König Rothers Brautfahrt“ (Dichtung von Max Pittrich). Nach Ablauf seines Hamburger Kontrakts war er zwei Jahre als Opernkapellmeister in Frankfurt a. M. tätig.

Der Wunsch aber, wieder nach Dresden zurückzukehren, bewog ihn, den auch verhältnismäßig weit besser dotierten Posten eines ersten Kapellmeisters am dortigen Zentraltheater anzunehmen. Dort, wo er auch heute noch wirkt, hat er freilich nur Operetten zu dirigieren, aber auch die gar nicht undankbare Aufgabe, für die dort sehr belebten Weihnachtsstücke alljährlich die Musik zu schreiben. Vielleicht hat er gerade in diesen sein Bestes niedergelegt, jedenfalls darin den Weg zu dem Herzen so mancher Erwachsenen und zahlloser Kinder gefunden. Er würde gut tun, endlich einmal aus der Musik von diesen Weihnachtsstücken eine Anzahl Suiten für Orchester zusammenzustellen.

Trotz seiner sehr anstrengenden Theatertätigkeit hat er doch in den letzten Jahren alle seine freie Zeit auf die Fertigstellung einer den Abend füllenden Oper verwandt, von der er selbst und seine Freunde viel erwarten. Diese Oper „Gomeia“, deren Dichtung von der unserm Leserkreis nicht unbekannten Schriftstellerin E. von Pommer-Esche herrührt und in ihrem ganzen Aufbau an die sogenannte große Oper anknüpft, behandelt in anziehender Weise die Unterjochung der kanarischen Inseln durch die Spanier. Hoffentlich gelingt es dem Komponisten, mit dieser neuen Oper auf den Theatern bald festen Fuß zu fassen.

Prof. Dr. Wilh. Altmann.

Für den gesamten Inhalt verantwortlich: Dr. E. E. Friedegg in Schöneberg — Redakteur der Musikbeigabe: Alex Jadassohn in Berlin. — Druck von Richard Falk, Berlin W. 66, Leipzigerstr. 115/16.

Hanns Fechner:
Porträt Adolf Wilbrandts

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Nord und Süd, Zeitschriften-Verlag G.m.b.H.
Berlin W. 30/Traunsteinerstr. 3

35. Jahrgang. Bd. 137. Heft 429. Erstes Maiheft 1911

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Regierungsrat Kurd von Strantz: Neurichtung unsrer auswärtigen Politik

Die Ersetzung des schwächlichen Herrn von Schoen durch einen alten Rat des Ressorts noch aus Bismarcks Kanzlerschaft hat einen Wandel verursacht, der eine endliche Abkehr von der Politik der mit stetem Mißerfolg aufgedrungenen Liebenswürdigkeiten erhoffen ließ. Die Anfänge waren verheißungsvoll, wenn auch naturgemäß bescheiden. Die Beantwortung der finanziellen Sperre Frankreichs in Ungarn und in der Türkei durch unsre Geldhilfe und die Potsdamer Abmachung mit der Herbeiführung eines freundnachbarlichen Verhältnisses waren Zeichen von Tatkraft. Doch die Mißhandlung der deutschen Bauern in Westrußland, deren wir uns hoffentlich amtlich für unsre Kleinsiedlung und Bauernansetzung bedienen werden, beweist die Hinterhältigkeit der russischen Politik und den alten deutschen Haß unsrer slawischen Schüler, die ihrer Lehrmeister überdrüssig sind, ohne ihrer Zucht schon entraten zu können.

Zwei ernste Streitpunkte zeigen sich, wo das Auswärtige Amt den Beweis erwachter Tatkraft und geschickter Staatskunst liefern muß, sollen wir nicht dauernd in unsrer nachbismarckischen Schwäche bei großen Worten und fehlenden Taten verharren. Marokko und Koweit sind die Stichworte. Trotz aller Nachgiebigkeit, bei stetem Zurückweichen, haben wir die Unantastbarkeit des Scherifenreichs und den offenen Zugang zu seinen Märkten aufrechterhalten, obwohl beide von Frankreich tatsächlich täglich verletzt werden. Hinter der friedlichen Durchdringung Marokkos, die offensichtlich schon eine militärische ist, und der schließlichen Einverleibung droht das große nordafrikanische Reich Frankreichs als Vorland des Mutterlands, dessen schwarzes und braunes Heer bereits für den europäischen Kriegsschauplatz in Rechnung gestellt wird. Bismarck suchte sich der Racheluſt der Vogesennachbarn durch die Ablenkung nach Tonkin und Tunis zu entledigen, was ein Notbehelf und schließlich ein Irrtum war. Er selbst war damals dem

Kolonialgedanken noch nicht gewonnen, den er dann nach eigenem Geständnis, getrieben von der öffentlichen Meinung, so genial aufnahm, daß sein unfähiger Nachfolger die volle Hälfte unsers afrikanischen Besitzes verschenken konnte, ohne ihn wertlos zu machen. Der Querriegel von Südwest- nach Ostafrika mit Hilfe der Burenfreistaaten war freilich dadurch beseitigt und ihr Verschwinden erst ermöglicht. Wir sind wider Willen durch eigene Torheit die intellektuellen Würger der Buren geworden. Aus seinem Kolonialreich hat Frankreich erst die Kraft geschöpft, den Rachegedanken neu zu beleben und ihn dem Kolonialbesitz dienstbar zu machen. Auch hier wurde Bismarck absichtslos der Förderer eines zusammenhängenden nordafrikanischen Landgebietes, das durch die Sahara Senegambien und die Tschadseelandschaft mit dem Norden verbindet.

Wir dürfen indessen diese Schöpfung nicht zulassen, nachdem wir in der Algecirasakte und im spätern Schoenschen Februarabkommen wenigstens die Unverletzlichkeit, trotz aller sonstigen Zugeständnisse, die gänzlich unnötig waren, formell gewahrt haben. Das Auswärtige Amt hat dadurch eine treffliche Handhabe, den nachgelassenen überwiegenden politischen Einfluß Frankreichs als Nachbarstaat Marokkos zu lähmen. Die Regelung der internationalen Polizei, die ihm und Spanien übertragen ist, war keine dauernde und muß immer wieder auf bestimmte Frist von den Vertragsmächten der Algecirasakte genehmigt werden. Unsre Weigerung hebt die Fortsetzung des europäischen Auftrags an die beiden Polizeimächte auf und schafft uns völlig freie Hand. Darin ist die Vieldeutigkeit der Algecirasakte uns günstig. Nirgends ist der Wirkungskreis Frankreichs genau umschrieben oder festgelegt. Die Festsetzung an der Ostgrenze Marokkos und deren Zurückschiebung ist ebenso vertragswidrig, wie die fortdauernde Besetzung des Schaujagebietes. Der freie Verkehr wird von Frankreich ohne jede Schamhaftigkeit gehindert und der fremde Wettbewerb einfach ausgeschlossen. Ein klarer Rechtsbruch und eine offenbare Verletzung der Algecirasakte, ein stichhaltiger Grund, diesem Staat die Polizeigewalt nicht weiter anzuvertrauen.

Die Mächteverteilung ist seitdem eine ganz andre geworden. Der überschätzte Diplomat Bülow hat gerade durch die von ihm gewünschte Algeciras-Konferenz die Einkreisung Deutschlands ermöglicht. Oesterreich war kein „brillanter", sondern ein lauer Sekundant, Italien damals offner Freund Frankreichs und versteckter Feind des deutschen

Bundesgenossen. Es war die Zeit der Extratouren, die der unter dem Einfluß seiner italienischen Frau stehende Kanzler allzu milde duldete. Jetzt wird Italien durch Oesterreich im Schach gehalten, falls es wieder solche bundesfeindliche Anwandlungen hegen sollte. Das ostdeutsche Kaiserreich, dessen auswärtige Politik damals der Pole Goluchowsky leitete, ist mit Rücksicht auf seinen deutschen Volksteil und die Machtstellung des auch wieder tatkräftigeren Staats auf die enge und sehr erfolgreiche Anlehnung an das westdeutsche Kaisertum angewiesen. Es hat bereits goldenen Lohn dafür geerntet und sich einen Krieg erspart. Auch Rußland geht jetzt nicht mehr ohne weiteres durch dick und dünn für die schöne Marianne an der Seine. Diese Mächteverschiebung ist uns also günstig. Dazu kommt die politische Veränderung in Frankreich.

Delcassé ist wieder ans Ruder gekommen, freilich in einem Amtsbereich, das scheinbar mit der auswärtigen Staatsleitung nichts zu schaffen hat. Der Schein trügt aber. Zur Durchführung einer kraftvollen Politik bedarf es wehrhafter Machtmittel. Delcassé ist Marineminister geworden. Als Berichterstatter des Ausschusses der Abgeordnetenkammer hat er mit Erfolg darauf gedrungen, daß die Pelletansche Mißwirtschaft beseitigt und mit der falschen Sparsamkeit aufgeräumt wurde. Auch die französische Marine steht vor einer bereits bewilligten umfassenden Vermehrung, die sich doch nur gegen den deutschen Erbfeind und dessen Dreibundsgenossen richten kann. Italien soll geängstigt werden, dem Frankreich das sichere Tunis entrissen hat. Wir haben im Kriegsfall aber einen ganz andern Köder, der jedes italienische Herz entflammen muß, Korsika und Nizza, die noch heute völlig italienisch sind. Auf der Insel der Blutrache sind die Franzosen überhaupt nicht heimisch geworden, wie ja auch Napoleon nicht ein echter Franzose geworden ist. Seine Zeit war eine völlig nutzlose Episode, die wohl Kriegsruhm, aber auch die Entvölkerung gebracht hat, unter der Volk und Land jetzt leiden.

Delcassés Rückkehr zur Macht, die er auf unser Drängen verlassen mußte, bedeutet eine Mißachtung unsres Willens, nicht mehr der Dumme in der Marokkofrage zu sein, mag auch Herr von Schoen, nicht ganz richtigerweise, ausgerechnet Pariser Botschafter geworden sein. Man darf mit Sicherheit annehmen, daß jeder Einfluß dieses „Besiegten" Frankreichs künftig ausgeschlossen ist. Um so deutlicher muß jetzt die Politik seines Nachfolgers sein. Jeder Rückfall in die frühere würdelose Schwäche wäre verhängnisvoll. Unsre Weltmachtstellung ist selten

günstig. Wir sind unsrer Dreibundsgenossen sicherer als je. Nordamerika ist selbst beschäftigt und hat bisher von uns nur Wohltaten und Freundlichkeiten empfangen, ohne dafür besonders dankbar zu sein und dem zahlreichen deutschen Volksbestandteil des Landes die gebührende Wertschätzung in der Pflege seiner Eigenart und Sprache angedeihen zu lassen. Die Union ist kein englischer Staat, sondern ein volklich stark gemischter, dessen angelsächsisch-germanische Vorherrschaft lediglich auf der Mitwirkung des deutschen Elements beruht. Die Kleinen, deren Vlissingen die britisch-französische Anmaßung wohl wieder genügend zu Gemüte geführt hat, dürfen uns jetzt auch nicht mehr als den harmlosen Hans Dampf in allen Gassen ansehn, der wohl mit dem Säbel rasselt, aber nie losschlägt. Es bleibt also bloß England, da Rußland sich mit uns um Frankreichs willen nicht überwerfen wird.

Lassen wir ruhig den neuen Marineminister an der Place de la Concorde im Dienste seines Vaterlandes arbeiten, aber bestehn wir mit voller Wucht auf unserm Schein der Algecirasakte, die unsre Niederlage beurkunden sollte! Der Ausweg ist gezeigt. Unsre damalige Schwäche muß unsre Stärke werden! Bleiben wir auch nicht untätig in Marokko, besonders nicht wirtschaftlich, ohne die Politik zu vergessen, die uns verpflichtet, für die Unversehrtheit des marokkanischen Staatsgebietes vertraglich Sorge zu tragen! Der Pfad unserer diplomatischen Handlungsweise ist uns vorgeschrieben. Beschreiten wir ihn in kühler Berechnung, rücksichtslos! Wir können doch nicht die Bewaffnung der Kabylen als Hilfstruppen Frankreichs in einem künftigen Feldzuge wider uns dulden. Die Sache ist nicht ungefährlich. Wenn sich auch die Türken 1870 unsterblich bloßgestellt haben. In China verwandte England indische Soldaten als gleichwertige Krieger mit den europäischen Truppen, und Japan besiegte Rußland. Wir dürfen eine Stärkung Frankreichs nach dieser Richtung nicht zulassen und müssen auf dem völkerrechtlichen Vertrage nachdrücklich bestehn. Es verschlägt nichts, wenn das neue Ministerium Monis stolz verkündet, daß es die Ablehnung erneuter Vermehrung der französischen Besatzungstruppen, die sein Vorgänger beschlossen hat, ebenfalls billigt. Zur offenen Kriegführung ist es jedenfalls noch zu früh. Die geldliche und politische Umgarnung des wehrlosen marokkanischen Herrschers ist außerdem so erfolgreich im Gange, daß es dieses groben Mittels gar nicht bedarf.

Das Heer des Sultans steht unter französischer Leitung, der Schattenscherif und Frankreich sind schon gleiche Begriffe. Die schlimmste

Ahnung deutscher Vaterlandsfreunde hat sich also überraschend schnell verwirklicht, was das Auswärtige Amt doch berücksichtigen sollte. Unsre Bindung durch das Februarabkommen ist längst beseitigt und überholt durch die fortgesetzten Vertragswidrigkeiten Frankreichs. Wir müssen nur wissen, was wir wollen: Verhinderung der tatsächlichen Besitzergreifung des Scherifenreichs durch eine europäische Macht, die zugleich einen Vertragsbruch bedeutet. Nur als dem Grenznachbar sind Frankreich gewisse Vorrechte eingeräumt, deren tunlichste Einschränkung unsrer Diplomatie obliegt. Ein kriegerischer Draufgänger, den wir schon einmal entfernt haben, beherrscht jetzt die französische Politik wieder. Diese Drohung darf uns nicht schrecken, sonst sind die Ausgaben für Heer und Flotte, wie auch für unsre auswärtige Vertretung nutzlos bezahlt. Herr von Schoen war weder sein Gehalt noch das der Vollstrecker seiner Weisungen wert, was wir nicht, allzu milde, vergessen wollen. Am Prestige Deutschlands sind wir alle, als Steuerzahler, beteiligt. Jetzt kann und muß das Auswärtige Amt seine seit Bismarcks Abgang vermißte Leistungsfähigkeit endlich aufs neue beweisen. Erfreulich ist es, daß die öffentliche Meinung ihm, hoffentlich mit Recht, die geschwundene Kraft wieder zutraut.

Die Franzosen erleichtern es uns, den Wahn endlich zu lassen, als ob sie je auf die Revanche verzichten würden. Der Senator d'Estournelles de Constant, kolonialpolitisch ein Freund Deutschlands und Widersacher Englands, ohne die gegenwärtige englische Freundschaft verscherzen zu wollen, salbadert mit schönen Worten im Märzheft der „Revue" über die deutsch-französische Annäherung, ohne den Frankfurter Frieden und die doch schon vollständige Abtretung des Elsaß und Lothringens anerkennen zu wollen. Er redet von künftiger Ausgleichung, verlangt also für unser vergossenes Blut noch nachträglich ein Stückchen deutscher Erde oder gar eine Kolonie. Herr Millet ist im Märzheft der sattsam bekannten, in England meistgelesenen „National-Revue" schon deutlicher, indem er die Aufstellung afrikanischer Truppen zur Auffüllung der schwindenden Stämme des Heimatsheers fordert und auf die Gesittung pfeift, die solches verbieten könnte. So sieht die erste Kulturnation aus, die allen Völkern die höchste Bildung bringen will, schwarze Teufel mit Maschinengewehren und todesmutige Kabylen auf arabischen Rossen. Freilich der Mordbrenner Mélac und sein Nachfolger Napoleon gehörten dem gleichen Volke an. Das schwarzgrüne Band der soeben etwas spät gestifteten Kriegsdenkmünze soll aus-

drücklich Treue und Hoffnung versinnbildlichen. Also genug der kindlichen Täuschung. Selbst der friedliche Sozialist Jaurès wünscht bloß deswegen die Demokratisierung Deutschlands, damit es dann das Reichsland unabhängig mache, als Zwischenstaat, der sofort Frankreich anheimfallen würde, was er auch harmlos selbst zugesteht.

Nur ein überlegenes Heer und eine starke Flotte zur Unterstützung einer selbstbewußten Auslandspolitik können uns vor dieser Art der französischen Verhöhnung sichern. Selbstverständlich ist die Mehrzahl der Franzosen friedliebend. Aber die Schreier haben nach alter geschichtlicher Erfahrung immer die Zaudernden mitgerissen. Der Franzose ist so vaterlandsliebend und so ehrgeizig, daß er leicht die kühle Vernunft verliert. Deutschland war immer das nur allzu erfolgreiche Betätigungsfeld seiner Kraft, und diese Geschichte kennt er genau. Unsre nationale Rückgratlosigkeit und Bedientenhaftigkeit gegenüber dem Auslande stachelt ihn unwillkürlich zum Angriff. Noch hofft er auf den bayrischen Sondergeist, über den er durch die französische Gesandtschaft in München genauer unterrichtet ist, als uns lieb sein kann. Mit allen diesen Imponderabilien müssen wir rechnen. Bisher haben wir den Franzosen alle Anrempelungen nachgesehn. Eine leider sofort wieder aufgegebene Ausnahme bildet die Tangerfahrt des Kaisers, die auf den Rat Bülows und wohl auch Holsteins erfolgte. Aber dieser Tat folgte ein dauerndes Zurückweichen desselben Kanzlers und die Entlassung Holsteins, womit das Opfer Delcassés für die Franzosen gesühnt war. Es blieb bloß der nutzlose Stachel und die Gewißheit, daß die Deutschen sich schließlich ins Bockshorn hatten jagen lassen, was ihren unstaatsmännischen Sinn bewies.

Auch England gegenüber hat sich unsre Lage durch das Abkommen mit Rußland und die Wiedereinrenkung der alten türkischen Freundschaft wesentlich gebessert. Die Erfolge Großbritanniens im nähern Osten sind dadurch vollkommen aufgehoben, eine fraglose Schlappe des Staats, der Deutschland beinahe schon eingekreist hatte. Bei aller Gunst der Umstände hat das Auswärtige Amt doch auch diese geschickt ausgenutzt und das greifbare Ergebnis tatkräftig eingeheimst. Daher mußte der englische Staatssekretär des Auswärtigen auch unsre unanfechtbare Stellung in der Bagdadbahnfrage anerkennen. Man hat sich in Berlin beeilt, ihm deshalb halbamtlich ein Lob zu erteilen, da er diese Erklärung angesichts deutschfeindlicher Ausführungen des Oppositionsführers abgab, der in einer deutschen Gerechtsame auf türkischem

Staatsgebiet eine Beeinträchtigung englischer Interessen sehn wollte. Aber das britische Auswärtige Amt ließ sich doch eine Hintertür offen. Es behauptet, die Rechte eines gelegentlich aufständischen Scheichs von Koweit schützen zu müssen, der sich unter den Schirm Englands begeben habe. Koweit ist unzweifelhaft türkisch. Indessen, die Aufhetzung des Scheichs und dessen Schutz wider seinen türkischen Gebieter waren wohlvorbereitete Schachzüge Englands, das klug voraussah, daß dort der Ausgang der Bagdadbahn sein würde, da das Delta der Doppelflüsse keinen Hafen bietet. Die „Norddeutsche" weist freilich darauf hin, daß der Endpunkt der Bahn noch gar nicht feststeht und daß sie sehr wohl auch einen anderen Hafen als Schluß wählen könnte.

Richtiger wäre es vielleicht gewesen, wenn Deutschland bei aller Freundlichkeit gegen England amtlich erklärt hätte, daß es nur ein türkisches Koweit kenne. Jedenfalls darf der Seeplatz der Bahn, einerlei ob es Koweit oder ein andrer Hafen sein wird, niemals einen Austauschgegenstand bilden, um England Einmischungs- oder Beteiligungsrechte an der Strecke Basra-Meer einzuräumen. Die Deutsche Bank hat seinerzeit England eine weitgehende Beteiligung angeboten, die stolz abgelehnt wurde. Die französische Beteiligung hat dagegen üble Früchte getragen, die nicht für das nationale Bewußtsein der Bank spricht, die besonders die „deutsche" heißt. Während sie ziemlich zweifelhafte Werte, wie amerikanische Eisenbahnbonds, südafrikanische Goldanteile und exotische Anleihen mit großem eigenem Verdienst ihren Kunden, zu deren Schaden übrigens gleich andern Großbanken, empfohlen hat, glaubte sie, diesen den Gesamtbetrag der Baukosten der Bagdadbahn nicht anbieten zu können, obwohl er spielend in Deutschland untergebracht worden wäre. Damit hätte aber das deutsche Kapital seine großen Verluste an den gedachten auch durch die Deutsche Bank auf den Markt gebrachten zweifelhaften fremden Werten vermieden. Die Franzosen wurden mit 30 % beteiligt, und dafür wurde das deutsche Unternehmen, für das der Einfluß des Reichs mit Recht eingesetzt wird, sprachlich ein französisches. Grundlos wurde ein französischer Schweizer als Leiter angestellt, dem weiter französisch redende Oberbeamte folgten. Die deutsche Dienstsprache ist tatsächlich aufgegeben, die deutschen Bahnschulen nutzlos errichtet und wohl bald verlassen. Der sachunkundige Staatssekretär von Schoen entschuldigte dieses antinationale Verhalten der Bahnverwaltung, für die die Deutsche Bank verantwortlich ist, damit, daß das Französische in Kleinasien Vermittlungssprache wäre. Er verwechselte die

lingua franca mit dem modernen Französisch, das dort eben so wenig gesprochen wird, wie Deutsch. Die äußere Bahnsprache ist natürlich türkisch-arabisch, die innere Dienstsprache muß ausschließlich deutsch sein. Sonst ist die Bahn ein französisches Unternehmen, dem der Schutz des Reichs nicht gebührt. Die Ableugnungen der Deutschen Bank, die sie in Redaktionen versucht, sind leider haltlos, und sie hat sogar von dem Anerbieten einer nationalen Zeitung, ihren vermeintlichen Gegenbeweis veröffentlichen zu wollen, keinen Gebrauch gemacht.

Wir müssen also darauf drängen, daß das Reich dafür sorge, daß der ausschließlich deutsche Charakter, wie bei der Großen Venezuelabahn der Disconto-Gesellschaft gewahrt wird. Die Botschaft und das Generalkonsulat in Konstantinopel haben ihrem Befremden darüber auch Ausdruck gegeben, aber leider beim Auswärtigen Amt unter der damaligen unzulänglichen Leitung nicht das erforderliche nationale Verständnis gefunden. Das deutsche Kapital, das in Ofenpest und Konstantinopel das französische ersetzt hat, ist auch imstande, die französische Beteiligung an der anatolischen und der Bagdadbahn auszuschalten. Nur muß der Deutschen Bank das Gewissen geschärft werden. Wohlverstanden im eigenen Interesse wird sie dem Druck der öffentlichen Meinung und des Reichs gern nachgeben, da sie wohl die Unschicklichkeit ihres bisherigen Verhaltens eingesehn hat. Uebrigens sind die französischen Kapitalisten selbst viel zu vernünftig, diese unstatthafte Bevorzugung ihrer Muttersprache zu verlangen, die im Orient immer mehr zurückgeht. Die Verbreitung der deutschen Sprache durch die Bahnschulen und deutsche Beamte muß natürlich den Absatz deutscher Waren fördern, ist also nicht nur national, sondern auch geschäftlich geboten. Bei der bedauerlichen Schwäche der sogenannten deutschen Bahnverwaltung ist daher die Beteiligung englischen Kapitals für die Strecke Basra-Meer unerwünscht, da gegebenenfalls auch die englische Sprache auf diesem wichtigen Teile herrschend würde. Entweder ist diese vorderasiatische Bahn vom Goldenen Horn bis zum persischen Golf eine deutsche Verkehrsanstalt mit deutscher innerer Dienstsprache, oder ein französisch-englisches Unternehmen, für das das Reich und das deutsche Kapital unnützerweise Ansehen und Geld eingesetzt haben.

Glücklicherweise hat aber das Reich das Machtmittel in der Hand, die deutschen Banken an ihre Pflicht zu erinnern, was das Ausland bei seinen Banken nicht nötig hat. Haben jemals englische und französische Banken in solcher Weise gehandelt? Hat nicht die lediglich französische

Banque Ottomane, obwohl sie zugleich türkische Staatsbank ist, die Landessprache unberücksichtigt gelassen und verkehrt sogar mit der türkischen Kundschaft französisch. Es muß daher selbstverständlich sein, daß die französische Sprache aus dem Dienstbetrieb der beiden deutschen Bahnen wieder völlig ausgeschaltet wird. Dieser bei andern Völkern natürliche Nationalstolz ist aber auch ein geschäftliches Erfordernis. Unser Ausfuhrgewerbe kann verlangen, daß der Gebrauch unsrer Muttersprache und die Errichtung von Bahnschulen unsre Erzeugnisse den Eingebornen annehmbar und bekannt macht, und zwar in unmittelbarem Wettbewerb mit den englischen und französischen Waren, um deren Vertrieb willen Frankreich trotz aller Kirchenfeindlichkeit ein tatkräftiger Gönner seiner alten kirchlichen Anstalten und der ausgesandten Priester und Mönche ist, die zugleich ihr Vaterland vertreten. Auch unsre Orientmission muß viel schärfer den nationalen Standpunkt voranstellen, wie dies Franzosen und Engländer viel weniger um des Glaubens willen, als ihres Volkstums halber tun. In diesem Sinne möge die Reichsregierung zielbewußter und strenger auf die kaufmännischen und gewerblichen Unternehmungen und die kirchlichen Anstalten einwirken, da auch Handel und Mission einen starken nationalen Einschlag haben müssen, um im Ausland Erfolg zu haben.

Höchst lehrreich ist in dieser Hinsicht ein Bericht des deutschen Jerusalems-Vereins von diesem Jahre. Bei mehrklassigen Schulen wird der deutsche Unterricht von den einheimischen Arabern gefordert, da die andern fremden Schulen auch ihre Sprache lehren und dem Araber mit Recht die Kenntnis einer fremden Sprache als erstrebenswerte höhere Bildung gilt. Erst die arabischen Eltern haben unsern Missionsschulen diese Weisheit beigebracht, da sie sonst lediglich arabisch gelehrt hätten, was für unsre nationalen Interessen doch ganz wertlos, aber bezeichnend für die deutsche Harmlosigkeit und den häufigen Mangel an nationaler Gesinnung in kirchlichen Kreisen ist, obwohl die deutschen Templergemeinden genügenden Anlaß zu nationaler Betätigung bieten und die neuern umfangreichen jüdischen Ansiedlungen in Palästina höchst verständigerweise die angestammte hebräische Sprache als Verkehrs- und Unterrichtssprache wieder einführen. Hieraus erhellt, daß die Deutsche Bank und die von ihr abhängige Bahnverwaltung nicht die allein Schuldigen sind. Um so dringender tut sofortige Abhilfe not. Wir dürfen daher auch erwarten, daß die Reichsregierung die Türkei bei der Behauptung ihrer Ansprüche über Koweit nicht im Stiche lassen wird,

damit sie den Druckmitteln englischer Staatskunst widerstehe. Wir haben bisher der Türkei so oft selbstlos geholfen, daß wir endlich auch uns selbst einen Dienst erweisen können, indem wir sie wider fremde Vergewaltigung unterstützen. Bloße Uneigennützigkeit ist eine Dummheit, die wir lieber nicht begehen wollen.

Wir verfolgen in der Türkei keinerlei politische oder nationale, sondern lediglich wirtschaftliche Zwecke, um unserm Kapital lohnende Anlage und unserm Handel gesicherten Absatz zu verschaffen. Anderseits heben wir dadurch die Kultur Vorderasiens und bilden dessen Markt für die Mehrerzeugung seines Bodens, den wir miterschließen helfen. Koweits etwas eigennützige Beschirmung beweist, daß England politische Zwecke nicht ganz fremd sind. Aden ist schon lange englischer Besitz, und den arabischen Unruhen soll der alte ehrliche John Bull nicht fern stehn. Um so mehr müssen wir die türkische Förderung unserer wirtschaftlichen Unternehmungen heischen. So bilden Marokko und Koweit tatsächlich Prüfsteine unsrer diplomatischen Geschicklichkeit, die so oft seit Bismarcks Entlassung vermißt worden ist. Wir hegen aber das erneute Zutrauen zur gegenwärtigen Leitung unsrer auswärtigen Angelegenheiten, daß die Zeit der verpaßten Gelegenheiten und der kraftlosen Nachgiebigkeit endlich abgelaufen ist, um einer aufmerksamen und tatkräftigen Politik Platz zu machen, die sich nicht von den Ereignissen treiben und überraschen läßt. In der rücksichtslosen Ausnutzung des Augenblicks liegt die Stärke einer erfolgreichen Politik, die uns so lange gefehlt hat. Das schädliche persönliche Gefühlsmoment scheint auch einigermaßen ausgeschaltet oder zurückgedrängt zu sein, insofern der Kanzler dem auswärtigen Staatssekretär die Entschließungsfreiheit zugesichert hat. Inzwischen hat leider die Deutsche Bank eine anscheinend endgültige Lösung unter ersichtlicher Billigung der Reichsregierung gefunden, die geschäftlich vielleicht einen augenblicklichen Erfolg bedeutet, aber nationalwirtschaftlich jeden Weitblick und noch mehr die Würdigung des vaterländischen Interesses vermissen läßt, dessen rücksichtslose Vertretung gerade ein Kennzeichen des fremden Großkapitals ist. England und Amerika arbeiten fast stets unter Ausschließung andern Wettbewerbs und betonen die nationale Sondermacht. Wir spielen auch geschäftlich die Weltbürger, die dadurch in fremde Gewalt geraten, die andre Kräfte nicht neben sich duldet. Die Deutsche Bank hat ihre Gerechtsame für die Golfstrecke sogar südlich Bagdads für die Gewährung des Mittelmeerzugangs Osmanie—Alexandrette aufgegeben, so daß die kritische Golf-

strecke so international wird, daß das englische Kapital zur Bildung einer neuen Eisenbahngesellschaft aufgefordert werden soll, bei der das deutsche Kapital bloß gleichberechtigt ist. Nur darf das englische Kapital nicht überwiegen. Statt das englische Schmollen zu benutzen, um dessen Kapital dauernd auszuschalten, nachdem das englische Auswärtige Amt im Parlament eine Schutzherrschaft über Koweit nicht behaupten konnte, sind wir wieder friedenssüchtig geworden. Das Loblied der Norddeutschen Allgemeinen auf diese Einheimsung eines mäßigen Gewinns unter Aufgabe des wichtigsten Endstücks des angeblich ausschließlich deutschen Unternehmens findet eine eigenartige, aber bezeichnende Beleuchtung in der Oberhausrede von Lord Curzon, dem früheren indischen Vizekönig, der grade die Abmachungen mit dem Scheich von Koweit getroffen hat und sogar auf der persischen Küste als indischem Vorgelände Fuß fassen wollte. Lord Curzon erklärte bestimmt, daß England ein fremdes Unternehmen am Persischen Golf nicht dulden dürfte und sich einen maßgebenden Einfluß auf die neue internationale Gesellschaft sichern müßte. Die Zufahrtsstrecke Osmanie—Alexandrette strich er als deutschen Erfolg heraus, den er uns großmütig gönnte. Deutscher Unternehmergeist und diplomatisches Geschick haben damit versagt, als es galt, das volle Ergebnis der günstigen Konstellation zu sichern. Auch die sachkundigen deutschen Börsenblätter verkennen diese Kurzsichtigkeit des deutschen Kapitals nicht, obwohl sie doch sonst das nationale Moment nicht übermäßig hoch in Rechnung stellen. Aber sie sehn richtig die Folgen dieser vorschnellen Abkunft voraus, für die der Suezkanal ein warnendes Beispiel ist. Im Bedarfsfall kauft England eben die Anteile der Eisenbahngesellschaft Bagdad-Persischer Golf durch Strohmänner auf, und Albion ist der Gebieter der entscheidenden Strecke, was nicht ohne Wirkung auf den Hauptteil der großen Ueberlandbahn sein wird. Dabei hat England sogar die ausschließliche Schiffahrt auf den Doppelströmen gerettet, ohne uns eine Gegenleistung zu gewähren. Das Auswärtige Amt hätte diese kleinzügige Krämerpolitik der größten deutschen Bank nicht unterstützen und sie nicht gutheißen sollen, nachdem sie bereits auf der übrigen Strecke die deutsche Dienstsprache preisgegeben hatte.

Lebensschule und Schulleben

Weitere Antworten auf unsre Rundfrage.

Dr. Richard Freund, Vorsitzender des Verbandes Deutscher Arbeitsnachweise:

1. Mir ist es nicht zweifelhaft, daß zur „Erreichung des endlichen Erfolges" die „tüchtige Lebensschule" unerläßlicher war, als das „sorgfältige Schulleben". Aber ein „sorgfältiges Schulleben" fördert in hohem Maße, ja schafft vielfach die Vorbedingung für ein erfolgreiches Absolvieren der „Lebensschule".

2. Ob die Deutschen der Gegenwart im allgemeinen an einer Ueberwertung der Bildungsfrage kranken? Die Frage, in dieser Form gestellt, muß ich verneinen. Wissen ist Macht, und man sollte von einer Ueberwertung der Bildungsfragen überhaupt nicht sprechen dürfen, geschweige denn sie als eine „Krankheit" bezeichnen. Der Bildungsdrang der Deutschen bis in die breitesten Schichten der Bevölkerung steht einzig in der Welt und schafft der deutschen Nation eine ungeheure Ueberlegenheit über andere Nationen. Es wäre falsch, diesem Bildungsdrange nach irgend einer Richtung hin entgegenzutreten. Man sollte aber dringend mahnen, über den Bildungsdrang die politischen Seiten des Lebens, die Notwendigkeit der „tüchtigen Lebensschule" nicht zu vergessen.

3. Dem Streben, auch die praktischen und liberalen Berufe mehr und mehr zu akademisieren, stehe ich nicht sympathisch gegenüber, ich sehe in dieser Bewegung eine große Gefahr. Es scheint mir, als ob hier ein stark überspannter gesellschaftlicher Ehrgeiz, eine Ueberwertung der durch Examen patentierten Bildung, eine ungesunde Rolle spielt. Es ist jetzt mit Freuden zu begrüßen, daß auch die praktischen Berufe nach einer tüchtigen

Feuerbach:
Im Frühling

allgemeinen Bildung streben. Diesem Streben kann aber vollauf Genüge geschehen neben der praktischen Ausbildung und ohne die Zwangsjacke der Akademisierung.

Geheimer Medizinalrat Prof. Dr. Schoeler (Berlin):

Ich bin der Ueberzeugung, daß die Deutschen der Gegenwart im allgemeinen an einer Ueberwertung der Bildungsfrage kranken. Aus dem Schulmeister von Sadowa ist ein Tyrann geworden, welcher unserer Jugend ihre goldigsten Jahre verbittert, weil ihm zu seinem und seiner Schüler Schaden staatliche Machtbefugnisse übertragen sind auf Grundlage abzulegender Prüfungen.

Gleichzeitig muß ich indessen bekennen, daß es in einem Staate, welcher seine ständische Gliederung eingebüßt hat, nicht möglich ist, für gewisse Berufszweige eine Barriere zu errichten, bis zu welcher ihre Fortbildung fortschreiten soll. Zweckmäßigkeitsgründe haben bereits entschieden, daß die Errichtung von Akademien in geordnetester Form diesen Fortbildungsbedürfnissen entspricht, und wünsche ich nur, daß wir zum Besten unserer Nation davor bewahrt bleiben, die Vertreter unserer freien Berufe in „diplomisierte" sich verwandeln zu sehen.

Schriftsteller Otto Ernst (Groß-Flottbeck):

Ihre gefl. Rundfrage möchte ich folgendermaßen beantworten:

ad 1. Nach meiner Meinung kann man die Bildungsfragen überhaupt nicht zu hoch werten; es kommt aber darauf an, was man unter Bildung versteht. Man versteht in Deutschland noch viel totes Wissen darunter. Im übrigen bin ich der Meinung, daß die deutschen Erfolge, soweit deren zu verzeichnen sind, ganz vorwiegend unserem ernsten Streben nach Wissen zu danken sind.

ad 2. Dem Streben, auch die praktischen und liberalen Berufe zu akademisieren, stehe ich nicht sympathisch gegenüber. Man ist heutzutage durchaus nicht mehr darauf angewiesen, seine Bildung auf Schulen und Akademien zu er-

werden, und man sollte sich von dieser Monopolisierung immer mehr befreien. Leider steckt aber dem Deutschen der Irrtum tief im Blute, daß jede Bildung zunftgerecht abgestempelt sein müsse.

ad 3. Ich habe keine akademische, sondern seminarische Bildung empfangen und, was ich sonst kann und weiß, durch einsame Arbeit und durch das Leben erworben. Ich bin überzeugt, daß ich durch eine akademische Bildung weder mehr noch weniger geworden wäre, als ich bin.

Ingenieur Chr. Jungkunz (München):

Ich, ein Ingenieur mit 25 jähriger Praxis, habe infolge einer meiner Veranlagung (für Ganz-, Organisationstechnik und dergleichen) nicht entsprechenden Schul- und Prüfungsordnung meine Ausbildungs- und Berufslaufbahn verfehlen müssen und auch die Spezialkenntnisse für die von mir ausgeführten technischen Werke in der Praxis, nicht in der Schule, erworben.

Der Hauptfehler unserer höheren Schulen liegt nach meinen Erfahrungen und Einsichten im *fach-spezialistisch-schablonenhaften* Unterrichtsbetrieb, welcher Schüler ohne gehörige Rücksicht auf ihre *geistigen Anlagen, Bedürfnisse, wie dem gemäßen beruflichen Entwicklungsziele und Aufgaben,* als *Teilmenschen,* nicht als *Ganzmenschen* ausbilden. F. Paulsen hat diesen Fehler in seinen Ausführungen über „Die moderne Bildung" sehr scharfsinnig gekennzeichnet. In denselben bezeichnet er unsere Schulen als *Bildungsfabriken,* welche Kenntnisse *massenhaft ansetzen und mechanisch eintreiben,* aber nicht gehörig *geistig verarbeiten oder verdauen lassen.* Daraus folgt nach Paulsen: Die *falsche oder halbe Bildung,* welche den *Bildungshochmut nährt,* aber die *Urteilskraft* und damit auch das *erfolgreiche Wirken schwächt.* Ferner: indem unsere Schulen nur den *gedächtnismäßigen Besitz* von Kenntnissen, nicht die lebendige

Kraft und Fähigkeit zu ihrer geistigen Verarbeitung und Assimilation durch Zeugnisse bescheinigen, begehen sie unter dem Zwang ihres schablonenhaften Betriebs eine Art Bildungsfalschmünzerei. Denn dadurch werden von der Schule Leute, die leicht lernen, nämlich auch Wissensspreu aufnehmen, ebenso, ja noch besser bewertet, wie diejenigen, in deren Anlageboden nur echter Wissenssame aufgeht und Wurzel faßt, oder die nur geistige Nährstoffe mit entsprechender Verdauungskraft aufnehmen. Diese Falschwertung macht natürlich auch die Bildungsgrundlagen zur Anstellung falsch und unhaltbar und ist die Hauptursache der Ueberfüllung, nämlich der Geltendmachung und Einführung vieler Falschgebildeter oder Minderbefähigter in höheren Berufen.

Natürlich mußten unsere Schulen aus Ueberbürdung, oder weil sie ihre Stoffmassen nicht mehr richtig bewältigen konnten, in fabrikmäßigen Lehrbetrieb verfallen, der dann wieder die gleichfalls überbürdend wirkenden Schülermassen mit vorwiegend mechanischen und reproduktiven Fertigkeiten zum Lernen anzog und förderte.

Unsere Schulen bilden nach ihrem Lehrbetrieb nur den und berufsüberfüllend, weil sie ebenso wie ihre gleichfalls überbürdeten Wissenschaften den Schwerpunkt auf ihr spezielles Kenntnismaterial, nicht auf seine Verarbeitung und Verwendung legen und so auch den Zweckgebrauch ihres Kenntnis- und Schülermaterials, die Einschränkung desselben auf das Maß seines Gebrauchs, seiner Gebrauchsfähigkeit, seines eigentlichen Wertes vernachlässigen. Aber der Zweckgebrauch dieses wie jedes anderen Materials wird danach bestimmt, wie es als Element, Teil oder Glied lebendiger Werke oder Organisationen nach den Aufgaben und Ordnungen, hauptsächlich für das Ganze derselben zu wirken hat.

Unsere höheren Schulen sind überbürdet, fabrikmäßig Klein-, Eng- und Rückblick, nicht den Groß-, Weit- und Vorblick des Geistes, sie bilden Teil-, Mittel- und Werkzeugmenschen, keine Ganz-, Zweck- und Selbstbestimmungsmenschen.

Soweit unsere höheren Berufe rückständig, besonders bureaukratisch, fachbeschränkt und -geteilt sind, mehr zur Versorgung als zu höheren Leistungen beansprucht werden Anstellung, ja sogar Beförderungen in erster Linie auf gute Schulzeugnisse stützen, sind sie mitschuldig, daß unsere höheren Schulen vorzüglich Leute mit fachbeschränkten, mechanischen, nachahmenden oder reproduktiven Fertigkeiten ausbilden, dagegen solche mit selbständigen, schöpferischen und genialen Fähigkeiten vernachlässigen.

Aber soweit unsere höheren Berufe unrückständig sind, die besten Kräfte und Leistungen zulassen, wird in ihnen vielfach die Erfahrung gemacht, daß die in der Schule gut Qualifizierten praktisch wenig leisten, ebenso das Schulwissen größtenteils unbrauchbar und schnell vergeßbar ist. Da zeigt sich eben, daß nur die von der Schule vernachlässigte Kernfähigkeit Erfolg hat und nur die mit dieser lebendigen Kraft aufgenommenen und verarbeiteten Kenntnisse behalten und verwendet werden.

Da nun hauptsächlich die Männer der Praxis, die an den schädlichen Folgen und Früchten unserer höheren Schulbildung zu leiden haben, aus Erfahrung einsehen, daß der anschwellende Strom zu und von den höheren Schulen aus seinen Bildungsquellen vielfach verläuft, so sollten sie auch zusammenstehen, um eine baldige gründliche Korrektion, eine solidere organische Fassung und Zuleitung dieser Quellen, durchzuführen.

Adolf Wilbrandt:
Cornelia

Erzählung.

Cornelia trat ins Gartenzimmer; auf dem Vorplatz hörte sie die Stimme der „alten Hanne", die in ihrer temperamentvollen Weise zu schelten schien. Mit wem hat sie es heut? dachte Cornelia, lächelte und horchte. „Und das muß ich doch noch sagen", rief Johanna zurück, während sie die Vorplatztür zum Gartenzimmer aufriß, „das verstehn Sie nicht! — Was? Sie verstehn es doch? — Nein, gar nicht! Sie junger Mensch, Sie wissen ja nicht, wer ich bin!"

Die Wohnungstür draußen wurde zugeschlagen; „weg is er!" stieß Hanne hervor und holte Atem. „Schafskopf!" rief sie ihm dann nach. „Hansquast! — So ein dummer Kerl!"

Sie schloß die Tür und trat ins Zimmer; nun sah sie erst, daß sie hier nicht allein war. Cornelia lächelte sie gemütlich an: „Mit wem haben Sie da wieder gestritten, Johanna?"

Die „Alte" (sie war noch nicht alt, aber früh verwittert) fuhr sich durch ihr dünnes Haar. „Ach, so ein Hans — — Wieder? Wann streit' ich denn? — — Der Briefträger. So ein neuer — grüner — weiß von nichts. Schnauzt einen aber schon an wie ein alter!"

„Was hat er Ihnen getan?"

Johanna atmete wieder stark, sie kam damit leicht zu kurz: „Gestern bringt er einen Geldbrief für den Herrn Professor; der Herr Professor war ausgegangen. Geben Sie nur her, sagte ich, ich will 's unterschreiben. Da lacht mir der Grünspecht ins Gesicht: Nee, mein Herz, das geht nicht! „Mein Herz", sagt der Hanswurst der, als kennten wir uns schon hundert Jahr'! — Sie Jüngling, sag' ich, ich bin nicht so'n gewöhnlicher Dienstbot', sag' ich, verstehn Sie; in dem Haus bin ich schon wer weiß wie lang', und alles wird mir anvertraut, und was hab' ich nicht schon alles unterschrieben, und — Sie kennen mich bloß noch nicht! — Brauch' ich auch nicht, sagt der Kerl. Ich kenn' bloß meine Vorschriften. Haben Sie eine Vollmacht, die auf dem Postamt liegt? — Nee, sag' ich; aber — — Na, dann guten Morgen! — Und wupp aus der Tür."

Cornelia wunderte sich noch oft, sie war noch so jung. Wie das nur möglich ist, dachte sie: die alte Hanne ist oft so gescheit, und dann wieder so komisch dumm! — „Nein, so ein Ungeheuer", sagte sie, inwendig voll Heiterkeit. „So ein — Bureaukrat!"

Johanna nickte, verächtlich: „Das sag' ich ja immer. Bureaukraten und weiter nichts! — Na, wie er nu heut nachmittag wiederkam — meine Meinung mußt' ich ihm doch noch sagen —".

„Das hat Johanna Rathsack noch immer getan!"

„Und was is dieses Bürschchen dann geworden? Frech is es geworden! Wenn ich schon so ein altes Mädchen wär' und von Postsachen noch nicht mehr verständ', dann wär' ich wohl etwas unbegabt. Und dann sollt' ich lieber — — Fräulein Cornelia! In drei Monaten, im September, werd' ich sechsundvierzig alt; so was hat mir noch kein Mensch gesagt!"

„Es ist unerhört —"

„Solche Hundejungen stellt die deutsche Reichspost an!"

„Ja, das ist nicht hübsch von ihr." Cornelia legte ihr eine Hand auf den mageren Arm: „Der Mann, der weiß eben noch nicht, was Sie uns sind. Daß Sie unsere Hanne sind." Sie streichelte ihr erhitztes, gutes Gesicht. „Und nun sollten Sie uns doch den Kaffee bringen; die Herren möchten ihn hier im Gartenzimmer trinken."

„Haben recht", erwiderte Johanna, nun wieder ganz im Amt und ganz Pflichtgefühl. „Die gute Luft. Der Kaffee is fertig." Sie nickte zustimmend: „So 'n Dummerjahn, der weiß das nicht —"

„Und mit der Vollmacht", sagte Cornelia recht gemütlich, „da hat er ja recht!"

„Was? Da hat er recht?"

„Das erklär' ich Ihnen ein andermal. Die Herren kommen. Der Kaffee!"

Johanna hob die Arme. „O Gott, ja. Stante pede!" Sie lief durch die Vorplatztür hinaus.

Durch die Tür zum Speisezimmer kam Professor Herwarth, Cornelias Vater, mit dem einzigen Gast, dem Dr. Wurzer, in strahlender Heiterkeit; seine linke Hand lag auf Wurzers Schulter. „Sehn Sie," sagte er mit sanft triumphierender Stimme, „dieser edle Grieche ist Ihnen wieder zu Herzen gegangen."

Der lange Wurzer, der den kleinen Professor überragte, schüttelte bedenklich den Kopf: „Herr Professor, das ist der tragische, der einzige Punkt, in dem Sie nicht mein Vorbild sind. Ich bin auf so gutem Weg, Abstinent zu werden; aber Ihr griechischer Nachtischwein und Ihre Beredsamkeit —"

„Vielleicht bin ich Gottes Werkzeug, Doktor," entgegnete Herwarth lächelnd. „Vielleicht fürchtet er, Sie werden ihm zu — verständig, zu nüchtern, wenn Sie abstinent werden."

Cornelia nickte; Johanna kam mit dem Kaffee, stellte Kanne, Tassen, Zucker auf den großen Tisch vor dem Sofa; die Haustochter schenkte ein. „Fräulein Cornelia hat genickt," sagte Wurzer. „Sie fürchten das wohl *auch*?"

Cornelia lachte; in der Stimme und in der Körperhaltung des jungen Gelehrten lag so oft etwas, daß sie lachen mußte. Sie antwortete an der Frage vorbei: „Ich glaub', ein guter, feuriger Wein schadet Ihnen nicht!"

„Wie meinen Sie das? Ueberhaupt nicht, oder mir besonders nicht?"

„Ach bitte, Herr Doktor, zergrübeln Sie es nicht. Ohne Scheidewasser."

Der Professor nahm lächelnd das Wort: „Cornelia fürchtet sich nämlich vor Ihrem zersetzenden Verstand."

Sie schüttelte den Kopf: „O nein, fürchten nicht. Aber —" sie machte ein herzlich liebenswürdiges Gesicht — „hübscher fänd' ich es, wenn Herr Dr. Wurzer die Sachen nicht so viel auseinander dächte."

„Sie werden ihr zu klug," ergänzte Herwarth.

„Ich fürchte, ich werde Ihrer Tochter zu dumm."

Herwarth lachte. „In diesem Fall allerdings wär' das wohl dasselbe!"

Der lange, hagere Doktor zog die Schultern zusammen: „So trete ich denn zerknirscht meinen Rückzug an; werde mir aber nachher erlauben, mit dem Wundertier wiederzukommen, mit diesem vielgereisten Odysseus, dem Karl Jakobi, für den sich Fräulein Cornelia so sehr interessiert. — Sie haben die Zeitungsberichte über ihn gelesen, die ich neulich mitbrachte?"

Cornelia nickte. „Wie ein Roman! Sein ganzes Leben! — Wenn das alles wahr ist —"

„Dann ist er ein sehr interessanter Mensch?"

Sie hörte die versteckte Eifersucht in diesen Worten, flog aber darüber weg. „Interessant?" fragte sie zurück. „Viel mehr! — Ein ganzer, ein Vollmensch! — — Das mit der japanischen Prinzessin, das kam mir wie 'ne Romanze vor; glauben Sie, daß das wörtlich wahr ist?"

Wurzer zuckte die Achseln. „Ein so kritischer, „zersetzender" Mensch wie ich, der glaubt wohl nicht alles. Ich erlaube mir nur, Sie ganz ergebenst vor diesem Karl Jakobi zu warnen; so weit ich ihn kenne, ist er für so — begeisterungsfähige junge Damen ein gefährlicher Mensch."

„Um Gottes willen," rief Cornelia, „tun Sie das nicht, warnen Sie mich nicht: das nimmt mich aus Widerspruchsgeist für den Menschen ein! — Ueberhaupt, Herr Doktor —" sie lächelte mit drolligem Stolz — „wenn man zweiundzwanzig Jahre alt ist, dann braucht man keine Warnung mehr."

„Nein — denn es lebe die Freiheit!"

„Warum sagen Sie das?"

„Weil Sie's so gerne sagen. Weil Sie wahrscheinlich eben dachten: dieser junge Doktor will mich wieder in meiner Freiheit beschränken, nieder mit ihm!"

Cornelia lächelte zu Herwarth hinüber, der in stummer Heiterkeit zuhörte: „Siest du, Vater? Er denkt zu viel. Selbst die Gedanken der andern denkt er.“ Ihre schlanke, kraftvolle Gestalt richtete sich gegen Wurzer auf: „Uebrigens ja, es lebe die Freiheit! Hoch, dreimal hoch! — Und wenn mein Vater mir weiter gar nicht Gutes getan hätt', als daß er mich in Freiheit hat aufwachsen lassen — wie ein wildes Füllen — schon darum würd' ich ihn abgöttisch lieben. Ja, ja, ja, abgöttisch; das sag' ich, weil Sie das Wort nicht mögen. Meinen Vater und meine Freiheit, die beiden lieb' ich abgöttisch; und Ihre Warnungen lieb' ich nicht!“

Der Professor sah auf seine Uhr, wie in tiefem Ernst. „Drei Minuten.“

„Wieso drei Minuten?“ fragte Cornelia.

„Die gewöhnliche Zeit. Nach drei Minuten ist der übliche Streit zwischen euch in gutem Gang.“

Wurzer stellte seine Tasse weg, die er noch in der Hand hielt (Johanna war längst verschwunden): „Ich mache, daß ich fortkomme, damit Friede wird! — Also mit dem Vollmenschen Karl Jakobi und seinem Reisegefährten oder Schatten Lettow komme ich wieder. Er hat nur heut wenig Zeit; er kann nicht erst antreten, wenn Sie aus Ihrem Kolleg zurück sind.“

„Das tut nichts,“ erwiderte Herwarth; „mittlerweile ist das Kind ja da, das ihn mit Spannung erwartet. — Jetzt will ich nur noch ein bißchen hin und her gehn — meinen Vortrag durchdenken.“ Er winkte dem Doktor mit der Hand zum Abschied; an so gemütliche Trennungen waren sie gewöhnt. Dann ging er langsam, sinnend durch die offen gebliebene Tür ins Speisezimmer und weiter in sein Arbeitszimmer, seinen üblichen Denkergang.

Wurzer wollte zur andern Tür hinaus; Cornelia hielt ihn durch eine Bewegung zurück. „Bitte, Herr Doktor, noch einen Augenblick! Was meinten Sie vorhin bei Tisch, als Sie von den beiden Menschenarten sprachen? Vater fiel Ihnen dann ins Wort.“

Dem armen Doktor lief ein plötzliches Freudelächeln über das Gesicht, da er so zum Dableiben aufgefordert wurde; dann ward er sich des Lächelns bewußt, zuckte mit den Augen und errötete. „Nun“, antwortete er so schlicht sachlich wie nur irgend möglich, „ich wollte nur sagen: die einen geben sich naiv, oder wenigstens halbnaiv, so wie sie sind; und die anderen geben sich so, wie man sie gerne haben möchte.“

„Man? Wer ist „man“?“

„Der jedesmalige andere, mit dem sie zu tun haben, auf den sie gerade wirken möchten. Sie steigen auf ihn ein, zeigen sich nach seiner Sinnesart; so fein wie sie können.“

„Und Sie meinen, so einer ist der Karl Jakobi?“

„Ich habe diesen Eindruck.“

Herwarth kam langsam, ganz in sich versonnen, dabei leise singend durch die offene Tür zurück; ging langsam an den beiden vorbei, ohne

sie zu sehn, und dann wieder hinaus. Cornelia war ihm mit liebevoll lächelnden Augen gefolgt, sah ihm ins andere Zimmer nach. Sie dämpfte unwillkürlich die Stimme: „Wie schön er aussieht, nicht wahr, wenn er so ganz in seinen Gedanken ist."

Auch Wurzer sprach nun leiser: „Mir ist immer wunderbar, daß er dabei singen kann."

„Er weiß es ja nicht. — — Und darum haben Sie mich wohl vor dem Herrn Jakobi gewarnt?"

„Weil ich ihn für so — fein halte?"

„Für so 'nen „Einsteiger", ja."

„Aus diesem und aus vielen anderen Gründen hab' ich Sie gewarnt. Aber da Sie das nicht lieben, so erlaub' ich es mir nun niemals mehr."

Ach du armer, magerer Othello, dachte Cornelia. Sie lächelte: „Also so gefährlich ist er?"

Wurzer schüttelte seinen abwehrenden Arm: „Ich sage nun kein Wort mehr. Mich Ihnen völlig verhaßt zu machen, so dumm bin ich nicht!"

Herwarth kam schon wieder, wieder ganz in sich. Diesmal summte er leise; er zerdrückte sein Taschentuch in der Hand, wickelte es dann um einen Finger. Die beiden schauten wieder schweigend zu. Er ging um sie herum und hinaus.

„Wie das wunderbar ist," murmelte der Doktor.

„Was denn?"

„Wie verliebt Sie oft Ihren Vater anschauen."

„Ach," sagte Cornelia, „das tun Sie ja auch."

„Finden Sie?"

„O ja. Zuweilen. — Und haben wir nicht beide recht? Ist es nicht ein herrlicher Mann?"

Wurzer zog vor innerer Bewegung die Brauen nieder: „Ich kenne keinen herrlicheren, das weiß ich gewiß. Manchmal hab' ich förmliches Heimweh nach den drei Jahren, wo ich hier Sekretär, Mitarbeiter, Famulus war; wo Sie mich wohl im Spaß „seinen Sklaven" nannten. Meine schönsten Jahre!" Er sah Cornelia schweigend an; er wiederholte dann in leiser Schwermut: „Meine schönsten Jahre. — — Ja — ich wollte gehn, und da steh' ich noch."

„Gehn Sie mit Gott," sagte Cornelia heiter, „und kommen Sie mit dem Teufel wieder!"

Wurzer bemühte sich zu lächeln: „Das ist er hoffentlich nicht!"

Er ging zur Tür, die zum Vorplatz führte. In diesem Augenblick kam der Professor auf seinem Denkergang wieder aus dem Speisezimmer, ging an dem Platz vorüber, wo Wurzer gestanden hatte, ward träume-

risch aufmerksam und blieb stehn. „Hier fehlt ja was," murmelte er. „Aha!" sagte er halb erwachend. „Da stand Wurzer und der ist fort."

„Hier steht er noch, Herr Professor," sprach Wurzer in der Tür.

„Hm! — Ja."

„Nochmals Adieu!" — Wurzer ging hinaus.

* * *

Herwarth sah ihm nach, nun vollends erwachend. In seine braunen Augen kam wieder das so eigen warme, erwärmende und strahlende Feuer, das ihn zum ewigen Jüngling machte; das die unverwüstliche Schönheit seines urgesund rötlichen, starkformigen, geistvollen Gesichtes war. Die darin herrschende Nase war groß, aber ohne Uebermaß; Cornelia hatte sie so vom Vater geerbt, auch in ihrem Mädchenantlitz sprach sie nicht zu laut, sie gab ihm nur einen kühnen Zug, an dem man nicht vorbeisehen konnte. Cornelia hatte die Schönheit der Kraft; aber auch Anmut fehlte nicht. Die hohe Gestalt hatte sie von der frühverstorbenen Mutter; sie war fast größer als der Vater, an dem aber alles elastisch war; an seine zweiundfünfzig Jahre konnte man nicht glauben.

„Hm!" murmelte Herwarth wieder, hinter dem verschwundenen Doktor her. „Kein alter Römer, wie die in meinem Vortrag. — Aber ein gescheiter Mensch. Ein philosophischer Kopf."

„Lauter Verstand, Verstand!"

Cornelia schüttelte ihre braunen Locken.

Der Vater lächelte: „Na, für dich hat er Herz genug."

„Ach ja, viel zu viel!"

„Weil das Gegenherz fehlt."

„Könntest d u bis an deinen Tod mit ihm leben, Vater?"

Der Zweiundfünfziger schüttelte lächelnd den Kopf: „Er ist mir zu alt."

„Siehst du, dir auch!"

„Ja, mit seinen sechsundzwanzig. Aber —"

Er fing an zu singen:

> „Wer niemals einen Rausch gehabt,
> Der ist kein braver Mann."

Plötzlich legte er einen Arm um sie: „Fräulein Cornelia Herwarth!"

„Was gibt's?"

„Tanzen wir einen Steirischen?"

Sie starrte ihn an; darauf war sie nicht gefaßt. „Wenn du deinen Vortrag durchdenkst?"

„Bah! Wir sind fertig."

„Mußt ja ins Kolleg!"

Er sah auf seine Uhr. „Hab noch zehn Minuten. — Unsern Steirischen!"

Er begann mit ihr zu tanzen und sang dazu (das hatte er, der Norddeutsche, von seinen Gebirgsreisen mitgebracht):

„Und den Tanz hon i zahlt,
Und dös Tanzl g'heart mein;
Der ma nachtanz'n wollt',
Und der tat mi erst g'frein." *)

Eine Weile umtanzte er sie schweigend, mit lustigen Augen wie ein kreuzfideler Bursch; darauf sang er wieder:

„Juchheirassasa!
Weil ma's Leben no' hamm,
So seid's lusti, mer kimma
So jung nimmer z'samm'!"

Endlich juchezte und jodelte er; dann blieb er stehn und hielt sie im Arm.

„Nein," sagte sie, doch wieder ganz aufs neue verwundert, „was bist du für ein junger Mensch!"

„Ich?"

„Und willst nun den Studenten die Verfassungsgeschichte der alten Römer erzählen!"

„Philosophie der römischen Geschichte; ja, ja." Er ließ sie los, trat zurück, kam dann langsam in strengem Ernst auf sie zu; ein großes Pathos leuchtete aus seinen tiefblickenden Augen. „O meine Tochter Cornelia!" sagte er mit einer Stimme, die sie kaum an ihm kannte, und sie kannte ihn doch so gut. „Vergiß keinen Augenblick, daß du auf deinen zarten Schultern die Ehre meines Namens trägst; daß dein von Romulus abstammender, ehrwürdiger Vater Carolus Philippus Herwarthius heißt! Daß ich wie jener alte Römer, der erhabene Virginius —" er zog einen Bleistift aus der Westentasche — „dir diesen Dolch in die Brust stoßen würde, wenn du meinen Namen beflecktest!"

„O Gott," rief Cornelia, „ich beflecke ihn. Ich liebe meinen eigenen Vater!"

„Ihr Götter! — Grauenvoll!"

„Ich küsse ihn!" Sie legte ihren Mund auf seinen.

„Entsetzlich!"

„Ich liebe keinen Mann als ihn!" Sie umschlang ihn fest.

„O Unnatur! O Abgrund!"

„O Carolus Philippus Herwarthius!" Sie küßte ihn wieder; sie streichelte sein rasiertes, bartloses Gesicht. „Ach du, ich war doch 'ne Gans, daß ich dein Kolleg heut aufgegeben hab' und zu Hause bleib', um diesen Weltumsegler Jakobi zu erwarten. Aus gemeiner Neugier. Ich, sonst dein „bester Student", wie du Schmeichler sagst. — Dieser „erhabene Virginius", kommt der nicht gerade heute dran?

Er strich ihr über das lockige Haar. „Freilich, freilich, Kind."

„Der seine Tochter wirklich erstochen hat?"

Er nickte. „Auf dem Forum. Die Virginia."

*) Fragen.

„Und nur um sie vor dem tyrannischen Scheusal, dem Appius Claudius, zu schützen, zu retten? Sie hatte nichts getan, ihr war nichts geschehn?"

„Es sollte ihr geschehn. Seinem Kind!"

Cornelia sann vor sich hin; es überschauerte sie etwas. Dann sah sie ihm eine Weile stumm fragend in die Augen. „Vaterle," sprach sie endlich. „Sag."

„Was denn?"

„Sag. Könntest du das auch? — Du bist so gut, so himmlisch gut. Und so „harmonisch", wie Wurzer sagt. Kannst aber auch gewittern — und wie! Ich hab mich schon gefürchtet vor deinen Augen; o ja, das ist vorgekommen. Könnt'st du mir auch so 'nen Dolch in die Brust stoßen, wirklich, ernstlich, wie der alte Römer Virginius?"

„Um dich vor Schande zu bewahren? Kind! Jeden Augenblick!"

Sie schüttelte sich. „'s ist doch schauerlich. — Aber, o Gott, du hast ja recht. — Ja, bring mich um, bring mich um — wenn man meine Ehre — — oder wenn ich deine — — ja, auch wenn ich deine. Dann nimm dein Messer oder deinen Revolver, und ganz geschwind bring mich um!"

Herwarth strich ihr lächelnd das braune Gelock von der schön gewölbten Stirn. „Aber nun weg von diesen Gedanken, Kind. — Hast du's ausgelesen? Das Marsbuch von Kurd Laßwitz?"

„„Auf zwei Planeten?"" — Sie schüttelte träumerisch den noch ans alte Rom denkenden Kopf: „Nein, ich bin noch drin. — Es hat mich oft halb närrisch gemacht. Und dann melancholisch."

„Melancholisch? Warum?"

„So furchtbar lebendig wie es ist; daß man oft denkt, so sind sie wirklich, diese Marsbewohner. Und die sind nun so viel, viel weiter als wir; recht erbärmliche Schächer sind wir gegen sie; die Menschheit kommt einem so schofel vor. Wo noch Väter ihre Kinder erstechen müssen, damit sie nicht — — Na, kurz, melancholisch!"

„Nu ja." Er lächelte herzlich, zärtlich: „Nimm's auch nicht zu schwer. Ich könnte dir allerlei sagen —"

„Wenn du nicht ins Kolleg müßtest. Ich halt' dich auf." Sie drängte ihn sanft zur Tür: „Fort, Vaterle, fort!"

Er sah wieder auf seine Uhr: „Hab' noch drei Minuten Zeit. Brauche ja nur zweieinhalb bis zur Universität! — Erbärmliche Schächer, sagst du; na ja, in vielem sind wir's noch; viele sind es noch. Aber wenn du an die Besten denkst — nicht an die klügsten und gelehrtesten, die sind doch noch tüchtig dumm, sondern an die besten —"

„An dich —"

„Pfui; laß mich aus dem Spiel. An die allerbesten; das sind auch schon Wunder, Kind! Geschaffen wie das Tier, an der Erde klebend — und rühren doch schon mit dem Scheitel an die andere Welt, wo die Engel wohnen. Edle, große Geschöpfe, die dem Schöpfer Ehre machen! — Ach, du kleine Marsmenschenbeneiderin — laß uns nur unsere Tor-

heiten, unsere Helden, unsere wilden Ehrgeize, unsere Raufgefühle; es ist junges Blut, es ist Jugend drin. Laß uns unser Werden; Werden ist das schönste. Freu dich, daß du auch noch wirst! Und wenn über dich Einschichtige, die bis jetzt nur ihren Vater liebt, wenn über dich auch einmal das große Schicksal kommt —

„Ich glaub's nicht. Nie!"

„Es wird auch noch kommen. Und dann werden sich in dir noch Kräfte auftun, die du heut nicht ahnst, und du wirst noch staunend sagen: groß, groß ist der Mensch!"

Sie umschlang ihn plötzlich mit den starken Armen. „Ach du mein geliebter, sonniger, wonniger Vater!"

Er sah zum letztenmal auf die Uhr: „Allerhöchste Zeit!" Sich von ihr losmachend, nahm er seinen Hut vom Flügel; „ich lauf' durch den Garten!" rief er und stürmte durch die große Glastür hinaus.

* * *

Cornelia sah ihm nach, die Stirn an die Scheiben gelehnt. Wie sagte Professor Wüllner neulich? fuhr ihr durch den Kopf. So eine — — Ja: „so eine Liebe zwischen Vater und Tochter hab' ich doch nie gesehn." Sie nickte, innig fröhlich. Ich auch nicht!

Johanna kam vom Vorplatz, ein paar Besuchskärtchen in der rotbraunen Hand. Sie reichte sie Cornelia hin; „unser Dr. Wurzer kommt wieder, mit —"

„Ich weiß schon," unterbrach Cornelia sie. „Ich lasse bitten."

„Der eine hat Augen — Donnerwetter!" Damit ging die alte Hanne wieder hinaus.

Wurzer trat ein, mit zwei Herren in Sommeranzügen wie er; „Fräulein Cornelia," sagte er, „da bringe ich die „hohen Reisenden". Herr Karl Jakobi, Herr Dr. Lettow."

Das war also Karl Jakobi; etwas enttäuscht sah ihn die sich verneigende Cornelia an. Sie hatte, wie man sich so oft ein voreiliges Bild macht, einen hochgewachsenen, breitbrüstigen Mann mit ungeheuer männlichem Gesicht erwartet, als „Weltreisender" tiefgebräunt — und überhaupt! dachte sie. Der Herr, der da jetzt vor ihr stand und sie mit sonderbar durchdringendem Blick betrachtete, war von bescheidener Mittelgröße, eher noch schmal als breit; seine Haut war nicht eben sehr verbrannt, die Stirn leuchtete fast. Nur das schwarze dichte Haar und die dunklen Augen — — Ja, Augen hat er! fuhr ihr durch den Kopf. Der Blick verwirrte sie fast ein wenig . . .

Sie faßte sich aber im Augenblick, nahm sogleich das Wort: „Dr. Wurzer hat's Ihnen gewiß schon gesagt: ich freue mich, Sie zu sehn! Mein Vater hat leider fort gemußt; er hofft Sie aber noch zu finden, wenn er wiederkommt." Sie lud die Herren zum Sitzen ein; dabei sah sie den „hohen Reisenden" mit fast naiver Verwunderung und Neugier an. Sie wiederholte gedankenlos: „Wenn er wiederkommt . . ."

Der Herr mit den durchdringenden schwarzen Augen schüttelte lächelnd den Kopf. „Nein, gnädiges Fräulein, es war nicht so."

„Was?" fragte sie.

„Die Geschichte mit der japanischen Prinzessin; nicht wahr, Sie haben auch davon gelesen, in den Zeitungen. Jeder neue Mensch guckt mich darauf an. Nein, sie hat *nicht* mit mir durchgehn wollen. Sie war auch keine japanische Schönheit. Sie hat *nicht* gesagt: „Das ist mein Erlöser!" Ich hab' ihr nur das Leben gerettet; *das* kann ich nicht leugnen."

„Das ist auch schon was," setzte der andere, Dr. Lettow, hinzu; der „Schatten!" dachte Cornelia. Er war ungefähr ebenso gewachsen wie Jakobi, aber beinahe farblos blond; er trug eine Brille.

„Als Professorstochter," sagte Cornelia heiter, zu Karl Jakobi gewendet, „glaub' ich *auch* nicht alles, was in den Zeitungen steht."

„Nun," erwiderte Karl, „man glaubt nicht und glaubt doch. Und ich sitze nun hier und weiß, Sie haben allerlei Sonderbares, Ungewöhnliches, „Romantisches" über mich gelesen; Sie können sich denken, wie mich das befangen macht."

„Befangen? Warum?"

„Weil ich nun doch gewiß sehr ernüchternd wirke; so gewöhnlich, alltäglich. So gar nicht „*plötzlich*", originell, dramatisch; wie ich als junger eitler Bengel zuweilen geträumt hab daß ich wirken wollte: blitzartig oder feuerwerkig, oder wie ein Theatergott. Nun sitzt da Karl Jakobi aus Buxtehude oder Stixneusiedel, in Rock und Hosen wie jedermann, mit einem Gesicht wie jedermann, und der andere denkt: o je!"

Was für ein schöner Bariton! dachte Cornelia. Sie lächelte: „Mir scheint doch, Herr Doktor, Sie haben Ihr eigenes Gesicht."

Lettow nickte: „Und wie!"

„Sie sagen „Doktor", gnädiges Fräulein," entgegnete Karl mit einer graziös abwehrenden Geberde. „Ich bin keiner. Ich bin nichts. Allerlei angefangen, nichts zu Ende geführt. Einmal fast Millionär, dann zehn Mark; einmal beinahe regierender Fürst — im schwarzen Erdteil — dann bei den Affen im Urwald zu Gast. Einmal Anlauf zum großen Dichter; dann — Schwamm darüber. Kurz, 'ne Summe Nichts!"

Cornelia schaute ihn etwas unsicher an. „Mir scheint, Sie gehören zu denen, die sich gerne schlecht machen."

„Jedenfalls zu denen, die durchaus *wahr* sein wollen; auf jede Gefahr. Und die sich entwickeln wollen — *auch* auf jede Gefahr. Alles sehn, alles kennen lernen! Die Welt, die Welt! So zieh' ich mit meinem treuen Pylades durch die ganze Welt —"

Er warf einen herzlichen, warmen, schönen Blick auf den „Schatten", der an seiner Seite saß. Lettow schlug die blaßgrauen Augen unter Gnädiges Fräulein, ich glaube halt an seinen Stern. „Die Welt, die Welt" — die wird sich noch wundern!"

Dupré:
Der Morgen

„Prahl nicht mit mir," warf Karl hin. „Sei still."

„Gut," sprach Lettow weiter, „ich rede also nur von der Welt. Gnädiges Fräulein, da rührt sich was! Da wird und wächst allerlei, mehr als unser gutes Deutschland sich träumen läßt. Auch in dem halbverachteten Rußland; aber nun gar in Amerika, im Norden; wirklich eine „neue Welt"! Hunderttausend Zukunftskeime. Da wird gesät und gesät —"

„Und auch schon geerntet," fiel ihm Karl ins Wort. „Und unter diesen jungen, ungeschlachten Riesen, wie steht dieser Theodor Roosevelt da, ihr Präsident und Hauptriese, der Mann der Kraft und der Tat. Mein Freund. — Sie sehen mich so überrascht und verwundert an. Ja, vor einem Jahr mein Freund geworden. Auf den bin ich stolz. In dem ist eine Welt! Noch nicht Harmonie . . . Aber Gott und Herr, was ist Harmonie? Schöne Oberfläche. Quecksilberhaftes Zusammenrinnen verwandter Niedlichkeiten. Nur in den Unharmonischen ist die Urkraft, die Wahrheit, die Tiefe!"

Dr. Wurzer rückte schon eine Weile ungeduldig und gereizt auf seinem Rohrstuhl; jetzt stieg die lange Gestalt in die Höhe. „Erlauben Sie — da muß ich doch bitten. Wahre Harmonie muß darum noch nicht —"

Ebenso plötzlich stand nun Lettow auf und berührte Wurzer gemütlich am Arm. „Ach bitte, bitte, Herr Doktor," sagte seine farblose, gedämpfte Stimme. „Verzeih'n Sie die Unterbrechung: Sie hatten mir etwas versprochen, ich erwart' es schon lange. Professor Herwarths Rosen und Chrysanthemen wollten Sie mir zeigen; eine Berühmtheit dieser Stadt. Ich bin ein Chrysanthemennarr, wie Sie wissen, und ein Rosenfex." Wurzer blickte zögernd zu Jokobi hinüber; Lettow lächelte: „Wenn Sie durchaus für die Harmonischen fechten wollen, das läuft Ihnen ja nicht fort. Bitte, jetzt den Garten!"

Er nahm Wurzers Arm und zog ihn sanft zur Tür. „Also gut — nachher!" murmelte Wurzer, sein Widerstreben höflich unterdrückend. Die beiden traten durch die Glastür in den Garten hinaus.

„Ein liebenswürdiger Mann," sagte Karl mit seinem freundlichsten Bariton. Er beobachtete Cornelia mit einem raschen, scharfen Blick; ihr Gesicht blieb vollkommen unbewegt. Nun wurde sein Blick beruhigt, still. Er fuhr sich träumerisch mit einer Hand über die leuchtende, hohe Stirn. „Wovon sprachen wir doch?" fragte er.

„Von den —"

„Ach ja! von den Unharmonischen. — Vielleicht bin ich blind. Vielleicht lieb' und preise ich die Unharmonischen nur, weil ich selbst einer bin;" er lächelte obenhin: „ja, einer von den allerschlimmsten. Ich warne Sie, als guter Christ: fürchten Sie sich vor mir! Hinter dieser noch jungen, glatten, zweiunddreißigjährigen Stirn — ein Chaos. Tier und Gott — Engel und Teufel — alles!"

„Sie machen sich wieder schlecht," antwortete Cornelia unerschrocken. „Ich hab' wohl gelesen, daß Sie eine schwere Jugend hatten —"

„Pah! Das ist nichts! Das tat mir nichts. Tausend Gegenkräfte. Aber die inneren Abgründe; die Feuerströme — sozusagen — die überschwänglichen Wünsche, die ungebändigten Triebe, die gigantischen Strebungen. Da harmonisiert sich's nicht! oder erst spät, nach viel Kampf und Sturm!" — Karl klopfte an seine Stirn: „Wenn hier Glas wäre, und Sie hätten Cherubsaugen" — er durchbohrte sie mit einem tiefen Blick: „es sieht beinahe aus, als hätten Sie die — dann würden Sie staunen und vielleicht auch schaudern: was hier alles beisammen ist. Ich glaube, ich könnt' einem gehaßten Feind mit Wollust das Messer in der Brust herumdrehen, langsam, langsam . . . Ich könnte vielleicht auch denselben Feind in einer schweren Krankheit wie ein Bruder pflegen. Und dann könnt' ich wieder — — kurz, ich werde Ihnen wohl nicht gefallen."

Cornelia fuhr auf, wie aus einem Traum; so unerwartet kamen ihr diese letzten Worte. Sie klangen ihr so wunderlich — so verkehrt. „Warum glauben Sie?" sagte sie mit einem befangenen Lächeln. — „Mich stören die „inneren Abgründe" nicht. Und die „Feuerströme". — Im Gegenteil."

Er betrachtete sie wieder scharf und fest; offenbar zu lange: denn ein Verziehen des Mundes zeigte ihm, daß ihr das nicht gefiel. „O verzeihen Sie, gnädiges Fräulein," nahm er rasch das Wort. „In der Zerstreuung —" er lächelte weich, fast kindlich — „oder auch Verwirrung vergesse ich manchmal, was sich schickt. Ihr Anblick, der — verwirrte mich. Sie erinnern mich so an meine Frau."

Vor Ueberraschung ward Cornelia rot. „Sie sind verheiratet? — Das wußt' ich nicht."

„Ich sehe nicht so aus? — Doch; ich bin's. Sozusagen. Wir begegnen uns nicht, wir sind aber noch Mann und Frau." Er suchte seine Worte. „Wir leben wie im großen Ozean, das eine auf der Entwickelungsinsel, das andere auf der Entsagungsinsel."

Die Worte ergriffen sie. „Ah! auf der —"

„Sie war aber eine herrliche Frau!" unterbrach er sie; während er das junge Mädchen wie vergleichend anschaute. „Bis ein tiefgrabendes Leiden sie — — Lassen wir das jetzt. Es ist nicht die Stunde." Er betrachtete Cornelia wieder tief, und wie in Wehmut versinkend. „Wie ich aber immer wieder staunen muß: was für Aehnlichkeiten!"

Cornelia fühlte mit Beklemmung, wie das alles sie befangen machte; ablenken! dachte sie. „Bleiben Sie eine Weile hier, Herr Jakobi?" fiel ihr ein zu fragen.

„Ich hoffe," antwortete er. „Mein Leben ist ein Wirbelwind. Ich weiß nicht, wie lange bin ich hier, wie lange bin ich dort?" Er lächelte: „Mein Leben ist, wie ich selber bin. — Hier wohne ich nun bei — — Das heißt — —"

In ihren Anblick versinkend verstummte er. Warum spricht er nicht? fuhr ihr durch die heiße Stirn. Sie wollte reden und wußte nicht, was. Sie fühlte sich auf einmal gar so jung; oder so dumm. Endlich sprach er wieder: „Sie gehören gewiß a u c h zu den Menschen, die durchaus wahr sein wollen."

Cornelia suchte zu lächeln. „Sieht man mir das an?"

„Hab' ich recht oder nicht?"

„O ja!" erwiderte sie.

„Zu den Stolzen."

„Vielleicht zu sehr."

„Zu den Freien."

„Möglichst!"

„Es gibt so wenige Gesichter, die mir nicht in irgend einem Zug verraten, daß in der Seele etwas K l e i n e s steckt. Ihr Gesicht hat k e i n e n solchen Zug; ich hab' ihn ganz umsonst gesucht."

Es ward ihr wieder schwer zu lächeln, sie fühlte sich immer befangener: „Also danach s u c h e n Sie? — — Bitte, lassen wir jetzt mein Gesicht. Bei w e m wohnen Sie hier?"

„Bei dem merkwürdigen Sonderling, dem Baron Marsan —"

„In der Villa draußen!"

„Ja, in der „närrischen Villa," wie die Leute sagen. Das heißt, der Baron ist nicht hier, ich wohne da ganz allein. Wir kennen uns aus Indien . . . Ein sehr romantischer Aufenthalt! In diesem hochkultivierten Land, vor den Toren dieser akademischen, höchstgebildeten Stadt diese öde Villa, vernachlässigt, verwildert — aus Geschmack und Laune verwildert — so hab' ich das nur im Albaner-Gebirge, in Ariccia gesehen. Wie für mich —" er lächelte leidlich schlicht — „und mein „inneres Chaos" gemacht! Wildes Gestrüpp und herrliche Bäume. Ueppigstes Unkraut und Blumenpracht. Laubgänge, so verwachsen, daß sie kein Sonnenstrahl mehr durchdringt. Rasenplätze, die wie Steppen wuchern. Mitten darin ein Pavillon — auch schon halb verfallen — wie die Hütte eines alten Zauberers in einem Märchenwald; in dem hab' ich mein Quartier; hab mir's ausgebeten. Da leb' ich wie ein verwunschener Prinz! Märchenhafte Stille. Nur hoch oben in den Baumkronen säuselt's wohl. Ein Specht hämmert irgendwo; denn hinter dem Park steht gleich der Wald. In der Nacht Fledermäuse und Eulen; und jetzt auch der Mond. Der ließ mich diese Nacht nicht schlafen; ich stieg aus dem Bett — aus dem Pavillon — irrte wie ein Geist in meiner schönen Wildnis umher — magische Lichter eingestreut in die Finsternis — alles vergrößert, riesenhaft. Alles ungebändigt; und doch auch alles verklärt. Ich stand endlich still, in dieser Nachtwelt umherschauend, und sagte zu mir wie die alten Hindus: „Tat twam asi — d a s b i s t d u!"

Cornelia sah ihn schweigend an; es war ihr so wunderlich, so geträumt: als hätte seine schöne Stimme, die das alles so weich erzählte, sich mit auf sein Gesicht gelegt und es schöner gemacht. Ja, es war all-

mählich schön, edel männlich schön geworden. Was sie darin anfangs enttäuscht oder befremdet hatte, das war alles fort . . . Sie tat einen langen, tiefen Atemzug, ohne es zu wissen.

Er blieb eine Weile still. Dann fragte er mit diesem weichen Bariton: „Warum atmeten Sie eben so tief?"

„Ach — es kam nur so. — Wie Sie das geschildert haben. — Ja, das mag wohl romantisch sein."

„Besuchen Sie mich dort! mit Ihrem Vater. Wird auch Ihnen gefallen — wie ich Sie nun kenne."

„O wie gern," hauchte sie. „Gewiß!"

* * *

Lettow kam mit Wurzer aus dem Garten zurück; er blieb einige Augenblicke in der Glastür stehen. „Herr Dr. Wurzer," sagte er dann, „hatte wahrhaftig nicht zu viel versprochen. Eine Rosenpracht! Für einen deutschen Professor unglaublich; — gnädiges Fräulein entschuldigen. Und auch die Chrysanthemen — alle Achtung!"

Cornelia lächelte, aus ihrem Halbtraum in die Welt zurückgekommen: „Mein Vater hat zwei Leidenschaften: Blumen und Studenten."

Lettow lachte. Karl Jakobi lächelte nur: „Zwei sehr verschiedene Produkte der Schöpfung."

Dr. Wurzer stellte sich etwas herausfordernd vor Jakobi hin; er hatte im Garten nicht vergessen, er, der streitbare Disputierer, daß er noch etwas auszufechten hatte. „In dem Herrn Professor Herwarth," fing er an, „vereinigt sich eben alles zur schönsten Harmonie! Das war es auch, was ich vorhin sagen wollte: wahre Harmonie — wie im Herrn Professor — was soll denn der fehlen? Die Urkraft? Die Wahrheit? Die Tiefe? Sie umfaßt ja eben alles. Sie umschließt die Welt!"

Cornelia zog sich nervös gereizt zusammen; der lange Doktor stand ihr auf einmal wie ein dunkler, störender Strich in der Welt. „Um Gottes willen!" fuhr aus ihr heraus. „Sie wollen streiten. Sie bringen uns ja die D i s harmonie!"

„Durchaus nicht, Fräulein Cornelia," entgegnete Wurzer, den schon ihr merkwürdig belebtes, erglühtes Gesicht eifersüchtig machte. „Das ist nicht die Absicht. Ich lehne mich nur prinzipiell und theoretisch dagegen auf, daß man uns aus einer modernen Stimmung heraus die Unharmonischen als das Höhere und Tiefere anpreist —"

Fortsetzung im nächsten Heft

Wilhelm Conrad Gomoll:
Rainer Maria Rilke

Eine literarische Studie

Es sind zehn Jahre her, daß mir der Zufall eines Tages ein Versbuch in die Hände legte, das mich durch seine Absonderlichkeit und sein tiefes, weltabgewandtes Innenleben gefangen nahm. Es war Rainer Maria Rilkes stilles Buch: „Mir zur Feier." Mitten hinein in eine Zeit, deren dichterische Sprache salopp, unartikuliert, künstlich herabgezüchtet auf dem denkbar niedrigsten Punkt stand, sprach hier ein Dichter, dessen Worte die feinste Kultur des rhythmischen Klanges aufwiesen. Traumhaft klangen die Verse auf, und es war, als ob sie von des Dichters Rilke Kommen und Gehen sprachen, als ob sie uns seine stille Erscheinung näher bringen wollten:

„Du wacher Wald, inmitten wehen Wintern
hast du ein Frühlingsfühlen dir erkühnt,
und leise lässest du dein Silber sintern,
damit ich seh wie deine Sehnsucht grünt.

Und wie mich weiter deine Wege führen,
erkenn ich kein Wohin und kein Woher
und weiß: vor deinen Tiefen waren Türen —
und sind nicht mehr."

Nun sind inzwischen zehn Jahre in das Land gegangen. Der vordem herrschende Naturalismus ist eines schnellen Todes gestorben, und die damals verketzerte, verlachte idealistische Dichtung erblühte zu neuem Leben. Auch Rilke ist durch dieses Neuerwachen mit in die Höhe gezogen worden. Wir haben einen Weg zurückgelegt, der uns vom auf-

gelösten Versideal der naturalistischen Schule, vom Prosavers über die Versprosa Friedrich Nietzsches, über die Prosa mit strengem Rhythmus und gebundenem Silbenfall — jener Sprache voll üppigwuchernder Bildkraft — mehr oder minder wieder zu der der festgegliederten Dichtung geführt hat. Und so ist nun wieder an die Stelle der Dürre die Freude am Wohlklang, an die der scharfen, schrillen naturalistischen Extreme die mildere Art des deutschen idealistischen Empfindens getreten.

Sehnsucht kann Berge versetzen. Und so mußte es wieder dahin kommen, daß die zwei frühromantischen Lieblingsideen, die auf Shaftesbury und über diesen bis auf Plato zurückreichen: der Gedanke des harmonischen Menschen und der Gedanke des Organismus, angewandt auf Natur und Kunst — zwei Ideenkreise, die der Romantik wie dem Klassizismus in gleichem Maße gemein sind — sich zu neuer Lebenskraft innerlich aufstärkten. Man wollte aus dem zersplitterten Allzuviel, aus der unübersehbaren Menge der Kleinforschungen wieder heraus und erstrebte so die Einheitlichkeit der Weltauffassung, die eine Vertiefung der Gefühle verlangte. Ein Wort des Romantikers Novalis wurde das Leitmotiv: „Nach innen geht der geheimnisvolle Weg, in uns oder nirgends ist Ewigkeit", und was mit dem Wissen der zersplitterten Detailforschung nicht gefunden worden war . . . in mystischer Vereinigung mit dem All-Einen suchte man es von neuem zu ergründen. —

„Einheitliche, ausgeglichene Persönlichkeiten, Menschen, deren Innenleben die innere Sicherheit eines Naturprozesses an sich hat: Dies ist als das Endziel romantischer Lebenskunst gedacht." — Oskar F. Walzel charakterisierte in seinem Buch über die „Deutsche Romantik" mit diesen Worten meisterhaft den romantischen Grundbegriff. — Was sich seit dem Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts langsam bei uns vorzubereiten schien: die Wiedergeburt der romantischen Geistesrichtung, das hat sich nach den Zeiten der voraufgegangenen, energischen Abwehr heute in vollem Umfange durchgesetzt. Friedrich Nietzsche hat den Uebergang hergestellt. Nietzsche, der Romantiker, der vom vollkommenen Buch „alle Akzente der tiefen Leidenschaft" gefordert, und der „alle Probleme ins Gefühl übersetzt bis zur Passion". Friedrich Schlegel pries den freien, universellen Geist, der die Fähigkeit besitzt, daß er „sich bald philosophisch oder philologisch, kritisch oder poetisch, historisch oder rhetorisch, antik oder modern stimmen könne wie ein Instrument", und er zeichnete damit die Geistesgestaltung, die Modula-

tionsfähigkeit Nietzsches im ganzen Umfange voraus, der, wie alle romantischen Naturen, es sich nicht genug sein ließ, dem Gefühl zu leben, sondern der jedes Gefühl noch einer besonderen Analyse unterwarf. Von Friedrich Nietzsche hat die Neuromantik auch jenen krankhaften Grad einer hochgesteigerten Reizsamkeit ererbt, die zu der Sensibilität der Form führen mußte, die sich heute bei dem Dichter Rilke mehrfach in höchster Vollendung präsentierte. In welchem Maße „die Richtung" nun in den letzten zehn Jahren einen Umschwung zum romantischen Denken erlebt hat, das beweisen allein schon die vielen guten und umfassenden Neuausgaben, die die romantischen Dichter und Denker mit ihren Werken und dickbändigen Briefwechseln erlebt haben. Daneben aber sprechen die sich einstellenden Erfolge der neuromantischen Dichtung, die allgemeine Beachtung, die ihre Repräsentanten finden konnten, für die neuen Ideale — wenn man von einer so alten Sache so reden darf — die unsere Zeit erfüllen . . . .

Rainer Maria Rilke ist Neuromantiker in der ausgesprochensten Weise. Alles, was wir im Sinne der Romantik als „Naive und sentimentalische Dichtung" bezeichnen, kann auch auf Rilke eine Anwendung finden. Alle Vorzüge und alle Schwächen der Romantik, in ihm sind sie neu erstanden. Auch auf diesen Dichter könnte mit Leichtigkeit die von Hettner und Gervinus stammende Ansicht, daß die Romantiker „unfertige Nachzügler" des Sturmes und Dranges, besonders rousseauschgefärbter Gefühlsphilosophen sind — eine Ansicht, die auch heute noch sehr populär ist — Anwendung finden. Was man den Romantikern vorwarf: die „einseitige Ueberhebung des Gefühlslebens, besonders der Phantasie", „Phantomenjagd" und dergleichen mehr — Vorwürfe, die sich auf einzelne, aus dem Zusammenhang gerissene Aussprüche Friedrich Schlegels und Novalis stützen — kann auch gegen Rilke ins Feld geführt werden; denn er ist ihnen in fast allen Punkten geistig eng verwandt.

Wie bei Novalis steigt auch Rilkes Liebe erdenabgelöst bis weit über die Welt hinaus; sie strebt ins Kosmische hinein, ahnt und singt die Unendlichkeit und wird Religion. Und gleich ihm weiß Rilke um diese Wunderschätze. Aber er weiß sie mehr noch als Novalis in sich selber ruhen, und sie geben ihm die Gefühle einer wunderbaren Abgeschlossenheit gegenüber der Welt, und aus dieser Abgeschlossenheit steigen dann seine Dichtungen heraus wie seltsame Visionen, die ihn, den echt romantischen Ahner, in letzte Tiefen blicken ließen:

„Ich komme aus meinen Schwingen heim,
mit denen ich mich verlor.
Ich war Gesang und Gott, der Reim
rauscht noch in meinem Ohr.

Ich werde wieder still und schlicht,
und meine Stimme steht;
es senkte sich mein Angesicht
zu besserem Gebet.
Den andern war ich wie ein Wind,
da ich sie rüttelnd rief.
Weit war ich, wo die Engel sind,
hoch, wo das Licht in nichts zerrinnt —
Gott aber dunkelt tief."

Friedrich Schlegel floß über, wenn es sich um den Ausdruck des Gefühls handelte. „Alles ist heilig für mich", sagte er in der Lucinde, und er sprach es aus, daß er alle Religionen erneuern möchte. Auch Rilke werden alle Dinge aus innerem Trieb heraus zu Religion. Durchaus romantisch löst er das Chaos auf, das hinter den Erscheinungen Ruhende klärt sich ihm ohne Schwierigkeit, und auf diesem Wege des selbstverständlichen Aufdeutens ist es ihm nur ein Schritt weiter, um vom Gottsucher zum Todeklärer zu werden. Am Ausgang des „Buch der Bilder" findet sich das wunderbare „Schlußstück", das ich mit seiner Schlichtheit, seiner lapidaren Form und der ihm dabei eigenen Tiefe in der Anerkennung seines Wertes getrost als gleichberechtigt neben „Das trunkene Lied" Friedrich Nietzsches: „O Mensch! Gib Acht!" einreihen möchte:

„Der Tod ist groß.
Wir sind die Seinen
lachenden Mundes.
Wenn wir uns mitten im Leben meinen,
wagt er zu weinen
mitten in uns."

Es läßt sich aber die innere Verwandtschaft des alten und des neuen Romantikers noch mehr belegen. Sie stehen in starken, seelischen

Beziehungen zueinander. Frühreif, wie Novalis, ist auch Rilke vor die Welt hingetreten. Auf den Wegen dieser beiden Dichter sind weniger entwickelnde, als vertiefende Momente festzustellen. Rilke ist heute noch im Grundzug der gleiche, der aus seinen ersten Schriften zu uns sprach. Es gehen von seinen Gedichten in den Büchern „Traumgekrönt" und „Advent" schon dieselben reichen Stimmungen aus, wie sie die Dichtungen des mystischen „Stundenbuches" oder die beiden Gesänge in „Requiem" enthalten. Gedanklich wie technisch betrachtet, atmen alle seine Bücher *seinen* Geist, *seine* Art. Und diese ausgesprochene Eigenprägung, die zum Teil allein durch die eigenartigen, wunderbar klanglichen Wirkungen seiner Dichtungen hervorgerufen werden, zeigten ihn uns als Meister der *inneren* Form. Was die äußere Form allein betrachtet angeht, so steht dieser Neuromantiker damit auf einer höheren, weit mehr entwickelteren und modernen Stufe als die Romantiker selbst. So sind die Bestrebungen, unseren Sprachschatz weiter auszugestalten, auch an Rilke nicht spurlos vorübergegangen, sie fanden vielmehr in ihm einen eifrigen Sucher und Förderer, besitzt er
fanden vielmehr in ihm einen eifrigen Sucher und Förderer, besitzt er
doch die Gabe, durch neuartige Wortzusammenziehungen — man wird hier und da unwillkürlich an die Eigenheiten Detlev von Liliencrons erinnert — ebenso wie durch die dann wieder völlig naive Art seiner Sprache, den Lesenden zu überraschen. Daß er solches vollkommen bewußt tut, zeigen Verse wie diese:

„Die armen Worte, die im Alltag darben,
die unscheinbaren Worte lieb ich so.
Aus meinen Festen schenk ich ihnen Farben,
da lächeln sie und werden langsam froh.

Ihr Wesen, das sie bang in sich bezwangen,
erneut sich deutlich, daß es jeder sieht;
sie sind noch niemals im Gesang gegangen
und schauernd schreiten sie in meinem Lied."

Seine Beherrschung des Wortes — und dabei die abwechslungsreiche Verwendung der Alliterationen — ist oftmals bewundernswert. Manchmal verblüfft er geradezu durch eine Kühnheit, um dann wieder ganz durch die Schlichtheit seiner Verse zu wirken, so wenn er, wie im folgenden Gedicht, von sich selber spricht und singt:

„Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen,
die sich über die Dinge ziehn.
Ich werde den letzten vielleicht nicht vollbringen,
aber versuchen will ich ihn.

Ich kreise um Gott, um den uralten Turm,
und ich kreise jahrtausendelang;
und ich weiß noch nicht: bin ich ein Falke, ein Sturm
oder ein großer Gesang."

Wie Rilke in diesem Gedicht seinem Wesen nachzugehen versucht, so hat er es noch in vielen Fällen getan; und so geben denn seine Bücher die besten Mittel her, wenn man eine Erklärung seiner Persönlichkeit sucht. Auch seine letzte, mit mehr Realismus durchsetzte Gabe: „Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge", ist dazu angetan, uns in sein Inneres, sein kompliziertes Gefühlsleben, tiefe Einblicke tun zu lassen. Diese „Aufzeichnungen" vermitteln neben Ruhe und Stille geradezu blitzartige Erkenntnisse; ihre Worte sind seelischer Natur, alles in ihnen ist Gefühlswert, und als Werkzeuge zur Vermittlung einer äußerlichen, in Paris spielenden Handlung, kommen sie fast gar nicht in Betracht. Wie seine übrigen Novellen, müßte auch dieser „Roman" eigentlich als eine lyrische Dichtung, als „Gedicht in Prosa" aufgefaßt werden, zumal der innere Reichtum an Rhythmus und seelischem Klang das Buch zu seinen Gedichten stellt.

*

Der Dichter entstammt einem alten kärntnerischen Adelsgeschlecht, dem er sich auf das engste und treueste verknüpft fühlt. Wie Friedrich Nietzsche und Graf Gobineau führt auch er phantastisch sein Geschlecht bis in die ältesten Zeiten zurück. Hat Nietzsche, ausgehend von der Legende seiner gräflich-polnischen Herkunft, seine Vorfahren zu Priestern und Königen gemacht, erhob Gobineau seinen Stammbaum über die Nachkommen eines nordischen Piraten, selbst bis zu Odin empor, so findet sich bei Rilke ein entsprechendes Gegenstück, indem er, in seiner Novelle „Die Letzten", seine urväterliche Sippe bis auf die Gestalt des alten heidnischen Heerkönigs Malcorn verfolgt.

Wir können uns vorstellen, daß der Dichter Rilke die Worte Haralds (in „Die Letzten") eines Tages selber zu uns spräche: „Es gab ja wohl Könige in unserem Geschlecht" . . . . „Die Sage geht. In lang verlorener Zeit. Vor tausend Jahren" . . . . „Ja, wenn du unseren

Namen sagst, leise, — klingt noch der alte Name darin, dumpf, dunkel, wie die Glocke einer versunkenen Kirche" . . . Diese Worte würden sich dann nur mit anderen Stellen seiner Bücher decken, die uns gleich so den Königsgedanken vermitteln, den er für sein altes Geschlecht ganz stille hegt, sagt er doch im „Buch der Bilder", in dem Gedicht „Der Letzte":

„Da stehe ich nun in der Welt und geh
in die Welt immer tiefer hinein,
und habe mein Glück und habe mein Weh
und habe jedes allein.
Und bin doch manches Erbe.
Mit drei Zweigen hat mein Geschlecht geblüht
auf sieben Schlössern im Wald,
und wurde seines Wappens müd
und war schon viel zu alt". —

Im alten, düstern Prag am 9. Dezember 1875 geboren, mag es sein, daß die alte Königstadt mit ihren finsteren und ehrwürdig-tragischen Erinnerungen seine Phantasie schon jung beeinflußt hat. Auf eine so sensible Natur wie Rilke mag das Mystische dieser Stadt früh eine starke und bestimmende Wirkung ausgeübt haben. Dieser Mann hat sich aber seine Kinderseele bewahrt. Die „unendlichen Reichtümer der Kindheit" stehen heute noch vor ihm: „Ich beginne irgendwo hinter meinem zehnten Jahr, dort, wo ich aufgehört habe zu beten," so läßt er eine unter seinen Personen reden und gibt auch damit empfindungsgetreu sein eigenes Bild, sagt, daß ihm die Keime zu alledem, was vielleicht noch einmal aus ihm werden sollte, aus jenen Zeiten stammen. Eine sanfte, kindmäßige Weichheit, die allen seinen Werken gemeinsam innewohnt, findet so ihre Erklärung. Sie bildet einen Hauptteil des Grundzuges im Wesen dieses Dichters, sie überflutet jedes Wort, jeden Vers seiner Gedichte, jeden Satz seiner Prosa, sie umrankt seine Gedanken. Alles überzieht sie mit ihrem fast unsagbar feinen Glanz, auf dem wieder Abertausend feinste Reize irrisieren — Reize, die eigentlich bisher nur aus weiblichen Seelen geboren wurden.

Aber auch für diese Eigenart Rilkes lassen sich leicht Erklärungen finden; denn in ihm ist eine Fülle von heimlichster Sehnsucht nach Glück, eine hohe Freudigkeit am Werden der Dinge zusammengetragen, zu der sich tiefgewurzelte Reinheit und Keuschheit stellt. Und so ver-

stehen wir das Wort in den „Zwei Prager Geschichten": „Ueberhaupt, wem die Mutter nicht den Weg in die Welt gewiesen hat, der sucht und sucht und kann keine Türe finden." Und wir fühlen mit ihm in seiner ihm ganz eigenen Frömmigkeit, die hinter den Dingen von ihren Seelen weiß und die ihn zu einem selten zarten Enträtseler der Frauen- und Mädchenseele werden läßt:

„Mädchen, Dichter sind, die von euch lernen,
das zu sagen, was ihr einsam seid,
wie die Abende an großen Sternen,
sich gewöhnen an die Ewigkeit."

Und indem Rilke immer wieder sich bemüht, in die Seele des Weibes einzudringen, indem er sucht, ihre „müden Mädchenleiden" zu verstehen, werden sie von ihm in ihrer sehnenden Jungfrauenhaftigkeit, mit der höchsten seelischen Steigerung seines eigenen, reinen Empfindens, emporgehoben. Und sie werden nun über den Zustand von Fleisch und Blut hinaus, ganz zu Madonnen, die Gebetworte zum Vorbild ihrer Jungfräulichkeit senden, zur Gottesmutter Maria. Bittend-bekennende Wunscheswörte, die tiefgegründete Sehnsucht nach der das weibliche Leben erfüllenden Mutterschaft, legt ihnen der Dichter in den Mund, die wiederum so natürlich und irdisch sind, wie es Worte und Dinge nur irgend sein können, indem er sie sprechen läßt:

„O laß mein Leid von deinem Leide,
o laß uns beide
wund von demselben Wunder sein."

Und wie durch diese schlichten Verse, so gehen durch Rilkes ganze Dichtung die großen „Wellen der Ewigkeit". In ihr ist ganz der Inhalt und Gefühlsreichtum eines stillen Lebens, das mit wunderbarer Sprachgewalt sein köstliches Innere auszuströmen vermag. Wenn gleich seinen Gedichten häufig die äußerlich strenge Form fehlt, so bezwingen sie darum doch mit ihren inneren Melodien, mit dem Rhythmus ihrer oft unvergleichbar schönen Sprache und bringen mit seiner herben, schicksalergebenen Gedankenschwere, den Lesenden in ihren Bann. Rilke hat von Rodin, in einem Buch, das er über den großen Plastiker geschrieben hat, gesagt: „Er hat mich alles gelehrt, was ich vorher noch nicht wußte, und alles, was ich wußte, hat er mir geöffnet durch sein stilles, in unendlicher Tiefe vor sich gehendes Dasein, durch seine sichere, d u r ch

nichts erschüttterte Einsamkeit, durch sein großes Versammeltsein um sich selbst und sein wachsendes Altern, in dem alle Dinge zusammengeschlossen sind." Rodins Um-sich-Versammeltsein ist dem Dichter zum Vorbild geworden. Wie Rodin danach strebte, ein Meister in der Naturbeseelung zu werden, so tat es auch Rilke. Die Stille, die Nacht, die Einsamkeit lassen die Schwingen seiner Seele aufleben und emporsteigen, und sein kosmisches Empfinden steigert sich dabei mit kühnem Schwung bis ins Grandiose, bis ins Mystische, bis zum sakrosankten Gesang.

Von Rilkes Schriften sind neben den genannten noch zu erwähnen: „Die neuen Gedichte" (zwei Teile), die „Geschichten vom lieben Gott", „Die Weise von Liebe und Tod des jungen Cornets Christoph Rilke", sowie ein vortreffliches Buch über die Worpsweder Maler. Von Einflüssen, denen der Dichter sich ausgesetzt hat, treten mit besonderen Anklängen hervor: Nietzsche mit seinen Einsamkeitsgedanken, Novalis' Liebe für die Nacht — die Rilke noch betonter bringt — Lenaus und Chopins slawische Schwermut, Maeterlincks Symbolismus und Mystizismus — der ihn sogar bis zu Unklarheiten verleitet — und Verlain, dem er es gleichtut, indem auch er wie der französische Dichter „Musik, Musik vor allen Dingen" verlangt.

Als ein überaus zart besaiteter Künstler, wenn nicht als der überhaupt zartbesaitetste, steht Rilke in unseren Tagen. Seine Weichheit birgt aber manche Gefahr für kritiklos empfangende, empfindliche Gemüter, die ihn leicht zu stark betont in sich aufnehmen, um dann durch ihn haltlos zu werden, zu entwurzeln. Das ist seine Schattenseite gegenüber dem reinen Licht, das er denjenigen bietet, die sich an der Seelenhaftigkeit seiner Dichtungen, an ihrer inneren Schönheit und ihrem Reichtum zu erfreuen vermögen. Rilkes leidende Weichheit, das Mittel, durch das er wirkt, ist damit aber auch seine Schwäche, vor der gewarnt werden muß. Der Eindruck müden Dahinwelkens, den er oftmals heraufbeschwört, sein allzu erdenabgelöstes Schweben auf seligen Gefühlsinseln, zeigt ihn auch hier als einen Nachfolger der Romantiker, als einen Nachfolger Novalis und Friedrich Schlegels im ganz besonderen.

„Was hätte aus uns allen werden können und was ist aus uns geworden," so soll Clemens Brentano klagevoll auf dem Sterbebett gesprochen haben. . . . Rufen wir uns das ins Gedächtnis! Und vergessen wir weiter auch nicht, daß sich Goethe von diesen Romantikern

abkehrte, da er ihren allzu starken Gefühlsschwärmereien nicht folgen konnte. Goethe, der seinem Wesen nach selbst Romantiker war, dem es vorbehalten gewesen ist, durch seine unvergleichliche Faustdichtung die Romantik abzuschließen und zu krönen. Was Goethe damals an den Vertretern der Romantik vermißte, war die innere Kraft. Er verlangte sie neben dem Gefühl so, wie er sie selbst besessen hat — und dieselbe Kraft ist es, die wir auch heutigen Tages noch gebrauchen können. Sollte Rilke diese ihm fehlende, das Leben festigende Kraft — die stets der stärkste Inhalt einer Literatur sein wird — noch in sich entdecken und uns durch seine noch zu erwartenden Dichtungen vermitteln, so wäre er berufen, noch wertvolleres geben zu können, als es ihm bisher, durch sein ganz nach der Romantik hinüberreichendes Wesen, möglich war. Und diese Verquickung romantischer Innerlichkeit mit der dem modernen Leben notwendigen Kraftfülle würde gleichzeitig die Krönung des Neuromantizismus darstellen.

Allein mit Dir

Der Wald schaut mit verträumten Wipfeln
Auf uns in abendlicher Pracht,
Dann webt um uns mit lieben Händen
Den Schleier die verschwiegne Nacht.

Und stumm in seligem Entzücken
Genießen wir ein heimlich Glück,
In Liebe finden sich die Herzen,
Es kehrt die Rosenzeit zurück.

Du blickst mich an mit heißen Augen,
Und küßt mich leise wie im Traum,
Mir ists, als ob herniederschwebte
Die Gottheit von dem Sternenraum.

Josef Karl Ratislav (Wien.)

Dr. Max Goldstaub:
Aus der Tiermythologie der Griechen
Der Schwan und sein Gesang

II.

Irgendwelche Beziehung zu Apollo oder seinem Kultus liegt weiter auch stets da zugrunde, wo der Name des Schwanes, Kyknos, an Gestalten des griechischen Mythus oder der alten Heldensage haftet. Von zwei solchen Unholden wird uns erzählt, die nicht bloß gleichen Namens, sondern auch desselben Wesens sind: den einen erschlägt der tapferste Griechenheld des trojanischen Cyklus, Achill, den andern der dorische Nationalheld Herakles. Vielleicht ist die eine Sage nur eine Umbildung der früheren. In beiden nämlich ist der gemeinsame Kern feindliches Verhalten des bösen und räuberischen Königs Kyknos gegen Apoll oder seine frommen Verehrer und das Strafgericht an Frevler. So manifestiert sich in Kyknos' Untergang des Gottes Triumph, dem auch durch die Verwandlung des Ueberwundenen in die Gestalt des gottgeweihten Vogels ein bleibendes Zeichen gesetzt ward. Der Dämon, vielleicht ein solcher der tosenden Brandung, erliegt dem leuchtenden Ueberwinder finsterer Gebräuche, dem Gotte des siegreich eindringenden Stammes, dem er weicht, indem er in ihn übergeht, ein Schwan in den andern.

Andrer Art ist jener Kyknos, für dessen Freundschaft mit Phaëthon die ergreifende Sage so gemütvolle Züge gedichtet hat. Zeus macht dem verwegenen Unterfangen Phaëthons, die Sonnenrosse zu lenken, ein jähes Ende mit vernichtendem Blitzstrahl. Zerschmettert sinkt der jugendliche Sohn des Sonnengottes in den Eridanos-Strom. Mit den untröstlichen Schwestern aber trauert dort verzweiflungsvoll Kyknos, der Freund und Verwandte des Unglücklichen, bis Apoll jene in tränenschwere Pappeln, diesen in einen laut klagenden Schwan verwandelt, dem er gleichnamig ist. Auch ist dieses Vogels Heimat nicht fern dem Ort der Metamorphose. Denn der Eridanos, wo Phaëton endet, und

Kyknos, der „laut Klagende“, der König des danach heißenden „Ligyer“-Volkes, zum Schwane wird, trägt seine Wogen in den nordwestlichen Okeanos. Und an diesen grenzend liegt hoch im Norden jenes mythische Sonnenland, wo die Hyperboreer heiligem Dienste, vor allem Apolls, leben, und der Schwan, der den Gott zu ihnen bringt, zu Hause ist. So hat die Verwandlung gerade in den Schwan ihre besondere Bewandtnis und innere Begründung; die eigentliche Bedeutung aber gibt ihr das Verhältnis des Vogels zu Apoll. Wenn dieser den Jüngling, in dessen Klage sein eigner Schmerz um Phaëtons unheilvolles Ende mitklingt, mitleidig zum Schwane macht, so ist das wie göttliche Verklärung. Später hat übrigens der Gott auch ihn unter die Sternbilder des Himmels versetzt, wie Zeus das Abbild dessen, der die Leda befruchtet hat.

Licht und Heil und fleckenlose Reinheit, die sich im Schwan, der Natur seines göttlichen Urbilds getreu, verkörpern, blieben auch seine symbolischen Züge, als geflissentlich die mythologischen Gebilde des Sonnenhaften und Reinen ihre christliche Umwertung erfuhren. Zwar hat die neue Sonne, des Christentums Heiland selber, wenn überhaupt, dann anscheinend weniger früh und gründlich als sonst, aus dem Schwan den griechischen Gott verdrängt. Dafür aber wird in den Zeiten, als der Kultus der heiligen Jungfrau seinen Höhepunkt erreicht hat, ein Symbol der Himmelskönigin aus dem Vogel, der ehedem außer Zeus und Apollo auch Aphrodite versinnbildlicht hatte. Eine Marienkirche an der Mosel, die den Namen des Schwans trägt, gibt Zeugnis davon, und desgleichen der Schwanenorden, den Kurfürst Friedrich II. von Brandenburg ins Leben rief, und König Friedrich Wilhelm IV. neu erstehen ließ. Und wenn Lohengrin, der Ritter des heiligen Gral, im Nachen, den der Schwan an goldner Kette zieht, als Retter in schwerer Bedrängnis wie ein Gotteswunder naht, so leuchtet unter der christlichen Hülle viel germanisches Heidentum hervor, und ein Widerschein ist vielleicht außerdem dabei von jenem Schwanengespann, das den Apoll durch die Lüfte zu und von den Hyperboreern getragen.

Doch nicht allein das Licht bringt Apollo mit dem sonnigen Glanz seiner erhabenen Erscheinung. Von ihm strömt auch das freudighelle Singen und Klingen aus, das die Macht finsterer Dämonen bricht in der Welt wie in der Menschenseele. Und wie denn kein anderes der heiligen Tiere Apollos so eng mit seinem gesamten Wesen, sei es von Anfang an, sei es erst allmählich, verwachsen ist, — auch mit dem musischen Gott, ja mit diesem ganz besonders, steht der Schwan in Be-

ziehung. Diesem Apollo aber, dem Musageten, dankt der Vogel nicht zum wenigsten seinen unsterblichen Ruhm und seine Verklärung, die griechische Dichter nicht müde wurden, mit frischen Kränzen zu erneuern. Und ist in seiner höchsten Idealisierung der goldgelockte, sieghaft schöne Gott, wie er die Kithar mit enthusiastischer Verzückung erhebt, selbst spezifisch hellenischen Geistes, so ist es nicht minder sein anmutiges Abbild in der aufs höchste gesteigerten Verherrlichung. Musikliebend zwar ist auch der dem Apollo heilige Delphin, und die allbekannte Sage erzählt, wie Arions Lied einen solchen herbeilockt, der sein Leben aus Räuberhand rettet. Aber eigenste Natur ist das Singen unvergleichlich mehr beim Schwan, dessen Name es auch besagt in der Sprache der Griechen wie andrer Völker. Ihm schenkte der Gott die köstliche Gabe vor allen andern Vögeln, auf daß er ihm hell entgegenjuble, wenn majestätisch am Firmament das Licht der Sonne erglänzt. Deren belebende und befreiende Macht erfüllt gerade des Morgens in ähnlicher Stärke alle Geschöpfe der Natur. Hoch steigt die Lerche in die klare Luft und singt dazu, wir sagen, sie verkünde den jungen Tag. Es ist ein Niederschlag davon, wenn in den Mythen mancher Völker die heiligen Vögel des Lichts singend den Sonnengott begrüßen, der siegreich die Finsternis überwindet. Sobald vom Morgenrot umflossen, die Sonne aufleuchtet, läßt der ägyptische Wundervogel, der Phönix, seinen Gesang hören, und entzückt lauscht Ra selber, der Sonnengott. So preist auch der Schwan den griechischen Apoll in der Frühe durch sein helles Lied, wie es bei Euripides im „Phaëthon" heißt. Und der Dichter mag das Motiv aus volkstümlicher Vorstellung geschöpft haben. Poetische Fiktion aber gestaltet es mit weiteren Zügen aus nach dem Vorbilde dichterischen Schaffens. In Hymnen und Päanen huldigt der Vogel seinem Gotte, dem er sie an geheiligter Kultstätte abgelernt hat. Denn in Delos wie in Delphi, das Apoll einst nach alter Tradition als Kitharöde feierlich begrüßt hat, oder droben im Norden bei den Hyperboreern tönen die Lieder des Gottes selbst zur Kithar oder Phorminx. Und ihr Echo hallt wieder, wo man Apoll vor allen andern Göttern verehrt, an den Ufern der schwanenreichen Ströme Lydiens wie am Xanthos in Lykien, am Peneios in Thessalien wie am thrakischen Hebros oder am Strymon-Flusse.

In berühmten Versen seiner „Vögel" hat Aristophanes die Wirkung des Schwanenliedes auf Erden wie droben bei den Olympiern klangvoll besungen. Vielleicht hat manch einer seiner athenischen Zuschauer in

der grandiosen Steigerung des Bildes eine parodistische Absicht zu erkennen geglaubt und fein belächelt; aber auch der wird die hohe Schönheit der Verse zu genießen kaum darüber vergessen haben. Zu Ehren ihres Gottes jubeln, so malt der Dichter aus, die Schwäne am Hebros, daß es bis zum Aether schallt; alles schweigt in der Natur, der ganze Olymp aber erdröhnt davon, und mit Jauchzen stimmen in den Hymnus die Charitinnen ein und die Musen. Also besingt den Gott der Schwan früh und spät, hell in der Freudigkeit der Jugend, tiefer und ergreifender im Alter. Denn sein ganzes Leben ist dem Kultus Apolls und der Musen geweiht, wie Euripides in poetischer Absicht speziell von den hochheiligen Schwänen des delischen Sees sagt. Und so viel Freude und Wohlgefallen hat der Gott daran, daß er selbst in das Lied des Schwans mit klingendem Saitenspiel einfällt, als wäre es der Musen Gesang im lauschigen Hain am Helikon oder bei den olympischen Götterfesten.

Das schöne Bild dieses Zusammenwirkens hat sich, ein wenig verblaßt, bis tief in das Mittelalter hinein erhalten. Noch späte Tierbücher erzählen, daß im Hyperboreerlande die Schwäne das Spiel der Kitharöden mit ihrem Gesange harmonisch begleiten. Und die Erinnerung an den Gott, dem zu Ehren einst die Hymnen erschollen sind, klingt deutlich genug nach.

Aber der Schwan bedarf nicht der Leier Apolls. Die Begleitakkorde seiner Melodien tönen aus seinen eignen Schwingen, wenn beim Flug durch die Luft oder beim Dahingleiten über das Wasser sanfter Wind sie schwellt: einer Aeolsharfe gleich, bald leis ersterbend, bald in hellerem Getön. Denn nur der mildeste aller Winde, der Zephyr, entlockt seinen Fittichen diese Musik, wie seiner Kehle das Lied. So heißt es, und die Sage mag ein Ueberrest aus alten mythischen Beziehungen des Schwans zu Gottheiten des Meeres und Dämonen von Wind und Wetter sein. Doch ward das einmal vergessen, und nicht anders als im eigentlichen Lied des Schwans prägt sich dann auch in der klangvollen Flügelmusik eine Beziehung zu dem Gotte aus, der die Kithar spielt.

Und in dasselbe Bereich führt noch ein letztes Detail, wodurch das mythisch-poetische Bild Vollständigkeit erhält. Wie ein einheitlicher Chor nämlich singen die in Scharen versammelten Schwäne, und zuweilen klingts wie Wettgesang oder wie ein geteilter Chor in Hall und Widerhall. Aus naturgeschichtlicher Schriftstellerei zwar erfahren wir den Zug, und gewiß ist er hier in seiner einfachsten Form der Natur abgelauscht. Aber seit alter Zeit geben dem apollinischen Kult einen

besonderen Pomp die Chöre; so mochte leicht in Anlehnung daran der gemeinschaftliche Gesang der Schwäne die Weihe eines Mythus empfangen.

Jedenfalls ist der Vogel das getreue Abbild des göttlichen Musageten selbst, wie ihn griechische Phantasie sich ausgemalt. Und von beiden, vom Gotte wie von seinem Diener, empfangen die heiligen Weisen und die Kunst insbesondere des Saitenspiels begnadete Dichter, in deren Seelen apollinischer Enthusiasmus glüht. Ein Sänger grauer Vorzeit aus Lykien, dem schwanreichen Sonnenlande, sang nach alter Sage auf Delos die ersten Hymnen. An den Festen Apolls, zumal an den pythischen Wettkämpfen in der musischen Kunst, ringen mit Gesängen solcher Art die gefeiertsten der hellenischen Dichter um den schlichten Kranz aus geweihtem Lorbeer. Des Gottes Geburt, sein Erscheinen und Entschwinden, sein Saitenspiel zum Gesang der Musen, seine Taten endlich und seine Wunder: das ist der nach altem Brauch festgehaltene Stoff, wovon sie bei entsprechendem Anlaß unaufhörlich singen und sagen.

Einförmig zwar war der Text; anders duldete es nicht der geheiligte Stil. Aber er war durchaus der Musik untergeordnet, und die mag wenigstens für neue Klangwirkung gesorgt haben. Um so leichter konnte freilich die Monotonie des Schwanenlieds, in das nur der begleitende Flügelschlag Abwechselung trug, an das hehre Urbild gemahnen. Drum stellt seinen eignen Lobgesang auf Apoll ein homerischer Rhapsode dem des Schwans gegenüber und ist sich bewußt, dem Gott damit wohlgefällig zu sein und sich selbst zu ehren. Und außer ihm haben griechische Dichter alter Zeit bis auf späte Epigrammatiker nicht aufgehört, sich und ihr von Apoll inspiriertes Lied mit dem Schwane zu vergleichen oder andern diesen ehrenvollen Namen zu geben. Trivial ist es trotzdem nicht leicht geworden, das hinderte die Heiligkeit des Vogels, wo nicht zugleich die Kunst des Dichters. Mit einer gewissen Vorliebe macht der pathetische Euripides von dem Vergleich des greisen Chors mit dem altersgrauen Schwan Gebrauch und erzielt durch feine Nüancierung besondere Effekte.

Zuweilen in der langen Reihe wird noch die alte mythische Vorstellung wach durch das poetische Gleichnis. Daß jene aber allmählich verblaßte und verblassen mußte, ist die natürliche Entwickelung; der häufige Gebrauch macht aus solchen Bildern schließlich Formeln, erstarrte Gleichnisse. Die sind der bleibende Gewinn für die Sprache der

Dichter, auch des Volkes, nachdem die schöpferische Kraft im religiösen Volksbewußtsein erloschen.

Lange sind tot die Götter Griechenlands, auch Phoebus Apollo. Verödet ist der Olymp wie der Helikon, und Friedhofsstille lastet über den Hainen, wo der Gott den Reigen der Musen eröffnet und zu ihren Gesängen die Saiten seiner Leier gerührt. Aber so lange der Menschheit Lust und Leid sich zu Worten und Tönen formt in der Seele eines Poeten und Sängers, wird Schwanenlied nicht verhallen. Das überlebt den Gott, dem es seine Ehren schuldet.

Denn den Klang, der aus des Vogels Kehle dringt, hätte um seiner selbstwillen das Lieblingsvolk der Musen kaum so unvergleichlich erhöht. Ein homerisches Gleichnis veranschaulicht das Getöse der zur Heeresschau und Feldschlacht sich versammelnden Griechenvölker mit dem Flügelrauschen und Getön vom Flug sich niederlassender Vogelscharen. Da stellt der Dichter Gänse, Kraniche und „das Volk langhalsiger Schwäne" nebeneinander und malt getreu nach der Natur den Ruf der Schwäne. An den geweihten Sänger Apolls denkt dieser Dichter der Ilias dabei nicht, und das ist ein guter Beweis seiner Unbefangenheit. Späteren aber ist diese dem Schwane gegenüber meist verloren gegangen. Ein alexandrinischer und der gefeiertste römische Epiker haben beide das homerische Bild mit Beschränkung auf den Schwan benutzt, und dabei wird dieser für beide unwillkürlich der liedersingende Vogel. Obgleich wenigstens Vergil anderwärts doch auch naturalistisch von den kreischenden Schwänen spricht, die er wohl selbst oft genug gehört hat. Aber der Diener Apolls und der Musen hat eben keine andern als melodische Weisen, und wohllautende Lieder dringen aus seiner Kehle, ganz unabhängig von aller Erfahrung.

Wir im mittleren Deutschland kennen nur ein rauhes, heiseres Geschrei des Schwans. Hören wir dann bei Griechen und Römern vom Wohlklang des Schwanengesangs, schütteln wir wohl verwundert den Kopf über die Mär und den seltsamen musikalischen Geschmack. Schon Lukian, der die Phaëthon-Sage ironisiert, erzählt, wie Schiffer auf dem Po sich über den Schwanengesang lustig gemacht hätten. Und der Spötter war weder der erste, der sich dazu skeptisch verhielt, noch ist er der letzte geblieben. Johann Heinrich Voß, der bekannte Idyllendichter und berühmte Verdeutscher des Homer, überbietet noch den Lukian und seine Kritik, um damit das Schwanenlied als mythologisch-poetische Erfindung zu erweisen. Aber die naturgeschichtliche Seite, die davon getrennt wer-

den muß, hat er dabei eher verdunkelt als aufgehellt. Auch noch Karl Müllenhoff, der hochgelehrte Germanist, erzählt am Beginn seiner „Deutschen Altertumskunde", wie sehr es ihn überrascht habe, in Klaus Groths „Quickborn" vom Gesang der Schwäne an unserer Nordseeküste als von etwas ganz Bekanntem zu lesen.

Jetzt freilich kann man sich über den naturgeschichtlichen Sachverhalt bequem genug aus jedem Handbuch Belehrung holen. Da wird festgestellt, daß außer unserem stummen ein stimmbegabter Schwan existiert, der den Griechen mindestens als Zugvogel aus dem Norden, stellenweise wohl auch als Standvogel, bekannt gewesen ist. Wie Posaunen, so wird weiter berichtet, klingen die Töne, die er meist im Fluge hervorbringt, und von der Ferne sollen sie wie verhallende Glocken sich anhören. Jeder, der sie vernahm, schildert die ergreifende Wirkung; der Zauber der Landschaft und der tiefen Einsamkeit nordischer Nächte tut indes sicher das seinige dazu. Modulierend freilich singt kein Schwan; — die Lieder, die griechische Phantasie erträumt, liegen jenseits positiver Wirklichkeit, weil sie des Gottes sind.

Unvergleichlich tönen sie deshalb, ob der Schwan jubelt oder klagt, die ergreifendsten aber stimmt er an, ein ergrauter Sänger, wenn ihm die Stunde des Todes naht. Ein unaufhörlich Singen war sein Leben, so kann der geweihte Sänger Apolls nicht anders daraus scheiden als mit einem letzten Lied. Und daß er sein Ende prophetisch ahnt, gab ihm wiederum der Gott, der das Zukünftige weiß und seinen Dienern enthüllt. Aeschylos im „Agamemnon" spielt darauf an in einem kurzen, aber vielsagenden Bilde. Ihr Rachewerk am Gatten und an Kassandra kündet Klytämnestra dem Chor: „Da liegt er ja, und sie, nachdem als Schwanensang sie ihren letzten Todesschrei getan, liegt dort bei ihrem Buhlen". Es ist, als wenn der erbarmungslose Hohn sich unbewußt mildern wollte durch das Gleichnis von dem in Wohllaut sterbenden Schwan. Beide, Kassandra wie der Schwan, ihres Gottes voll, hauchen ihre letzten Seufzer aus in einem sanften Abschiedslied. Und Kassandra, Apollos Seherin, kannte ihr Geschick; sie hat es, ehe sie über die Schwelle des fluchbeladenen Atridenhauses schritt, dem Chor enthüllt. Dieselbe geheimnisvolle Kraft aber hat der Schwan, denn er ist gleichfalls des Gottes Prophet.

Griechischer Geist hat auch diesen mythischen Zug der Schwanennatur feinsinnig ausgemalt. Fühlt der Schwan, so erfahren wir, daß seine Zeit gekommen, dann flüchtet er nach echter Prophetenart in tiefe

Einsamkeit, um seinen letzten Sang nicht zu profanieren. Dort, weltabgeschieden und allein mit seinem Gott, singt er, und seine Fittiche rauschen dazu in wunderbarer Harmonie. So singt auch dem Sonnengotte ein Lied der heilige Phoenix, wenn er in Flammen sich verzehrt. Und dieser Parallelismus ist auch alten Schriftstellern nicht verborgen geblieben. Vom Schwan aber ist es immer und immer durch Griechen und Römer wiederholt worden. Es ist sein höchstes und schönstes Lied, oder sein einziges, wie eine geläufige Version des alten Mythus will. Meist deutet man es als Klage; denn so fühlt ja der Mensch in jener bangen Stunde, da sein Los sich erfüllt. Ganz natürlich, daß es der Glaube des Volkes gewesen ist. Zwar stand er im Widerspruch mit einer heiligen Satzung der apollinischen Religion. Fromme Scheu verbot nämlich, mit Klagen dem Erlöser aus allem Uebel sich zu nahen. Deshalb unterbricht der aeschyleische Chor warnend Kassandras Wehruf an Apoll. Aber dennoch klagt sie, obgleich des Gottes Seherin, doch nur ein unglückselig Menschenkind in seiner höchsten Not. Und also mengt sich ein wehmutsvoller Ton auch in das Sterbelied des Schwans.

Aber einer kam, der brachte den Menschen bessere Erkenntnis auch hierin. Er verstand mehr, als die vor ihm, vom Leben und von dem, was danach kommt. Auch in des Gottes geheimnisvolles Wesen und den Sinn seiner Weisheits- und Heilslehre war er tiefer als irgend ein andrer gedrungen. Sein Leben hatte am nämlichen Tage begonnen, wie nach dem heiligen Kalender der Athener das des delphischen Gottes, der seine schützende und segnende Hand über ihn gebreitet hielt. Und ein Schwan des Gottes schien er selber seinen Mitlebenden. Von einem seltsamen Traum wußte sein Lehrer Sokrates, den sie zu Delphi den Weisesten aller Menschen nannten, zu erzählen: wie ihm vom Altar in der Akademie ein junger Schwan in den Schoß geflogen sei, um sich dann mit bezauberndem Gesange gen Himmel zu erheben. Der junge Schwan war Platon.

Den selber der Gott einem Träumenden in Schwanengestalt zeigte, war nicht vermessen, wenn er vom Schwanenlied richtigere Kunde zu besitzen meinte als die Allzuvielen. Im „Phaedon" legt er sie dem leidenschaftlich geliebten Meister in den Mund. Zum letzten Mal philosophiert Sokrates mit seinen Getreuen, und wie er da unerschütterlichen Mutes den Tod als Erlöser rühmt, steht er vor uns in seiner höchsten Glorie. Die Unsterblichkeit der Seele, zum ersten Mal wissenschaftlich begründet, ist sein Schwanengesang. Der strömt ihm vom Herzen mit der jubelnden Zuversicht, daß sich seine Prophezeiung nun an ihm er-

füllen soll, sobald er sich mit seinem Gott vereinigt haben wird. Wie wenn die Sonne zur Rüste geht und noch im Scheiden eine solche Fülle goldigen Lichtes ausstrahlt, daß es die Nebel zerteilt im tiefsten Grund und in schwindelnder Höhe. Es ist eine Szene von unbeschreiblicher Schönheit und Tiefe, denn über all die Erschütterung, die jedes fühlende Herz empfinden muß, hat der Dichtergenius des göttlichen Philosophen einen verklärenden Schimmer zu breiten verstanden. Bang ist die Rede der Jünger verstummt; was sie noch an Bedenken auf dem Herzen haben, wagen sie nicht vorzubringen, um den Meister nicht an das bevorstehende Ende zu erinnern. Da beginnt Sokrates selber mit sanftem Lächeln zu reden. Und sein letztes Vermächtnis gleichsam leitet er mit dem mythischen Bilde vom Lied der sterbenden Schwäne ein. Nie ist ein feineres, nie eines an passenderer Stelle und mit größerer Wirkung angebracht worden. Man meint, wie fernes Glockengeläut das Singen der Schwäne zu vernehmen, die mit hellem Flügelschlag ihren letzten Atem aushauchen. Aber, so deutet der Philosoph, nicht schmerzliche Klage weckt ihren letzten und schönsten Sang, sondern die Freude, daß sie zu ihrem Gotte eingehen dürfen, dessen geweihte Sänger sie im Leben waren, und dessen Propheten sie in letzter Stunde werden. „Und da sie", sagt er, „das Glück, das ihrer im Hades wartet, voraus erkennen, so singen sie und sind fröhlich an jenem Tage, ungleich mehr als je zuvor. Ich halte aber auch mich dafür, ein Genoß' der Schwäne zu sein und demselben Gotte heilig, und nicht schlechter als sie die Gabe des Wahrsagens zu haben von meinem Gebieter, also auch nicht unmutiger als sie aus dem Leben zu scheiden." — — Ein Lied auf Apollo hat Sokrates, so läßt ihn Platon in demselben Dialog zu Anfang erzählen, infolge eines Traumes gedichtet. Im Geist vernimmt man hier einen Widerhall seiner Dichtung.

Das Todeslied des Schwanes, ein freudiger Hymnus auf Apoll, seinen Gott und Gebieter, dem er alle Tage seines Lebens gehuldigt: Die Vorstellung ist des Platon würdig und des von ihm gepriesenen Märtyrers. Freilich ist das keine Weisheit für all und jeden; deshalb konnte sie die andere nie verdrängen. Man scheidet nicht leicht ohne Klage von der schönen, freundlichen Gewohnheit des Daseins. Doch Hochgesinnte hat diese Auffassung stets mit mächtiger Gewalt ergriffen. Und das Schwanenlied hat sie mehr geheiligt als alles, was sonst zu seinem Ruhme ist gedichtet worden.

Aber ob es ein Klagen war, ob ein Frohlocken — prophetischer

Art war es jedenfalls, und so resultiert auch dies aus einer weiteren Verschmelzung des Schwanes mit Apoll, dessen Inkarnation er darstellt. Nur ist diese Gabe des Vogels nicht ausschließlich griechischer Mythus; eine bedeutsamere Rolle sogar spielt sie in der altgermanisch-nordischen Sage. Da ist sie den Vögeln überhaupt eigen, besonders aber jenen tief geheimnisvollen Gewalten verliehen, die in Schwanengestalt die Zukunft künden. Im Urdharbrunnen, an der die Welt umspannenden Esche Yggdrasil, schwimmen zwei Schwäne umher; dort weben die drei düsteren Nornen der Menschen Schicksale. Und schicksalverkündend und -vollendend wie diese, sind die Walküren, lichte Gestalten zwar, wie der als Wolkenvogel gedachte Schwan, dessen Namen und Gestalt diese Jungfrauen tragen, und dennoch verstrickt in Kampf und Tod. In Schwanenhemden gehüllt oder ganz in Schwäne verwandelt, schweben sie auf Wolkenrossen über das Schlachtfeld hin, die Totenwahl abzuhalten unter den gefallenen Helden, die sie nach Walhall zu Odhin führen. Und wenn sie auf wiehernden Rossen oder im Wogengebraus Lebenden künftiges Geschick enthüllen, dann ist es Untergang und Verderben.

So ist Schwanensang auch hier Todessang, und die Weisen des Vogels sind klagend, wie sein Sterbelied in der Auffassung des griechischen Volkes. Dem galt immer der hohe Norden, das Hyperboreerland, als die Heimat des Schwans. Vielleicht haben manchmal griechische Handelsleute, die den Bernstein aus dem Norden holten, auch einige verschwommene Kunde von einheimischer Sage über den Schwan mitgebracht. Aber griechischen Geistes sind die mythisch-poetischen Züge, die anmutige Phantasie über den Vogel Apolls ersonnen und gebildet hat. Das lebt bis in alle Ewigkeit. Schwanensang, schon bei den Griechen sprichwörtlich, hat bis auf unsere Tage seinen tiefen Klang behalten. Vergeblich hat man ihn schon in alter Zeit angezweifelt und bespöttelt, wie überhaupt das Schwanenlied. In gewissem Sinne sogar ohne Grund. Denn wie die Naturkundigen lehren konnten, daß wenigstens die wohllautenden Töne des Singschwans keine leere Erfindung sind, so wissen sie auch zu berichten, daß das letzte Röcheln eines tödlich verwundeten, oder das Klagen des mit dem Hungertode ringenden Schwans wie tönendes Seufzen, und ihr aus einsam düsterer Umgebung schallender Gesang wie eine Unheilsprophezeiung klingt. Aber das alles sind freilich keine Lieder, und jenes schönste von allen, das der sterbende Schwan singen soll, hat nie eines Menschen Ohr vernommen.

C. Lund (Hamburg):
Hamburger Werft- und Dockbetriebe

Der Schiffbau zählt zu den ältesten Industriezweigen Hamburgs, doch sind die zurzeit bestehenden Werften durchweg erst nach jener Periode nationalen Aufschwunges, die mit der Gründung des Deutschen Reiches verknüpft war, und zu einer ungeahnten Entfaltung des Handels und der Industrie führte, ins Leben gerufen worden. Eine Ausnahme macht nur die Reiherstieg Schiffswerft und Maschinenfabrik. Sie wurde bereits 1849 von der Firma Joh. Cesar Godeffroy & Sohn gegründet, im Jahre 1881 aber in ein Aktienunternehmen mit einem Kapital von 2½ Millionen Mark umgewandelt. Ihren Namen hat diese auf den Inseln Grasbrook und Steinwärder belegene Werft von dem „Reiherstieg", einem Verbindungsarm der Süder- und Norderelbe, welcher das 4,15 ha große Gelände mitten durchschneidet und ursprünglich für den Stapellauf der neuerbauten Schiffe benutzt wurde. Mehrfache Erweiterungen des Betriebes führten im Jahre 1904 zu einer Erhöhung des Stammkapitals auf 3 Millionen Mark und zur Aufnahme einer 4½prozentigen Schuldverschreibung in der Höhe von 1½ Millionen Mark.

Die Werft besitzt zwei mit elektrisch betriebenen Seilbahnen ausgerüstete Hellingsanlagen, welche die Kielstreckung von Schiffen bis zu 150 Meter Länge gestatten. Die zum großen Teil neu errichteten Werkstätten sind mit den modernsten Arbeitsmaschinen ausgerüstet, die teils durch Dampf, teils aber durch Elektrizität oder Preßluft angetrieben werden. In den 60 Jahren ihres Bestehens hat die Reiherstiegwerft 432 Segel- und Dampfschiffe mit mehr als 610 000 Brutto-Registertons, sowie über 460 Dampfmaschinen und 767 Kesselanlagen fertig-

Diesen Aufsatz haben wir aus technischen Gründen erst jetzt publizieren können. Er ist etwa vor Jahresfrist geschrieben worden. Wir stellen das im Interesse des Autors für den unerwarteten Fall fest, daß einzelne Daten nicht mehr ganz stimmen sollten. Die Redaktion.

gestellt; auch zählt sie gegenwärtig sämtliche großen Linienreedereien Hamburgs, viele auswärtige zu ihren Auftraggebern.

Neben den Neubauten sind es besonders die Reparaturen an havarierten Schiffen, die den Werften lohnende Beschäftigung bringen. Da nun jährlich mehr als 17 000 See- und 26 000 Flußschiffe in die Hamburger Häfen einlaufen, ist auch die Zahl der reparaturbedürftigen Fahrzeuge stets eine große. Daher haben sich sämtliche Werften mit sehr leistungsfähigen Dockanlagen versehen, so daß selbst die kleineren Werften Hamburgs den vielfach beträchtlich größeren Ostseewerften in dieser Hinsicht überlegen sind. So besitzt auch die Reiherstieg-Werft zwei Schwimmdocks, von denen das kleinere bei einer Länge von 100 und einer Breite von 26 Metern eine Tragfähigkeit von 5000 Tonnen besitzt, während für das größere, 11 500 Tonsdock die Abmessungen 155 und 30,6 Meter betragen.

Die Reiherstieg-Docks nehmen unter den ähnlichen Anlagen des Hamburger Hafens insofern eine Sonderstellung ein, als sie nach den Patenten der englischen Firma Clark & Standfield einseitig offen konstruiert sind, demnach statt des U- einen L-förmigen Querschnitt zeigen. Man wendet einseitig offene Docks (Off Shore Floating Docks), die für die Häfen des Deutschen Reiches ausschließlich von der Flensburger Schiffbau-Gesellschaft geliefert werden, hauptsächlich da an, wo die Wasserverhältnisse die Aufnahme der Schiffe statt vom Ende von der Seite her in das Dock notwendig machen.

Die Pump- und Kraftanlagen für derartig konstruierte Getriebe befinden sich nicht auf diesen selbst, sondern sind in besonderen Gebäuden am Lande untergebracht, woselbst sich auch die Stützen für die Geradeführungen befinden, ohne die das nur mit einem Seitenkasten versehene Dock das Gleichgewicht verlieren würde. Aus dieser Anordnung folgt, daß die Docks nicht verlegt werden können. Diesem Nachteil stehen aber wieder gewisse Vorzüge gegenüber. So können die einseitig offenen Docks Fahrzeuge von außergewöhnlicher Form und Breite aufnehmen; außerdem gestatten sie dem Licht und der Luft ungehinderten Zutritt zu den trocken gelegten Schiffen.

Wie alle Werften, hatte auch die in Rede stehende in den Jahren 1908/09 unter der Ungunst der Konjunkturen zu leiden, so daß man sich, um umfangreichere Arbeiterentlassungen zu vermeiden, mehrfach zur Einschränkung der Arbeitszeit entschließen mußte. Natürlich blieben auch die Dividenden an die Aktionäre gegen den Durchschnitt der vorauf-

gegangenen 26 Jahre (8 %) nicht unerheblich zurück. Das laufende Jahr hat vermehrte Aufträge gebracht, so daß sich gegenwärtig drei große Seedampfer im Bau befinden und die Zahl der Angestellten und der Arbeiter auf 1800 gestiegen ist.

Größer als die vorstehend besprochene ist die Werft von Blohm & Voß, Kommanditgesellschaft auf Aktien, die 1877 gegründet wurde, und gegenwärtig mit einem Aktienkapital von 6 000 000 und einer Prioritätsanleihe von 8 240 000 Mark arbeitet. Sie liegt auf der Insel Steinwärder, am Eingang zu den Kuhwärderhäfen, und ist von drei Seiten mit Wasser umgeben. Das bisher benutzte Gelände umfaßt 25 Hektar, doch stehen weitere 20 Hektar zur Verfügung, so daß spätere Erweiterungen der gesamten Anlagen möglich sind. Von den vorhandenen 9 Hellingen öffnen sich die sechs älteren, die den Bau von Schiffen bis zu 200 Meter Länge gestatten, nach der Elbe, wogegen die drei neueren in den 10 Meter tiefen Werfthafen ausmünden. Sie sind mit etwa 40 Meter hohen eisernen Krangerüsten, auf denen elektrisch betriebene Hebezeuge von 5 oder mehr Tonnen Tragkraft laufen, überbaut und in erster Linie für die Herstellung von Kriegsschiffen bestimmt, was eine Benutzung für den Bau von Handelsfahrzeugen natürlich nicht ausschließt. Die größte dieser neuen Hellinge gestattet die Kiellegung von Schiffen bis zu 250 Meter Länge.

Unter den zum Teil doppelt vorhandenen Werkstätten, die mit allen technischen Errungenschaften der Neuzeit aufs reichste ausgestattet sind, möchten wir neben der Stahl- und Bronzegießerei die Turbinenfabrik besonders erwähnen, da Blohm & Voß die erste unter allen deutschen Werftfirmen war, die den Bau von Turbinenanlagen in ihr Programm aufnahmen und sich damit einen gewissen Vorsprung vor den andern sicherten.

Für den Einbau besonders schwerer Schiffs- und Ausrüstungsteile, wie Kessel, Maschinen, Geschütze usw. stehen mehrere Riesenkräne zur Verfügung, von denen der größte bei 20 Meter Ausladung 150 Tonnen à 1000 Kilogramm, bei 32 Meter Ausladung noch 50 Tonnen zu heben vermag und dabei mit so verblüffender Präzision arbeitet, daß er die schwersten Kessel bis auf den Millimeter genau auf ihr Fundament im Schiffsinnern stellt. Der Werft von Blohm & Voß, die zurzeit etwa 5000 Angestellte und Arbeiter beschäftigt, entstammen viele unserer bestrenommierten Doppelschrauben-Post- und Passagierdampfer und stolzesten Segler. Unter den ersteren möchten wir die „Pretoria",

„Bulgaria", „Phönizia", den „Graf Waldersee", „Moltke", „Blücher", „König Friedrich August", „Meteor" und die „Cleveland" der Hamburg-Amerika Linie, den „Barbarossa" des Norddeutschen Lloyd, drei „Cap"-Dampfer der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft und den „Admiral" der Deutsch-Ostafrika-Linie erwähnen, während an Segelschiffen die Viermaster „Petschili" und „Pangani" der Firma F. Laeisz und das neue Schulschiff „Prinzessin Eitel-Friedrich" des deutschen Schulschiffvereins genannt sein mögen.

Doch auch am Ausbau unserer Kriegsflotte hat diese Werft hervorragenden Anteil genommen, denn sie lieferte den kleinen Kreuzer „Condor", das Linienschiff „Kaiser Karl der Große", den Turbinenkreuzer „Dresden", die Panzerkreuzer „Friedrich Karl", „York", „Scharnhorst", „von der Tann" und „Moltke", dessen Stapellauf im März d. J. erfolgte, und hat zwei weitere Panzerkreuzer auf den Hellingen. Die jüngsten Panzerkreuzer sind mit Turbinen ausgerüstet und stehen den englischen Schiffen der sogenannten Dreadnought-Klasse weder an Größe noch an Schnelligkeit nach.

Gegenwärtig ist die Werft voll beschäftigt, da sich außer den erwähnten Panzerkreuzern „H" und „J" vier große Seedampfer für Hamburger Linienreedereien und zwei viermastige Segelschiffe von je 3200 Brutto-Registertons für die Firma F. Laeisz auf Stapel befinden.

In bezug auf Dockanlagen steht die Werft von Blohm & Voß auf dem ganzen Kontinent an erster Stelle, da ihre fünf Schwimmdocks eine Gesamthebefähigkeit von etwa 80 000 Tonnen repräsentieren. Ihr 35 000 Tons-Dock, im Volksmunde schlechthin das Riesendock genannt, ist das größte der Welt. Es vermag das Gewicht von 3500 beladenen Güterwagen aufzunehmen und selbst Schiffe von der Größe der „Mauretania" (White Star-Line) trocken zu legen. Die sechs Pontons dieses Docks, die durch durchgehende Seitenkästen zu einem festen System verbunden sind, haben bei 48 Meter innerer Weite eine Gesamtlänge von 229 und eine Tiefe von 6½ Metern. In jedem Seitenkasten befindet sich eine Dampfkessel- und Maschinenanlage zum Betriebe der Zentrifugalpumpen, die das gesenkte Dock in weniger als drei Stunden zu entleeren vermögen. An dem einen Ende stehen zwei Kräne von je 30 Tonnen Tragkraft, während auf jedem Seitenkasten je ein Laufkran von 3 Tonnen à 1000 Kilogramm Hebekraft angeordnet ist. Außerdem ist das Dock mit Dampfdynamos zur Erzeugung elektrischer Energie

für die Arbeitsmaschinen und Lichtanlagen, sowie mit einer äußerst leistungsfähigen Luftkompressionsanlage zum Antrieb der Werkzeugsmaschinen ausgestattet und daher von der Werft völlig unabhängig, so daß es an jeder beliebigen Stelle, deren Wassertiefe für die Senkung ausreicht, in Betrieb genommen werden kann.

Von den vier älteren Docks, die je 3000 (I), 4000 (II), 17 500 (III) und 17 000 (IV) Tons zu heben vermögen, sind III und IV so konstruiert, daß die Tragfähigkeit des ersteren durch Anfügung einer Sektion des letzteren auf 22 500 Tons erhöht werden kann, so daß auch dieses Dock Schiffe von der Größe des Schnelldampfers „Deutschland", dessen Länge 206 Meter beträgt, aufzunehmen vermag. Da Dock III ebenfalls völlig unabhängig vom Werftbetriebe ist, würde es sich gleich dem Riesendock im Kriegsfalle ohne Schwierigkeit in die Nähe der Elbmündung verlegen lassen, um solche Kriegsschiffe aufzunehmen, die schwerer Beschädigungen oder ihres Tiefgangs wegen nicht an die Werftplätze der Stadt gebracht werden könnten.

Der Werft von Blohm & Voß reiht sich seit Jahresfrist die neue Vulcan-Werft, eine Zweigniederlassung des weltberühmten Werkes zu Grabow bei Stettin, würdig an. Sie liegt hart an der südlichen Landesgrenze Hamburgs und umfaßt ein Gelände von 23,2 Hektar, das dem „Vulcan" auf 50 Jahre pachtweise überlassen ist. Die Anlage dieses großzügigen Unternehmens machte eine Vertiefung der die Werft auf drei Seiten umgebenden Häfen bis zu 10 Meter unter Niedrigwasser erforderlich, um einen sichern Ablauf der Schiffe von den Hellingen zu ermöglichen. Von den drei betriebsfertigen Hellingen, deren mehr als 40 Meter hohen Krangerüste weithin über die Häfen sichtbar sind, hat die größte bei 28½ Meter Breite eine Länge von 280 Meter, während die beiden andern 240 und 194 Meter messen, so daß auf der kleinsten noch Schiffe von der Größe der „Cleveland" (Hamburg-Amerika Linie) gebaut werden können. Eine vierte, 205 Meter lange und 38½ Meter breite Helling soll hauptsächlich dem Bau von Kriegsfahrzeugen dienen und wird die Kiellegung auch der schwersten Schlachtschiffe der Zukunft gestatten. Außerdem wird diese Helling mit so leistungsfähigen Hebezeugen und Arbeitsmaschinen ausgerüstet, daß sich bei rechtzeitiger und ununterbrochener Anlieferung der Panzerplatten die Bauzeit der Schlachtschiffe um 8 bis 10 Monate abkürzen läßt. Obwohl die Werft noch nicht in allen Teilen plangemäß ausgebaut ist, sind ihr doch bereits zwei bedeutsame Neubauten übertragen, nämlich ein Linienschiff „Ersatz

Heimdal" für die Kaiserliche Marine und ein Doppelschrauben-Post- und Passagierdampfer für die Hamburg-Amerika Linie. Letzterer wird selbst den „George Washington" des Norddeutschen Lloyd in seinen Abmessungen übertreffen und somit das größte Schiff der deutschen Handelsmarine werden. —

Für die Ausführung von Reparaturen besitzt die Vulcan-Filiale zwei Schwimmdocks von 6000 und 11 000 Tons Hebefähigkeit, die ebenfalls unabhängig von der Werft arbeiten. Ein drittes, das dem Riesendock von Blohm & Voß in seinen Abmessungen und in seiner Leistungsfähigkeit gleichkommen soll, wird gebaut und soll in etwa 1½ Jahren betriebsfertig sein. Nach vollendetem Ausbau wird die Vulcan-Werft bei vollem Betriebe 6000 Arbeitern und Beamten Beschäftigung geben können.

Den genannten großen Werften stehen die ebenfalls auf Steinwärder belegenen Schiffbauanstalten von Heinrich Brandenburg, H. C. Stülcken Sohn, J. H. N. Wichhorst, Jansen & Schmilinsky an Leistungsfähigkeit zwar nach, da der Platzmangel die längst erwünschte Ausdehnung der Betriebsanlagen unmöglich macht. Immerhin aber vermögen auch sie kleinere Seeschiffe bis zu 70 Meter Länge auf Stapel zu legen. Sie werden demgemäß vorwiegend für den Bau von Fischdampfern, Seeschleppern, Eisbrechern, Fährbooten, Baggerschiffen und dergleichen in Anspruch genommen und leisten nach ihrem Umfange Vorzügliches. Die erstgenannten drei besitzen außerdem sehr leistungsfähige Dockanlagen, in denen Schiffe von 3—7000 Registertons trocken gelegt werden können, und beschäftigen Hunderte von Arbeitern.

Endlich wollen wir noch erwähnen, daß sowohl an der Alster als am Reiherstieg mehrere Jachtbauanstalten bestehen, die sich ihrer Leistungsfähigkeit wegen in der Sportwelt des besten Rufes erfreuen. Das gilt besonders von derjenigen des Ingenieurs Max Oertz, dem die Ehre zuteil wurde, die Pläne für den neuen „Meteor" Sr. Majestät des Kaisers zu liefern. Wenn ihm nicht auch zugleich die Ausführung des Baues selbst übertragen wurde, so lag dies in erster Linie daran, daß die Wasserverhältnisse vor der Werft für den Stapellauf eines so tiefgehenden Schiffes zu wenig günstig erschienen.

Rundschau

Staatsraison gegen Frauenehre.

Mit dem anfangs Februar d. J. auf seinem Schlosse bei Graz hochbetagt verstorbenen Grafen Adinolfo Lucchesi-Palli ist der Mann von der Schaubühne des Lebens abgetreten, der als Kind im Mutterleib das größte Geschrei und einen Skandal sondergleichen in der politischen Welt verursacht hat. Um dieses Knaben willen hat seine Mutter, die schöne und energische Prinzessin Maria Carolina von Neapel, Herzogin von Berry, das schwerste Leid und die tiefste Schmach erduldet, welche einer ehrbaren Frau zugefügt werden können. Die Herzogin von Berry war die Witwe des Kronprinzen und Thronerben des Königs Charles X. von Frankreich. Als in der Julimonarchie 1830 der älteste Zweig der Bourbonen Frankreichs gefallen und Charles X. in kopfloser Flucht seine dicke und gichtbrüchige Person über die Grenze brachte, wollte die Herzogin von Berry, ihren Knaben auf dem Arm, die Barrikaden ersteigen, allein der flüchtige König erklärte seine Schwiegertochter für wahnsinnig. Sowie alsdann Louis Philipp von der orleanistischen Linie, der Nachkomme des auf dem Schaffot verstorbenen Philippe Egalité, auf den Thron gelangt war, durcheilte die Herzogin Maria Carolina in Männerkleidern halb Frankreich, um die Bevölkerung gegen den orleanistischen Usurpator aufzuwiegeln. Das tapfere, gewandte und beredte Weib entflammte sogar die Vendée zum Aufstand, nur um für ihren Sohn die Krone zu erringen, bis sie endlich auf Schloß Blaye gefangen genommen wurde. Während ihrer langen und harten Haft wurde entdeckt, daß die Kronprinzessin, der Stolz und die Bannerträgerin der Legitimität, die schönste Frau Frankreichs mit dem furchtlosen Mannesherzen — schwanger war. Adolphe Thiers beeilte sich, als Ministerpräsident Louis Philipps die Tatsache, daß die seit Jahren verwitwete Kronprinzessin gesegneten Leibes sei, allen Staaten von amtswegen mitzuteilen. In amtlichen „Bulletins" wurde das Fortschreiten der Schwangerschaft mit allen ihren intimen Einzelheiten, wie das Erscheinen der Muttermilch, beschrieben und für den wichtigen Akt der hohen Gefangenen Beamte, Ärzte, Hebammen, Wärterinnen und andere Personen als „Zeugen und Urkundspersonen" wochenlang zuvor ernannt und zur Beobachtung der Schwangeren in ihr Gefängnis gesandt. Der große Historiker gefiel sich in der Rolle des moralischen Polizeispitzels, um „vor ganz Europa" der Poesie der Legitimität den Todesstoß zu geben. Es hieß ein Skandal sondergleichen! Die Herzogin von Berry litt und schwieg. Die Ausschlachtung der heiklen Situation erfolgte zum Nutzen der orleanistischen „Dynastie", die einige Jahre darauf vom Throne Frankreichs verschwand, um nie wieder zurückzukehren. Louis Philipp,

der angebliche „Bürgerkönig", hatte schon zuvor bei der Geburt des Grafen Chambord, des bekannten Henry V., den schnöden Versuch gemacht, den guten Ruf der Herzogin von Berry zu zerstören ,und er hatte sich sogar zu dem ruchlosen Anschlag hinreißen lassen, die Kronprinzessin durch die Explosion von Bomben und Petarden zu verderben, bevor sie ihren ersten Knaben gebar. Durch diesen langen Feldzug amtlicher Verdächtigungen und Schmähungen wurde auf den im Gefängnis geborenen Knaben der Makel eines Bastards ohne irgendwelche Vaterschaft gehäuft. Daraus zog die Regierungspresse höchst verwegene und wüste Schlüsse auf die fragwürdige „Legitimität" des Grafen Chambord. Also verlangte es die „Staatsraison" im Kampfe gegen eine wehrlose Frau. —

Dem von der Regierungspresse kunstvoll inszenierten Skandal fehlte jede Berechtigung. —

Die Herzogin von Berry war nämlich in regelrechter und geheimer Ehe mit dem Grafen Lucchesi-Pali verbunden, in einer richtigen Gewissensehe, welche den Segen der Kirche erhalten hatte. Die Papiere dieses Bundes sind später in bester Ordnung befunden worden; sie waren von Anfang an bei der kirchlichen Autorität in Rom hinterlegt. Das Interesse des „Staates" und der Familie der Orleans ließ jedoch die Wahrheit nicht aufkommen. Der Skandal hatte einen irreparablen Schaden verursacht. Charles X., allzeit eine geistige Null, verstieß seine Schwiegertochter als eine „Gefallene". Die legitimistische Aristokratie schämte sich der Fürstin, weil sie herabgestiegen war und einen Grafen geheiratet hatte. Nur wenige Getreue, darunter der Dichter und Staatsmann René Chateaubriand, verließen die Gräfin Maria Carolina Lucchesi-Palli nicht.

Dr. Franz Lipp.

Zum Gedächtnis von Henry Dunant.

Am Abend des 24. Juni 1859 stieg ein junger Tourist aus Genf allein und in tiefe Gedanken versunken vom Aussichtsturm von Solferino („La spia d'Italia") langsam nach Castiglione hinab. Auf einer Fußwanderung begriffen, war der Genfer von ungefähr mitten in eine der blutigsten Schlachten des verflossenen Jahrhunderts hineingeraten und sah, in der Nähe von Solferino notgedrungen stillstehend, das schreckliche Gemetzel, das am frühen Morgen beginnend, den ganzen langen Sommertag hindurch mit steigender Wut gedauert hatte. Siebenmal hatten die Piemontesen den Höhenzug von San Martino zu erstürmen versucht, siebenmal warf das tapfere Korps Benedettis die anstürmenden Italiener zurück, bis die Sieger auf Befehl des Kaisers Franz Joseph abends 9 Uhr zurückwichen. Die französische Garde und das Korps des Marschalls Niel hatten das österreichische Zentrum durchbrochen. In der tiefen Stille der anbrechenden Nacht hörte der junge Schweizer die tiefen Seufzer, das klägliche Wimmern und das heisere Geschrei der Verwundeten und Verschmachtenden, die nach einem Tropfen Wasser riefen. Auf dem weit ausgedehnten Schlachtfelde vernahm er unzählige Stimmen: Hinter Hecken und Gräben, in den Ackerfurchen, an der Friedhofsmauer, neben Obstbäumen, an den Abhängen

der Hügel lagen schwer verwundete Menschen, Deutsche, Franzosen, Italiener, Czechen, Ungarn, Kabylen, Mohren, Kroaten, Polen, Rumänen und andere. In mehr als zwölferlei Sprachen tönte der Schrei sterbender Soldaten gen Himmel, der im prächtigsten Sternenglanze funkelte. Die wenigen Ambulanzen waren nicht imstande, das ungeheure Werk zu bezwingen, das im Aufsuchen, im Verbinden und Fortschaffen von mehr als dreißigtausend Verwundeten bestand, die von San Martino bis Guidizzolo zerstreut lagen. Jede der kriegführenden Mächte hatte ihre Ärzte und Krankenwärter, wenn auch in beschränkter Anzahl, aber diese riskierten Leben und Freiheit, wenn sie den feindlichen Reihen zu nahe kamen; die Verbandplätze, Verwundetenwagen und Feldspitäler waren durch keinerlei äußere Zeichen vor dem Angriff oder einem feindlichen Kugelregen geschützt.

An alle diese Dinge dachte der junge Henry Dunant, als er gegen Mitternacht des 24./25. Juni seine Eindrücke niederzuschreiben begann. Zu Genf am 8. Mai 1828 geboren in einer Familie, welche Calvins Republik zahlreiche Richter und hohe Beamte gegeben hat; Neffe des berühmten Physikers Daniel Colladon, bekannt durch seine Studien über die Fortpflanzung des Tons im Wasser und über die Verwendung zusammengepreßter Luft zur Durchbohrung der Berge, hatte Henry Dunant von seiner Mutter, einer Frau von hervorragender Intelligenz und feinstem Empfinden, außer einer vortrefflichen literarischen Erziehung den Sinn für eine noble Lebensauffassung und für Betätigung wahrer Herzensgüte erhalten. Schon als Jüngling schrieb Mr. Henry ein Buch über die Sklaverei bei den Muselmännern und in den Vereinigten Staaten von Amerika und setzte sich mit Feuereifer als Apostel für die Verbreitung der Friedensidee ein. Nun mußte er mit eigenen Augen die entsetzlichen Greuel des Krieges aus der Nähe sehen. Überall Leichen, schauderhaft verstümmelte Leiber, von Säbelhieben und durch Bajonettstiche verletzte Körper, unglückliche Verwundete, die erst von der vorrückenden Kavallerie zerstampft oder von der in rasendem Lauf auffahrenden Artillerie totgefahren waren. Von allen Seiten brachten die Bauern die jammernden Verwundeten. Castiglione war zur Hölle geworden: viele tausend Verletzte hatten sich mit ihrer letzten Kraft dorthin geschleppt, viele waren auf Bahren, Pferden, Maultieren und Lastwagen dorthin gebracht worden. Die Anhäufung der Unglücklichen war fürchterlich. Beinahe alle Ärzte eilten nach Cavriana, ins Hauptquartier des Siegers. Es fehlte an allem. Die Verwundeten starben aus Hunger und Durst, und ihre Wunden waren noch am dritten Tage nicht verbunden. Mit wenigen Frauen organisierte Henry Dunant den Hilfsdienst, holte die Matrazen, Decken und Leintücher aus den verlassenen Häusern, wandelte die Kirche und das Schulhaus zu Hospitälern um, ließ Stroh aufschütten, schaffte Wasser herbei, erbettelte das Brot von der französischen Proviantkolonne, sorgte für Verbandzeug, Medikamente und Wein. Die Franzosen gaben ihm den Namen: „Le Monsieur blanc“, die weiße Gewandung des Touristen erschien ihnen als ein

Symbol menschlicher Güte. Kaum sah Dunant die Krankenpflege zu Castiglione in leidlichem Gang, so eilte er nach Borghetto zum Marschall Mac Mahon mit der Bitte, die österreichischen Ärzte zum Hospitaldienst verwenden zu dürfen, die in Gefangenschaft geraten, ins Ortsgefängnis geworfen und scharf bewacht wurden. Mac Mahon wies den jungen Herrn kurzweg ab, der sofort sich an Napoleon III. wandte und diesem seine Bitte vortrug. Der Franzosenkaiser begriff die Tragweite von Dunants Idee und erließ am 1. Juli den nachstehenden Armeebefehl:

> „Die Ärzte, Wundärzte und Chirurgen des österreichischen Heeres, die gefangen genommen wurden, während sie ihre Verwundeten pflegten, sollen ohne weitere Bedingungen sofort in Freiheit gesetzt werden, sobald sie es wünschen. Jene Ärzte des Feindes, die ihre Bemühungen den Verwundeten von Solferino in den Ambulanzen zu Castiglione widmeten, sind ermächtigt, als die ersten nach Österreich heimzukehren."

Das war der erste kleine Schritt zur Neutralitätserklärung der Verwundeten und Ärzte, der Ambulanzen und des Krankenwärterpersonals.

Nach Genf zurückgekehrt, schrieb Dunant das schreckliche Buch, das in alle Sprachen übersetzt wurde: „Un souvenir de Solferino". Die öffentliche Meinung von Europa schien aufs tiefste bewegt, Dunants Idee reifte: am 9. Februar 1863 setzte die Wohltätigkeitsgesellschaft von Genf eine dauernde Kommission ein, um das Problem zu studieren und mit praktischen Vorschlägen vorzutreten. Der erste Militär, der mit dem ganzen Gewicht seiner Autorität Dunants Vorschlag unterstützte, war der Königlich preußische Kriegsminister A. v. Roon. Seinem Vorwärtsgehen im Dienst der Menschheit folgten Rußland, Frankreich, Österreich und Italien, mit mißtrauischem Zaudern Großbritannien. Vom 26. bis 29. Oktober 1863 versammelte sich zu Genf die erste internationale Konferenz. Sie beschloß die Bildung nationaler Komitees zur Verwundetenpflege, die Benützung des Schweizer Kreuzes inmitten der weißen Armbinde als Erkennungszeichen für den gesamten Sanitätsdienst.

Aber erst der nächste internationale Kongreß, der vom 8. bis zum 22. August des Jahres 1864 tagte, schuf die berühmte Konvention von Genf für die Neutralitätserklärung der Verwundeten und Kranken, des Sanitätspersonals und des gesamten Sanitätsmaterials im Kriege.

Damit endlich hielt das „Rote Kreuz" als eines der stolzesten Kapitel warmherziger Menschenliebe seinen Einzug in das Völkerrecht der Kulturstaaten.

Henry Dunant hatte ganz Europa von Kopenhagen bis Madrid, von London bis St. Petersburg und Athen durchwandert, um seiner Idee zum Siege zu verhelfen. Als sie im Codex des internationalen Kriegsrechts Aufnahme gefunden, zog er sich zurück und wurde vergessen — das übliche Los guter Menschen, die edle Ziele ohne egoistische Hintergedanken verfolgen.

Beinahe die gesamte Kulturwelt geriet anno 1901 in Erstaunen, als die Hälfte des Nobelpreises einem Herrn Henry Dunant als dem „hochverdienten Förderer der humanen

Fürsorge für die Opfer des Krieges" zuerkannt wurde: der Schöpfer des „Roten Kreuzes" vom Jahre 1864 war also noch am Leben.

Warmer Abendsonnenschein mit dem milden Glanz verdienten Ruhms erfreute noch neun Jahre lang sein Greisenalter, bis er am 27. Oktober v. J. zu Heiden im Appenzeller Land hoch betagt die guten Augen schloß.

Wer aber hat durch Björnstjerne Björnson Norwegens Storthing auf Henry Dunant aufmerksam gemacht?

Der ausgezeichnete Nationalökonom und Sozialpolitiker Emil Rumelin, der als Oberbürgermeister von Stuttgart starb.

Dr. F. L.

Die Lyrik des Ostens.

Man hat manchmal die deutsche Dichtkunst mit einem Baum verglichen, der leuchtende Blüten und kostbare Früchte trägt. Für die Poesie der beiden großen Reiche des Ostens, China und Japan, weiß ich keinen bessern Vergleich als den eines Gartens, eines sorgsam gepflegten, mit raffiniertem Geschmack entworfenen Gartens mit seltsam geschnittenen Taxushecken, farbenprächtigen, fremden Blumen und schön geformten Prunkvasen aus glitzerndem Porzellan. Durch solch einen wunderreichen Park wandelt man, in buntseidene Gewänder gehüllt und lauscht seltenen und nie gehörten Melodien, deren Klang und Form gleich an Rätseln und Geheimnissen ist. Seit hunderten von Jahren hat sich in diesen merkwürdigen Landen nichts an der Form noch am Inhalt der Lieder geändert; noch heute dichten die formkundigen Asiaten die gleichen Weisen wie ihre kunstsinnigen Väter vor mehr als tausend Jahren. —

Die vollendetsten Dichtungen des Ostens sind in China entstanden. Dort erfand der nie vergessene Li-tai-po vor nunmehr zwölfhundert Jahren rauschende Festgesänge und süße Lieder, wie sie Verlaine zu unserer Zeit dichtete. Seine Dichtkunst ist wohl die ausgeklügeltste unter der Poetik aller Völker. Die chinesischen Dichter begnügen sich nicht allein damit, Reimworte und Reimverschlingungen zu finden, nein, da jedes Schriftzeichen ihrer Sprache ein ganzes Wort ausdrückt, so müssen auch noch die einzelnen Worte [illegible] ander korrespondieren. Ihre Schreibweise ist nicht wie die unsere horizontal, sondern vertikal. [illegible] es ihnen gelungen, in ihren Dichtungen geheime Synonima und Gegensätze zu verkapseln. Beginnt der erste Vers einer Strophe mit dem Wort „Sonne", so steht ihm das Anfangswort der zweiten Strophe „Mond" gegenüber; als zweites Wort folgt etwa „sinkt", selbstredend korrespondiert es mit dem gleichen Wort des nebenstehenden Verses „steigt" und so fort. — Einmal hat der bereits genannte Klassiker Li-tai-po die Schilderung eines Porzellantempels gegeben, der auf einem Hügel steht und sich in einem See spiegelt. Er begann damit, *ein* Schriftzeichen zu setzen, darunter zwei, dann vier, bis er schließlich mit vielen neben einander gereihten Worten den Spiegel des Sees beschreibt, alsdann nehmen die Schriftzeichen wieder in der gleichen Regelmäßigkeit ab — *das Spiegelbild im Wasser* — und wunderbarerweise diesseits und jenseits der Mittelreihe stehen genau

die gleichen Worte, so daß das Gedicht mit denselben Worten (in umgekehrter Reihenfolge) aufhört, mit denen es beginnt.

Es ist nun tatsächlich rein unmöglich, ein chinesisches Gedicht in einer anderen Sprache wiederzugeben, ohne ihm Gewalt anzutun. Man kann nur den Inhalt wiederholen, die Reize der Form gehen in jeder anderen Sprache verloren. Allein auch der Inhalt ist so wundervoll, daß man mit scheuem Staunen vor der Kultur eines Landes stehen muß, das solch große Dichter erzeugte. Ein köstliches Gedicht — irre ich nicht, ist es von Thu-fu — erzählt ,wie ein Mädchen auf den Geliebten wartet, der in den Krieg zog; sie sitzt an ihrem Stickrahmen und sticht sich in ihren zarten Finger, so daß die Rose, die sie stickt, rot gefärbt wird. Nun weiß sie, daß der Geliebte nicht zurückkehren wird. — Oder das rührende Heimwehlied von Li-hai-po, der nachts in der Herberge von seinem Ruhelager den kleinen Lichtkreis des Mondes auf dem Fußboden sieht und sich voll Wehmut sagt, daß dieser selbe Mond auch seine Heimat bestrahlt. Ich habe einmal versucht, ein chinesisches Gedicht nach einer wörtlichen Prosaübersetzung in deutschen Reimen wiederzugeben. Ich habe dabei an die schönstilisierten Frauengestalten auf chinesischen Zeichnungen gedacht, und den fortlaufenden Faltenwurf ihrer Gewänder durch häufige Wiederholung des Reimklanges andeuten wollen. Es ist gleichfalls von Li-tai-po und ist die „Treppe aus Jade" benannt.

Die Jadetreppe glitzert vom Tau
im fahlen Vollmondscheine. —
Die Kaiserin naht. Ihr Gewand ist blau
wie die herbstlichen Trauben vom Weine.
Ganz langsam naht sich die fürstliche Frau
des Pavillons Schwelle, die eine
beringte Hand betastet am Bau
die mondbeschienenen Steine.

Auf der Treppe, mit vorgestrecktem Hals,
steht sie und zögernd lüpft sie den hellen
Kristallperlenvorhang.
Gleich des Wasserfalls
glitzerndem Schaum auf leuchtenden Wellen
fällt er zur Seite und pocht an des Walls
Steinen und Holz wie ein Rieseln von Quellen. —

Und die Kaiserin hebt das verträumte Gesicht,
sie blickt zum Monde, dem klaren.
Durch die Wolke, die sein Strahlen bricht,
glänzt er, einem wunderbaren
Geschmeide gleichend, das Helden nicht
erringen in tausend Gefahren.

Die Kaiserin träumt, und ein Lüftchen spricht
mit ihren gewundenen Haaren.

Die chinesische Poesie hat sich ganz Japan erobert. Dort gilt sie für die klassische und wird höher geschätzt und weit mehr bewundert als die japanische Dichtkunst. Die Geishas, die galanten Damen aus Yokiwara, die in allen schönen Künsten liebevoll gebildet sind, kennen die berühmtesten chinesischen Dichtun-

gen auswendig und sorgen so dafür, daß sie nicht vergessen werden. In den letzten Jahrhunderten hat die chinesische Dichtkunst die japanische stark beeinflußt, und das mit Recht, da die japanischen Gedichte ganz eng umgrenzt, in eine bestimmte Form, ähnlich dem antiken Distichon, eingeschlossen sind. Für uns ist ein japanisches Gedicht nichts weiter als ein einziger Satz. Eins der berühmtesten Gedichte des großen So-jo-Senjo heißt wörtlich übersetzt: Wenn das Herz des Lotosblattes nicht mit Schmutz besudelt ist, warum lügt es dann seinen Tau als Edelsteine?" Diese höchste Einfachheit entspringt dem klassischen japanischen Versmaß. Das gewöhnliche japanische Gedicht (tanka oder uta) — ich beziehe mich auf das sehr hübsche Büchlein „Japanische Lyrik" von Julius Kurth; Verlag R. Piper, München, das eine große Anzahl von Übertragungen enthält — umfaßt 31 Silben und besteht aus fünf Zeilen. Jeder einzelne Vers hat 5 — 7 — 5 — 7 — 7 Silben; in späteren (nicht klassischen) Epochen ist man mitunter von der strengen Reihenfolge der Silben abgewichen, so verzeichnet Lafcadio Dearn, der feinste Kenner japanischer Kultur, Lieder, deren Silbenfolge variiert, beispielsweise:

Ka — mi — yo ko — no ka — ta
Ka — wa — ra — nu mo — no wa:
mi — dzu no na — ga — re to
Ko — i mi — chi.

Die wörtliche deutsche Übersetzung lautet: „Die Dinge, die sich seit dem Götterzeitalter nicht geändert haben, (sind): das Fließen des Wassers und der Liebe Lauf."

Die klassische Lyrik der Japaner entstand in den Jahren 792—1186 der Sei-an Periode. In ihr lebten die „sechs göttlichen Dichter", unter denen sich auch eine Frau Ono no Komochi befand, deren Schönheit in Japan sprichwörtlich geworden ist. Eins ihrer bedeutsamsten Gedichte heißt in der Übertragung von Jul. Kurth:

Vergeblich gelebt.

Der Blumen Farbe
Erlischt und welkt fast während
Ich sie betrachte.
Wie nutzlos auf der Erde
Verwelk' ich alternd selber.

Diese stets gleichmäßige Kürze hat dazu beigetragen, daß die japanischen Gedichte ungeheuer verbreitet und bekannt geworden sind. Sie haben die Anregung zu den herrlichsten künstlerischen Arbeiten gegeben; mit Seidenstickereien, mit Farben und mit Goldlack sind die Szenen und Bilder, die sie beschreiben, vertieft und köstlich wiedergegeben worden. Auf Bildern, Kästen, Fächern und Tischen sind in kostbaren Zeichnungen die berühmtesten Gedichte wieder und wieder festgehalten worden, und so hat die japanische Dichtkunst tief ins Volk eindringen können und immer neue Anregungen zu schönen Dingen gegeben. —

Die fernen östlichen Reiche sind so voller staunenswerter und seltsamer Dinge, die uns nie ganz erschlossen werden, zu den bewunderungswürdigsten aber sind fraglos ihre Dichtungen zu zählen.

Karl Escher.

Operette.

In allen Ecken der großen Bühne, auf der die Menschen handeln und sprechen, weinen und lachen, leben

und lieben, kauern alte, rückschauende Leute und klagen: alles werde dekadent, alles überlebe sich, alles sei früher doch so ganz anders, schön, wahr, heiter und besser gewesen. Die uralte Selbsttäuschung der subjektiven Veränderung, die auf das Objekt verschoben wird.

Solange wir noch selbst mit jungen, lachenden Augen dem Maskenabenteuer im Ballsaal entgegenliefen, störte eine freche Geste, ein keckes Wort, eine gewagte Pose durchaus nicht die Fülle der Gesichte. Später finden wir das Karnevalstreiben abgeschmackt und humorlos, stehen schon mit grenzenlos blasierter Ablehnung im Gesichte da und reizen selbst zur Übertreibung an, die den Domino, der unser Eis zum Schmelzen bringen will, in der Regel ins Humorlose und Vulgäre drängt. Dann heißt es: gemein ist jetzt alles auf so einem Maskenball, dekadent der Fasching . . .

Und im Verhältnis vom Publikum zum Theater ganz das gleiche Bild. Es liege kein Humor mehr im Schaffen der Neuen. Erschöpfung der Talente in der dramatischen und musikalischen Produktion werde durch groteske, rüde, scham- und rücksichtslose Übertreibung zu ersetzen gesucht. Alles werde nackt gezeigt, nackt gesprochen. Aber ist es nicht wieder die eigene Blasiertheit, die so starke Stimulantien begehrt?

Gewiß bewegt sich auch die Produktionskurve der Bühnenarbeit in Tälern und Bergen. Zeitweilig ist alles unten, Drama, Oper, Operette, Komödie — dann gehts wieder bergan und es drängt sich Gutes an Gutes. Aber diese Wellenbewegung berechtigt noch lange nicht zu der trostlosen Anklage der Dekadenz. Irgendeine Form wird verbraucht, dekadent, erschöpft, — aber sofort taucht wieder eine andere auf, welche die Unzerstörbarkeit von Geist, Witz, Erfindungskraft erweist.

Ich will jetzt nur die Operette erwähnen: Sie ist eine Bühnenform, die der Mehrheit des großen Publikums — das entnervt und ermüdet von der Tagesarbeit ins Theater kommt, mit geringer Fähigkeit und noch geringerer Neigung, die Lösung schwerer Geistesprobleme aufzunehmen, ganz besonders zusagt, weil Humor und leichtfaßliche Musik ganz dazu angetan sind, die gewünschte physiologische Erholung zu bringen. Tatsächlich entstehen auch überall neue Operettentheater, lassen selbst ernstere Bühnen die Operette in ihr Repertoir schlüpfen. Operette hier — Operette dort. Dieser großen Nachfrage genügt das Angebot allerdings nicht. Möglich auch, — daß wir uns Offenbachs, Joh. Strauß u. a. tattemporär nach dem Wellenberg der [illegible] Tal befinden. In den letzten zehn Jahren ist eine Unmasse von Eintagsoperetten klang- und sanglos begraben worden.

Da ich Gelegenheit hatte, auch ein klein wenig hinter die Kulissen zu gucken, kann ich verraten, daß der Operettenmarkt wieder von allen Seiten mit neuer Ware angefahren wird. Die Operettenproduktion steht in voller Hausse.

Ernste Musiker sind im Begriffe, zu ihr abzuschwenken, dramatische Autoren, von professionellen Witzfabrikanten an bis zu Dichtern, die bisher nur in den Tiefen psychologischer Probleme wühlten, alle arbeiten für die Operette. Wohin man

kommt, welches literarische Atelier es auch sei, überall wird an Libret- arbeitet und geschneidert. Durch den tis, an Operettenentwürfen ge- Wettbewerb, das wirksamste Stimu- lanzmittel des menschlichen Schaffens -- muß voraussichtlich doch wieder eine Auslese guter Werke gefördert werden.

Denn in der schlechten Zeit, die Veranlassung gab, vom gänzlichen Verfall der Operette zu reden, machten sichs die Herren Autoren und Komponisten denn doch etwas zu leicht und zu bequem. Irgendeine Kostümzeit, die pikante Frauentrachten zuließ, ein paar einschmeichelnde Tänze, einige von Witzblättern abgelegte Wortspiele — und die Operette war fertig. Aufrichtig gesagt, kann ich eine musikalische Komödie, die heiter und humorvoll sein soll, wie der „Rosenkavalier", trotz der guten Erzeugungsfirma, im erwähnten Sinne auch keineswegs als bahnbrechend gelten lassen. Eine Komödie, in der niemand lachen kann, ist keine Komödienleistung.

Dennoch glaube ich — ohne die Diskretion über die in großer Anzahl im Status nascendi befindlichen Operetten verletzen zu wollen — von der Produktion der Nächstzeit — auf diesem Gebiet einen großen Aufschwung prophezeien zu können.

Die Operettenform ist nicht dekadent geworden.

Die Zukunft wird es erweisen.

v. S.

„Allgemeine" und „individuelle" Bildung.

Dem Schlagwort von der „individuellen Erziehung" ist neuerdings das von der „individuellen Bildung" an die Seite getreten. Beide entstammen demselben Boden des modernen Persönlichkeitskultus, beide richten ihre Spitze gegen das historisch gewordene Schulsystem. Der Kampf gegen „das Phantom der allgemeinen Bildung", wie sie unsere höheren Lehranstalten — nicht bloß das Gymnasium, was manche seiner Gegner dem Publikum aufzureden nicht müde werden — übermitteln, dieser Kampf datiert nicht von gestern: seine Entstehung, Dauer und Schärfe beruhen darauf, daß man über den Begriff „Bildung" sich nicht klar oder einig ist.

Man muß es den Individualitätenzüchtern der Gegenwart immer wieder ins Gedächtnis zurückrufen, daß der einzelne innerhalb der Gesellschaft nicht bloß Rechte, sondern auch Pflichten hat, daß die Selbstbehauptung unter Umständen der Selbstüberwindung weichen muß, daß um aristokratisch zu reden, das Ganze über den Teilen ist. Neben der Pflicht des Staates, seinen Gliedern möglichste Entfaltung ihrer Fähigkeiten und Ausnutzung ihrer Kräfte zu gewähren, steht die andere, einer Störung seines innern Gleichgewichts vorzubeugen und Kollisionen, die von dem Zusammenleben so vieler Menschen mit so verschiedenartigen Anlagen, Interessen und Zielen drohen, auf ein Mindestmaß zurückzuführen: Erziehung und Unterricht vor allem haben die Aufgabe, den Stein zu behauen, daß er sich in das Gebäude füge, das Auswachsen aller Leidenschaften, Reizbarkeiten und Begierden zu hemmen, zum Verständnis und zur Würdigung fremder Arbeit und Eigenart zu führen.

Das erstrebt und erreicht unsere

gegenwärtige Gemeinschaftserziehung: das Leben der Schule, eine Schule des Lebens. In die Kultur, deren wir uns erfreuen und der wir dienen sollen, führt die höhere Schule ihre Zöglinge ein, in ihre Ergebnisse und ihr Werden, ihre Zwecke und ihre Aufgaben, erhellt, stärkt und befruchtet das Nationale durch Gegenüberstellung des Fremden, das Neue durch Vergleichung mit dem Alten, lehrt unterscheiden und entscheiden, behütet vor Unterschätzung und Überschätzung, nährt den Geist, kräftigt den Willen, leitet die Phantasie — was man kurz alles als allgemeine Bildung bezeichnen kann, insofern es erwünscht, ja erforderlich ist, daß wenigstens jeder geistige Arbeiter im Staate neben seiner besonderen Fach- oder Berufsbildung zu diesem Hineinwachsen in die Kulturgemeinschaft, zur Orientierung in ihr gelange. Also gewinnt der Schüler der höheren Lehranstalt dreierlei: erstens kann er finden und zeigen, früher oder später, welches Fach ihn besonders interessiert, und in welchem er etwas zu leisten hoffen darf; er lernt zweitens den Umfang der gegenwärtigen Kultur kennen, sich darin zurechtfinden und die Arbeit auch auf den seiner Begabung und Neigung nicht gemäßen Gebieten richtig einschätzen; er erhält endlich die grundlegenden Unterweisungen zur Ausgestaltung seines sittlichen Charakters. Solcher Propädentik bedarf aber der Gelehrte, wie der Kaufmann, der Geniale wie der mittelmäßige Kopf — bedarf jeder, der auf den Namen eines „Gebildeten" Anspruch macht. Nous preparer, sagt Spencer — ich ich habe leider nur die französische Übersetzung zur Hand — pour la vie complète, tel est le but de l'éducation; et la seule manière rationelle de juger un système d'éducation, c'est de savoir à quel degré il remplit ce but.

Man hüte sich also, bei dem Worte Bildung ausschließlich an ein Wissen zu denken; nur ein Teil jener „allgemeinen Bildung" sind die Kenntnisse. Freilich keine — quantité négligeable — zu der sie die Gegner der heutigen „Lernschule" herabdrücken möchten, und nicht ohne Grund e- heben besonnene Männer gegen die Unterschätzung des Wissens lauten Einspruch. So schreibt Münch in seiner Zukunftpädagogik: „Wie sehr das Wissen, auch das Wissen der Schulen, doch mit Denken und Verstehen sich durchdringt, wie vielfach es auch mit Erregung von Gefühl und Phantasie sich verbindet, wie es der Erwerbung eines geschlossenen und nicht allzu ärmlichen Weltbildes vorarbeitet, in wie vielen Beziehungen man im späteren Bildungsleben der festen Grundlage dieses Schulwissens bedarf, wie auch ein späteres wissenschaftliches Studium nur schwer ohne solche frühe Befestigung des Elementaren aus der Wissenschaft oder ihrer Vorstufe sich vollzieht, das alles pflegt in den weiten Kreisen der über Schulen Urteilenden ganz und gar nicht in Betracht gezogen, nicht empfunden zu werden. Und ebensowenig beachtet man, wie die Erwerbung dieses Wissens, wie das „Lernen" in der Jugend, und gerade das Lernen nicht praktischer Dinge, die wichtigste Schule des Willens bildet — während man doch eben Willensbildung statt der Inanspruchnahme des Intellektes sich als die große Aufgabe der Zukunft bildet." Und sarkastisch sagt er an einer an-

deren Stelle: „Außerhalb der eigentlich wissenschaftlichen Kreise nimmt man das Recht der Ignoranz doch gar zu unbefangen in Anspruch." Die Anstrengung des Gedächtnisses können wir also der Jugend nicht ersparen, wenn wir uns auch vor seiner Überlastung und Überfütterung mit nicht genügend nahrhaften Stoffen hüten mögen. Daß trotz aller mnemotechnischen Künste, psychologischen Verankerung, Zuhilfenahme von Anschauung und Wiederholung ein gut Teil des auf der Schule Gelernten im späteren Leben verblaßt oder ganz entschwindet — und zwar nicht bloß in den sprachlich-historischen, sondern auch in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern —, darf uns nicht irre machen: wenn wir neben unserer Berufsarbeit der Umwelt interessiert und verständnisvoll gegenüberstehen, uns in neuen Zeitströmungen und Wissensgebieten verhältnismäßig rasch zurechtfinden, so verdanken wir das der uns von der Schule mitgegebenen Kraftquelle allgemeiner Bildung.

Demnach müßte es nun freilich eine Schule geben, die alle Ausstrahlungen der Kultur wie in einem Brennpunkte sammelte: und in der Tat hat bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts sich das Gymnasium allein dieser Aufgabe unterzogen. Aber eine Fülle neuer Kulturwerte, die die neue Zeit brachte, machte auch schon in der Schule Teilung der Arbeit nötig: die Teilnahme des politisch erstarkten Vaterlandes am Weltverkehr, die Erweiterung unserer Naturkenntnis gaben den modernen Fremdsprachen und den exakten Wissenschaften erhöhte Bedeutung und führten zur Gründung von Schwesteranstalten, deren jede einen Ausschnitt aus der Kultur besonders pflegte, ohne indessen ihre Schüler mit ausschließlicher Einstellung auf einen Beruf und allzu gebundener Marschroute zu entlassen. Jetzt läßt sich, oder sagen wir vorsichtiger, ließe sich das Grundgesetz allen Unterrichts „Durch ein Minimum von Stoff, d. i. durch einen engbegrenzten Stoffkreis, ein Maximum von Kraft zu erzeugen" (Loyon) leichter durchführen; denn bei jeder Schulart muß der Unterricht, wenn er nicht in ein enzyklopädische sDurcheinander zerfallen soll, in einer Gruppe von Fächern seinen Schwerpunkt haben . Es ist eine Rückbildung, wenn man die Lehrpläne der drei Typen der höheren Schulen — besonders das Gymnasium leidet darunter — mit soviel Lehrfächern und Lehrstoff belastet, daß die historisch als notwendig erkannte Differenzierung dadurch aufgehoben wird, und eine Annäherung des einen Typus an den anderen zu erstreben. Man versteht, weshalb wir die „Einheitsschule" ablehnen. Freilich der Übelstand liegt nun in den Dingen und ist unvermeidbar, daß der Schüler durch einen Bildungsgang, der aufs Geratewohl und ohne Kenntnis oder unter Verkennung seiner besonderen Neigung und Begabung gewählt worden ist, in eine Bahn gedrängt werde, in der er nicht zur Entfaltung seines eigentlichen und besten Könnens kommt. Aber einigermaßen wird er durch die Gleichberechtigung der drei Schultypen und zulässigen Ergänzungsprüfungen korrigiert.

Nach alledem ist es durchaus unangängig, gerade das Gymnasium aus der Reihe dieser Anstalten her-

als besonders reformbedürftig hinauszugreifen und seine Bildungsziele zustellen — wie dies seine Feinde tun. Von einem cogite intrare ist bei uns Gymnasialleuten längst nicht mehr die Rede; die Gymnasien bestehen keineswegs ausschließlich auf Grund eines historischen Rechts, sondern mit Rücksicht auf Kulturzusammenhänge, die jetzt noch dauern, wie sie bei ihrer Gründung maßgebend waren; die Gymnasien sind keine Versorgungsanstalt für eigensinnige Philologen, sondern werden immer noch getragen von der Gunst eines nicht verächtlichen Teils der Bevölkerung, der ihre Verdienste um die Volksbildung und ihre Eigenart zu schätzen weiß; die Gymnasien sind keine Vorschule für solche, die das Studium der alten Sprachen zu ihrem Lebensberufe machen wollen, sondern vermitteln allgemeine Bildung mit besonderer Betonung von Disziplinen und Methoden, die es an Wirkung auf Intellekt, Phantasie und Willen mit jedem andern Lehrplan aufnehmen. Mögen seine Wege für Leute, die vom Brot allein leben und nur Wechsel auf Sicht ziehen, Ummege sein: der kürzeste Weg ist nicht immer der beste oder wenigstens lohnendste. Die neulich von einem Reformer herangezogenen Stimmen aus der eit des Gymnasialmonopols, die eines Raumer, Spilleke, selbst Wieses, die an dem herrschenden System Kritik üben, gehören doch einer Periode an, die einigermaßen überwunden und durch fruchtbareren Unterrichtsbetrieb abgelöst ist; auf keinen Fall können die Bedenken, die von diesen Männern gegen die Schule, wie sie damals war, ausgesprochen wurden, heute dem Gymnasium allein zur Last gelegt werden. Der Mangel an „wahrer Originalität“, an „freitätiger Charakterkraft und Fähigkeit der Initiative“, für den man die allgemeine Bildung verantwortlich machen will, und dem man neuerdings durch Teilung der Primaner in eine sprachlich-historische, philosophisch-literarische und mathematisch-naturwissenschaftliche Gruppe abzuhelfen rät, zeigt sich doch schwerlich nur bei Gymnasiasten; das dagegen vorgeschlagene Mittel aber weisen wir im Hinblick auf die Mannigfaltigkeit der Schultypen, im Interesse der Allgemeinbildung, wie sie von uns verstanden wird, und der Einheitlichkeit und Zielsetzung des Lehrplans zurück. Wie individuelle Erziehung bei mittelmäßigen und wertlosen Individualitäten zur Vergeudung von Lehrkräften, bei starken und leidenschaftlichen zum Übermenschen und zu sittlicher Anarchie führen würde, so individuelle Bildung zum allgemeinen Fachlehrertum und zu kulturfeindlicher Einseitigkeit. „Führende Geister„ lassen sich nicht züchten wie Rassehunde, und ein lächerlicher Irrtum ist es, daß die Einseitigkeit das Kriterium des großen Mannes sei; wahrhaft bedeutende Menschen haben in der Regel eine überraschende Allgemeinbildung, mögen sie immerhin in einem Punkte die größte Kraft gesammelt haben. Allerdings eignet sich der einzelne die von der Schule gelieferte Bildung je nach seinen Anlagen in mehr oder weniger großer Breite und Tiefe an, macht sie mehr oder weniger zu seinem Eigentum — weshelb Paulsen statt von allgemeiner, lieber von persönlicher Bildung geredet wissen wollte, — aber gleiche Abstufungen finden wir aus dem

nämlichen Grunde auch bei der Berufsbildung.

Persönlichen Wünschen und Kräften ist man durch Vermehrung der Schultypen, durch die Reformanstalten, durch Kompensationen bei Versetzungen und beim Abiturientenexamen, neuerdings auch durch die sogenannte Wahlfreiheit entgegengekommen — aber soll das Niveau der Volksbildung überhaupt nicht sinken und sollen die gebildeten Stände nicht alle Führung unter sich verlieren, so fahre man fort, ihnen auf der Schule eine möglichst breite Bildungsbasis zu geben, auf der [illegible] dann die für ihr wirtschaftliches Fortkommen wichtige Berufsbildung aufbaue. Diese überlasse man der Fachschule, der Fakultät, der Berufstätigkeit und endlich privater Vorlehrt, schon der für irgendein Fach bereitung, zu der, wie die Erfahrung stark interessierte oder veranlagte Schüler Zeit findet.

„Allgemeine" und „individuelle" Bildung sind keine sich ausschließenden Gegensätze: jene ist die unumgängliche Voraussetzung dieser, diese die Krönung jener.

Eugen Grünwald.

Was ist vornehm?

Was ist vornehm? — Die einen sagen: Luxus und Glanz, imponierende Erscheinung, vollendete Sicherheit; die anderen: Einfachheit, Zurückhaltung, Schlichtheit. Beide haben recht, und beide unrecht. Vornehme Formen, die nicht der Ausfluß des Empfindens sind, gleichen dem wertlosen Kiesel, dessen verlogener Glanz den Kenner nicht täuscht; Lauterkeit des Herzens ohne tadellose Formen dem ungeschliffenen Edelstein, an dem wir achtlos vorübergehen. Aber seht dort auf dunklem Samt, schlicht und doch von unvergänglichem Wert, den wasserklaren, hundertfach geschliffenen Diamanten, in dem das Licht sich freudig bricht. Dieser Stein ist echt und schön, ist — wahrhaft vornehm!

Doch schon steigt eine zweite Frage vor uns auf: Wie werden wir solch vornehme Menschen? — Nicht leicht ist der Aufstieg zu wahrer Vornehmheit; muß doch ein jeder aus eigener Kraft, mit eigener Gefahr über Stein und Klippen klimmen, hinauf bis zum ersehnten Ziel! Aber des Führers helfende Hand kann ihm die Aufgabe erleichtern.

Freilich, nur einem sicheren, erprobten Führer wird man sich anvertrauen. Und ein solcher ist ein Buch, das soeben aus berufener Feder erschienen ist*). Der es geschrieben, hat sich in guten und bösen Tagen ein warmes Herz bewahrt, hat selbst von Kindheit an in der „Gesellschaft" gelebt, seit langen Jahren Hofluft geatmet. So vermag er es wohl, das ganze Leben des Menschen vor uns aufzurollen. Wir lesen vom Praktischen und Unpraktischen in der Wohnungseinrichtung und Führung des Haushalts, vom vornehmen Ton im Familienkreis, von Konversation und Korrespondenz. Des Hausherrn und der Hausfrau Pflichten lernen wir kennen, echte Gastfreundschaft, frohe Geselligkeit und alles, was dazu gehört, Einladungen, Tischordnung,

*) Hans Joachim von Krampen. Was ist vornehm? Vom Herzens- und gesellschaftlichen Takt. Mit acht Kunstblättern, in zwei Farben gedruckt. Preis 8 Mk., in Leinen geb. 10 Mk., in echt Pergament geb. 12 Mk. Verlag Dr. P. Langenscheidt, Berlin-Groß-lichterfelde.

Menü, Tafelschmuck und die Kunst des Servierens. Wir hören, wie wir korrekt uns kleiden, wie wir Besuche machen und empfangen, wie wir uns in der Öffentlichkeit, bei Familienfesten, bei Trauer, im Theater, beim Sport, im Straßengewirr oder auf Reisen bewegen. Wir fühlen uns heimisch in der „Gesellschaft", im Salon, im Ball- und Festsaal, bis zum festlichen Zeremoniell des Hofes hinauf. So sind wir nach Möglichkeit vor jedem Verstoß gesichert, vor dem Fluch der Lächerlichkeit geschützt, der den Besten im Augenblick unmöglich machen kann, der schon manche Laufbahn, manche stille Hoffnung, manches Lebensglück für immer vernichtet hat. —

Einige Proben aus der Überfülle des Gebotenen werden die Eigenart des Werkchens am besten zeigen. Wie richtig ist es z. B., wenn im Kapitel „Vom Verloben" dem „Courmacher" ins Gewissen geredet wird: „Mein Freund, sehen Sie denn nicht, daß Sie die junge Dame mit Ihren Aufmerksamkeiten kompromittieren? Daß Sie mit dieser Ausschließlichkeit, mit der Sie ihr im Ballsaal oder auf der Eisbahn huldigen, die übrigen Bewerber von ihr scheuchen? Man nimmt an, Sie nahten ihr mit „Absichten", mit „ernsten Absichten", und tritt achtungsvoll zurück, um Ihnen freie Bahn zu lassen, um Ihre Bewerbung nicht zu hindern. Und Sie, Sie sehen nur das Spiel, genießen den Verkehr mit dem hübschen, bescheidenen Mädchen, das Ihnen sein junges, unschuldiges Herz entgegenträgt, genießen skrupellos alle die Annehmlichkeiten, die dieser Verkehr nach sich zieht: Anteilnahme und Interesse an allem, was Sie betrifft und angeht, Familiengeselligkeit, ein Ihnen stets gastlich geöffnetes Haus.

Sie aber, mein Herr, wußten sich im geeigneten Moment, wie Sie mit Lachen versichern, noch immer rechtzeitig rückwärts zu konenztrieren und den Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Das ist gewissenlos! Sie nehmen die „kleine Episode mit", Sie tragen einen Namen mehr in Ihr Leporelloalbum ein und — „drücken" sich, im Augenblick, wo Sie die Erwartungen bis haarscharf an die Erfüllung herantrieben. Und das Mädchen? Wohl ihr, wenn dies Liebesspiel ihr nicht „das Ereignis ihres Herzens" war, das sie mit bitteren Tränen und mit heißem Weh bezahlt! Aber hatten Sie auch nur einen Gedanken an den Ruf des Mädchens, das nun nach erfolgtem „Rückzug" dem Gerede und Gespött der lieben Nächsten ausgesetzt bleibt? Muß ich es Ihnen erst sagen, wie zart der Ruf eines Mädchens ist? Die Blütezeit der Jugend ist kurz. Wer gibt ihr die Monate, die Jahre vielleicht wieder, die sie in bangem Warten, in vergeblichem Hoffen und Sehnen verbracht, die ein frevventliches Spiel sie gekostet? Muß ich es Ihnen erst klar machen: So handelt kein Gentleman! Und besäßen Sie alle Äußerlichkeiten eines solchen, und noch den Zauber bestrickender Liebenswürdigkeit dazu, — zum Kern der Vornehmheit sind Sie noch nicht gedrungen, zu echter, unverfälschter Ritterlichkeit!"

Und Madame Etikette schüttelt den weißgepuderten Kopf: „Den Schild vor die Frau, ihr Herren!"

An anderer Stelle ist von Krankenbesuchen die Rede. Ein Baby ist angelangt, es ist Pflicht der befreundeten Dame, der Wöchnerin persön-

lich den Glückwunsch zu bringen.
„Leise soll man eintreten, leise auftreten, nicht stürmisch mit Kuß und Händedruck und wortreicher Begrüßungsrede über die Ruhende herfallen, nicht das Zimmer mit lautem Lachen und geschäftiger Unruhe erfüllen. Und was man tut und was man sagt, es ist nur wohlgetan und wohlgesagt, wenn es freudigen Widerhall im Herzen der jungen Mutter wachzurufen geeignet ist. Nur nicht trübe Worte, Mahnungen, eitles Besserwissen und -wollen hier am Lager einer schonungsbedürftigen Frau, und vor allem nicht das Heraufbeschwören von Erinnerungen an Körperqual und Schmerzen durch unzarte Fragen, durch schreckhafte Erzählungen und Berichte! Es gibt doch so viel zu loben, so viel zu bewundern dort im Zimmer bei Mutter und Kind: Die Pflegerin macht den denkbar besten Eindruck, verständig, umsichtig scheint sie ihr Amt zu verstehen. Bloß nicht Ratschläge aufdrängen, andere als die angewandten Methoden eigensinnig loben und als besser hinstellen! Das ärgert nur und ändert nichts. Und wäre das kleine Neugeborene mit seinem verschrumpelten Gesichtchen gelb und mager, anzusehen wie ein kleiner Chinese, — es ist trotzdem ein Ausbund von Schönheit! Die Mutter sieht es ja nicht anders, und weshalb ihr das Glück schmälern, das ihr aus Kinderaugen entgegenlacht? Der kluge Blick, die süßen Händchen, das Mündchen und die Winzigkeit der Fingerchen, es bleibt noch genug zu loben übrig, selbst am kleinen, runzligen Mongolen!“

Und endlich sei aus dem Kapitel „Vom Servieren“ ein kleines „Mißverständnis“ berichtet, das der Verfasser selbst miterlebte: „Berta, das „Mädchen für alles“, wird ja nicht gerade dem Beispiel jenes Pferdeburschen nacheifern, der kurz vor dem Diner für den erkrankten Diener einspringen mußte und nun noch im letzten Augenblick rasch von der Hausfrau die nötigen Weisungen erhält: „Die Speisen werden den Gästen von links dargereicht, alle gebrauchten Teller, Gläser, Bestecke nehmen Sie von rechts fort! Der frische Teller, das frische Besteck werden auch von rechts hingestellt. An dem Gaste vorbeilangen darf man niemals. Sie setzen sich die zu präsentierende Schüssel auf die linke Hand, die rechte Hand legen Sie auf den Rücken.“

„Die Hausfrau sprach,
Der Knabe lief . . .“

Und als er mit der ersten Schüssel hinter der Ehrfurcht gebietenden Gattin des Kommandierenden Generals stand und sie ihr darbot, legte sich seine rechte Hand warm und eindrucksvoll auf den entblößten Nacken der im festlichen Hofausschnitt prangenden Dame . . . .“

Diese wenigen Proben werden genügen, um erkennen zu lassen, daß nicht nur die Fülle dessen, was uns das Buch erzählt, seinen Hauptwert bildet, sondern vor allem die herzgewinnende Art, in der es zu uns spricht. Dies gibt dem Werke einen besonderen Reiz, dem nichts Ähnliches auf dem Gebiete des „Guten Tons“ an die Seite gestellt werden kann. Es ist ein Buch für jedes deutsche Haus, das überall, wohin es auch kommt, Freude und Segen bereiten wird. Mit dieser Aufgabe gehe es hinaus, in alle Schichten des Volkes, wandere es vor allem zu unsern heranwachsenden

Söhnen und Töchtern, ebne ihnen den Weg zu Erfolg und gewinne ihnen Achtung und Liebe; denn nichts wurzelt so zäh, Wahres und Falsches, Gutes und Böses, als die Saat, die in den Herzen der Jugend aufgeht.

Dr. Erwin Rex.

Max Liebermann. Eine Kunstgabe, 4 Textbilder und 14 Vollbilder (Kunstblätter) nach seinen schönsten Werken. Mit einer Einleitung in Mappe. Verlag von Jos. Scholz in Mainz.

Eine neue Kunstgabe, Max Liebermann gewidmet, liegt aus dem Verlag von Jos. Scholz, Mainz, vor. Wir haben an dieser Stelle wiederholt auf das Kunstgaben-Unternehmen hingewiesen, das die Vielgestaltigkeit und den Reichtum der deutschen Kunst so dankenswert weiteren Kreisen zugänglich machen hilft. Die vorliegende Gabe bringt aus dem großen Schaffensgebiete des Meisters 14 große Blätter und 4 Textbilder, die von den verschiedenen Entwicklungsstufen des Künstlers Zeugnis geben. Sein Selbstbildnis leitet die Reihe ein, es folgen die Kleinkinderschule — Im Hofe des Waisenhauses — Das Altmännerhaus — Alte Frau am Fenster — Die Schusterwerkstatt — Flachsscheuer — Die Netzflickerinnen — Die Frau mit den Ziegen — Die Schäferin — In den Dünen — Porträt Friedrich Naumanns — Strandbild — Die Reiter am Strande. — Alles vortrefflich gelungene Reproduktionen, in verschiedenen zu jedem Bilde fein abgestimmten Tönen. Auch dieses Heft kostet wie die anderen Kunstgaben von Kalckreuth, Leibl, Millet, Thoma usw. nur 1 M.

* * *

Für den gesamten Inhalt verantwortlich: Dr. E. E. Friedegg in Schöneberg — Druck von Richard Falk, Berlin W. 66, Leipzigerstr. 115/16.

Hans Memling:
Ein Heiliger

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Nord und Süd, Zeitschriften-Verlag G. m. b. H.
Berlin W. 30 / Traunsteinerstr. 3

35. Jahrgang. Bd. 137. Heft 430. Zweites Maiheft 1911

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Oberstleutnant Rogalla von Bieberstein: Der Feldzug der Türkei in Yemen

Mit dem am 6. April nach heftigen Kämpfen erfolgten Einmarsch der türkischen Truppen Izzet Paschas in das von den aufständischen Arabern unter dem Scheikh Idris zernierte, in der Region zwischen Sanaa und Menaha vom Imam Yahia verteidigte Sanaa, die Hauptstadt des Vilajets Yemen, und mit der infolge einer Aufforderung des Groß-Scherifs von Mekka begonnenen Unterwerfung einiger Stämme des Yemen-Gebiets Asyr, kann eine ernste Gefahr für die junge Türkei als beschworen gelten, die um so bedeutender war, als sie in jüngster Zeit mit dem gefährlichen Aufstande in Albanien zusammenfiel, wenn es sich auch nicht, wie zuerst angenommen, bei dem Aufstand um eine religiöse Bewegung handelte. Man hatte geglaubt, der Widerstand der Araber Yemens und Asyrs gelte dem, daß die „junge Türkei" den Ungläubigen gleiche Rechte zuerkenne, wie den Moslems, und daher den wahren Glauben verrate, und nicht mehr würdig sei, den Islam zu vertreten, und Beschützer des heiligen Gebiets von Mekka und Medina zu bleiben. Damit aber wäre das türkische Khalifat, das an die Schirmherrschaft Mekkas geknüpft ist, ernstlich gefährdet und die Stellung der Türkei unter allen Moslems der Welt erschüttert worden. Dieser Annahme trat jedoch bald die andere gegenüber, daß der Aufstand politische Ziele verfolge, und daß in Yemen und Asyr die Autonomie angestrebt werde. Allein beide Annahmen bestätigten sich nicht, vielmehr werden die Vorgänge in Südarabien heute in der kleinasiatischen Presse als Folgeerscheinungen der Einführung der Verfassung betrachtet, welche die Yemenaraber an der Ausübung ihres Jahrhunderte alten Räuberhandwerks hindert, indem sie den Staat verpflichtet, ihnen das Handwerk zu legen. Eine „arabische Frage" im politischen Sinne sei nicht vorhanden, und ebensowenig ein nationalpolitisches Endziel. Immerhin wird jetzt aus Konstantinopel die Gründung einer arabischen Partei im türkischen Parlament berichtet, die den größten Teil seiner 68 arabischen Vertreter umfaßt. Die neue Partei bezweckt in erster Linie die Fürsorge für die Erhaltung und Entwicklung der arabischen Nationalität, und daß der Unterricht in allen arabischen Schulen in arabischer Sprache erteilt wird, und in den arabischen Gegenden nur Araber oder der arabischen Sprache, Bräuche und Sitten

völlig kundige Personen als Beamte angestellt werden. Jedoch wird in politischer Beziehung ein selbständiges Vorgehen der arabischen Partei nicht vorausgesehen. Überdies steht in Kairo die Abhaltung eines muselmännischen Kongresses für Ägypten bevor, mit einem Wort, es regt sich auch in der südwestlichen Welt des Islam. Aus den Berichten der Tagespresse und dem über den Gegenstand vorliegenden, militärischen, geschichtlichen und geographischen Material läßt sich bereits heute ein Überblick über den interessanten türkischen Feldzug in Yemen geben.

Das noch in voller Umgestaltung begriffene Heer der Türkei erhielt durch die Empörung der Araberstämme in Yemen frühzeitig Anlaß, eine größere kriegerische Probe seiner Fortschritte und der jetzt tatkräftigen Leitung der Politik der Pforte abzulegen. Noch ist die beschlossene Bildung von 7 neuen Armeekorps mit etwa je 4 Reservedivisionen, wobei das 14. Korps nach Yemen kommen soll, nicht durchgeführt, und noch ist der Bau der Hedschasbahn von Damaskus nach Mekka in seiner letzten, beträchtlichen Teilstrecke unvollendet, so daß der ganze Transport der für die Unterdrückung des Aufstandes erforderlich erachteten 35 000 Mann auf dem Seewege erfolgen mußte. Bekanntlich hat die Pforte hierfür 5 große Dampfer in Deutschland gekauft. Die türkische Regierung soll entschlossen gewesen sein, wenn nötig 150 000 Mann nach Yemen zu schicken.

Nicht die Anzahl der aufrührerischen Araber war es, obgleich man sie auf 50 000 und selbst 100 000 Köpfe schätzte, die sie zu einem sehr achtunggebietenden Gegner machte, sondern vielmehr die Terrain- und namentlich die klimatischen Schwierigkeiten des Kriegsschauplatzes und der wilde und kriegerische Sinn seiner an jene gewöhnten, abgehärteten und bedürfnislosen, gut bewaffneten Bewohner, die, ihrer früheren, vollen Unabhängigkeit und ihres erfolgreichen Widerstandes gegen die Türkei und andere Mächte des Orients eingedenk sind, und mit dem Kriegsschauplatz ihrer Heimat völlig vertraut, dem Gegner zwar weit weniger in offener, rangierter Feldschlacht, wie vielmehr im ermüdenden Kleinkrieg entgegenzutreten imstande waren. Dazu kamen die weiten Räume des schwierig passierbaren, gebirgigen Kriegstheaters. Dieses, das heutige türkische Vilajet Yemen, umfaßt bei einem Flächeninhalt von 191 000 qkm und etwa 750 000 Bewohnern ein Gebiet von über der Größe halb Preußens. Das heutige Yemen bildet den Kern des alten, großen, gleichnamigen Reiches, das östlich und südlich von Mekka gelegen, die Südwestecke Arabiens, den Landstrich zwischen Hedschas, Nedsched, Hadrumaut und dem Roten Meere nebst dem heutigen Asyr und anderen Gebieten und der damaligen Hauptstadt Saba (heute Mareb) mit etwa 2½ Millionen Bewohnern umfaßte. Hier herrschten im Altertum die historisch nachgewiesene

Königin von Saba und die Himjariten, diese angeblich 2½ Jahrtausende, und noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts gebot der Imam von Sanaa über 30 Provinzen. Yemen war das „Arabia Felix" der Alten, da es in seinem Handel mit Weihrauch, Myrrhen, Zimmt, Kaffee und anderen kostbaren Produkten die Quellen großen Reichtums besaß. Dem Angriff der Türken im 16. Jahrhundert erliegend, und über ein Jahrhundert, von 1517 bis 1630, von ihnen beherrscht, wurden diese vom Scheikh Kasun bis auf einige Küstenplätze aus Yemen wieder vertrieben, jedoch 1872 von den Türken von neuem erobert. Allein die östlichen Distrikte Mareb, Jam, Saade und andere erkennen noch heute die türkische Herrschaft nicht an, die neuerdings inszenierte jungtürkische Verwaltung und Steuerhebung bilden einen Hauptgrund des heutigen Aufstandes der Stämme Yemens. Dazu kam die Behauptung der Araber, daß ihnen die Türken ihre zu Kaffeepflanzungen geeigneten Ländereien geraubt hätten, und daß die türkischen Beamten bestechlich und unwissend seien. Ferner aber, wie erwähnt, daß die junge Türkei den Ungläubigen gleiche Rechte zuerkenne wie den Moslems, damit den wahren Glauben verrate und nicht mehr würdig sei, den Islam zu vertreten. Nach anderer Lesart verfolgte der Aufstand politische Ziele und wurde mit ihm ,wie bemerkt, Autonomie für die Gebirgsgegend Yemens und Asyrs angestrebt.

Zur Beurteilung der für die türkischen Operationen in Betracht kommenden Verhältnisse des Kriegsschauplatzes mögen folgende Angaben dienen. Von der „Tihama", der Küstenebene von Asyr, und einer Lücke in dem den Westrand Arabiens begleitenden Küstengebirge bis zur Südecke Yemens an der Straße von Babel-Mandeb erstreckt sich der südliche, zerklüftete an Gipfeln reiche Teil des Gebirges, der Dschebel et Yemen. Dieser steigt bis zu 3200 m auf, und wird in der Breite von Sanaa zu einem ausgedehnten Gebirgslande, das zum Distrikt el-Djaud und den sandigen Ebnen von Mareb steil abfällt. Sanaa liegt 2130 m hoch, und die es umgebenden Gipfel überragen die Ebene noch um 650—1300 m. Von diesen Gipfeln herab kommen zahlreiche Gebirgsströme, welche die tiefen Felstäler bewässern, aber nur bis zur dürren Tihama, der Küstenebene, gelangen, wo ihr Wasser nur noch unterhalb der leichten Sanddecke zu finden ist. Obwohl die steilen Gebirgsabhänge, von denen das weiche Erdreich längst heruntergespült ist, meist öde und vegetationslos sind, findet man doch manche Gebirgsregionen kultiviert und produktiv, wie z. B. die südlichen Landschaften Yemens. Das ganze westliche Randgebirge ist zwar meist steil und felsig, aber es fehlt doch nicht an Bäumen, Quellen und Bächen, so daß der ganze Landstrich bis zum Südrande gut bevölkert ist. Überhaupt findet man überall, wo Wasser vorhanden und Bewässerung bewirkt werden kann, Bäume und umschlossene Felder, und zwischen den

wilden, basaltischen Bergen ziehen sich lange, gut bewässerte Täler hin. In den nach Süden und Osten gestreckten Tälern weiden die Heerden der Beduinen, in den nach Norden und Westen gerichteten wohnen seßhafte, fleißige Landbauern, deren Dörfer durch Gärten, Palmengruppen und große Kaffeeplantagen verschönert sind. Das Bewässerungssystem ist namentlich in Yemen zu hoher Vollkommenheit gediehen. Tiefe Brunnen, Zisternen und trichterartige Reservoirs sammeln das Wasser, das in der Regenzeit in Strömen herabstürzt und in der heißen Jahreszeit schnell wieder verdunstet. Mit Hilfe der künstlichen Behälter vermag man jedoch die Kaffeeplantagen im üppigsten Gedeihen zu erhalten. Von den stufenweise angelegten Reservoirs nutzt man zunächst die untersten bis zu ihrer Entleerung, füllt dieselben dann aus den höher gelegenen und trägt endlich im Falle der Not das Wasser aus tieferen Brunnen und Zisternen zu den Reservoirs, auf deren Inhalt das Bestehen des ganzen Anbaus gegründet ist. Größere Flüsse fehlen, wie überhaupt in Arabien, das 3 156 000 qkm, somit etwa $^1/_4$ der Fläche Europas umfaßt, gänzlich. Was das Klima betrifft, so gehört die Küste des Roten Meeres und somit die Yemens zu den heißesten und ungesundesten Gegenden der Erde, da auch die Nächte keine Kühlung bringen. In den Ebenen zeigt das Thermometer gewöhnlich nachts 37°, am Morgen 43° und am Tage selbst an den schattigsten Stellen 45° Celsius. Beim Wechsel der Jahreszeit tritt häufig der „Samum" ein, im völlig regenlosen Sommer herrscht der „Passat". In den gebirgigen Teilen ist das Klima verhältnismäßig gemäßigt, und in Sanaa, dem Hauptzielpunkt der türkischen Operationen, kennt man Schnee und Eis. Nach der in den Frühling fallenden Regenzeit tritt jedoch auch dort große Hitze ein, und man rechnete für den Feldzug auf Temperaturen über 45°, und schon jetzt litten die türkischen Truppen in ihren warmen Uniformen viel unter der Hitze, zumal bis zum Gebirge das Trinkwasser warm und schlecht ist, so daß Dysenterie und Verdauungsstörungen häufig vorkommen und von Indien eingeschleppte Pestfälle auftreten; die Cholera dagegen ist selten. Die an die Hitze und schlechtes Wasser gewöhnten Araber leiden unter jener um so weniger, da sie, nur ein Schurzfell um die Hüften tragend, im übrigen ganz nackt sind. Ihre guten Waffen und Munition erhalten sie durch Schmuggel vom Roten Meere her und aus dem unabhängigen Hadramaut. Sie verfügen außer einigen veralteten, früher den Türken abgenommenen Geschützen des Imam Yahia weder über Geschütze noch über Maschinengewehre, und waren überdies wahrscheinlich zum Teil noch mit Lanze und Säbel bewaffnet, daher zum Kampfe in offener Feldschlacht gegen die mit modernsten Feuerwaffen gut versehenen türkischen Truppen nicht geeignet, sondern nur zum

Kampfe in Bergpositionen und zum Guerillakriege gegen die Verbindungen der Türken.

Beim Ausbruch der Unruhen bestand die türkische Besatzung in Yemen und Asyr aus 3 schwachen Divisionen der 39. (Sanaa), 40. (Hodeida) bzw. 41 .(Asyr) in einer Gesamtstärke von nur 16 000 Mann, und diese waren an einzelne befestigte Punkte, die Kellas, des Gebiets verteilt, wo sie den kriegerischen Scheikhs Widerstand leisten konnten, wurden jedoch beim Beginn des Aufstandes in Stärke von etwa 10 000 Mann in Sanaa, in weit geringerer in Ebha in Asyr zusammengezogen. Von Sanaa aus hat diese Besatzung verschiedene Ausfälle unternommen, vermochte sich jedoch in Anbetracht der numerisch weit überlegenen Streitkräfte der beiden Führer der Aufständischen, des Imam Yahia und des Scheikh Idris, in keinen Kampf mit diesen einzulassen. Offenbar in orientalischer Übertreibung wurde deren Stärke, wie erwähnt, auf 100 000, wahrscheinlich richtiger auf 50 000 Mann geschätzt, von denen 20 000 Mann eine dem Imam Yahia völlig ergebene Kerntruppe fanatischer Anhänger bildeten. Die übrigen 30 000 Mann waren, wie verlautete, ihm zugezogene Beduinen, die fünf Maria Theresiathaler Monatsold und Verpflegung oder zehn Maria Theresiathaler (etwa 30 Franken) ohne Verpflegung erhielten. Die Hoffnung auf reiche Beute bei der Besiegung der Türken, namentlich an Waffen und Munition, dem geschätztesten Besitz des Beduinen, der im Norden Sanaas für ein mittelgutes Gewehr bis zu 200 Maria Theresiathaler zahlt, war es, die sie dem Imam zuführte. Bei einer früheren Belagerung Sanaas wurden bereits viele Gewehre erbeutet, die der Imam seinen Anhängern überließ, und das Gleiche hoffte man von der jetzigen. Schon Mitte Februar war ein Teil des Heeres des Imam unter Niederbrennung verschiedener Dörfer und Ermordung ihrer Bewohner und anderen Greueln bis in die Nähe Menahas, 60 km südlich Sanaas, vorgedrungen, und schickte sich zu einem Angriff auf die Hafenstadt Hodeida an. Seitdem war die Verbindung zwischen Hodeida an der Küste, in dessen Nähe die türkischen Truppen bei Ras el Ketib gelandet wurden, und Sanaa, bis zum 15. März völlig unterbrochen. Die von den Türken errichtete Heliographenlinie hatte völlig versagt. Bereits am 11. und 12. Februar waren die ersten türkischen Hilfstruppen, im ganzen 2800 Mann des zweiten Armeekorps mit vier Feldgeschützen und 250 Mauleseln, bei Hodeida eingetroffen und gelandet. Bei ihnen befanden sich viele Offiziere, die früher in Yemen standen. Die Truppen hatten, wie man berichtete, ein gutes Aussehen, kein einziger Erkrankungsfall war auf dem Transport vorgekommen, auch die Maulesel hatten ihn gut überstanden. Die Truppen trugen neue Uniformen und waren mit Schutztüchern gegen die Sonne sowie mit Gamaschen und gutem Schuhwerk versehen. Inzwischen wurden bedeutende Streit-

kräfte nachgesandt, und so bestand das Expeditionskorps, dessen Oberkommando an Stelle Abdullah Paschas, der Chef des türkischen Generalstabes, Izzet Pascha, übernahm, aus 34 Bataillonen, meist Linientruppen und aus Redifs. Da die Stärke der erstern auf nur 600 Mann, die der Redif-Bataillone auf 800 Mann angegeben wird, so ist die Infanteriestärke nur auf etwa 21 000 Mann zu veranschlagen. Dazu kam wenig Kavallerie, da das steinige Gebirgsland zwischen Hodeida und Sanaa zum Aufklärungsdienst für Kavallerie wenig geeignet ist, auch die Araber dort im Gegensatz zum Nedsched über fast gar keine Pferde verfügen, sondern nur über Esel, Maulesel und Kameele. Es sollten daher Aroplane, für den Aufklärungsdienst verwandt werden, und es wurden zu diesem Zwecke sechs Aroplane in Frankreich bestellt. Zum Expeditionskorps gehörten ferner eine Anzahl Schnellfeuergeschützbatterien und Maschinengewehre, sowie technische Truppenabteilungen und der Heerestrain, so daß die Gesamtstärke des Expeditionskorps die angegebene von 35 000 Mann erreicht haben dürfte. Über den türkischen Feldzugsplan verlautete das Folgende: Die türkischen Truppen rückten in drei Kolonnen gegen die Aufständischen vor und waren auf die Küstenorte Mokha (nicht Mekka, wie irrtümlich angegeben ward) an der Straße von Bab el Mandeb, Hodeida, 170 km südlich Mokhas, in Asyr, basiert. Von Mokha aus erfolgte der Vormarsch einer Division längs der Landschaft Täz nach dem 295 km entfernten Sanaa (230 km Luftlinie) auf ziemlich gut unterhaltner Hauptstraße, und daher hier nicht unter bedeutenden Schwierigkeiten. Das Vorgehen der zweiten Kolonne erfolgte von Hodeida im Tale über Badzil und Hadzile, dann auf steilem Pfade nach Menaha und hierauf bis zu dem 164 km entfernten Sanaa auf schwierigen Gebirgswegen. Der Vormarsch der nördlichen Kolonne vollzog sich von Kunfuda (oder Confida) nach dem 230 km entfernten Ebha, dem Zentrum des Gebiets Asyr, auf meist ebenem, jedoch zuletzt ansteigendem Gelände. Ebha war wie Sanaa von den Aufständischen, und zwar ersteres vom Scheikh Idris zerniert, und es sollten daher beide Plätze, und zwar Sanaa durch die beiden südlichen Kolonnen, Ebha durch die nördliche entsetzt werden. Die Verbindung zwischen Ebha und Sanaa war unterbrochen und bis dahin hatten nur Karawanen unter Bedeckung heimischer Scheikhs jene Strecken passiert, Militärpatrouillen und Abteilungen vermochten nicht die Verbindung zwischen beiden Orten aufzunehmen. Die ersten Zusammenstöße in Yemen fanden in den ersten Tagen des März zwischen dem regierungstreuen Stamm Ayal und einer 4000 Mann starken Truppe Aufständischer statt, wobei diese unter bedeutenden Verlusten zurückgeschlagen, dagegen der regierungstreue Stamm Tessie unter erheblichen Verlusten von den Aufständischen zum Rückzug gezwungen wurde. Vom Oberkommandanten der Truppen in Yemen ging am

11. März die Meldung ein, daß er von Menaha und Hadzile her einen kombinierten Angriff unternahm, um die Orte Lehab und Sulus im Bezirk Haras von Aufständischen zu säubern. Nach dreitägigen Kämpfen seien die meisten Dörfer und Befestigungen in die Hände der Truppen gefallen. Weitere Aufständische hätten sich ergeben. Das Gros der Truppen des Expeditionskorps verließ Hodeida zum Vormarsch auf Menaha am 10. März. Das Korps regulärer Truppen und arabischen Aufgebots Riza Beys hatte bereits etwa am 10. März Menaha als Basis erreicht und war in Fühlung mit der Besatzung Sammaas. Menaha sollte als Stützpunkt des Vormarsches, offenbar zur Sicherung des Trains und der Vorräte aller Art gegen Anfälle der zahlreichen Gegner, befestigt werden. Der einer französischen Unternehmergruppe übertragene Bau der Bahn von Hodeida über Menaha nach Sanaa wurde, da noch außerhalb des Aufstandsgebiets liegend, fortgesetzt. Der starke Stamm Bazat, der dem Scheikh Idris untersteht, unternahm inzwischen einen Angriff auf die türkischen Truppen, erlitt jedoch eine schwere Niederlage, wobei der regierungstreue Scheikh Hadi jene mit seinem ganzen Stamm unterstützte. Hierauf wurde dem türkischen Zentralkomitee in Saloniki am 16. März vom Kriegsschauplatz in Yemen gemeldet: „Die Truppen gingen auf Eschehir, Ebha (somit in Asyr) und Hugzeile vor und trieben die Araber überall in die Flucht. Die Maschinengewehre richteten unter ihnen große Verheerungen an. Sie verloren in den letzten zwei Gefechten 200 Mann, die türkischen Truppen 40 Tote. Der Scheikh Yahia soll auf englisches Gebiet geflohen sein. Die telegraphische Verbindung zwischen Hodeida und Sanaa ist wiederhergestellt." Erst Ende März gingen die Expeditionstruppen in 2 Kolonnen von Menaha durch das bergige Gelände von Nimjar in der Richtung auf Sanaa vor. In der Gegend von Hadschara unternahmen die Araber mehrere erfolglose Vorstöße, zogen hierauf in der Richtung von Meabir und Beni-Mukabil ab und planten vergeblich, von Schebam aus Menaha zu bedrohen; denn die türkische Verbindungslinie Menaha-Hodeida blieb gesichert. Nach wiederholten Kämpfen hatte sich die türkische Vorhut mit der bisher zernierten Besatzung des südwestlich Sanaas gelegenen Postens, Sina Pascha, am 3. April vereinigt und wurden die den Ort Benischualb an der Straße nach Sanaa belagernden Aufständischen zerstreut. Die übrigen Aufständischen konzentrierten sich nunmehr in Beittirum, Messadschid und Hasmie zwischen Sinan Pascha und Sanaa, eine andere Kolonne zog nordwestlich auf Haddsche ab. Der Imam Yahia befand sich in Erdschab nordwestlich von Sanaa. Am 4. April rückten die Truppen, nachdem sie eine feste Stellung der Aufständischen nach zweistündigem Kampfe genommen hatten, gegen Sanaa vor und wurden mit den Streitkräften des Imam Yahia, die sie am Vormarsch zu hindern

versuchten, in einen heftigen Kampf verwickelt. Die Aufständischen leisteten noch in den Defileen westlich Sanaas vergeblichen Widerstand und zogen dann in die Wüste ab, so daß die türkischen Truppen am 6. April in Sanaa einrücken konnten. Der Aufstand gilt damit als erloschen, und daß eine türkische Kolonne bei Ebha das von seiner Besatzung erfolgreich gegen alle Angriffe verteidigt wurde, zu jener Zeit in einen Hinterhalt fiel und 100 Tote verlor, sowie der noch am 8. April in 6 Orten der Umgebung Sanaas geleistete, vergebliche Widerstand, bei dem die Aufständischen mehrere hundert Tote verloren, vermag daran nichts zu ändern. Nach den zahlreichen heftigen, für die Aufständischen sehr verlustreichen Kämpfen ist nicht anzunehmen, daß sie den Widerstand, etwa später aus der Wüste hervorbrechend, fortsetzen, sondern daß sie Aman verlangen, und erhalten werden. Die türkische Regierung ist bereits darauf bedacht, nach der vollständigen Unterdrückung des Aufstandes in Yemen und Asyr an eine Neugestaltung der Verwaltung dieser Gebiete zu schreiten, welche Bürgschaften für eine durchgreifende Verbesserung der Lage der Bevölkerung und für die dauernde Erhaltung normaler Zustände bieten soll. Zu diesem Zweck wurde von der Regierung in Konstantinopel eine Kommission berufen, die sich mit der Feststellung der in Yemen und in Asyr einzuführenden Reformen befassen soll. Ihr liegt bereits ein Entwurf vor, dessen Beratung demnächst in Angriff genommen wird. Für ihn kommt besonders auch die Behandlung des nordöstlich von Sanaa liegenden schönen und fruchtbaren „Saadegebiets" in Betracht, das, wenn es auch scheinbar zum Vilajet Yemen gehört, völlig unter der Autorität des Scheikhs Seid Dahiani steht, der von den Zeidis, die das erwähnte Gebiet bewohnen, als Khalif anerkannt wird, und, früher dem zweiten Imam des Gebiets, Yahia, feindlich gegenüber stehend und ihn noch 1908 bekämpfend, seinen Frieden mit diesem zu machen genötigt war. Somit bietet sich der jungen Türkei in Arabien die weite und schwierige Aufgabe der endlichen, festeren Angliederung und gesteigerten Kultivierung des bisher nur in losem Zusammenhange mit dem Kern des osmanischen Reiches befindlichen gewaltigen Gebiets.

Der Höchstkommandierende, Izzet Pascha, meldete am 14. v. Mts. aus Sanaa, daß sich die über Mokha-Taiz dicht nördlich des englischen Schutzgebiets Aden vormarschierten 4 Bataillone, die eine rechte Seitenkolonne der Hauptarmee darstellten, und etwaigen Waffenschmuggel über Aden verhüten sollten, nach unbedeutenden Gefechten in Sanaa mit der Hauptarmee vereinigten. Die von Reuter verbreitete Eingeborenen-Nachricht von der Vernichtung dieser Kolonne wird auch dadurch widerlegt. Außer dieser Kolonne sind 4 weitere Bataillone von Hodeida mit den neu beschafften Gebirgshaubitzen eingetroffen. Izzet Pascha säubert

nunmehr die Umgegend von Sanaa, um dann in nordwestlicher Richtung ins Innere vorzudringen. Er nähert sich dadurch der Armee des Groß-Scherifs von Mekka, der mit 6000 Mann und 3000 Kameelen von Mekka, gegen Ebha, die Hauptstadt der von Seid Idris aufgewiegelten Provinz Asyr, vorgeht. Der Groß-Scherif hat auf seinem Marsch von dem türken-freundlichen, zentralarabischen Herrscher, Iben Reschid, Verstärkungen in Höhe von 4000 Mann und 800 Kameelen erhalten. Weiterhin rücken acht türkische aktive Bataillone, die in verschiedenen Hafenorten von Asyr und Hedschas ausgeschifft wurden, mit Geschützen und Maschinengewehren an die Hauptmacht des Großscherifs heran. In zwei Wochen dürfte der Einzug in Ebha erfolgen.

Die Verluste der Aufständischen in Sanaagebiet während des ersten Drittels des April werden auf 1500 Mann geschätzt, während die der türkischen Truppen etwa ein Drittel dieser Zahl betrugen. Über die Situation in Asyr, wo Said Idris Ebha blockierte, wurde außer den sich nicht bestätigenden Nachrichten von türkischen Schlappen, bis zum 13. April nichts weiteres bekannt. Am 14. April aber brach, einer Konstantinopler Meldung vom 20. April zufolge, der Groß-cherif von Mekka mit 9000 Mann in drei Kolonnen gegen Asyr auf. Eine Kolonne von 30 Mann unter Scherif Haidar rückte gegen Sabiha vor. Eine andere Kolonne von 1500 Mann wurde von dem Abgeordneten von Mekka, dem Scherif Abdulah, befehligt. Das Zentrum, bestehend aus 4500 Reitern, wurde vom Großscherif mit seinen drei Söhnen kommandiert und marschierte gegen Said Idris.

Zwei auf Konfida basierte Bataillone der Hedschasdivision mit 4 Gebirgsgeschützen und 2 Maschinengewehren unterstützten das Zentrum, und man hoffte, Said Idris mit beiden Kolonnen zu umfassen und ihm einen vernichtenden Schlag beizubringen. Überdies verfügte der Großscherif über starke Reserven. In Anbetracht der fortdauernden Erfolge der türkischen Truppen in Yemen wird in Konstantinopel an den amtlichen türkischen Stellen wie in den diplomatischen Kreisen der Bewegung in Asyr und Yemen keine besondere Bedeutung mehr für die gesamte innere Frage des ottomanischen Reiches beigelegt. Die Besorgnisse, die von Manchem infolge der Gleichzeitigkeit der Bewegung in Yemen und der Ereignisse in Albanien geäußert wurden, erscheinen nunmehr entkräftet, und die Behauptung, daß an zwei weit voneinander gelegenen Punkten der Türkei in bedenklicher Weise an dem Bestande des neuen Regimes gerüttelt werde, hat die Berechtigung verloren. Die Aufständischen in Yemen weichen vor den Truppen überall zurück und haben die Widerstandskraft eingebüßt.

Adolf Wilbrandt:
Cornelia

Fortsetzung.

„Prinzipiell und theoretisch!“ fiel Cornelia ihm ins Wort. „Ihre alten Lieblingsworte. Wir brauchen hier heute beides nicht. Wir sind ganz zufrieden. Lassen Sie uns nur, wie wir sind!“

Wurzer stand tiefbetroffen da; in jedem Ton dieser ihm so bekannten Stimme hörte er etwas, das ihm neu war und fremd. Er blickte von Cornelia auf Jakobi, und von dem wieder auf Cornelia. „Wie wir sind“; er wiederholte langsam ihre letzten Worte. „Sehr wohl. Zu Befehl. Ich will ja nicht stören!“ — Durch ein selbstgewisses Lächeln Jakobis gereizt sprach er dennoch weiter: „Ich wollte mir nur erlauben, so ganz nebenbei zu bemerken: etwas besonders Tiefes oder gar Urkräftiges kann ich in den gepriesenen Unharmonischen nicht sehn; habe mich ganz vergebens bemüht. Habe nur gefunden, daß es die krankhaft Modernen sind — die aus ihrer Unvollkommenheit eine Tugend und aus ihrer pathologischen Beschaffenheit eine erlogene Gesundheit machen!“

„Was ist Ihnen, Herr Doktor?“ sagte Cornelia, ebenso gereizt wie er. „Sie sehen dabei Herrn Jakobi so merkwürdig an. Wollen Sie den als „krankhaft Modernen“ —?“

Karl wehrte überlegen lächelnd ab: „Bitte, bitte, lassen Sie. Sie sehn ja, daß ich Herrn Doktor Wurzer ruhig reden lasse.“

Wurzer verbeugte sich gegen Karl: „Ich danke.“ Er wendete sich gegen Cornelia, sein gerötetes Gesicht ward blaß: „Aber Sie nicht! Sie sind auf einmal — ich weiß nicht, wie — als wären meine Reden ein unerfreuliches, lästiges Geräusch, das Sie in einem — idyllischen Frieden stört. Warum, weiß ich nicht. Aber vor der Tatsache — natürlich — zieh' ich mich zurück. Falle nicht mehr lästig. Auf Wiedersehn — allerseits!“

Er hatte seinen Hut genommen und war mit ein paar seiner langen Schritte aus der Tür.

„Herr Doktor —!“ rief Cornelia nach der ersten Verblüffung; es war, als erwachte sie jetzt erst ganz. Wurzer war schon hinaus. Sie wollte aufspringen, ihm nach; irgendetwas lähmte sie. Sie warf einen ungewissen Blick auf Jakobi; dann starrte sie in die Luft.

„Was war dem Dr. Wurzer?“ sagte Karl Jakobi so hin. „Ich verstehe nicht.“

„Ich auch nicht!“ sagte Lettow.

Hinter der Glastür tauchte der Professor Herwarth auf; er kam, wie er gegangen oder vielmehr gelaufen war, durch den Garten zurück. Eine Hand über die Augen haltend spähte er ins Zimmer hinein; dann nickte er zufrieden; „da sind sie noch!“ hörte man ihn durch das Glas. Er öffnete die Tür. Cornelia stand auf. „Mein Vater,“ sagte sie, ihn den Gästen vorstellend, die sich auch erhoben.

Herwarth trat ein, hieß sie willkommen und schüttelte ihnen die Hand. „Ich erkenne die Herren beide nach den Zeitungsbildern.“

Karl lächelte: „Und ich Sie an dem Fräulein: der Blick.“ Er sah auf seine Uhr, mit einer Art von Seufzer: „Und dabei ist leider unsere Stunde reinweg abgelaufen; ich kann Ihnen nur Guten Tag sagen und Auf Wiedersehn!“

Herwarth nickte: „Auf Wiedersehn bei *Ihnen*, und dann, hoff' ich, an einem schönen Abend *hier*!“

„Ich wünsche mir nichts besseres,“ erwiderte Karl und verneigte sich. Er trat dann vor Cornelia, die ihm ihre Hand stumm entgegenstreckte; er nahm sie und hielt sie eine Weile. „Gnädiges Fräulein — es war meine beste Stunde in dieser Stadt.“

Er ging zum Vorplatz hinaus. Auch Lettow nahm Abschied; seinem Orestes nachblickend sprach er mit seiner grauen Stimme: „Nicht wahr, dem geht viel im Kopf herum.“

Mir nun auch! dachte Cornelia. Sie hatte nichts mehr erwidert; sie mochte oder konnte nicht reden. Ihre Augen schauten in die Erde hinein.

Vater Herwarth stand, ohne sich zu rühren — sie waren nun allein — und beobachtete sein Kind. Nach einer Stille fing er sachte an: „Merkwürdige Augen — dieser Jakobi — und ein interessanter Kopf.“

„*Wie*, Vaterle?“ murmelte Cornelia, ganz verträumt.

Sie hört nicht? dachte Herwarth.

Auf einmal stand Wurzer wieder in der Tür; „Fräulein Cornelia!" stieß er etwas schwer heraus, bewegt und wohl auch zerknirscht.

„Was gibt's?" fragte sie.

„Ich — ich war schon weg; da bin ich wieder. Bitte um Vergebung. Meine Heftigkeit! Was für ein Unsinn, zwischen Ihnen und mir. Es — es überrumpelte mich, übermannte mich. Zum erstenmal, seit wir uns kennen. In dieser Weise zum erstenmal!"

Sie sah den Doktor an; sie sah aber wohl durch ihn hindurch; wenigstens schien es dem Professor so. „Ach," sagte sie, „das war ja nichts. Ach, das tut ja nichts."

„Geben Sie mir die Hand, Fräulein Cornelia?"

„Alle beide. Da." Sie hielt sie mit einer Art von Lächeln hin.

„Danke, danke!" hauchte er, alle beide drückend. „Auf Wiedersehn!"

Er war wieder draußen. Cornelia schaute wieder den Boden an.

Herwarth hatte beide beobachtet; nun ging sein Kopf langsam hin und her. Was ist? dachte er. Was ist meinem Kind?

* * *

Vierzehn Tage waren verstrichen; der Juni ging dem Ende zu. Herwarth hatte diesen Nachmittag nach der Vorlesung lange mit seinen Rosen geäugelt, ihren Duft genossen, auch ihnen Gutes getan, wie alle Tage; nun saß er unter dem Baldachin, der so angenehm vor der Sonne schützte, im bequemsten Lehnstuhl, und hörte die redselige und wie immer eifrige, auch geberdenreiche Johanna an. Sie, sie allein hatte den Herrn Obermedizinalrat, den Hausarzt, gesprochen; während des Kollegs war er dagewesen. Sie stand vor ihrem Professor und schüttelte den Kopf, wie sie ihn vor dem anderen geschüttelt hatte: „Nee, Herr Obermedizinalrat, sagte ich, d a s is nicht dran schuld!"

„Wann war der alte Herr hier?" fragte Herwarth.

„Na, es is wohl 'ne gute Stunde her. Sie waren noch nicht lange fort."

„Aber Cornelia schon lange."

„Ja. Jawohl."

„A n g e g r i f f e n, meint er, sähe Cornelia aus?"

Johanna dachte gewissenhaft und ausdrucksvoll nach; dann entschloß sie sich und antwortete: „Ich glaub', Herr Professor, er sagte: angegriffen. So wär' sie ihm vorgekommen, gestern auf der Straße. Und er drückte sich den Stock gegen's Kinn, das tut er ja gern, und sagte: Hat

F. v. Canal:
Westfälische Mühle

wohl zu viel studiert! oder zu viel gelebt! — Aber garnicht, hab' ich geantwortet, und hab' lächeln müssen. Herr Obermedizinalrat, da täuschen Sie sich! Diese ganze Zeit, seit die Weltumsegler hier sind, zwei Wochen, ist unser Fräulein gerade besonders viel in der Luft gewesen! hab' ich ihm gesagt. Hat mit den Herren geradelt, gerudert, gesegelt; auch geritten sind sie. Nee, zu viel studiert hat sie nicht! Davon kommt das nicht!"

„Ja, wovon kommt es denn?" sagte Herwarth, mit den Brauen zuckend. „Der alte Herr hat ja recht." Er tippte auf sein rechtes Auge: „Tiefe Augen hat sie. Keine gute Farbe."

Johanna zuckte gleichfalls mit den Brauen; sie ahmte oft ihrem Professor nach, ohne daß sie's wußte. „Sehn Sie — ich denk' manchmal —"

„Na, was denken Sie schon wieder? — Nur heraus damit."

„Sehn Sie, Herr Professor: dieser berühmte Mann, der Karl Jakobi. In Asien haben sie ja so viele sonderbare Krankheiten. Vielleicht hat er eine davon mitgebracht und unser Fräulein damit angesteckt!"

Herwarth stand auf; sein Gesicht blieb ernst. „Johanna, diese Vermutung gehört zu Ihren besten; ist ein echter Johanna Rathsack."

„Sie glauben nicht, daß das möglich ist?"

„Dem Mann sprikt ja die Gesundheit aus allen Poren. Sie und ich zusammen sind ja nicht so gesund!"

„Er guckt einen aber so — so merkwürdig an, Herr Professor. Stellt sich hin und sagt nichts, und guckt einen durch und durch — als kämen seine Augen hinten wieder raus. Neulich hätt' ich mich doch beinah umgedreht —" sie tat es jetzt — „als wären nun seine Augen oder was da hinten. — Das mag ich garnicht, Herr Professor."

„Und darum, glauben Sie, ist er nicht gesund?"

Etwas kleinlaut zuckte Johanna mit den Achseln: „Ja, gesund mag er ja doch wohl sein. Aber, Herr Professor — nehmen Sie's nicht übel — ich mag ihn nicht!"

Herwarth lachte herzhaft. „Das geht Ihnen wohl öfter so!"

Aus dem Hause kam die „Angegriffene", die vom Vater schon heimlich ersehnte Cornelia; bei dem warmen, sonnigen Wetter war sie nach ihrer Lust so leicht wie möglich gekleidet, frei an Hals und Armen; wie gut es ihr steht! fuhr durch den verliebten Vater hin. Sie ging zwischen Wurzer und Lettow, den Hut noch auf dem Kopf; blaß, aber in heiter-

ster Stimmung, schien es; Herwarths Aug' und Ohr glaubten freilich eine künstliche oder doch nervöse Uebertreibung zu verspüren. „Guten Abend, Vaterle!" rief sie schon von weitem. „Da sind wir wieder!" Sie kam näher und winkte mit der Hand wie mit einer Fahne: „Der Einsiedler in der „närrischen Villa" läßt dich herzlich grüßen!"

„Mich auch?" fragte Johanna.

„Nein, alte Hanne, Sie nicht."

„Muß ich also weinen gehn." Johanna ging zum Haus zurück. Ein letztes Wort mußte sie aber doch noch sagen, sie brummte es vor sich hin: „Nee, dies Durchunddurchgucken, das mag ich nicht!"

„Also ihr wart endlich bei ihm in der Villa," sagte Herwarth, nachdem er die Herren begrüßt hatte.

„Ja, es ist komisch," versetzte Wurzer. Der Gute hatte, sein eifersüchtiges Herz wie ein Vögelchen in der geschlossenen Hand, diese beiden Wochen tapfer miterlebt. „Jeden Tag wollten wir hin; immer kam was anderes."

Cornelia warf ihren Hut auf den runden Tisch unter dem Zeltdach, strich sich die aufgeregten Locken zurück. „Eine unternehmende, ruhelose, gefüllte — eine schöne Zeit!"

„Vielleicht etwas zu ruhelos," murmelte Herwarth. — „Und die Villa? Ist sie wild genug?"

Lettow lächelte: „Selbst für die lebhafte Phantasie Ihrer Tochter; und das will was heißen."

Cornelia warf sich auf einen Sessel: „Ein Traum, Vaterle! Ich dachte einmal: ich bin auf dem Mars! Aber nein, da ist wohl zu viel Kultur. Hier in der Villa darf die alte Natur so ganz tun, was sie will; das berauscht so, weißt du. Der alte bemooste Pavillon, beinah auch schon wieder Natur geworden, so mitten in der himmlischen Wildnis drin. Die Tür stand offen; man sah das Bett. Ein neugieriges Eichkätzchen war hineingesprungen, hockte auf dem Bett, als wär' es sein. Als wir aber näher kamen, husch! mit ein paar prachtvollen Sprüngen war es heraus und auf einem Baum. Und eine Nachtigall fing an zu singen; so früh am Tag. Und die Häher schnarrten. Und das hohe Gras wiegte sich in dem leisen Wind. Da so zu wohnen, Vaterle. In dem Traum zu schlafen. Das ist Poesie!"

„Du greifst dir aber an den Kopf," versetzte Herwarth, stand auf und trat vor sie hin. „Und wie sieht mein Mädel aus? So, daß sie mir gar nicht gefällt."

„Ich gefall' dir nicht? — Ach, mir ist so gut. Nur — ein dummes Kopfweh hab' ich —"

Er zog sie in seiner Unruhe vom Stuhl empor. „Das seh' ich ja. Die gespannte Stirn." Er schüttelte sie ein wenig an den Armen: „Mädel du!"

„Liebes Vaterle." Cornelie lehnte sich an ihn, weich und träumerisch.

„Kopfweh! Woher denn das?"

„Ja, das frag' ich auch. Woher? Ich versteh' es nicht. So luftfromm wie wir jetzt gelebt haben — gar nicht zu verstehn! — Ich möcht' mich eine Weile aufs Bett legen, weißt du —"

„Kind —!"

Sie streichelte ihn leise: „Nichts besonderes, mein Vaterle. In einer Stunde, einer halben Stunde ist es wieder vorbei!" — In Gedanken versinkend, ohne daß sie's wußte, fing sie an zu murmeln: „Man muß nur — — Ich will nur — —"

Auf einmal, auch unbewußt, lehnte sie sich mit einer gewissen Heftigkeit an Herwarth, als flöge sie zu ihm. Sie schlang einen Arm um seinen Hals, wie sich festzuhalten. „Vaterle!" stieß sie tonlos heraus.

Verwundert, fast beklommen neigte Herwarth sich gegen ihre glühende Wange und fragte: „Was ist?"

„Was ist?" wiederholte sie.

„Wovor fliehst du denn?" warf er halb lächelnd hin und schüttelte sie leise.

Es war, als erweckte das Schütteln sie. „Ja, ja. — Ja, ja. — Ach, die Herren wundern sich wohl, wie verzogen ich auf mein Vaterle bin. Ich muß mich wohl schämen. Zweiundzwanzig Jahre! — — Eine halbe Stunde ruhn. Dann ist's wieder gut." Sie strahlte heiter: „Morgen wieder gesund und „lustik"!"

Cornelia ging langsam ins Haus zurück; alle sahen ihr nach. „Ich hoffe," sagte Lettow, seine stillen Gedanken unterdrückend, „das Fräulein ist schnell wieder hoch. Wenn man so frisch und voll Leben ist — wir staunen immer —"

In Herwarth rührte sich der Vaterstolz: „Ja, in der ist wohl Leben genug!"

Lettow setzte seinen Hut wieder auf: „Ich empfehle mich für heut, Herr Professor; wollte nur das Fräulein mit nach Hause bringen. Der

Abend neulich, hier im Garten, war so wunderschön; Jakobi und ich, wir sprechen noch jeden Tag davon."

„Ich denke, wir wiederholen ihn noch."

„Falls wir noch einige Tage bleiben, wie gern!"

Lettow nahm Abschied und ging. „Ich sollte nun ja auch — —", sagte Wurzer, griff zu seinem Hut, blieb dann aber stehn. „Indessen — Herr Professor — erlauben Sie eine Frage. Haben Sie noch ein paar Minuten Zeit?"

„Für meinen alten Famulus immer. Was haben Sie da hinter diesem ernsten —" er lächelte — „bedeutenden, schwerbeladenen Gesicht?"

Wurzer tat einen tiefen Atemzug. „Möchten Sie mir's nicht ungut nehmen, lieber Herr Professor, und nicht mißverstehn; mir erscheint es wie eine Gewissenspflicht! Ich fühle mich Ihrem Haus so angehängt; wenigstens anhänglich . . . Der ist nun also vierzehn Tage hier; das heißt, so lange kennen Sie ihn, Sie und — Fräulein Cornelia. Und ich, der ich immer mit dabei war —" er warf rasch und leiser hin: „ich dachte, es ist gut — ich hab' ihn nun auch, natürlich, besser kennen gelernt. Ihn und diesen Lettow, den er seinen Pylades nennt; den ich seinen Schatten und seinen Helfershelfer nenne. Ich hab' aber auch herumgehorcht; — ich dachte, es ist gut. Und da hab' ich denn Blicke in seine Psyche getan — Blicke — — lieber Herr Professor!"

„Sie atmen ja förmlich schwer. Nur frisch, frei heraus!"

„Es ist ein zu gefährlicher Mensch, Herr Professor. Schlimmer als ich ahnte! Seine Frau, die schon einmal geistesgestört war, dann genesen ist, aber immer schwersinnig, nervenkrank — durch ihn geworden, sagt man, da er ihr beständig untreu ist . . . Nämlich dem anderen Geschlecht so zugetan — immer neue Abenteuer — oder Leidenschaften — — Verzeihen Sie, ich erzähle konfus. Seine Art zu leben ginge mich ja auch sonst nichts an; aber die — Ruchlosigkeit, durch die er seine Opfer gewinnt —"

„Ruchlosigkeit?"

„Herr Professor, es sind die besten Quellen, die wahrheitsliebendsten Menschen . . . Ich hab' von Ihnen Kritik üben, wissenschaftlich zweifeln gelernt; aber hier verstummen Zweifel und Kritik!" — Er wiederholte: „Seine Opfer gewinnt. Wohl nicht alle, selbstverständlich; aber viele fängt er so. Er redet ihnen vor — daß er beredt ist, das wissen Sie — redet ihnen vor, er heirate sie, sobald sie sein geworden sind. Aber sind

sie das — in gutem Glauben — und durch seine „Romantik“, seine Künste verführt — dann gerät er außer sich: die Frau, seine Frau, die schon in die Scheidung eingewilligt hatte, ist wieder rabiat geworden, will nicht, weigert sich! — Manche meinen sogar, die ganze Frau sei von ihm erfunden; aber nein, ich weiß jetzt gewiß, sie lebt. Irgendwo, halbverschollen, elend. Alles andere — sei Lüge, sagt man. Mörderische Lüge!“

Herwarth, der wieder gesessen hatte, stand erschüttert auf; es überlief ihn. Seine Cornelia . . . „Hm!“ machte er, sich fassend. „Also so ein Mensch. — Ich habe keinen Grund, an Ihren Geschichten zu zweifeln; denn — wenigstens daß er unwahr ist, hab' ich auch gehört. So will er des Präsidenten Roosevelt Freund sein und er kennt ihn kaum . . . Ich verstehe, warum es Sie drängt, mir das zu erzählen; — und seien Sie ruhig, ich mißverstehe Sie nicht. Sein Verkehr mit meiner Tochter — so — so eifrig — es ging mir schon im Kopf herum. Nur weil Sie mit dabei waren, ließ ich es gehn. Heiliger Gott! Ist das aber so ein Mensch, dann —“

„Wenn ich Ihnen meine Gewährsmänner nenne, dann glauben Sie es gewiß!“

„Ja, die sollen Sie mir nennen, Wurzer. — Ich bin tief erschrocken —“

„Ein so vollendeter Heuchler! Ein so abgefeimter, ausgelernter Komödiant!“

Herwarth lächelte einen Augenblick: „Ach, mein lieber theoretischer Wurzer, so schulmäßig, so „gelernt“, gemacht sind ja diese weltklugen Fälscher nicht. Jeder hat einen echten Grund, etwas Angeborenes; der eine seinen Humor, der andere seine Gemütlichkeit, der dritte sein schwärmerisch Dunkles, seine „Romantik“, wie Sie sagen — das ist Karl Jakobis Fall. Allmählich, wenn sie weltklug werden, dann entdecken sie: das ist meine Waffe! Und nun bildet jeder seine angeborene Gabe sich zum Nutzen aus, macht sich aus dieser Haut ein Kleid, das er anlegen und ablegen kann, wie's ihm gerade taugt; es täuscht so gut, es schillert so echt, denn es ist doch immer noch ein Stück von ihm. Die große Waffe im Daseinskampf!“

Wurzer, der sechsundzwanzigjährige, schüttelte sich. „Pfui, eine gemeine Welt.“

„Ja, wer sich nicht vorsieht, den zerreißen die Sirenen! — — Ich gehe also noch mit Ihnen, Sie sagen mir, von wem Sie's wissen, und wie. Diese himmlischen langen Juni-Abende — da treibt mich's durch

die Straßen." Er nahm seinen Hut und rief Johanna, die eben in der Gartentür des Hauses erschien.

„Herr Professor?" antwortete sie, und kam gelaufen.

„Wenn meine Tochter wiederkommt — sie ist in ihrem Schlafzimmer — so sagen Sie ihr, ich bin fortgegangen, aber bald wieder hier."

„Sehr wohl, Herr Professor."

Johanna lief ins Haus zurück. „Also Sie Rabe, kommen Sie!" sagte Herwarth und hängte sich in Wurzers Arm. Sie gingen der alten Hanne nach.

* * *

Cornelia kam die Treppe wieder herunter, in ihrem Zimmer hielt sie es doch nicht aus; die Ruhelosigkeit in ihr war zu groß. Sie hatte ein weißes Tuch fest um den Kopf gebunden, das tat ihr schon wohl; und ihr tat doch auch wunderlich wohl, was sich ihr alles so unwidersprechbar beseligend im Herzen rührte . . . Unten hörte sie Schritte, Stimmen, sie erkannte sie; der Vater ging mit Doktor Wurzer fort, hinter ihnen fiel die Haustür zu. Allein! dachte sie. O wie gut! Sie trat ins Gartenzimmer, sie schloß die Augen; nun sah sie wieder den Pavillon, in dem Karl Jakobi wohnte, und die herrliche Wildnis. Es schien ihr, als gehöre sie mit dazu. Das Eichkätzchen im Pavillon! Wie süß! Und wie märchenhaft! Ach ja, ging ihr durch den Sinn, wer auch einmal so hineinschlüpfen könnte — und ein wenig gucken, horchen — und husch wieder auf dem Baum!

Sie nahm endlich das Tuch vom Kopf, warf es auf den Tisch. Es trieb sie zum Flügel, eines ihrer Lieblingslieder, das Goethesche Veilchen von Mozart, erklang wie leises Geläut in ihr. „Eigentlich schrecklich sentimental!" sprach sie vor sich hin. „Aus einem ganz, ganz andern Jahrhundert!" Sie setzte sich aber doch, spielte und sang, mit schwermütig leiser Stimme:

„Ach, denkt das Veilchen, wär' ich nur
Die schönste Blume der Natur,
Ach nur ein kleines Weilchen,
Bis mich das Liebchen abgepflückt
Und an dem Busen matt gedrückt!
Ach nur, ach nur
Ein Viertelstündchen lang!"

Indem sie sang, öffnete sich leise die Tür; Karl Jakobi trat ein. Sie sah und hörte ihn nicht. Von einer wonnigen Wehmut erfüllt sang sie weiter:

„Ach! aber ach! Das Mädchen kam
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Ertrat das arme Veilchen.
Es sank —"

Sie hörte ein halberstictes Räuspern, erschrak und fuhr auf. „Wer ist da? Wer ist da?" — Jetzt sah sie ihn; er stand noch nahe bei der Tür und lächelte. „S i e sind's!"

„Ja," erwiderte er; „verzeihen Sie. — So erschrocken! — Ihre Johanna läßt Ihnen sagen, Ihr Vater ist fort, wird bald wiederkommen. — Hab ich Sie s o s e h r erschreckt?"

„Wie sind Sie denn auf einmal hier?" Sie runzelte unwillkürlich die stolzen Brauen.

„Etwas — etwas Unüberwindliches hat mich hergezogen; die Menschen nennen es Sehnsucht. Als Sie aus meiner Villa fort waren — und diese Nachtigall so unsinnig sang — ich hielt's nicht aus! Auf einmal stand ich dann auf der Straße, an Ihrer Ecke; ich sah Ihren Vater und den Doktor Wurzer fortgehen — sie sahen mich nicht. Bin ins Haus getreten. Hab' Ihrer Johanna gesagt, daß ich mit einer wichtigen Nachricht komme, die Sie schon erwarten. Da ließ sie mich ohne weiteres ein . . . Ach, Fräulein Cornelia! Wie ist mir ums Herz. Nun sehe ich Sie bald nicht mehr. Meine Zeit ist um. Nächstens, allernächstens fort!"

Cornelia stand noch am Klavier, bisher regungslos; die letzten Worte trafen sie so hart, ihr war fast, als müßte sie umfallen. Sie lehnte sich an den Flügel an; so stand sie doch fest. „Allernächstens!" wiederholte sie. Nur das eine Wort brachte sie heraus.

„Ja," sagte er. „So ist's."

„Warum —?"

„Fräulein Cornelia, Sie wissen ja. Meine Zeit —"

„Ist um." — Sie sammelte und setzte sich; ersuchte ihn stumm, sich auch zu setzen. Mit möglichst fester, fast harter Stimme sprach sie dann weiter: „Sie werden sich wundern, wie — verträumt ich bin. Wie s o n d e r b a r ich bin. Ich höre das so ruhig mit an, daß Sie von Sehnsucht sprechen. Daß Sie unsrer Johanna was vormachen.

Daß Sie auf der Straße — — Was Sie wohl von mir halten? denken?"

„Daß Sie das beste, unschuldigste, herrlichste Mädchen sind, das ich rund um die Erde gesehen hab'!"

„Ach?" sagte sie mit einem schwachen Lächeln. „So herrlich bin ich? — — Verzeihen Sie, mein Kopf ist nicht gut — meine Gedanken sind so — — ich verstehe wohl den Sinn der Worte nicht recht. — Darum möcht' ich bitten —"

„Nein, nein!" rief er und schüttelte die Hand und den Arm.

„Warum sagen Sie denn schon Nein?"

„Sie wollen mich bitten, fortzugehen. Hören Sie drei Worte! Wir sind nie allein. Auf einmal reißt mich mein Schicksal weg, und wir wissen nicht, wer wir sind, und wir kennen uns nicht!"

„Drei Worte! — — Nun, so sagen Sie."

„Gestern zum erstenmal — als wir in zwei Booten auf dem Wasser fuhren — da sah ich endlich nur Ihr Gesicht, nur in Ihre Augen. Da hab' ich Ihnen von meinem Schicksal erzählt — bis die andern kamen. Diese Frau . . . Meine unglückselige Frau! an die Sie mich immer wieder erinnert haben; das ist auch kein Wunder. Es war so viel Holdes in ihr, so viel Liebreizendes. Erst die furchtbare Krankheit, die hat's zerstört; ihr Geist ist wieder klar, aber ihre seelische Blüte ist fort. Wie ihr eigner Schatten — fast sollt' ich sagen: wie ihre Karikatur — lebt sie da im Gebirge, allein, in gewollter Einsamkeit. Aber als wäre ein Dämon in ihr: freigeben, loslassen will sie mich doch nicht! Und so muß ich denn, so jung wie ich bin — eben zweiunddreißig — als vermählter Witwer durchs Leben gehn; allein und gekettet, frei und ohne Wahl! — Das lähmt mich so. Darum werd' ich nichts . . ."

„Oo wie können Sie nur so reden," fiel Cornelia ihm ins Wort, in Mitleid vergehend. „Sie nichts werden — Sie!"

Er streckte die beiden Arme aus, so stark, so leidenschaftlich, daß sie zusammenfuhr: „Wenn man so hohe Ziele hat! Wenn man so goldene Träume hat! Und dabei von Kraft und Leben und Lust geschwellt! — O Gott, wenn ich mit einem gleichgestimmten, gleichbegabten Menschen — verzeihen Sie, Fräulein Cornelia: wenn ich mit einem so herrlichen, gesunden, freien, edlen Wesen wie Sie leben, werden könnte!" — Cornelia erzitterte. Ein rascher Blick flog zu ihm

hinüber; dann überschauerte es sie. Sie starrte vor sich hin. „Fräulein Cornelia!" fuhr er fort; er hatte das alles gesehen. „Man hat Ihnen aber vielleicht — Unfreundliches, Abschreckendes über mich erzählt —"

„Wieso?" — Sie blickte flüchtig auf. — „Abschreckendes? — Nein."

„Ich dachte. Und wenn's noch nicht war, so kann es jede Stunde geschehen; von solchen Pfeilen sind ja alle Köcher voll. Ich lasse sie fliegen, wie der „wackere Schwabe" in Uhlands Gedicht, und gehe wie der „meines Weges Schritt vor Schritt". Aber Sie, Sie — vor Ihnen will ich ganz so sein, wie ich bin. Die Last, die ich hier auf dem Herzen habe — — Ihnen will ich alles gestehen!"

Cornelia erbebte wieder. Sie warf einen bangen Blick auf ihn: „Gestehn —"

„Ja, es ist eine Art von Schuld; ich betracht' es als Schuld! — Ich hab' heißes Blut; die inneren Feuerströme, von denen ich Ihnen einmal sagte; und die ewige Menschensehnsucht nach Glück! Nicht erst in diesen Wochen hier — meinem neuen Frühling, meiner zweiten Jugend, meiner allerschönsten Zeit — nein, schon einmal ist es wie eine Flamme von oben über mich gekommen. Auch ein edles, holdes Geschöpf. Auch ein deutsches Mädchen. Und grade damals durfte ich hoffen, meine Frau wird in die Scheidung willigen; sie schien dazu geneigt — oder war es auch. Ich warb um die andere, die ich liebte. Sie gab mir ihr Herz — und dann — — gab mir alles. Darauf — o wie grauenhaft! Mir wird wieder todeselend, wenn ich daran denke. Darauf, als die Frau da hinten im Gebirge von diesem, meinem Schicksal hört, als ich ihr meinen Wunsch ans Herz lege, um die Scheidung bitte — der Dämon bäumt wieder auf in ihr. Nein! Um keinen Preis! Niemals! — Ich fahre hin; vergebens. „Du bist mein und du bleibst es auch!" — Wie ein Gescheiterter, Zerbrochener, Vernichteter komme ich zu der andern zurück. Die glaubt sich von mir verraten, verwünscht mich, rast in wilder Leidenschaft — dahin neigte sie — verläßt mich über Nacht, ohne Abschied. Ist übers Meer gegangen, ich weiß nicht wohin. Verschollen. Nie von ihr gehört."

Er stand auf. Er ging langsam durchs Zimmer hin. Cornelias Augen folgten ihm mit starrem, sich allmählich feuchtendem Blick; sie rührte sich sonst nicht.

Er blieb wieder stehn, stand nun Aug' in Aug' mit ihr; es war ihr wieder, als spräche aus dem tiefen, rührenden Blick der schönen Augen seine wunderbar weiche Stimme mit. „Das ist's," warf er dann mit

einer Gebärde hin. „Das liegt nun wie ein Fluch auf mir. Wenn ich einmal freier atme, fröhlich oder hoffend in die Sonne schaue, so rührt mich etwas hinten an der Schulter an, wie eine gespenstische Knochenhand. Ich bin der wagemutigste Mensch und kann nichts mehr wagen. Ich bin wie zum Hoffen geboren und darf nichts mehr hoffen. Hab' sonst ein so reines Gewissen und gehe wie ein Verbrecher in der Welt herum. — Das, das lähmt. Das ist's."

Er lehnte sich ans Klavier. Cornelia stand nun auf, da er so regungslos erstarrte; ein unaussprechliches Mitleid trieb sie hin und her, zur Gartentür, die sie öffnete, wie um frische Luft in die Brust zu saugen; zur Speisezimmertür, von der sie auf ihn zurückblickte wie auf den tiefsten Jammer der Welt. So hatte sie noch nie, noch nie das Leid eines Menschen mitgefühlt. So hatte sie sich noch nie gesehnt: beizustehen! zu helfen! — Es zog sie endlich unwiderstehlich zu ihm; er regte sich noch immer nicht. Sie sah ihm eine Weile stumm in die Augen. Mit ihrem weichsten Ton fing sie an zu sprechen: „Ach, wie gern sagte ich Ihnen etwas Gutes. Irgend einen Trost."

„Es gibt wohl keinen," murmelte er.

„Gibt es wirklich keinen? — Wenn ich Ihnen nun sagte —"

Die Lippen brachten es noch nicht heraus, sie schlossen sich jungfräulich.

„Was denn?"

„Warum soll ich's nicht? — Ich hab so grenzenloses Mitleid mit Ihnen. — Ich hab Sie so lieb. — Ich liebe Sie."

„Cornelia!" rief er. Er stand und starrte, als faßte er es noch nicht.

„Ich hab noch nie einen andern als meinen Vater geliebt. Nun ist es aber — wie sagten Sie — wie eine Flamme von oben über mich gekommen." Sie legte sich die rechte Hand auf die Stirn, auf die Brust; als wäre ihr traumhaft feierlich zumut. „Aber gehn Sie jetzt! eh mein Vater kommt."

„Cornelia!" rief er wieder. Er griff nach ihren Händen, wollte sie an sich ziehn.

„Nein," sagte sie, weich und mild bittend, „rühren Sie mich nicht an! — Was soll nun werden? Ich weiß es nicht. Lassen Sie mich's in Ruhe — o Gott! „in Ruhe"! — lassen Sie mich's, so gut ich kann, still mit mir bedenken. So wie die andre, die verschollene, so werd'

ich's nicht machen; weder so noch so. Aber — ich weiß noch nicht. Ich begreif's noch nicht! Drum seien Sie gut, gehn Sie fort!"

Karl sah ihr noch einmal tief, forschend in das verklärte Gesicht; er sah so feierlichen Ernst darin; er entschloß sich, zu gehen. Sich vor ihr verneigend, erwiderte er: „Ich tue, was Sie wollen. — Cornelia! So war mir noch nie! „Das Leben ein Traum" — so war's noch nie. Ich noch nie so gerührt! und noch nie so glücklich! — Also gute Nacht." Er lächelte entsagend: „Wie ein guter Knabe."

„Desto mehr geliebt! — — O gehen Sie. Gehen Sie."

„Bis auf Wiedersehn!"

Er ging; er grüßte noch von der Tür zurück. Als sie allein war, bedeckte sie ihr glühendes Gesicht mit den kalten Händen.

* * *

Am nächsten Tag dämmerte der Abend. Cornelia irrte im Haus umher, hinauf und hinunter; sie hatte noch einmal den Briefkasten geöffnet, wieder nichts gefunden. Was war mit Karl Jakobi geschehen? Warum kam nichts von ihm? Nur am Morgen hatte auf ihrem Frühstücksplatz ein Kärtchen gelegen, mit fünf leeren Worten: „Verhindert, wohl den ganzen Tag." Was verhinderte ihn? — Hab' ich ihm gestern abend zu viel gesagt? dachte sie, wieder auf der Treppe stehend, auf dem Weg zu ihrem einsamen Zimmer. Hat's ihn hinterdrein befremdet oder abgestoßen? — Ach, schalt sie sich, ich bin verrückt. Seine Erschütterung, seine Rührung gestern, seine Seligkeit. Wie kann ich denn zweifeln? Macht das Lieben denn so verrückt? — Vaterle! Dein Kind. Was hast du für ein Kind! — Es zog sie zum Zimmer des Vaters hin, der war nicht zu Haus; irgend eine unbestimmte Sehnsucht zog sie — oder auch nur der Aberglaube, die letzte Hoffnung: vielleicht find' ich dort etwas! Sie stieg wieder hinunter und trat in Herwarths geliebtes Arbeitszimmer ein. Wie oft machte sie sich dort etwas zu schaffen, nur um den teuersten Menschen einen Augenblick in seinem Lehnstuhl, am Schreibtisch zu sehen; oder, wenn er fort war, wenigstens seinen Raum zu sehen, mit seinen Büchergestellen und Bildern zu liebäugeln, die Inschriften auf den vielen Fächern und Schubladen zu lesen: „Römische Verfassungsgeschichte", „Die Kaiserzeit", „Athen", „Sokrates und Plato", „Neuere Philosophie". Sie war das richtige Professorskind und war stolz darauf. Ihr war das alles so vertraut, wie wenn sie durch die Straßen ihrer Vaterstadt ging . . .

Vor dem mit Papieren bedeckten Schreibtisch stehend, nach einem flüchtigen Blick, schüttelte sie den Kopf. Nein, auch hier kein Brief, keine Karte von Karl! Er schrieb nicht! — Nur ein Zettel lag da mit Herwarths Schrift; sie sah näher hin; „für Cornelia" stand darauf. Sie las: „Ich bin zum alten Obermedizinalrat gegangen; komme wohl nicht zum Abendessen; bin aber bald nach neun zurück." Ach, dachte sie, plötzlich gerührt — ihr Herz war so weich, irrte hin und her wie sie selbst — und sie küßte den Zettel; ach, wie viele solche Blättchen hat er mir in diesen Jahren geschrieben! Alle aufgehoben. Wie schön, ach wie wunderschön waren diese Jahre! — Und jetzt? — Wenn der andere nun kommen wird? — Sie fuhr bei dem Gedanken zusammen; als würde die Tür nun aufgehen und er träte ein. Ob das auch andere haben, dachte sie, wenn sie lieben müssen? Sehnsucht und Furcht zugleich? Oder Furcht und Sehnsucht? — Sie breitete die Arme aus, nach dem Geliebten; „Karl Jakobi!" hauchte sie in die Luft, es war so süß, seinen Namen zu hören. Dann tat ihr auf einmal das Herz wieder weh, daß sich ihr Gesicht verzog; o Vaterle! Vaterle! sprach etwas in ihr.

Jetzt ging sie wirklich auf, die Tür; und wieder fuhr sie zusammen. Aber nein, Karl war's nicht. Johanna trat ein, vom Vorplatz her, ein Briefchen in der Hand. „Aha, hier!" sagte sie. „Ich hab' Sie gesucht. Das hat nämlich eben ein Dienstmann gebracht." Sie warf einen mißtrauischen, argwöhnischen Blick auf das Briefchen: „Ich kenn' ja doch die große Schrift? Ist das nicht von dem?"

Cornelia nahm es, ihr Gesicht beherrschend. „Von wem?"

„Von dem Weltumsegler?"

„Das wird sich ja zeigen. Bitte, lassen Sie mich jetzt . . ."

Johanna murrte etwas und ging. Cornelia hatte schon gesehen: von ihm! Sie riß das Billet auf und las: „Ich irre in den Straßen umher. Unter einer Laterne schreib' ich dies. Ich muß Sie noch sehen! Ja, das Schicksal treibt mich fort; aber ich hab' Ihnen Wichtiges, Wichtigstes zu sagen. Wenn's heute Abend noch möglich wäre! Ist es möglich, so brauchten Sie nur ein Licht anzuzünden und für eine Minute auf der Straßenseite an ein Fenster zu stellen. Ich hoffe! Es hängt die ganze Zukunft dran!"

Cornelia erzitterte. Sie schob das Briefchen in ihr Kleid, am Busen; sie starrte vor sich hin, dann aufs Fenster. Herwarths Arbeits-

zimmer lag an der Straße; ein Leuchter stand auf dem Schreibtisch, Feuerzeug daneben. Muß ich das tun? dachte sie; ihr Kopf gab aber schon die Antwort: er nickte. „Die ganze Zukunft?" Seine, ihre Zukunft? — Sie zündete die Kerze an, stellte den Leuchter ans Fenster, sah auf die dunkelnde Straße hinaus; schrägüber, an der Ecke, ja, dort sah sie den geliebten, gefürchteten Menschen stehn. Ihr war, als funkelten seine schwarzen Augen zu ihr ins Zimmer herein . . . Sie zählte hundert, dann trug sie den Leuchter zum Tisch zurück. Jetzt hatte er sicher das Licht gesehn! — Sie legte sich die Hand aufs Herz; es schlug gar so stark. Wie anders auf einmal ihr Leben! Sie hatte nicht mehr gewußt, was Heimlichkeit ist. Jetzt — in diesem Zimmer! Alle Nerven bebten. Dann war's aber auch, als jauchzten sie . . .

Draußen ward geklopft. Sie rief mit fester Stimme: „Herein!" Karl trat in die Tür; er sprach zum Vorplatz, offenbar zu Johanna, zurück: „Jawohl, denn das Fräulein erwartet mich!" Dann schloß er die Tür und blieb dort noch stehn, mit den Augen grüßend. „Welch ein Widersehn . . . Gottseidank! — Nicht wahr, Ihr Vater ist nicht zu Haus. Sonst hätten Sie ja nicht —"

„Nein", antwortete sie. „Aber sprechen Sie noch etwas leiser, bitte; vielleicht, daß Johanna horcht."

Er nickte und trat näher. „Teuerste Cornelia! — Bitte, setzen Sie sich; lassen Sie mich stehn. O was für ein Tag war dies! Und vorher die Nacht! — Die größte Seligkeit, die ich je erlebt hab'; je! Aber immer wieder der zagende, an den Kopf greifende Zweifel: kann es möglich, kann es wirklich sein? Und dann die herzlähmende Todesfurcht: wird ihre Liebe ausdauern? Wird sie, wenn es zu kämpfen gilt, auch den Kampf bestehn?"

„Wenn es zu kämpfen gilt?" Cornelia hob den Kopf. „Dann gewiß. Das ist ja erst Liebe, die kämpfen kann. Meine kann's gewiß!"

Die Blässe in seinem Gesicht, die ihr beim Eintreten aufgefallen war, verschwand; er lächelte ein wenig: „Ja, so hab' ich Sie mir auch gedacht. Ueber allen Mädchen und Frauen! — Dann kamen heut die Geschäfte, die Menschen, und fraßen mir den ganzen Tag. Ich hab mich wohl durch Jahre als Riese, als Titane gefühlt, zu viel unternommen; das rächt sich jetzt. Sie zerreißen mich! Ich mußte auch zur Reise rüsten . . . Aber teure Cornelia! Hören Sie! Schon vor fünf Tagen, als ich fühlte: ohne Cornelia Herwarth kann ich nicht mehr leben; ich

muß um sie werben auf Leben und Tod — da hab' ich an meine Frau geschrieben; hab' ihr geschildert, wie es mit mir steht, wie es in mir aussieht; mit Worten, die wohl ein Herz rühren konnten, hab' ich ihr geschrieben: jetzt, jetzt gib mich frei! — Sie haben sie auch gerührt. Das Edle in ihr hat gesiegt. Heut ist ihre Antwort gekommen — ganz so romantisch hochgesinnt, wie sie doch immer war und ist. Sie habe es noch einmal überlegt. Sie wolle mich nicht zugrunde richten. Dies ihr letztes Wort: wenn ich die Gegenliebe dieses angebeteten Mädchens erringe — und wenn dieses Mädchen wirklich das hohe, herrliche Wesen sei, das ich ihr geschildert — wenn es so lieben könne, wie man lieben müsse, mit allem weiblichen Opfermut — wenn es mir seine Seele, sein Leben, alles bedingungslos hingebe — dann wolle sie vor der in Ehrfurcht zurücktreten, mir die Freiheit geben, die ich dann verdiene. Sie wolle sich dann auch zum Opfer bringen, nichts scheuen — „bösliche Verlassung" — oder was sonst das rascheste, beste Mittel sei, mich von ihr zu scheiden. Das beteuere, gelobe, schwöre sie hiermit. Das sind ihre Worte!"

„Das beteuere —"

„Das gelobe und schwöre sie. — Geliebtester aller Menschen! So steht es nun. So steh' ich vor Ihnen!"

Cornelia stand auf; ihre Lippen, ihre Wangen, ihre Augen brannten. „Ja, und was glauben Sie nun? Daß ich da noch schwanke? Hab' denn ich keinen Opfermut? Konnt' ich mir denn Liebe je ohne Opfer denken? — Ach, wie Sie da stehn, mit dem wieder so blassen Gesicht, mit diesen fragenden Augen —, so sind Sie ja gerade der rechte für mich. Und ich fühle wie unsere Zeit — frei fühl' ich mich, frei. Ja, mich Ihnen geben, um Sie zu befreien! Damit Sie nie mehr sagen können: Das lähmt mich, darum werd' ich nichts!"

Sie war ihm entgegengetreten, er ihr auch; wie wenn zwei Sterne unwiderstehlich zusammenfallen, so sank sie ihm an die Brust.

„O du Süßeste!" hauchte er gegen ihre Wange, suchte ihre Lippen. „Ein Engel vom Himmel hat zu mir gesprochen!"

„Was soll nun geschehen?" sagte sie nach langen Küssen, noch in seinem Arm.

„Ich muß fort. Ich muß fort. — Wenn du mit mir gingst!"

„Wann?"

„O wenn du könntest — noch diese Nacht!"

Jacopo Palma der Aeltere: Maria mit dem Kinde vor Johannes dem Täufer und der heiligen Katharina.

Es durchzuckte sie. Mit einem wirren Blick schaute sie umher. Sie sammelte ihre Kraft. — „Wohin?"

„Auf eine Reise durch Deutschland, die vereinbart ist; mein Pylades Lettow hat's gemacht. Er mit uns, wenn du willst —"

Sie schüttelte den Kopf, es leuchtete in ihren braunen Augen: „Nein, ich will dir sagen, wohin! Eh du für die andern lebst, mußt du mich zu ihr bringen — zu deiner Frau, im Gebirg. Und du sagst ihr dann —"

Sein Arm war von ihrer Schulter weggesunken, so hatte ihn das überrascht, erschreckt. Arglos fragte sie: „Warum zucktest du?"

„Ein plötzliches Mißgefühl," antwortete er schnell gefaßt. „Wenn man Jahre lang vermieden hat, diese Frau zu sehen . . . Aber sag nur, sag nur. Es wird gewiß das Rechte sein. Du kannst nur das Rechte sagen. Und ich tu', was du willst!"

„O wie sind Sie gut." Sie zog seine Hand an ihr Herz: „Nein, verzeih — wie bist du gut! Ja, du führst mich zu ihr und sagst ihr: Da ist sie, so wie du's willst. Hat alles verlassen, alles hingegeben, will nichts als mein Glück! — Und dann wird sie glauben, nicht wahr. Nur auf einen Brief von dir — was kann man nicht schreiben? Sehen muß sie mich. Und alle Scheu und Scham überwindend muß mein Mund ihr sagen: ich gab mich für ihn! nun gib du ihn mir!"

Die schwärmerischste Opferseligkeit der Jugend erstrahlte aus ihrem unschuldigen, liebevollen Blick, aus dem ganzen edlen Gesicht. Es schien ihn tief zu ergreifen, es berauschte ihn; er küßte ihre Hände, er drückte sie an seine Brust. „Ja, ja, ja," sprach er auf die Hände hin. „Du Einzige! Du Unbegreifliche! — Ja, ja, du hast recht. Zu ihr, zu ihr. So viel Zeit muß mir Lettow schaffen, müssen sie mir lassen." Er faßte sie mit beiden Armen: „Aber dann sofort! sofort! Meine süße Heldin, noch diese Nacht!"

Cornelia durchfuhr es kalt. Sie überwand sich; Heldin! dachte sie. „Wie das?" fragte sie nur.

„Im Garten meiner Villa, da treffen wir uns; bei dem Pavillon. Die Gartentür, die beim Wald, durch die ich euch gestern hinausließ —"

Sie nickte. „Ich weiß!"

„Die lasse ich offen. Dort ist's still und tot, niemand wird dich sehen. Du nimmst nur das allernotwendigste mit — ein Handtäschchen —"

„Ja, ja."

„Alles andere kaufen wir unterwegs! Geld hab' ich genug. Beim Pavillon erwart' ich dich, warte bis du kommst. Du kommst aber bald —"

„Ja, ja."

„Und du kommst gewiß!"

„Gewiß!"

Er hielt sie an beiden Schultern, ihr sanft in die Augen lächelnd: „Schwör's!"

„Warum schwören? Ich sagt' es ja."

„Meine Seele zittert. Sie glaubt noch nicht an so viel Glück."

„O! Ist deine starke Seele so schwach? — Aber da du so rührend lächelst — und so blaß dazu. Ja, du mein Geliebter, ich schwör's!"

Er dankte ihr durch einen glückseligen Blick. „Nun zög' ich mit dir durch die Hölle durch! — Aber nein: ins Paradies. — — Aber ehe dein Vater heimkommt, fort! Jetzt nur mit diesem Händedruck. Doch mit dem heißesten Dank, nichts als Lieb' und Wonne und Glück. Ich erwarte dich!"

„Bald! bald!"

* * *

Karl war aus der Tür. Cornelia ging ihm nach, horchte durch das Schlüsselloch; drückte sich eine Hand auf das plötzlich hämmernde Herz. Dann sich wieder fassend, die aufsteigenden Gedanken wie mit beiden Händen von sich scheuchend, öffnete sie und rief hinaus: „Johanna! — Sind Sie da, Johanna?"

„O ja," erklang es ganz in der Nähe, auf dem Vorplatz. „Bin schon da. Was soll ich?" Johanna trat in die Tür, die blonden Brauen niedergezogen, die dünnen Lippen zusammengepreßt.

Cornelia erschrak fast über diesen Anblick; ihre Nerven erzitterten heut so leicht. „Johanna, was machen Sie für ein finsteres Gesicht?"

„Mach' ich ein finsteres Gesicht? — Das wollt' ich ja gar nicht," brummte die alte Hanne verstockt; „war mir's nicht bewußt. Ich dacht' nur ans Abendessen: das wartet schon so lang'. Na ja, es war ja der Herr Jakobi hier; der hat jetzt immer so dringendes. Kommt ja alles vor. Nein, ein finsteres Gesicht, das hab' ich nicht gewollt."

„Na, dann ist's ja gut," entgegnete Cornelia; sie wollte nicht zeigen, wie Johannas Wesen sie stachelte und reizte. „Das Abendessen — —

ich werd' eine Kleinigkeit essen, was Kaltes; dann will ich aber gleich zu Bett. Mir ist nicht recht gut; ich —"

„Schon *wieder* nicht? — Aber Fräulein Cornelia. Was ist denn das? Sie, die immer so kerngesund —!"

„Schütteln Sie nur den Kopf nicht so. Man darf doch einmal *weniger* kerngesund sein; „kommt ja alles vor", wie Sie eben sagten. Ich will mir's wegschlafen. Wenn der Vater kommt — so sagen Sie ihm —"

Eine plötzliche Bewegung wollte sie übermannen; es schlug ihr etwas auf das Herz. Mit all ihrer Macht hielt sie stand. „Nein, nein, nein," verbesserte sie sich. Ich schreib's ihm auf. Schreib's ihm selber auf. Und dann — etwas essen!"

Johanna ward weich, das kam immer bald, wenn sie mit Cornelia uneins war; „schon gut," brummte sie sanft. „Nämlich, Sie müssen doch auch bedenken, Fräulein Cornelia: wenn man so an Ihnen hängt. Schon so viele Jahre! Und so bleich wie Sie diese Tage sind —"

„War ich wohl schon öfter."

„Daß Sie mir nur nicht krank werden! Ne — das will ich nicht!"

„Ich auch nicht," sagte Cornelia mit einem erzwungenen Lächeln. „Jetzt gehn Sie nur. Morgen — bin ich ganz gesund!"

„Gott geb's! Amen!"

Johanna ging. Cornelia, wie eine Nachtwandlerin, im Traum, saß am Schreibtisch nieder; ein Wort an den Vater! so viel wußte sie, weiter nichts. Ihm ein Wort zum Abschied — — Sie nahm eine Feder, ein loses Blatt; „Ach mein Vaterle" fing sie bei dem Licht der Kerze an zu schreiben. Ach mein Vaterle . . . Sie sah die Buchstaben auf dem Papier; sie starrte sie eine Zeitlang an; endlich sprach sie sie vor sich hin: „Ach mein Vaterle!" — Darüber erwachte sie. Als hätte ein Blitz in ihr Hirn geleuchtet — fort vom Vaterle! fühlte sie auf einmal. Ihn verlassen! noch diese Nacht!

Die Feder fiel ihr aus der Hand. Sie brach in Weinen, in Schluchzen aus. Sie schob das Blatt von sich weg: „ich kann nicht! ich kann nicht! — *Morgen, morgen*, Vater!" Sie sah wieder die drei Worte auf dem Blatt; schnell ergriff sie es wieder, zerriß es, steckte es in ihre Tasche. „*Morgen, morgen*, Vater!"

Es war ihr, als hörte sie seine Stimme, als hörte sie ihn kommen. O Gott, ihn nicht sehn! — Feig, in jäher Angst, floh sie aus der Tür, auf die Treppe und zu ihrem Zimmer hinauf.

Cornelias überreizte Sinne hatten falsch gehört; Herwarth ging noch durch die verdunkelte Stadt, drei, vier Straßen entfernt, Wurzer neben ihm. An einer Ecke hatten sie sich getroffen; „ich hatte es gehofft," sagte der Doktor, auf seinen geliebten Professor niederblickend. „Ich sehnte mich danach. Ich betrachte es als ein Glück, daß ich Sie, und Sie allein, angetroffen habe!"

„Nach Glück sehen Sie aber gar nicht aus," erwiderte Herwarth. „Nur her, was Sie bei der Seele haben; gehn Sie mit nach Hause, Wurzer, begleiten Sie mich. Ich verstehe schon: wieder die Geschichte!"

„Wieder die Geschichte, Herr Professor," antwortete Wurzer leise, obgleich eben kein Mensch auf der Straße ging; „ja, das ist's ja eben! Mir ist schon ganz erbärmlich zumut: ich spiele schon die Rolle des Polizeispitzels, des Angebers, des Naderers, wie die Wiener sagen; und das liegt doch nicht in meiner Natur. Dazu dann das andere — — wozu meinen Kopf in den Sand stecken, Sie mit Ihren seelenkundigen Augen haben 's ja doch längst gesehn!"

„Daß Sie meine Tochter —?"

„Ich schäme mich ja auch nicht. Ist es denn 'ne Schande? Auch daß es unerwidert ist, dessen schäm' ich mich nicht. Ich verschweig' es ja. Es geht ja niemand was an! Nur daß Sie jetzt denken könnten: der läuft mir das Haus ein und lauert mir auf und macht diesen Jakobi schlecht aus gemeiner Eifersucht —"

„Aber mein lieber, guter —"

„Das nagelt mir die Worte im Halse fest! Das erstickt mich, das erwürgt mich, lieber Herr Professor!"

Fortsetzung im nächsten Heft

Erich Felder:
Dalmatinische Reise

Noch immer darf der Globetrotter den Österreichern vorwerfen, daß sie Dalmatien, das Sonnenland der Monarchie, vernachlässigen. Mancher überlegt sich ja den Besuch, um die Sache zu beschlafen und schließlich mit einer fesselnden Reisebeschreibung vorlieb zu nehmen; wie jener Naturfreund, der im schönsten Frühjahr eine lauschige Grotte aufsucht und im feuchten Dämmer ein Gedicht über die Sonnenpracht des Lenzes liest. An Büchern über Dalmatien herrscht kein Mangel, aber auch als literarische Pfadsucher gingen meist Ausländer voran; Fortis erzählte schon 1778 dem französischen Publikum in seiner „dalmatinischen Reise" von dem Leben der Morlaken, Marmier hat sich vor einem Vierteljahrhundert mit Dalmatiens Sitten und Gebräuchen befaßt, Dunkin schilderte seinen Landsleuten in Wort und Bild, wie dort Sport und Jagd gedeihen, und eins der stimmungsvollsten Bücher über das wundersame Land stammt von der Engländerin M. M. Holbach. Allgemach wuchs die Literatur über Dalmatien auch in deutschen Landen an, es sei nur an Heinrich Noë, Moritz Band und last not least an Hermann Bahr erinnert, der nebstbei auf der Rückkehr von Abbazia einmal bemerkt: „Späteſtens in St. Peter fängt sicher einer an: Wenn Dalmatien in England wär!" — Man könnte also glauben, ein Land, das so in aller Leute Munde lebt, bedürfe keiner weiteren literarischen Propaganda. Nun, zum Teil ergaben die Schilderungen des sonnumgoldeten Königreichs höchst subjektive Stimmungsbilder, wie Bahrs Buch, aus dem wir weniger Dalmatien als den wandelbarsten deutschen Autor von einer neuen Seite kennen lernen; in den meisten Fällen aber handelt es sich um gediegene, durch zahllose Bädekersterne erleuchtete Reiseführer, die keinen Menschen zum Reisen verführen. Es fehlte das Werk, nach dessen Lektüre der freie Mann seine Koffer packt und zu Cook geht, und just solch' ein suggestives Buch ist jüngst in der Serie „Kunst und Natur in Bildern" bei den Brüdern Rosenbaum in Wien erschienen; 46 Seiten Text von Arthur Rößler und 144 Illustrationen nach Aufnahmen von Bruno Reiffenstein — das Verhältnis dünkt mich beherzigenswert für modernpopuläre Monographien über „Kunst und Natur". — Wir schiffen uns in Triest ein, das Rößler als österreichisches Neapel preist — eine so sicher wirkende Schmeichelei

wie wenn man einem Deutschen sagen würde, er gleiche einem Englishman. Und nun genießen wir in behaglichster Gesellschaft das Feriengefühl der Reiselust, sehen ein Märchen aus tausend und einer Nacht nach dem andern zur Wahrheit werden, spüren im engen Winkelwerk steiler Gassen verborgenen Zügen des Volkscharakters nach und stehen bewundernd in den reichgeschmückten Schiffen altersgrauer Dome. Weite Wagentouren in brütender Sommerschwüle wechseln mit erquickenden Rundfahrten auf blauer Wasserfläche; wir sehen würzig duftende Blumen aus sprödem Felsgestein sprießen, so in Lacroma, dem Lieblingssitze des Kaisers Max, sprudelnde Wasserfälle murmeln uns ihr eintöniges Wiegenlied. Auch im leiblichen Befinden bleiben die abenteuerlichen Wechselfälle einer Südlandsreise nicht aus: vom juckenden Elend orientalischer Nächte erholt sich der Reisende bei den wienerischen Fleischtöpfen des berühmten Ragusaner „Hôtel Impérial"; nur ein Geist, der stets verneint, wie Bahr konnte die entscheidende Bedeutung besagter Fleischtöpfe für die Lösung der dalmatinischen Frage negieren.

Aber ich bringe unseren verdienten Reisemarschall in Mißkredit, wenn ich ihn als unterhaltenden Causeur kennzeichne, ist doch für viele amüsant gleichbedeutend mit seicht; ein Vorurteil, das von „unwiderstehlichen" Reise- und Kunst-Dampfplauderern sattsam genährt wird, — aber doch ein Vorurteil. Wer die Gymnasiastenanschauung überwunden hat, daß Langeweile die Mutter des Unterrichts sei, wird gern gestehen, daß Rößlers Werk eine Fülle von Belehrung über die dalmatinischen Kunstdenkmale, über Land und Leute enthält.

Diese Zeilen bezwecken nicht, das Reisetagebuch im Auszuge wiederzugeben; nur einige der markantesten Etappen seien berührt. — Auf der nördlichsten Insel des Archipels taucht gleich einer Vision aus dem Hades die Silhouette von Arbe, der toten Stadt, aus den Fluten empor. Im Mittelalter hat die Herrschaft der Pest dieser stillen Schönen für immer ihr melancholisches Gepräge aufgedrückt. Wie Revenanten schleichen gedrückte Menschen durch düstere Zisternenhöfe und Klostergänge, seltsame Tierfratzen grinsen den Wanderer von den Fassaden venetianischer Paläste an.

In Zara, der Hauptstadt des Königreiches, herrscht emsiges Treiben, von ferne gleicht der kulissenartige Aufbau der Häuserzeilen einem vielfarbigen Theaterprospekt. Die romanische Basilika wird als schönstes Gotteshaus Dalmatiens gerühmt, und das bedeutet viel; man denke nur an die römisch edlen Tempelformen des Domes von Spalato, das Löwenportal der venetianisch-gotischen Kathedrale von Sebenico, die eigenwüchsigen Steingebilde in der Basilika von Traú, den einsamen Glockenturm in Arbe, dessen Stimme silbern klingt, wie jene der holden Frauen, die der Sage

nach ihren Schmuck geopfert haben, um des Geläutes Wohllaut zu erhöhen. Von Zara aus ladet uns Professor Joso Modric zu einer lehrreichen und kurzweiligen Motorfahrt ein. Verkörperte Providenz der Reisenden, lebende Reklame des Landes, bedeutet er für Dalmatien, was der quecksilberne Julius Pojman, Direktor des Bades Ilidze, für Bosnien ist, — der Treffliche, von dem ich überzeugt bin, er werde dereinst die Posaune im Tale Josaphat durch seine Werberufe übertönen.

In keiner dalmatinischen Stadt ist das „Einst" lebendiger als in Spalato. Geringere Reste der Vergangenheit wurden zu Nutz und Frommen der Fremden in die Räume eines überfüllten Museums eingefangen, doch noch umfängt diese Vergangenheit unentrinnbar mit steinernen Armen die gesamte Altstadt, die in das dreißigtausend Quadratmeter umfassende Mauergeviert des Diokletian-Palastes eingebaut ist; dreitausend Menschen haben sich an den Schwibbögen, in den Nischen und Engpässen des gewaltigsten Monumentes römischer Zäsarenallmacht angesiedelt.

Nach diesem düsteren Wahrtraum erwachen wir in der orientalischen Buntheit der Gartenstadt Ragusa zum frohbewegten Leben der Gegenwart. Alle Trachten des Landes vereinigen sich auf der verkehrsreichen Stradone-Promenade zu immerwährendem Karneval; doch über dem lauten Feilschen des Marktes, der geschäftigen Betriebsamkeit des Hafens sei der feierlichen Stille nicht vergessen, die auf dem zypressenumsäumten Friedhof, in den Kreuzgängen der Klöster und um stille Brunnen brütet. Das herrlichste Gebäude der Stadt ist der Rektorenpalast, in seiner jetzigen Gestalt ein Werk des Donatello-Schülers Michelozzi; er bereitet auch den Zunftgelehrten viel Freude, weil sie (wie bei so vielen dalmatinischen Bauwerken) über Herkunft und Alter früherer beaux restes streiten können.

Zum Schlusse eine Dampferfahrt in der Bocche di Cattaro, an deren Ufer, wie wir vernehmen, ein venetianischer Palazzo (kein Luftschloß) um bare 100 Gulden käuflich ist; wenn d a s die Idealisten nicht begeistert, dann ist den Dalmatinern kaum zu helfen.

Sicherlich wird Rößlers frisch-lebendige Reiseschilderung dem Sonnenlande neue, treue Freunde gewinnen; die Brücke zwischen Nord und Süd ist geschlagen, seit wir Dalmatien nicht nur in impressionistischen Momentaufnahmen und steifleinenen Bädeker-Beschreibungen, vielmehr auch im Bilde vor Augen haben, und darum gilt von dem Buche, was der Autor im Vorworte seiner Monographie über Rudolf von Alt ohne falsche Bescheidenheit sagt: „Das Hauptsächliche in dem Werke aber sind die Illustrationen."

Rechtsanwalt Dr. Ernst Heilborn (Breslau): Grillparzers Rechtsgedanken und der Vorentwurf zu einem Deutschen Strafgesetzbuch

Eine Unterhaltung

Haben Sie sich einmal mit dem Rechtsgedanken irgendeines Dichters befaßt? Sie sagen, daß Sie die Tendenzbücher nicht lieben. Ich habe derartige Schöpfungen auch nicht im Auge. Der Dichter wird das Recht nicht bereichern, wenn er sich eine Rechtsfrage vornimmt, um sie nach allen Seiten zu beleuchten. Wenn die Rechtsgedanken des Dichters der Betrachtung wert sind, so handelt es sich um Gedanken, die ihm bei der Behandlung der großen Fragen des menschlichen Lebens im Laufe seiner philosophischen Erwägungen, im Gang der Rede und Gegenrede seiner Helden mühelos, wie von selbst eingekommen sind. Gerade dieser Zusammenhang mit dem großen Ganzen des menschlichen Daseins, die höhere Warte, der weitere Gesichtskreis machen ihre Bedeutung aus. Dazu kommt freilich die Schönheit der Form. Der Rechtsphilosoph muß beweisen, seine Darlegung muß erschöpfend sein. So wird aus der einen Idee ein dickes Buch, das nur zu Wenigen spricht und überall dem Angriff ausgesetzt ist. Die Schönheit der Form macht den Gedanken zum Allgemeingut; sie gibt ihm ewiges Leben und läßt die Pfeile von Gegnern kraftlos zurückprallen. Denken Sie an den neuerdings wieder herangezogenen „Nathan den Weisen", der die Gleichberechtigung der Religionen und ihrer Bekenner im Staate behandelt. Denken Sie an das Goethesche Wort: „Es erben sich Gesetz und Rechte, wie eine ewige Krankheit fort, Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage". Gehen Sie die klassischen Dichter aller Zeiten durch, und keiner wird Sie mit leeren Händen entlassen. Aber ein Dichter überragt sie alle in seinem Rechsgefühl.

„Daß Ihr an Gott nicht glaubt,
Sei Euch etwa erlaubt . . .
Aber was fehlt und was schlecht,
Ist das Gefühl für das Recht:
Daß Euch der Nutzen, das Mein

Gott und Götze allein.
Daß der Vortrag Euch ein Spiel
Nichts als ein Mittel zum Ziel,
Das, wenn den Zweck Ihr erreicht,
Eben auch bricht wieder leicht."

Kein Dichter außer Grillparzer hat sich so für die Achtung des Vertrages begeistert. Freilich mögen Ihnen die herrlichen Uhlandschen Worte einfallen:

„Daß bei dem biedern Volk der Schwaben
Das Recht besteht und der Vertrag."

Aber das Rechtsgefühl ist der Kern des Grillparzerschen Empfindens. „Hätte ich nie etwas anderes geschrieben, als wobei es sich darum handelt, ob Hans die Grete bekommt oder nicht bekommt, ich wäre der Abgott der Staatsgewalten gewesen". So schreibt er in seiner Selbstbiographie. Das Rechtsgefühl, das weder Rücksichten noch Verbeugungen kennt, hat auch seine politischen Gedanken durchdrungen, und seine Aufrichtigkeit paßte nicht zu den höfischen Anschauungen unter der Herrschaft Metternichs.

„Gerechtigkeit hielt ihre Wage mitten,
Ihr Arm traf hoch und niedrig gleicher Kraft;
Ihr fragt, wer ritt? nicht: wer wird überritten?"

Das mußte sich ein Hofmann sagen lassen, der eine Schutzwache überritten hatte, und die Betrachtung der Bildsäule Josephs II. gab dem Dichter den Anlaß, den Zeitgenossen das Zeitalter jenes Fürsten vergleichend vor Augen zu halten.

Das Meiste hat er uns auf dem Gebiete des Strafrechts gegeben. Sie haben recht, wenn Sie auf Sophokles „Antigone", auf Schillers „Räuber" oder „Wallenstein", auf moderne Dichter, wie Ibsen und d'Annuncio hinwiesen, deren Werke nahezu sämtlich das Strafrecht berühren. Nur ist es merkwürdig, daß Grillparzer Fragen behandelt, welche die gegenwärtige Strafrechtswissenschaft noch beschäftigen, und manches, was ihm ein Problem erschien, finden Sie in unserem geltenden deutschen Reichsstrafgesetzbuch in seinem Sinne gelöst.

Haben Sie die tragische Verwicklung in der „Ahnfrau" in Erinnerung? Jaromir, seinen Eltern geraubt, unter Räubern aufgewachsen, kommt auf das Schloß des Vaters, flieht, als man nach ihm fahndet, und tötet in der Dunkelheit den ersten, der sich entgegenstellt; es war sein Vater; von seinem Vater hatte Jaromir kein Wissen, und auch den Gastgeber hatte er nicht erkannt. Als Jaromir die Wahrheit erfährt, bricht er in die Worte aus:

„Ja, ich tat's, fürwahr! ich tat's!
Aber zwischen Stoß und Wunde,
Zwischen Mord und seinem Dolch,
Zwischen Handlung und Erfolg
Dehnt sich eine weite Kluft,
Die des Menschen grübelnd Sinnen,
Seiner Willensmacht Beginnen,
Alle seine Wissenschaft,
Seines Geistes ganze Kraft,
Seine brüstende Erfahrung,
Die nicht älter als ein Tag,
Auszufüllen nicht vermag...
Ja der Wille ist der meine,
Doch die Tat ist das Geschick...
Meinen Wurf will ich vertreten,
Aber das nicht, was er traf!"

Betrachten Sie einmal den Fall Jaromir an der Hand unseres Strafgesetzbuches. Bei Totschlag an einem Verwandten ist eine Zuchthausstrafe von mindestens zehn Jahren zu verhängen, während das Mindestmaß nur fünf Jahre beträgt, wenn der Totschlag an einer anderen Person verübt wird. Aber eine allgemeine Vorschrift besagt, daß Tatumstände, welche die Strafbarkeit erhöhen, dem Täter nicht zuzurechnen sind, wenn sie ihm nicht bekannt waren. Die härtere Strafbestimmung würde also auf Jaromir keine Anwendung finden. Zu demselben Ergebnis wird die Bestimmung des Vorentwurfs zu dem neuen Deutschen Strafgesetzbuch führen, wonach vorsätzlich nur der handelt, der die Tat „mit Wissen und Willen" ausführt, und zum Wissen ist grundsätzlich erforderlich, daß die zum gesetzlichen Tatbestand der strafbaren Handlung gehörenden Tatumstände dem Täter bekannt waren.

Müßte ich mich mit dieser nüchternen Auseinandersetzung begnügen, so würde ich die angeführte Stelle nicht erwähnt haben. Mit den Worten „Handlung und Erfolg" greift aber der Dichter über den Rahmen des Falles Jaromir hinaus. „Erfolg" ist der Fachausdruck der Strafwissenschaft für das verderbliche äußere Geschehnis, das durch den Täter verursacht ist, ohne Rücksicht auf den Willen des Täters, während „Handlung" das Geschehnis als Betätigung des Willens bedeutet. In der Befreiung von dem Eindruck des äußeren Geschehnisses und dem Übergang zur Erforschung des inneren Willens ist der bedeutsamste Entwicklungsstrom des Strafrechts zu finden, ein Entwicklungsstrom, der mit der Ausbreitung der Kultur, der Besiegung des Rachetriebes und der Reinigung der religiösen Vorstellungen langsam sich Bahn bricht, bald gefördert und bald gehemmt durch die ungeklärten Volks-

anschauungen, aber noch weit entfernt von seinem Endziele. Im Anfang der Kulturentwicklung steht der Mensch noch ganz unterm Banne des unheilvollen Ereignisses, des Todes oder der Verletzung eines Angehörigen oder der Beschädigung seiner Habe. Handelt es sich um Tötung eines Menschen, so besteht die Vorstellung, daß der Verursacher des Todes gerichtet werden müsse, mag es auch eine unvernünftige Sache, ein Tier, sein. Sie finden Spuren hiervon in der Bibel, und auch die griechisch-italienische Rechtsgeschichte hat religiöse Zusammenhänge, welche diese Auffassung erkennen lassen. Andrerseits entwickelte sich das Prinzip, es sollte Gleiches mit Gleichem vergolten werden, damals erscheinend als eine Milderung des Rachetriebes, heute mit Entsetzen betrachtet. Erst als man zwischen sühnbaren und nicht sühnbaren Verbrechen zu unterscheiden begann, war ein Standpunkt gewonnen, um in das Innere des Täters zu sehen. Aber die Geldsühne der älteren Zeit entwickelte sich überall zu einem schematischen Tarif, der jede Verletzung nach Mark und Pfennig abwog. Das germanische Mittelalter ist ganz von der Haftung für den Erfolg beherrscht, ein Rückschritt gegenüber dem Erfordernis des Bewußtseins des Unrechts, des dolus malus, das die Römer für alle Delikte mit Ausnahme der Tötung des Menschen aufgestellt hatten. Und das geltende Strafrecht? Wer sich an einer Schlägerei beteiligt, durch die der Tod oder die schwere Körperverletzung eines Dritten verursacht wird, ist schon wegen dieser Beteiligung, falls er nicht ohne sein Verschulden in die Schlägerei hineingezogen wurde, mit Gefängnis bis zu drei Jahren zu bestrafen. Hierbei ist es gleichgültig, ob er den Getöteten oder verletzten Dritten überhaupt berührt hat, und ob ein solcher Ausgang der Schlägerei vorauszusehen war. Ist durch eine Körperverletzung der Tod des Verletzten verursacht worden, so wird der Täter, der diese nachträgliche Wirkung nicht erwartet hat, mit Zuchthaus- oder Gefängnisstrafe von mindestens dreijähriger Dauer belegt und selbst bei mildernden Umständen mit mindestens drei Monaten Gefängnis bestraft. Allerdings haben sich in der Strafrechtswissenschaft Stimmen erhoben, welche forderten, daß in den Fällen, in denen der Täter nach dem Gesetz für den nicht vorsätzlich oder fahrlässig herbeigeführten „Erfolg" verantwortlich gemacht wird, das vorgeschriebene härtere Strafmaß dann nicht anzuwenden ist, wenn der Erfolg nur durch eine ganz ausnahmsweise Verkettung von Umständen herbeigeführt wurde. Aber die Praxis kehrt sich an diese Auffassungsweise in der Regel nicht, und auch der Schwurgerichtsvorsitzende will in seiner Rechtsbelehrung von dieser Theorie nichts wissen, wenn der Verteidiger auf eine solche Verkettung der Umstände hinweist.

Ich habe Grillparzer im Verdacht, daß er die Ausdrücke „Handlung" und „Erfolg" seinen Rechtsstudien entnommen hat, von

denen er immer mit Mißachtung spricht. Um so verdienstlicher ist es, wenn er damals, als die Strafrechtswissenschaft sich noch in den ersten Entwicklungsstadien befand, mit solcher Leidenschaft gegen die ausschließliche Berücksichtigung des „Erfolges“ zu Felde zog.

Nun werden Sie fragen, ob für die Zukunft ein besseres Recht zu erwarten ist. Bei den einzelnen Strafbestimmungen nicht. Nach dem Vorentwurfe soll bei Körperverletzung mit tödlichem Erfolge die (bei Zubilligung mildernder Umstände) auszusprechende Mindeststrafe sechs Monate betragen, also das Doppelte gegenüber dem geltenden Rechtssatz. Aber wir dürfen uns mehr befriedigt fühlen, wenn wir die allgemeinen Vorschriften lesen. Hiernach soll in allen Fällen der Haftung für den nicht gewollten Erfolg die im Gesetz vorgesehene, erhöhte Strafe nur dann eintreten, wenn der Täter die Möglichkeit seines Erfolges voraussehen konnte. Die erhöhte Strafe wird also für die Fahrlässigkeit verhängt, mit der sich der Täter seinem verbrecherischen Tun hingegeben hat. Der Gesichtspunkt dieser besonderen Art der Fahrlässigkeit würde aber die schweren Strafbestimmungen nur in Fällen rechtfertigen, in denen die Fahrlässigkeit immer unverzeihlich wäre. Es fehlt eine weitere Bestimmung, welche die erhöhte Strafe wegfallen läßt oder — abgesehen von dem Strafrahmen der mildernden Umstände — wieder einigermaßen herabsetzt für die Fälle, bei welchen sich der Täter in einer verzeihlichen, die Überlegung raubenden Aufregung befunden hat. Oder es müßte noch allgemeiner bestimmt werden, daß die Voraussehbarkeit von dem Geistes- und Gemütszustand des Handelnden aus geprüft werden soll; denn am grünen Tisch wird man in der Regel geneigt sein, dem Täter vorzuwerfen, daß er das Unheil für möglich halten mußte. Immerhin ist nach dem Entwurfe die ausnahmsweise Verkettung von Umständen zugunsten des Täters zu berücksichtigen.

Hören Sie jetzt die Verteidigungsrede Jaromirs vor seiner Geliebten:

„Unter Räubern aufgewachsen,
Großgezogen unter Räubern,
Früh schon Zeuge ihrer Taten.
Unbekannt mit milderm Beispiel,
Mit dem Unrecht des Besitzes,
Mit der Menschheit süßen Pflichten,
Mit der Lehre Lebenshauch,
Mit der Sitte heil'gem Brauch:
Wirst du wohl den Räubersohn,
Wirst, Gerechte, ihn verdammen,
Menschen ähnlich, schroff und hart,
Wenn er selbst ein Räuber ward,
Ihn verdammen, wenn er übte,

Was d i e taten, die er liebte,
Und an seines Vaters Hand
Dem Verbrechen sich verband?
Weißt du doch, wie beim Erwachen
Aus der Kindheit langem Schlummer
Er mit Schrecken sich empfand;
Seinem schwarzen Lose fluchte,
Zweifelnd einen Ausweg suchte,
Suchte, Himmel! und nicht fand."

Grillparzer behandelt hier die Frage der moralischen Verwirrung. Die Momente sind geschickt zusammengestellt: Umgebung und Vorbild, Besitzlosigkeit, die Schwierigkeit, in eine geordnete Tätigkeit einzutreten. Was sollen wir mit den Menschen anfangen, die sich im Zustande eines chronischen, durch ihre Lebensverhältnisse herbeigeführten Verbrechertums befinden? Sollen wir sie hart oder milde beurteilen? Die meisten Richter betrachten mit Entsetzen den Menschen, der, mit einem langen Strafregister ausgerüstet, sich wieder einmal vor ihnen zu verantworten hat, ohne sich darum zu kümmern, wie dieser Mensch auf die Bahn des Verbrechens gedrängt worden ist. Manche Vorsitzende haben eine joviale Art, mit solchen Verbrechern zu verhandeln; aber die Strafe, für welche sie schließlich stimmen, ist darum nicht milder. Es ist die Ansicht vertreten worden, daß man vor einer besonderen Art der moralisch Verwirrten, den unverbesserlichen Gewohnheitsverbrechern, unter allen Umständen die menschliche Gesellschaft schützen und sie darum auf Lebenszeit in Verwahrung nehmen müßte, ohne sie zu bestrafen. Es würde zu sehr von den Grillparzerschen Gedanken abführen, wollte ich hierauf näher eingehen. Jedenfalls ist die Freiheitsberaubung auf Lebenszeit nicht angebracht, wenn noch ein guter Kern in dem Menschen vorhanden ist, mag es auch schwer sein, ihn zu finden. Auch das Wort „unverbesserlich" darf nicht leichtsinnig ausgesprochen werden. Nur darf man sich nicht einbilden, daß jemand durch eine Gefängnis- oder Zuchthausstrafe gebessert werden könnte. Das geltende Strafgesetzbuch schweigt ganz von den moralisch Verwirrten. Der Vorentwurf hat sich auf d i e s e m Gebiete die Arbeit leicht gemacht und im wesentlichen gegen Grillparzer Stellung genommen. Nur solche Personen sollen milder (nämlich nach den Bestimmungen über den Versuch) bestraft werden, deren freie Willensbestimmung zur Zeit der Handlung in hohem Grade dadurch gemindert war, daß sie geisteskrank, blödsinnig oder bewußtlos waren. Das Gericht soll anordnen können, daß sie nach Verbüßung der Strafe in einer Heil- oder Pflegeanstalt zu verwahren sind; die Dauer der Verwahrung wird dann von der Landespolizeibehörde bestimmt. Auch die Trinker erfahren eine besondere Behandlung. Ferner will ich

die Vorschrift nicht unerwähnt lassen, wonach das Gericht Schärfungen der Zuchthaus- oder Gefängnisstrafe anordnen kann (geminderte Kost oder harte Lagerstätte), wenn die Tat von besonderer Bosheit, Rohheit oder Verworfenheit zeugt — eine bedenkliche, der Prügelstrafe verwandte Form der Peinigung; denn je roher die Strafe, desto roher das Verbrechen.

Im übrigen vermissen wir auch im Vorentwurfe eine Lösung des Problems. Von zweifelhaftem Werte ist die schematische Bestimmung, wonach der vielfach (mindestens fünfmal) in gewisser Weise Bestrafte eine langwierige Zuchthausstrafe erhält, wenn er ein neues Verbrechen oder vorsätzliches Vergehen verübt, das ihn in Verbindung mit seinen Vorstrafen als „gewerbs- oder gewohnheitsmäßigen Verbrecher" erscheinen läßt. Man bildet sich ein, den Typus des „gewerbs- oder gewohnheitsmäßigen Verbrechers" zu kennen; aber die Anwendung dieser Strafvorschrift wird der Praxis viele Rätsel aufgeben. Die meisten Richter werden sie voraussichtlich auf einen Jaromir anwenden — vorausgesetzt, daß sie eine solche Persönlichkeit zu sehen bekommen; denn die „Räuber" zeigen in Deutschland auf der Anklagebank selten ein romantisches Gesicht.

Es wird sich fragen, ob der eingewurzelte verbrecherische Hang, der den Gewohnheitsverbrecher kennzeichnen soll, wirklich ein Anhalt für seine schwere Schuld ist, oder ob nicht dieser verbrecherische Hang aus einer moralischen Verwirrung zu erklären ist, welche ihrerseits lediglich auf den von Jugend auf gegebenen Lebensverhältnissen des Verbrechers beruht. Hierbei möchte ich auf den Begriff der besonderen Rohheit zurückkommen, den ich vorhin erwähnte. Die rohe Handlung eines Fleischers wird selten eine besonders rohe sein, weil sein Beruf ihn notwendig zu einer gewissen äußerlichen Rohheit führt. Das feine überlegte Zusammenziehen eines wucherischen Netzes kann von größerer Rohheit zeugen als der folgenschwere Faustschlag eines jähzornigen Mannes aus dem Volke.

Sie verweisen mich hier auf die Stelle in der „Medea", an welcher der König sagt:

„Des Herzens böses Trachten treibt zum Bösen" und Medea antwortet:

„Was sonst zum Bösen treibt, zählst Du für nichts?"

Das führt uns auf die allgemeinen Strafzumessungsgründe. Statt jeder Erörterung kann ich die anerkennenswerte Urschrift des Vorentwurfs anführen, welche den Richter verpflichtet, alle Umstände zu berücksichtigen, die für eine höhere oder geringere Strafe sprechen. Keinesfalls soll er hierbei unberücksichtigt lassen dürfen: die in der Tat hervortretende verbrecherische Gesinnung, die Beweggründe des Täters, den von ihm verfolgten Zweck, den zur Tat gegebenen Anreiz, die persönlichen und wirtschaftlichen Ver-

hältnisse des Täters, den Grad seiner Einsicht, die Folgen der Tat und das nachträgliche Verhalten des Täters, seine Reue oder sein Streben, die Folgen der Tat wieder gut zu machen. Sie würden erstaunt sein, wenn Sie heutige Strafurteile lesen und daraus erkennen, wie gering die Mühe ist, die der Richter aufwendet, um sich schlüssig zu machen, ob er eine Gefängnisstrafe von einem Jahre oder von zwei Jahren verhängt, wie gering das Material ist, welches ihm als Handhabe für die Strafbemessung dienen kann. Leider fehlt es in dem Vorentwurf an einer Erklärung, welcher Zweck, welchen Anreiz, welche persönlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse als strafschärfend und welche Umstände als strafmildernd berücksichtigt werden sollen. Das Ergebnis wird sich je nach den strafrechtlichen Anschauungen und allgemeinen Überzeugungen des Richters verschieden gestalten. Wer mit politischem und wirtschaftlichem Kampfe vertraut ist, wird Handlungen, in welchen politische oder wirtschaftliche Bestrebungen als Anreiz oder Zweck der Tat zutage treten, milder beurteilen, weil er weiß, daß der Kampfeseifer die Überlegung beeinträchtigt, und weil diesen Handlungen zumeist wenigstens ein Körnchen Idealismus (genossenschaftliche Ziele im Gegensatz zu rein persönlichen Interessen) zugrunde liegt. Ein gebildeter Mensch steht vor dem Richter. Ist die Bildung strafschärfend? Ja, denn die Bildung ist geeignet, einen Anstoß zu geben, der den Täter von seiner Tat ablenkt, und so hat der gebildete Mensch eine größere Schranke überstiegen, als der ungebildete. Nein, denn mit der Bildung ist eine größere Empfindlichkeit für die Äußerlichkeiten des Strafvollzuges verknüpft, und der gebildete Mensch, der einem Gefangenenaufseher gehorchen muß, wird Qualen leiden, die ein Gefangener nicht kennt, der im gesellschaftlichen Leben keine höhere Stufe einnimmt als der Aufseher. Man mache nur den Versuch, die Strafzumessungsgründe im einzelnen in Paragraphen zu bringen und zur Erörterung zu stellen, und man wird überrascht sein, welche Gegensätze hierbei zu erkennen sein werden.

Eine packendere Kritik der Aufzählung von Umständen, die nach dem Vorentwurf in jedem Falle berücksichtigt werden sollen, wird sich Ihnen aufdrängen, wenn Sie wieder den Dichter hören, welcher den Jason sagen läßt:

„Es ist des Unglücks eigentlichstes Unglück,
Daß selten drin der Mensch sich rein bewahrt.
Hier gibt's zu lenken, dort zu biegen, beugen,
Hier rückt das Recht ein Haar und dort ein Gran,
Und an dem Ziel der Bahn steht man, ein andrer,
Als der man war, da man den Lauf begann."

oder die Medea die geplante Tötung der eigenen Kinder mit den Worten verteidigen läßt:

„Oder der Ingrimm, am Herzen nagend,
Macht sie arg, sich selbst ein Greuel:
Denn wenn das Unglück dem Verbrechen folgt,
Folgt öfter das Verbrechen noch dem Unglück."

Wie viel heller wird die Lage eines Verbrechers durch das eine Wort „Unglück" beleuchtet, als durch die Redeweise von seinen „persönlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen"! In einer solchen Aufzählung darf das Unglück als wichtigste Besonderheit nicht unerwähnt bleiben. Gibt es doch den Übergang von der rein persönlichen Lage des Verbrechers zu den sozialen Ursachen des Verbechens. In der Zeit der jüngsten amerikanischen Krisis brachte die Zeitung die Nachricht, daß in Chicago in drei Tagen fünfhundert schwere Raubanfälle, vermutlich von Arbeitslosen, begangen worden seien, und noch heute stehen wir unter dem Eindruck der Vorgänge in Moabit.

Aber auch eine Stellungnahme zu der Triebfeder menschlichen Handelns, die in ihrer Kraft der Not gleichbedeutend an die Seite tritt, zur Liebe, frei von jeder Heuchelei, das ist eine gerechte und gewichtige Forderung an das Strafgesetzbuch der Zukunft.

„Man strafe mich, ich will ja gerne büßen,
Doch du sollst mich nicht strafen, Jason, du nicht!
Denn was ich tat, zu Liebe tat ich's dir."

Medea ist bescheiden, denn sie will eine harte Strafe auf sich nehmen; aber auch der Strafrichter soll die Liebe als mildernden Umstand gelten lassen. Sie wollen noch weiter gehen, Sie denken an die Fälle aus der jüngsten Zeit und meinen, ein Liebeswahnsinn müßte noch ganz anders berücksichtigt werden? Aber wie? Kann die Bestimmung des Vorentwurfs über die verminderte Zurechnungsfähigkeit Anwendung finden und soll unter jenen Umständen die Liebe als ein Zustand der Geisteskrankheit gelten, der die freie Willensbestimmung in hohem Grade vermindert? Ein kühner Gedanke, aber er ist nicht ganz von der Hand zu weisen, und die Geschworenen werden vielleicht dafür Verständnis zeigen können, wenn der Vorentwurf Gesetz wird. Mit größerer Zuversicht könnten Sie auf die Verwirklichung Ihrer Auffassung rechnen, wenn die vom letzten Naturforscher-Kongreß gebilligte Fassung des österreichischen Vorentwurfs bei uns Eingang fände. Denn nach dieser Rechtsarbeit soll es für das Vorhandensein der verminderten Zurechnungsfähigkeit genügen, daß die Fähigkeit des Täters, das Unrecht seiner Tat einzusehen oder seinen Willen dieser Einsicht gemäß zu bestimmen, infolge eines andauernden krankhaften Zustandes wesentlich vermindert war.

Den gehaltvollsten strafrechtlichen Ausspruch Grillparzers finde ich in den Worten der Medea:

„Wo keine Macht ist, ist keine Vergeltung".

Sie wundern sich, daß ich diesem kurzen Satze, auf den in dem Zusammenhange, in dem er sich findet, kein sonderliches Gewicht gelegt ist, eine so große Bedeutung beimesse? Es ist einer jener wertvollen Gedanken, die dem Dichter, wie zufällig eingekommen sind. Mit jenen Worten wird die Grundlage des Strafrechts berührt, die rechtsphilosophische Frage, wie der Staat dazu kommen durfte, strafend in das Leben der Menschen einzugreifen, die seiner Gewalt unterworfen sind. Man hat früher die vielen Auffassungen hierüber in zwei Gruppen eingeteilt, die man als unversöhnlich einander gegenüberstellte, indem man sich der alten Einschachtelungsbegriffe „absolut" und „relativ" bediente: Danach begründet der eine Teil der Philosophen und Strafrechtler das Recht des Staates, zu strafen, mit dem hierbei verfolgten Zweck, namentlich mit dem Zweck der Abschreckung des Verbrechers durch die Strafandrohung, der selbstverständlich die Vollziehung nachfolgen muß, oder der Abschreckung gerade durch den Strafvollzug oder dem Zweck der Besserung oder der Unschädlichmachung. Andere wollen das Strafrecht unabhängig von einem solchen Zweck mit einer dem Staate notwendig obliegenden Pflicht begründen; das nannte man die „absoluten" Strafrechtstheorien. Unter den letzteren spielt der Gesichtspunkt der Vergeltung die Hauptrolle. Im übrigen möchte ich die Gesichtspunkte des göttlichen Befehls, der Sühne (der läuternden Kraft des Schmerzes), der Hegelschen dialektischen Verwirklichung des Rechtsbegriffs, wonach die Strafe die Nichtigkeit des gegen den Allgemeinwillen sich auflehnenden Einzelwillens feststellt, oder der Wiederherstellung des durch das Verbrechen angerichteten intellektuellen Schadens erwähnen, um Ihnen zu zeigen, wie viel Anstrengung man aufgewendet hat, um das Problem zu lösen. Angesichts der Beliebtheit, deren sich die römischen Schriftsteller in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erfreuten, wird es Sie nicht wundern, daß man sich hierbei gern an einen Satz des Seneca anlehnte, der sich seinerseits wieder auf Plato berief, indem er sagte, ein kluger Mensch strafe nicht, weil gefehlt wurde, sondern damit er für die Zukunft der Verfehlung vorbeuge; Vergangenes lasse sich ja nicht ungeschehen machen. Daß dieser Gedanke in einem Aufsatz über den Zorn und nicht in einer amtsrechtlichen Abhandlung enthalten ist, hat jene Theoretiker nicht gestört. Und doch muß die Betrachtungsweise eine ganz andere sein, wenn die Staatsgewalt gegenüber der Gesamtheit der ihr unterworfenen Personen aufgeboten werden soll, als wenn es sich nur um das erzieherische Verhalten des Einzelnen gegenüber einem Zögling halten soll.

Sie sind darüber erstaunt, daß man sich überhaupt so den Kopf zerbrechen soll, um die Strafgewalt des Staates und das Strafrecht zu rechtfertigen. Dann teilen sie in gewisser Weise den Standpunkt der Verfasser des Vorentwurfs, welche sich zu keiner bestimmten Strafrechtstheorie bekennen wollen. Sie meinen, wenn es keine Strafe gäbe, könnte ja jeder den anderen nach Belieben totschlagen, berauben, bestehlen, ihm seine heiligsten Güter nehmen, und der Staat hätte keine Macht, um seine wichtigsten Anordnungen durchzusetzen, weil die Haftung mit dem Vermögen und der polizeiliche Schutz für sich allein nicht ausreichen. Gewiß, dies ist die einfachste Begründung des Strafrechts. Das Strafrecht ist notwendig, weil es zur Aufrechterhaltung der staatlichen Ordnung unentbehrlich ist, und die Abschreckung durch Strafandrohung ist nur das Mittel zum Zweck, nicht der Zweck selbst. Aber damit können sie nur die Strafbarkeit der Verfehlungen begründen, daß das Mittel der Strafandrohung aufgeboten werden muß, um die Güter der einzelnen Menschen zu schützen oder der Staatsautorität Nachdruck zu verleihen. Ob aber die Abtreibung bestraft werden muß und ob gerade die im geltenden Recht vorgesehene schwere Strafe gerechtfertigt ist, darüber gibt Ihnen jenes unbestimmte Gefühl der Selbstverständlichkeit, mit der Sie das Vorhandensein der Strafgewalt im Kulturstaat betrachteten, keine Auskunft mehr, ebensowenig darüber, ob es angebracht ist, daß die falsche unredliche Aussage straffrei bleibt, wie es das geltende Recht bestimmt, oder ob nicht vielmehr eine Bestrafung für angebracht zu erachten ist, wie sie jetzt der Vorentwurf vorschlägt. Und wenn Sie erst das ungeheure Gebiet der geringfügigen Übertretungen vornehmen, wie das Gehen auf einem durch Warnungszeichen geschlossenen Privatwege, dessen Sie sich so und so häufig wissentlich oder unwissentl'ch schuldig gemacht haben, so sehen Sie, daß sich die Frage der Notwendigkeit der Strafe in eine Frage der Zweckmäßigkeit verwandelt. Sie verlangen, daß ich meine Aufmerksamkeit zunächst den großen Delikten zuwende, und betrachten den Gesichtspunkt der Vergeltung als den idealeren? Gut. Sie können sich sogar auch auf die geschichtliche Entwicklung berufen. In den Anfängen der Kultur war bei den meisten Völkern der Vergeltungsgedanke die Quelle des Strafrechts. Es handelte sich dabei weniger um die Befriedigung der persönlichen Rachsucht des Einzelnen, welcher gerade durch die Aufbietung der Staatsgewalt eine Schranke gesetzt wurde, als um die Genugtuung für die verletzte Ordnung der Gesamtheit. Darum bei den schweren Verbrechen der gänzliche Ausschluß des Täters aus der Gemeinschaft der Volksgenossen (oder die Todesstrafe) und bei den minder schweren Verfehlungen ein genau abgestuftes Vergeltungssystem. Selbst bei der Blutrache handelte es sich nicht um eine rein private Genugtuung, sondern um die Erfüllung einer Sippenpflicht, welche

auf einer ethisch-religiösen Vorstellungsweise beruhte. Noch heut hält es mancher Vorsitzende im Schwurgericht in einer Mordsache für angebracht, bei Belehrung der Geschworenen den Vergeltungssatz der Bibel anzuführen. Ich will aber Grillparzer zu Hilfe rufen, um Sie zu widerlegen, um nachzuweisen, daß der ideale Gesichtspunkt uns nichts helfen kann, weil er zu ideal ist. „Vergelten" heißt ein Entgelt in Gestalt eines Übels geben wie für eine gute Leistung ein Entgelt in Gestalt einer Annehmlichkeit, für die Ware der Kaufpreis gegeben wird. Von einem Entgelt kann nur die Rede sein, wenn ein Maßstab für die Bemessung vorhanden ist; sonst würde die Gegenleistung, der Kaufpreis, zur Formsache, falls die Gegenleistung geringfügig ausfällt, oder zum Geschenk wird, falls sie übermäßig hoch ist. Daher setzt der Gedanke der Vergeltung im Strafrecht voraus, daß es möglich sei, für jede Handlung ein Maß festzustellen, nach dem sie bestraft werden soll, dergestalt, daß die Strafe der genaue Entgelt der bösen Tat ist. Bei Anwendung des Satzes „Aug' um Auge, Zahn um Zahn" glaubte man ein solches Maß festgesetzt zu haben. Aber war wirklich damals das Auge des Künstlers nicht mehr wert, als das des Steinklopfers oder der einzige Zahn des greisen nicht mehr wert als ein beliebiger Zahn des jungen Mannes? Die Umstände der Tat konnten gar keine Berücksichtigung finden. Und das geltende Strafrecht? Es begnügt sich dann, bei allen strafbaren Handlungen, bis auf wenige Ausnahmen, Strafrahmen festzusetzen, innerhalb deren der Richter die Strafe auszuwählen hat. Nach geltendem Recht wird der Diebstahl mit Gefängnis bestraft. Ist es sicher, daß es keinen Fall gibt, in dem nicht eine mildere Strafe am Platze wäre? Das geltende Recht macht nur eine Ausnahme für die Entwendung von Nahrungs- oder Genußmitteln zu alsbaldigem Verbrauche. Danach kommt der Täter mit Haft- oder Geldstrafe fort, wenn er eine Flasche Branntwein entwendet, um sie möglichst bald auszutrinken, während eine Frau, die sich ein paar Strümpfe für ihr frierendes Kind zueignet, mit Gefängnis bestraft werden muß. Der Vorentwurf will hier Abhilfe bringen und den aus Not begangenen Diebstahl an Gegenständen des wirtschaftlichen Verbrauchs oder Gebrauchs ebenso milde bestrafen, wie die zur Befriedigung eines Gelüstes begangenen Entwendung von Nahrungs- oder Genußmitteln. Ist es ferner angebracht, den einfachen Diebstahl niemals mit der schwerer Strafe des Zuchthauses zu belegen, etwa auch dann nicht, wenn der Dieb das gesamte Vermögen eines Anderen im Werte von mehreren hunderttausend Mark gestohlen hat und den Ort, wo er es versteckt hat, nicht verraten will, um sich nach Verbüßung der Strafe des Genusses dieses Vermögens zu erfreuen? Der Vorentwurf sieht bei dem einfachen Diebstahl für besonders schwere Fälle eine Zuchthausstrafe bis zu fünf Jahren vor. Wir wissen aber noch nicht, ob

der Vorentwurf Gesetz wird, und das geltende Strafrecht ist bereits 40 Jahre lang angewendet worden. Bei vielen Punkten widersprechen sich die Forderungen, die man an die Abänderung des geltenden Strafrechts stellt. Die Regierung hielt es auf Anregung mancher Stimmen für notwendig, daß möglichst schnell, schon vor der allgemeinen Umfassung des ganzen Strafgesetzbuches, unter anderem der Strafbestimmungen betreffend die Beleidigung geändert würden; voraussichtlich wird aber dieser Teil des besonderen Gesetzentwurfes an dem Widerspruch der Volksvertretung scheitern. Viele Strafbestimmungen des Vorentwurfs sind von bedeutenden Kennern des Strafrechts beanstandet worden, obschon die Verfasser die gesamte moderne Literatur des Strafrechts vor Augen hatten. Der Gesetzgeber wird niemals beweisen können, daß alle Handlungen, die er mit Strafe belegt, auf Grund allgemeiner Erwägungen wirklich Strafe verdienen, und daß alle Strafrahmen, die er aufstellt, wirklich richtig bemessen sind. Für die Beleidigung eines deutschen Prinzen und für die Gotteslästerung hat der Vorentwurf denselben Strafrahmen bestimmt. Nicht zu reden von der noch schwierigeren Frage, ob die gewählten Strafmittel die richtigen sind. Will doch der Vorentwurf die Festungshaft ganz abschaffen und der Geldstrafe und Haftstrafe einen weit größeren Umfang verschaffen als nach dem geltenden Recht. Nun gar die Strafzumessung durch den Richter. Wenn Diebstahl mit Gefängnis von einem Tage bis zu fünf Jahren bestraft werden kann, so bestehen in jedem Falle hunderte Strafmöglichkeiten. Niemals wird der Richter sagen können, die von ihm verhängte Strafe sei die einzige, welche sich mit den von ihm angeführten Gründen rechtfertigen ließe. Nach dem Vorentwurfe soll die Machtbefugnis des Richters noch bedeutend erweitert werden. „Wo keine Macht ist, ist keine Vergeltung". Medea meint dies freilich so, daß gerade für ihre ungeheuerliche Tat sich kein Maß finden lasse. Aber heut bildet sich jeder große und mancher kleine Verbrecher ein, daß seine Handlungsweise von außerordentlicher Beschaffenheit sei. Jedenfalls läßt sich der Grillparzersche Gedanke verallgemeinern: Der Staat kann überhaupt keine Vergeltung ausüben, weil ihm das Maß fehlt. Zu den vielen anderen Theorien könnte sich so eine Theorie der Bescheidenheit gesellen. Die Strafrechtspflege ist, wie die gelernte Rechtspflege, ein menschlicher Akt, der all den Mängeln unterworfen ist, die mit der menschlichen Einseitigkeit und den beschränkten Mitteln unseres Erkenntnisvermögens zusammenhängen. Deshalb möge bei jedem einzelnen bestehenden oder in Aussicht genommenen Strafgesetz geprüft werden, ob es wirklich für das Staatswohl notwendig ist, daß die Menschen von der bestimmten, nicht gebilligten Handlungsweise durch eine Strafandrohung abgeschreckt werden oder ob nicht durch andere Mittel der genügende Schutz gewährt werden kann. Es möge

vom Staate für eine gute Kenntnis der Strafgesetze bei allen gesorgt werden, welche diese Strafgesetze angehen. Es mögen politische Verbrecher und andere in einem Verbrecherwahn befindlichen Menschen, welche glauben, einer sittlichen Pflicht folgen und trotz des Strafgesetzes die Handlung begehen zu müssen, milder bestraft werden. Es mögen die Menschen, welche infolge sittlicher Verwirrung die Strafandrohung mit sittlicher Gleichgültigkeit betrachten, eine besondere Behandlung erfahren. Es möge auf den inneren Vorgang bei dem Täter, nicht auf die äußere Wirkung der abgeschlossenen Handlung das entscheidende Gewicht gelegt werden.

Der eine Klang.

Was weißt du, Wind, stets neue Lieder?
Die meinen haben nur einen Klang;
den fand ich immer und immer wieder,
so oft ich mein Weh den Nächten sang.

Das ist wie der Kreislauf von Monden und Sternen,
geht ewig durch ein unendliches Reich
in weite, aus Nebeln aufsteigende Fernen
und bleibt doch immer sich selber gleich.

In dumpfen Worten ein ewiges Lallen
von Menschenleid und Weh und Wahn
geht wie ein Schatten dem Erdenwallen
meines müden Daseins stehts voran.

Paul Altheer (Zürich).

M. Jaffé:
Sprüche

Unbedeutende Menschen haben oft ein suffisantes Lächeln, um ihre innere Leere zu verbergen.

*

Leichter ist geheiratet als entheiratet.

*

In der Lotterie gibt es bekanntlich nur wenige Treffer. Die meisten Spieler sind schon zufrieden, wenn sie mit 70 herauskommen. Genau wie in der Ehe.

*

Es gibt unendlich viele Klavierspieler — und doch nur sehr wenige Klavierpoeten.

*

Ein Mann kann nie so schön, aber auch nie so häßlich sein wie eine Frau.

*

Der Schlaue kommt in Berlin weiter als der Kluge.

*

Dem Kritiker geht es wie dem Kapitalisten; kommt man ihm freundlich, dann denkt er, man will etwas von ihm haben; kommt man ihm aber nicht freundlich, dann gerät er in Zorn.

*

Beethoven zwingt zur Aufmerksamkeit; bei Brahms muß man sich zur Aufmerksamkeit zwingen.

*

Je öfter ein Theaterstück gegeben wird, desto weniger Wert pflegt es zu haben.

*

Freunde, die einem stets nur Angenehmes sagen, sind keine Freunde.

*

Je weniger eine Dame provoziert, desto begehrenswerter ist sie.

*

Platonische Liebe ist dauerhafter als sinnliche, weil sie sich nie ganz erschöpft.

*

Der liebe Gott hat es so eingerichtet, daß der Glücklichscheinende es meist noch lange nicht ist.

*

Zersplitterung ist der größte Feind des Genies.

Tony Cannstatt:
Friedrich Lienhard

In einer Zeit, die im allgemeinen zwar viel Wesens macht, voll idealen Forderungen, in der aber der Einzelne über Ideale im persönlichen Leben eher skeptisch zu lächeln pflegt, als sich selbst zum Wirken in, für und mit solchen zu bekennen, tun uns Männer not, die starken Geistes und zielbewußten Willens diesen höchsten inneren Aufgaben leben. Naturen, die ideales Menschentum in sich tragen und ausstrahlen mit unbesiegbarer Leuchtkraft — Erheller von Wahrheitsbahnen, Schönheitszielen. Viele halten sich dafür. Viele werden dafür angesehen. Und doch sind es nur Reproduktivnaturen; sie tragen in schwacher Hand ein fremdes Licht, — wenn es der Sturm erlöscht, wissen sie nicht, wie es neu entzünden. Anders die Schaffenden, die selber starke Flammen sind. Solches Licht kann nicht erlöschen, weil es aus sich selber genährt wird — Geist, Seele, — Herz, Gemüt — wie wir es nennen wollen, — speist den göttlichen Funken von innen heraus zu wunderbarer Kraft. Gibt es in der Neuzeit viele solcher Persönlichkeiten in der deutschen Literatur? Ich denke, sie wären schnell aufzuzählen. Viel zu wenig aber sind sie noch Besitz des Volkes in seiner Gesamtheit geworden. Man wende nicht ein, daß unser heutiges Leben zu stark materialistische Anforderungen stelle, um noch Zeit für Pflege von Idealen zu lassen, ja, daß das eigentliche Ergreifen idealer Lebenszwecke dem modernen Menschen etwas mit seinem Wesen Unvereinbares geworden sei.

Dem ist nicht so. Wir haben vielleicht vielfach eine andere Ausdrucksweise dafür gewonnen, wir haben „verkleidete" Ideale, aber wir haben sie und — wissen es oft selbst nicht. Das Bewußtsein dafür zu wecken, solchen Strebenswillen zu fördern, ist der Beruf des Dichters. Auch „Zeit" haben wir für Ideale — trotzdem Jeder einwenden wird, daß er „keine Zeit" habe. Seine Ideale müssen eben dann in der ideellen Durchdringung und Auffassung jeweiliger Lebensaufgabe oder Arbeit liegen. Diese Erkenntnis zu Tage zu bringen, liegt wieder im Beruf des Dichters. Aber nur eines echten Dichters, der selbst ideal fühlt, schafft und lebt — nicht in Utopien, sondern im Boden der Wirklichkeit wurzelnd.

In Friedrich Lienhard ist dem deutschen Volk ein solcher getreuer Eckart erstanden, der ihm helfen will, seine alten, inneren idealen Güter zurückzuerobern und zu erhalten, der so recht zu den Auserwählten dieses hohen Berufs gehört. Nun ist es an uns, seine Ziele klar zu sehen, seinem Wirken breite Bahn zu schaffen — ihn nicht nur einem begrenzten Kreis voll Gebildeten, sondern der Nation als Helfer und Freund zu zeigen. Wir hoffen, ein weniges durch diese Zeilen dazu beizutragen.

Zu den schätzenswertesten Eigenschaften Lienhards gehört, daß er, obwohl unter französischer Herrschaft als Elsässer aus elsässischer Familie geboren, doch urechtestes Deutschtum als Dichter und als Mensch verkörpert.

Das Elsaß wird seit alters eine Heimat des Gesanges und der Dichtkunst genannt. Seit dem Wirken des Benediktinermönchs von Weißenburg, Otfried, erstand eine ganze Schar von Minnesängern; Gottfried von Straßburg erwarb sich Unsterblichkeit durch seine Märe von Tristan und Isolde, Sebastian Braut, Murner, Fischart, Moscherosch, Grimmelshausen pflegten die Satire. Pfeffel, der körperlich erblindete, geistig um so sehendere Wahrheits- und Schönheitssucher, hat sich so recht in die elsässische Volksseele hineingeschrieben und ist wohl am besten gekennzeichnet durch die eigenen Worte, die man in seiner Vaterstadt Colmar auf das Pfeffeldenkmal setzte:

„Nie hatt' ich ein Gefühl gelogen,
Nie dacht' ich anders, als ich schrieb,
Und hat ein Irrwahn mich betrogen,
So war's, weil er mir Wahrheit schien."

— Von früheren elsässischen Dichtern wären noch anzuführen Lamey, die Dichterfamilie Stöber, der Lyriker F. Otte, — sie alle aber blieben wie Candidus, Mühl, Dürrbach, Hirtz, mehr Gestalten ihrer Zeit und ihrer engeren Heimat. Dramatischem Gebiet wandte sich nicht ohne Glück Ludwig Schneegans zu, dessen Maria, Königin v. Schottland (ein seltsam-waghalsiges Unternehmen, nach Schiller denselben Stoff zu dramatisieren) sogar einige Aufführungen in den sechziger Jahren des vor. Jahrh. an der Münchner Hofbühne erlebte und der es auch versuchte, Gottfrieds „Tristan und Isolde" zum erstenmal für die Bühne lebendig zu gestalten. Doch kam dies Werk nicht zur Aufführung. — Von dem auf elsässischem Boden heimischen halbfranzösischen, halb deutschen Dichtern, deren es eine ganze Anzahl gibt, sei nur Erckmann, der mit Chatrian Verbündete und heute noch Vielgelesene, erwähnt.

In der Neuzeit gibt es keine bedeutendere Erscheinung der elsässischen Literatur als Fritz Lienhard, zugleich keinen deutschen Dichter, der ihn an Mut und Kraft im Kampf für ausschließlich

ideale Ziele übertrüfe, ja wenige nur, die in ähnlichen Bahnen wandeln.

Fünf Jahre vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges wurde Fritz Lienhard als ältester Sohn eines späterhin mit zahlreicher Familie gesegneten Lehrers im unterelsässischen Dörfchen Rothbach geboren. Früh zog es ihn zur Literatur und bereits während der in Straßburg und Berlin verbrachten Universitätsjahre entstanden die ersten eigenen literarischen Versuche: eine Novelle im Wertherstil, die idealistisch ausklingenden Dramen „Naphtali" und „Weltrevolution". — In seinem später erst erschienen Buche „Helden", einem Strauß von teils geschichtlichen, teils in dichterischer Phantasie geschauten, teils dem Leben entnommenen Skizzen heldenhafter Erscheinungen, hat Lienhard in der ersten Skizze „Der Dichter" seinen eigenen inneren und äußeren Entwicklungsgang während der ersten Schaffensperiode gezeichnet. Um seines heißen Strebens willen, im Ringen für Ideale hat er Jahre hindurch äußerlich gedarbt, innerlich schwer gelitten. Namentlich unter den Eindrücken eines gewissen modernen Literatentums, an das er mit suchender Seele und hochgespanntesten Erwartungen herangetreten war. Unter der Erkenntnis, daß alles, was je wahrhaften Dichterseelen als hoch und heilig, als einzig erstrebens- und darstellenswert galt, hier beschmutzt, verhöhnt und mit Füßen getreten wurde von solchen, die sich als geistigen Extrakt eines „Volks der Denker" fühlten, als Vertreter geistiger „Elite", brach Lienhards auf Edelstes und Höchstes gerichtete, darum hier so schwer verwundete Natur, körperlich und seelisch zusammen.

Er fühlte, daß nur schleunige Flucht aus der Großstadt, deren Staub er endgültig von den Füßen schüttelte, ihn retten konnte.

In den heimatlichen Waldbergen suchte er Gesundung. Und seine im Grunde so gesunde Schaffenskraft erstand aus der Krise nur um so stärker und reiner. Seelische Befriedigung schrieb er sich durch die „Wasgaufahrten", „Neue Ideale" und „Gedichte". Wie die Sonne aus den Wolken bricht hier des Dichters unbesiegter Kampfesmut hervor, sein freudiger Glaube an den idealen Kern des Menschentums. Selbst im humorvollen „Till Eulenspiegel" weiß Lienhard das symbolisch anzudeuten. —

In Gottfried v. Straßburg und der „Hl. Odilia" dramatisiert Lienhard zum ersten Male Stoffe aus Geschichte und Sagen der Heimat in tiefpoetischer Auffassung, wenn auch nicht überall in durchaus bühnenwirksamer Gestaltung. Beide Dramen wurden in Straßburg erfolgreich aufgeführt. — Als Ergebnis von Reisen in Skandinavien und Schottland entstanden: „Nordlandslieder" und die Tragödie „König Arthur", die dramatische Darstellung des Kampfes zwischen keltischem Heidentum und Christentum. — Ein 1900 erschienenes Bändchen „Burenlieder" leiht der Begeisterung

für die Helden jener Kämpfe Ausdruck, während im Idyll „Die Schildbürger", den Lustspielen: „Der Fremde" und „Münchhausen" wieder der dem Dichter ebensowenig als ernstes Aufflammen fremde, lächelnde Humor zu seinem Rechte kommt. —

Wollen wir aber das großzügigste Bild von Lienhards dichterischer und dramatischer Bedeutung gewinnen, so müssen wir uns vor allem mit seiner Wartburgtrilogie vertraut machen, — drei unabhängig voneinander geschaffenen Dramen aus den bedeutendsten Epochen der Wartburg. 1903 erschien „Heinrich v. Ofterdingen". Weiterhin „Die heilige Elisabeth" und als drittes: „Luther". Der Grundgedanke, der sich als roter Faden durch alle Schöpfungen Lienhards zieht, ist: im Feuer des Kampfes oder der Leiden geläutertes Heldentum. Und was auch für Modulationen durch seine dichterischen Symphonien wogen, — immer ist der mächtige Schlußakkord ein: Empor! — Dabei niemals ein Sichverlieren in Gefühlsüberschwänglichkeit oder unmännlicher Weichheit, stets markige Kraft, die in charakteristischen Strichen gestaltet, wie wir sie an Rembrandts oder Dürers Radierungen lieben und bewundern. Das ist Lienhards Kunst. — In den „Thüringer Fahrten" strömt seine Liebe zu Thüringens Wäldern und Weimars klassisch-geheiligter Vergangenheit aus, letztere noch intensiver durch die Herausgabe der „Wege nach Weimar". (1905—6 als Zeitschrift, jetzt in Buchform erschienen, 6 Bde.) Hier sucht Lienhard das Frühlingskeimen, Wachsen und Reifen zur Klassizität deutscher Literatur durch die bedeutendsten Zeiterscheinungen, von denen sie beeinflußt wurde, in großen Zügen zu schildern. Weniger ein Zusammenhang, als durch aneinandergereihte Aufsätze, poetische Bruchstücke, die allerdings in gewisser innerer Verbindung stehen. Das Verbindende, für scheinbar sehr weit Auseinanderliegendes: — Homer, Shakespeare, Friedrich d. Große, Kant, Herder, Jean Paul usw. bis zu Schiller und Goethe und die Ursache für das vielfache Abschweifen von der Vergangenheit zur Gegenwart, zu neuesten literarischen Erscheinungen ist der Gedanke: zu zeigen, daß großes Wirken nur von heldenhaft großer auf Ideale gerichteter, nach vernunftgemäßen Grundsätzen streng handelnder Persönlichkeit ausgehen kann. Mit Lienhards eigenem Ausdruck gesagt: die idealistische Linie aus der Gesamtliteratur herauszuschälen. „Auch der Dichter muß Held sein." — „Mensch sein, ist auf alle Fälle wichtiger, als Literat". Diese beiden Worte kennzeichnen Lienhard wohl am kürzesten und besten. — In den Wegen nach Weimar wird jeder Denkende reiche Quellen der Anregung nach mannigfachsten Richtungen finden, — neue Beleuchtungen uns scheinbar so vertrauter geschichtlicher oder literarischer Persönlichkeiten — immer aber ein Licht unbedingter Wahrheit. Wir stehen bereits an der Wende einer der beklagenswertesten Literaturperioden, (man

kann auch sagen: Kunstperioden, denn ähnliches gilt für Malerei und Plastik — für letztere am wenigsten) in der man Wahrheit, zumeist nur im Gemeinen und Häßlichen suchte und fand. Lienhard hilft uns, wo es vonnöten mit scharfgeschliffenem Schwert den neuen Weg freilegen, der immer da, aber den Meisten verborgen war, weil Dorngestrüpp, Disteln und Nesseln ihn überwuchert hatten. Wenige fanden Mut und Kraft, ihn zu gehen, Viele hatten nur ein überlegenes Lächeln, weil sie andere Wege für die wahren hielten, bis diese plötzlich in Sümpfen oder Abgründen endigten. Gibt es wirklich einen anderen? Haben uns nicht alle Großen stets gezeigt, was uns nun Lienhard aufs Neue lehrt? Nicht herab, sondern empor! — Wuchtig klingt dieser Ton auch aus seinem Drama „Wieland der Schmied", das besonders viel im Harzer Burgtheater aufgeführt wurde.

Lienhard, der wohl eben auf der Höhe seiner Schaffenskraft steht, hat bisher neben kleinlicher Anfeindung in Jahren bitteren Kampfes auch viele Verehrung und reiche Anerkennung gefunden. Zu den schönsten Erfolgen gehörte u. a. die rückhaltlose Bewunderung und Zustimmung, die ihm vonseiten Wildenbruchs, der Weimaraner und des Bayreuther Kreises (Chamberlain u. a.) zuteil wurde. Bezeichnend ist es für den Dichter, daß er sich wohl der Anerkennung freute, trotz keineswegs glänzender, äußerer Lebensverhältnisse es aber stets verschmähte, irgendeiner Partei oder Klique zu dienen. „Auf sich selber steht er so ganz allein" paßt für Lienhard wie für kaum einen andern. Selbst die Leitung eines Hoftheaters, die ihm angetragen wurde, schlug Lienhard aus rein idealen Gründen aus, weil ihm zur ausschließlichen Verwirklichung seiner künstlerischen Gedanken und Ziele dort nicht genügend freie Hand gelassen war. — Vielleicht möchten solche Einzelzüge die Leser dieses Aufsatzes, die noch nicht genügend mit Lienhards Werken selbst vertraut sind, verleiten, sich von ihm das Bild eines sehr von sich eingenommenen, verächtlich auf die Mitwelt herabschauenden Dichters zu machen. Daran täten sie großes Unrecht. Nichts liegt Lienhard ferner. Seines Wertes soll und muß sich jeder Künstler bewußt sein, will er was Rechtes leisten. Indessen läßt sich edle Bescheidenheit wohl mit solchem Stolz vereinen, und das ist Lienhards Art. Sein Beruf ist ihm im tiefsten Sinne Auswirkung der der Menschheit dienenden Liebe, und von heiliger Begeisterung durchglüht erfüllt er ihn, weder von Tadel noch Lob beirrt. Er schafft, was er schaffen muß.

— Merkwürdig bleibt, wie Dr. Wachler vor einiger Zeit sehr richtig im „Tag" betonte, daß fast alle großen deutschen Hofbühnen bisher dem Dramatiker Lienhard ihre Tore verschlossen hielten. Aus Tendenz kann es kaum geschehen sein, vielmehr ist wohl der Grund darin zu suchen, daß das Publikum stets nach nervenprickelnder Sensation verlangt und erst nach und nach wieder zum Sinn für

Größe und reine Schönheit erzogen werden mußte. Einer solcher berufensten ästhetischen Erzieher der Volksseele ist Lienhard. —

Auf einer Vogesenreise begriffen, machte ich kürzlich in Straßburg Halt und war dort so glücklich, einer längeren Unterredung mit dem Dichter teilhaftig zu werden. Schlicht wie Lienhards ganzes Auftreten als Mensch, ist sein elsässisches Poetenheim. Er besitzt noch einen zweiten stillen Dichterwinkel in Thüringischer Waldeinsamkeit; Familienrücksichten veranlaßten ihn jedoch, ihm jetzt lange fernzubleiben und sich in Straßburg der Pflege des kürzlich verstorbenen Vaters, wie der Sorge für jüngere Geschwister mit zu widmen. Der Geist Lienhards ist überall in seiner Umgebung zu erkennen: reich der Bücherschatz, der die Wände deckt, — Repräsentanten edelster Geister aus der Blütezeit antiker Literatur bis auf die Neuzeit. Pietätvoll sind die Möbel aus altem Familienbesitz erhalten und haben nicht einem einzigen neuen Eindringling Platz gemacht. Freundlich grüßt die Wartburg von der Wand herab, die dem Dichter so bedeutungsvolle Schaffensantriebe gab, die Hintergrund und Rahmen zugleich für seine größten dramatischen Werke bildet. Nur wenigen anderen Bildern ließen die Bücherregale Raum. Werke zu historischen Studien bedecken den Schreibtisch und zahllos sind die Grüße und Anliegen aus aller Welt, die an Fritz Lienhard gerichtet sich hier anhäufen. Erzählte er mir doch, wie selbst aus fernsten Weltteilen ihm Kunde werde, daß seine Werke warme Anhänger gefunden; — ein Zeichen, daß Lienhards gesunder Optimismus sich langsam, aber sicher Bahn bricht. Es liegt etwas Siegfriedhaft-Kühnes in Lienhards Art, die doch zugleich mit abgeklärter, innerer und äußerer Ruhe gepaart ist. Nur diese wird man gewahr im persönlichen Verkehr. In der zarten Gestalt dieses Mannes mit den fast etwas leidenden Zügen, dem weichen leicht ergrauten Haar, den kurzsichtigen dunklen Augen, deren Ausdruck leider durch Augengläser etwas verloren geht (Goethe bedauerte das bekanntlich immer besonders, wenn ihm jemand mit solchem Hilfsmittel der Sehkraft begegnete, da es hindert, dem Seelenspiegel der Augen auf den Grund zu schauen) würde man nicht leicht auf den ersten Blick den wagemutigen, starken Kämpfer suchen, der er ist. —

— Im Juli 1908 erschien in Westermanns Monatsheften aus K. Engelhards Feder ein Aufsatz über Lienhard als Lyriker (mit Bild). Darin heißt es u. a. von seinen Gedichten: „sie sind wie ein eisenhaltiger Born, der das Blut erfrischt, *sind* nicht nur lebensfreudig, sondern sie *machen* auch lebensfroh" — — und weiterhin: „Es geht mir bei Lienhards Gedichten wie bei Kant: „Ich werde sicherer, stiller, stolzer" — „In Lienhards Lyrik ist eben nicht nur Stimmung, sondern auch — Weisheit, Lebensweisheit."

Der „Türmer" (der Lienhard längst zu seinen fleißigsten Mitarbeitern zählt), bringt seit dem Herbst seinen ersten Roman „Oberlin", der nächstes Jahr in Buchform erscheint. Die Handlung spielt im Elsaß. Liebevollste und eingehendste Geschichtsstudien an Ort und Stelle liegen auch diesem neuen Werke zugrunde, und man hat mit Recht gespannt diesem Erstling auf einem von Lienhard bisher noch nicht betretenen Schaffensgebiete entgegengesehen.

Eng zusammengedrängt finden wir des Dichters Richtung in dem seinen Band „Friedrich d. Große" (aus d. „Wegen nach Weimar") beschließenden: Keiner verzage!

Keiner verzage!
Jegliche Guttat
Die Du gegeben,
Sei es ein Wort nur
Winzig zu achten,
Wandelt sich wirkend
In Geistchen von Licht,
Und die erschaffnen
Scharen der Schönheit
Kehren zu Dir heim,
Der sie gedacht hat;
Kommen und dienen
Und danken dem Meister,
Der sie gerufen
Ins rosige Licht.
Also erzeugt sich
Jeder hienieden.
Selbst sein Gefolge.
Ihm ist gegeben
Fülle der Gnade,
Wickingermächtig
Kann erzwingen
Königsgefolge
Oder Gezücht.
Du—sei ein König!

Rundschau

Geld oder Soldaten!

Sir Edward Grey vom Foreign Office in London setzte am 18. Oktober vorigen Jahres den Machthabern in Teheran als Ultimatum drei Monate Frist, innerhalb deren sie die Straßen in Südpersien für die englischen Handelskarawanen sicher zu machen haben. Danach soll das jahrzehntelange Siechtum der Anarchie und des unausrottbaren Brigantentums in Persien binnen neunzig Tagen geheilt sein, andernfalls schickt der Dr. Eisenbart in Downing Street S.W. London ein Dutzend Offiziere mit etlichen Tausend Mann indischer Truppen aus Gwadar oder Karachi westwärts, um dem kranken Perser den am Meer gelegenen Landesteil zu amputieren. Nur 3 Monate Zeit, um mittels Eingeborenen und englischen Offizieren einen Sicherheitsdienst auf einem Netz primitiver Straßen von fünftausend Kilometer Länge zu organisieren, die bis zu achtzehnhundert Kilometer entfernt von der Landeshauptstadt liegen, — heißt mit Bewußtsein Unmögliches verlangen. Dieses „Ultimatum" dient also als Vorwand.

Wozu? Etwa dazu, um schon drei Jahre nach dem Abschluß des letzten Abkommens zwischen Großbritannien und Rußland zum Schlußakt, zur Aufteilung von Firdusis Reich, zu schreiten?

Bei der Abmachung vom Jahre 1907 hat Rußland den Löwenanteil am Landbesitz erhalten. Die dem Moskowiterreich zugeteilte Einflußzone umfaßt Asserbeidschan, Khorassan mit der Hauptstadt Teheran und den bedeutenden Städten Tabris, Rjescht, Barferusch, Astrabad, Kaschan, Isfahan, Jezd und Mesched.

Die Großbritannien eingeräumte Zone im Süden ist bescheiden, umfaßt jedoch das gesamte Küstenland von Beibehan, Buschir, Lingah, Bender Abbas, Djask und Gwater und beraubt den alten Nebenbuhler des guten Hafens Bender-Abas für immer; jener Hafen beherrscht die Meerenge von Ormuz. Der Verzicht Rußlands auf jenen seit einem Jahrhundert erstrebten Hafen am Arabischen Meer genau zur selben Zeit, als es durch den unglücklichen Feldzug gegen Japan auf die eisfreien Häfen von Dalny und Port Arthur am Gelben Meer verzichten mußte, darf als ein Opfer ganz besonderer Tragweite angesehen werden. Dadurch, daß Großbritannien sich obendrein den Sultan von Maskat dienstbar gemacht, kann es jetzt tatsächlich den Persergolf als sein mare clausum behandeln; diese Frage wird brennend, sobald erst die Bagdadbahn von Basra bis Kweit im Lande El-Hasa weitergeführt sein wird.

Rußland griff sofort nach Abschluß der Abmachung — alter Gewohnheit entsprechend — über Persiens Nordgrenze ins Innere, um zur Unterdrückung rechtzeitig ausgebro-

chener Unruhen seine Truppen über Tabris und Astrabad gegen Teheran vorzuschieben. So oft die russischen Soldaten in ihre kaukasischen Garnisonen zurückkehren sollten, schickte die Vorsehung eine Demonstration oder Revolution als Gottesgeißel auf irgendein Nest herab, dessen Name vorher keines Europäers Ohr je vernommen hat; durch dieses Unheil wurde stets von neuem der Russen Abmarsch in die ersehnte Heimat vereitelt. Am 14. November wurde sogar das Haus des russischen Agenten in Kaschan von der Menge erstürmt. Ein ganz schlimmer Zwischenfall! Zwar erklärte die persische Regierung unverzüglich, in jenem Hause wohne ihr Untertan, der größte Spitzbub im ganzen Perserland, der zur Verhöhnung seiner Nachbarn von Zeit zu Zeit eine russische Fahne aufziehe, allein mit dieser Verwahrung goß die persische Regierung nur Öl ins Feuer der russischen Entrüstung. Rußland gab den Bescheid, jener persische Schelm sei vom russischen Konsul in Isfahan als sein Agent aufgestellt worden, und wegen der ihm angetanen Unbill habe der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten Persiens sich im Staatskleid zur russischen Gesandtschaft zu begeben, um seine untertänigen Entschuldigungen vorzubringen.

Über das bedrohliche Vordringen Rußlands hat schon im September der Bankier Lynch, der Eigentümer der Dampfschiffahrtsgesellschaft Bagdad-Bassora, einen Hilferuf im „Manchester Guardian“ veröffentlicht: „Während das Perserland wahre Proben eines aufrichtigen Reformeifers und energischen Fortschrittes gibt, was tun England und Rußland? Dieses weigert sich, seine Truppen aus dem nördlichen Landesteile zurückzuziehen, wenn es als Entgelt nicht bedeutende Handelsvorteile erhält. Und England schreitet nicht ein, um dieser Politik unnützer Quälereien ein Ende zu bereiten. So lange Russentruppen in Persien stehen werden, werden sie nur Unruhen stiften, um Rußland immer von neuem den Vorwand zu geben, neue Truppen ins Land zu schicken ohne Ende — — “

Allein Rußland stellte sich taub für alle diese Vorstellungen. Inzwischen versucht Großbritannien seine alterprobte Politik des Darlehns. Wer mit großen Summen eines fremden Landes Gläubiger wird, avanciert noch zu dessen Gebieter. Darum empfinden die Jungperser gerade so wie die Jungtürken einen heiligen Abscheu vor ausländischem Gelde. Als im Frühjahr die langwierigen Vorverhandlungen endlich zu einem gewissen Abschluß gelangt waren, erhielten die geldbedürftigen Perser die Bedingungen für ihr bescheidenes Darlehen im Hause des russischen Gesandten zu Teheran eröffnet; sie lauteten:

1. Der Voranschlag, wie die aufgenommenen Gelder zu verwenden sind, ist den Gesandtschaften Rußlands und Englands zu unterbreiten;

2. Zwei europäische Kommissäre nehmen Platz in der Überwachungskommission und fünf in den obersten Ämtern der Verwaltung;

3. In ihren Einflußzonen haben Rußland und England das Recht des Vorzugs für den Eisenbahnbau;

4. Dringend ist die Organisation

der Gensdarmerie zur Bewachung der Straßen mit europäischen Offizieren.

Im Frühling dieses Jahres erschien nun ein Herr Sayord Ruete als Abgesandter der „Deutschen Bank“ in Teheran, der Sohn der Prinzessin Salme Bargasch von Sansibar, die vor dreißig und mehr Jahren von dem Hamburger Kaufmann H. Ruete aus dem Palast des Sultans Said Bargasch entführt wurde. Das Deutsche Reich unterstützte seinerzeit die Ansprüche der Prinzessin Salme gegen ihren Bruder Ali Said Bargasch bis zu dem Zeitpunkt, als der Reichskanzler von Caprivi das Tauschgeschäft abschloß, für das unsichere Sansibar das strategisch wichtige Helgoland einzuhandeln. Die deutschen Handelsinteressen traten durch die offene Tür ein und erlangten die Konzession für eine deutsche Dampfschiffahrtsgesellschaft auf dem Urmiasee und Zugeständnisse für die Handelsstraße von Diabekr durch Kurdistan über den Wansee in die Provinz Asserbeidschan. Da Rußland den Bau einer Eisenbahn von Tiflis über Eriwan und Ordubad nach Tabris mit Gabelung bei Kaswin nach Teheran und Issahan plant, so nahm Deutschland seinen Vorteil wahr, bei den Pourparlers von Potsdam sich den Anschluß der Bagdadbahn von Mossul oder von Bagdad nach Hamadan und Issahan zu sichern.

Im Vordergrund der Perserpolitik steht die Anlehensfrage. Das weite Land (dreimal größer als das Deutsche Reich, mit einer Bevölkerung von knapp neun Millionen Einwohnern, worunter 2,7 Millionen Nomaden) besitzt reiche Naturschätze; diese zu heben, wills Kapitalien. Rußland, Großbritannien und Frankreich arbeiten mit vereinten Kräften und Mitteln. Rußland, das in Madame Marianne eine allzeit willige Geldgeberin verehrt, wünscht als Makler 2½ Prozent netto einzustecken; denn es bietet den Persern dasselbe Geld zu 6 Prozent an, was es in Paris mit 3½ Prozent verzinst. Die Kosaken im Norden und Großbritanniens Teerjacken im Süden scheinen mit einem und demselben Kriegsruf zu operieren: „Entweder nehmt ihr gelben Perser unser Darlehen an, oder die fremden Truppen verlassen nimmer euer Land!“ Regierungen und Banken arbeiten einander in die Hände. Lange Zeit hindurch lebte die englische „Banque Imperiale“ in erbittertem Kampfe mit der „Banque d'escomte et des Prêts“; allein kaum war der deutsche Bankier auf der Bildfläche erschienen, so schlossen die erbitterten Konkurrenten sofort ihren Frieden, um den Dritten in seiner Initiative zu behindern. Mit ihrem Vorschlag zur zweiten Bedingung, daß als Überwachungskommissäre und hohe Verwaltungsbeamte sieben Franzosen ins Perserland gerufen werden sollen, haben Rußland und Großbritannien den geheimen Kulissengeist auf die Weltbühne gezerrt und die Solidarität ihrer Politik mit der französischen Republik im fernen Osten enthüllt.

Gegen diese finanziellen Raubzüge, die naturgemäß mit der Vernichtung der persischen Staatssouveränetät enden müssen, hielt der Scheik Ubeibulah als Abgeordneter von Aidin namens der Jungperser und Jungtürken in Konstantinopel eine flammende Rede; am 17. November tagte unterm Vorsitz des Professors Sabrel eine große Volksversamm-

lung in Teheran, die gegen die russisch-englische Bedrückung Verwahrung einlegte und den Deutschen Kaiser als Schutzpatron der Moslim anrief. Die Ehrlichkeit der deutschen Politik hat einen guten Klang. Die redliche Absicht des Deutschen Reiches, an der wirtschaftlichen Erschließung und Kräftigung der muhammedanischen Länder mitzuarbeiten ohne Eroberungsgelüste, wird für die weitere Entwickelung der persischen Frage von hoher Bedeutung sein.

Dr. Franz Lipp.

Die portugiesischen Juden auf der Wanderschaft

Die Welt erlebt die Wiederkehr des Gleichen! Im Sommer des Jahres 1755 ließ Don Sebastiano Carvalho e Mello Graf von Ageras und Markgraf von Pombal 139 Jesuiten gefangen setzen und nach drei Tagen auf ein Schiff bringen. Als der Kapitän den energischen Minister König Josefs fragte, wohin die Reise gehen solle, erwiderte Pombal als Mann von Geist: „Wir schicken Ihre Reisenden nach Rom als Geschenk des erzkatholischen Landes Portugal für den Heiligen Stuhl.“ Die streng katholischen Reiche Spanien und Neapel folgten Portugals Beispiel, und am 21. Juli 1773 hob der Papst Clemens XIV. Ganganelli durch die Bulle: „Dominus ac redemptor“ die Gesellschaft Jesu auf. Am 28. November 1910 erhielt Papst Pius X. die von dem Pater Provincial Luiz Cabral namens der aus Portugal ausgewiesenen Jesuiten zusammen mit dem Chefredakteur der „Civiltà cattolica“ P. Brandi ausgearbeitete Denkschrift: „Die Stimme der Opfer.“ Darin wird Einspruch gegen die Konfiskation der Güter erhoben, aber gleichzeitig eingeräumt, daß die Gesellschaft Jesu, seit Pombals Gesetz in Portugal verboten, sich unter dem falschen Namen: „Vereinigung für den Glauben und für das Vaterland“ einschlich und nur im geheimen Verkehr mit dem General in Rom die Bezeichnung: „Ordensprovinz Lusitania“ gebrauchte. Das Märchen von den sechs Mönchen, welche als Opfer der betrunkenen Soldateska den Märtyrertod erlitten, wird nicht mehr aufrecht erhalten, dafür jedoch ein anderer amüsanter Schwank aufgetischt. Der Provincial Luiz Cabral schreibt: „Wer diejenigen waren, welche mit Priesterkleidern angetan aus dem Jesuitenkloster Campolide feuerten, wird nicht allzuschwer zu erraten sein; denn auf dem Kampfplatz von Campolide selber wurde ein Gefallener dieser verkleideten Patres gefunden, durchbohrt von der Kugel seiner Kameraden, der unter dem Priesterkleid die Militäruniform trug.“ Danach soll ein portugiesischer Soldat sich ins Jesuitenkloster eingeschlichen, dort eine Soutane über sich geworfen und auf seine Kameraden gefeuert haben, um den Sturm auf Campolide und seine eigene Füsilierung zu erzwingen! Energisch wird von den Schützlingen der Königin Amelie der Vorwurf, daß die Jesuiten Feinde der Republik seien, zurückgewiesen und erklärt: „Die Gesellschaft Jesu hat nicht das Geringste wider die republikanischen Einrichtungen als solche. Als das absolute Regiment in Europa herrschte, haben die großen Schriftsteller der Gesellschaft Jesu, die auch heute noch als Meister in der Philosophie und Theologie gefeiert sind,

mit Klarheit die fundamentalen Prinzipien der Demokratie gelehrt; heute leben gerade die Ordensprovinzen, welche den größten Wohlstand und die höchste Freiheit genießen, in republikanischen Staaten." Schließlich wird sogar von der Armut des Jesuitenordens geredet!

Die von der Republik Brasilien zurückgewiesenen Jesuitenpatres Portugals suchen Zuflucht in Belgien und Österreich.

Spectator alter.

Zur Einführung der drahtlosen Telegraphie auf der deutschen Hochseefischereiflotte

Der erste Versuch zur Ausrüstung von Hochsee-Fischereifahrzeugen mit Apparaten für drahtlose Telegraphie ist in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahres erfolgt und hat sich auf die in Geestemünde beheimateten Herings-Dampflogger „Berthold" und „Diedrich", sowie auf einige dem Frischfischfang obliegende Dampfer erstreckt. Seitdem ist über den Verkehr der genannten beiden Dampflogger mit dem in der Nordsee zum Schutze unserer Fischereiinteressen stationierten Kreuzer „Zieten" in den Mitteilungen des Deutschen Seefischereivereins (siehe Nr. 10 der Mitteilungen) ein eingehender Bericht erstattet worden, der unzweideutig erkennen läßt, welchen hohen wirtschaftlichen Wert die Neuerung für unsere schwer ringende Hochseefischerei in Zukunft haben wird. In dem Berichte sind rund zwanzig Gespräche wiedergegeben, die an sechzehn verschiedenen Tagen mit dem Kreuzer geführt wurden. In den meisten Fällen betrafen sie die Fangergebnisse, indem der „Zieten" den beiden Fangschiffen mitteilte, welche Logger er auf See angetroffen, wo er sie angesprochen habe und was für Fänge sie gemacht hatten, während andererseits die Dampflogger „Diedrich" und „Berthold" dem Kreuzer die ihrerseits gemachten Fänge und Beobachtungen zukommen ließen. Die auf Grund dieser Mitteilungen möglich werdenden Vergleiche der Fangergebnisse führten dazu, daß diejenigen Logger, die minder begünstigt gewesen waren, bereits im Laufe des nächsten Tages die reicheren Fanggründe aufsuchen konnten und infolgedessen Fänge machten, die sich bis zu dreißig Kantjes (Tonnen Heringe in der auf See üblichen Packung) pro Nacht höher stellten als vorher. Die Verständigung zwischen den Dampfloggern und dem Fischereikreuzer gelang in einem Umkreise bis zu sechzig Meilen, würde sich aber entschieden noch beträchtlich weiter, ja über das ganze für die Heringsfischerei jeweilig in Frage kommende Gebiet der Nordsee erstreckt haben, wenn man mehr Stationen, d. h. mehr mit Funkspruchapparaten ausgerüstete Logger zur Verfügung gehabt hätte. Immerhin aber waren die gewonnenen Resultate nach Beendigung der Saison derartige, daß der Bericht des Deutschen Seefischereivereins nicht ansteht, die Ergebnisse als ein „markantes Zeichen des Beginns eines neuen Entwickelungsabschnitts der Seefischerei" zu bezeichnen.

Doch nicht dem Austausch von Mitteilungen über Fangergebnisse allein dienten die stattgefundenen Gespräche. So hatte einer der Dampflogger mit einem fremden Fangschiffe eine Kollission gehabt und

wünschte, den Sachverhalt zu Protokoll zu geben. Die drahtlos abgegebene Meldung erreichte den Fischereikreuzer „Zieten“ und veranlaßte diesen, ohne Säumen die Unfallstelle aufzusuchen. Als er eintraf, fand er bereits das holländische Fischereischutzschiff, das mit der Aufnahme des Tatbestandes beschäftigt war, an Ort und Stelle. Für den Kapitän des deutschen Loggers erwies es sich nun von besonderem Vorteil, daß er den Sachverhalt in seiner Muttersprache zu Protokoll geben und von deutschen Zeugen bestätigen lassen konnte. In einem andern Falle diente der funkentelegraphische Verkehr mit dem Fischereikreuzer dazu, das ungenaue Besteck des Loggers, der neue Fanggründe aufsuchen wollte, zu berichtigen. Wenn auch in diesen beiden Fällen eine eigentliche Not der Fischer fahrzeuge nicht vorlag, so zeigen sie doch, daß in Fällen, wo Hilfe dringend erwünscht erscheint, bei allgemeinerer Einführung der drahtlosen Telgraphie diese Hilfe rasch zur Stelle sein kann.

Über die Resultate, die von den mit Funkspruchеinrichtungen versehenen fünf Fischdampfern erzielt wurden, sind detaillierte Veröffentlichungen unseres Wissens allerdings noch nicht erfolgt, weil die maßgebenden Stellen den Zeitpunkt anscheinend noch nicht für gekommen erachten, sondern einen gewissen Abschluß der Versuche abwarten wollen. Allgemein aber verlautet, und der dem 3. Schiffahrtstag kürzlich vorgelegte Jahresbericht bestätigte dies, daß auch für den Frischfischfang die Einführung der drahtlosen Telegraphie von erheblichem Nutzen gewesen ist, indem mit Hilfe derselben nicht nur bessere Fänge erzielt werden konnten, sondern sich auch den Kapitänen die Möglichkeit bot, bereits von See aus ihre Fänge, nach Sorten gesondert, für die Versteigerungen anzumelden und andererseits noch auf See von ihren Reedern Weisungen entgegen zu nehmen, welcher Markt jeweilig angelaufen werden solle, wodurch sich Zeit und Unkosten ersparen ließen.

Daß die mit den fünf Fischdampfern gemachten Erfahrungen durchaus befriedigen müssen, erhellt außerdem aus dem Umstande, daß der Deutsche Seefischereiverein inzwischen einen Schritt weiter gegangen ist und gegenwärtig vier Hochsee-Segelfischereifahrzeuge, darunter zwei Finkenwärder und einen Blankeneser Kutter, sowie den vielgenannten Motorkutter „Präsident Herwig“ ebenfalls mit Einrichtungen für den Funkspruchverkehr ausrüsten und ihre Führer auf der Hamburger Navigationsschule in der Bedienung der Apparate ausbilden läßt, wofür die Kosten vom Reichsamt des Innern (Reichsfischereifond) hergegeben werden. Bekanntlich haben die Winterstürme der letzten Jahre unter der Segelfischerflotte stark aufgeräumt. Die vielen Totalverluste ließen erkennen, daß die Fischer auf hoher See von den Stürmen völlig überrascht worden sein mußten, so daß sie selbst mit Preisgabe ihrer Netze oder sonstigen Fanggeschirre nicht imstande waren, einen schützenden Hafen zu erreichen. Da die Segelfischer — die Finkenwärder sowohl als auch die Blankeneser Fahrzeuge — auf See vorwiegend zu Gruppen vereinigt auf den Fischgründen arbeiten, dürfte es in Zukunft möglich sein, sie von Norddeich bzw. einer andern drahtlosen

Station aus von dem Herannahen der atmosphärischen Strömungen so frühzeitig zu unterrichten, daß sie ihre Maßnahmen danach treffen können. Die vermehrte Sicherheit des Betriebes aber in Verbindung mit reichlicheren Fängen, wie sie nach der Einführung des Funkspruchverkehrs allgemein zu erwarten sind, wird geeignet sein, den weiteren Niedergang der Hochseefischerei nicht nur aufzuhalten, sondern dem mehr als hundert Jahre alten Gewerbe voraussichtlich auch einen kräftigen Impuls zu neuem Aufschwunge geben, was sowohl im Interesse unserer Hochseefischer als auch der Kaiserlichen Marine, die aus den Kreisen der Seefischer ihr bestes Rekrutenmaterial bezieht, mit Freuden zu begrüßen wäre.

C. Lund.

Ein Anarchist der Gefühle

„Der Fremde" von René Schickele.

Aus gewissen kurzlebigen Zeitschriften kann man etwas von den tieferen Herztönen junger Kulturen heraushorchen. Wer auf diesen mittelbaren Herzschlag achtet, kennt schon seit Jahren René Schickele, — seine kleinen, fast wütig-temperamentvollen Essays über Gedichte, Dinge des Tages, Tänzerinnen, über alles, was auf die Nerven wirkt. Er ist ein „Berserker mit zuckenden Händen", einer, dessen Empfindlichkeit ungewöhnlich ist, wie seine Kraft. In allem, was er schreibt, strömt er sich schmerzhaft, in glückselig empfundenen Schmerzen, ganz aus, wirft sich, wie eine Holothurie unter dem Griff des Forschers, gleichsam aus seiner Haut heraus, um mit animalischer Gewaltsamkeit aus der nächsten Impression wieder neu gebildet zu werden.

Schon der ganz junge, der siebzehnjährige Schickele, der vor bald zehn Jahren im Elsaß ein Sturmblatt herausgab und so etwas wie das Haupt einer literarischen Räuberbande wurde, war ganz so, wie heute der in seinen persönlichsten Formen kristallisierte, ausdrucksfähiger gewordene Dichter eines dokumentarischen Romans ist, wie vor ein paar Jahren der Verfasser eines Bandes aufrauschend wilder, nur für ihn ganz bestimmter Rhythmen war, die er als „Gedichte" herausgab. Es ist, als ob alles Äußere ihm nur Material wäre, das an seiner Form nichts ändern kann. Als ob er genau so geworden wäre, wenn er ganz allein in Eisbergen säße — ein intellektueller Robinson Crusoe, der der Dienstbarkeit der Welt nur auf eigene Faust teilhaftig werden kann. Nun hat er aus dem Chaos von Eindrücken, die sein Leben waren, etwas wie den Roman seines Lebens bilden wollen. Er glaubte, sich aus seiner elsässischen Heimat heraus erklären zu können, als ein Produkt aus Französisch und Deutsch in ihrer erzwungenen Vermengung.

Deshalb verlegte er seine Geburt in das Kriegsjahr: Paul Merkel, sein Held, mit dem ich ihn identifiziere, wird geboren, während sein Vater als französischer Offizier in der Schlacht bei Wörth fällt. So wächst er unter der ersten Generation des germanisierten Elsaß auf und könnte nun so recht ein typischer Deutsch-Elsässer werden.

In Belfort wird ein Rachefest gefeiert, aus dem die französische

Seele aufzischt und heiße, wütende Lichter hin über die Grenze wirft — die Trikolore weht über den Tag, und Paul Merkel sieht aus ihren Farben etwas Erwärmendes, die Farben der Liebe. Der rote Löwe von Belfort „hängt wie ein ungeheurer Fetisch im unreinen Schein einer Feuersbrunst — als ob er im nächsten Augenblick aufstände und die Felswand auseinander sprengte." Die Marseillaise bricht aus den Massen heraus, ein Orgelpunkt aller Äußerungen der Tausende — er glaubt, sie zu sehen. Und als er nachts zu seiner Mutter zurückkehrt, sagt Paul Merkel: „Mutter, ich bin hier in Frankreich so warm und glücklich! Du bist ja ganz Frankreich für mich. Ich habe dein Herz gesehn, Mutter, das war schöner als die Sonne. Ganz bunt vor Liebe und warm . . . ."

Später sucht sich Paul Merkel in Paris eine Heimat. Paris enttäuscht ihn; er hatte erwartet, ein freies Land zu finden, in dem das Volk sein eigener Herr sei. Er findet „einen Kampf ums Dasein, etwas, worin er eine unverschämte Don Quixotterie erkennt, eine Orgie der Dummheit, in der der Größenwahn der Mittellosigkeit zum Gesetz erhoben war." Eine Hölle scheint ihm diese Republik. „Die einzige anständige Haltung, die man einnehmen konnte, war, zu zeigen, daß man die Hölle verachte." Er versucht, Literat, Sozialist zu werden, lernt die Hauptakteure seiner Partei verachten und reißt sich los.

Seine Mutter verschwindet aus seiner Welt, und endlich verläßt er auch seine Geliebte, die hinreißend ergebene, tief weibliche Malva. Er löst sich von allem, was Menschen aneinander bindet, Nation, Partei, Familie, der Geliebten, um sich ganz als Fremder zu fühlen, den ungeheuren Gefühlen der Einsamkeit überlassen.

Soweit der Roman des Elsässers, der mir nicht typisch scheint. Freilich hat die Stunde, in der sein Held eingebettet in das Blut seiner Mutter lag und sie es spürt, daß irgendwo sein Vater mit tapferen Augen das Leben unter preußischen Säbeln läßt, seine Seele so wild gemacht, so offen für Schreie und Farben; der Tag von Belfort hat ihm den Sinn für Symbole in die Nerven geprägt.. Die Atmosphäre von Nationalhaß, die ihn umgab, als er heranwuchs, hat mit ihrer Glut alles in ihm zu rascher Entwicklung getrieben. Die Enttäuschungen von Paris haben seine Loslösung vom Leben der andern beschleunigt. Aber dennoch glaube ich, daß andere Ereignisse unter anderen Bedingungen denselben Paul Merkel hätten erstehen lassen, der sich eines Reisetages plötzlich bewußt wird, ein Fremder zu sein, überall, und der sich mit den geöffneten Organen des Losgelösten, mit den Augen des nie Gesättigten, dem „großen Pan der Reisen und der Vox Angelica seiner Orgel, dem D-Zug" gibt, der sich jedem Eindruck hinwirft und von Sekunde zu Sekunde schrittweise lebend endlich dahin gelangt, eine Tote lieben zu können!

Darin liegt es: der Fremde ist er, weil er aus den Banden seiner Kultur herauswill, weil er nicht unter Feuerländern oder Südsee-Insulanern geboren ist Halb Kind, halb Barbar, zitternd vor Erreg-

samkeit, empfänglich wie die Emulsion einer photographischen Platte — in einer Welt von Menschen, die vorwärts, rückwärts blicken, Fäden spinnen und Türmchen bauen.

So verliert dieser Roman immer mehr der Handlung Namen. Ein erkennbarer Lauf führt zur Höhe jener Pariser Krisen mit ihrer letzten Sezession — dann stürmt das ganze elementare Stück Leben, das Paul Merkel heißt, und seine Geschichte mit ihm und die Geschichte aller Menschen dieses Buches, in weißen Flocken über die Riffe.

So ist dies Buch kein Roman, sondern ein Dokument des Impressionismus, der dem Schreibenden den Stoff aus den Händen reißt und sich selbst gibt, als etwas nicht zu Beschreibendes.

Der Knabe Paul Merkel fühlt, „man muß Kind sein, um nicht verloren zu gehen. Wissend unbedenklich."

Der Erwachsene sagt: „Wir müssen fanatische Impressionisten werden, die von der Hand in den Mund leben, wir müssen gründlich verzichten, aber unbedingt und bis auf den Grund der Seele verzichten. Man findet nirgends eine Sicherheit, als im schrankenlosen, seelischen Anarchismus ... Wir haben alles Diktatorische abgelegt und wandeln als Barfüßler in seelischen Bezirken. Wir erfreuen uns einzig der Erinnerung: Alles Schöne lebt unvergänglich in uns weiter ,weil es unabhängig vom Gegenstand ist, der es uns vermittelt hat."

Die kritische Frage wäre also nicht: Ist Schickeles Buch ein Roman, der Roman des notwendig Fremden, das gelöste Problem dessen, der von den Dingen beherrscht wird, sondern nur: Ist etwas an diesen Impressionen, sind sie Beweise für die Sehkraft eines Ungewöhnlichen, geben sie etwas?

Ich glaube, in allem, was ich hier schrieb, habe ich mein „ja" vielfach gesprochen. Ein Brevier ist dies Buch — eine lyrische Anthologie in Prosa, so stark, daß jedes Stück erschreckt, so musikalisch und so pittoresk, daß man endlich nicht weiß, ob man alles: dies Lied der Heimat, dies Wirbeln der Städte und Menschen, dies elementare Liebesleiden, vor allem aber das große Spiel des Meeres und das Lächeln Venedigs — in Klängen, in Farben oder in Worten genossen hat.

Mit Entdeckeraugen ist hier jedes Partikel des Lebens gesehen, der Stimmen des Ozeans sind mehr geworden, ein neuer Klang von Liebe aufgesprungen. Dem Schnellzug, dem Hotelzimmer, dem Bahnhof sind Stimmungen entrissen, die noch keiner geben konnte.

Ich vergleiche Schickele nicht und suche keine Beziehungen; es ist, trotz mancher Verwandtschaft, etwas ganz Eigenes hier, die Erhabenheit einer Individualität! Sie mag an Vielen abgleiten, denen das Organ für diese persönliche Note fehlt, der gute Empfänger wird diesem Geber viel danken.

Wenn das Buch einen Fehler hat, ist es nicht der, daß es kein Roman ist, sondern, daß es fast einer geworden wäre und manchmal einer werden *sollte*. Es könnte ganz zusammenhangslos sein, wie man es auch lesen kann und sogar lesen sollte.

Aus den vielen Gesängen des ekstatisch durchlebten Lebens, das dies Buch füllt, will ich hier, aus

lauter gleich Schönem heraus, die letzte Stimmung geben, die mir als Beweis dienen soll:

„Ellen starb langsam, wie die Tage heißer wurden. Paul saß helle Nächte lang in den Cascinen, an großen Wiesen, die wie Seen waren, zwischen schimmernden Taxushecken, die vom Himmel nur ein kleines, tiefblaues Stück mit zitternden Sternen sehen ließen, im Gesang und in den Düften, und fühlte Ellen sterben. Aber er empfand ihren Tod als eine letzte Verwandlung: in ihrer grenzenlosen Hingabe löste sich Ellen ganz in ihn auf, er wurde ihr lebendiges Grab . . .

Sie rief ihn nicht, und er wagte nicht, ihrer beiden erhabenste Einsamkeit, die sich für immer vereinen sollte, zu stören. Er ließ sie sterben.

Endlich, am Morgen nach ihrem Todestag, sah er sie. Sie erschien ihm wie das Spiegelbild einer entschwundenen Gestalt, das wunderbarerweise in einem stehenden Wasser zurückgeblieben ist und nur ganz leise, aber unaufhaltsam versinkt. Er beugte sich über sie, um ihren Mund zu küssen, auf dem wie die Versteinerung einer Blüte ihr Lächeln lag; er tat es nicht. Er betrachtete ihn nur, wie er noch nie ein Ding betrachtet hatte; er hielt still, weil dieser Mund sich deutlich in seinen eigenen Lippen formte. Als er ihn ganz aufgenommen hatte, erhob er sich, trat an einen Spiegel, der neben dem Bett hing, und küßte ihn."

Balder Olden.

Publikumsglosse zum „Rosenkavalier".

Was Dresden, München und andere Musikstädte schon glücklich hinter sich haben, das großgeschrieene musikalische Ereignis „Der Rosenkavalier", in welchem der Tondichter der wildbrünstigen „Salome" walzerträllernd und in schlechter Mozartmaske und der Dichter der düsteren „Elektra" abwechselnd zuckersüß girrend oder dann wieder im derben Wäschermädelton der Wiener Maria Theresienzeit kommen, wird ja voraussichtlich unter Beihilfe von Fachrezension und Geschäftsreklame bald Welteigentum, Gemeingut des Publikums — dies- und jenseits des großen Wassers werden.

Wie schon die Überschrift zeigt, ergreife ich nicht als bestellter, berufener oder beeideter Fachkritiker das Wort zum „Rosenkavalier". Nur als bescheidenes Teilchen des großen mechanischen Gemenges „Publikum", das der chemisch festeren Kennerverbindung gegenüber — zumeist nur als quantité — oft sogar als quantité negigleable gilt.

Als solches Partikelchen kümmern mich die gelehrten und halbgelehrten Hinweise auf kontrapunktistische Effekte, auch etwaige Orchestrierungsgroßtaten der Vertonung durch Rich. Strauß, ebensowenig wie entdeckte Spuren von Erdgeruch und richtiger Milieustimmung im Texte von Hugo v. Hofmannsthal.

Zwei Eindrücke bin ich bei der Vorführung dieses musikalischen Ereignisses, für das sich doch gute Darstellung, Reinhardt'sche Inszeniekunst einsetzten, nicht los geworden. Und diese beiden Empfindungen sollen es auch rechtfertigen, daß ich mir gestatte, ein Publikumsurteil auszusprechen, das sich nur zum kleineren Teil mit dem Tamtam deckt, das für die angebliche Musik-

komödie als heitere Errungenschaft modernen Geistesschaffens angeschlagen wird. Erstens kommt man im Rosenkavalier — ich wiederhole, „man" ist hier nur Publikum — nicht einen Augenblick weder durch die Musik noch durch die Dichtung darüber hinweg, daß hier zwei sonst akkreditierte Talente sich abseits oder vielleicht auch jenseits ihres Könnens betätigen, nur um zu zeigen, daß sie auch „das" können, wenn sie es nur wollen. Könnten sie es aber tatsächlich, würde sich dieser Eindruck gewiß nicht festsetzen. Zweitens haben weder Musik, so viel Wiegen und Biegen im Walzertakt auch künstlich hineingelegt wurde, noch Text der „lustigen" Komödie auch nur ein Moment aufrichtigen Lachens, einen Augenblickausbruch von Heiterkeit im Auditorium auslösen können. Im „Rosenkavalier" lacht niemand, weint niemand, vergißt niemand, daß er eine gekünstelte Extratour von zwei auf andere Tonart gestimmten Menschen vor sich hat.

Mehr zu sagen ist für eine Glosse aus dem Publikum über eine „lustige Musikkomödie" kaum nötig.

Frhr. v. Stetten (München).

Robert E. Peary, Die Entdeckung des Nordpols. Etwa 400 Seiten Text mit über 100 Abbildungen. Preis elegant gebunden 15 M. Verlag von Wilh. Süßerott, Berlin W. 30.

Als im September des Jahres 1909 der Telegraph die Nachricht verbreitete, daß es dem amerikanischen Forschungsreisenden Robert E. Peary gelungen sei, den Nordpol zu erreichen, zweifelte mancher, ob das wohl wirklich der Fall sei, denn von den Reisenden, die den Kampf um den Nordpol aufgenommen haben, war jeder immer nur eine verhältnismäßig kurze Strecke über den äußersten Nordpunkt seines Vorgängers hinausgekommen. Nur Fridtjof Nansen war es bei seiner kühnen Fahrt mit der „Fram" beschieden gewesen, seinen Vordermann um 300 Kilometer zu überholen. Aber 5 Jahre später war der Hauptmann Cagni von der Expedition des Herzogs der Abruzzen wieder um 50 Kilometer über Nansen hinausgekommen. Und dieser nördlichste Punkt Cagnis war noch 385 Kilometer vom Pole entfernt, eine Strecke von Berlin bis Frankfurt am Main! Dabei ist das Eis des Polarmeeres nichts weniger als glatt und eben, sondern im Gegenteil das denkbar schwierigste Gelände, ein Trümmerfeld von Eisklippen und Eisschollen aller Größen und Formen. Wenn man aber das eben erschienene Buch von Peary über die Entdeckung des Nordpols gelesen hat, so muß man sagen: es ist kein Zweifel mehr möglich, Peary hat den Nordpol erreicht! Seit dem Jahre 1886 hat Peary mit dem ewigen Eise gerungen. Die Zeiten zwischen den einzelnen Reisen benutzte er, um die Ergebnisse der letzten Expedition aufzuzeichnen und um die nächste vorzubereiten. Den Nordpol zu erreichen, war ihm Sportehrgeiz und nationale Eitelkeit.

Als Peary am 6. Juli 1908 mit seinem besonders stark gebauten Schiffe aus dem Hafen von Neuyork abdampfte, um seine achte Reise in die Arktik zu beginnen, war er 53 Jahre alt. Im hohen Norden an der Grönlandküste nahm er eine ganze Anzahl

von Eskimofamilien und 246 Hunde an Bord und kam nach einer höchst gefahrvollen Reise durch den mit treibenden Eisbergen gefüllten Smithsund und Robesonkanal am 5. September bei Kap Sheridan an, dem nördlichsten Punkte, den je ein Schiff mit eigener Kraft erreicht hat. Die letzten Herbsttage benützten die Männer, um Renntiere, Moschusochsen und Eisbären zu jagen, damit die Expedition während des Winters frisches Fleisch hätte. Dann begann die fünf Monate lange Nacht! Schon wenn man die Worte ausspricht: fünf Monate lange Nacht, fühlt oder wenigstens ahnt man, wie fürchterlich es sein muß, sie zu überstehen! Sobald es wieder anfing, dämmerig zu werden — am 1. März 1909 — ging die Expedition auf das Eis des Polarmeeres, eine stattliche Schar, zusammen 24 Männer, 19 Schlitten und 133 Hunde. Nach ungeheuren Anstrengungen kam Peary am 6. April am Nordpol an. Aber er hatte nur noch seinen Negerdiener und vier besonders intelligente und kräftige Eskimos bei sich, die fünf weißen Begleiter und die andern Eskimos hatten vorher umkehren müssen, da es nicht mögli chwar, für alle Männer genügende Nahrungsmittel mitzuführen. Nachdem zahlreiche Beobachtungen ausgeführt waren, verließ die Expedition am 7. April den Nordpol und erreichte unter Aufbietung der letzten Kräfte am 23. April die Küste wieder. In 54 Tagen war also Peary fast 1500 Kilometer über die Eiswüsten des arktischen Meeres dahingezogen, — eine sportliche Rekordleistung, der kein anderer Nordpolfahrer etwas ähnliches entgegenstellen könnte! Nachdem das viele Meter dicke Eis des Smithsundes aufgebrochen war, trat Pearys Schiff am 18. Juli 1909 die Rückreise an und kam am 5. September in Indian Harbour an, von wo der Telegraph der Welt die Nachricht übermittelte, daß der Pol entdeckt sei.

Pearys Buch über die Entdeckung des Nordpols bringt eine Fülle von exakten wissenschaftlichen Beobachtungen. Besonders interessant ist die Schilderung von dem Leben und den Sitten der Eskimos. Aber das Werk ist dabei nicht gelehrt, sondern im Gegenteil amüsant und steenweise spannend wie ein guter Roman. Einen besonderen Reiz hat Pearys neues Buch in den mehr als hundert zum größten Teil wundervollen photographischen Abbildungen. Als Geschenkwerk für jeden Gebildeten von größtem Reiz. ***

Kurzes Musikstück I.

Robert Ebel, Op. 7 Heft I.

Ruhig. ♩ = ca.

PIANO.

p

marcato

poco accel.

cresc.

f

a tempo

mp

Mit Erlaubnis des Verlags Eisoldt & Rohkrämer, Tempelhof-Berlin.

ein klein wenig rascher

ritard.

mf

p

f

poco accel.

f

dimin.

ritard.

a tempo

p cresc.

marcato

f

8

mp

ritard.

p

lento

Zu unsrer Musikbeigabe

Robert Ebel

Der Zufall spielte mir kürzlich ein ziemlich umfangreiches Musikheft in die Hände, den „Hieronymus Lorm-Cyklus“ von Robert Ebel op. 6 (Verlag: Eisoldt & Rohkrämer, Tempelhof-Berlin). Nicht weniger als 19 Lieder waren darin vereinigt, die übrigens auch in einer Einzelausgabe vorliegen. Von vornherein war mir klar, daß nur ein ernst angelegter, mit tiefem Gemüt begabter, poetisch fühlender Musiker sich gerade diese Texte zur Komposition gewählt haben kann. Je mehr ich mich aber in diese Liedersammlung vertiefte, desto mehr kam ich zu der Ueberzeugung, daß ihr Autor sie nur aus innerstem Drange, aus wahrem Herzensbedürfnis geschaffen haben müßte. Jedenfalls hat er die richtigen Töne für die oft ja recht wehmutsvollen Texte des Dichters gefunden. Das muß man auch anerkennen, selbst wenn man mit Einzelheiten der Auffassung nicht ganz einverstanden ist oder manches gequält und mühselig findet. Offenbar ist Ebel, der diesen Cyklus schon 1909 herausgegeben hat, als er ihn schuf, noch vielfach ein Ringender gewesen. Veröffentlicht lag von ihm noch ein Heft „Wanderlieder“ op. 5 vor, dessen nähere Bekanntschaft zu machen sich auch lohnt.

Daß Robert Ebel ein wirklicher Tondichter ist, daß er zu der großen Masse der auf äußere Erfolge bedachten, rasch und ohne innern Antrieb produzierenden Tonsetzer nicht gehört, läßt sich aus dem Klavierstück deutlich erkennen, das mit Bewilligung des Verlags Eisoldt & Rohkrämer hier veröffentlicht werden darf. Es eröffnet eine Serie „kurzer Klavierstücke“, die Ebel vor wenigen Tagen als op. 7 herausgegeben hat. Alle diese 10 Stücke, die zum Teil übrigens ebenso wie die Begleitung zu dem „Lormcyklus“ den Klavierspielern keineswegs leichte, aber stets interessante Aufgaben zuweisen, stehn inhaltlich hoch über der gewöhnlichen Klavierliteratur und weisen stets eine persönliche Note auf. In ihnen gibt der Komponist auch schon freier, um nicht zu sagen, innerlich gefestigter als in dem „Lormcyklus“, seine Lebensauffassung ist nun auch nicht mehr eine einseitig schwermütige, vielmehr kommt ein gewisser Frohsinn und Humor gelegentlich in durchaus gewinnender Weise zum Durchbruch, sodaß sich diese kurzen Klavierstücke sicherlich einen viel größern Freundeskreis gewinnen werden als der tiefernste „Lormcyklus“, der auch nur von wirklichen Vortragskünstlern völlig erschöpfend zu Gehör gebracht werden kann.

Ueber den Lebenslauf Ebels ist nur wenig zu sagen. Geboren ist er 1874 in Berlin, wo sein Vater

königlicher Kammermusiker (Fagottist) war. Er verlor ihn schon mit 3½ Jahren und wurde von seiner Mutter erzogen, die ganz schroff seinen musikalischen Neigungen entgegentrat, obwohl an seinem Talent kein Zweifel war, da er, ohne Klavierunterricht gehabt zu haben, schon frühzeitig ganz von selbst Kompositionsversuche unternahm. Seine sehr sensible Natur litt außerordentlich unter dieser musikalischen Abneigung seiner Mutter, die es aber doch zuließ, daß er nach seiner Konfirmation wenigstens in eine Musikalienhandlung zur kaufmännischen Ausbildung eintrat. Erst nach dem Tode seiner Mutter, als er schon alt war, konnte er das Klavierspiel erlernen. Noch vier Jahre blieb er als Gehilfe in dem Musikaliengeschäft, dann aber machte er sich frei, um ganz der Musik zu leben. Seinen Lebensunterhalt mußte er freilich zunächst sehr kümmerlich durch schlecht bezahlte Stunden fristen, aber mit eisernem Fleiß studierte er bei Wilhelm Zeiß, einem Schüler Friedrich Kiels, Theorie und bei Philipp Scharwenka Klavier, um sich durchsetzen zu können. Wenn er auch heute noch ziemlich weit, wenigstens als Komponist, von diesem Ziel ist (das zu erreichen für ihn, der auch heute noch höchst sensibel ist und abseits von der Heeresstraße seiner Gedankenwelt lebt, so braucht er doch namentlich seitdem er Lehrer an dem bekannten Konservatorium Klindworth-Scharwenka ist, sich nicht mehr durchzuhungern, wie in den ersten Jahren, nachdem er dem kaufmännischen Beruf Valet gesagt hatte.

Prof. Dr. Wilh. Altmann

Für den gesamten Inhalt verantwortlich: Dr. E. E. Friebegg in Schöneberg — Redakteur der Musikbeigabe: Alex Jadassohn in Berlin. — Druck von Richard Falk, Berlin W. 66, Leipzigerstr. 115/16.

NORD UND SÜD

Ein angeblicher Rubens
(Die Figuren an der Seite stammen zweifellos von einem geringern Pinsel)

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Nord und Süd, Zeitschriften-Verlag G.m.b.H.
Berlin W. 30, Traunsteinerstr. 3

35. Jahrgang. Bd. 137. Heft 431. Erstes Juniheft 1911

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Das Rote Kreuz

I.

Als der unsterbliche Genius Dantes die divina commedia schuf, führte die Vision den Dichter auf seiner Wanderung ins Jenseits, zu den abgeschiedensten Geistern der Bösen, die durch Charon an die Tore der wehklagenden Höllenstadt gebracht werden, über deren Pforte zum Eingang in das Tal der Finsternis und des Schreckens die Worte der vollkommensten Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit geschrieben standen: „Lasciate ogni speranza voi ch'entrate".

Und Dante, dessen Blick auf diese Inschrift fällt, wendet sich zu dem ihn begleitenden Schatten, der ihn ins „inferno" hinab geführt hat, mit dem Ausspruch: „Meister, schrecklich ist der Sinn dieser Worte."

Um sich schauend, gewahrt er dann all das Weh, von dem die Grundfesten in den ewigen Räumen widerhallen. Er sieht diejenigen, hinter denen sich das Tor des Schreckens mit jener Inschrift für ewig geschlossen hat, und er malt ein so furchtbares Bild von den Qualen der Verurteilten, die vergeblich Tag und Nacht den zweiten Tod herbeirufen, ohne ihn finden zu können, er entwirft eine so ergreifende, tiefsinnige und zugleich erhabene Schilderung vom Reiche der Schatten, daß sein Gang in dieses Totenreich eine der großartigsten dichterischen Schöpfungen wurde und für alle Zeiten geblieben ist.

Doch wahrlich! Hätte der große Dichter nicht eine divina commedia aus dem Schattenreiche schreiben wollen, wäre es ihm nur darum zu tun gewesen, das Antlitz des Wahnsinns und der Verzweiflung zu malen und den Abgrund menschlicher Leiden aufzudecken, seine Phantasie würde nicht nötig gehabt haben, den Flug ins Jenseits zu nehmen und Lucifer herbeizurufen, um durch den Pesthauch seines Atems Tod und Verderben zu verbreiten.

Alle jene Höllenpein, die Dante Alighieri die bösen Seelen im inferno erdulden läßt, war hier auf Erden in Wirklichkeit bereits überreichlich vorhanden.

Auf der Schwelle der eigenen Türe des großen Verbannten lagerte sie, durch die Straßen und Gassen seiner durch die jahrzehntelangen Kämpfe der Guelfen und Ghibellinen verwüsteten unglückseligen Vaterstadt schritt sie und pflanzte ihren Schmerzensschrei von einem Tore zum anderen.

Und waren es nur die Kämpfe jener längst entschwundenen Tage, die die gelben Fluten des Arno rot färbten vom Blute der Erschlagenen und die einst so blühende Stadt in Entsetzen und Grauen erbeben machten?

In der ganzen Welt war es nicht anders.

Wo immer die Kriegsfurie ihre Fackel schwang, trug sie Schrecken und Vernichtung in ihrem Gefolge. Ob der Kampf an den Ufern des Arno, in der Heimat des unsterblichen Sängers, tobte, und in den Mauern der stolzen Stadt entbrannt war, die in wahnsinniger Verblendung ihren größten Sohn zum Tore hinaus gejagt hatte, oder im kühlen Norden, wo die Zweige der Eiche ihre Schatten über die Gefallenen breitete.

Höllenpein und Qual waren überall die unzertrennlichen Gefährten des Kriegsgottes.

Sie starrte aus den verglasten Augen der auf den Schlachtfeldern Gestorbenen und umspielte die bleichen Lippen, auf denen das große Schweigen ruhte.

Sie rang die flehenden Hände der Schwerverwundeten, die mit ihren zuckenden, blutenden Gliedern in feuchten Gräben gebettet waren, und lag auf den lechzenden Lippen der Verschmachteten, die die Pein des Durstes verzehrte und die vergebens nach einem Trunke Wasser riefen, bis das ungehörte Rufen in stiller Nacht verstummt war.

Und wer beschreibt das Entsetzen und die Todesqualen jener, die im Starr- und Wundkrampf nach der Schlacht vom Felde für tot aufgelesen und in einem jener Massengräber, wie sie noch die Schlacht von Solferino aufzuweisen hatte, begraben worden waren?

Welch ein Erwachen! Und welch ein Sterben! — Nur die Feder eines Dante würde vermocht haben, jene Qualen zu schildern.

Und über diesem großen Sterben, das von einem Ende der Welt zum anderen reichte, das ganze Völker aufrieb und von der Erde fortfegte, als wären sie nie dagewesen, stand Jahrhunderte und Jahrtausende lang das Wort des großen Florentiners mit unsichtbarer Flammenschrift geschrieben: „Lasciate ogni speranza voi ch'entrate".

Alle jene, welche vom feindlichen Stahl getroffen, schwerverwundet den Boden der Schlachtfelder bedeckten, hatten wenig oder gar keine Hoffnung auf Rettung; sie war vielmehr völlig dem Zufall überlassen.

Nirgendwo, weder im Altertum, noch im Mittelalter, ja noch nicht einmal zu Anfang des 19. Jahrhunderts, war eine allgemeine, geschweige denn organisierte Fürsorge für die im Felde Gefallenen und Verwundeten vorhanden.

Wohl schlossen einige kriegführende Staaten Verträge miteinander wegen Auswechselung ihrer Gefangenen und Verwundeten. Aber abgesehen davon, daß sich derartige Abkommen meistens nur auf die Offiziere bezogen und den gemeinen Soldaten unberücksichtigt ließen, wurden sie auch, wenn die gegenseitige Erbitterung ihren Höhepunkt erreicht hatte, nicht innegehalten. Es war auch üblich, daß der Sieger, nachdem der Kampf ausgetobt hatte, das Schlachtfeld nach seinen Verwundeten und Toten absuchte. Aber selten oder nie war Zeit dazu vorhanden, dies gründlich tun zu können, zumal diese Tätigkeit nicht von geschulten Krankenträgern, sondern von Soldaten, die selbst bis zum letzten Moment in der Schlacht gestanden und bis zum Tode erschöpft waren, nebenher ausgeübt wurde.

So kam in der Regel die Hilfe, falls sie überhaupt vorhanden war, nur den leichter Verwundeten zu statten, und jene ungezählten Scharen, die zwischen Leben und Tod schwebten, und durch überreichlichen Blutverlust so erschöpft waren, daß sie kein Lebenszeichen mehr von sich geben konnten, blieben liegen und starben am Wundbrand unter den entsetzlichsten Qualen.

Welche seelische Verzweiflung aber mußte neben der physischen Marter erst alle diejenigen ergreifen, die Hilfe nahen sahen, und die doch niemand aufhob, weil nicht genug Hände vorhanden waren, allen zu Hilfe kommen zu können.

Und wie gestaltete sich erst das Los der Gefallenen des geschlagenen Feindes? In wilder Flucht war er davongeeilt und hatte seine Verwundeten auf dem Schlachtfelde zurückgelassen. Ihr Schicksal war in der Regel ein so furchtbares, — wir brauchen nur an die bestialischen Grausamkeiten erinnern, durch die der große Turenne seinerzeit seinen Kriegsruhm verherrlichte, — daß diejenigen, die der augenblickliche Tod erreicht hatte, noch als glücklich zu preisen waren.

Und die Dichter aller Zeiten und Zungen überboten sich in Triumphgesängen, die dem heimkehrenden Sieger entgegenschallten, und rühmten es laut, wie viele Feinde er erschlagen hatte. Die Saiter der Laier für diejenigen aber, die mit ihrem Blute und ihren Leiden den Sieg bezahlt hatten, blieben Jahrhundertelang stumm und unberührt. Nur vereinzelt erscholl dann und wann ein Klagelied für die im Felde Gefallenen, das ebenso schnell verstummte, wie die Seufzer derer verhallt waren, die auf dem Felde dahingestreckt lagen.

Man hatte sich eben im Laufe der Jahrhunderte daran gewöhnt und nahm es als eine unveränderliche Begleiterscheinung jedes Krieges und als ein unumstößliches Faktum hin, daß nur ein verschwindend kleiner Teil der im Felde Gefallenen zu retten sei, und daß der Hauptprozentsatz unwiderruflich zugrunde gehen müsse.

Und jene Opfer der Kriege, sie wurden im Leben der Völker dem welken Laube gleich geachtet, das der Sturmwind von den Bäumen gerissen hatte und das welken und sterben mußte, weil es gebrochen und der Vernichtung geweiht war.

Es währte lange, bis die Erkenntnis sich Bahn brach, daß ein großer Teil der im Felde Verwundeten gerettet werden konnte, wenn es gelang, ihnen rechtzeitig Hilfe zu bringen, und daß die Fürsorge für sie bereits auf dem Schlachtfelde einzusetzen hätte.

In dem großen Gesange des unsterblichen Meisters, den wir zu Anfang unserer Ausführungen erwähnten, ist es Beatricens lichte, hehre Gestalt, die der Dichter mit dem großen Zauber seiner hohen, reinen Liebe verklärt, der er im Reiche der Schatten wieder begegnet und durch die er das Mitfühlen und Mitleiden verkörpert, welches die Pforten der Hölle sprengt und die Riegel an den Toren der Finsternis löst.

Und auf Erden wurde die Vision des Dichters zur Wahrheit.

Es war das „Mitleiden“ mit dem ganzen unendlichen Jammer,

den jeder Krieg von neuem aufrollte, welches sich in einzelnen, höher begabten Naturen so tief einsenkte und Wurzel faßte, daß es bahnbrechend neue Wege schuf, um seinen Stempel der ganzen Menschheit auf die Stirn zu drücken.

Die vom „Mitleiden" diktierte Forderung einer gleichen Fürsorge für alle im Felde Verwundeten, mithin auch die Verwundeten des Feindes, ohne Unterschied der Nationalität und des Ranges, hieß nichts anderes, als den großen Humanitätsgedanken hinauszutragen auf die Schlachtfelder, wo die erbittertsten Leidenschaften tobten, mitten hinein auf die Stätte, wo das Rad der Zeit ins Rollen gekommen war, und ein neues Blatt Weltgeschichte mit blutigen Lettern geschrieben wurde.

Der Gedanke der Unverletzlichkeit aller im Felde Verwundeten war so groß und von solcher Tragweite, daß ihn zunächst nur eine verschwindend kleine Gemeinde zu fassen vermochte.

II.

An den Ufern des Genfer Sees erhob jener Mann seine Stimme, der diesen Gedanken zuerst als zündenden Funken in die Welt warf.

Henri Dunant, der Sohn eines wohlangesehenen Genfer Patriziers, war beim Ausbruch des italienischen Feldzuges 1859 über die Alpen gegangen, hatte sich selbst in den Dienst der freiwilligen Krankenpflege gestellt und seine Erfahrungen auf den Schlachtfeldern von Magenta, Solférino und vor Castiglione gesammelt. Und das, was er dort erlebt, brachte er in seinem Buche: „Un souvenir de Solférino", vor das Forum der Öffentlichkeit, und zum ersten Male war es, als stünde der Pendel am Räderwerk, der die große Kriegsweltuhr in Bewegung setzte, auf einen Augenblick still.

Aller Augen richteten sich auf den Verfasser.

So entsetzlich hatte man sich das Elend nicht gedacht, wie es dem Leser aus diesen trockenen Zeilen entgegenstarrte. Und das Schlimmste war, daß jene, die es aus eigener Erfahrung kannten, zugeben mußten, daß die gegebene Schilderung vollkommen der Wirklichkeit entsprach. Immerhin war es doch nur ein verschwindend kleiner Bruchteil des ganzen Jammers, den ein einziges Augenpaar gesehen und festgehalten hatte und der nun ans Tageslicht gezogen wurde.

Das Rote Kreuz

In der Schlacht von Solférino hatten zwei Heere von 300 000 Mann ununterbrchen 15 Stunden lang in der glühendsten Sommerhitze mit solcher Erbitterung gegeneinander gekämpft, daß ganze Divisionen, als die Munition verschossen war, mit dem Bajonett auf den Feind losstürmten; und als auch Säbel und Bajonett zerbrochen waren, schlug man mit Gewehrkolben und Feldsteinen in rasender Wut aufeinander ein.

Am Abend dieser Riesenschlacht bedeckten über 40 000 Verwundete den Schauplatz des Kampfes. Alle Plätze der umliegenden Ortschaften und alle Gebäude waren vollgepropft mit Verwundeten, und die Einwohner überboten sich in fast übermenschlichen Anstrengungen bei ihrer Pflege.

Die Tatsache aber, daß noch nach 8 Tagen nach der Schlacht nicht alle Verwundeten geborgen waren und daß man noch ganze Knäuel Schwerverwundeter auffand, über deren zerfetzte Glieder, als sie bereits hilflos am Boden hingestreckt lagen, die schweren Fahrzeuge der Artillerie fortgefahren waren, und daß man die also Verstümmelten unter Bergen von Menschen- und Pferdeleichen hervorgezogen hatte, bewies die vollständige Ohnmacht und Unzulänglichkeit der staatlichen Sanitätseinrichtungen gegenüber einem Elend, das solche Dimensionen angenommen hatte.

Die Fortschaffung der Verwundeten vom Gefechtsplatz war in jenen unglücklichen Tagen von Solférino nicht organisiert und im Gesundheitsdienste des Heeres nur höchst dürftig vorgesehen. Es blieb im wesentlichen den Kameraden überlassen, auf ihren Armen oder Gewehren die Schwerverwundeten aus der Gefechtslinie fortzutragen und auf den elendesten Karren, die ihre Schmerzen bis zur Raserei steigern mußten, vollzog sich der Transport der Unglücklichen bis zum Verbandplatz.

Hier angelangt, waren es dann einige wenige Ärzte, die in einem Chaos sondergleichen, ohne Verbandstoff und Instrumente, Hilfe bringen sollten, nach der Tausende und Abertausende schrieen, deren Leben wohl in den ersten 24 Stunden nach der Verwundung noch zu retten gewesen wäre, für die aber eine Hilfe nach Tagen überhaupt zu spät kam.

Die Augen der ganzen Welt auf diese Zustände hingelenkt zu haben, die überall, wo Schlachten geschlagen wurden — bevor das

Rote Kreuz seine segensreiche Tätigkeit entfalten konnte — auf dem ganzen Erdball nicht viel anders wie vor Solférino waren, und die vollständige Ohnmacht der Militärsanitätsbehörden ihnen gegenüber aufgedeckt zu haben, das war das unauslöschliche Verdienst Dunants.

Doch er tat noch mehr.

Von Mitleid durchglüht und mit dem festen Entschlusse, jenen beklagenswerten Opfern der Kriege, um die sich Staat und Gesellschaft bisher so wenig gekümmert hatten, Hilfe zu bringen, kehrte er vom Schlachtfelde von Solférino nach Genf zurück.

Und von dieser Stunde an beherrschte ihn nur der eine Gedanke: eine Neutralitätserklärung für alle im Felde Verwundeten und ihre Pfleger, gleichviel, welcher Nationalität sie angehören, durchzusetzen, die einzelnen Staaten zu dieser Annahme bereits vor Ausbruch des Krieges vertragsmäßig zu verpflichten, ein geschultes Pflegepersonal heranzubilden, das in Friedenszeiten fachmännisch vorgebildet den kriegführenden Armeen auf dem Fuße zu folgen hatte, das alles waren im wesentlichen und in allgemeinen Umrissen die Hauptpunkte, die Dunant bei seinen Reformen anstrebte, und die später in der sogenannten Genfer Konvention vom August des Jahres 1864 auf seinen Antrag angenommen wurden.

Um dieses Ziel zu erreichen, setzte er sein ganzes Leben, seine volle Kraft und sein Vermögen ein, um schließlich selbst bettelarm nach langen Kämpfen und der Arbeit eines Menschenlebens die Sache siegen zu sehen, für die er den Eckstein gelegt und die in der Folge unter dem Namen des „Roten Kreuzes" die Welt erobern sollte.

Als der edle Mann mit seinen beiden Gefährten, Moynier und General Dufour, zuerst das oben genannte Programm enthüllte, erschien es auch den wohlwollendsten Beurteilern als eine lächerliche Utopie, wie es sich würde verwirklichen lassen, daß drei Privatpersonen den Souveränen der einzelnen Staaten und ihren Vertretern eine neue Bahn vorschreiben und sie zu ihrer Betretung vertragsmäßig würden verpflichten können.

Außerordentlich charakteristisch für die Nationen und für die Psychologie der einzelnen Völker beachtenswert war das Verhalten ihrer Regierungen und offiziellen Organe bei der Gelegenheit, wo sie zum ersten Male zu den von Dunant aufgestellten Forderungen Stellung nehmen mußten.

Das französische Kriegsministerium verhielt sich zunächst abweisend, ja feindlich gegenüber allen Reformen, obwohl doch die Söhne des eigenen Landes zu Tausenden und Abertausenden seinerzeit das Schlachtfeld von Solférino bedeckt hatten, und diese schroffe Ablehnung erschwerte umsomehr die Vorwärtsbewegung der ganzen Angelegenheit, als gerade die französische Militärverwaltung für unfehlbar galt, und Paris damals noch die tonangebende stolze Schöne war, nach deren gnädigem Stirnrunzeln die ganze Welt blickte und gewöhnt war, sich ihre Gesetze vorschreiben zu lassen.

Dunant aber gehörte zu jener kleinen Schar der Einsamen, die das Salz der Erde sind, womit man würzet. Je mehr Steine ihm in den Weg geworfen wurden, eine desto emsigere Tätigkeit entfaltete er, um durch seine zahlreichen Verbindungen die leitenden Kreise umzustimmen. Nachdem es ihm gelungen war, die Pariser Tagespresse und eine ganze Reihe führender und bedeutender Männer des Jahrhunderts, u. a. Renan, Elisée Reclus, Ferdinand Lesseps, für diese große Sache zu begeistern, war dem zuvor erwähnten Standpunkt das Grablied gesungen. Jene ungezählten Scharen, die ohne eigenes Urteil sind, abhängig von der Meinung anderer, folgten, wie das so üblich ist, von selbst nach, nachdem die Richtung einmal angegeben war.

Im Lande Kants trat der kategorische Imperativ in den Vordergrund der Bewegung. Das Pflichtbewußtsein, das Verantwortlichkeitsgefühl gegen die, die ausgezogen waren, um den heimatlichen Herd zu schützen, wurde zur Triebfeder einer umfangreichen Tätigkeit. In Preußen, das in der ganze Welt zurzeit als das moderne Sparta gilt, und dessen Kriegskunst und Kriegsführung als vorbildlich betrachtet werden, hatte schon der Adlerblick aus dem leuchtenden Auge des großen Friedrich, frühzeitig erkannt, daß eine Fürsorge für die im Felde Verwundeten erste Pflicht jedes geordneten Staates sein mußte.

Die Anfänge davon befinden sich in einem Vertrage vom September des Jahres 1759, den der alte Fritz mit Frankreich unterzeichnet hatte, worin es lakonisch heißt: „Man wird für die beiderseitigen Verwundeten sorgen, sie werden zu essen bekommen, auch Arzenei erhalten und die Kosten werden von beiden Seiten verrechnet werden."

Leider wurden diese schönen Vorsätze durch das nachfolgende furchtbare Kriegselend gar bald über den Haufen geworfen, und jener Vertrag des großen Königs blieb ein papierner, dem in Wirklichkeit niemand nachkam.

Nicht viel anders gestaltete sich die Fürsorge der Verwundeten in den Freiheitskriegen. Grauenvolle Zustände, die sich die Feder sträubt, wiederzugeben, entrollten die Schlachten von Leipzig und Waterloo.

Diese unaufhörlichen Kriege und verzweifelten Kämpfe einer Nation um ihre Freiheit, die bittere Notwendigkeit, immer wieder zu den Waffen greifen zu müssen, um die Grenzen des eigenen Landes zu verteidigen, hatten im Laufe der Jahrhunderte ein Geschlecht herangezogen, in dem jeder Staatsbürger in erster Linie Soldat war.

Von diesem Gesichtspunkt aus brachte man in Preußen allen Reformen, die dem Schutze der Soldaten galten, und die so, wie die Bestrebungen der Genfer Konvention, ins Mark und Herz des eigenen Volkes griffen, das weitestgehende Verständnis, die wärmste Aufnahme von Anfang an entgegen.

Die preußische Militärverwaltung verhielt sich genau entgegengesetzt wie seinerzeit die französische und wünschte von Anfang an, Dunants Forderungen zu einem Gesetz von internationaler Bedeutung auf das Schild gehoben zu sehen.

Der preußische Kriegsminister von Roon war der erste Kriegsminister von ganz Europa, der sofort auf Dunants Vorschlag, in dieser Sache eine diplomatische Konferenz einzuberufen, einging.

Preußen unterzeichnete als einer der ersten Staaten die Genfer Konvention.

Die Regierungen von Baden, Württemberg und Sachsen taten das Gleiche und erfaßten die Reformvorschläge Dunants mit solcher Begeisterung, daß dieser selbst in seinen Aufzeichnungen immer wieder voll Dank hervorhebt, wie seine Ideen in Deutschland augenblicklich verstanden und angenommen worden seien, und daß er dort nicht nötig gehabt habe, auf langen Umwegen Schritt für Schritt die Bahn zu erobern.

Einen wesentlichen Anteil an dieser glücklichen Konstellation hatte unzweifelhaft das preußische Königshaus, das sich nicht damit begnügte, Dunant an den Hof zu rufen und ihn mit Ehrungen aller

Art zu überhäufen, sondern das auch durch persönliche Arbeit die Sache kräftig förderte.

Vor allem war es die Kaiserin Augusta, die eine in weiteren Kreisen viel zu wenig gekannte und gewürdigte Tätigkeit in dieser Richtung entfaltete. Auf jeder Ausstellung, bei jeder sich bietenden Gelegenheit, befanden sich die von der hohen Frau preisgekrönten Entwürfe und Erfindungen auf dem Gebiete der Kriegskrankenpflege. So setzte sie, gelegentlich der Wiener Weltausstellung 1873, zwei goldene Medaillen für chirurgische Erfindungen aus und opferte persönlich unausgesetzt hohe Summen für Beschaffung der besten Instrumente. Sie berief Sanitätskonferenzen, die den Anstoß zu immer neuen Verbesserungen und Vervollkommnungen auf dem Gebiete der kriegschirurgischen Technik gaben, und gründete den Vaterländischen Frauenverein, durch den bereits in Friedenszeiten eine Armee wohlgeschulter, für die Pflege gut vorbereiteter Frauen ausgebildet wurde.

Wie bald Preußen in die Lage kam, von diesen Verbesserungen Gebrauch zu machen und die Genfer Konvention zu betätigen, sollte die Zukunft nur allzu schnell lehren.

Im Januar 1865 war es der Konvention beigetreten, und 1866 brach der Krieg gegen Österreich aus. Eine der ersten Taten König Wilhelms I. nach der Kriegserklärung war die, daß er eine Proklamation veröffentlichte, in der es hieß: „Die in der Genfer Konvention unterschriebenen Verpflichtungen würden von seiten Preußens auch gegenüber den Verwundeten des Feindes strikte inne gehalten werden", obwohl er, trotz der verdoppelten Anstrengungen, die Dunant in jenen Tagen entfaltete, nicht zu bewegen gewesen war, der Konvention beizutreten. Es bedurfte erst der Erfahrungen von Königgrätz, bis Österreich die Konvention annahm, leider viel zu spät, denn durch diese Verzögerung fiel der preußischen Sanitätsverwaltung auch die Sorge für den verwundeten Feind zur Last, und durch diese Überbürdung und die noch zu wenig organisierte Privathilfe stand auch die Schlacht von Königgrätz im Zeichen unzureichender Militärsanitätseinrichtungen und Hilfeleistungen.

In großartiger Weise aber hatte sich bei dieser Gelegenheit die Privatwohltätigkeit geregt. Das deutsche Volk hatte freiwillig viele Millionen zur Pflege seiner Verwundeten hingegeben. Da es aber

an einer zweckmäßigen Organisation fehlte, blieb ein großer Teil dieser Liebesgaben unterwegs liegen, kam zu spät in den Depots an und ging vielfach ganz verloren.

Erst der Krieg von 1870/71 brachte den glänzenden Beweis dafür, daß die in den vorhergehenden Feldzügen gemachten Erfahrungen nicht ungenutzt geblieben waren.

Die Ruhepause, die zwischen den Kriegen von 1866 bis 1870 lag, hatte die preußische Militärverwaltung dazu benutzt, großartige Verbesserungen durchzuführen, dergestalt, daß trotz der zahlreichen, in kurzen Intervallen folgenden Schlachten, die den Feldzug von 1870/71 besonders charakterisierten, nirgendwo ein fühlbarer Mangel an Ärzten, Pflegern und Krankentransportmitteln hervortrat, sondern daß sogar bei den ungeheueren Verlusten und der hohen Zahl der Verwundeten in den Schlachten von Spichern, Gravelotte und St. Privat sämtliche Verwundete spätestens 24 Stunden nach der Schlacht verbunden und untergebracht worden waren.

Daß es gelang, so überaus günstige Resultate zu erzielen, war nicht zum wenigsten der Tätigkeit, die das Rote Kreuz in jenen denkwürdigen Tagen entfaltete, zu danken.

Unmittelbar nach Ausbruch des Krieges 1870/71 hatte das Zentralkomitee der deutschen Vereine vom Roten Kreuz, das nach einem im Jahre 1869 getroffenen Abkommen die vermittelnde Stelle der einzelnen Deutschen Landesvereine bildete, zusammen mit dem Vaterländischen Frauenverein, seine Tätigkeit für die großen Kriegsaufgaben aufgenommen.

Der größte der ihm angehörenden Vereine war der preußische Landesverein, der bereits im Jahre 1864 gegründet, später den Namen „Preußischer Landesverein zur Pflege der im Felde verwundeten und erkrankten Krieger", und im Jahre 1890 den Namen „Preußischer Landesverein vom Roten Kreuz", angenommen hatte.

Ihm unterstanden 150 Zweigvereine vom Roten Kreuz in den einzelnen Provinzen.

Die gemeinsame Tätigkeit dieser umfangreichen Organisationen und die anderer Vereinigungen, die sich in den Dienst der freiwilligen Kriegskrankenpflege gestellt hatten, zu denen auch die Malteser-, Johanniter- und Georgsritterorden gehörten, regelte ein Königlicher Kommissar und Militär-Inspekteur.

Das Rote Kreuz

In jenen Tagen, wo die Begeisterung so groß war, wie kaum je zuvor im Lande, sind dem Deutschen Zentralkomitee in barem Gelde und Materialien 60 Millionen Mark zugegangen.

Professor Billroth aus Wien schrieb damals an den österreichischen patriotischen Hilfsverein:

„Etwas Großartigeres, nicht nur in materieller Beziehung, sondern besonders in Ordnung, Organisation und aufopfernder Tätigkeit, von Männern und Frauen aller Gesellschaftsklassen, ist wohl noch nie dagewesen und ist auch nur in einem so vom Geiste des Gesetzes und begeisterter Vaterlandsliebe durchdrungenen Volke, wie dem deutschen, möglich. Bewundernswert ist der Mechanismus einer solchen Völkerwanderung; denn hier sollte man glauben, halb Deutschland sei in Bewegung."

In früheren Feldzügen, und namentlich in denen von 1864 und 1866, war es immer wieder als ganz besonderer Mangel hervorgetreten und empfunden worden, daß die im Kriege so wichtige und unentbehrliche freiwillige Krankenpflege und Hilfe in vielen Vereinen und Vereinchen ihre Kräfte zersplitterte und aus Mangel an Organisation und einheitlichen Leitung dem großen Ganzen, dem sie zu dienen wünschte, empfindlich Abbruch tat. Durch die zuvor erwähnte Neugestaltung waren zum ersten Mal diese Grundschäden beseitigt und hierdurch die Bahn frei geworden, auf der das Rote Kreuz hohe Leistungen erreichen sollte.

Das ideale Ziel der Hilfeleistung und Pflege aller im Felde Verwundeten, schlang zwar ein verwandtschaftlich gemeinsames Band um alle Orden und Vereine, die sich unter das Purpurkreuz scharten, aber nicht mehr wie früher war ihre Verwendung im Bedarfsfall von den jeweiligen Ordens- und Vereinsleitern allein abhängig. Der Staat hatte die freiwillige Pflege im Kriege in seine Verwaltung genommen, er leitete und unterstützte sie, und sie blieb von nun an in ihrer gesamten Tätigkeit aufs engste mit ihm verbunden.

Wie viele Pfeile in einem Köcher vereint, von geschickter Hand geworfen, selten ihr Ziel verfehlen mögen, gelang es durch diesen Zusammenschluß aller verfügbaren Kräfte, geleitet von einer Zentralstelle aus, ein überaus sicher funktionierendes, zielbewußtes, weitverzweigtes und doch bis in die kleinsten Details mit peinlicher Genauigkeit arbeitendes Ganzes zu schaffen, in dem auch das kleinste Teilchen

Wilhelm Steinhausen:
Gewitter am Abend

Kraft nicht verloren ging und sich zweckmäßig dem Gesamtwohl einzureihn und anzugliedern vermochte.

Daß sich diese Einrichtungen im Kriege 1870/71 gut bewährt hatten, wurde nicht nur von deutscher Seite, sondern auch vom Feinde lobend anerkannt. Hector Malot, einer der gelesensten französischen Romanschriftsteller, schreibt wörtlich darüber: „Die gewaltige Überlegenheit der deutschen ärztlichen Sanitätseinrichtungen gegenüber den unsrigen habe ich bei Pont-à-Mousson an mir persönlich erfahren. Die deutschen Organisationen sind wunderbar, ihre Pfleger trefflich vorgebildet, überall wurden wir mit Wohlwollen behandelt usw." Der Verfasser des Buches „Deutsche und Franzosen, Feldzugserinnerungen" äußert sich noch weit lobender und Léon le Fort empfiehlt im Jahre 1887, in der Revue des deux-mondes, der französischen Militärverwaltung die preußischen Sanitätseinrichtungen geradezu als mustergültig.

Nachdem der Friede 1870/71 geschlossen und an Stelle der zuvorigen Angst und Sorge die Ruhe, die die Sicherheit gibt, wiederum in die Gemüter der Menschen eingezogen war, erinnerte man sich der segenspendenden Tätigkeit, die in schwerer Zeit überall von den Vereinen vom Roten Kreuz ausgegangen war, und erkannte die Zweckmäßigkeit für das gesamte Volkswohl, eine Samariterarmee, die sich also bewährt hatte, auch in Friedenszeiten auf dem Fuße zu halten und ihre Dienste zur Verfügung zu haben. Infolgedessen löste sich ein großer Teil der Roten Kreuz-Vereine nach Beendigung des Krieges nicht wieder auf und übernahm eine doppelte Mission: Die Vorbereitung auf den Kriegsfall, die Ausbildung im Kriegs-Sanitätsdienst und die Friedensarbeit auf dem weitverzweigten Gebiete der Wohlfahrtspflege. Insonderheit wurde die Tätigkeit der Frauenvereine vom Roten Kreuz gar bald ein wichtiger Faktor auf dem großen Gebiete der sozialen Fürsorge; denn der Vaterländische Frauenverein beschränkte sich nicht nur darauf, Krankenhäuser zu gründen, er schuf auch Volksheilstätten, Arbeitergärten, Tuberkulose-Heilstätten und zahlreiche gemeinnützige Einrichtungen. Im Kriegsfall hält er ein ganzes Heer aufs sorgfältigste ausgebildeter Krankenpflegerinnen, Hilfsschwestern und Helferinnen in Bereitschaft.

Nicht minder bedeutungsvoll wie die Tätigkeit der Frauenvereine gestaltet sich die der Zweigvereine in den Provinzen, der

Sanitätskolonnen und der Genossenschaft freiwilliger Krankenpfleger im Kriege. Zahlreiche Wohlfahrtseinrichtungen, Unfall- und Rettungsstationen sind das Werk dieser großen Organisationen. Im Frieden eilen ihre Korps bei allen gefahrbringenden Ereignissen zu Hilfe und unvergeßlich bleibt ihr tatkräftiges Eingreifen bei der Roburitexplosion bei Annen am 28. November 1906 und bei dem großen Unglück auf Grube Rheden am 28. Januar 1907.

Für den Kriegsfall stellen sie Geldmittel, Ausrüstungsmaterial, Lazarette und eine Armee wohlgeschulter, bereits in Friedenszeiten aufs sorgfältigste ausgebildeter Krankenpfleger und Träger zur Verfügung.

In dem Centraldepot der Vereine vom Roten Kreuz in Neubabelsberg bei Berlin, sowie in den Depots der Provinzen, lagern in großen Speichern Baracken, Lazaretteinrichtungen, Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenstände für den Kriegsfall. Ein bis ins kleinste, ausgearbeiteter Mobilmachungsplan dieser großen Samariterarmee wird ständig bereit gehalten, der vom ersten Tage der Kriegserklärung an in Kraft tritt.

Wenn trotz alledem die freiwillige Pflege und mit ihr die Organisationen des Roten Kreuzes nicht, der Minerva gleich, die dem Haupte Jupiters fix und fertig entsprang, vom ersten Tage an dastand, wenn sie verschiedene Stadien der Entwicklung zu durchlaufen hatte, so ist der Grund davon nicht zum wenigsten darin zu suchen, daß wir im Jahrhundert der Technik und der Maschinen leben.

Unaufhörlich werden neue Erfindungen und Verbesserungen auf dem weiten Gebiete der gesamten Kriegskunst gemacht. Alle Elemente sind in ihren Dienst getreten, und alle Erfindungen der Neuzeit dienen, in früher nie dagewesener Vollendung und Vervollkommnung, Kriegszwecken.

Auf dem Wasser bohren sich dem Feinde unsichtbare Torpedogeschosse den Schiffen in die Flanke, und zu Lande werden fortgesetzt neue Schußwaffen erfunden.

Das ganze Kriegssanitätswesen und damit die Tätigkeit des Roten Kreuzes ist aber aufs innigste mit der gesamten Kriegskunst und den technischen Fortschritten derselben verbunden. Infolgedessen wird eine fortgesetzte Anpassungsfähigkeit und gesteigerte Leistung von ihnen gefordert, dergestalt, daß man noch nicht die allerneueste

Erfindung, die Eroberung der Luft, und die hieraus sich ergebenden Konsequenzen, die die Times zu dem Schmerzensschrei veranlaßte: „Was nützt es uns, daß wir eine Insel sind, wenn sie uns können durch die Luft kommen", mit in Erwägung zu ziehen braucht, um zu verstehen, daß bei so vielen verbesserten und vollkommenen Werkzeugen, die zur Zerstörung der Menschen erfunden werden, die Anstrengungen, Menschenleben zu erhalten, Verwundete zu retten, in gleichem Verhältnis verdoppelt werden müssen.

Noch ist der Tag nicht angebrochen, den Dunant mit Seherblick vorausahnte, als er schrieb: „In dem Augenblicke, wo die eine Hälfte der Menschheit zu den Waffen greift, muß die andere notwendig als Samariter aufstehn".

Es fehlt noch vielfach an neuen Vereinsorganisationen und überall an Mitteln, um eine Sanitätsarmee von solcher Ausdehnung, wie die kriegführende sie erfordert, ihr ebenbürtig gegenüberstellen zu können.

Zurzeit umfaßt das Rote Kreuz die entgegengesetztesten Staaten auf beiden Halbkugeln der Erde.

Trotz dieser Ausbreitung sind noch weite Ländergebiete, die sich sogar einstmals einer uralten Kultur erfreuten, von diesem großen Humanitätswerk unberührt geblieben, nicht zu gedenken jener Völker, die von Herrschern vom Range und Stamme Seiner Majestät des Königs Ketschewoio, im Zululande, regiert werden, der es für seine vornehmste Pflicht erachtet, seine Gefangenen aufzufressen.

Auf seinem Siegeszuge durch die Welt hat das Rote Kreuz alle europäischen, die meisten amerikanischen und viele asiatische Staaten erobert.

Ein einigendes Band internationaler Menschenliebe verknüpft unter seiner Fahne die verschiedensten Völker und sogar Rassen miteinander. Von einem Ozean zum anderen, zu Wasser und zu Lande, winkt das Purpurkreuz überall da, wo Blut fließt.

In einem Jahrhundert, das durch Parteikämpfe und Leidenschaften zerrissen wird, in einer Zeit, die mehr trennt als bindet, ist es der ruhende Punkt geworden, von dem aus das Licht der Nächstenliebe weit hin strahlt und die entferntesten Winkel erleuchtet.

In den Tälern und auf den Höhen pflanzt es sein Banner, dessen Symbolik die Völker der verschiedensten Zungen zu deuten verstehen.

Das Rote Kreuz

Im Gewühl der Schlacht weist es den Weg zum Verbandplatz, daß der suchende Blick der Verwundeten es überall zu finden vermag, und geheiligt ist die Stätte, wo es sein Zelt aufgeschlagen hat, an dessen Schwelle die feindliche Kugel „Halt" machen muß.

Alle Gaue im deutschen Reich, Nord und Süd, hält es zu gemeinsamer Friedensarbeit eng umschlungen, und lodert die Kriegsfackel glutrot empor, hoch über allen leuchtet sein Kreuz, ein Sinnbild werktätiger Menschenliebe: Trost der Kämpfenden, Heil der Verwundeten, Zuflucht der Sterbenden.

J. Stakemann.

Lebensschule und Schulleben

Weitere Antworten auf unsre Rundfrage.

Prof. Dr. L. Heck.

Ihr Rundfragebogen will nicht so recht für mich passen. Ich muß Ihnen nämlich öffentlich gestehen, daß ich von unseren angeborenen Anlagen und Fähigkeiten das Meiste und das Beste, von allem übrigen aber, was den Menschen macht, sehr viel weniger halte. Der Mensch ist eher alles andere als ein weißes Blatt, auf das man schreiben kann, was man will; nicht einmal der Neugeborene ist ein solches, und in gar vielen Fällen wird die Erziehung und Schulbildung nicht viel mehr leisten können, als auf dem von vornherein schon ziemlich vollgeschriebenen Blatte die anstößigen oder weniger schönen Stellen nach Möglichkeit zu mildern, zu verwischen oder ganz auszuwischen. NB. wenn das gelingt! Bei dieser Grundanschauung kann ich mich über Schul- und Bildungsfragen nicht allzu sehr aufregen, bin vielmehr überzeugt, daß jede Schule die mir voranstehende, weil charakterbildende Aufgabe erfüllt, daß der heranwachsende Mann lernt, mit vollem Ernst und Eifer auch solche Dinge zu betreiben und gewissenhaft zu erledigen, die ihm an sich weniger Interesse einflößen und weniger Freude machen. Über die akademische Bildung im besonderen habe ich, von den eigentlichen Gelehrtenberufen im engsten Sinne abgesehen, die Meinung, daß sie den brauchbar Geborenen gewiß für das Leben nicht weniger brauchbar macht. Zugleich bezweifle ich keinen Augenblick, daß die Gesamtleistung eines Volkes im Konkurrenzkampf — eine friedliche Wehrkraft sozusagen — viel weniger abhängt von einzelnen Helden und Genies, als von der Höhe des Massendurchschnittes. Dieser war bei uns in Deutschland während des ganzen vorigen Jahrhunderts schon hoch, konnte uns aber im internationalen Wettstreit erst dann, auch außerhalb unserer Landesgrenzen fühlbar, recht hoch erheben, als er durch unser neues Deutsches Reich das nötige politische Fundament erhielt. Wissen ist Macht. An diesen Satz

müssen wir Deutschen füglich zu allererst glauben; sind wir es doch, die ihn in unserer Zeit den anderen Kulturvölkern am besten bewiesen haben und fortdauernd noch beweisen! Da ist es nur natürlich, daß alle unsere Berufsstände diese Waffe sich zu eigen machen wollen, auch in ihrem feinsten und schärfsten Schliffe: der akademischen Bildung. Was soll sie einem Kaufmann, einem Schauspieler schaden, solange sie nur nicht zur Einbildung führt?! Daß in den „praktischen und liberalen" Berufen, wie Sie sie nennen, minder brauchbare „Akademiker" nicht die Oberhand gewinnen werden zum Schaden brauchbarerer Nichtakademiker und der Sache, dafür wird die gesunde Interessenpolitik der Privatunternehmungen schon sorgen, und wenn man in Zukunft von den Brauchbaren vielleicht verlangen wird, daß sie auch Akademiker in ihrem Berufe sind, d. h. die besten und höchsten Schulen besucht haben, die es für ihren Beruf gibt: nun, so wird man diese eigentlichen Wertschaffer für die Sache und das Vaterland dadurch gewiß nicht weniger brauchbar machen.

Geheimer Kommerzienrat Franz Mackowsky (Dresden).

In Beantwortung Ihrer sehr geschätzten Zuschrift erlaube ich mir die gestellten Fragen nach bester Überlegung dahin zu beantworten:

Zu Frage I: Teilweise ja. Wenn auch nicht gerade kranken, so doch mindestens leiden.

Zu Frage II: Nein.

Zu Frage III: Meinerseits ohne akademische Bildung, halte ich für den praktischen Beruf eine gute, gediegene Schulbildung, ohne Akademie oder Universität, für ausreichend, doch läßt sich schwer sagen was für den einen oder andern besser ist und schneller zum Erfolge führt. Glück gehört wohl auch hier dazu.

Roda-Roda.

Die menschliche Gesellschaft ist unökonomisch wie die Natur. Die Natur läßt den weiblichen Karpfen Millionen Eier laichen — nicht ein Dutzend Nachkommen entstehen daraus. Auch die Gesellschaft hat ihren Karpfenteich: das Gymnasium.

Dieser Zustand ist aber natürlich und gesund — so unangenehm er für die im Daseinskampf Unterliegenden sein mag.

Ich glaube, die Überlegenheit der Deutschen über andere Völker — Überlegenheit im Handel, in der Industrie — beruht zum guten Teil auf ihrer gymnasialen Vorbildung.

Verlagsbuchhändler Hermann Ehbock

Es ist schade, daß nicht definitiv darüber abgestimmt wird, ob die Akademien weiter existieren sollen oder nicht. So bleibt die Frage eigentlich — akademisch. Es ist kein Zweifel, daß in Deutschland (und sämtlichen anderen Kulturländern!) viele lebendige Kräfte durch das Hochschulwesen paralysiert werden. Das geschieht dann, wenn Menschen mit rein praktischen Fähigkeiten und geringer geistiger Begabung sich aus Ehrgeiz, Eitelkeit oder der Sucht nach einer höheren sozialen Stellung auf die Akademie begeben, dort Dinge aufnehmen, die sie niemals verdauen, die ihnen niemals fruchtbar werden können und dafür ihre eigentlichen Gaben brachliegen und verkümmern lassen.

Die Akademien sind ausschließlich für Menschen da, die eine wissenschaftliche Grundlage für die produktive Tätigkeit, zu der sie sich geeignet fühlen, nicht entbehren können. Wer ohne das auskommt, erspart einen zeitraubenden Umweg. Wer eine Last mit seinen Armen heben kann, braucht sich nicht erst einen komplizierten Krahn zu konstruieren.

Daß die Männer der großen praktischen Erfolge meistens ohne Hochschulbildung sind, das verurteilt die Hochschulen durchaus noch nicht. Männer dieser Art sind Ausnahmeerscheinungen und würden Ausnahmeerscheinungen bleiben, auch wenn man alle Hochschulen schlösse. Es wäre verkehrt, daraus ein Gesetz ableiten zu wollen.

Ich glaube kaum, daß jemand, der auf dem Gipfel des Lebens steht, es als ein Glück empfinden kann, wenn er keine Hochschule besucht hat. Wissen ist für den Tätigen Macht und nur für den Untätigen Ballast. Die amerikanischen Krösusse, die größten Erfolg-Menschen der Gegenwart, geben Jahr für Jahr Millionen und Abermillionen für Hochschulen. Das deutet nicht gerade auf eine Geringschätzung des Geistes, der auf Akademien gefördert wird.

Lebensschule und Schulleben

Alex van Gülpen (Emmerich)

Auf Ihren Fragebogen, den ich mit Ihrem Werten vom 23. d. M. erhielt, möchte ich erwidern, daß ich im allgemeinen auf die erste Frage mit „Ja", auf die zweite mit „Nein" antworte. Die dritte Frage möchte ich etwas umständlicher beantworten.

Ich bin seinerzeit nach Absolvierung von Obersekunda von dem Gymnasium abgegangen und habe dies niemals bereut. Wohl habe ich sehr bedauert, daß ich die Zeit, welche ich verwenden mußte für das Auswendiglernen von lateinischen und griechischen Vokabeln und für das Eintrichtern der betreffenden Grammatiken, nicht auf andere Wissenschaften, wie Sprachen, Chemie, Naturwissenschaft, Technik usw. verwenden konnte. Wenn ich noch einmal anfangen könnte, möchte ich die Hälfte meiner damaligen Gymnasialbildung mit einem ordentlichen Zeichenunterricht umtauschen. Der hat mir bei der Arbeit am meisten gefehlt, weil in meiner Familie eine gewisse technische Begabung vorhanden ist. Moderne Sprachen und Naturwissenschaft habe ich, so viel es neben der Arbeit ging, privat nachstudiert. Das habe ich gerne getan, während mir die Gymnasialstudien eine Last waren, die ich nach Erhalt des Zeugnisses für den Einjährigendienst gern beiseite legte.

Einerseits sind für die Wissenschaft akademische Studien notwendig, andererseits sind Akademien und Universitäten Treibhäuser. Es mögen Staat und Kirche ein Interesse daran haben, dort ihre Beamten und Priester nach gewissen Schablonen zu erziehen. Sie wreden für den Wehrstand und die Verwaltung der materiellen und geistigen Güter erzogen. Alle übrigen Erwerbsstände, die den Staatsorganismus ernähren, bedürfen kaum einer akademischen Ausbildung, denn sie leben in sich fortwährend ändernden Verhältnissen, denen sie sich anpassen müssen, wenn sie nicht zugrunde gehen wollen. Die akademische Bildung könnte diese Anpassungsfähigkeit und die natürliche Entwicklung sehr leicht nachteilig beeinflussen, besonders da in den Kreisen stets neue internationale Faktoren mit oft großem Einfluß auftreten.

J. Tews.

Ich bin nicht der Meinung, daß der Drang nach Bildung und Wissen ein übergroßer ist. Dem Deutschen von heute gelten beide

Dinge vielleicht sogar recht wenig. Aber unsere gesamten öffentlichen Einrichtungen und neuerdings auch das gewerbliche und das freie Berufsleben sind so angelegt, daß die gut bezahlten und einflußreichen Stellungen nur Leuten mit Schulpatenten zugänglich sind. Darum hat ein Vater nichts Notwendigeres zu tun, als seinen Kindern — nach der großen „Reform" auch den Mädchen! — die am höchsten bewerteten Patente zugänglich zu machen. Schulpatente zu erreichen, ist heute die lohnendste Beschäftigung; mancher „arbeitet" in seinem ganzen Leben nur so lange, bis er dieses Ziel erreicht und damit zur Staatskrippe Zutritt erlangt hat. Was er dann noch tut, ist nicht mehr so wichtig. Dagegen spielt ein patentloser Mensch, auch wenn er über ganz schätzenswerte Kräfte verfügt, überall eine traurige Rolle. Er ist nichts und gilt nichts, und wenn er etwas kann, muß er für viel weniger als sein Konkurrent mit Schulpatenten arbeiten; zu einer einflußreichen Stellung bringt er es nur ausnahmsweise, und wenn es der Fall ist, muß er jeden patentierten Dummkopf um Verzeihung bitten, daß er ihm seinen Platz nicht längst abgetreten hat. Hätte mancher self-made-man ein Dr. vor seinem Namen oder auch nur den Einjährigenschein in der Tasche, so hätte er viele Türen, die sich ihm erst spät öffneten, von vornherein offen gefunden.

Ich kann nur meine Meinung dahin aussprechen, daß unsere Jugend keineswegs zu viel, häufig aber viel zu wenig lernt, und ich bedauere es jedesmal, wenn von irgend einer Stelle eine Losung ausgegeben wird, die auch nur dahin mißverstanden werden könnte, daß Schulbildung etwas Minderwertiges oder Überflüssiges wäre. Aber alle Vernünftigen sollten sich dahin vereinigen, daß der „Geschulte" bei der Bewerbung um irgendein Amt seine Tüchtigkeit ebenso nachweisen müßte wie der „Ungeschulte" und daß man auch demjenigen, der nicht den Vorzug hat, auf höheren Schulen die traditionelle Zahl von Jahren gesessen zu haben, nach Möglichkeit Gelegenheit gibt, seine Tüchtigkeit in verantwortungsvollen Berufen zu beweisen. In allen Berufen, in staatlichen und kommunalen Ämtern wie in privaten Lebensstellungen, sollte jedem Tüchtigen ohne Rücksicht auf seine allgemeine Bildung der Weg nach oben frei gehalten werden. Man sollte aufhören, eine Schulbildung zu bezahlen, die für den betreffenden Beruf gar nicht erforderlich ist. In der Gesellschaft wird allgemeine Bildung immer ihren Wert behalten, im Be-

rufe sollte nur nach dem gefragt werden, was der Beruf verlangt. Aber daran hindert uns nicht eine Überschätzung des Wissens, sondern soziales Vorurteil, die stille Neigung, gewisse Berufe auch den Angehörigen bestimmter sozialer Schichten zu reservieren. Der Schulschein ist hierbei nur das Werkzeug einer ziemlich tiefstehenden sozialen Moral. Wenn das Schulbänkedrücken aber weniger einträglich würde, würde auch die Zahl der Schulen und Studenten von selbst kleiner werden.

Also weniger ersessene Berechtigungen, mehr Schulbildung, vorurteilslos bewertet, ohne Rücksicht auf die Art der Schulen und die Art des Bildungsganges. Alle lernfreudige Jugend mag lernen, nach Herzenslust, je mehr, um so besser. Das scheint mir das Erstrebenswerte zu sein. Es würde nicht gut tun, der Lebensschule gar zu viel zu überlassen. Alle Erfahrung beweist, daß eine ungenügende Ausnützung der Jugendjahre sich durch keine noch so günstige Lebensschule voll ersetzen läßt. Die Schule macht freilich keine Talente, sie macht erst recht keine Genies, diese werden geboren; aber sie gibt dem Talente und dem Genie wertvolle Werkzeuge, ohne die auch das beste Talent und das größte Genie sich nicht mit vollem Erfolg betätigen können.

Adolf Wilbrandt: Cornelia

Fortsetzung.

Herwarth mußte lächeln: „So aufgeregt, so — temperamentvoll hab' ich Sie ja noch kaum gesehen. Fassen Sie sich, Doktor. Ich weiß nur, was ich wissen soll, in Ihre inneren Angelegenheiten dränge ich mich nicht. Und daß Sie nicht aus niedrigen Beweggründen handeln" — er lächelte nun recht von Herzen — „dazu kenne ich Ihre kantisch-platonisch-transzendentale Seele zu gut!"

„Ich danke Ihnen, Herr Professor. Ich danke Ihnen. Also daß ich dann zur Sache komme —"

„Und ohne Schonung. Was gibt's?"

„Gefahr, Herr Professor. Offenbar Gefahr! — Jakobi war gestern Abend in Ihrem Haus —"

„Nein!"

„Er war dort. Ihre Johanna — in einer gewissen Unruhe, Sorge, wie ich ihr anmerkte — sie hat mir's heut erzählt. Sie sagen aber „Nein". Also Ihre Tochter hat Ihnen nichts gesagt."

Tief betroffen stand Herwarth still. „Nicht ein Wort! — Sie, die mir sonst alles, alles —"

„Dazu der auffallende seelische Zustand, in dem sich Fräulein Cornelia offenbar befindet; sogar Ihrer Johanna ist es aufgefallen, ich hab's wohl gemerkt. Heut mittag war ich ein paar Minuten dort; Sie waren nicht zu Hause; Fräulein Cornelia empfing mich. Sie sah aber aus wie — — ich bin fast erschrocken, bester Herr Professor. Sie verstand mich kaum. Oder sie hörte nicht. Ich mußte an Traumwandler denken —"

„Hm!" murmelte Herwarth erschüttert. — „'s ist ja wohl was dran."

„Jetzt gegen Abend — wohl von meiner Unruhe hinausgetrieben — war ich in der Marsanschen Villa, in Jakobis Pavillon; Jakobi war nicht dort. Nur sein Schatten, Lettow; er ordnete Papiere, die er in einen Koffer packte. Wird schon abgereist? fragte ich. „O ja," sagte er, „es wird gereist! Wir waren ja länger hier, als wir wollten; nun muß man aber doch ein Ende machen. Man verlangt den Jakobi ja überall!" — Wann wird denn gereist? fragte ich. Er wollte etwas sagen; dann besann er sich aber — das sah ich — und zuckte mit den Achseln. Und mit einem lauernden Blick auf mich — ich möchte sagen, mit einem Verbrecherblick — bei Gott, dafür halt' ich ihn — kurz, mit einem Blick, der mir einen Stoß gab, warf er dann so hin: „Noch unbestimmt. Je nachdem. Wir erwarten noch dies und das!"

„Und was meinen Sie denn daß er dabei dachte?"

„Herr Professor — bitte, lachen Sie mich nicht aus. Bitte, seien Sie auch nicht böse. Ich glaube — ich glaube —"

„Na, heraus damit."

„Es — gilt Ihrem Kind!"

Herwarth stand wieder still. Er holte tief und schwer Atem; er warf einen langen Blick auf Wurzer, dann in die Luft. „Da steht ja schon meine Laterne," sagte er dann scheinbar ruhig; „wir sind also gleich zu Haus. Dann kann man also die alte Hanne befragen; — bitte, kommen Sie mit. Kritische Untersuchung des Tatbestandes. Nach unserer im Seminar gelernten Methode; was? Und dann, wenn's sein muß, nach der Polizeimethode . . . Ja, so ist das Leben!"

Er lachte. Wurzer überlief es. Sie gingen weiter und traten ins Haus.

Auf dem Vorplatz stand schon Johanna und wartete auf ihren Professor; die Wachsame, wachsam wie ein treuer Hund, hatte ihn kommen hören. Herwarth schloß die Tür. „Guten Abend, Johanna," sagte er mit vollkommener äußerer Ruhe. „Herr Jakobi war gestern abend hier —"

Sie wollte reden. Er winkte ab: „Ich weiß. War er auch heute hier?"

„Ja, heut' Abend, Herr Professor."

Diese neue Botschaft durchrieselte ihn. Sein Gesicht blieb still. „Wann denn?"

„'s ist noch nicht lange her, Herr Professor. Sie waren nicht zu

Hause, da ging er zu Fräulein Cornelia; „das Fräulein erwartet mich," sagte er.

„Wo ist Cornelia?" fragte Herwarth.

„In ihrem Zimmer. Hat im Speisezimmer nicht viel gegessen, wollte schon schlafen gehen."

„Schlafen gehn? Warum denn?"

„Ihr wär' nicht so recht."

„Ist sie schon lange in ihrem Zimmer?"

„Eben erst gegangen."

„Dann lass' ich sie bitten, zu mir zu kommen."

Johanna stieg die Treppe hinauf; Herwarth faßte den Doktor am Arm und zog ihn mit in sein Arbeitszimmer. Dort brannte nun statt der Kerze die Lampe, Johanna hatte sie soeben gebracht. Herwarth warf seinen Hut auf den Tisch; er zerrte an seiner Weste, am Halskragen des Hemdes; Wurzer sah, wie er mit seiner Erregung kämpfte. Dem Doktor war selber weh genug, er litt aber doch von Herzen mit; der Vater! dachte er. — „Lieber Herr Professor," brachte er mit Mühe heraus, „sollt' ich nun nicht gehn? Der Vater und die Tochter allein?"

„Ach ja, Wurzer, Sie haben wohl recht. Ich dachte eben wenig. Ich hab's nicht bedacht. Bleiben Sie nur noch, bis sie kommt! — — Lieber, guter Doktor. Cornelia Herwarths Vater — verstehen Sie, was das ist? — Er hat nicht genug acht gegeben, hat's zu leicht genommen: so denken Sie. Ja, so denken Sie! Aber — Cornelias Vater! Ich stand auf Granit, ging auf Felsen hin. Sie und ich, wir waren wie eins!"

„Verzeihen Sie, lieber, teurer Herr Professor. Wenn meine Jugend da ein Wort hineinreden darf —"

„Bitte! Reden Sie."

„Ich habe mir schon lange erlaubt zu denken: wohl zu sehr zur Freiheit erzogen! Da kann sich auf einmal der Felsen in —"

Herwarth unterbrach ihn mit finsterem Lächeln: „Guter Wurzer, das verstehn Sie nicht. — Aber davon ein andermal. Ich höre, sie kommt!"

* *
*

Cornelia trat ein; sie blieb bei der Tür, ihr Busen hob und senkte sich stark, die Augen starrten glühend aus dem blassen Gesicht. Wurzer verbarg sein Erschrecken, er stammelte aber etwas ungeschickt: „Guten

Abend, Fräulein Cornelia. Ich wollte eben gehen. Also gute Nacht, Herr Professor."

„Auf morgen!" warf Herwarth hin. Wurzer ging durch die andere Tür hinaus. „Es geht dir nicht gut?" fragte Herwarth, mit dunkler, angeheiserter Stimme. „Johanna sagt's."

„Morgen wieder besser," stieß Cornelia hervor. „Besser. Darum — wollte ich jetzt zu Bett."

„Wenn du wirklich zu Bett willst, halt' ich dich nicht lange. Muß nur etwas reden — bereden — mit meinem Kind. Nicht wahr, es ist — eigen, es ist wunderbar, wie unser Zusammenleben sich verändert hat; in den letzten Wochen. Wie hätte sich das zum Beispiel je ereignen können, was wir heut erleben: du trittst in mein Zimmer und wir sagen nicht Guten Abend, nicht „Kind" und nicht „Vaterle". Du stehst dort, ich hier. Und uns beiden ist schwer ums Herz und wir sagen's nicht."

„Lieber, lieber Pa —"

„Nicht wahr, das ist wunderlich."

Cornelia suchte eine Weile hilflos nach Worten; sie legte eine Hand an die Stirn. „Verzeih. Mein schlechter Kopf."

„Es ist nicht dein schlechter Kopf. Sondern daß du f o r t w i l l st. Mit dem andern da."

„Vater —!"

„Ja, nun starrst du mich an; mit Geisteraugen. Woher ich das weiß? — Von d i r. Ich seh's ja auf deinem Gesicht. So fremd sind wir uns doch noch nicht geworden, daß du mir so einen — Mordsgedanken verbergen kannst. Cornelia! Kind! Es ist wahr! Wirklich, blutig wahr! Dieses Mädel da — dieses Unschuldsgesicht — Karl Philipp Herwarths Cornelia — die will ihn verlassen!"

Sie faltete die Hände: „Bitte, sprich nicht so; ich halt's nicht aus. Ich hab da an deinem Schreibtisch gesessen, dir was aufschreiben wollen; das du auf meinem Bett gefunden hätt'st. Hab' dann nicht gekonnt. Wollte m o r g e n —"

Herwarth hob die Arme: „Es ist wahr! Es ist wahr! M e i n K i n d !"

„Ja," nickte sie, „dein Kind. Dein von dir erzogenes — ach, nur nach Deinem Sinn lebendes Kind! Hör mich an, mein Vaterle; schau mich nicht so fremd, so — unväterlich an. Das große Schicksal, von

dem du zuweilen sagtest, das ist über mich gekommen; — ich hab's nicht gerufen! Ich soll einen Menschen glücklich machen; ach, wär's nur das. Einen Menschen, den mir Gott geschickt hat, den soll ich erlösen; ich soll ein herrliches, großes, durch so viel Druck und Unglück gelähmtes, krankes Leben retten. Hast du mich nicht dazu erzogen, du mein Vaterle, recht Großes, Schönes zu wollen? zu tun? Hast du mich nicht auch zur Freiheit von der Welt erzogen? Was tu' ich denn anders? Danach leb' ich nun! Als dein rechtes Kind; ach mein Gott, wenn ich dich auch verlassen muß. Wirst mich einst verlassen, sagtest du so oft; und ich wollt's nicht hören, hielt dir den Mund mit den Fingern zu." Sie sank vor ihm auf die Kniee nieder. „Nun ist's doch gekommen!"

„Ich will dir sagen, was ich über ihn weiß — über diesen Menschen, den dir Gott geschickt hat. Dieser Karl Jakobi, den du erlösen und retten willst — er will dich denselben Weg führen, den schon Dutzende mit ihm gegangen sind — der mit Schande und Verzweiflung endet." Cornelia sprang auf. „Er hat eine Frau —"

„Ich weiß!" rief sie. „Ich weiß!"

„Er hat eine Frau, die zur Scheidung bereit ist, wenn er ein Liebchen verführen will, die aber wieder „nein" sagt, „niemals", wenn's geschehen ist —"

„Ich weiß, Vater! So ist's nicht!"

„Er hat eine Frau, die an ihm dahinsiecht, die durch ihn vernichtet und elend ist; die so elend ist, wie du werden wirst, wenn du nicht aus deinem Traum erwachst. Wenn du nicht auf deinen Vater hörst — der dir in seiner Angst, seinem Entsetzen zuruft: Du sollst sein neuestes Opfer sein!"

Cornelia wehrte mit dem Kopf, mit den Armen, mit der ganzen sich windenden Gestalt wehrte sie all die furchtbaren Worte ab: „Ich weiß alles, Vater. Es ist alles anders, anders. Sie verleumden ihn! Sie verlästern ihn!"

„Unglückliches Kind. Du weißt, du weißt. Nun so sag', was weißt du?"

„Daß er selber sich schuldig spricht, aber schuldlos ist! — O du mein guter, gerechter, milder, liebevoller Vater — nur gegen ihn nicht gerecht. Gegen ihn verhetzt; belogen. Er hat mir ja alles gesagt, gebeichtet, von selbst, ungefragt! um sich eine Last vom Herzen zu wälzen — um mir die ganze Wahrheit zu geben — ganz so, wie er ist. Einer

ist es so ergangen — so, wie du sagst. Eine hat er elend gemacht. Weil seine Frau ihr Wort zurücknahm, ihn nicht lassen wollte; wie er sie auch angefleht und beschworen hat. Das liegt ja auf seiner Seele, Vater. „Wie ein Fluch", so sagt er. O hätt'st du ihn gestern Abend gesehen. „Ich geh' wie ein Verbrecher in der Welt herum." „Ich darf nichts mehr hoffen!"

„Das war gestern. Was hat er dir heut gesagt? Ich weiß, er war wieder hier!"

„Daß er doch wieder hoffen darf, hat er mir gesagt. Ein Brief von seiner Frau. Sie gelobt, sie schwört ihm jetzt, ihn freizugeben, jedes Opfer zu bringen, damit die Scheidung —"

„Ah!" rief Herwarth. „Das schwört sie jetzt! Und was fordert sie?"

„Daß er für die Liebe, von der er ihr geschrieben, Gegenliebe findet; so ganze und große und opferfähige Gegenliebe, daß ihr Herz ihr sagt: vor der mußt du weichen! die gehört zu ihm! — Und so ist er mit den großen, fragenden Augen vor mich hingetreten —"

„Und du in deinem schwärmenden Opfermut — — So sag' ich dir nun, daß er ein Lügner, ein Schurke ist! ein ehrloser Verführer — der diese unschuldigen, begeisterungsfähigen Herzen kennt — der euch betört und vernichtet!"

„Woher kennst du ihn? Warum kennst du ihn besser als ich? — Hast du auch wie ich in sein Herz gesehen? Oder sprichst du nur nach, was dir andere sagten?"

„Andere, die ihn kennen. Ehrenwerte, rechtschaffene Menschen, die nicht wollen, daß so ein Verblender und Verderber immer neue Opfer erwürgt!"

Cornelia sah zur Tür hin: „Wurzer — der ging eben fort. Der alles glaubt, was man gegen einen — Nebenbuhler sagt. Von dem hast du's, Vater!"

„Von wem hat er's? Von Männern, an die ich glauben muß. Und von wem hast du's? Von einem — Meteor, das dir plötzlich über den Himmel fährt; einem fremden Mann, den du vor ein paar Wochen noch nie gesehen hattest. Der sagt dir: erlöse mich, indem du dich mir zum Opfer bringst! Und durch einen erfundenen Brief — den er dir nicht gezeigt hat, nicht wahr —"

Wilhelm Steinhausen:
Neuenburger See

„Ich kann ihn ja morgen sehen, wenn ich will."

„Morgen ist er ebenso falsch wie heut. Kennst du die Schrift dieser Frau? Kann er nicht schreiben, was er will?"

Cornelia rang die Hände. „Vater! Vater! Vater! Du, der himmlisch gerechte — der Philosoph — der nie vorschnell urteilt — du wütest gegen diesen Mann! an den deine Tochter glaubt! Bin ich denn ein Schulmädel? Bin ich denn von Sinnen?"

„Es scheint so. Seine Satanskünste —"

Herwarth trat auf sie zu, die wachsende Erregung riß ihn hin; sie wich erschreckend zurück. „Ich bin dein Vater," rief er, „du bist mein Kind, und ich soll dich retten! — „Opferfähige, ganze Liebe" — die willst du ihm geben. Mit ihm in die Welt hinein —"

„Mit ihm zu dieser Frau! seiner Frau! an die du nicht glaubst. Vor das Gesicht dieser Frau — deren Brief er gefälscht hat. Zu der Frau, die ihm doch in der ersten Minute sagen könnte: Was wollt ihr hier? Was sprichst du von einem Brief? Was für einen Brief hab' ich dir geschrieben?"

Herwarth sah, hörte, fühlte, wie in seinem Kind der Trotz, der Stolz, die Auflehnung wuchs; ihm schwoll mehr und mehr das Herz. „Ja, so fängt er dich! Eh' ihr hinkommt zu dieser Frau, hat er — —" Die Worte wollten ihm nicht über die Lippen. „Cornelia! Cornelia! Hat er dein Opfer hingenommen — hat er dich verlassen!"

Das Wort durchfuhr sie; die Bleiche ward totenblaß. „Gott im Himmel!" stammelte sie, wider ihren Willen erschüttert; „was du alles glaubst. Was für ein Teufel er in deinen Augen — —"

Es ging ihr aber auf einmal ein neuer Gedanke wie eine Befreiung über das Gesicht. „Aber das Opfer, das du denkst — das, das bring' ich nicht. Sei doch ruhig, Vater. Das nicht!"

„Ich soll ruhig sein? Wenn ich in deine glühenden Augen seh' — dies verwandelte, verheerte Gesicht — dies schwärmerisch verzückte Schauen? Du willst auch nur für eine Stunde wissen, was du tust? Wenn seine Augen und seine Stimme dich anflehn: gib mir die ganze, die große Liebe, um mich zu erlösen!?"

„Er wird nur verlangen, was ich geben kann. Aber wenn meine Augen glühn — Vaterle! wenn sie schwärmerisch, verzückt, wie du sagst — — das Schicksal, die große Liebe ist über mich gekommen. Einst ist sie auch über dich gekommen. Und sonst wär' ich nicht. Du, mein junger, mein alles verstehender, mein herzlieber Vater, ver-

steh' nun doch auch dein Kind; laß ihr ihre Freiheit, gönn' ihr ihr Glück, erkenne Gottes Willen!"

„Gottes Willen! Satans Willen! Er soll mir mein Kind nicht verderben und zugrunde richten." Die Empörung, der wilde Grimm brach aus ihm hervor: „Ich duld' es nicht! Er soll nicht!"

„Ich bin für die Ehe mündig, Vater —"

„Nun, so bist du mündig — ich bin aber dein Vater und bleib's! — Das Gesetz, das Gesetz — — in mir ist ein anderes Gesetz; das schreit hier im Herzen, das jagt durch mein Blut, das bebt mir durch den ganzen Leib: rette dein Kind! — „Dir deine Freiheit lassen" . . . Ja, ja, ich hab' dich zur Freiheit erzogen — zu sehr, sagte der — der Wurzer — ob zu sehr oder nicht, was tut das hier. Ich lass' dich dem Verderber nicht! Ich lass' dich nicht in den Abgrund stürzen! Meine Tochter nicht!"

„Was willst du denn tun? Sag! Was willst du tun?"

„Dieses Höllenfeuer in deinen trotzigen Augen. So weit hat er dich gebracht? — Was willst du nun tun? — Sprich! sprich! Gib Antwort! Wenn du auch mündig bist. Ich, dein Vater, frage dich, und ich will es wissen! Oder hast du ihm versprochen, heimlich zu fliehn wie ein Dieb bei Nacht? Für den Vater gibt's keine Wahrheit mehr?"

„Vater! Vater!"

„So sprich!"

„Ich hab' ihm versprochen zu kommen; ja. Diese Nacht noch; ja. Was ich mitnehmen will, da draußen liegt's. Wie kann ich ihm helfen und ihn befreien, wenn ich das nicht tue? — Für ein großes, opferfreudiges Leben hast du mich erzogen; wollt'st du mich nun halten?"

Er erbebte am ganzen Leib. „Ein Kind, das seinen Vater rasend macht! Nein, ich glaub's noch nicht: ist das mein Kind? Wir, wir beide haben so einig gelebt? — Ich beschwöre dich, du da — eh' ich ganz von Sinnen komme — sag mir ein gutes Wort. Sag mir, daß du bleibst wo du bist! auf den Mann verzichtest — dich nicht in seine Fangarme wirfst —"

„Vater! Du vergißt, zu wem du sprichst!"

„Zu einem Kind, das mißraten will. Das seine Ehre — meine Ehre — — Virginius! Virginia! Was so ein alter Römer konnte, heiliger Gott, das kann ich auch. Eh du dem in die Arme springst —"

Eh' kannst du mich töten?"

„Es wäre dir besser, da tot auf der Erde liegen, als — als seine — seine —"

„Sag's nur! Sag's nur!" schrie sie, jetzt wild und außer sich wie er.

„Sein entehrtes Liebchen —"

„Nun, so tu's! so tu's!" Sie stürzte zum Schreibtisch, riß eine der Schubladen auf, zog einen Revolver hervor. „Dein Schutz gegen die Einbrecher — da! Stets geladen, sagst du. Nimm ihn, nimm ihn!" Sie drückte ihn ihm in die Hand.

„Du bist toll. Deine Augen brennen —"

„Deine nicht? Deine sehn ja aus wie der Tod. Gut, so mach mich tot! wenn du mich lieber morden, als meinen eigenen Weg gehn lassen willst. Meinen Weg zum Glück, meinen Pflichtenweg, meinen Opferweg —"

„Deinen Schandeweg! — Cornelia — großer Gott — — ich beschwöre dich zum letzten Mal. Du bist nicht mündig geworden, um dich zu entehren, um den guten Namen —"

„Ich werd' mich und ihn nicht entehren. Aber meinen Weg werd' ich gehn. Was ich ihm geschworen hab, ja, das werd' ich halten!"

„Ihm geschworen hast —"

„Ja, ich hab geschworen! Daß ich kommen will und mit ihm zieh'n. Zu seiner Frau — seiner Freiheit. Willst du mich lieber tot sehn, so tu's!" Sie stellte sich vor die Tür und breitete die Arme aus: „Drück' ab! Schieß' zu! Sonst geh' ich hier hinaus, fort. Oder wenn du mich einsperrtest, geh' ich morgen fort. Oder ich spring' zum Fenster hinaus; um mein Wort zu halten. So mach' mit mir ein Ende und schieß!"

Herwarth hielt den Revolver noch in der zitternden Hand. Er schloß die Augen, er warf ihn auf den Tisch. „Ich kann doch mein Kind nicht töten!"

„Leb wohl!"

Sie war draußen.

* *
*

Es hatte schon eben elf geschlagen, ging auf Mitternacht. Der Mond, zuweilen überwölkt, zuweilen in freiem, silber-goldenem Glanz, schien in den halbverwilderten Garten der Marsanschen Villa hinein, wanderte über den gelinden Abhang, unter dem er lag, und über den hochbäumigen Wald. Er leuchtete auch durch die offene Tür in den

Pavillon hinein, den Karl Jakobi bewohnte, umkoste drinnen einige zierliche Gartenmöbel, den Wandschirm vor dem Bett. Karl lag auf der Bank neben der Tür, völlig ausgestreckt. Er hörte eine Nachtigall schlagen; er lauschte auf jede Regung im Wald, in den Büschen, glaubte kommende Schritte zu hören; dann seufzte er wieder einmal, und er, wohl der ungeduldigste der Menschen, übte sich in Geduld. Der Mondschein war so schwül — und so süß. Ob ihr doch der Mut verging? fuhr ihm durch den heißen Kopf. Ob ihr Herz nicht Stich hält? — Nein, dann weiß ich n i c h t s vom Menschen. In der ist eine Frau und ein Mann. Was sie gelobt hat, das führt sie durch! — — Nachtigall, Nachtigall, mach mich nicht verrückt! — Ihm war, als hätte er noch n i e so mit Qual gewartet. Er lag, die Hände unter dem Kopf verschränkt, und wunderte sich tief: wie das in ihm gewachsen war, er wußte nicht wie. Zuerst die übermütigen, frechen Gefühle — „die muß mein werden" — „die wird mein" — dann ward's ernster, ernster — und jetzt, dachte er, bei Gott, verliebt! Sehnsucht, zum Gedichtemachen. Rasendes Verlangen, diese Keusche, Stolze, Heiße — —

Er horchte wieder und richtete sich auf: Schritte! — Kam sie? Cornelia? — Nein, es war da hinten, da oben im Wald, nicht im Park. Jemand kam gegangen, unsichtbar, er fing an zu singen; nach seiner jungen Stimme und ihrer sehr mangelhaften Schulung schien es ein Student zu sein. Er sang wenigstens ein „gebildetes" Lied:

„Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heit'res Blinken?
Schaust mich so freundlich an,
Hab meine Freude dran.
Hurra! Hurra! Hurra!"

Karl hatte sich wieder ausgestreckt und hörte mit einer Art von Andacht zu; es klang in der stillen Mondnacht so gut. Der Sänger war näher gekommen, jetzt gab's vollen Ton:

„Ja, gutes Schwert, frei bin ich,
Und liebe dich herzinnig,
Als wärst du mir getraut
Als eine liebe Braut.
Hurra!"

Was singst du von „Braut", du Musenknabe, dachte Karl und wälzte sich hin und her. Mach mich nicht verrückt!

Der Musenknabe war vorübergezogen, es klang allmählich ferner und ferner:

„Zur Brautnachts-Morgenröte
Ruft festlich die Trompete;
Wenn die Kanonen schrein,
Hol' ich das Liebchen ein.
Hurra!"

Jetzt, jetzt! — Karl sprang auf. Leise sang die Gartentür; er kannte sie. Er legte sich beide Hände vor die Brust. Wie göttlich, dachte er, wenn das Herz so zittert. Wird das eine selige Nacht!

Cornelia kam gegangen, in leichtem Mantel und Hut, ein gefülltes Täschchen an den Arm gehängt; der Mond beleuchtete eben das ernste, charaktervolle, edel schöne Gesicht. Die schlanke Gestalt ging mit festem Schritt, ihre innere Erregung sollte sich nicht zeigen; der Mund erzwang nun auch ein Lächeln, ihn hold zu begrüßen. „Ja, da bin ich wirklich," sagte sie. „Hast wohl schon gedacht, ich käm' nicht mehr? Ich halt' immer Wort!"

Er kniete vor ihr nieder. „Selig dankbar! Selig!"

„Den Schlüssel in der Gartentür hab' ich abgezogen. — O sag. Kein Mensch kann uns hören? Kein Mensch kann uns sehn?"

„Kein Mensch kann uns hören, noch sehn." Er nahm ihre beiden Hände und küßte sie. „So glücklich hast du noch niemand gemacht. Und noch niemand, niemand hat mich so glücklich gemacht! — O du!"

Er umfaßte ihre Kniee. Cornelia trat sanft zurück. „Laß, laß."

Er sah sie etwas verwundert an; er stand auf. Ihr Gesicht so ernst? — Er lächelte: „Dann in meinen Armen; so!"

Sie entzog sich ihm; mit einer sonderbaren, beinahe feierlichen Gebärde — doch hold — wies sie ihn zurück. „Zu mir die Liebe — das nicht! — Hör mich an und —"

„Ich versteh' dicht nicht," unterbrach er sie. „Du kommst zu mir und du sagst: „das nicht"?"

„Ach, laß mich dir's erklären, sei gut. Ich bin hergestürzt — weiß nicht wie — von dem besten, geliebtesten Menschen weg — in Zorn und Entsetzen geschieden . . . Weißt du, was das ist? Und unterwegs die Verzweiflung um mich her, über mir, hinter mir, wie ein Nachtgespenst. „Was tust du? Wo gehst du hin? Wem, wem bist du davongelaufen?" Ich aber immer weiter, weiter — zu dir! Und damit ich weiterkönnt',

damit ich nicht am Weg verginge, hab' ich mir gelobt — — O sieh mich nicht mit so finstern, schwarzen Augen an. Ich wollte zu dir, darum hab' ich's gelobt!"

„Was hast du gelobt?"

„Vater! schrie es in mir, während ich so weiterging, ich gelob' es dir! Und das mußt du mir nun versprechen, versprechen, Karl, daß auch du es halten willst. Alles hingeben, ja: Seele, Leben, den guten Namen bei den Menschen — und den Vater — jetzt, jetzt auch den Vater — bis er wieder an mich glauben, mich wieder liebhaben kann. Mehr kann man nicht tun! Glaub mir! Mehr kann man nicht tun! In die Arme nehmen — das nicht. Erst wenn ihr geschieden seid, erst wenn ich dein werden kann; das hab' ich meinem Vater gelobt!"

Karl betrachtete sie eine Weile stumm, seine Worte und Gedanken suchend. Er biß sich auf die Lippe; als er aber sah, mit wie bangem Blick sie dem zuschaute, sah er sie mitleidig und liebreich an. „Du Arme, Blasse, Verstörte du. Dein süßes, so tragisch ernstes Gesicht! — Wie von bösen Geistern verfolgt bist du hergelaufen, hast in deiner Not furchtsame Gedanken, unsinnige Worte — — hast nicht mehr gewußt, was du tust." Sie wollte widersprechen, er bewegte die Hand gegen ihren Mund: „Nein, du hast nicht mehr gewußt, was du tust! — Liebste, Geliebte, komm zu dir. Deine Glieder zittern ja. Setz dich, ruh' dich; hier." Er drückte sie mit zarter Berührung auf die Bank nieder, neben der er stand; er stellte ihr Täschchen daneben; er blieb vor ihr stehn und lächelte sie an. „Schau, was hier für ein Frieden ist. Horch, wie die Nachtigall singt. Hier wirst du dich wieder fassen, wieder zu dir kommen. Wo soll dir denn wohl werden, du süße Verstörte, wenn nicht hier bei mir? — Meine Erlöserin. Wird dir wohl?"

Wenn du so hold und gut zu mir sprichst, o dann wird mir wohl!"

„Willst mich noch erlösen?"

„O Gott! Wär' ich denn sonst hier?"

„Dann jag' diese bösen Träume weg. Ja, es sind nur böse Träume; ein Alb hat deine arme Seele gedrückt. Hat dir verzweifelte Worte aus der Brust gepreßt; an die glaubst du nun. Schau aber um dich, du Verträumte, Liebste: wer und wo wir sind? Zwei, die sich gefunden haben; in der tiefen Stille. Auf der Fahrt nach dem Glück, nach der Freiheit; zu der du mir helfen willst." Er saß neben ihr nieder, schaute

sie bewundernd und verlangend an: „Und der Mond auf deinem himmlisch holden Gesicht. Er darf es berühren, ich nicht? All deine Lieblichkeit und Herrlichkeit, da sitzt sie, zwei, drei Zoll von mir; bist zu mir gekommen, um dich mir zu geben; und nun soll ich diese Welt von Glück dem nichtsnutzigen Mond da lassen und wie ein vom Klostertor weggejagter Bettler davongehn?“

Cornelia bewegte sich gequält auf der Bank. „Bitte, bitte, red' nicht so.“

„Willst du mein Blut zum Rasen bringen, statt es selig still zu machen? — Ich hab dir's gesagt: so ein harmonisch mild Verklärter, das bin ich nicht. Engel und Teufel! Tier und Gott! — Verzichten — ein Wort wie Sterben für mich. Wer mich lieben will, muß mir auch Liebes tun. Sonst gießt er mir in den Wein, den er mir an die Lippen setzt, das Gift der Entsagung und ich sterbe dran! — Ja, bei Gott, das ist wie Mord. Das ertrag' ich nicht. Wenn ich dir nun sage, du Albträumerin: martere mich nicht, liebe mich, gib dich in meine Arme hin, sonst vergehe ich, sonst tötest du mich!?“

Cornelia stand auf. Wie wenn sie etwas auswendig Gelerntes hersagte, sprach sie auf ihn nieder: „Wenn dir einer sagt: erhöre mich, sonst sterb' ich, dann denke nur: der lebt noch lange!“

Er starrte zu ihr hinauf. „Was ist das? Was soll das?

„Das hat mir mein Vater gesagt,“ antwortete sie.

„Dein Vater! Immer dein Vater! — — Wie du dastehst — so ruhig — als könnte dir hier nichts geschehn. Siehst du nicht, wer ich bin? Daß du an einem Abgrund stehst?“ Mit einem wilden Lächeln rief er sie an: „Cornelia! Hör zu.“

„Ich höre ja.“

„Wenn ich dir nun sage: martere mich nicht, sonst bring' ich dich um?“

Sie schüttelte den Kopf, auch ein wenig lächelnd. Sie sprach auf ihn nieder wie vorhin: „Wenn dir einer sagt: erhöre mich, sonst töt' ich dich, dann sieh ihm fest nach den Augen und nach der Hand, aber fürcht' dich nicht!“

„Hat er dir das auch gesagt?“

„Ja. Mein Vater.“

Karl fuhr in die Höhe. „Höll' und Tod! So mag ihn —“

Er brach ab. „Um Gottes willen!“ rief Cornelia. „Verwünsche meinen Vater nicht! Hasse meinen Vater nicht!“

Er faßte sich und schüttelte, noch finster, den Kopf. „Wie kann ich, wenn es dein Vater ist."

„Ich bitte, ich beschwör dich, Karl, brich mir nicht das Herz! Wenn du fühlen kannst — o, du kannst so viel — wie ich an diesem Vater häng', und was ich ihm heut angetan hab' um deinetwillen, und wie's in mir aussieht — dann verlangst du nicht mehr von mir, als ich geben kann. Ich hab dir meine Liebe gezeigt; o glaub mir, ich hab's getan! Größere Opfer, als ich dir heut bringe, hat noch nie ein Weib gebracht; denn keines liebt seinen Vater mehr als ich. Und wenn ich so, wie ich bin, zu der Frau da komme, wird sie zufrieden sein. Nun zeig du mir deine Liebe! Laß mir mein Gelöbnis! Verlang nichts mehr!"

Ein letztes finsteres Zucken im Gesicht überwindend, sank Karl wieder aufs Knie vor ihr.

Cornelia wollte erschrocken zurücktreten; sie blieb stehn, aber ungewiß. „Was tust du da? Was willst du?"

„Was ich muß. Ich will den Saum deines Kleides küssen; sei ruhig." Er küßte ihr Kleid. „Du Hehre! Du Heilige! — Ja, du bist mir heilig. Sollst und wirst es sein. Was ich da alles gesagt habe, vergib mir das. Die Feuerströme — der Vulkan in mir! — Aber du hast ihn besprochen, nun liegt er still. Und auf unserer Fahrt nach der Freiheit, nach dem Glück, wohin wir auch kommen, er soll nie mehr flammen!"

„O, wie tut das gut. — O, nun bist du wieder ganz du selbst; der große, der herrliche Mensch, an den ich mein staunendes und jauchzendes Herz gehängt hab'. Ach, steh auf, steh auf. Ein Mann wie du sollte vor keinem Mädchen knien. Ich danke dir von ganzem Herzen. Steh auf!"

Er erhob sich und lächelte ihr liebreich zu. „Schau hinein in den Pavillon," sagte er; „dort steht mein Bett — für diese Nacht dein Bett. Dort sollst du bis zum Morgen ruhn und —"

„Ich denke, wir fahren noch diese Nacht?"

„Darin irrt' ich mich. Lettow hat mir hier einen Zettel hinterlassen, eh' er in die Stadt ging: unser Zug, der beste, fährt erst am Vormittag. So lange ist der Pavillon dein!" Er lächelte: „Wenn du dich nicht fürchtest, in dieser Wildnis allein —"

Sie schüttelte den Kopf. „Ich bin tapfer, weißt du."

„Du schließest dich ein; der Schlüssel steckt in der Tür. Niemand

kommt hierher. Ich gehe in die Vorstadt, ins nächste Wirtshaus; hab's im Vorbeigehen gesehen; für so einen unverwöhnten Globetrotter gut genug. Morgen, eh' von der Villa der Diener kommt, bin ich wieder hier. Dann führ' ich dich zur Bahn, zum Zug."

„Ach," hauchte sie, „wie — rührst du mich. Wie ist alles gut, was du sagst und tust."

„Willst du nun schon ruhen, so sag's. Dann nehm' ich aus dem Pavillon mit, was ich für Nacht und Morgen brauche, und als dein getreuer, gehorsamer Sklave sag' ich: Gute Nacht!"

„Gute Nacht?" wiederholte sie, unentschlossen, träumerisch.

„Dieses „Gute Nacht" — er blickte ihr heiter in die Augen — „ist nicht ganz unzweifelhaft klar; soll es heißen: ja, geh! oder: es eilt noch nicht!?"

„Ach, du solltest wohl gehn. 's war ein schwerer Tag. Und wir fahren morgen weit, nicht wahr?"

„So weit wie du magst. Also der gehorsame Sklave verneigt sich, und ohne die streng erhabene Herrin zu berühren, sagt er: Gute Nacht!"

Sie sah, er wollte gehn. Ueberrascht, mit wehmütig verwundertem Ausdruck stieß sie ein „Ach!" hervor.

Er stand still. „Was sagt dieses Ach?"

„Es — es war mir so wunderlich. Dieser Abschied. Ohne eine Hand."

„Alle Hände, wenn du willst. Ich wollte nur mit sklavischer Treue dem Verbot gehorchen: berühr' mich nicht!"

„Nein, so war es nicht. Wenn du mir die Hand, die — Bruderhand geben willst, zur Guten Nacht —"

Fortsetzung im nächsten Heft

Max Ludwig:
Der Maler Wilhelm Steinhausen

Wo auch von Steinhausens Werken die Rede ist, meist wird nur das Gegenständliche seiner Bilder einer Betrachtung unterworfen.

Es wird also nicht überflüssig sein, Steinhausens Gemälde auch einmal als Werke der Malerei anzusehen.

Wer Steinhausenschen Bildern in einer Ausstellung begegnet, wird sofort beim ersten Anblick das Persönliche sehr stark bemerken. Sie sind stiller, verhaltener als die übrigen. Sie reden gedämpfter als man es sonst gewöhnt ist, und verschmähen es, durch einen prunkvollen Farbenmantel das Auge des Beschauers zu blenden. Sie sehen uns nicht herrisch an wie Könige, sondern ruhig und abwartend wie einfache Menschen. Und doch sind sie aristokratisch trotz ihres demokratischen Aussehens, das sie gerade aus ihrer Umgebung heraushebt.

Um Steinhausens Bilder zu charakterisieren, möchte ich ein musikalisches Gleichnis anwenden. Es gibt Gemälde, die man als Orchestermusik bezeichnen könnte, während man für eine zweite Gruppe den Ausdruck: ‚Kammermusik' anwenden kann. Es wird Temperamentssache des Beschauers sein, welcher von beiden Gruppen er den Vorzug geben will. Daß die dritte Gruppe erst in weitem Abstand kommt und gar keine Musik ist, sei nur der Vollständigkeit halber erwähnt.

Steinhausens Werke nun sind Kammermusik. Orchesterfanfaren wird man unter ihnen vergebens suchen. Er liebt es, seine Bilder in großen, ruhigen Linien aufzubauen, und es ist nur logisch, daß er auch milde Farben liebt. Es geht ein sanftes Leuchten von seinen Bildern aus. Man könnte sagen, daß seine Farben mehr innerlich als materiell sind. Aber man darf das nicht mißverstehen. Er malt stets nur Eindrücke, die das Auge empfing. Doch so sehr er

sich auch ins einzelne vertiefen mag, er sieht alles im Zusammenhang. Auch wenn er einen Naturausschnitt wiedergibt, wird es immer ein Ausschnitt aus dem Naturganzen sein. Er gibt eben nicht nur Oberfläche, sondern auch Inhalt. Daher ist ihm die äußere Schönheit der Dinge immer nur ein Abglanz der innern. Und so sehr auch die äußere Schönheit sein Auge gefangen nimmt, so möchte ich doch behaupten, daß diese innere Schönheit auf seinen Bildern dominiert und auch vielfach seine Farbe gleichsam verklärt und das Ganze merkwürdig durchsichtig macht. Am meisten wohl auf seinen Landschaften, die diesen Grundzug seiner Persönlichkeit am reinsten wiedergeben. Sie und eine Reihe mehr lyrischer Bilder sind — da ich sein Gesamtwerk als Kammermusik bezeichnet habe — die lichten Oberstimmen in diesem.

Aber auch dunklere und herbe Akkordfolgen fehlen in seinem Werke nicht und bilden zuweilen sogar den Generalbaß. Die tiefen Schatten, die zu Zeiten über die Erde kriechen, durften auch im Kunstwerk nicht fehlen, und ebenso wenig auch ein andres dunkles, das das Auge des Künstlers hinter allem Dasein sah. Schon äußerlich wird der herbe Ernst dieser Bilder durch eine düstere, gleichsam glanzlose Farbe charakterisiert. Ihre Wirkung beruht meist nur auf dem Kontrast zwischen hell und dunkel, und oft genügen ihm schon zwei Farben, um die Stimmung festzuhalten. Die Einfachheit, die sein ganzes Schaffen kennzeichnet, ist hier bis zur puritanischen Strenge getrieben. Nur da und dort dämmert auch einmal ein freundlicherer Himmel darüber, und gelegentlich lächeln sogar ein paar Sterne hinein. Aber die innere Schönheit, von der ich sprach, leuchtet auch aus dem herbsten und strengsten seiner Bilder heraus. Doch sagt sie dem Beschauer selten bei der ersten Bekanntschaft: da bin ich! Sondern sie will, daß man näher hinzutrete! Dann erst wird sie ihre Zunge bekommen, wie so manches große Musikwerk, das erst nach wiederholtem Hören zu sprechen beginnt.

Steinhausens Temperament möchte ich ein verschlossenes nennen, obwohl es ein Widerspruch zu sein scheint, wenn man seine lyrischen Bilder betrachtet. Es ist wahr: hier läßt er sein Gefühl voll ausströmen. Aber andererseits gibt er sich um so zurückhaltender, je ernster er wird. Und dort, wo sich seine Verschlossenheit zur Kühnheit auswächst, deutet er mehr an, als er ausspricht. Diese Zurückhaltung bewirkt auch, daß er die Darstellung des Stürmischen, Ge-

waltigen und gewaltsam Bewegten in der Natur möglichst meidet. Doch fehlen auch die dramatischen Akzente in seinem Schaffen nicht, aber er faßt auch den bewegten Vorgang stets von seiner mildesten Seite auf. Allgemein gesagt, wird Steinhausen weder zu den Dramatikern unter den Malern zählen, noch eigentlich — so viel auch dafür zu sprechen scheint — zu den reinen Lyrikern, sondern zu den Epikern.

* * *

In der zeitgenössischen — also modernen — Kunst nimmt Steinhausen eine eigenartige Stellung ein.

Mitten unter die Arbeiten „moderner" Maler gehängt, wird ein Steinhausensches Bild bei flüchtigem Überblick als das Werk eines „Unzeitgemäßen" erscheinen. Und gewiß ist wenig Modisches in der äußeren Erscheinung seiner Gemälde. Man kann ihn nicht irgend einer „Isten"-Gruppe zuteilen. Seine Farbe legt er in dünnem Auftrag über seinen Bildgrund, und seine Technik ist so einfach und unauffällig wie möglich. Auch die Wahl seiner Stoffe — wenn man an die religiösen Bilder denkt — wird manche als „unzeitgemäß" bezeichnen. Der Name Uhde ist kein Beweis für das Gegenteil. Uhde wirkte gerade dadurch modern, daß er seine Stoffe zeitgemäß — im wörtlichen Sinne — zu gestalten versuchte, also durch äußerste Realistik seiner Auffassung. Auch Steinhausens Darstellung seiner Themen ist zeitgemäß und realistisch, aber in ganz anderm Sinne als die Uhdische. Denn auch Steinhausens Realistik ist die eines Aristokraten, während die Uhdische mehr demokratisch ist. (Auch bei reinen Wirklichkeitsmalern kann sich ein ungefähr gleiches Verhältnis finden, z. B. wie zwischen Whistler und Menzel.) Dieser Gegensatz tritt auch in Farbengebung und Technik deutlich hervor. Es genügt, diesen Unterschied angedeutet zu haben; es liegt nicht in meiner Absicht, hier einen Künstler gegen den andern auszuspielen.

Wer also naturalistische Malerei im gewöhnlichen Sinne bei Steinhausen sucht, wird sich vergebens bemühen. Der üblichen Schlagworte wird man sich vor seinen Bildern nicht erinnern. Und doch ist Steinhausen ein durchaus moderner Künstler, sobald man unter „modern" nicht nur pointillistische Malerei begreift oder ein mehr oder minder kühnes Furioso des Vortrags. Er arbeitet weder pastos, noch mit sichtbaren Pinselstrichen und bevorzugt eine gleich-

mäßige Bildoberfläche. Aber schon in der Größe und Einfachheit der Darstellung, nach der ja unsere zeitgenössische Malerei wieder mit so heißem Bemühen strebt, ist er außerordentlich modern, — modern bis auf Giotto zurück. Und modern wie die großen Meister aller großzügigen Jahrhunderte ist er auch in der Ausschaltung und Unterdrückung aller Einzelheiten, die nicht notwendig zur Bildidee gehören. Er kann freilich auch das Kleine und Kleinste lieben, und zuzeiten scheint es ihm Hauptzweck seiner Darstellung zu sein. Aber auch hier gibt er stets die Umwelt mit und reißt es nie aus dem Naturganzen heraus.

Technisch und geistig bedient er sich hierzu häufig des Lichtes als Darstellungs-, richtiger gesagt: als Offenbarungsmittels. Nicht nur des einfachen Tageslichtes, das ja über alle seine Bilder einen silbrig-grauen Schleier legt, sondern eines mehr visionären Lichtes. So erhalten seine Bilder jene Tiefe und Weite, die ihren Grund in seiner Naturanschauung hat.

Und gerade in seinem Naturempfinden zeigt sich am augenfälligsten, wie durchaus modern im besten Sinne des viel mißbrauchten Wortes Steinhausen die Weltdinge sieht. Der kleinen intimen Landschaften, auf deren Entdeckung unsere Zeit so stolz ist, finden sich viele bei ihm; auch aus frühester Zeit. Er liebt es, die Schönheit zu schildern, die in stillen Winkeln schläft, sei es in dunklen Waldecken, wenn die Abendwolken darüber flammen, oder wenn die Morgensonne durch die Baumkronen herabsickert. Auch in seinen Landschaften beschränkt er sich gern auf das wesentlichste, und ungewöhnlich ist oft die Knappheit seiner Motive. Ich erinnere mich eines Frühlingsbildes von sehr starker Stimmung, auf dem er zur Erzielung des Eindrucks wenig mehr bedarf als eines einzelnen blühenden Baums, der vor einer weiten, aber ganz einfachen Ferne steht. Dennoch ist dieses noch eins seiner komplizierteren Landschaftsbilder. Es gibt noch andere, die gegenständlich fast nichts darstellen. Etwa ein sich neigendes Feld mit ein paar leichten Wolken darüber. Oder einen einsamen Strauch mit etwas Wiesenvordergrund, oder einen Rosenbusch mit einem einfachen Getreidefeld dahinter. Und doch hört man auf diesen Bildern die Lerche oder die Stille singen, und fühlt die Morgenfrische oder das heiße Brüten des Mittags.

Auch über den malerischen Ausdruck wären nach der Erwähnung des Gegenständlichen noch einige Worte zu sagen. Dieser Künstler, der so abseits von allen Zeitströmungen zu stehen scheint, ist ihnen in Wirklichkeit vorausgeeilt, auch wenn er niemals nach diesem oder jenem Prinzip gemalt hat. Er hatte schon früh selbständig sehen gelernt. Er war schon ein moderner Maler, lange ehe die moderne Malerei als solche proklamiert worden war. Er hat ganz von selbst Freilicht gemalt, als man in Deutschland noch nicht daran dachte, und als es auch noch kein Verdienst war. Im Städelschen Museum zu Frankfurt a. M. hängt eine Landschaft, die so kühn und impressionistisch in Auffassung und Farbe ist, daß man sie ruhig unter die Werke der stärksten Impressionisten bringen könnte. Und ein Impressionist ist er auch wirklich geblieben, aber Steinhausenscher Richtung. Eindrucksmalerei ist schließlich sein ganzes Werk, Eindrucksmalerei vom Idyllischen bis zum Dämonischen. Zuweilen schlägt der malerische Ausdruck, um einem starken Eindruck gerecht zu werden, ins Phantastische um. So sehen uns auf einem seiner Bilder die Bäume wie Gespenster an, und selbst kleine naturalistische Züge, wie der im Nachtwind wehende Vorhang auf dem Bilde des Nicodemus, können wahrhaft mystisch wirken. Das Dämonische ist auch in rein landschaftlichen Schilderungen hier und da zu finden. Ich erinnere mich besonders einer Studie aus dem Engadin und eines andern Hochgebirgsbildes, das durch den einfachen Gegensatz des sonnenbeschienenen Vordergrundes zu den düsteren Schatten einer halb nebelverhüllten Felsenschlucht geradezu eine drohende Wirkung ausübte. — Von ganz anderer Art wieder — reine Zustandsschilderungen — sind seine Bodenseelandschaften, auf die ich noch hinweisen möchte. Wie mir überhaupt scheint, als ob dem Landschafter Steinhausen noch viel zu wenig Freunde erstanden wären. Was um so mehr befremdet, als Steinhausens Naturempfinden wahr und einfach und im malerischen Ausdruck so überzeugend ist, daß diese Bilder ohne weiteres verstanden werden müssen.

* * *

Bei allen seinen Gemälden, gleichviel, ob sie Landschaften darstellen oder Figurenbilder sind, ist der Helligkeitsgrad eines Bildes schon stets der Träger der Stimmung, oder ist, richtiger ausgedrückt, durch deren heiteren oder ernsteren Inhalt bedingt. Es gibt auch

Bilder von ihm, auf denen wir fast mehr eine Andeutung von Farben sehen als die Farben selbst, aber das ist nur die Konsequenz seiner malerischen Empfindung. Diese sind es, die dem Beschauer am wenigsten entgegenkommen werden, aber gerade diese sind es auch, die die Gefühlsenergie, die ihnen innewohnt, am stärksten übermitteln.

* * *

Wie bei jedem guten Meister werden auch in Steinhausens Bildern die Hauptsachen durch Konzentration des Lichts oder durch Steigerung der Farbe betont und wird das Auge sofort nach dem geistigen Mittelpunkte geführt. Seine Köpfe sind von einer seltenen Ausdruckskraft und wirken trotz aller Ruhe in der Darstellung durch die eindringliche Deutlichkeit ihrer Mienensprache. Auch die Zeichnung und Sprache seiner Hände möchte ich besonders hervorheben. Ihre Eigentümlichkeit ist so auffallend, daß man ein Steinhausensches Bild als solches erkennen würde, auch wenn man alle übrigen Teile des Gemäldes verdeckte und nur irgend eine Hand freiließe.

* * *

Auch in seinen Monumentalwerken ist der Künstler derselbe und folgt den gleichen Gesetzen seines Schaffens. Die Eigentümlichkeit und Feinheit seiner Farbenempfindung treten hier, wo die Farben durch einen ganzen Raum klingen können, fast noch deutlicher hervor als bei den Tafelbildern. Bezeichnend ist, daß bei aller Größe der Gestaltung und Großzügigkeit der Gruppierung seine Farbe auch hier eine gedämpfte Sprache redet und nur den Brennpunkt der Komposition stärker betont. Steinhausens Bilder wollen nicht dekorativ sein im gewöhnlichen Sinne und sind es in einem höheren. Seine Bilderreihen sind übersichtlich auf den ersten Blick und zwingen gerade dadurch das Auge des Beschauers, näher zuzusehen.

* * *

Er liebt eine gewisse Würde und Ruhe an seinen Figuren, und es wird kein Zweifel sein, daß er für die Darstellung auf den Hauptgemälden seiner Wandcyklen und auf den meisten größeren Staffeleibildern die ruhigeren Momente wählt, während er für die bewegteren Szenen die kleineren Formate bevorzugt.

Einige seiner bewegtesten Kompositionen hat er übrigens mit der Radiernadel auf der Zinkplatte ausgeführt.

Steinhausens Kunst scheint auf den ersten Blick nahe mit Thomas Art verwandt zu sein, und man hat sogar seine Malerei gelegentlich geradezu nur als eine Abart der Thomaschen bezeichnet. Nichts ist falscher! Es wird nicht unnötig sein, darüber einmal einige Worte zu sagen. Zwar ist ein Vergleich zwischen zwei Künstlern stets mißlich und einem von beiden geschieht immer Unrecht. Doch will ich auch nicht vergleichen, sondern nur darauf hinweisen, daß beider Reiche wohl Nachbarstaaten, aber durchaus selbständig sind. Zwischen beiden Künstlern ist nicht mehr Wesensgleichheit als zwischen zwei Individuen der gleichen Rasse. Steinhausens Verhältnis zur Natur ist ein ganz anderes als das Thomas. Auch die Naturanschauung beider ist eine ganz verschiedene, und somit auch die Naturdarstellung.

Ich möchte nicht geradezu behaupten, daß Thoma mehr Realist wäre und Steinhausen mehr Idealist. Das wäre zu grob und das Wort „Idealist" könnte irreführen. Und doch ist etwas Wahres daran. Es wird weniger mißverständlich sein, wenn man den Gegensatz so formuliert: Thoma liebt die Dinge, wie er sie sieht; Steinhausen sieht die Dinge, wie er sie liebt. Beide stehen der Natur ganz unbefangen und mit offenem Auge gegenüber, aber Steinhausens Begriff von der Natur ist weiter. Thoma sieht die Welt vom Tale aus, Steinhausen von der Höhe. Thoma hat den Vorteil, daß seinem Talmenschenauge hinter jedem Bergesrücken andersartige und so noch nicht gesehene Dinge auffallen; Steinhausen den, daß er in ihnen das Gleichartige und den Zusammenhang erkennt und ihm überall die Höhenmelodie durchklingt. Thoma ist härter, robuster und dennoch lyrischer; Steinhausen weicher, sensibler, mystischer, und auch seine Herbheit resultiert aus diesen Eigenschaften. Diese Unterschiede bedingen auch die Eigentümlichkeiten der Technik der beiden Meister, die man bei näherem Zusehen bemerken wird. Steinhausens Maltechnik ist lockender, aufgelöster, der Zug seiner Umrißlinien und der Typus seiner Figuren sehr verschieden von der Art Thomas. Auch sein Gestaltenkreis ist ein anderer. Thoma bleibt derb gegenständlich, auch wenn er religiöse Darstellungen gibt, Steinhausen religiös, auch wenn er rein gegen-

Wilhelm Steinhausen:
Das verlorene Paradies

ständlich schildert. Steinhausen steht also mehr in einem gegensätzlichen Verhältnis zu Thoma als in einem verwandten. Und wo beide wirklich einander zu berühren scheinen, wird man weniger von Gleichartigkeit sprechen können, sondern eher von Ergänzung.

* * *

Man könnte ebenso auch der Beziehungen zu andern Meistern noch mehr finden. So führt mancher Weg von Giotto, Massaccio, Rembrandt zu Steinhausen herüber, und mancher — scheint es — auch von neuzeitlichen Meistern. Aber wer wollte da ein Ende finden und zu entscheiden wagen zwischen dem, was einem Künstler selbst gegeben ward, und dem, was ihm andere gaben? Es ist auch gleichgültig, wenn der Mensch und sein Werk so eins sind wie bei ihm.

* * *

Jede Zeit hat die Bilder, die sie verdient!, könnte man einen bekannten Satz variieren. Und ich möchte hinzufügen: Immer noch einige darüber! Diese sind es, von denen am wenigsten gesprochen wird. Die Steinhausenschen gehören auch dazu. Mag unsere Zeit dessen eingedenk sein!

Wir alle sind . . .

Wir alle sind der Traurigkeit ergeben
Und wissen nichts von fröhlichen Gebärden.
Wir kämpfen friedlos gegen unser Leben,
In dem die Tage immer trüber werden.

Und unser aller Pein ist, daß wir fragen,
Daß wir zu deuten suchen, zu ergründen,
Daß wir uns selbst an harte Kreuze schlagen
Und selbst bestrafen unsre eignen Sünden . . .

Leo Heller.

Die Cornelia-Elegie des Properz

Freie Nachdichtung.

Höre, Geliebter, nun auf, mein Grab mit Tränen zu tränken;
 Tut sich das düstere Tor keinem Gebete doch auf!
Sind wir im Tode einmal dem Gesetze des Orkus verfallen,
 Sperren dem sehnenden Sinn eherne Riegel den Weg.
Dringt auch dein flehender Ruf ans Ohr des Hüters der Halle,
 Bleibt es doch stumm in der Gruft, wie du mit Seufzen auch pochst.
Ja die Götter des Lichts, die lassen durch Bitten sich rühren;
 Charon — ist er bezahlt, wendet er nimmer sich um.
Hinter der Toten erklang der Tuba traurige Weise,
 Als meine Fackel gesenkt hatte zur Erde der Gott.
Retten konnt' es mich nicht, daß dir ich, Paulus, vermählt war,
 Daß eine weinende Schar Kinder mein Lager umstand,
Daß ich der Ehre genoß, des Cornelius Tochter zu heißen;
 Asche bin heut ich — und fünf Finger, sie heben mich leicht.
O ihr Nächte der Qual, ihr trägen stygischen Fluten,
 Als ein Schatten umschweb' hier ich den freudlosen Ort.
Aber mußt' ich auch gleich vorzeitig scheiden, ich schied doch
 Schuldlos; zeige sich denn gütig der Gott mir gesinnt.
Reines Herzens, so trete ich hin vor die richtende Urne,
 Hinter der Äakus thront, daß er mir künde den Spruch.
Neben ihm sitzen die Brüder, und bei dem Sessel des Minos
 Steht der Erinyen Chor, lauschend in schweigendem Ernst.
Sisyphus lasse jetzt ruhen den Stein, still stehe Ixions
 Quälendes Rad, und die Flut weiche nicht täuschend zurück,
Wenn sie des Tantalus haschende Hand zu fassen sich mühet;
 Stumm, an die Kette gebannt, liege der höllische Hund.
Denn ich rede allnun, und lüg' ich, will ich der Schwestern
 Strafe, den rinnenden Krug, tragen zu ewiger Pein.
Darf je eine des Ruhms glorreicher Ahnen sich rühmen,

Ich dann darf es getrost, wenn ich der Väter gedenk'.
Fragt im hispanischen Land, fragt Afrikas durstige Erde,
Griechenland fraget, sie tun alle das Gleiche euch kund:
Die mich zeugten, erlauchten Geschlechtes waren sie beide,
Auf Trophäen des Ruhms bauten sie beide ihr Haus.
Und nicht brachte dem Ruhm, den sie erbte, Cornelia Schande;
Selber ein leuchtendes Glied reiht sie der Kette sich an.
Als man das Mädchengewand der früh Umworbenen auszog,
Als mir der Schleier der Braut duftig umwallte das Haar,
Zog ich in dein Haus, Paulus, — ach um so frühe zu scheiden;
Setze mir dies auf den Stein: „Einem stets war sie getreu."
Gerne ertrag' ich das strengste Gericht; bei der Asche der Ahnen
Darf ich es schwören, ich hab' nie die Penaten verletzt.
Würdig deiner, so hütete ich das Feuer des Herdes,
Und bis zur Fackel der Gruft blieb ich, die immer ich war.
Hatte mir doch die Natur vererbt der Ahnen Gesetze;
Mutter, wann hab' ich dich je außer im Tode betrübt?
Wann dir Tränen erpreßt als nur an dem traurigen Tage,
Wo um die Tote die Stadt, wo auch der Kaiser geweint?
Aber nun klagt mir nicht länger; mit Stolz ja darf ich es preisen:
Wenn ich auch früh von euch schied — kinderlos schied ich doch nicht.
Du mein Lepidus, du mein Paulus, die ich geboren, —
Als man die Augen mir schloß, standet zu Häupten ihr mir.
Tochter, du blühendes Reis, in jenem Jahre entsprossen,
Wo dein Vater die Zucht übte als Zensor von Rom,
Bleib ein lebendiges Bild von Zensorwürde und Reinheit;
Gleich deiner Mutter sei einst e i n e m Gemahle getreu.
Stützt mir mit Reihen von Enkeln das Haus; gern lös ich den Nachen
Weiß ich doch, sicher verbürgt ihr mir des Stammes Gedeihn.
Und nun, Lieber, lege ich dir die gemeinsamen Pfänder,
Daß du sie hütest, ans Herz; siehe, du bist nun auch ich.
Sei du ihnen jetzt Vater und Mutter; das Häuflein der Meinen,
Fortan schlingt es allein dir um den Nacken den Arm.
Wenn du die Weinenden küssest, dann küsse sie auch von der Mutter;
Streichelst du tröstend ihr Haar, denke, ich streichelte mit.
Aber wenn d u weinst, seien sie nicht dir Zeugen der Tränen;
Nahn sie zu munterem Gruß, täusche die kindliche Schar.
Laß dir die Stunden der Nacht zu einsamer Klage genügen

Die Cornelia-Elegie des Properz

— Nein, nicht einsam; ich will häufig als Schatten dir nahn.
Sprichst du dann wieder wie einst die alten kosenden Worte,
Trauter, dann lausche dem Laut, der dir Erwiderung beut.
Aber soll kommen der Tag — und nimmer will ich es dir wehren —
Wo dem verödeten Haus wieder die Herrin du gibst,
Euch dann bitt ich, ihr Kinder: seid freundlich und lieb zu des Vaters
Zweiter Gemahlin — sie beut euch dann auch freundlich die Hand.
Und nicht lobt eure Mutter zu sehr; mit der ersten verglichen,
Legt sie ein törichtes Wort leicht als Beleidigung aus.
Sollen mir aber auch noch die kommenden Tage gehören,
Doppelt dann mahne ich euch: Schmückt sein verlassenes Heim!
Übet euch früh in der Kunst, dereinst sein Alter zu lindern,
Daß ihm die Sorge nicht naht, wie sie den Einsamen sucht.
Und die Jahre, die mir das Schicksal herbe versagt hat,
Füg' es den euren hinzu, daß er sich freue als Greis. . .
Wahrheit hab' ich gesprochen. Erhebet euch, Richter, und saget,
Ob ich verdiente den Dank, den mir die Erde gezollt.
Würdigen tut sich der Himmel ja auf; o wäre ich würdig,
Daß zu der Ahnen Geschlecht schwebte mein seliger Geist!

Paul Gerhardt (Steglitz).

Robert Saudek:
Eine russische Marie Grubbe

Kein Zweifel, die Kultur, die uns Mitteleuropäer verweichlicht, hat uns auch die Fähigkeit der großen Leidenschaften genommen, hat abgründige Gegensätze in uns überbrückt und unsere Empfindungen und Gedanken auf die breite Alltagsfläche des goldenen Mittelweges abgelenkt. Unser Leben leidet dann darunter; wir fühlen uns in der Welt der Kompromisse, der Ausgleiche, der Bequemlichkeiten so wohl, wie ein später Nachkomme der einst stahlharten Römer sich zur Zeit des körperlichen Niedergangs seiner Rasse stundenlang in einem lauwarmen Bad wohlig und behaglich fühlen mochte.

Nein, wir entbehren nicht und merken den Mangel kaum. Nur unsere Literatur, der Gradmesser unserer Empfindungen, ist verflacht und dient fast nur noch der Unterhaltung. Wie lange ist es wohl her, seitdem in Deutschland das Buch einer großen Leidenschaft, das Bekenntnis einer erschütternden Liebe geschrieben wurde? Vielleicht haben wir seit Werthers Leiden kein gleich hinreißendes Passionsbkenntnis mehr erlebt.

Von drüben, aus jenem Reiche, dessen Barbarei und grausige Zerrissenheit nur peinliche Gefühle in uns weckt, aus dem großen slawischen Reich, dem wir uns durch unsere Kultur so überlegen fühlen, aus Rußland kommt wohl hier und da ein Buch zu uns, das noch von unserer Zivilisation der Kompromisse unbeleckt ist, aus abgründigen Tiefen schöpft und Szenen vor unser Auge stellt, bei deren Lektüre unser Atem stockt, die Pulse fliegen, bei deren Vorstellung wir Schwachnervigen beinahe hilfesuchend um uns blicken, um die aufgewühlten Empfindungen in harmlosen Gesprächen mit unseresgleichen abdämmen zu lassen.

Ein solches Buch las ich eben, an einem solchen Markstein bin ich eben erschüttert vorbeigeschritten.

Der Verlag von Rütten & Loening in Frankfurt vermittelt uns die Bekanntschaft des russischen Dichters Stefan Zeromski durch die Herausgabe seines umfangreichen Romans „Die Geschichte einer Sünde“. Die üble Erfahrung, die wir in den letzten Jahren mit deutschen „Bekenntnisbüchern“ gemacht haben, läßt uns den Titel der Dichtung als geschmacklos empfinden. Wäre der Name der Heldin, Eva, zum Titel gewählt worden, so hätte der Verlag mit der leisen symbolischen Andeutung auf das erste Weib vielleicht eine stärkere Wirkung erzielt, als durch die auf den Büchermarkt zugeschnittenen sensationslüsternen Worte. Doch das Mißtrauen des Lesers schwindet schnell. Bald schon heben sich Einzelgestalten plastisch vom Hintergrunde des kleinbürgerlichen russischen Milieus ab, bald schlägt auch unser Herz im Rhythmus einer früh entfachten Leidenschaft, die zwei jungen Menschen die Besinnung raubt, sie aus der Welt ihres kümmerlichen Seins in traumhafte Gefilde delirienhafter Vorstellungen entführt, es Nacht sein läßt, wenn sie sich nicht sehen, und strahlenden Tag, wenn sich ihre Augen begegnen. Erinnerungen an die großen Passionen, die sich in unserer Weltliteratur spiegeln, tauchen auf, Abelard und Heloise scheinen den Gräbern entstiegen zu sein, und mählich und unheilkündend schleicht das Motiv unüberwindlich tragischer Hindernisse in das Gefüge der Harmonien, bricht sich durch die jubelnde Tonfülle Bahn, klingt immer lauter und dröhnender und übertönt schließlich die aufjauchzende Freude der Liebe. Die beiden trennen sich in der heimatlichen Großstadt und finden sich in der Geborgenheit des Landes elend wieder. Er mit durchschossner Lunge, sie als seine Pflegerin. Aus der keuschen Samariterin, aus der barmherzigen Madonna wird eine liebestolle Magdalena, der graue Alltag der Entbehrungen wandelt sich zu paradiesischen Freuden, das trübselige Unglück zu jauchzender Lebenslust. Bis das Schicksal sie ein zweites, ein letztes Mal trennt. Sie sieht ihn erst in der Todesstunde wieder. Sie irrt verzweifelt durch das Leben, vegetiert hoffnungslos dahin, fühlt sich Mutter, sieht sich verachtet, verspottet, ohne Hilfe, wird zur Mörderin ihres Kindes.

Von da ab wird sie zum Opfer ihrer Schönheit, einer Marie Grubbe, Jacobsens unvergänglicher Gestalt, vergleichbar. Ihr keuschestes Empfinden wandelt sich im langsamen Werdegang zu seelenloser Leidenschaftlichkeit, da sie zu einem verwundeten Wild wird, hinter dem die Kavaliere jeden Alters und jeden Standes auf

ihrer Flucht durch Europa herjagen. Die rein äußerlichen Geschehnisse der Fabel, die Stationen ihrer Leidenschaft und ihres Sündenfalls gemahnen lebhaft an Hermann Sudermanns bekannten letzten Roman „Das hohe Lied"; Dutzende von Berührungspunkten könnte man aufzählen.

Und dennoch, welch ein Unterschied, welche Kluft zwischen beiden Werken, welche entgegengesetzten Welten! Sudermann ist amüsant, kurzweilig, hat bunte Farben auf seiner Palette, weiß eine ganze Mnge von Menschen mit naturalistischer Treue zu schildern, ist bedacht und haushälterisch in seiner Technik, berechnet die Spannungsenergie des Auf und Nieder seiner Erzählung. Zeromski rechnet nicht, überlegt nicht, kontrastiert nicht, und erzielt dennoch nicht durch bewußt gelenkte Technik, sondern durch die Fülle seines gefühlsmäßigen Ahnens, Erkennens und Wissens Wirkungen, die nicht amüsieren, sondern erschüttern, Szenenbilder, die nicht unterhalten, sondern hinreißen, Konflikte ,die nicht „spannen", sondern unsere tiefsten Empfindungen aufwühlen. In Monte Carlo, in Nizza, in Corsika, in Paris und in Wen rollt der Stein von Evas Schicksal weiter, läßt sie im Liebeswerben des Mannes, der ihren ersten Geliebten niederschoß, die Gelüste der Rache auskosten, läßt sie in die Hände von Verbrechern fallen, deren Welanschauung sie um der Entsühnung der eigenen Schuld willen lockt, läßt sie sich dem Manne weigern, der ihre schon halb verderbte Seele zu lautersten und reinsten Empfindungen emporzutragen fähig wäre, läßt sie ihn wider Willen morden, gemeinen Menschen in die Hände fallen, auf der Flucht vor sich selbst im Sinnestaumel einer Dirnenlaufbahn untertauchen und zu tiefsten Abgründen niedersinken.

Und dennoch ist im Grunde alles nur ein Irrtum, nur die Wirkung zufälliger Fügungen, nur jener Theaterzufall, der das Weib um einen Tag, um 24 Stunden früher auf der Suche nach einem Menschen eine Jagd durch Europa antreten läßt, um ihn nach Jahr und Tag, als es zu spät ist, wissen zu lassen, daß jener erste nicht untreu war, sondern zur selben Stunde sie suchte, zur selben Stunde den Scheinbeweis ihrer Untreue empfing.

Haben Zufallsfügungen Evas Schicksal beeinflußt? Punkt für Punkt, Station für Station zeigt uns der Dichter, daß sie es getan haben; und dennoch glauben wir ihm nicht. Wir sehen und fühlen, daß das, was geschah, naturnotwendig im innersten Wesen des ge-

hetzten Opfers begründet war, und daß zwar manches Äußere anders hätte geschehen können, im Grunde aber doch nicht anders gekommen wäre. Es ist der Fluch der wehrlosen weiblichen Schönheit, der sich hier erfüllt, und der auch den Vorwurf von Sudermanns „Hohem Lied" bildet.

So vollwertig und echt die Seelenanalyse der Heldin ist, so wundervoll ergreifend ihr Dulden geschildert wird, so führt auch dieses schöne Werk jene Schlacken mit, ohne die ein russischer Roman leider nicht denkbar ist. Beinahe alle Männer, mit denen Eva in Berührung kommt, lieben es, zu „philosophieren". Oh, diese russischen Philosophen! Was das Hirn eines Durchschnittseuropäers längst überwunden hat, was uns wohl noch als oberflächliches Schlagwort, nie mehr aber als Problem erscheinen mag, begießen sie mit echt russischer lauwarmer Wassersuppe phrasenhaften Geschwätzes und verwässern alle Dinge im Wortbad volksrednerischer Floskeln.

Diese russische Philosophie hat der Leser russischer Romane, so belästigend sie auch ist, nun einmal in Kauf zu nehmen; sie ist die negative Begleiterscheinung großer künstlerischer Taten. Ein Russe, der ein Frauenschicksal schildern will, nimmt auch diese Gelegenheit, wie jede, wahr, um seine billigen sozialen Weisheiten loszuwerden. Wir lesen über die Weisheiten hinweg und lassen uns nur von dem rein Menschlichen des Schicksals fesseln.

Anders als in unserer Welt, muß sich solch ein Frauenschicksal jenseits der Grenzen, in jenem Reiche erfüllen, von dem wir wissen und hier wieder einmal erfahren, daß von ihm im psychologischen Sinne das Wort gilt, das nordamerikanische Parvenus trotzig im Sinne der Geldmassen von ihrer Heimat gebrauchen, das Wort von den unbegrenzten Möglichkeiten.

H. Vogel:
Der weiße Pfau

Die Königin langweilte sich.

Ach so sehr langweilte sie sich! — In weichen seidenen Kissen lag sie auf der schattigen Terasse in einer Couchette. Ein Band, rot und gold gebunden, zarte Lieder eines Verliebten, war ihrer Hand entfallen; sie sah mit leerem Blick hinaus in den Garten: — die gradlinigen, scharf beschnittenen Taxushecken mit den ausgeschnittenen Figuren — wie langweilig! Wie langweilig die bunten Blumenarabesken auf dem breiten Parterre vor dem Schloß, ... wie langweilig . . . . — wie langweilig das eintönige Plätschern der Fontäne — — — — — — —

Im Bassin schwammen die Goldfische und glitzerten in der Sonne. Sie kannte sie alle. Wie oft hatte sie sie gefüttert. . . . —

Und die Steinbilder dahinter, vor den Lauben. . . . . da war die Schäferin im geschürzten Kleid, mit dem viel zu runden Bein, das seichte Lächeln um den üppig geschwungenen Mund — und der Jäger, der immer Tag ein Tag aus in sein steinernes Hifthorn blies. — — Da war Diana, mit flüchtig gespreizten Fingern den zwergenhaften Hirsch am Geweih bändigend, und Mars mit den wallenden Locken und dem aufwärts gerichteten schmachtenden Blick . . . und Frau Venus . . . und der kleine Amor mit den Pfeilen, die er nie abschoß. . . . . . — — —

Verächtlich kräuselten sich ihre Lippen, und die weiche Hand strich die bauschende Seide ihres Morgengewandes glatt. . . Frau Venus . . . und Amor! . . . . Und ihre Gedanken nahmen eine freundliche Richtung, und in ihrem schönen Auge regte es sich, wie geheimes Leben. Aber nicht lange! nicht lange! Auch der Faden war bald abgesponnen. . . . . . Sie langweilte sich! . . . . .

Auf dem kleinen vergoldeten Tischchen an ihrer Seite stand eine Klingel, ein zierliches Figürchen im Reifrock und in die Hüften ge-

stemmten Armen und einem hell tönenden Silberklang. Danach griff sie.

Sofort stürzten aus dem Innern des Schlosses die Damen heraus und die Kavaliere und die Diener. Und alles stand mit tiefem Verneigen um das Lager der Königin.

„Unterhaltet mich“, sprach sie, ohne die Augenlider zu heben.

Da brachten die Diener ihren Lieblingspapagei; doch der hatte seinen schlechten Tag und plauderte allerhand unartiges Zeug. Und die Damen hatten kostbares Geschmeide und feine, feine Spitzen, die ein Händler in Schloß gesandt; — und die Kavaliere flüsterten viel Schönes und Süßes über den beau-jour ihrer entzückenden Herrin und legten die Hand aufs Herz und klirrten mit dem Degen.

Da war besonders einer, ein junger schlanker Edelmann in apfelfarbigem Habit, dessen zärtlichen dunkeln Augen die Puderlocken ganz besonders gut standen und der unter dem kühn nach oben gestrichenen Schnurrbärtchen ganz eigenartig verführerisch zu lächeln verstand. Der ließ sich zu Worten ganz besonderer Kühnheit hinreißen. Er glaubte, es wagen zu dürfen; denn die Angebetete hatte ihm schon manch heimlich aufmunternden Blick gegönnt.

Doch ihre Laune war heute keine gnädige. Wie fad und abgeschmackt klangen die verbrauchten Schmeicheleien und Schwüre. Sie wandte sich ab.

Sollte sie ausfahren in der goldenen Staatskarosse und sich von der Landbevölkerung huldigen lassen? — — — — — Sollte sie im Park spazieren gehn, das höfisch erzogene Windspiel am rosigen Bande führend? — — — — — Oder sollte sie auf der Wiese mit den Damen und Herren ihrer Umgebung Ball oder Blindekuh spielen? — — — — — — — — — — —

Sie langweilte sich! Mein Gott! — Wie sie sich langweilte! — —

Ratlos stand alles umher, der Narr hatte schon einige zornige Blicke erhalten, da er, allen Respektes bar, sich Dinge zu sagen erlaubte, — Dinge, die die Königin sich selber nicht getraut hätte von ihrer königlichen Person zu denken.

Es war doch nicht ihre Schuld, daß sie sich langweilte, sich so langweilte! . . . .

Mit einem Seufzer stand sie auf. Nun wollte sie doch in den Garten gehn; vielleicht in der Rosenlaube niedersitzen und sich von ihren Fräulein etwas zur Laute singen lassen. Sie raffte ihr Kleid

zusammen und stieg in den hohen Stöckelschuhen sich wiegend die Stufen hinab.

Unten auf der Kiesterasse brannte die Sonne unbarmherzig. Und ihr grelles Licht blendete die Königin, daß sie mit den Augen blinzeln mußte.

Ach und ihr Teint! Ihr viel bewunderter, oft besungener apfelblütenzarter Teint. Mon Dieu, Sommersprossen, Sonnenbrand. Nicht auszudenken!

Und schnell boten die Damen ihr Sonnenschirm und Fächer. In allen Farben und Formen boten sie ihr dar. Jede hoffend, daß der Geschmack ihrer Laune den ihrigen wählen möchte. Sie wählte einen aus zartem Rosa, war sie doch heute, trotz aller Künste ihrer Kammerfrau, blasser, als es ihrer jugendlichen Schönheit anstehen mochte.

Nun ging sie einige Schritte hinein in den Park, dorthin wo die Sonne weniger heiß war. Im Schatten der alten Rotbuche, fast verborgen unter den tief hängenden Ästen, stand eine weit ausgebauchte Steinbank auf dem saftig grünen Rasen. Dort ließ sie sich nieder. Geschäftig eilten die Kavaliere herbei mit Kissen und der junge Beau im apfelgrünen Habit breitete eines aus rotem Sammet unter ihre zarten Füße. — Da saß sie nun, und alles stand mit untertänigem, beglücktem Lächeln und wartete.

Aber sie schwieg. — Zürnte sie? War sie betrübt? — Ach nein, ach nein. — Sie langweilte sich nur so über alle Maßen. — —

Da trat aus den Büschen des großen Rasenplatzes, gegenüber der Bank, auf der die Königin saß, mit langsam gravitätischem Schritt ein weißer Pfau hervor. Stolz, wie eine silberdurchwirkte Brautschleppe, zog er den weißen Schweif hinter sich, das zierliche Krönchen mit kokettem Wippen auf dem Köpfchen balanzierend. Nun traf ihn an einer offenen Stelle die Sonne. Ein Zurückwerfen des schlanken Halses, ein Zittern des Gefieders und dann entfaltete er plötzlich das mächtige Rad.

Pompös! —

„Ah!" entfuhr es der Königin, denn sie hatte durch die halbgeschlossenen Lider das Tier bemerkt, und in dem Kreis der Kavaliere ward ein staunendes Gemurmel vernehmbar, und einer flüsterte dem andern, aber so, daß es die Königin hören konnte, Ausdrücke höchsten Entzückens zu.

Aber sie hörte es nicht oder wollte es nicht hören.

Und wie der königliche Vogel so im Schatten seines eigenen prächtigen Sonnenfächers über den sonnengebadeten Rasen schritt, da durchdrang die Königin ein ihr ganz fremdes, neues Gefühl. Da kam ihr der kleine rosige Schirm, mit dessen elfenbein geschnitztem Griff ihre lässige Hand spielte, so dürftig, so unköniglich vor. Sie ließ ihn zu Boden fallen und nahm ihn nicht wieder, als der Apfelgrüne mit glühendem Eifer ihn aufhob und ihn ihr darreichte.

„Ruft mir den Aufseher der Gärten", befahl sie, ohne den begehrlichen Blick von dem herrlichen Tier zu wenden, das jetzt langsam in den Sträuchern verschwand.

Der Mann kam. Mit tiefem Bückling, so daß sein schwarz gewickeltes Zöpfchen weit von seinem grauen Kopf abstand, und mit einem Kratzfuß bei jedem Schritt nahte er sich der hohen Frau.

„Maitre Etienne", redete ihn die Königin huldvoll an, denn sie kannte den wunderlichen Alten. „Ich will mir einen Sonnenfächer machen lassen aus den Federn des weißen Pfaus. Wollet sie mir bringen.

Maitre Etienne machte einen noch tieferen Bückling und scharrte mit dem Fuße noch ehrfürchtiger im Sande: „Euer königlichen Gnaden zu dienen", hub er an, ohne aufzublicken. Aber er rührte sich nicht von der Stelle.

„Nun?" mahnte die Königin und bei den Kavalieren machten sich Zeichen der Ungeduld bemerkbar, als sie sahen, wie die Fußspitze auf dem roten Kissen nervös zu trippeln begann.

„Euer königlichen Gnaden zu dienen", begann abermals der Alte und zögerte wieder.

Doch die Dame erzürnte sich und ließ ihn ungnädig an und mahnte ihn an seine Gehorsamspflicht und stampfte mit dem Fuße auf und befahl.

„Ich will es Philippe, dem Gärtnerburschen sagen", wich Maitre Etienne aus, „der Pfau gehört ihm"; und empfahl sich mit erneuten Bücklingen und Kratzfüßen und einem schrägen Blick, der die Königin von der Seite traf.

Ganz erschöpft sank die Königin in die Kissen zurück. Der Mann hatte sie aufgeregt, hatte ihre Geduld auf eine harte Probe gestellt,

und das schadete ihr und das verursachte ihr Flimmern vor den Augen.

Und wieder standen die Kavaliere ratlos, Unmut auf den Gesichtern, die Hand am Degen.

Eilig nahte sich eine Kammerfrau mit dem Riechsalz, doch die Königin wehrte unwillig ab. Da war ja schon Phillipe der Gärtnerbursche. Ohne Scheu trat er vor die Gestrenge.

„Bringst du die Federn?" rief ihm die Königin entgegen, indem sie sich halb aufrichtete.

Der Jüngling verneigte sich, daß ihm die braunen Locken in die Stirn fielen. „Verzeiht, edle Dame", sprach er bescheiden.

Doch sie fiel ihm ins Wort: „Du bringst sie mir nicht. Der Pfau ist dein Eigentum. Gut. Ich kaufe ihn dir ab. Was du verlangst, wird man dir geben. Hundert Dukaten will ich dir geben für die Federn deines weißen Pfauen."

„Verzeiht abermals", fuhr der Bursche fort, und er errötete bis zu den Wurzeln seiner braunen Locken; „der Pfau ist mir nicht feil." und indem er die Arme bittend ausbreitete: „Laßt mir meinen weißen Pfau, Herrin," flehte er, „verlangt nur dieses nicht. — Ich bin euer Knecht und gehorche jedem eurer Befehle und bin am Abend dankbar, wenn ich euch am Tage dienen durfte. Und alle Blumen der Welt wollte ich euch holen. Die Zweige der höchsten Bäume und die Blüten, die man nur mit Gefahr des Lebens auf den schroffen Felsabhängen pflückt. Und alle Vögel der Welt will ich euch jagen. Ich habe ein sicheres Auge und meine Büchse erreicht alles. Den Reiher, der weit über dem See schwebt, und den Adler in den höchsten Höhen der Luft und den scheuen Auerhahn, wenn er balzend im Waldesdickicht lauert. Sie alle tragen königliche Federn, wohl wert, euer königlich Antlitz vor den sengenden Sonnenstrahlen zu schützen. Aber meinen weißen Pfau — — — — — nein, Herin, meinen weißen Pfau, den kann ich euch nicht geben."

In maßlosem Staunen, sprachlos vernahmen die Kavaliere das Unerhörte, daß ein Untergebener, ein ganz gewöhnlicher armer Gärtnerbursche, ein Mensch, der seine Haare nicht puderte, der keinen Degen trug, ein Mensch, der überhaupt kein Mensch war, einem Wunsch, einem Befehl ihrer Königin den Gehorsam verweigerte.

Sprachlos blickten sie bald die Königin, bald den unmanier-

lichen Knaben an, auf ein Zeichen des Zornes wartend, um ihrer schrankenlosen Ergebenheit Ausdruck zu verleihen.

Aber mehr noch wuchs ihr Entsetzen, als die Königin gar nicht außer sich zu sein schien. Fast wie Neugierde sprach aus ihrem Blick, als sie den vor ihr Stehenden ansah!

„Sag mir doch", begann sie, und ihre Stimme war klangvoll und sie sprach schneller als sonst. „Sag, und weshalb nicht deinen weißen Pfau, du eigenwilliger Mensch?" —

„Herrin," sprach Phillipe einfach, „ich habe ihn groß gezogen, ich füttre ihn mit meiner Hand, er hört meinem Lockruf und folgt mir, wenn ich am andern Ende des Parkes arbeite. Seht, ich bin fremd hier und schicke mich schwer in die Sitten und Gebräuche meiner Genossen. Und so liebe ich diesen Pfau, wie den Freund meiner einsamen Stunden und meiner Augen schönste Lust."

Die Königin schien zu sinnen, einen Moment, einen kleinen, kaum merklichen Augenblick schloß sie die Lider über den Augen, doch dann warf sie sich zurück, fast zu heftig für eine Königin.

„Er liebt ihn", höhnte sie, „hört ihr's, ihr Herren, er liebt ihn! — Er liebt einen Pfau, der Knabe liebt ihn so sehr, daß er ihn mir nicht geben kann."

Und ihr silbernes Lachen hatte einen scharfen Klang und der junge Edelmann hätte nicht sagen können, ob der Blick, den sie ihm zuwarf, Gutes bedeutete.

Ja, die Königin lachte, lachte noch immer; lachte, daß der kleine schwarze Mouche auf ihrer Wange fast in dem Grübchen verschwand, lachte, daß der leicht verhüllte Busen in ihrem tiefen Ausschnitt zitterte, lachte, wie es einer Königin zu lachen kaum geziemt.

Aber ohne sich beirren zu lassen, den strahlenden Blick auf das lachende junge Weib geheftet, fuhr der Jüngling fort:

„Ihr solltet ihn sehen, meinen Pfau, wie ich ihn sehe, und ihr würdet ihn lieben, wie ich ihn liebe. Wenn ihr ihn sähet, wie er der aufgehenden Sonne zum Gruß sein Rad entfaltet, wenn die Tautropfen wie tausend Diamanten und Edelgestein in den Gräsern hängen und er schreitet hindurch, als sei die ganze Pracht seiner königlichen Schönheit untertan. — —

Wenn ihr ihn sähet, wie er unter den blühenden Rhododendronbüschen auf dem bemoosten Gestein der Balustrade sich sonnt und

sein Schweif einem rieselnden Wasserfall gleich den Spiegel des Weihers berührt, daß sich sein Bild in dem tiefen Goldbraun des Wassers mit dem Weiß der Lotosblüten mischt.

Wenn ihr ihn sähet in der schwülen Luft des Treibhauses, wo unter den herabhängenden Palmenwedeln die leuchtenden Blüten der Kakteen einen rötlichen Schein auf sein Gefieder hauchen, und er steht zwischen all dem üppigen Wachsen und Blühen selber wie eine große, reine, seltene Blüte.

Oder ihr sähet ihn majestätisch schreiten, durch den schmalen Weg zwischen den hohen Zypressenreihen, wenn er bei untergehender Sonne sein Nachtlager sucht. Und er sich dann schlafend wiegt in den schützenden Zweigen der alten Linde, während des blauen Mondlichts Strahlen ihn zu suchen scheinen.

O Königliche Frau, wenn ihr ihn sähet, wie ich ihn sehe, ihr würdet ihn lieben, wie ich ihn liebe."

Staunen lag auf den Zügen der Königin, Staunen und noch etwas anderes, was wohl schwerlich einer der Kavaliere bei einer Königin zu deuten vermocht hätte.

Und sie schaute den Burschen an mit großen fremden Augen, und aus ihren halbgeöffneten Lippen flog der Atem schneller und die Hände hatte sie fest ineinander gelegt, als halte sie da etwas, was ihr leicht wieder entfliegen könnte.

Und sie sagte lange nichts und saß wie in Gedanken verloren, und der große Junge sah zu ihr herüber und wurde zaghaft, ob er wohl die Herrin erzürnt habe, und es schoß ihm eine Blutwelle bis hinauf zur Stirn und er strich sich die heißen Locken aus dem Gesicht.

„Du wunderlicher Knabe", begann sie endlich, und ihre Stimme klang ihr selber, als käme sie aus einem anderen Lande — „sag mir noch mehr — sag mir, was sahest du noch? — Sag mir, was liebst du noch?"

„Ich liebe der Blumen Duft, wenn die Knospe sich verschließt und zum ersten Mal ihr süßer Odem ihrem Inneren entströmt.

Ich liebe der Vögel reine Stimmen, wenn sie liebelockend im Dickicht der Fliederbüsche sich bergen.

Ich liebe die Quelle, die kristallhell dem Innern der Erde entquillt, und den leisen Wind, der liebkosend über das junge Gras streicht.

Ich liebe den geheimnisvollen Schein des Mondes in warmen Sommernächten, und ich liebe das warme, lebenspendende Licht der Sonne, wie es das Geäst der Rotbuche zerteilt und sich in den weichen Falten eures lichten Kleides verfängt.

Ich liebe alles, was schön ist! — — — schöne Frau!"

Ein Glück, daß die letzten Worte, als er das Knie beugte, in jähem Flüstern verhallten. Die Königin hätte sich sonst erzürnen müssen.

Sie wandte sich ab und sah doch das tiefe Erblassen seiner Wange und fühlte doch das Zittern, das ihn bis in die Fingerspitzen schüttelte, und hörte das Klopfen des Herzens unter der heftig atmenden Brust.

Und sie schritt an ihm vorbei.

„Gut," sprach sie, „du magst deinen Pfau behalten. Aber ich will ihn sehen, wie du ihn siehst: in der aufgehenden Sonne, wenn die Tautropfen in den Gräsern funkeln, — im Spiegel des schlafenden Weihers, — im Treibhaus, wenn die Blüten der Kakteen sein Gefieder rötlich färben, im bleichen Lichte des Mondes, und in den warmen Sonnenstrahlen, wenn sie . . . .

Ich will ihn sehen, wie du ihn siehst. Vielleicht liebe ich ihn, wie du ihn liebst. . . . . Deinen weißen Pfau! — — — — — —

Und du sollst mich rufen, um ihn mir zu zeigen. Und deshalb sollst du Zutritt zu mir haben, jederzeit. Und bei Tag und bei Nacht sollst du zu meinem Dienste bereit sein."

Sie reichte dem noch immer Knieenden die Hand zum Kusse und schritt hoheitsvoll an den verblüfften Kavalieren vorüber.

„Es ist Mondschein heute Abend," sprach sie, indem sie sich noch einmal zurückwandte, „erwarte mich."

Es war ein rätselhafter Blick, der sein Auge traf, daß ihm die helle Glut in das Antlitz schoß und ihm die Sinne zu schwinden drohten.

Von dem Tage an langweilte sich die Königin nicht mehr.

Rundschau

Die „gepanzerte Faust“.
Dänemark in ihren Griffen.

Die beiden so betitelten sensationellen, vom größern Teil der englischen und von der gesamten dänischen Presse in ihrer Tendenz desavouierten und gemißbilligten Artikel des „Daily Expreß“, erscheinen ungeachtet dessen von solchem Interesse, um ihre bisher nur auszugsweise ganz kurz erfolgte, völlige Wiedergabe zu rechtfertigen, da sie eine bemerkenswerte Illustration der noch in einem Teil der öffentlichen Meinung und der militärisch-politischen Fachkreise Englands herrschenden deutschen Antipathien und militärischen Anschauungen bilden.

Der „Daily Expreß“ erklärt, daß jene Artikel zeigten, wie Deutschland im Laufe seiner maritimen Entwickelung Dänemark in die Maschen seiner weitschichtigen Pläne gebracht habe. Holland aber sei im Verfolg dieser Politik ebenfalls überredet, einen Verteidigungsplan anzunehmen, der vortrefflich mit den Bedürfnissen übereinstimme und zugleich nachteilig auf die unabhängige Stellung Belgiens einwirke.

Der nach Dänemark entsandte Sonderberichterstatter des „Daily Expreß“ schreibt aus dem vielgenannten Hafen der dänischen Westküste, Esbjerg: „Seit dem denkwürdigen Besuch eines mächtigen englischen Geschwaders an dieser Küste, 1908, der mit bedeutsamer Schnelligkeit der unerwarteten Demonstration 11 großer deutscher Kriegsschiffe vor Esbjerg folgte, hatten die Bürger dieser Handelsstadt keine Gelegenheit, das glänzende Schauspiel eines Flottenbesuchs zu genießen. Ich bezweifle, daß sie dies bedauern, und glaube im Gegenteil, daß sie beten, daß der Tag, an dem Deutsche und Engländer ihnen den nächsten Besuch abstatten, noch in weiter Ferne liegen möge. Zurzeit machen aber eine Menge beunruhigender Vorgänge die Gemüter in Esbjerg und längs der ganzen dänischen Grenze besorgt. Die Atmosphäre ist mit dunkeln Gerüchten über fieberhafte Tätigkeit Deutschlands an der Grenze geschwängert, eine Tätigkeit, die unmittelbar nach der Abfahrt der englischen Flotte 1908 begann. Die Antwort Deutschlands auf die letzte englische Flottendemonstration: eine zweigleisige Eisenbahn längs der Westküste Schleswig-Holsteins ist heute für jeden, der sie besichtigen will, erkennbar. Jene Bahn wurde vor einigen Monaten vollendet und ist heute zur Verwendung gegen England, wie ein Rasiermesser am Hals des Gegners, bereit. Im Augenblick des Kriegsausbruchs kann Deutschland in weniger als 12 Stunden ein Armeekorps nach Jütland werfen. Mit ihrer charakteristischen Energie und beharrlichen Entschlossenheit haben sich die Deutschen der Aufgabe der Vorbereitung für den unvermeidlichen Zusammenstoß an der einzigen verwendbaren, neutralen Flotten-

basis an der Westküste Jütlands unterzogen. Die von uns besuchte, neu ausgestaltete Militärbahn ist als die westliche „Stammbahn“ bekannt, und ein neues zweites Gleis, das die wichtigsten Garnisonstädte jener Gegend verbindet, ist von Tondern nach Vedsted, an der dänischen Grenze, gelegt. Man bedarf nicht des Urteils eines Eisenbahnfachmanns, um den Grund der plötzlichen Umwandlung der eingleisigen Bahn in eine Hauptlinie zu erkennen. Die sieben bedeutenden Militärdepots an der Linie, die von Kriegsvorräten und Munition starren, sprechen eine beredte Sprache. Der Passagierverkehr dient hauptsächlich militärischen Zwecken, denn schon bei der nur eingleisigen Bahn gab es kaum genug Passagiere, um einen Verkehr von sechs Zügen täglich zu rechtfertigen. Der Handelsverkehr der beiden Provinzen vollzieht sich auf der östlichen Bahn, eine zweite zweigleisige, die östlichen Distrikte Schleswig-Holsteins durchquerende Linie, der alte, zuverlässige Handelsweg, der Dänemark mit den großen Industrie- und Handelszentren Deutschlands verbindet. Esbjerg hat in einem Seekriege Deutschlands mit England für Deutschland keinen besonderen Wert, aus dem einfachen Grunde, weil Deutschland andre, und zwar nähere, eigene natürliche Häfen zur Verfügung stehn. Allein der Wert Esbjergs für England wäre unschätzbar, daher muß eine englische Landung in diesem Hafen von deutscher Seite um jeden Preis verhindert werden. Der Hafen von Esbjerg ist zurzeit nur Schiffen von unter 22 Fuß Tiefgang zugänglich; allein dieser Zustand wird sich mit der Vollendung des neuen Hafens, für den der dänische Reichstag 420 000 Pfd. Sterl. bewilligte und dessen Bau fortschreitet, vollständig ändern. Der neue Hafen, wird Handelsschiffen großen Tonnengehalts sichern und leichten Zugang und vollkommenen Schutz gewähren und vermag leicht, zur Benutzung von großen Kriegsschiffen verwendbar gemacht zu werden. Mit Esbjerg, als dem dänischen Hauptexportplatz für England, hauptsächlich für Rauchfleisch, Speck, Butter und Eier, in den Händen Deutschlands, würde der englische Lebensmittelmarkt schwer geschädigt werden. Den Deutschen ist auch völlig klar, daß Esbjerg, wenn es die Engländer besetzen, schnell zu einem sehr nützlichen Stützpunkt für englische Operationen in der Nordsee gestaltet werden kann, obgleich die Stadt bis jetzt völlig unbefestigt ist. Ihre gefüllten Magazine, ihre beträchtlichen Kohlenvorräte und anderes Brennmaterial, ihre vollständigen Anlagen für große und kleine Fahrzeuge, ihre Werkstätten und Reparaturmaterialien würden sie zu einer vortrefflich ausgerüsteten Zwischenbasis für britische Geschwader in der Nord- und Ostsee machen, die die notwendige Blockade der deutschen Häfen herbeiführen wollen. Eine andre höchst wichtige Maßregel Deutschlands gegen England gelangt demnächst in Schleswig-Holstein zur Ausführung. Es sind Vorbereitungen getroffen, sämtliche kleinen Garnisonen im Osten beider Provinzen nach dem Westen zu verlegen, und selbst Sommerfeld, ein obskures Städtchen an der dänischen Grenze, erhält eine bedeutende Garnison und wird Stabsquartier eines Generals. Überdies soll eine beträchtliche Truppenzahl nach Husum und

Tönning an die Seeküste gelegt werden, während auch die strategisch wichtige Insel Romö, westlich Schleswigs, eine starke Besatzung erhält, und starke Befestigungen um den vortrefflichen Hafen Osterby an der Südwestküste der Insel angelegt werden sollen. Als letztes geeignetes Glied in der langen Kette deutscher Vorbereitungen für einen Seekrieg in diesen Regionen wurden neuerdings eingehende Pläne für die Umwandlung des Königshafens an der Nord-Westseite der Insel Sylt in eine erstklassige Torpedobootstation und eine vorübergehende Basis selbst für größere Schiffe, dem preußischen Kriegsministerium vorgelegt. Gegenüber allen diesen aggressiven Vorbereitungen Deutschlands und seinen unaufhörlichen Bemühungen, seine strategischen Positionen an allen Stellen seiner Grenze zu verstärken, kann es nicht überraschen, wenn sein nächster Nachbar, Dänemark, den ewigen Druck der gepanzerten Faust an seinem eigenen Grenzgebiet fühlt. Tatsächlich kann Shakespeares Ausspruch Hamlets über den Zustand Dänemarks nie mit größerm Recht Anwendung finden als im gegenwärtigen Zeitpunkt.

Ein andrer Artikel des Spezial-Korrespondenten des „Daily Expreß" in Kopenhagen schildert, wie Deutschlands militärische Vorbereitungen zu einer ernsten Drohung für Dänemark wurden, und setzt auseinander, wie Dänemark, auf die Gefahr aufmerksam geworden, einen Landesverteidigungsplan entwarf, jedoch vom Kaiser veranlaßt wurde, ihn auf unbestimmte Zeit zu vertagen, mit der Drohung, daß er als eine Beleidigung aufgefaßt würde. „Die Dänen", schreibt jener Korrespondent, „sind in der Geschichte als eine Nation höflicher Optimisten, jedoch fanatischer Kämpfer, wenn zur Erhebung gebracht, bekannt. Ihre erhabene Gleichgültigkeit gegenüber den größten nationalen Gefahren, wird wahrscheinlich nur von der ihrer englischen Vettern erreicht, jedoch mit dem wesentlichen Unterschied, daß sie Dänemark bereits die Hälfte seines Gebiets in einer Reihe internationaler Händel kostete, für die es vollständig unvorbreitet war. Noch bis vor wenigen Jahren erkannten die Dänen den Ernst der deutschen Bedrohung nicht, und erst als das Kriegsgespenst bei den Marokkohändeln seine Schatten über Europa warf, erwachten die dänischen Politiker aus ihrer Lethargie und bereiteten sich vor, ihr Land zu verteidigen. Dies geschah 1904. Ein aus allen Parteien des Reichstags erwähltes Verteidigungskomitee wurde schleunigst gebildet, um über die wirksamsten Verteidigungsmittel zu berichten. Das Komitee beeilte sich jedoch nicht, und erst fünf Jahre später, 1909, erfolgte sein Bericht. Seitdem befand sich das ganze Land in Gärung wegen des nationalen Verteidigungsgesetzes, das den Fall von nicht weniger als vier Kabinetten innerhalb 18 Monaten herbeiführte, ein unerhörtes Ereignis in einem Lande, wo die Minister ihre Ämter mehrere Jahrzehnte behielten. Schließlich wurde in beiden Kammern vor wenigen Monaten ein Kompromiß geschlossen, das Aufsehen und Erregung hervorrufen mußte. Am 12. Februar 1909 erhob sich der damalige Ministerpräsident und Landesverteidigungsminister und Führer der Liberalen, Neergard, im Folkething und

brachte das neue Landesverteidigungsgesetz der Regierung ein. In einer feurigen, von glühender Vaterlandsliebe durchwehten Rede beschwor er das Haus, für den Augenblick alle Parteistreitigkeiten und kleinen Eifersüchteleien aufzugeben und unverzüglich zu erkennen, daß sich das Land in ernster Gefahr befinde, und die zur Sicherung der künftigen Integrität Dänemarks erforderlichen, verhältnismäßig großen Summen zu bewilligen. Seit Deutschland, erklärte er, die Stellung einer erstklassigen Seemacht erreicht hat, einer Seemacht von so hervorragender Bedeutung, so daß es heute dem mächtigsten seiner Gegner beim Versuch, die Einfahrt in die Ostsee zu erzwingen, um östliche Häfen zu blockieren, ernste Hindernisse in den Weg legen kann, hat sich die Möglichkeit, daß die dänischen Gewässer der Schauplatz ernster Kämpfe werden, beträchtlich gesteigert. Die Regierung erachtet die vorhandenen Landesbefestigungen als völlig unzureichend. Es ist unsere offenbare Pflicht, danach zu trachten, daß Kopenhagen als das wichtigste Lebenszentrum des Landes und die Hauptbasis unserer Armee, in gehörigen Verteidigungszustand gesetzt wird, sowohl die Land- wie die Seefront. Wir sind überdies fest überzeugt, daß keine Verteidigung unserer Neutralität ohne entsprechende Landbefestigungen vollständig zu sein vermag.

In Übereinstimmung mit dieser Überzeugung schlagen wir vor, in Hinzufügung zu unseren Seebefestigungen, eine Reihe vorgeschobener Feldbefestigungen quer durch die Insel Seeland in 17 engl. Meilen Länge (4¼ deutsche) anzulegen mit einer sogenannten Flankenbefestigung an jedem Ende am östlichen und westlichen Seeufer, und die ganze Befestigungslinie in angemessener Entfernung von Kopenhagen zu errichten. Ich erachte diesen Teil unserer nationalen Verteidigung für absolut unerläßlich für die Sicherung unserer Neutralität nach allen Seiten und als die einzige Bedingung, unter der unsere Position von allen Mächten tatsächlich als neutral und als ohne Anlehnung an irgend eine besondere Macht anerkannt wird. Der Minister schloß mit den bedeutsamen Worten: „Ein Mann in meiner Stellung hat Gelegenheit, viele Dinge zu beobachten, die anderen unzugänglich sind. Ich wiederhole ausdrücklich, daß es eine gebieterische Notwendigkeit ist, unsere Neutralität zu sichern, und daß dies nicht geschehen kann, wenn Kopenhagen nicht stark auf der Landseite befestigt ist.“ Dies war eine verständige Rede eines patriotischen Premierministers und die überwiegende Meinung der Nation stimmte ihr be. Trotz alledem wurden die von Neergard und den hervorragendsten militärischen Sachverständigen Dänemarks so ausdrücklich empfohlenen Landbefestigungen, durch die schwere Hand Deutschlands unterdrückt, zu nichte und alles wieder aufgegeben. Nach den längsten und stürmischsten Debatten in der Geschichte des dänischen Parlaments ist nunmehr beschlossen, die Landbefestigungen aufzugeben und zu vernachlässigen und den Betrag von nahezu 40 Millionen Mark auf die Anlage von Küstenbefestigungen, die Errichtung von Seeforts, die Verbesserung des Seeminensystems und den Rest auf die Torpedobootflotte und ihr Verwandtes zu verwenden,

was selbstverständlich in seiner Gesamtheit im Kriegsfall zwischen England und Deutschland für Deutschland von unschätzbarem Wert sein würde. Daß diese überraschende Änderung in der Politik vier dänischer Kabinette durch strenge Winke und wenig erfüllte Drohungen aus Berlin bewirkt wurde, steht sicher außer Frage. Allein daß die Regierung Englands in Stillschweigen dabei verharrte, übersteigt menschliches Verständnis. Es bedarf keiner großen Einbildungskraft, um zu erkennen, daß die allmächtige „gepanzerte Faust“ im geheimen inzwischen am Werk war, den schwächeren Nachbar daran zu verhindern, wirksame Vorbereitungen für den Gebrauch seiner sämtlichen militärischen Hilfsmittel im Fall von Feindseligkeiten zwischen zwei Großmächten zu treffen. Auch mangelt es nicht an Augenscheinlichkeit zur Unterstützung dieses öffentlich erörterten Vorgangs, eine Augenscheinlichkeit, die keine offiziellen Dementis und plausible Erklärungen zu vernichten imstande waren. Die folgende autoritative Mitteilung eines hervorragenden dänischen Staatsmanns wird genügen, die Situation zu beleuchten. „Anfangs Januar 1909, als die Einbringung des Landesverteidigungsgesetzes im Folkething als bevorstehend erklärt wurde, verständigte der Kaiser die dänische Regierung durch seinen Kopenhagener Gesandten, daß jeder ausgearbeitete Plan der dänischen Landesverteidigung als eine Beleidigung Deutschlands betrachtet und der öffentlichen Meinung Deutschlands sehr zuwider sein würde.“ Die Folge war, daß die Einbringung des Gesetzes geheimnisvoll vertagt wurde, und kurz darauf ging der dänische Kronprinz nach Berlin, um König Frederik aus Anlaß des Geburtstages des Kaisers zu vertreten. Dies war wenigstens die offizielle Lesart, allein in Wirklichkeit, wie damals auch von einflußreichen dänischen Zeitungen behauptet wurde, war der Kronprinz der Träger einer mündlichen Mission der dänischen Regierung an den Kaiser. Unmittelbar vor diesem Vorgang waren die Verhandlungen für einen neuen Handelsvertrag zwischen Dänemark und Deutschland plötzlich deutscherseits abgebrochen worden, wahrscheinlich unter Betonung des kaiserlichen Mißfallens und um den dänischen Reichstag zu warnen, sich nicht mit dem Schweif des deutschen Adlers Freiheiten zu erlauben.“ Einige Wochen später fand der Kaiser Gelegenheit, die Schraube nochmals anzuziehen, indem er dem deutschen Gesandten in Kopenhagen, Grafen Henckel von Donnersmarck, Urlaub gewährte, ein Urlaub, der sich zu einer kaiserlichen Erlaubnis gestaltete, den diplomatischen Dienst ganz zu verlassen. Die dadurch entretende Vakanz blieb auffällig lange, für die längste Periode seit dem Kriege von 1864, unbesetzt. Man könnte ganze Seiten mit ähnlichen Augenscheinlichkeitsbeweisen erfüllen, allein das Vorstehende wird genügen. Es zeigt, daß Deutschland seinen Weg in Dänemark gefunden hat.“

Diesen Verdächtigungen Deutschlands gegenüber erklärte der dänische Minister des Äußern, daß weder offiziell noch inoffiziell je von irgend einem fremden Staat ein Druck auf Dänemark ausgeübt worden sei, weder vor Einbringung der Landesverteidigungsgesetze im Reichstage noch während ihrer Durchführung. Das

Hauptorgan der Regierung, „Riget", aber erklärte, daß man in Dänemark hinsichtlich der Maßregeln militärischer Natur, die Deutschland jenseits der Staatsgrenze bewerkstelligte, sich nicht über irgend etwas zu beschweren gehabt hat. Es konstatierte, es sei kein wahres Wort an der Behauptung des „Daily Expreß", daß die deutschen militärischen Veranstaltungen in Schleswig, die ein natürlicher Ausdruck für die ganze militär-politische Entwicklung in Nordeuropa seien, Unruhe, Besorgnis oder Angst hervorgerufen hätten, und hob hervor, daß staatsrechtliche Verhältnis zwischen Deutschland und Dänemark sei stets vollständig korrekt gewesen und könne weder auf der einen noch auf der anderen Seite Anhaltspunkte zu Mißtrauen geben.

In Holland hat dessen Presse den Lärm der internationalen deutschfeindlichen Presse ebenfalls desavouiert, und ebenso geschah dies dort ministeriellerseits wegen des angeblichen deutschen Kaiserbriefes. Wie sich die beschlossene Ausführung der Befestigungspläne, namentlich aber die Verwendung der Vlissinger Befestigungen, auf Grund der Verhandlungen zwischen Holland und Belgien gestalten wird, das die Versicherung Hollands wünscht, sie in Kriegszeiten nicht zur Sperrung der Scheldemündung und des freien internationalen Verkehrs mit Antwerpen für Kriegs- und Handelsschiffe zu gebrauchen, bleibt abzuwarten. Dagegen sind die Bestrebungen des französischen Ministers Pichon, eine Revision des Garantievertrages von 1839 anzuregen, endgültig gescheitert.

Oberstleutnant
Rogalla von Bieberstein.

Bismarck. Sein Leben und sein Werk. Von Gottlob Egelhaaf. Stuttgart, Carl Krabbe Verlag, Erich Gußmann 1911.

Ein Historiker, dessen Name unter denen der lebenden deutschen Geschichtsschreiber von gutem Klang ist und oft genannt wird, zumal er in den letzten Jahren mit seiner wertvollen „Geschichte der neuesten Zeit" besonders großen Einfluß gehabt hat und sich durch die „Politischen Jahresübersichten seit 1908" weitere, allgemein anerkannte Verdienste erwirbt, hat diesen stattlichen und dabei doch handlichen Band geschaffen aus einer Beobachtung heraus, die sicher schon mancher gemacht hat, der sich aus Beruf oder Interesse mehr oder weniger oft in die deutsche Geschichte des letzten halben Jahrhunderts vertiefen will oder darin nachschlagen muß. „Bei einer Durchsicht der Bismarckliteratur", so schreibt der Verfasser im Vorworte seines neuen Werkes, „hat sich mir ergeben, daß wir recht wenig nicht zu knapp und nicht zu ausführlich gehaltene Darstellungen seines Lebens von wissenschaftlichem Wert besitzen." Diesem, wie gesagt, auch von mancher anderen Seite schon lange empfundenen Mangel hilft Egelhaaf durch sein Bismarckbuch bestens ab. Daß er wie wenige zum Bismarckbiographen berufen ist, daß er vor allem imstande ist, ein Buch über Bismarck zu verfassen, „das dem Leser neben einer zusammenfassenden Darstellung auch die Möglichkeit" bietet, „sich über die Probleme" im Leben und Wirken Bismarcks und über „die einschlägige Literatur zu unterrichten", das weiß jeder, der Egelhaafs „Geschichte der neuesten Zeit" einigermaßen aufmerk-

sam gelesen hat. Ja, gar mancher, der darin z. B. das Kapitel über Bismarcks Rücktritt mit kritischem Nachdenken geprüft hat, mag wohl schon dem Gedanken nahegekommen sein: von dem Manne, der diese scharfsinnige Untersuchung angestellt und trotz des Versagens und Versiegens authentischer Quellen gerade über dieses der jüngeren deutschen Geschichte angehörige Kapitel dennoch die Wirklichkeit, den tatsächlichen Vorgang offenbar vollkommen richtig festgestellt hat, möchte man einmal auch eine Schilderung des Lebens, Wesens und Wirkens Bismarcks lesen, die sich, soweit das möglich ist, aus dem Rahmen einer pragmatischen Geschichte der neueren Zeit heraushebt und das Hauptgewicht auf die Biographie legt. Und nun da dieses Buch vorhanden ist, wird jeder gern und freundig anerkennen, daß unser Volk um eine wirklich wertvolle historisch-biographische Monographie reicher geworden ist; Angehörige aller Parteien werden gern zugestehen, daß sie von der Lektüre oder dem eingehenderen Studium dieses neuesten Egelhaaf Nutzen und Vorteil ziehen können, auch für den Fall, daß sie dem Verfasser nicht in jedem Urteil und jeder Auffassung zu folgen vermögen. Doch verträgt das Werk in seiner maßvollen, würdigen und großzügigen Durchführung auch solche Kritik, ohne in seinem hohen Werte zu verlieren. Daß es angesichts unserer neuesten politischen Auseinandersetzungen und der kommenden Reichstagswahlen just zur rechten Zeit erscheint, weil es an sich und durch die reichlichen Nachweise weiteren Materials zugleich vielen gar wichtige Aufschlüsse über Werdegang und Entwicklung des Deutschen Reiches bietet, darf man dem Verfasser und Verleger auch mit Dank bescheinigen.

* * *

Deutsche Denkstätten in Italien

Das Italienfahrertum mit Bädecker und Kästner'schem Reisepassepartout oder unter dem Schutz einer Stangen- oder Cookherde steht bei uns immer noch in voller Blüte, trotz aller Rodomintaden der Italianissimi und aller liebevollen Bemühungen, den „Barbaren“ das Leben so unangenehm wie möglich zu machen. Ewig und immer scheints bleibt die alte Sehnsucht lebendig, die die alten Kaiser über die Alpen trieb, die alle deutschen Künstler magnetisch nach Süden zog von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart . „Wie wird mich nach der Sonne frieren“ schrieb Düren an Willibald Pickheimer, als er das gelobte Land verlassen mußte, um in seiner ehrsamen Nürnberger Meisterstube weiter zu wirken. Seinen Spuren folgten Hunderte — nicht immer zum Segen für ihre selbständige Entwicklung; vom 16. bis ins 19. Jahrhundert, bis zu jenem genialen Unzeitgemäßen, der mit ganzer Seele, mit jeder Faser an der schönen Fremde hing und noch in seiner Grabschrift der grau-nebligen Heimat das berühmte Zeugnis ausstellte:

Hier ruht Anselm Feuerbach,
Der im Leben Vieles malte;
Fern vom Vaterlande, ach,
Das ihn immer schlecht bezahlte!

Auch das ist eine „deutsche Denkstätte in Italien“. Auch das weckt wehmütige Erinnerungen; nicht nur der Turm von Astura und die alten

Kaisergräber zu Palermo. Was Italien unsern Künstlern kulturell, anregend, was es überhaupt als anregende Kraft bedeutet, das steht auf einem andern Blatt, als die Kriegsfahrten der Imperatoren, der römischen Kaiser deutscher Nation, die als gute, getreue Anhänger des heute wieder so modernen „Imperialismus“ über die Alpen zogen, um in Rom die Weihe aus Papstes Hand zu empfangen. Es war ein Traum; aber der Traum des Cäsarenpapismus hat doch nicht nur Leichen, Blut und Esen gesät und geerntet; er hat und Eisen gesät und geerntet; er hat doch nicht mit wilder Barbarenluß gehaust. Nein, wenn man auch das Hohenstaufenschicksal in seiner ganzen konsequenten Tragik auf sich wirken läßt, muß dan doch gestehen, daß damals wertvolle Ideen und Anregungen aus Welschland gebracht wurden. Sie bestimmten die Kultur des reifen und ausgehenden Mittelalters und überlieferten der Neuzeit einen wohlbereiteten, aufnahmefähigen Boden. Italien und Deutschland hatten sich vereinigt — auf nicht allzu lange — aber die Kulturwelle war doch trotz aller nationalen Gegensätze von einem zum andern hinübergegangen und hatte auf lange hinaus eine gewissermaßen höfische, mehr internationale als volkstümliche Bildung gegründet, die für den aufsteigenden Humanismus in beiden Ländern den besten Nährboden abgab.

Auch das Leben und Wirken all der andern Deutschen ist vorübergerauscht und in dunkle Tiefen hinabgesunken, die den Besitz Italiens erkämpft, erstritten und genossen haben. Alles vorüber, dahin, — die Ruinen sagen es, und die Gräber sagen es, die erbarmungslosen Lehrmeister. Die Kaiserthrone sind zertrümmert worden, die Paläste sind eingestürzt, und der ganze Waffenglanz der deutschen Italien durchziehenden Heere ist heute nichts mehr als ein mattes Wetterleuchten im grauen Gewölk der Vergangenheit. So schließt Robert Kohlrausch sein Buch*), in dem er die Schlachtfelder und Gräber, Kirchen und Paläste, Denkmäler und verwitterte Erianerungszeichen auf italienischem Boden vorüberziehen läßt, die einst vor vielen Jahrhunderten Zeugen hochfliegender Pläne und tiefer Erniedrigung des imperialistischen Kaiserwillens waren. Es ist eine lange Reihe von Kämpfen, Siegen und Niederlagen, ein eigenartiges Wechselspiel von Dur und Moll, das sich da entfaltet, ein Lied bald Hymnus, bald Totenklage. Die glänzende Erscheinung des „Kaiser Friedrich lobesam“ wechselt mit dem Kerker des liederreichen blonden Königs Enzio in Bologna. Wir sehen Heinrich vor Canossa, die schöne Adelheid, Gemahlin des ersten Otto, auf der Rocca di Garda; der verhängnisvolle Glanz der eisernen Krone auf dem Haupt des ersten deutschen Kaisers in Sankt Peters Dom. Und in all dem erhebt sich noch die größte deutsche Tragödie auf italienischem Boden, der elende Untergang des letzten Staufen auf Karl von Anjous Befehl.

„Auf diesem kurzen Bergesrasen hier,
nur wen'ge Monde sind es, zechten wir,
er und das Edelvolk, in hohem Raum

*) Deutsche Denkstätten in Italien von Robert Kohlrausch. Stuttgart. Verlag Robert Lutz. 6 M.

und drüben war Italien wie ein
Traum.

Und zög ich heut, ich käme doch zu
spät;
Schon krönte sich die junge Majestät,
Das Edelblut empfing den Ritter-
schlag,
Ich aber fluche meinem Unglückstag."

Ein Knechtlein kommt bergüber:
„Gib Bescheid".
Der Staufenknabe thront in Herrlich-
keit?
Ja, Herr. Er litt gemach den Todes-
streich
Und thront getröstet nun im Himmel-
reich."

So hat Conrad Ferdinand Meyer die traurigste deutsche Erinnerung auf italienischem Boden dichterlich verklärt. „O Mutter, welch furchtbare Nachricht wirst du von mir erhalten!" sollen die letzten Worte des jungen Fürsten gewesen sein; ganz Deutschland war die Mutter, der diese Katastrophe die letzte große Hoffnung, den letzten großen Traum alles umspannender Kaiserherrlichkeit raubte. Noch manches deutsche Heer zog über die Alpen, noch manche Schlacht wurde zwischen Guelfen und Ghibellinen ausgefochten, aber unwiderruflich und unrückbar bedeutet Conradin das letzte Kapitel deutscher Herrscherträume in Italien.

Es ist ein Verdienst Kohlrauschs, daß er es unternommen hat, in populärer Sprache den Geist der Vergangenheit neu zu beschwören. Wenn es auch nur Schatten sind, die aus den Gräbern steigen, wenn auch der große Völkertod vieles in einen Nebelschleier gehüllt hat, so lernen wir doch aus der Geschichte. Und die Weltgeschichte ist ja, nach dem Ausspruch eines Großen, das Weltgericht.

Bernhard Ihringer.

Jean-Jacques Rousseau als Opernkomponist

Der große Philosoph und Pädagog, der geistreiche Verfasser des „Emile", der „Neuen Heloise", der „Bekenntnisse" war auch ein tüchtiger Musiker. Er betrieb zwar die Musik, obwohl er das Technische eifrig studiert hatte, nur zu seiner Erholung, leistete aber in der Komposition für seine Zeit ganz Beträchtliches. Als die 1752 von Deutschland nach Frankreich übergesiedelten italienischen Sänger in Paris das Intermezzo Pergolesis, die berühmte Serva Padrona (die Magd des Herrn) aufführten, da trat Rousseau als einer der ersten aus den Reihen der national-ehrgeizigen Franzosen heraus und ging zum Lager der italienischen Musik über. Rameau, Campra und vor allem Lully schienen den Franzosen in der steif-langweiligen Art ihres Schaffens unantastbar; Rousseau wagte es aber in seiner „Lettre sur la musique francaise", diese musikalischen Abgötter zu bekämpfen und sich zum begeisterten Anwalt der italienischen komischen Oper, der sogenannten Opera buffa zu machen. Er trat nicht nur mit Worten für diese neue melodische und graziöse Musik, die soviel natürliches Empfinden in sich barg, ein, sondern verfertigte selbst ein Singspiel, das ganz in den Gleisen der italienischen Musik lief. Es hieß „Der Dorfwahrsager" (Le devin du village) und kam zuerst bei einer

Festlichkeit des französischen Hofes in Fontainebleau, in Anwesenheit des Königs Ludwig XV. und der Pompadour, zur Aufführung. Der Herrscher war so entzückt über die Musik, daß er, wie es in einem Briefe heißt, „die Arien den ganzen Tag hindurch mit der falschesten Stimme seines Königreiches sang". Die Pompadour hat später sogar die Rolle des Hirten selbst gespielt, sie zeigte sich gern in Hosenrollen. Die von Rousseau ebenfalls erdichtete Handlung ist sehr anmutig, ein Sentimentalität und Heiterkeit mischendes Schäferspiel. Die Hirtin Colette erhält mit Hilfe eines geriebenen Dorfwahrsagers ihren von einer eitlen Modedame in Fesseln geschlagenen Geliebten zurück. Bemerkenswert ist die Anfügung eines ausgedehnten Rondeaus an die schon glücklich gelöste Handlung. Da gibt der Verfasser des Emile ein paar gute Lehren mit auf den Weg, und er sagt dem Könige und seiner Geliebten schadenfroh einige unverstandene Grobheiten, wenn er folgendes singen läßt:

„Wirft man auf andre mal den Blick,
Kehrt man doch bald zur Pflicht
zurück.
Allein in Städten geht es frei,
Da lieben sie oft zwei und drei."

Die Musik ist sehr zierlich und gefällig, sie ähnelt am meisten der fälschlich Gluck zugeschriebenen „Maienkönigin". Das Leipziger Stadttheater brachte das Werk letzthin nach vielen Jahrzehnten wieder einmal zur erfolgreichen Darstellung. Die Bühne selbst gab dabei ein Abbild jener Uraufführung in Fontaineblau vor dem Hofe.

Dr. Georg Kaiser (Dresden).

Der Dichter Guyau

Verse eines Philosophen, deutsch nachgedichtet und eingeleitet von Udo Gaede; Alexander Duncker, Verlag, Berlin.

Jean Marie Guyau als Philosoph ist durch die Herausgabe seiner Hauptwerke in R. Eislers philosophisch-soziologischer Bücherei*), wie auch die ihn behandelnden Schriften von Carlebach, El. Schwarz, El. Zitron u. a. in Deutschland kein Unbekannter mehr. Wir schätzen in dem früh verstorbenen Denker neben Nietzsche einen der tiefsten und von heiligem Ernste durchglühten Philosophen der neueren Zeit. — Weniger bekannt als Guyau der Denker ist Guyau der Dichter. Im Jahre 1881 erschienen Guyaus lyrisch-philosophische Gedichte (vers d'un philosophe) in erster Auflage und haben bis heute zahlreiche Neuauflagen gefunden.

Udo Gaede, dessen Name dem mit der philosophischen Literatur Vertrauten bereits bekannt ist durch seine 1908 erschienenen vergleichenden Studien über Schiller als Vorläufer Nietzsches (Schiller und Nietzsche als Verkünder der tragischen Kultur, Berlin, Hermann Walther, 1908) hat sich der dankenswerten Aufgabe unterzogen, eine Auswahl von Guyaus philosophischen Gedichten nach der siebenten Auflage der „Vers d'un philosophe" in deutsche Verse zu übertragen und sie in einem kleinen Buche zu vereinigen, das eben jetzt im Verlage von Alexander Duncker, Berlin, erschienen ist. Mit

*) Bd. X. Die Kunst zum sozialen Leben. — Bd. XIII. Sittlichkeit ohne Pflicht, 1909. — Bd. XX. Die Irreligion der Zukunft, 1910.

möglichster Treue und liebevollem Eingehen in Guyaus Individualität hat Gaede die gedanken- und stimmungsreichen Verse Guyaus deutsch nachgedichtet. Guyau liefert in seinen philosophischen Gedichten den Beweis, daß die neuere, auf kritisch-wissenschaftlicher Grundlage beruhende Philosophie, die so vielfach als antireligiös, atheistisch oder auch materialistisch gescholten wird, ebenso fähig und berufen ist, tiefe dichterische Schöpfungen hervorzurufen, wie ehedem die naiv-phantastische Religion oder Mythologie:

„Wenn wir Gott leugnen, wird die Welt
Drum minder schön? Liebt der den Himmel nicht,
Der ihn für einsam und verödet hält?" —

Denn nicht die Welt ist es, die uns all die Schönheit schenkt, die wir wahrnehmen, sondern unser Auge, das fähig ist, in der Welt all die Schönheit zu schauen.

Fast alle Grundzüge der Guyauschen Philosophie finden auch in seinen Gedichten ihren Ausdruck. — Guyau sieht in der Natur nicht mehr wie die Religion das Walten eines ewig-gütigen ‚liebevollen Wesens'; er betrachtet nicht mehr wie die optimistische Philosophie die Welt als die Verkörperung der Idee des Guten; sondern wie schon Schopenhauer das tiefste Wesen der Welt in einem blinden, zügellosen Willen zu finden vermeinte und Nietzsche zu der Überzeugung gelangte, daß die Natur „jenseits von gut und böse" stehe, erkennt er die im Weltall wirkenden Kräfte als indifferent ‚gleichgültig gegen die Leiden, Freuden und Geschicke der Menschen'; man dürfe der Natur, dieser Unsumme von mannigfaltigsten Kräften, keine Absichten unterlegen wie etwa dem menschlichen Handeln. Das Meer in seiner ungeheuren Rastlosigkeit wird ihm zum Symbol des Lebens und der Welt überhaupt, das Meer, das ewig bewegliche, tosende und ruhelose, dem wir für all seinen Kraftaufwand keine Antwort auf unsere Frage: „warum dieses Peitschen, Schlagen und Stoßen" ablauschen können.

„In deiner Flut, die sich am Fels zerschlägt,
Erscheint mir, Ozean, das Bild der Welt,
Des allgemeinen Kriegs. Es steigt und fällt
Das Leben, wie die Woge, windbewegt,
Und rauscht und strömet, ohne Weg und Ziel,
Und glänzt, wenn irgendwo ein Lichtstrahl fiel
Aus reiner Höhe, und zerschellt am Strand.
So, eine Menschenwelle, winzig klein,
Steig' ich und falle, und im Himmelsschein
Erglänzt mein Denken und zerrinnt im Sand.

Wie hier zeigt sich fast in allen Gedichten Guyaus tief-religiöse Natur: das Gefühl der Winzigkeit des Einzelmenschen, dieser Feder, die vom Spiel des Windes getrieben wird, dieses Wassertropfens, der sich im Ozean verliert, beherrscht ihn, wie kaum einen seiner Zeit. Und doch ist Guyau nicht Pessimist, nicht Weltschmerzler geworden, wie sie das Geistesleben der beiden vergangenen Jahrhunderte in so überreicher Fülle gezeitigt hat — ich nenne nur wahl-

los Byron, Musset, Leopardi, Lenau, Heine, Lorm, ferner Schopenhauer, Bahnsen, Mainländer, Ed. von Hartmann — sondern mit freudiger Zuversicht bejaht er das Leben. Ist die Welt mit ihren übergroßen Rätseln, der wir gegenüberstehen wie die Kinder, die am Meere spielen und von der gewaltigen Flut nicht mehr erhaschen als ein wenig Schaum — an sich ein Bild, das uns ob seiner Trostlosigkeit verzagt und trübe machen könnte, so liebt Guyau das Leben um des Menschen willen, der diese kalte, gefühllose Erde bevölkert, um der Hoffnung willen, mit der ihn der Mensch erfüllt. Wohl bekennt er:

„Des Weltalls tiefster Kern
Enthüllt sich immer uns, gleich einem Stern,
Den ew'ge Weiten unserm Blick entziehen",

wohl fühlt er immer wieder die Nichtigkeit des Einzelmenschen in diesem großen, übergroßen Weltall, in dem jeder nur ein einziges Wort, eine Silbe ist, die verhallt, sobald sie gesprochen wurde, und nimmer wiederkehrt, — aber der Wert des Lebens ruht nach ihm in der sozialen Gemeinschaft, in der Einheit aller Kräfte, die sich Hand zu Hand reichen und in gemeinsamem Streben selbst dem Leben Wert verleihen. Der Einzelmensch ist für Guyau nicht ein isoliertes Wesen, sondern das Glied eines Kollektivorganismus und als solches nicht nur egoistisch und rezeptiv, sondern ebensowohl altruistisch und produktiv. So scheint für Guyau alles Leben auf einer Harmonie von Egoismus und Altruismus zu beruhen, der Expansionskraft des Menschen, über sein Bedürfnis hinaus aufzunehmen und in der Fortpflanzung, im künstlerischen Schaffen, im Mitgefühl und Wohltun die Schranke des „Ich" zerbrechend für andere zu wirken:

„So klärt sich mir des Lebens dunkle Schrift:
Nicht mir gehöre ich. Denn alles Sein
Ruht nur im Ganzen. Nichts ist es allein.
Doch der Natur unendlich reiches Leben
Pocht voll in jeder Brust. Sie hält und trägt
An ihrem Busen, was sich lebend regt,
Macht alle gleich und einigt, was sich flieht."

In der Einigung der Menschen erblickt Guyau das Ziel der kommenden Entwicklung, in dem Aufgehen des Einzelindividuums für die Interessen der gesamten Menschheit:

„Es wächst das Glück, das Leid wird minder schwer,
Je mehr es fühlen: ja, ich glaube dran,
Einst kommt der Tag, wo niemand mehr
Sich einsam freuen oder härmen kann,
Wo aller Menschen Denken und Empfinden
In eins verschmilzt, ein Echo ohne Ende
In jeder Seele klingt und aller Hände
Zu einer Kette sich zusammenfinden,
Von deren Gliedern eins im andern lebt,
Wenn eins getroffen, jedes mit erbebt.
Und wenn das Leid uns so zusammenschließt,

„Mit jedem Schlag nur stärkre Einheit schafft,
Verliert er selbst an Bitterkeit und Kraft.
Und war's das Mitleid, das den Schmerz versüßt,
So tritt der Schmerz jetzt an des Mitleids Stelle
Wird selber nun zu neuen Glückes Quelle."

Darin ist dann für Guyau aller Pessimismus überwunden, und er kann als Grundsatz seines Denkens die schönen Worte sprechen: „Vivre c'est avancer; Vorwärtsschreiten nur heißt leben." — Und so scheint ihm, dem Lebensfreudigen

„Die Zukunft einzig als der Preis des Glückes. —
— Sind auch die Götter erlogen, erdichtet,
Aufwärts und vorwärts mit festem Schritt!
Und die Menschheit folgt mir und wandert mit."

Guyaus „vers d'un philosophe" sind eine reiche Quelle zu geistiger Versenkung, ein Born an Schönheit und reifer Lebenserfahrung; es ist ein Werk, das die glücklichste Vereinigung von Lyrik und Philosophie darstellt, das ebenso den nach lyrischen Schönheiten Suchenden wie den Denker und Philosophen anzuregen und zu erfreuen verspricht. — Man muß Udo Gaede das Verdienst zusprechen, daß er uns mit seiner trefflichen Übersetzung Jean Marie Guyau in einem neuen Lichte zu sehen gelehrt hat, und es ist zu hoffen, daß der deutsche Dichter Guyau in der Gaedeschen Fassung in unserem Lande die gleiche Sympathie und freudige Aufnahme finden wird, wie sie ihm in Frankreich schon seit etwa 20 Jahren und mehr zuteil geworden ist. —

Kurt Joachim Grau, Berlin.

Geschichten aus dem alten Pitaval

Herausgegeben nach der von Schiller getroffenen Auswahl und um weitere Stücke vermehrt von Paul Ernst. Drei Bände. Inselverlag, Leipzig.

Mit dieser neuen Ausgabe der „Causes célèbres" des Pitaval, die zuerst 1734 in Paris ans Licht traten, **wird eines der meist gelesenen und** im besten Sinne spannendsten Bücher für die deutsche Literatur zurückgewonnen. In diesen „berühmten Rechtsfällen" hat das Leben selbst Romane gedichtet, abenteuerlicher, verwickelter und zugleich tiefer, als es menschliche Phantasie wagen dürfte, ohne in Unwahrscheinlichkeiten und Sentimentalitäten zu verfallen. Gerade davor wird aber das Werk Pitavals durch seine aktenmäßige Treue und schlichte Realistik bewahrt. So kann es denn auch in unserer Zeit die Rolle spielen, die ihm Schiller vor hundert Jahren zuwies: als Kampfmittel zu dienen gegen jene schlechte Unterhaltungslektüre, deren unverächtliche Elemente, nämlich leidenschaftliche und verwickelte Situationen, es in noch höherem Grade besitzt, ohne doch anderseits ihre verderblichen Eigenschaften zu teilen. Und so erscheint dieser neue Pitaval, wie er hier mit neuer Auswahl und teilweise neuer Übertragung hervortritt, als wirklich zeitgemäß und als Muster eines guten Erholungsbuches.

August Kopisch: Heitere Gerichte.

Für den vierten Band „Des Erbes", einer Sammlung Deutscher

Schriften*) hat Ernst Lissauer heitere Gedichte von August Kopisch ausgewählt und eingeleitet. Dieser schmale Band ist um so willkommener, als er einen Dichter, von dem fast nur „Die Heinzelmännchen" bekannt sind, wieder in den Buchhandel bringt. Sonst findet man einige Gedichte von Kopisch in den Hausbüchern von Avenarius und in dem Deutschen Balladenbuch von Wilhelm v. Scholz. Erlaubte nun die Beschränkung auf den Humor, ein erstaunlich hohes Niveau ohne jede Senkung festzuhalten, so haben wir zwar nicht ein vollständiges Bild vom Dichter erhalten, aber doch die reine Spiegelung jener Seite genießen dürfen, die Kopisch's ganze Bedeutung darzustellen scheint. Von den ernsten Gedichten sind die besten in die Vorrede Lissauers eingestellt worden, und es sind gerade solche, deren Stoffgebiet die heiteren weitaus erfüllt. Hexen und Nixen, Elfen und Teufel, Zwerde und Feen tanzen in Kopischs Welt und treten den Menschen gütig oder neckisch, schadenfroh oder hilfsbereit entgegen. Kopisch hat ein starkes Volksbewußtsein und wählt nicht nur märchen- und sagenartige Stofe, sondern gestaltet auch allgemeine Volksempfindungen in Liedern historischen oder biblischen Inhalts. Stets ist es die Natur, die er zu seinen Gedichten in übersinnliche oder reale Beziehung setzt. Der Müller, der Jäger, der Landsknecht; der Fischer, der Pfaffe, der Amtmann, der fahrende Student, die typischen Gestalten des Volksliedes, treten bei ihm auf. Aber alles dies ist nicht angelernt oder aufgeklebt, sondern persönliche Notwendigkeit und entspricht einem gleichgestimmten Gemüt. Kopisch ist nicht in dem Sinn Lyriker, daß er ganz persönliche Empfindungen gestaltet, aber er ist es dadurch, daß er empfundene und in ihm lebende Gestalten in die Welt seiner Kunst setzt. Die frischen Darauflosgänger und gutmütigen aulpelze, die waghalsigen Burschen, die selbst den Teufel prellen, sind seine Lieblinge. Er schreibt Lieder für Zecher, aber nicht als literarischer Anakreontiker, sondern selbst als trinkfester Mann. Denn Kopisch, der im Volke lebte und als Dichter aus dem Volke schuf, war so, wie er sich in seinen Werken gab, einfach, deutsch und natürlich. Der Rhythmus und Klangzauber seiner Verse ahmt nicht etwa Volkslieder nach, sondern will durch das kunstvolle Zusammenwirken einer belustigenden Onomatopoesie mit plastischen Bildern den Eindruck von Volksliedern erwecken, ohne daß sie es sind. Dabei ist er ein Formkünstler, der immer neue Strophen und Reimverschlingungen erfindet, mit tausend Lichtern funkelt und blitzt und streng nach dem Gesetz dichtet, das er einmal aufgestellt hat. Die Vorrede Lissauers ist vortrefflich und beschreibt alles, was dem eingehenden Betrachter an Kopischs Versen und an Lyrik überhaupt auffallen kann. Nur die eigentliche Formulierung fehlt, daß Kopisch ein Kunstdichter des Volksliedstoffes ist, umsomehr, als man sie jeden Augenblick erwartet und der Autor die entscheidenden Begründungen angeführt hat. Die besten Gedanken spricht Lissauer über Kopischs Hör- und Sehkraft aus. „Eben die Sicherheit der Anschauung und die dadurch erzeugte

*) Concordia, Deutsche Verlagsanstalt Hermann Ehbock.

Selbstverständlichkeit der Darstellung bewirkt, daß wir entrückt das Naturgesetz vergessen und alle diese unwirklichen Vorgänge als natürlich empfinden." Der Charme und die Komik der Gedichte, die, auf 100 Seiten rein gedruckt, nur 50 Pf. kosten, sollten das Buch in weitere Volkskreise tragen.

Felix Stössinger.

Charles Dickens. Ausgewählte Romane und Novellen, 1. Band. David Copperfield. Mit Einleitung von Stefan Zweig, Leipzig, Insel-Verlag. In Leinen 6 M.

Die Dickens-Ausgabe des Insel-Verlages umfaßt folgende Werke: 1. David Copperfield, 2. Der Raritätenladen, 3. Nickolas Nickleby, 4. Die Pickwickier, 5. Weihnachtserzählungen und Oliver Twist, 6. Martin Chuzzlewitt. Jeder dieser Teile bildet einen Band in der Taschenausgabe auf Dünndruckpapier mit Goldschnitt, in Leinen oder Leder gebunden, dagegen zwei Bände in der Bibliothekausgabe auf stärkerem Papier, die geheftet und in Leinenband erschienen ist. Es liegt bisher der erste Band, betitelt „David Copperfield", vor. Trotz des Umfanges von 1107 Seiten ist die Taschenausgabe außerordentlich handlich. Ausstattung und Druck sind vorzüglich.

Über Dickens selbst etwas zu sagen, erübrigt sich wohl. Der Text der vollständigen deutschen Ausgabe des „Copperfield" wurde unter Benutzung älterer Übertragungen neu gestaltet. Er ist in jeder Beziehung mustergültig. Die folgenschwere Frage: „Was heißt übersetzen?" ist in unseren Tagen neu aufgeworfen und neu beantwortet worden. Vielleicht sind wir doch zu historisch und zu wenig naiv geworden. Eine wirkliche Aneignung war nie durch ängstliche Treue, nie durch übermütige Modernisierung erreicht worden. Die Voß und Schlegel und Wilamowitz erbauten sich über dem Vaterland der Dichter und dem eigenen ein drittes Reich, von dem aus neue Eroberungszüge möglich waren. In der vorliegenden Dickens-Übersetzung sind alle Vorzüge des englischen Originals vereinigt, ohne daß der Nachdichter sich an irgend welche Einzelheiten der Urform zu sehr gebunden hätte. Der Gedanke des englischen Dichters hat hier wirklich in der deutschen Sprache einen adäquaten Ausdruck gefunden, alles ist wirklich treu und dennoch schlank, rund und klar wiedergegeben. Die Gestalten treten an uns heran als echte Dickenssche Wesen, an die wir glauben müssen, weil sie lebendig sind und ungefälscht vom Scheitel bis zur Sohle. Alles entfaltet sich mit innerer Notwendigkeit, und alles ist fern von effekthaschender Sensation, die dem Leser vor Spannung den Atem rauben soll. Wie der Dichter selbst mit künstlerischem Ernst und äußerster Vertiefung schafft, so verlangt er auch vom Leser behagliche Versenkung in das reiche Detail, in die Fülle von Gestalten, die er uns vorzuführen liebt. Und diese Absicht, diesen dichterischen Willen spiegelt die Übersetzung getreu wieder.

Die Bilder von Phiz wurden nach der ersten Ausgabe des Romans (in zwanzig monatlichen Lieferungen, London, 1849/50) wiedergegeben. Das Buch stellt, alles in allem, eine wertvolle Neuerscheinung auf dem Büchermarkt dar. C. R.

Rundschau

Das Wesen der modernen deutschen Lyrik. Von Margarete Susmann (9. Band der Sammlung „Kunst und Kultur“. Herausgegeben von Professor Dr. W. v. Oettingen).

Dieses Buch will in knappen Linien das Bild der modernen Lyrik zeichnen und sie in ihren Grundzügen auf die Bewegungen der Kultur, der sie entstammt, zurückführen. Es sucht die moderne Lyrik gleichmäßig aus den historischen Bedingungen wie aus dem Wesen der Lyrik selbst zu entwickeln, das — im Gegensatz zu der herrschenden Anschauung — als ein streng objektives begriffen wird. Das Buch hat sich die Aufgabe gestellt, der Lyrik ihre autochthone Stellung zurückzuerobern und sie von den angrenzenden Geistesgebieten scharf abzugrenzen. Die esoterische Blüte unserer heutigen Kunst wird als notwendige Erscheinung begriffen und gewertet.

Es ist eine sehr geistvolle, anregend geschriebene Arbeit, deren hübsche Ausstattung ebenfalls Lob verdient.

Die Jagd geht auf! Zwölf farbige Tierbilder, auf Kunstdruckpapier gedruckt und mit Passepartout versehen. Zweite, veränderte Auflage. Preis in Mappe, 42 × 30 Zentimeter groß, 5 M. Verlag J. J. Weber, Leipzig.

An diesen farbenprächtigen Bildern, die dem Pinsel erster Meister der Tiermalerei entstammen, wird jeder Tier-, Jagd- und Kunstfreund seine aufrichtige Freude haben. Sie erwecken in dem weidgerechten Jäger die Erinnerung an den ganzen Jahreslauf des Weidwerks und lassen die fröhlichen Tage vom Aufgange der Jagd bis zum letzten Halali in seinem Geiste lebendig erscheinen. Die Bilder eignen sich wegen ihrer guten Reproduktion ganz vorzüglich zu vornehmem Wandschmuck.

Für den gesamten Inhalt verantwortlich: Dr. E. E. Friedegg in Schöneberg — Druck von Richard Falk, Berlin W. 66, Leipzigerstr. 115/16.

NORD UND SÜD

Bildnis Richard Wagners

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Nord und Süd, Zeitschriften-Verlag G. m. b. H.
Berlin W. 30 / Traunsteinerstr. 3

35. Jahrgang. Bd. 137. Heft 432. Zweites Juniheft 1911

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Regierungsrat Kurd von Strantz:
Die deutsche Westmark jenseits der Reichsgrenze

Die Blicke der deutschen politischen Welt sind wegen der erbetenen und bewiesenen Nibelungentreue für die deutschen Brüder im Donaustaate nach Südosten gerichtet. Der deutsche Erbfeind hat jedoch stets westwärts gestanden und uns nicht nur in der Marokkofrage an sein ungeschwächtes Dasein erinnert. Wir haben ganz vergessen, was die nationale Forderung der Befreiungskriege und des letzten französischen Heldenstraußes war: Elsaß und Lothringen sowie die Niederlande nicht nur vormals österreichischer Herrschaft und die Schweiz, diese beiden Landschaften natürlich unter Wahrung ihrer staatlichen Selbständigkeit. Die unnatürliche Verbindung Hollands mit den südlichen Niederlanden war eine Schwächlichkeit Preußens, das den flüchtigen Oraniern wegen ihrer nahen Verwandtschaft, obwohl sie nichts für ihre Befreiung getan hatten, ebensowenig wie die Holländer selbst, völlig grundlos das ganze noch nicht französisch gewordene burgundische Erbe zuschanzte. Wären die Oranier geschickter gewesen, hätten sie wenigstens das niederdeutsche Gepräge des Südstaates erhalten oder wiederherstellen können.

Die undeutsche spanisch-österreichische Regierung hatte in der Zeit der kulturellen französischen Vorherrschaft französisch amtiert und damit die Wallonen, eigentlich verwelschte Vlamen, trotz ihrer Minderzahl sprachlich zu Gebietern des Landes gemacht. Die Franzosen, die eben in der Revolution die Südniederlande geraubt hatten, zettelten 1830 einen durchaus französischen Aufstand in leb[illegible] französischem Interesse an, um eine Sekundogenitur der Orleans in dem jetzt Belgien genannten Südniederland zu errichten. Dieser Anschlag scheiterte an Preußens Widerspruch, das das katholische Gebiet den verwandten Oraniern nicht wieder retten konnte. Das eigennützige Frankreich galt als Befreier, und französisch blieb Trumpf. Der Riß mit dem deutschen Mutterlande wurde dadurch

nur tiefer, zumal da es sich vorher nie um dieses einst reichste deutsche Land gekümmert hate. 1790 hätte Preußen gegen den Verzicht auf Warschau die österreichischen Niederlande, das heutige Belgien, eintauschen können und sich dadurch eine unvergleichliche Weltstellung schon vor der Gründung des neuen Reichs errungen. Die Angst vor Frankreich, das es doch 1806 niederschlug, und der Mangel jeglichen Volksgefühls auf dem ganzen deutschen Volksboden ließen Preußen das polnische Land vorziehen, um es nachher mit Recht und zu seinem Segen zu verlieren, nachdem es viele Millionen zu dessen Gesittung nutzlos aufgewendet hatte. Den polnischen Dank für diese Kulturtat kennen wir ja jetzt genügend.

1870 brachte einen nationalen Aufschwung unsrer niederdeutschen Brüder an der Schelda und Maasmündung, aber die französische Regierung selbst unter dem internationalen Leopold II., aus dem Geschlechte der internationalen Koburger, blieb davon unberührt. Auch jetzt sind die gesetzlichen Erfolge der Vlamen nur mäßig. Sie haben freilich eine staatsrechtliche Gleichberechtigung beider Sprachen erreicht, und zwar in einem Lande, das sogar amtlich zu drei Fünfteln niederdeutsch und sonst verwelscht ist; aber die Amts- und Verkehrssprache ist französisch geblieben. Dieser Zustand ist für das deutscheste Lend des alten Reichs, das die früheste, stolzeste und reichste Städtekultur aufwies, eine nationale Schmach. Die spanisch-österreichische Mißwirtschaft und die antinationale Wallonenregierung haben das gewerblich wieder hochaufgeblühte Land im national unwürdigen Bildungsstande des französischen 18. Jahrhunderts verharren lassen. Der elsässische Bildungsschwindel der Französelei hat Belgien schon seit Jahrhunderten beherrscht, da ja die burgundischen Fürsten als Sprossen des französischen Königshauses eine natürliche Vorliebe für ihre Muttersprache bekundeten, die allmählich der höfisch gewordene Adel teilte. Damit wurde die oberste Verwaltung französiert, die für ganz Europa vorbildlich geworden ist.*)

*) Walther. Die burgundischen Zentralbehörden unter Maximilian I. und Carl V., Leipzig 1909 bei Dunker u. Humblodt. Ein grundlegendes Werk für die europäische Verwaltungsgeschichte überhaupt, die urkundlich die Entstehung der behördlichen Einrichtung dieses ersten deutsch-europäischen Staates nachweist.

Die deutsche Begeisterung über die französische Niederlage unter dem dritten Napoleon hat nicht lange vorgehalten. Die Liberalen Belgiens neigten in alter Verblendung weiter zu ihrem welschen Bedränger und Unterdrücker, hatte doch Ludwig XIV. schließlich den ganzen niederländischen Süden, Südflandern, Artrecht und das alte Reichsstift Kammerich (Cambray) geraubt. 1815 wurden diese französischen Gewalttaten ebenso vergessen, wie die Entfremdung des Elsaß und Lothringens. Die Klerikalen, die sich auch hauptsächlich aus Vlamen ergänzen, waren ihrem angestammten Volkstum treuer als ihre politischen Widersacher, denen die Partei und die hohlen französischen Freiheitsreden über das Vaterland und die eigne Volkheit gingen.

Frankreich betreibt das sprachliche und politische Verwelschungsgeschäft mit dreister Offenheit. Nicht nur wirkt unter amtlicher Förderung der Brüsseler Gesandschaft die Alliance française in Belgien, sondern man gründete eine eigene belgische Gesellschaft pour la vulgarisation de la langue française. Was tat Deutschland? Es duldete, daß die hochdeutsche Sprache in Belgisch-Luxemburg von der Regierung einfach unterdrückt wurde. Jetzt erst ist eine bescheidene Duldung, aber ohne jede Mitwirkung der deutschen Regierung, erreicht. Die frechen Übergriffe Frankreichs, die Brüssel, das alte vlämische Gemeinwesen, als Klein-Paris betrachten und ungescheut französieren, haben keinerlei Widerstand der belgischen Regierung oder auch nur der Bevölkerung im allgemeinen ausgelöst. Die vlämische Bewegung ist entschieden trotz mancher kleinen Erfolge rückläufig geworden.

Dieser Zustand ist für das benachbarte deutsche Mutterland höchst gefährlich. Wir können nicht dulden, daß Belgien mit seinen bald 7 Millionen ursprünglich rein deutschen Bewohnern in absehbarer Zeit sprachlich unserem Erbfeind angegliedert wird, dem die politische Einverleibung mit Sicherhet folgen muß. Während Frankreich in jeder, auch völkerrechtlich unerlaubten Weise hetzt und französiert, sind wir amtlich völlig untätig. In den politisch schon französisch gewordenen Niederlanden müssen wir mehr denn 1 Million Volksgenossen als unserm Stamme verloren buchen,*) ohne freilich

*) Kurd von Strantz. Das verwelschte Deutschtum jenseits der

die Hoffnung aufzugeben, daß es noch eine deutsche Revanche geben wird, die kein Vorrecht der Franzosen ist.

Völlig unbeachtet ist ein Vorfall geblieben, der sich beim jüngsten Kaiserbesuch in Brüssel abgespielt hat. Der belgische König, der des Deutschen und Vlämischen völlig mächtig, dessen Gemahlin eine Wittelsbacherin ist, begrüßte den kaiserlichen Nachbar, der doch das Mutterland des belgischen Volkes vertritt, französisch, während, dankenswerter Weise, der Kaiser deutsch antwortete. Auf dem Rathaus sprach jedoch auch er französisch, da die belgische Regierung eine deutsche Rede offenbar nicht wünschte. Schade, daß der hohe Herr nicht vlämisch gesprochen hat, was bei seiner Sprachgewandtheit wenigstens für die kurze Antwort wohl möglich gewesen wäre. Auf diesen Ausweg sind natürlich weder das Auswärtige Amt noch der deutsche Gesandte an Ort und Stelle gekommen. Leider verstehn wir ja alle bloß in Schrift und weniger in Wort diese niederdeutsche Mundart, ohne sie zu sprechen. Trotzdem war dieses Zugeständnis der französischen Antwort auf die französische Ansprache des Bürgermeisters der Vlamenstadt ein politischer Fehler, zumal auf dem Rathause zuvor Pariser Gemeinderäte mit nationalistischer Gesinnung natürlich auch französisch gefeiert worden waren. Die Rührigkeit der Franzosen ist nur anzuerkennen und beschämt uns doppelt, wenn wir unsrer nationalen Gleichgültigkeit und Verständnislosigkeit gedenken.

Wir kennen unsre eigene Geschichte nicht, während die Franzosen noch offen die Raublust des Sonnenkönigs bezeugen und aus diesem nicht gerade freiheitlichen Gefühl kein Hehl machen. Bourbonen, Revolution, Napoleonen, Orleans und die dritte Republik sind sich in dieser durchaus echten Empfindung schrankenloser Ausdehnungspolitik auf deutsche Kosten gleich und einig. Wie sticht diese Kraftäußerung von unsrer nationalen Schwächlichkeit ab, die nicht daran denkt, den Franzosen bei den oft gebotenen Gelegenheiten den Raub des französisch gebliebenen Lothringens und Flanderns endlich wieder abzujagen, nachdem wir 1871 in Unkenntnis der Geschichte sogar das elsässische Belfort mit dem Sundgau Frankreich gelassen haben. Der Verlust Elsaß-Lothringens hat die Anstrengungen der

Westmarken des Reichs. Berlin-Leipzig 1903. Lurkhardt. Zweite ergänzte Auflage.

Franzosen in Frankreich gesteigert. Im einst deutschen Lothringen erstanden die schlimmsten französischen Chauvinisten.

Noch kläglicher ist die Haltung Hollands, das beim besten Willen seinen rein niederdeutschen Charakter nicht verleugnen kann. Hier herrscht offene Engländer- und Franzosenfreundschaft und bittere Deutschenfeindschaft, obwohl das Mündungsland des Rheins von seinem deutschen Hinterland abhängt und Deutschlands Macht allein die englische Aneignung der holländischen Kolonien verhindern kann. Bekanntlich waren Englands indische Kolonien und das Kapland holländischer Besitz. Das schwache Holland konnte nicht einmal Borneo halten, dessen Nordküste herrenlos wurde. Wir besetzten sie nicht, um das mißtrauische Tochterland nicht zu ängstigen, worauf England bedenkenlos zugriff, ein Vorgeschmack des Loses von Holländisch-Indien — wenn Deutschlands Flotte es nicht schirmt. Bei unverhohlener Abneigung gegen das selbstlose und stets hilfsbereite Mutterland verließen sich in jüngster Zeit die Nord- und Südniederlande trotz ihrer selbstmörderischen Zuneigung zu den Westmächten nicht mehr auf deren aufdringlich zur Schau getragene Freundschaft, sondern suchten sich gegenseitig zu stützen, was uns nur lieb sein kann und sogar selbst aus eigener Kraft für ihre Sicherheit zu sorgen, die nur England und Frankreich bedroht. Holland will endlich seine Seezugänge befestigen, also gegen einen englisch-französischen Überfall gerüstet sein.

Der deutsche Bundesstaat würde auf Verlangen sicherlich gern diese ihm einst entzogenen Tochterstaaten unter Wahrung ihrer Selbständigkeit wieder in seinen Verband aufnehmen, während die Westmächte nur an die Unterdrückung dieser nationalen Unabhängigkeit denken, um sich, wie Frankreich, territorial zu verstärken, oder, wie England, um Rhein-, Maas- und Scheldemündungen als Einfallstore des Festlandes zu beherrschen. Wirtschaftlich kann aber Deutschland seine wichtigsten Flußmündungen nicht dauernd in fremder Hand lassen. Eine Besetzung durch die Westmächte wäre der Kriegsfall und würde einen Waffengang auf Leben und Tod veranlassen. Schon das gegenwärtige Verhältnis ist unleidlich, wenn sich die Empfindungen der Holländer und Belgier nicht ändern und endlich der Französierung Einhalt getan wird, die auch nach Holland übergreift. In den vornehmen Kreisen des Haags und Amsterdams wird fast ausschließlich französisch gesprochen. Die Schriftsprache leidet stark unter

der Fremdwörterseuche und ist durch entschieden widerdeutschen Satzbau schon entartet.

Die öffentliche Meinung des alten Mutterlandes muß sich über diese Verschandelung deutschen Volksbodens auf dessen ältestem Gebiete klar werden und mit der Abwehr französierender Bestrebungen nicht zurückhalten, da die amtliche Politik leider versagt. Glücklicherweise haben wir einen Bundesgenossen, der bei unsern deutschen Außenlanden eine große Rolle spielt, den Geldbeutel. Holland ist von uns abhängig als Handelsdurchgangsland, während Belgien gewerblich ebenfalls enge Beziehungen zu uns unterhält. Auf wirtschaftlichem Felde können wir daher einen heilsamen Druck auf die von uns abhängigen Nachbarn ausüben, wenn sie die Stimme des gemeinsamen Bluts nicht hören wollen. Die Sprache spielt jedoch in dieser Frage eine große Rolle. Wir müssen auf deutschen oder vlämisch-holländischen Verkehr dringen und bei uns selbst die Gründung belgischer Erwerbsgesellschaften mit französischer Geschäftssprache nicht dulden. Ein Erlernen der schönen niederdeutschen Mundart der beiden Niederlande schadet uns Hochdeutschen auch nichts, zumal sie dem Platt ähnlich ist. Diese Höflichkeit sind wir den Vlamen und auch Holländern, aber auch der Pflege aller Zweige unsrer Muttersprache schuldig. Der Westfale versteht jeden Stammesgenossen an der Scheide und Maas. Wir Hochdeutschen gebrauchen aber Französisch als Verständigungssprache. Als alter Förderer der vlämisch-deutschen Verbindung muß ich aber den Mangel an volklicher Aufmerksamkeit gerade auf deutscher Seite beklagen. Andrerseit. soll der nationale Volkswille auch die Reichsregierung aus ihrer höchst bequemen, wenig staatsweisen Zurückhaltung aufscheuchen und zu zielbewußter Bekämpfung der französischen Ausdehnungsversuche veranlassen.

Die sozialistische Kundgebung in Brüssel bei der Parlamentseröffnung durch den König bewies den gefährlichen Einfluß der französischen Nachbarin, der die französisch gesinnten Sozialisten bewußt oder absichtslos vorarbeiten. Als ein Vlame in seiner Mundart die Königin hochleben ließ, schrien ihn die Schüler eines Blanc französisch nieder. Der Sozialistenführer, ein Vlame, rief freilich, daß die pöbelhafte Aufführung nicht der Person des Königs gelte; aber vorher hatten die Genossen das Staatsoberhaupt auf dem Ritt vom Schlosse zum Parlament mit den Papierschnitzeln eines Aufrufs be-

worfen. Die Folgen der Anlehnung auch klerikaler Kreise an Frankreich dürften jetzt handgreiflich genug in die Erscheinung getreten sein. Jahrhunderte lang waren gerade die Südniederlande der ausgeplünderte Schauplatz französischer Kriegs- und Raublust.*) Das schwache Königtum Belgiens von Volkes Gnaden ist arg gefährdet, und der königliche Kaufmann und Lebemann auf dem Thron hat dem glücklicherweise ganz anders gearteten Nachfolger eine üble Erbschaft hinterlassen, so geschickt auch die kongolesische Staatsgründung war.

Frankreich hat ein Vorkaufsrecht auf diese belgische Kolonie und ist ihr afrikanischer Nachbar. Auch hier ist Deutschland der starke Schild des vlämischen Tochterlandes, das französischen Lockungen so zugänglich war wie nur das Mutterland in der Zeit seiner Zerrissenheit und Erniedrigung. Im starkbevölkerten Nordfrankreich, dessen Departements Calais und Nord vlämischen Bluts sind und die beträchtlichsten Kohlenlager des Landes enthalten, also die Grundlage seiner schweren Industrie bilden, wohnen außerdem fast 1 Million Belgier als Werkführer und Arbeiter, wie auch in der Literatur und Presse in Paris Vlamen überall hervortreten. Das französisch gebliebene Lothringen birgt die einzigen wertvollen Erzlager Frankreichs, also alles alter deutscher Reichs- und Volksboden, auf dem sich das französische Großgewerbe mit Eisen und Kohle aufbaut. Frankreich vermehrt sich lediglich durch die hoch- und niederdeutsche Einwanderung, die eben aus Belgien stammt, sonst wären schon Stillstand oder richtiger Rückgang eingetreten.

Mit unserm eigenen Blut und den Bodenschätzen des alten Reichs frischen wir daher die schwindende Kraft des Gegners auf. Die Auseinandersetzung ist noch nicht abgeschlossen, da auch der letzte Waffengang die alte Schuld an Deutschland nicht beglichen hat. Geschichtsunkunde und Bescheidenheit haben nur einen Teil deutschen Eigens zurückgefordert und die deutschen Außenlande an den Strommündungen nicht vor der fortschreitenden Verwelschung und poli-

*) Gropengießer, Gesammelte Blätter aus meinem Tornister, Berlin 1910, Wiegand Eigentlich ein frisches Kriegsbuch eines tapferen Füsiliers des Regiments 80. Der Verfasser schildert jedoch darin auch die Franzosenzeit im heimatlichen Thüringen nach Jena, wo mit viehischer Mordlust und gemeinster Raubsucht die grande nation teilweise als Rheinbundsschützerin gehaust hat, was wir in falscher Humanitätsduselei nicht vergessen sollten, da diese Ausplünderung uns bis zur Gegenwart wieder arm gemacht hat, nachdem wir die Nachwehen des 30-jährigen Krieges gerade überwunden hatten.

tischen Vergewaltigung durch Frankreich gesichert. Der Erbfeind sorgt ja selbst durch seine unermüdliche Revanchelust dafür, daß sich diese Wunde an unserm Volkskörper nicht schließt. Der Entscheidungskampf ist nur aufgehoben, und die Kunst unsrer Diplomatie ist es, ihn wie 1870 zu bestimmen. Freilich müssen wir uns erst selbst darüber klar sein, was wir verloren und was wir zu fordern haben. Diese Erkenntnis ist bei uns nur wenig verbreitet — auch in amtlichen Kreisen.

Der Verfassungsentwurf für die Reichslande hat in der Vollversammlung leider eine günstigere Aufnahme gefunden, als man nach den Preßstimmen vermuten durfte. Gerade die Nationalliberalen ließen ihre gewichtigen nationalen Bedenken fallen und benutzten die ablehnende Haltung der Konservativen nicht, um das Zentrum kalt zu stellen. Andrerseits konnte der Partikularismus der Mittelstaaten auf seine Reichsfreudigkeit geprüft werden. Das grundlose Geschrei der Französlinge von dem Untertanenlande Elsaß-Lothringen ist leicht durch die Verleihung mehrerer Bundesratsstimmen zu entkräften, die aber der Kaiser führt. Dies wollen die Preußenhasser nicht. Über den harmlosen Vorschlag sogar altdeutscher Stimmen, den Statthalter damit zu betrauen, ist nationalpolitisch und staatsrechtlich überhaupt nicht zu rechten.

Widersinnig ist die Lebenslänglichkeit des jeweiligen obersten Stellvertreters des Kaisers. Jeder Beamte wird staatshaushaltsmäßig dauernd angestellt. Bedeutet dies aber, daß er wider seinen Willen nicht entlassen werden darf, so ist es nationaler Selbstmord. Bisher waren sämtliche Statthalter untauglich; der geistreichste, Manteuffel, vielleicht der gefährlichste. Der gegenwärtige Träger der Reichsgewalt hat sich weder als Offizier noch als Diplomat bewährt, um dafür auf den Statthalterposten abgeschoben zu werden. Er ist lediglich ein für sein Fortkommen geschickter Günstling, der als gänzlich sachunkundig durch folgenschwere Liebenswürdigkeit seinen sachlichen Mangel auszugleichen sucht. Für jeden Kenner der Landesverwaltung ist daher die Lebenslänglichkeit auf ihre Unstatthaftigkeit bereits nachgewiesen. Dazu ist der Posten völlig nutzlos. Ein Staatssekretär genügt. Trotzdem ziehe ich die deutsche Bezeichnung für den Leiter des reichsländischen Ministeriums vor; Ersparnis mehr als 250 000 Mark, wovon 200 000 Mark allein auf

das Gehalt des nutzlosen und bisher bloß schädlichen Statthalters fallen. Der Verfasser der Gesetzvorlage kennt eben Elsaß-Lothringen nicht. Er ist amtlich nur Ostelbier gewesen, was verhängnisvoll, wie sehr ich den Staatssekretär Delbrück auch sonst schätze.

Der Feldmarschall Manteuffel hat kurze Zeit vor seinem Tode seinem vortragenden Rate Jordan selbst bekannt, daß er seine Versöhnungspolitik als gescheitert betrachte. Letzterer hat es mir selbst erzählt. Trotzdem wandelt sein ebenfalls militärischer, also gänzlich unerfahrener Nachfolger die gleiche Bahn. Die Beamtenschaft ist schon von dieser Regierungsschwäche angesteckt, wofür ein peinliches Beispiel der Bezirkspräsident von Lothringen liefert, der die Lorraine sportive aufgepäppelt hat, um sie dann auf Berliner Weisung aufzulösen. Als Gatte einer Französin, liebt er deren Muttersprache auch amtlich zu pflegen, was überall in Deutschland möglich wäre, nur nicht in der Westmark.

Um den Einfluß der Notabeln, der schnell heraufgekommenen Fabrikanten und Pastetenbäcker zu brechen, wäre ich mit einem demokratischen Wahlrecht einverstanden. Aber die Sozialdemokratie und das Zentrum, die rote und die schwarze Internationale, sind die lachenden Erben. Daher erscheint eine Verhältniswahl geboten. Der Abbe Wetterle ist wohl das Muster des verwelschenden Volksbetzers. Eine erste Kammer, die sich auf die dem französischen Bildungsschwindel huldigenden Notabeln stützen muß, bildet keinerlei Gegengewicht, verstärkt bloß die echt deutsche Fremdenliebe der Reichsländer, denen unerhörter Weise die Regierung die schmachvolle Zeit der Fremdherrschaft, besonders aber die Zeit der beiden Napoleone, als mildernden Umstand für ihre Fremdensucht anrechnen will. Wenn nur Frankreich dieses echte deutsche Kernland so schonend behandelt hätte, wie das Mutterland, das einfach das Bekenntnis zum angestammten Volkstum zu fordern hat! Wir müssen mit dieser wehleidigen Milde endlich brechen. Die Elsässer sind die harte Herrenfaust von ihren französischen Gewalthabern gewohnt und vertragen die weiche deutsche Regierungshand nicht mehr.

Der Prozeß gegen die Drahtzieher und die Verführten der Lorraine sportive hat gezeigt, daß wohl das Metzer Gericht die Würde und Ehre der Staatsgewalt zu wahren imstande ist, daß dagegen die kaiserliche Regierung eine solche rückgratlose Schwäche gezeigt hat, daß die Säuberung des Metzer Bezirkspräsidiums dringend geboten

ist. Der als Beamter unmögliche Geheime Regierungsrat Heitz ist nicht der allein Schuldige. Statthalter und Präsident sind ebenso unfähig zu ihrem Amt, diesen jugendlichen Schreiern und Gesetzesverächtern die Strenge der geordneten deutschen Verwaltung zu zeigen. Sie wissen eben nicht, daß die seit Jahrhunderten der deutschen Bevölkerung aufgedrungene französische Sprache gar nicht deren Muttersprache ist, aber als Kampfmittel gegen die deutsche Herrschaft gilt. Kirche und Schule müssen daher diese Fremdsprache mit allen Mitteln ausmerzen. Wir dürfen nicht dulden, daß eine französisch gesinnte Geistlichkeit deutsch sprechende Bauernjungen künstlich zu äußern Franzosen macht. Die Schule darf nicht den Glauben aufkommen lassen, als ob deutsch bloß die wünschenswerte Staatssprache sei, die dem Herzen der Kinder fernsteht. Sie ist die Muttersprache, deren sich auch ausschließlich die Behörden zu bedienen haben, wie dies auch das Metzer Gericht so taktvoll und bestimmt getan hat, während der Bezirkspräsident mit Vorliebe französisch spricht. Hier liegt die Wurzel alles Übels. Die Sprache ist das Kennzeichen des uralten deutschen Volksbodens, der durch eine französische Gewaltherrschaft verwelscht ist. Der Gegensatz süddeutsche Demokratie oder richtiger französische wider „preußische Autokratie"*) sind gleißnerische, lügnerische Redensarten, mit denen ehrgeizige Hetzer, mögen sie auch Priester und Justizräte sein, die harmlose Menge und die unkundige Regierung täuschen. Nicht von Straßburg, sondern von Berlin aus muß das Land regiert werden.

*) Worüber auch Kuhlemanns politische Erinnerungen (Berlin 1911 Kurtius) lehrreichen Aufschluß geben, die daher nicht nur seinen nationalliberalen Gesinnungsgenossen zur Lektüre empfohlen werden können.

Erinnerungen eines hohen preußischen Beamten

Im Jahre 1900 ist in Berlin, mehr als 80 Jahre alt, die Exzellenz-Frau Flora von Pommer Esche gestorben. Ihr Gatte, Friedrich von Pommer Esche, brachte es bis zum General-Steuer-Direktor — übrigens ein Posten, der seither abgeschafft wurde. Diese Funktionen erfüllt gegenwärtig der Finanzminister. Friedrich von Pommer Esche war wegen seiner ungewöhnlichen Fachkenntnisse sehr geschätzt und durfte schon als Geheimer Regierungsrat viel bei Hofe verkehren. Frau Flora zählte noch nicht 25 Jahre, als ihr Gatte Geheimrat wurde. Mit ihrer bezaubernden Frische war die junge Frau Regierungsrätin in den ein klein wenig als philiströs verschrieenen Berliner Geheimratskreisen ein belebendes Element.

Frau Flora war eine brave, ordnungsliebende deutsche Frau, sie führte über ihre kleinen Erlebnisse bei Hofe ein Tagebuch, und dieses hat die Tochter im Vorjahr als schlankes Büchlein bei der Hofbuchhandlung E. S. Mittler in Berlin erscheinen lassen. Friedrich von Pommer Esche ist im Jahre 1870 gestorben. Einer der Söhne, Robert, starb 1898 als Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat und Provinzial-Steuer-Direktor der Provinz Brandenburg. Er war unvermählt geblieben und führte mit Mutter und Schwester einen gemeinsamen Haushalt. Auch er war ordnungsliebend, führte ebenfalls ein Tagebuch, und dieses Tagebuch hat die Schwester vor kurzem bei der Hofbuchhandlung Karl Siegismund in Berlin herausgegeben.*)

Zu den Werken, die einen Beitrag zu den politischen Intimitäten jener großen Zeit bilden, gehört das Tagebuch Roberts von Pommer Esche nicht. Es läßt uns merkwürdigerweise auch große wirtschaftliche Zusammenhänge nicht ahnen, und wir vermissen in diesen Erinnerungen vor allem eine Betrachtung der Gründerjahre, wie man sie gerade von dem Steuergewaltigen der Provinz Brandenburg erwarten darf. Wenn Robert von Pommer Esche zu Hause die Feder zur Hand nahm, um seine Tages- und Abenderlebnisse zu skizzieren, dann hatte er eben den hohen Beamten mit dem Bürorock

*) Catharina von Pommer-Esche, Aus dem Tagebuch meines Bruders.

zugleich abgelegt, und so spiegeln sich in den mehr als 250 Druckseiten umfassenden Band fast nur gesellschaftliche Ereignisse wieder. Der gesellschaftliche Verkehr im Salon der Mutter wurde von 1862 an in der Tat immer größer, und man mußte sogar einen eigenen Kalender über die Daten der Diners und Soirees führen. Bei besondern Anlässen erschien auch Bismarck im Hause, und Moltke ging bis in die letzten Tage ein und aus.

Auf einer seiner ungezählten Reisen sah Robert von Pommer Esche aus der Nähe den Fürsten Gortschakoff, nahm aber merkwürdigerweise die sich einem so hohen Beamten leicht darbietende Gelegenheit nicht wahr, den interessanten russischen Staatsmann kennen zu lernen. Er schreibt von ihm: „Im Grand Hotel Ouchy lebte er, mit einem recht wüsten Getriebe um sich her. Er hatte eine große Suite von Zimmern und lebte, wie eben ein russischer Fürst lebt. Verschiedene Damen zweideutigster Art umgaben ihn, und abends konnte man die ganze Gesellschaft rauchend und Champagner trinkend im Park des Hotels sitzen sehen. Wir sahen uns das nur aus der Vogelperspektive an, denn ich wollte mich auf einen Verkehr mit dem Fürsten gar nicht einlassen, der übrigens, wie es allen russischen Diplomaten eigentümlich, äußerlich außerordentlich liebenswürdig ist. Ich halte es aber mit unserm Feinde Napoleon, der treffend sagte: „Grattez le russe et vous trouverez le barbar."

Eine ebenso unpolitische Natur wie Robert von Pommer Esche war Graf Philipp von Eulenburg, der nachmalige deutsche Botschafter in Wien, das gefürstete Opfer der Skandalaffäre, die bis heute ihren gerichtlichen Abschluß nicht gefunden hat. Nach allem, was man später erfahren hat, scheint ihm Robert von Pommer Esche nicht ganz unrecht getan zu haben, wenn er von ihm schreibt: „In Rinkesta*) war ein besonders gern gesehener Gast der Verlobte von Ellen Bohnstedts bester Freundin aus Stockholm, der Gräfin Augusta Sandels. Sie war die einzige Tochter der Witwe Gräfin Sandels. Der Bräutigam hieß Graf Philipp Eulenburg, der aber nie anders genannt wurde als „Der schöne Phili". Im großen Saale von Schloß Rinkesta stand ein prächtiger Flügel, und oft ließ der musikalische Graf seine Hände über die Tasten gleiten, um Nédens Polska, die schwedische Nationalhymne, erklingen zu lassen oder auch nordische Melodien, Bardengesänge, hervorzuzaubern. Man war in Exstase, wenn er spielte. Auf Rinkesta war es zwischen der Gräfin Augusta und dem schönen Phili zur Verlobung gekommen. Wir konnten uns an der Schwärmerei für den Grafen nicht beteiligen, er schien der Mutter zu wenig männlich, hatte nach ihrem Sinn etwas entschieden Weichliches an sich. Er raspelte ihr zu viel Süßholz, trug einen ganz graden Scheitel, und der Schwung seines

*) einem schwedischen Landgut

NORD UND SÜD

Hanns Sprung:
Selbstbildnis im Kostüm

Haars war so künstlich hergestellt, wie bei einem ganz glatt gestriegelten Pferd. Das Haar glänzte und duftete von einem feinen Parfüm durchs ganze Zimmer. Seine Unterhaltung war reines Zuckerwasser, das Brautpaar war aber selig. Man durfte den guten Bohnstedts ihr Entzücken nicht stören, sie glaubten vor allem, die Grafen von Eulenburg wären eins der uraltadligen Geschlechter, und wir ließen sie natürlich bei dem Glauben. Was sagt doch unser großer Bismarck darüber? Er meinte, das Eulengebirge (beim Zopten in Schlesien) rangiere unter die Höhenzüge, die man nicht anders bezeichnen könne, denn als einfache niedrige Hügel. Dessenungeachtet wäre es nicht ausgeschlossen, daß sich darunter auch einmal ein Haupt in größere Höhe recken könne. So war ja auch der Minister des Innern von größerm Format. Sonst ein großer Hagestolz nach außen, war er den Eingeweihten als ein Verehrer der allerliebsten Pauline Lucca bekannt. Bismarck hat schon behauptet, daß andre Fähigkeiten als zur Musik in Phili nicht steckten. So herrlich sie nun für einen Diplomaten als Zugabe ist, die Musik allein macht es nicht.

Die Mutter des Provinzial-Steuer-Direktors durfte sich eine Freundin des Kaisers Friedrich nennen, und so konnte Robert von Pommer Esche mancherlei erfahren, was andern Sterblichen nicht zugänglich ist. Dennoch erhebt sich seine Betrachtung eines großen Ereignisses, die Verheiratung Wilhelms II. mit der Prinzessin von Schleswig-Holstein, kaum über das Niveau der Betrachtung eines interessanten Gesellschaftsfalls, wenn er schreibt: Diese Heirat unseres künftigen Kaisers ist das eigenste Verdienst und Werk des eisernen Kanzlers gewesen. Seiner klugen Politik, seiner Vaterlandsliebe und seinem prophetischen Geist war es klar, daß das englische Blut, das englische System für unser Herrscherhaus viele Gefahren in sich birgt, daß es für die kommende Generation ein brennendes Bedürfnis wäre, wieder reines deutsches Blut zu gewinnen. Und die Prinzessin von „Schleswig-Holstein, stammverwandt", wie es im alten schönen Lied heißt, ist echt deutsch. Sie ist in Primkenau in Einfachheit groß geworden. Das war schon das Rechte. Bismarck nahm sich ja nie ein Blatt vor den Mund. Er war nicht gut zu sprechen auf die Kronprinzessin Viktoria — trotz aller Hochachtung vor ihrer Bildung und ihrem reichen Wissen. Er hat sich nicht geniert, einmal zu sagen, sie habe wohl deutsche Kinder, aber kein deutsches Herz. Er stand auch persönlich gar nicht gut mit ihr. Es gab verschiedene Störungen im Königlichen Palais — eben wegen des englischen Empfindens —, aber der treffliche, unsagbar gütige Kronprinz ließ seine Frau gewähren, um Ruhe und Frieden zu haben. Sie konnte furchtbar heftig sein, wenn etwas gegen ihren Willen geschah, sie zeigte sich aber bezaubernd liebenswürdig, wenn alles nach ihrem Wunsch ging. Sie war in kleinen

Dingen eine echte Engländerin, zum Beispiel liebte sie leidenschaftlich die Zugluft — so sehr, daß man sich im kronprinzlichen Palais mindestens einen Schnupfen, wenn nicht schlimmere Erkältung holte. Alle Fenster waren weit aufgerissen — beim kühlsten Wetter. Mutter wußte das schon und drapierte vorsichtshalber das bei Hofe vorgeschriebene Décolleté immer mit Spitzen oder Tüll. Kaiserin Augusta war über die geradezu sibirische Kälte bei den kronprinzlichen Herrschaften verstimmt und kam fast nie hin. Bei ihr war es immer schön warm. Darüber dachte wieder die Kronprinzessin schlecht, und sie äußerte eines Tags entschieden, solche Treibhausluft vertrage sie nicht, könne sie nicht leiden.

Einige Zeit war der Dichter Herr von Putlitz Haushofmeister am kronprinzlichen Hofe, ein ebenso charmanter Mensch wie seine Frau. Manchen Zug der Kronprinzessin lernte Mutter ganz privatim durch ihn kennen: gar manches, was hinter den Kulissen passiert ist. Die englischen Neigungen für die Erziehung der Kinder, für die Bereitung der Spreisen. Der Dichter von „Was sich der Wald erzählt" war eine so ehrliche, biedere Natur, daß er hauptsächlich wegen der „Anglomanie" nicht allzulange aushielt.

Eine ganz andre Persönlichkeit, die sich aalglatt in die Verhältnisse zu finden weiß, ist Herr von Normann. Er und seine Gattin nehmen die Dinge, wie sie sind, und wenden sich danach. Wenns die hohen Herrschaften allein wären, wenn man mit ihnen immer direkt zu verkehren hätten, ginge es noch — aber man weiß ja, wie viele andre Dinge dazwischen liegen, wie selten in diesen Sphären der schnurgerade Weg eingeschlagen wird. Das Ehepaar von Normann steht sehr freundschaftlich zu Mutter, und sie hat viel Segen stiften können durch das „Sprachrohr" v. Normann, das der Kronprinz sehr gern hat: manche Unterstützung eines armen Invaliden kam dabei heraus, manche Beförderung ehrenwerter Leute im Amt, die lange ungerecht zurückgesetzt waren. Herr v. Normann gilt sonst für einen Fuchs, für das, was Fritz Reuter „Sluusuhr" nennt. Jedenfalls versteht er es, sich nach je der Windrichtung zu drehen. Für Mutter aber war er immer hilfreich."

Von dem Staatsminister Bötticher berichtet er: „Da fällt mir ein, was doch die hohen Stellungen neben ihren Lichtseiten auch für schlimme Schattenseiten haben. Das empfindet mein guter Freund Bötticher, der Staatsminister, recht sehr. Zuerst die heikle Geschichte mit dem Welfenfonds, lieber: Schwamm drüber. Dann das Gesetz mit den Invaliden-Marken, worüber viel räsonniert wird. Mir gefällt die Klebesache auch nicht, und meinem guten Bötticher hat sie den Spitznamen „Der Klebeminister" eingetragen. Er ist ein prächtiger Kerl, und der arme Mann hat viel unter Redereien zu leiden. Daran hat die hübsche Gattin, sein Sophiechen, schuld. Ihre Hoftoiletten, die Feste, der ganze Haushalt mit den vielen Kindern kosten

enorme Summen. Sophiechen ist wie ein junges Mädchen — eine geborene Berg aus Stralsund, ihre Herkunft ist also nicht gerade berühmt, aber sie hatte ein hübsches Lärvchen und auch ein wenig Geld vom Vater, aber im Laufe der Jahre wurde es immer knapper, trotz des Ministergehalts reichte es nicht, und so entstanden peinliche Situationen. Freilich fanden sich hilfreiche Freunde, insbesondere Graf Douglas, der sogenannte Kaligraf.

Ach, was gibt es doch für sonderbare Käuze in der Welt! Graf Douglas ist neuerdings erst gegraft worden. Sein Reichtum stammt aus den Kalibergwerken in Aschersleben. Er hat natürlich keine Ahnen, möchte sich aber für sein Leben gern welche anschaffen. Deshalb macht er gerade eine Reise nach der Heimat des alten schottischen Grafen Archibald Douglas, wird dort nach alten Douglas-Ahnenbildern herumstöbern, und für schweres Geld wird es ihm schon gelingen, sich alte Ahnen aus Kunsttrödelhandlungen zusammenzuschaffen. Er muß erst eine Douglas-Ahnen-Galerie auf einem seiner Schlösser haben, die Bilder werden dann in Prunkrahmen gesteckt, darüber kommt seine neunkugelige Krone, darunter der Name des Grafen soundso, und die Sache ist allright. Ach, wenn man aber den Grafen Douglas sieht! Vornehmheit läßt sich nicht kaufen, so groß auch die Macht des Geldes ist. Jedenfalls läuft halb Berlin zu seinen üppigen Diners. Die Gräfin, auch nur bürgerlicher Herkunft, hat viel Charme — ich trau ihr freilich nicht ganz, sie kommt mir wie ein Kätzchen vor, das wunderlieb, samtweich ist, gegebenenfalls aber auch gehörig kratzen kann. Zwischen Böttichers und Douglas herrscht die allerinnigste Freundschaft. Gräfin Douglas hat Bötticher außerordentlich gern, fast möchte ich behaupten, daß ein bischen Liebe dabei ist, wüßte ich nicht, wie lieb und gut Bötticher zu seinem Sophiechen ist. Bötticher ist einer der reizendsten Menschen, die ich kenne. Darüber kann nur eine Stimme herrschen. Eine andre Heirat wäre sein Glück gewesen, ich weiß auch, daß seine erste Liebe einer edeln und ebenso hochstehenden wie bedeutnden Dame galt. Wir waren in Stralsund sehr viel zusammen und hatten einander wahrhaft lieb. — So sehr Bötticher auch hofiert wird, er bewahrt seinen Freunden die Treue und ist der alte geblieben. Am nettsten sind seine ganz kleinen gemütlichen Abende, wenn er Fritz Reuter vorliest, was er vortrefflich versteht — mit dem richtigen plattdeutschen Tonfall und einer glänzenden Aussprache."

In dem Bande finden sich auch Erinnerungen an gesellschaftliche Beziehungen zur Prinzessin Friedrich Carl, zum Grafen und zur Gräfin Waldersee, desgleichen zu Joseph und Amalie Joachim, zu Adolf Menzel, dem Burgtheaterdirektor Dingelstädt und seiner Gattin, der berühmten Sängerin, den Ministern Rudolf Delbrück, Camphausen und vielen andern.

So ist das Buch geeignet, uns große, mittlere und insbesondere kleine Gestalten aus den letzten Jahrzehnten preußischer Geschichte vertrauter zu machen, Menschen mit kleinen privaten Wünschen und Hoffnungen.

Dr. Ernst Friedegg.

Frauen.

Es war alles so traumhaft in uns.
Nun sind wir erwacht.
Es war alles so still und verweht
Und doch fröhlich, wenn wir gelacht.

Wir warfen das Tändelgewand
Längst achtlos bei Seit'.
Wir streben und lernen und leben
Bewußt und stolz. Doch von Zeit

Zu Zeit — ganz selten und still —
Wird unser Auge umsäumt —
Wir gestatten die Klage nicht
Um den Traum, den wir verträumt.

Miriam Eck.

Karl Bleibtreu:
Das Weib im Leben Goethes und Byrons

Ich habe hier vor kurzem versucht, am Beispiel Friedrichs des Großen und Napoleons den Beweis zu führen, daß das Genie bei Frauen wenig Verständnis findet. Um den Beweis zu vervollständigen, möchte ich mich heute den zwei größten Schöpfern modernen Geistes zuwenden, deren Liebesleben wir genau so gut kennen, wie das Napoleons und Friedrichs des Großen, nämlich dem Verhältnis Goethes und Byrons zum Weibe.

Beide erfreuten sich besonderer äußerer Vorzüge. Bei Goethe scheinen sich die bekannten Herzensleidenschaften seines späteren Lebens (Minna Herzlieb, Ulrike v. Levetzow) auf Platonisches beschränkt zu haben, die seiner Jugend höchstwahrscheinlich auch. Denn für den intimeren Verkehr mit Friderike ist ein Beweis nicht erbracht worden, und die Werther-Erfindung für Lotte Kestner blieb erotisch auf gehöriger Distanz. Bleibt also nur sein Verhältnis für die alternde Precieuse, Frau v. Stein, Mutter zahlreicher Kinder, die sich in einigen wenigen Fällen ihm erotisch hingegeben zu haben scheint. Von wahrer Liebe kann hier gewiß nicht die Rede sein. Denn das bösartige selbstische Verhalten der vornehmen Dame, sobald Goethe sich aus dem unnatürlichen Halb-Verhältnis losmachte und der trauten Vulpius zuwandte, zeugt von recht geringer Beteiligung ihrer schönen Seele an dem Glück, einen Goethe lieben zu dürfen. Unter allen Frauen, mit denen Goethe zu tun hatte, erscheint dem Unbefangenen Christine als die menschlich wertvollste. Eine urgesunde, kreuzbrave, dem gewaltigen Liebhaber und Gatten verehrungsvoll hingegebene Natur voll eigentümlicher weiblicher Klugheit. Das Staunen, warum große Männer sich „einfache" Genossinnen wählen, beruht auf naiver Verkennung der seelischen Unterschiede von Mann und Weib. Das, was beim männlichen Geiste als hervorragend auftritt, wäre beim Weibe Unnatur, und die nach angeblicher Genialität strebende Emanzipierte bietet das äußerste Gegenteil dessen, was beim Weibe genial genannt werden könnte. Der Satz, in Herzensdingen sei das Weib ein Genie, der Mann nur ein Talent, gibt hier eine gute Ahnung der Wahrheit. Die ungebildete Frau

Aja, über die jede moderne Bildungsbestreberin die Nase rümpfen müßte, braucht eben nicht selbst den Faust zu schreiben, doch sie vermag den Faustschöpfer unter ihrem Herzen zu tragen. Desgleichen vermag die hübsche robuste Christine mit dem Herzen ihren Mahadö zu erfassen und ihm zwar keine „himmlischen“, aber irdische Rosen ins Leben zu flechten, hierdurch sein Genie pflegend und so ein Verdienst um die Menschheit erwerbend. Und doch, so weit wir hier gehen, wer möchte behaupten, daß seine Frau und sogar seine Mutter einen auch nur annähernd richtigen Begriff von der einzigartigen Größe dieses Menschen hatten! Sie begriffen ihn sozusagen menschlich als Persönlichkeit, und das ist viel; doch in diesem Sinne hat ja sogar Josefine, in ihrer Weise auch nur eine aristokratische Vulpius anderer Art, ihren seltsamen Anbeter Bonaparte intuitiv erfaßt, wovon ihr merkwürdiger Brief an eine Freundin zeugt. Überhaupt darf man die Geringschätzung einer Staël und Remusat für die ungebildete Beschränktheit dieser Kreolin nicht wörtlich nehmen, wie das allgemein geschieht und womit man mittelbar auch den Großen, der sie liebte, herabsetzt. Man weiß ja, was man von Urteilen der Frauen über andre zu halten hat, und nun gar eifersüchtiger Frauen. „Ach, ich habe ihn zu sehr geliebt, um ihn nicht hassen zu lernen,“ bekennt die Remusat, und die Aufdringlichkeit der dicken Staël schlug nur nach verschmähtem erotischem Anerbieten in lebenslange „ideale“ Feindschaft gegen den „Tyrannen“ um. Bah, die wahre Liebe ist das nicht! Wenn Napoleon diese Damen, die seine Egeria sein wollten, sich fernhielt, so hat er doch wenigstens der Remusat und ihrer ganzen Familie viel Huld bewiesen. Wäre also an ihrer „Liebe“ oder Bewunderung etwas Anständiges gewesen, so hätte nicht Groll verschmähter Erotik sich in gehässiger Medisance äußern können, wie im Klatschbuch der Remusat und in den Invektiven der Staël, mit der Napoleon übrigens lange große Geduld hatte. Kurz, wo immer man die Frauen Napoleon sich nähern sieht — von einer unbekannten Geliebten „Madame X“ wissen wir nur, daß Taine in seinem Napoleonpamphlet sich auf deren unpublizierte Memoiren beruft —, erscheinen sie im übelsten Lichte. Hassen oder auch verraten konnten ihn die Männer (fast durchweg die unanständigen), aber nie bekundeten sie eine solche Respekt- und Pietätlosigkeit wie die Weiber, die ihn teils verrieten, teils aus brutalstem Egoismus als „Egoisten“ verleumdeten. Man lese die Memoiren des Staatsrats Pasquier, eines Antibonapartisten, oder des Generals Foy, eines Republikaners: mit welcher freimütigen Bewunderung sie trotzdem des Gestürzten gedenken. Das Köstlichste leistete übrigens Frau Bernadotte, sitzengebliebene Braut des Hauptmanns Bonaparte, die ihrer Herzenskränkung, eine solche Karriere verfehlt zu haben, in Sticheleien auf die „Alte“ (Josefine) und vor allem in ununterbrochenen Intrigen gegen ihren einstigen „Geliebten“ Luft machte, während

Napoleon aus Rücksicht auf sie den perfiden unfähigen Bernadotte protegierte und wiederholt schonte.

Nun kommen wir zu dem Genialen, dem man einen fragwürdigen Nimbus von Donjuanerie und Frauenbezwingung angedichtet hat, weil die männliche Phantasie — und nur diese wird ja mit Druckerschwärze propagiert — es sich nicht anders denken konnte. Schön wie ein Traum, vornehm nach Geburt und Haltung, weltberühmt, obendrein vom Zauber des Rätselhaften, Geheimnisvoll-Dämonischen umgeben, ein Genie besonderer Art, ein inspirierter Apollo, zugleich ein Sänger und ein Held — wir müssen die Frauen dem Dichterlord Byron zu Füßen gelegen haben! So denkt der Mann, der naiv das Weib nach einer mehr oder minder idealen Schablone beurteilt und meint, der Poet an und für sich sei schon ein Frauenidol. Welcher Irrtum, den die Biographien fast aller Dichter und Künstler Lügen strafen! Man denke nur an Dante, Milton usw.

„Dieses blasse Gesicht ist mein Schicksal!“ wird als typischer Ausruf britischer Ladies beim Anblick Byrons zitiert. Welche Übertreibung! So rief eben bloß die exaltierte Lady Lamb, die gleichzeitig nach der ersten Begegnung mit Byron das Verdikt abgab: „Schlecht, verrückt und gefährlich“, was freilich auf sie selbst vorzüglich paßte, jedoch dem von Grund aus edeln Dichterlord gegenüber an den Spruch mahnt: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir.“ Diese erprobte Ehebrecherin verfolgte den Schönen mit ihrer sinnlichen Leidenschaft, bis er sie ganz durchschaute und ihr den Laufpaß gab, worauf sie einen infamen Schmähroman „Glenarvon“ losließ und ihn als Satan schilderte — wohlgemerkt gefahrlos, nach dem Ehescheidungsskandal, wobei die abgeschüttelte Mätresse natürlich ihre Kusine, Lady Byron, als Märtyrerin anschmeichelte. Dies wäre Nummer Eins, wo aber steckt Nummer Zwei in der Leporelloliste des gefeierten Salonlöwen? Mühsamster Forschung gelang nicht, auch nur ein zweites Verhältnis Byrons in London aufzustöbern. Auch während der Haroldfahrt blieb es bei rein platonischen Beziehungen, und der geniale engelschöne Jüngling hinterließ nirgends tiefere Spuren in Frauenherzen. Um gleich vorzugreifen: sein späteres angebliches Lasterleben in Venedig beschränkt sich auf eine ganz kurze Periode und zwei Fornarinas, die ihn mit derselben schmutzigen Glut beglückten, wie sie ein beliebiger anderer Forestiere genossen hätte, besonders wenn er reich und schön war. Außerdem beschenkte ihn noch eine liederliche englische Miß, Schwägerin Shelleys, in Genf mit einer natürlichen Tochter Allegra, eine hübsche, aber ganz gewöhnliche Person, die sich geradesogut einem andern Lord an den Hals geworfen hätte. Die grüne Jugendeselei vor der Haroldfahrt, von deren Ausschweifung man geheimnisvoll munkelte, das ist nun zum Entzücken gar! Der „Harem“ Junker Harolds

schrumpft höchst monogamisch auf eine einzige (sonst unbekannte) Person ein, und das Wort monogamisch gewinnt hierbei noch einen ominösen Wörtlichkeitssinn, wenn unsere eigene Theorie darüber stimmt. Diese Unbekannte, welche den jungen Lord in Männerkleidern zu begleiten pflegte (der Page in Lara) und von ihm wegen ihrer verblüffenden Ähnlichkeit als Bruder ausgegeben wurde („Sie glich von Antlitz mir, von Haar, von Auge, in allem selbst bis zu der Stimme Ton war sie mir ähnlich", heißt es im Manfred, dessen wahren geheimnisvollen Untergrund man so gröblich als dichterisches Inzestbekenntnis mißdeutet hat), spielt neben Lady Byron und Theresa Guiccioli die einzige nennenswerte Rolle seines so überaus spärlichen Liebeslebens. Ein schönes Mädchen unteren Standes, die sich in ihn aus der Ferne verliebte und ihn in London um „Rat" anging, ob sie zur Bühne gehen solle, erhielt von ihm die nobelste Hilfe, aber nicht den kleinsten erotischen Brosamen. Die Damen des Highlife aber, die ihn begönnerten, wie die schöne Gräfin Jersey, ließen sich nicht täuschen. Sie schienen instinktiv zu folgern: das ist ein Wesen höherer Art, aber kein Mann im landläufigen Sinne, und nur richtige Männer taugen für weibliche Bedürfnisse. Diese Auffassung stimmt auch ganz mit der unglücklichen Jugendliebe Byrons zusammen, als er seine Angebetete (Mary Chaworth) verächtlich lachen hörte: „Glaubst du denn, ich mache mir was aus dem lahmen Jungen?!" In der Tat scheint Byrons Lahmheit den Weibern wichtiger gewesen zu sein, als sein Antlitz, das spirituell schönste, das man wohl je auf Erden sah, selbst so kühle Beobachter wie Walter Scott zur Begeisterung entflammend („Nie entsprach jemand so sehr dem Bilde, das man sich von einem inspirierten Dichtergotte macht.") Nun schildert zwar die Gräfin Guiccioli in ihren „Erinnerungen an Byron" den bezaubernden Eindruck, den sie empfing, als sie ihn zum ersten Male erblickte. Auch posierte sie nach dem Tode ihres Abgotts als seine wahre Witwe. Allein, so rührend der Byronkultus ihres Buches wirkt, wissen wir doch heute, daß der romantische Nimbus, mit dem man dies fünfjährige Verhältnis umwob, auf Illusion beruht. Byron war sich über die Oberflächlichkeit und geistige Unbedeutendheit seiner italienischen Geliebten völlig klar, und wie wenig sich zuletzt seine Gedanken mit ihr beschäftigten, zeigt sein gleichgültiges Schweigen in Missolunghi, wo in der Sterbestunde nur der Name seiner wirklichen Gattin auf seinen Lippen schwebte. Wer aber Byrons Edelsinn kennt, ahnt zur Genüge, daß er von der Tiefe ihrer Liebe recht geringe Begriffe hatte, und sieh da, wir sehen diese Dichtergeliebte nicht anders handeln als die Napoleongeliebten. Die so sentimental Posierende heiratete später einen französischen Marquis, der sie feierlich unter Freunden vorzustellen pflegte: „Ma femme, ancienne maitresse de Lord Byron." So bleibt unser Suchen nach einem Weibe, das einigermaßen

tiefere Empfindung für ihn nährte, seltsamerweise auf jene beschränkt, die ihm angeblich das schlimmste Leid antat. Es muß arg um Byrons Liebesleben bestellt sein, wenn wir seine geschiedene Frau als die einzige erachten, die ein Verständnis für die Größe des Mannes hatte. Ich mag hier nicht meine mehrfach verfochtene Enthüllungs-Theorie erörtern, wonach die unglückliche Lady Byron völlig in ihrem Rechte war, nur aus gänzlich anderen Gründen, als die klatschhafte Welt ahnte. Nach meiner Meinung hat nämlich Byron jene Unbekannte seiner Jugendperiode geheiratet aus reinem Edelmut, hielt sie für gestorben während seiner Haroldfahrt (Liedercyklus „Am Thyrza") und wurde erst später nach seiner Verheiratung unsanft aus diesem Traum geweckt. Die näheren Umstände, wie und wann Lady Byron davon Kunde erhielt und wann er selbst — wohl erst nach der Scheidung —, entziehen sich unserem Wissen. Jedenfalls erscheinen beide Frauen in wenig idealem Lichte. Wenn die erste sich für tot ausgegeben hatte, durfte sie sich nicht plötzlich später wieder mit ihrem legitimen Kinde melden; wenn die zweite auch tief empört sein mochte, sich so als Mutter eines illegitimen Bigamie-Kindes zu fühlen, so wußte sie doch zweifellos, daß Byron nicht wissentlich diese Schuld auf sich lud. Die strenge Härte ihres Vorgehens, das tödliche Schweigen über ihren Scheidungsgrund, das den noch nichts ahnenden Gatten zur Verzweiflung brachte, das geflissentliche Unwidersprochenlassen der infamsten Inzestverleumdung, deren Ungrund sie kannte und deshalb mit Byrons verleumdeter Halbschwester stets in engster Freundschaft verblieb, das noch an ihrem Lebensende verübte Versteckenspiel mit der Beecher-Stowe, deren zudringliches Ausfragen sie durch zweideutiges Ausweichen indirekt zu kecksten Schlüssen verleitete — das alles ist wenig schön. Dagegen dürfte stimmen, daß sie vom „göttlichen Genius ihres verewigten Gatten" stets in Ausdrücken liebevoller Bewunderung sprach. Alle legendären Anekdoten des Gegenteils sind erlogener Klatsch, wie sie überhaupt eine hochgebildete und selbst poetisch veranlagte Person gewesen ist. Und wenn man erfährt, daß sie seinem Andenken unverbrüchlich treu blieb, obschon sie nicht einmal ein volles Jahr mit ihm zusammengelebt hatte und ihr langes Leben fortan großen Wohltätigkeitswerken widmete, hochbetagt immer noch als „Lady Byron" ihre Tage beschließend, so erscheint sie uns unter allen Frauen, die mit Genies enge Verbindung hatten, noch als die achtungswerteste. Trotzdem aber, welcher Mangel an Ehrfurcht, an wahrem Verständnis, an selbstloser Aufopferung für ein höheres Wesen! So sehen wir stets dasselbe Schauspiel: entweder völliges naives Unverständnis für die Bedeutung des genialen Menschen oder eine bis zu schamloser Untreue gesteigerte Pietätlosigkeit, die im Genie nur den Mann sieht, und zwar einen sexual nicht verlockenden, sogar innerlich abstoßenden. Weil das Genie notwendigerweise in einer höheren

Sphäre lebt und immer Sachliches (Begrifflich-Gedankliches) erstrebt, steht das ganz im Persönlichen aufgehende Weib ihm fremd gegenüber.

Wir leugnen freilich nicht, daß sich auch Ausnahmen von der Regel finden können, wo die Frauen für einen Genialen sofort Sympathie empfinden und sogar rührende Hingebung entfalten. Bei derlei hochzuverehrenden Ausnahmeerscheinungen wird jedoch klar werden, daß dann gewisse Nebeninstinkte des Weibes sich auslösen, vor allem der Mutterinstinkt, das Bemuttern eines Unpraktischen oder Verkannten, eine unsexuelle Zuneigung für Güte und Gemütsweichheit, wie sie hier und da dem genialen Intellekt sich paart. Immer aber ist es dann die menschliche Persönlichkeit, an die sich solche Frauenliebe knüpft. So begriff die dicke Mathilde nie, daß ihr Henry Heine ein berühmter großer Mann, sondern nur, daß er „gut" sei. Man darf sich also durch scheinbare Ausnahmen nicht täuschen lassen. Weit entfernt, mich misogynen Verzerrungen eines Weininger oder Laura Marholms Anschwärzung des eigenen Geschlechts anschließen zu wollen, alle weiblichen Tugenden in Ehren haltend, behaupte ich nur: die so poetisch besungene Sexualität ist ihrem Wesen nach antigenial, geistige Zuneigung ein antisexualer, daher antifeminer Zustand.

Nichts wäre irriger, als aus dieser bitteren Auseinandersetzung eine irgendwie misogyne Tendenz herauslesen zu wollen. Dies liegt mir um so ferner, als ich jede solche Anschauung für kleinlich und höchst unphilosophisch halten würde. Das Weib hat eben im Haushalt der Natur andere Gesetze zu erfüllen als der Mann. Alle Irrungen über das Wesen der Frau, alle Vorwürfe gegen sie entspringen dem uralten Mißverständnis des Mannes: sie, die richtige Mutter Erde, sei nicht Gäa, sondern Urania. Erst konstruiert man einen Engel, und wenn dann die Flügel fehlen, schwefelt man von einer Sphinx, während das ganze Rätsel in dem Ödipusworte liegt: . . . aus einem Punkte zu kurieren." Dies wollen wir nicht einmal zynisch, d. h. bloß physiologisch gemeint wissen, sondern psychologisch: das Weib erfüllt seine Aufgabe und seine Natur in der Fähigkeit, zu lieben. Wohlgemerkt aber, sehr irdisch zu lieben, mit gesundem Realismus, wie es die Erhaltung der Art will. Ob das Weib von vornherein nicht polygamisch und nur der Mann polygamisch angelegt sei, läßt sich keineswegs sicher entscheiden. In der Tierwelt merkt man nichts davon, und wo dort das Männchen einen Harem hält und seine Weibchen eifersüchtig überwacht, liegt nur gerade so brutaler Zwang eines gewaltsam angemaßten Herrenrechts vor, wie beim Menschen. Daß beim normalen Weibe manche physiologischen Ursachen tatsächlich eine keuschere Zurückhaltung verlangen und hieraus auch psychologisch sich ein zäheres Festhalten an Monogamie entwickelt haben mag, möchte ich zugeben, obschon Zyniker es leugnen.

Eine tiefe Leidenschaft ist ohnehin ihrem Wesen nach monogamisch, und die Frauen sind eben fähiger zu tiefen Leidenschaften als Männer. Flatterhaftigkeit, wie man sie fälschlich für die Frau verallgemeinert, oder berechnende Kälte in der Erotik zeigen bei der Frau schon etwas Unnormal-Männliches. Umgekehrt verdient der Wahn männlicher Ideologie, das Weib als Madonna und Venus Urania anbeten zu wollen, kein Mitleid, weil auch er aus dem Egoismus entspringt, wie der Frauenlästerer Weininger treffend darlegte. Es ist ja bequem, für die eigene polygamische Sündhaftigkeit Absolution bei einem künstlich erträumten Ewig-Weiblichen makelloser Reinheit zu suchen. Nun sind aber Männer und Frauen unendlich differenziert, das Allgemeinwort „die Frau" wirkt im Munde der Männer ebenso komisch wie „der Mann" in den Federübungen weiblicher Blaustrümpfe. Es gibt sehr viele polygamisch angelegte Frauen, selbst wo es nie tätlich zur Erscheinung kommt, die sich seufzend in die Ein-Ehe mit einem gleichgültig Gewordenen fügen, und auch manche monogamischen Männer, bei denen Geist und Gemüt so überwiegen, daß die polygamische Neigung der Sinne ihnen nichts anzuhaben vermag. Gerade weil nun jeder Geniale etwas Weibliches (Gebärendes) in sich tragen muß, scheint er im allgemeinen weit eher zu tiefer Leidenschaft fähig, als andere Männer. Bei unsern großen Beispielen steht außer Frage, daß Napoleon (Josefine), Goethe (Frau v. Stein), Byron ursprünglich viel tiefer, d. h. monogamischer liebten als ihre Ideale und nur die erkannte Wertlosigkeit der Angebeteten sie davon befreite. Die verfluchte traditionelle Phrasenhaftigkeit der Männer im Erotischen hat zwar kürzlich wieder ein Machwerk von Marcel Prévost gezeitigt, worin die „edle" Polin Walewska dem „Egoisten" Napoleon gegenübertritt, als ob der Poetaster nie von der Polin unwürdiger eilfertiger Heirat gehört hätte. Durch derlei läppische Unwahrhaftigkeiten wird immer wieder ein Legendenschleier gewoben. Man wende nicht ein, daß eine Wertlosigkeit in allen Einzelfällen vielleicht auf Zufall beruhe. Bei anderen Frauen wäre das Ergebnis genau dasselbe geblieben. Wir wollen auf die meist tragikomischen Liebesabenteuer eines Rousseau, Richard Wagner usw nicht anspielen Man frage aber einmal jeden Genialen, der ausnahmsweise von Frauen leidenschaftlich geliebt wurde, ob er dies seiner Genialität zuschreibt, oder jede der betreffenden Frauen, ob sie auf seine Genialität Wert legten. Bei gründlicher Verneinung würden die Frauen sogar naiv gestehen, daß sie entzückt wären, wenn dies wegfiele. Höchstens fühlt sich davon ihre Eitelkeit anfangs gekitzelt, nicht aber, wenn sie den Mann wirklich lieben. Und das ist gar nicht auffallend, weil die Frau einen Herrschinstinkt der Sexualität im Leibe trägt, sich als gewaltige Elementarmacht fühlt und die Erotik für das einzige weltbewegende

Lebensgeheimnis hält. Naiv und instinktiv sagt sie sich: Genie hin, Genie her! Ich als Mutter Erde, als reale Sexualität, bin wichtiger und mächtiger als alle idealen Genietaten.

Wer rechten Lebenseinblick gewann, wird Eduard Engels Schmähungen gegen Frau von Stein ebenso belächeln, wie den entrüsteten Widerspruch der Goethephilologen, die erneut jene kindisch selbstische Narrerei bekunden, sich erträumtes Frauenideal nicht rauben lassen zu wollen. Die gute Stein war mit Recht empört, daß der geblendete Genius sich endlich die Augen rieb und nun frisch nach gesundroher Sexualbefriedigung griff, statt nach ungesunder, mit ideologischer Selbsttäuschung geschwängerter. Wenn man die Frauen zu etwas macht, was sie nicht sind und nicht sein sollen, sie anschwärmt „der du von dem Himmel bist“, indessen sie stärker als der Mann an der Erde kleben, so trägt man nur selbst die Schuld. So fälscht z. B. Mantegazzas fade Süßlichkeit widerlich in der Gegenüberstellung, wie selbstisch der Mann und wie selbstlos die Frau liebe. Hier werden rein künstliche Verstrickungen der sozialen Entwicklung als Natursymptome ausgelegt. Freilich, bei dem größeren Liebesbedürfnis der Frau und ihrer gefesselten sozialen Lage kommt unzählige Male vor, daß sie mit verzweifelter Selbstverblendung, nach dem Satz: „In der Not frißt der Teufel Fliegen“, einer frivolsinnlichen Scheinliebe zum Opfer fällt. Denn der Mann, meist umsonst nach seinem Ideal suchend, greift bei seiner größeren Bewegungsfreiheit auch verzweifelt nach Surrogaten, und da kann man sich nicht wundern, wenn er dabei die Rechte seiner Selbstsucht wahrt. Wo er aber wirklich liebt, mit Leib und Seele, steht er der Frau an Treue nicht nach. Nur eins stimmt: daß die Frau, wenn sie wirklich liebt — Scheinliebe zwingt sich ihr genau so auf, wie dem Manne durch zufälligen Kausalnexus —, sie der Stimme der Natur hingebender und ausschließlicher gehorcht als der Mann. Ihre naive Einheitlichkeit verbietet ein Auseinanderhalten von Sinnlichkeit und Gemütsliebe, wie der Mann es kennt. (Das Phänomen, daß er gleichzeitig die Eine sinnlich, die Andere seelisch liebt.) Deshalb haben beide recht und beide unrecht, die behaupten, das Weib sei sinnlicher, oder umgekehrt weniger sinnlich als der Mann. Platonische Liebe ist dem Normalweib (wohl zu unterscheiden von jenen 25 bis 50 Prozent heutiger verkehrter Kulturweiber, die laut Sexualmedizin im bestimmten Punkte geschlechtlich indifferent sind) unbekannt und zuwider, daher der phantastische Madonnenkultus nur das Ewigweibliche schändet und beleidigt. Dagegen verschmilzt bei ihr, wenn sie wirklich liebt, die Sinnlichkeit so mit der Liebe, daß die eine als bloßes Begleitmoment sich der andern völlig unterordnet. Sie erstrebt dann nicht mehr den Sinnengenuß wie der Mann, es sei denn vorübergehend anfangs aus physiologischen Zwangsgründen. Jede Messalina ist ein unnormales Mannweib,

während die Frauenschwärzungen von Schopenhauer bis Weininger hierin das Urweib suchen. (Natürlich gibt es viel mehr unbewußte seelische Messalinen, als man glaubt, doch der Prozentsatz dürfte trotzdem nur ein geringer sein, geringer als bei konträrsexualen Neigungen beiderlei Geschlechts, so wie auch die männlichen Don Juans nur eine Ausnahme bilden.) Nun wird aber der Mann durch seine sonstige Lebensaufgabe von so ausschließlicher Hingabe an die Liebe abgezogen, die auch nicht seiner Mannheit entspricht, weil diese ihn mehr auf Kampf als behaglichen Genuß hinweist. Und dies steigert sich natürlich ungemein beim Genialen und Helden. Wenn also die Frau sonst seufzend fürlieb nimmt, daß sie dem geliebten Mann nicht „alles“ sein kann, so wird ihr Haß gegen die sonstigen Lebensinteressen des Mannes verzehnfacht, sobald sie beim geistigen Schöpfer oder Tathelden auf ein unbekanntes Land stößt, zu dem ihr jeder Zugang fehlt, das aber „ihres“ Manne wahre Heimat vorstellt. Will man also ganz gerecht sein, so wird man die Scheu, allmählich den Abscheu des weiblichen Egoismus vor der festgemauerten, in sich verschlossenen, unnahbaren Ichsucht des Genialen begreifen. Denn ist er wirklich genial und heldisch, so läßt er ein Dilemma in der Wahl: opfere deine Liebe oder dein Werk! gar nicht zu. Das Werk steht ihm tausendmal höher. In diesem Sinn hatten die Frauen stets recht, über „Egoismus“ der Genialen zu klagen. Man denke an Miltons Gattin, die ihm schon nach den Flitterwochen ausriß, weil er ein langweiliger Pedant und gräßlicher Egoist sei! Lenaus und Grillparzers verschrobene impotente Minne machte die Frauen zum leidenden Teil. Wenn Goethe sein Klärchen dem Egmont nachstreben läßt, so hat er eben in diesem liebenswürdigen Bonvivant weder einen echten Helden noch einen schöpferisch Genialen konterfeit. Das abscheuliche Papierdeutsch des 5. Aktes bringt einen fremden ungesunden Zug in die lebensvolle Wahrheit des übrigen, denn „die Freiheit“ ist nie Egmonts Geliebte gewesen, hat nie „sein Klärchen“ bei ihm verkürzt, und so trifft nichts von unsrer sonstigen These für dies poetische Beispiel zu.

Adolf Wilbrandt:

Cornelia

Schluß

„Was will ich denn, als was du willst? Also die Bruderhand." Er nahm ihre entgegenkommende Hand; er neigte sich, um sie zu küssen; dann schüttelte er aber den Kopf. „Nein, das nicht. — Nur so!" Er drückte ihre Hand an seine Brust. „Damit du fühlst, wie mein Herz für dich schlägt."

Sie lächelte ein wenig: „Daß es schlägt, das fühl' ich wohl."

„Ganz und nur für dich! — — Also gute Nacht."

Weich, gerührt gab sie es ihm zurück: „Gute Nacht!"

Er ging zwei Schritte; dann blieb er stehn. „Holla! Da ging ich beinahe ohne alles fort. Muß ja noch im Pavillon meine — —"

Er kam zurück; er trat auf die Schwelle; blickte noch einmal hinaus. „Horch, wie sie singt. — O, wie schön ist die Nacht. Wie das Mondlicht zaubert. Warum trennen wir uns denn gar so früh? Bis acht kannst du ruhn. Wenn wir noch eine Viertelstunde auf der Bank da säßen . . . Oder sagt die Herrin Nein?"

„O nenn' mich nicht Herrin, ich bitte dich. Mag's nun nicht mehr hören. Nein, ich sag nicht Nein. Eine Viertelstunde. O sag mir, wie es werden wird!"

Sie saß wieder nieder; er setzte sich zu ihr. „Wie es werden wird? Ein Paradies wird es werden; wenn wir dem Gott in uns gehorchen und mit freiem, großem Sinn seinen Willen tun! Diese Frau hat doch ein edles Herz; wenn sie dich sieht und hört, wenn deine Seele sich vor ihr auftut, wird sie im Geist vor dir niederknien. Und sie wird dir sagen: Nimm ihn! Du und nur du bist für ihn geschaffen!"

„Ach — ich bin so wenig. Aber sie soll nur sagen: nimm ihn —"

„Mit einem Schwesterkuß wird sie es dir sagen. Wie ich dir jetzt so gern mit einem Bruderkuß sagte: ja, nur du, nur du bist für mich geschaffen!"

„Bitte, laß, laß, laß," sagte sie mit sanftem Vorwurf. Sie suchte dann zu lächeln: „Brüder küssen nicht."

NORD UND SÜD

Ein spanisches Frauenportrait (angeblich von Velasquez) Rembrandt-Gravüre

„Küssen sie nicht?"
„Nein."
Er legte zwei Finger auf seinen Mund: „Ihr Lippen, dann geduldet euch! — — Wie wunderbar mild, wie süß ist die Nacht. Letzte Juninacht. Der Frühling ist gegangen, aber der blühende, glühende Sommer ist da. Er durchschwült die Luft. Er geistert wie edler Wein im Blut. Fühlst du das auch?"
Cornelia nickte. „So schwül."
„Wie ein heißes Lächeln ist's. Wie sie dazwischen schmettert und flötet, unsere Nachtigall! — Kann man das hören, ohne daß das Herz auseinandergeht? — Du glückliche Nachtigall. Dich erregt wohl auch die Nacht, und das kleine Herz, die Liebe, aber dich befreit dein Gesang. Uns befreit hier nichts! — — Sag ich „uns"? Ich tumbes Kind. Die hier neben mir sitzt, die quält ja nichts. In der ist's kühl wie das Mondeslicht. Schwesterkühl. Und was den Bruder quält, das fühlt sie nicht!"
Cornelia stand auf. „Ich bitt' dich, ich bitt' dich, sei still. Oder sonst — Gute Nacht! — Was hast du versprochen?"
„Hab' ich was versprochen? O mein Gott, hätt' ich's nicht getan Diese Nacht! Diese Nacht! Sie macht mich verrückt!"
„Eh sie — eh sie auch mich verrückt macht, geh. Schau mich nicht so an, ich bitte dich. Ich hab' an dein Wort geglaubt wie an Gottes Wort. Willst du mir's nicht halten?"
„Ich will's halten, ja. Schick mich nur nicht so ungnädig fort; sitz' noch einmal in Frieden bei mir!" Er zog sie auf ihren Platz zurück; sie saß still und stumm. „Wie soll ich denn schlafen in dieser Nacht? Ich werd' gar nicht schlafen. Ich werd' hier draußen liegen — auf der Bank — im Gras — im Mondschein — wenn du gegangen bist. Wie ein verbannter Königssohn in der Wüste, so werd' ich hier liegen."
„Ich beschwöre dich — hör auf. Du schlägst mir mit jedem Wort aufs Herz. Du wolltest fort, in die Vorstadt gehn; hast du das vergessen?"
„Ach," seufzte er, „wie du mich mahnst und mahnst. — Aber deine Stimme wird weich; — weich wie diese süße Nacht. Wer hat auch ein Herz in der Brust und bleibt da wie ein Marmelstein? — Letzte Juninacht. Noch eine von den kürzesten; beinah so kurz wie das Glück. O, schenktest du mir ein wenig Glück! Fühl doch, wie die Luft, wie das Laub, wie das Licht erzittert — wie wenn alles verlangte nach Glück. Wie wenn's von den Bäumen herunterflüsterte: Versäumt sie nicht, die kurze Nacht! Verpaßt nicht das Glück!" Er faßte ihre zuckende Hand. „Ach, wie sie zittert, deine warme Hand. Laß — mein Mund soll ihr —"
Sie sprang auf, ihm die Hand entreißend. Wie wenn sie um Hilfe riefe, rief sie in die Nacht hinaus: „Vater! Vater! Vater!" Ihre wilden

Augen stierten in die Luft: „Ich hör' seine Stimme. Vater — Vater!"

„Unsinn. Du träumst," sagte Karl, durch ihre überlauten Rufe doch etwas geschüttelt. „Ich höre nichts —"

„Dort steht er!" rief sie, in die Büsche starrend. „Im Dunkel dort. Sein Gesicht! Es leuchtet —"

„Nur ein Mondesstrahl. Nichts, nichts. Komm zu dir!"

„Er winkt mir. Er ruft mich ja. „Dein Gelöbnis!" ruft er. „Dein Gelöbnis!" ruft er. Seine Augen winken!"

„Heiliger Gott! Es ist nichts." Karl faßte wieder ihre Hand, mit aller Vorsicht, zart, brüderlich; er streichelte sie; allmählich ward sie ruhiger. „Armes, verstörtes, blasses Liebchen," sprach er wie zu einem erregten Kind an sie hin; „fasse dich; komm zu dir! Schau fest hin. Nur der Mond in dem schwarzen Dickicht. Niemand winkt, niemand ruft." Er strich ihr sanft, leise, schmeichelnd über das Gesicht; „ja, nun wird's in den Augen still. Der Traum, der darin gespensterte, der ist fort. Sie sehen wieder hell und klar! — — Aber weißt du — so verlass' ich dich nicht. Nein, mein armes Kind, da drinnen allein, mit diesen Aengsten und Gesichten, lass' ich dich heut nicht. Nein, ich bleib' bei dir! Dein Schutz. Irgendwo da drinnen ist wohl noch ein Platz. Dein Kamerad, nun fürs ganze Leben!"

Sie starrte ihn an, als wollte sie sagen: hab' ich recht gehört? „Ich — versteh dich nicht," sagte sie, als sie Worte fand. „Weißt du nicht mehr, was wir abgemacht haben?" Sie deutete mit dem bleichen Finger ins Gebüsch: „Was ich ihm gelobt hab?"

„Süßes Kind," erwiderte Karl, wie man eine Verstörte zur Ruhe spricht; er glaubte noch immer an seinen Sieg. „Ja, ich weiß es noch. Aber sei ruhig. Fasse dich! Ueber so ein Gelöbnis geht die Liebe weg. So ein Gelöbnis ist wie der Mondscheintraum, den du eben träumtest. Unsere Liebe, Kind!"

Jetzt fuhr er aber doch zusammen, als sie wieder aufsprang; „Vater! Vater!" schrie sie, als stände der vor ihr. „Vater! Du hast recht! Du, du, du hast recht!" Sie raffte ihren Mantel auf, der ihr früher von den Schultern geglitten war, und stürmte hinweg. Doch sich noch einmal zurückwendend rief sie: „Lügner! Verführer! Verderber! Jetzt seh' ich dir ins Herz. Ich hasse dich! Ich verachte mich!"

„Nein, nein, nein," stieß er hervor, die erste Betäubung abschüttelnd, „so nicht. So entflieht man mir nicht." Er lief ihr nach und ergriff sie am Arm. „Du bleibst! Du hörst —!"

„Kein Wort mehr mit dir — du Ungeheuer!" Sie riß sich los, sie stieß ihn mit all ihrer Kraft zurück, daß er taumelte und zu Boden stürzte. Als er wieder aufrecht stand, hörte er, wie sie die aufgeschlossene Gartentür von draußen wieder zuschloß.

* * *

Es war heller Tag, nach dieser kurzen Nacht viele Stunden schon. Johanna, mit grämlich verschlafenem und unausgeschlafenem Gesicht, trat in des Professors Arbeitszimmer; sie hatte Staubwedel und Wischtuch in der Hand, hielt aber den gedankenschweren Kopf gesenkt, ohne aufzublicken. Sie ging zum Fenster und öffnete es. Als sie zurückkam, um abzustauben, sah sie, daß auf dem Schreibtisch, in dem vollen Tageslicht, eine Kerze brannte, tief herabgebrannt. Sie wurde völlig wach vor Schreck. Nun sah sie erst, in seinem Arbeitslehnstuhl saß der Professor, mehr liegend, seitwärts weggesunken. Er schlief. „Großer Gott!" entfuhr ihr. So hatte sie ihn noch nie gesehen.

Darüber wachte er auf. Er sah schlaftrunken umher und in Johannas fahles Gesicht. „Was ist? — Wo bin ich denn? — Hier?"

„An Ihrem Schreibtisch, Herr Professor," stammelte Johanna. „Und das Licht da — beinahe in den Leuchter hineingebrannt. Sind hier eingeschlafen!"

„Ja, ja. Und schon heller Tag." — Herwarths heimlicher Gram erwachte wieder; er stand auf und wandte sich wie von ungefähr ab, fuhr sich durch das verwilderte Haar. „Hab sie brennen lassen. Bin so eingeschlafen."

„Gar nicht zu Bett gegangen. O du meine Güte!"

Er löschte das Licht. „Die Arbeit, Johanna. Ich blieb so lange bei der Arbeit auf. Und dann — — Wie spät ist es denn?"

„Spät, spät, Herr Professor! Ich bin ja auf den Tod erschrocken, als ich aus dem Bett stieg und auf die Uhr sah. So spät bin ich ja wohl noch nie aus den Federn gekrochen, seit ich beim Herrn Professor bin! Hab mich verschlafen wie 'ne junge Dirn'; schäm' mich ordentlich." Sie verzog die Brauen, um aus ihrem geheimen Kummer Aerger zu machen: „Das kommt von dem verdammten — — von dem verwünschten Wachen; wenn man die halbe Nacht so daliegt und nicht schlafen kann!"

„Sie auch nicht —"

„Nein, ich auch nicht. — Und nun wird alles zu spät. Bitte um Vergebung!"

Herwarth tat das durch eine Gebärde ab. „Ist die Post schon da?"

„Ja, Herr Professor. — Nur Zeitungen. Liegen auf dem Frühstückstisch."

„Sonst ist — nichts gekommen?"

„Sonst ist nichts gekommen. — Ach, Herr Professor —!" — Sie unterdrückte einen Seufzer, der schon lange herauswollte; es lag ihr etwas auf der Zunge, sie traute sich nur nicht. Die Wohnungsglocke schlug an.

„Es läutet," sagte er und stand auf.

„Ja. — — Wird wohl auch nichts sein."

Johanna schlich hinaus. Was sollt's denn auch sein? dachte Herwarth und warf eine unsinnige Hoffnung weg. Das ist aus. Kein Wiederkommen! — Es schüttelte ihn. Er fuhr sich mit der Hand über die müden, etwas entzündeten Augen, die sich, wie in der Nacht, wieder feuchten wollten. Sie irrten nach oben; du! dachte er, du Geist der Welt, du namenloser — den man sich doch immer wieder wie ein Lebendiges denkt. Jetzt hab' ich auf der Welt nur noch dich; stehe so grausig verlassen da. Hab' ich's falsch gemacht? Hab' ich mein Kind zu sehr zur Freiheit, ohne Zwang erzogen? Ich dachte: so ein edles, reines, starkes Geschöpf wie die! Vorbild, Freiheit und Liebe, dacht ich ... Nun bin ich irre an mir — und möchte weinen wie ein Kind. Ich bin so tief gebeugt, du Namenloser ...

Er fühlte sich zum Sterben gebeugt.

Johanna kam zurück: „Ach, verzeihen Sie, Herr Professor. Ob er nicht ein paar Augenblicke mit Ihnen sprechen könnt'. Doktor Wurzer nämlich. Es wär' ihm so wichtig, sagt er. Er will dann gleich wieder gehen."

Herwarth sah an sich hinunter: noch ungewaschen und ungepflegt! — „In Gottes Namen," antwortete er nach kurzem Zögern, flüchtig seufzend; Johanna ging. Was will der schon wieder? dachte er. Nach dem Mädel fragen! — Mit jäher, grimmiger Entschlossenheit knöpfte er den Rock über der Brust zusammen: darüber wie ein alter Römer hinweg!

„Guten Morgen, teuerster Herr Professor," sagte Wurzer, der nach schüchternem Klopfen und kräftigem „Herein" ins Zimmer trat. „Sind Sie böse, daß ich Ihnen so früh ins Haus falle? Ich hatte keine Ruhe. Und vielleicht, dachte ich, ist es Ihnen auch erwünscht, zu hören — zu wissen —"

„Was bringen Sie?" fragte Herwarth mit offenherziger Ungeduld.

„Vor zehn Minuten hab' ich Lettow auf der Straße gesehen; er schien vom Bahnhof zu kommen. Ist Jakobi abgereist? fragte ich. Er sah mich wieder so merkwürdig an — lauernd oder mißvergnügt oder nur verschlossen — ich weiß nicht. „Möglich!" sagte er. „Kann wohl sein!" — Erlauben Sie, sag' ich und verwundere mich; Sie, seine rechte oder linke Hand, sein Allesmitwisser, Sie werden doch wohl auch die Kleinigkeit wissen, ob er abgereist ist oder nicht! — „Na, ich mag's ja auch wissen," sagt er; es gehört nur zu meinen Gewohnheiten, daß ich nicht auf jede neugierige Frage die richtige Antwort gebe; warum auch. Hab's eilig; guten Morgen!" Damit warf er mir noch einen Blick zu — feindlich oder höhnisch oder — — jedenfalls unheimlich — und bog um die Ecke."

„Ja — und was schließen Sie daraus? Was sollen Sie oder ich dabei denken?"

„Liebster Herr Professor — Sie entschuldigen. Fräulein Cornelia ... Ich ging gestern abend fort, als das Fräulein zu Ihnen herunterkam. Das geht mir nun alles ruhelos im Kopf herum. Ist mit Fräulein Cornelia — irgendwas geschehen?"

„Was soll denn geschehen sein? Sie schläft wohl noch. Hab' sie noch nicht gesehen. Ich sitze hier über der Verfassungsgeschichte der alten Römer ...."

Mich ruhig sprechen! dachte Herwarth; er begann im Zimmer langsam auf und ab zu gehen, die Hände auf dem Rücken. „Mein nächstes Kolleg hat noch damit zu tun; oder zwei. Ist doch eine wunderbare Zeit! ein wunderbares Volk! Diese heißblütigen, leidenschaftlichen, noch wenig von der Kultur gezähmten" — er lächelte — „noch sehr unphilosophischen Menschen, mit welcher Disziplin, welcher Manneszucht kämpfen sie sich durch all diese harten, grimmigen Verfassungskämpfe durch! Die Plebejer, das Volk, was für Leute. Wie fest und wie männlich besonnen steigen sie so nach und nach zur Mitherrschaft hinauf! Es fließt kein Blut, es —"

Draußen schlug wieder die Glocke an. Herwarth durchzuckte es. Er horchte.

„Aber erlauben Sie, Herr Professor —"

„Bitte, still," fiel ihm Herwarth ins Wort. „Einen Augenblick! — Es könnte nämlich sein, daß —"

Furchtbar erregt, mit aller Macht dagegen kämpfend, ging er zur Tür, um besser zu hören; es sauste ihm aber in den Ohren, er hörte nur dieses Sausen, sonst nichts. Was soll denn kommen? fuhr er sich an. Doch er horchte wieder. Eine Depesche vielleicht? von ihr? Oder sonst 'ne Botschaft? — Verrückte Phantasien, dachte er, sich plötzlich hervorbrechenden Schweiß von Stirn und Schläfen trocknend. Fassung! Steh fest, steh fest! — Er kam von der Tür zu Wurzer zurück. Halb sinnlos, aber nur im Fluge lächelnd zuckte er die Achseln: „Ja, so geht's, so geht's. Es ist nichts gekommen."

„Sie erwarten etwas —"

„Ja. — Ja, ja, ja. — Wobei waren wir?"

„Sie sprachen von der Disziplin, der Besonnenheit —"

„Dieser alten Römer. Bewundernswert! Eine so lange Entwickelung voll Streit und Haß ohne Mord und Totschlag —"

„Aber Sie erlauben," warf Wurzer ein. „Der Volkstribun, der ermordet wurde —" Er suchte seinen Namen. „Der —"

„Gnäus Genucius. Allerdings. Wenn die Geschichte ganz so —"

Herwarth fuhr zusammen und horchte wieder. „Mir ist, als ob — — Hat's nicht wieder geläutet?"

„Ich habe nichts gehört."

„Haben nichts gehört . . .“ Herwarth zerwand vor Erregung sein Taschentuch. „Kurz, sie waren jedenfalls ein männliches, sich beherrschendes Volk, diese alten Welschen!“

„Aber die Dezemvirn, Herr Professor; der wilde Appius Claudius. Der sich dann im Gefängnis das Leben nahm —“

„Ja, und Spurius Oppius. Aber die andern wilden Kerle mit ihm, die sich nicht das Leben nahmen, die wurden nur in die Verbannung geschickt! — Immer vorausgesetzt, daß nicht sagenhafte —“

Er horchte wieder. Dann wanderte er unruhig hin und her.

„Und Virginius, Herr Professor! Der seine eigene Tochter erstach.“

Herwarth zuckte; es lief ihm ein Schauder über die Haut. „Nun ja,“ entgegnete er, wie auf dem Katheder, sich zusammennehmend. „Guter Doktor, was sollte er tun? Um ihre und seine Ehre zu retten. Hätten Sie das nicht auch getan?“

„Hätten Sie's getan?“ fragte Wurzer.

„Um sie vor der Gewalt zu retten? Guter Doktor, gewiß.“ — Er trocknete sich wieder den Schweiß von den Schläfen: die Erinnerungen dieser Nacht durchwetterten ihn. — „Anders — anders läge der Fall ja, wenn keine Gewalt im Spiel war — wenn die Tochter, nehmen wir an, freiwillig zu dem andern wollte — —“ Er lachte auf: „Entschuldigen Sie den Pleonasmus: „freiwillig wollte“! — Wenn Vater Virginius gedacht hätte: sie rennt in ihr Verderben — sie hätte aber schon ihren eigenen, freien Willen gehabt —“

„Entschuldigen Sie. Hatte sie den im alten Rom?“

„Einmal angenommen — ein „Problema“, wie der Patriarch bei Lessing sagt. Durfte auch dann der Vater töten? Ist er mehr als ein Mensch? Bin ich Gott? Kann ich hinter den Vorhang schauen? in die letzten Falten? — Vielleicht führt ihr falscher Weg sie doch auf den rechten. Vielleicht wandelt sie in ihrer Unschuld mit schlafwandelnder Sicherheit am Abgrund vorbei. Vielleicht — wer kennt all die „Vielleicht“!“

„Sie sprechen im allgemeinen, theoretisch —“

„Gewiß!“

Jetzt läutete die Glocke draußen. Der Unglückliche erzitterte wieder. Er wollte zur Tür; er kämpfte, er blieb stehn. Es trat ihm aber doch etwas auf die Lippen: „Diesmal hab' ich doch wohl richtig — —“

„Sie meinen das Läuten?“ fragte Wurzer.

„Ja.“

„Ja, jetzt hat's geläutet. — Wollen Sie hin und sehn, ob's gekommen ist?“

„Was — was soll denn gekommen sein?“

„Was Sie erwarten, Herr Professor.“

„Ja, ja." Herwarth erzwang ein heiteres Lächeln: „Aber wie ein Philosoph erwarte — wie ein Philosoph. Sprechen wir nur ruhig unsere Sache weiter — unsere Sache weiter. Wenn — der alte Virginius —"

Er erschrack: es klopfte an die Tür. Er ward stumm.

„Herr Professor," sagte Wurzer, „es hat geklopft."

„Ich höre. An der Tür. — Das war Johannas Finger — den kenn' ich. — Was hat die jetzt zu klopfen? Warum?"

Es klopfte wieder. Herwarths Augen wurden groß und größer; er regte sich aber nicht.

„Wollen Sie nicht Herein rufen?" fragte Wurzer verwundert. „Es hat schon wieder geklopft."

„Ja. — Man muß wohl rufen. — — Herein!"

Johanna trat in die Tür. „Ach, Herr Professor" — es ging eine unverständliche Bewegung über ihre Züge — „entschuldigen Sie, wenn ich wieder störe. Es ist — gar so dringlich. Es möchte nämlich jemand durchaus zu Ihnen —"

Sie sprach nicht weiter. Herwarth hatte auf ihre Hände gesehen, sie waren leer; das enttäuschte, das reizte ihn. „Jemand, jemand," sprach er ihr nach. „Sie bringen nichts?"

„Was sollt' ich denn bringen, Herr Professor? Nein."

„Was will dieser Jemand? Was will der? Warum bringen Sie seine Karte nicht?"

„Ach — Sie kennen ihn." Johanna warf einen schrägen Blick auf Wurzer: „Er möcht' aber mit Ihnen allein — — darum bittet er."

„Darum bittet er. Warum nennen Sie seinen Namen nicht?"

Aus der alten Hanne brach es heraus: „Ach, Herr Professor, Sie kennen ihn!"

Herwarth stierte sie an, stierte auf die Tür. Eine Erregung durchströmte ihn, die er ganz umsonst zu bemeistern suchte. Mit wild fragenden Augen trat er auf sie zu; „Johanna! Johanna!" stammelte er.

„Bitte, gehn Sie dort hinein," sprach Herwarth plötzlich zu

„Bitte, gehen Sie dort hinein," sprach Herwarth plötzlich zu Wurzer hin, auf die Tür zum Speisezimmer weisend, keine Farbe mehr im Gesicht. „Gehn Sie dort hinein. Gehn Sie dort hinein."

Wurzer war schon draußen. Herwarth packte Johanna am Arm, sie schrie leise auf. „Heraus mit der Sprache! Wer ist's?"

„Sie zerbrechen mir ja den Arm, Herr Professor —"

„Ich sterbe ja. Wer ist es?"

„Ihre Tochter ist es —"

Herwarth schrie auf: „Cornelia! Cornelia!" Er stürzte zur Vorplatztür und riß sie auf: „Cornelia!"

„Vater!" klang's von draußen.

Sowie er die Stimme hörte, kam ein entsetzliches, entnervendes Grauen über ihn; er wich ins Zimmer zurück, bis er gegen den Schreibtisch stieß. Er sah Cornelia, sein Kind, in der Tür erscheinen; es lag so ein tiefer Ernst auf dem jungen, von Gefühlen überfüllten Gesicht. „Nein, nein, nein!" rief er und schüttelte abwehrend die Hand, seine Augen schließend. „Nein, nein!"

„Vaterle! Vaterle!" rief Cornelia, kam zu ihm und sank auf die Kniee hin. „Da bin ich wieder. O verzeih mir! Verzeih mir, Vater!" Sie griff nach seiner Hand.

Johanna schlich leise hinaus. „Wie kommst du mir wieder?" sagte Herwarth und öffnete die blassen Augen. Ihn schüttelte das Grauen wieder: „Nein, nein!"

„Als dein Kind komm' ich wieder," sagte Cornelia; nun verstand sie erst. „O starr' nicht so, Vaterle. Deinem Kind ist nichts geschehen!" Sie zeigte ihre leeren Hände; „mein Handtäschchen — mein Handtäschchen hab' ich ihm gelassen; sonst nichts. Du warst dort, mein Vater! Du, in all deiner Macht, du bist mir erschienen, du hast mir beigestanden, du hast mich errettet!"

„Ich bin dir erschienen —"

„Dein Bild. Im Gebüsch. Im Mondlicht. Du warst ja mit mir hinausgegangen; hab's nur nicht gewußt! Und während ich auf dem dunklen Weg mit dir haderte, wie ein krankes Geschöpf mit dem Schöpfer hadert — da war doch deine Seele in meiner Seele — hab' es dir gelobt. Hab's geloben müssen —"

„Geloben müssen. Was hast du —? Ich fass' es noch nicht. Aber du bist da. Steh auf. Da bist du. Mir braust es in den Ohren vor Glück!"

„Deine Hände, Vater!" Sie griff danach, sie wollte sie küssen.

„Kind! Steh auf, steh auf!"

„Nein, laß mich noch so. Ich muß dir noch sagen . . . Ich war krank, Vater! Ich bin gesund! — Ach, hätt' ich mit deinen Augen gesehen. Ich hab mir aus einem Teufel einen Engel gemacht." Sie legte sich eine Hand auf die Brust: „Oder hier! hier! Hier war etwas von dem Teufel. Ein Feind! Hab' an den geglaubt, nicht an dich. Bis ich da draußen in dem wilden Garten — — O mein Gott, mein Gott!"

Er neigte sich gerührt über sie; nahm und hielt ihre beiden Hände. „Hat man dir die Augen aufgerissen? Hast einen schweren Kampf gekämpft?"

Cornelia nickte: „Hab gerungen, Vater. Du hast mich gerettet!"

„Du dich selbst —"

„Mit dir! — Und als dann der Morgen kam — eh' es Tag ward, Vater — draußen vor dem Tor — da hab' ich am Wald gelegen, in

der tiefen Stille; mich zu Tode schämend — mich zu Tode weinend. Cornelia Herwarth! Lag die da? Konnte das deinem Kind geschehen? — Dort hab' ich oft als Mädel gelegen, geträumt, phantasiert, gedacht; so einig mit meinem Gott und mit dir. Nun lag ich da — o wie anders! Viele Stunden lang. Bis ich ganz wieder bei euch war, meinem Gott und dir. Ach, nehmt mich wieder auf! Laßt mich weiterleben! Mich schämen, mich grämen, aber nach eurer Liebe ringen — sein und dein Kind!"

Herwarth zog sie empor und umschlang sie fest; als hätte ein Wunder, ein noch nicht zu begreifendes, ihm ein neues Kind geschenkt. „Nein," sagte er dann, sich selber widersprechend, sie an sich drückend, „du bist meine alte Cornelia! — Ich hab dich. Ich lebe wieder. Ich will wieder leben mit dir!"

Sie legte seine Hand auf ihr Herz. „Hier ist niemand, niemand als du!"

Ende

Lebensschule und Schulleben

Weitere Antworten auf unsre Rundfrage.

M. v. R. v. Heydebrand und der Lasa:

1. Ich glaube, daß die Deutschen der Gegenwart im allgemeinen an einer Überwertung der Bildungsfragen kranken.

2. Ich stelle mich dem Streben, auch die praktischen und liberalen Berufe mehr und mehr zu akademisieren, nicht sympathisch gegenüber.

Ich halte Ihre Umfrage für sehr bedeutsam, denn ich schätze die Schule sehr, noch mehr aber das Leben.

R. Goethe (Darmstadt).

Zu den gestellten Fragen gebe ich folgende Antworten:

1. Ganz gewiß.

2. Ich bin ein entschiedener Gegner dieses Strebens und erblicke in ihm eine schwere Gefahr für unser Volk und seine Zukunft.

3. Ich bin überzeugt, daß mich zeitraubende Hochschulbildung in der Erfassung meines in erster Linie praktischen Berufes wesentlich gehindert haben würde.

Bankier Alfred Loewenberg.

Auf Ihre drei Fragen, welche mir als überaus wichtig erscheinen, erwidere ich folgendes:

Zu 1. Wenngleich ich dem Bestreben, die wirkliche „Bildung" (schon ein zweifelhafter Begriff) zu verbreiten, selbstredend sympathisch gegenüberstehe, so glaube ich tatsächlich, daß jetzt die Deutschen im allgemeinen an einer Überwertung der Bildungsfrage kranken.

2. Entschieden nein!

3. Ich habe die bezügliche Tatsache nicht bedauert; der etwaige Mangel an juristischen Kenntnissen läßt sich ergänzen; wird übrigens durch die Erfahrung in der Praxis schnell genug geheilt. Wer offene Augen und Liebe zum Beruf und zur Arbeit hat, kommt m. E. schneller vorwärts als der akademisch Gebildete.

Nachdem ich selbst ein humanistisches Gymnasium hier besucht, habe ich meinen einzigen Sohn auf ein Realgymnasium gebracht, nicht durch Zufall, sondern aus reiflicher Überlegung.

Arbeit von der Pike auf und möglichster Aufenthalt in fremden Ländern scheint mir für die „heutige Bildung" das Allerwichtigste.

Wunschgemäß beschränke ich mich auf diese kurzen Ausführungen, wäre aber sonst in der Lage, noch reiches Material für meinen Standpunkt aus meiner eigenen Erfahrung heraus herbeizuschaffen und vorzügliche Beispiele zu benennen.

Landtagsabgeordneter Franz Buhl.

Leider muß ich nach der ganzen Fassung Ihres Schreibens annehmen, daß ich mit meinen Ansichten über das mindestens sehr Wünschenswerte einer möglichst guten allgemeinen Bildung in der Minderheit bleiben werde. Vielleicht ist es eine gewisse Vorliebe für historische und künstlerische Interessen, die ich gerade bei der ländlichen Muße nicht missen möchte, die mich zum eifrigen Humanisten stempelt.

Auch das rein Formale der klassischen Bildung scheint mir gerade im politischen Leben nicht ohne Bedeutung zu sein. Selbstverständlich werden begabte, energische Naturen diesen Mangel später ausgleichen können, wie ja eine Fülle von Beispielen beweist.

Viel bedenklicher scheint mir eine gewisse Art von Halbbildung zu sein, die auf das ihr beschiedene Maß von Wissenschaft besonders stolz zu sein pflegt. Daß das Berechtigungswesen eine Menge von Übelständen nach sich zieht, kann wohl kaum ernstlich bestritten werden. Es verursacht ja die bedauerliche Überfüllung der sogenannten „besseren" Schulen, schlimmer ist noch, daß ihm zuliebe unbegabte oder doch für „höheres" Studium nicht geeignete Schüler von Klasse zu Klasse mühsam mitgeschleppt werden müssen.

Durch das Interesse für meinen Beruf als Weingutsbesitzer bin ich auch mit vielen ausländischen Fachgenossen besonders der romanischen Nationen zusammengekommen, und habe gerade in diesem Verkehr die Gemeinsamkeit der klassischen Bildung stets schätzen gelernt. Auch habe ich dabei nie gefunden, daß der nur technisch Geschulte hier dem akademisch Gebildeten wesentlich überlegen gewesen wäre.

Aber um eins habe ich allerdings die romanischen Nationen, Italiener wie Franzosen, stets beneidet, um den leichteren Verkehr zwischen „Gebildeten" und „Ungebildeten", und darin scheinen wir Süddeutschen zu den Norddeutschen noch voraus zu sein. Ich möchte also nicht so sehr eine Überwertung der Bildungsfragen beklagen, als

einen gewissen Bildungshochmut, der aber gerade bei Leuten mit umfassender Bildung seltener aufzutreten scheint, als bei Halbgebildeten oder nur technisch Gebildeten.

Am Ende möchte ich doch nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, wie hohe Anerkennung unsere Fachbildung gerade im Auslande findet, und wie oft mir Ausländer versichert haben, daß sie gerade wegen der gründlichen Vorbildung Deutsche mit Vorliebe anstellen.

Adolf Woermann (†):

Ich glaube, daß die Deutschen der Gegenwart im Allgemeinen an einer Überwertung der Bildungsfrage kranken.

Ich bin sehr dagegen, auch die praktischen und liberalen Berufe mehr und mehr zu akademisieren.

Ich bin ein Mann ohne akademische Bildung und obgleich ich früher als junger Mann sehr bedauerte, keine akademische Bildung zu besitzen, bin ich im Laufe meines Lebens durch die praktische Erfahrung zu der Überzeugung gekommen, daß die Hochschulbildung mir wenig genützt haben würde, um im Leben vorwärts zu kommen.

Ich habe dagegen die Erfahrung gemacht, daß das praktische Lernen im allgemeinen die Hochschulbildung vollständig ersetzt. Wenn ich in meinem Leben auch viel mit Leuten zu verkehren hatte, die auf einer Hochschule gebildet waren, so habe ich eine solche Ausbildung doch nicht entbehrt, sondern gefunden, daß das praktische Leben und besonders die Reisen, welche ich in früheren Jahren unternommen habe, mir einen vollständigen Ersatz gegeben haben.

Franz Beyel:
Großstadt und Theater in Paris

Ein gewisses Aufsehen hat jüngst eine Broschüre erregt, die den Niedergang Berlins als Theaterstadt verkünden will. Manches mag darin übertrieben sein, vieles ist zweifellos richtig. Auf alle Fälle hat man das Wort Niedergang mit Bezug auf Berliner Theaterkultur in letzter Zeit mehr als einmal aussprechen hören. Sollte wirklich Berlin an dieser Misere schuld sein? Ich glaube viel eher die Großstadt als solche, die in ihrer Entwicklung mit Naturnotwendigkeit bestimmte Mißstände hervorbringt, im Theaterwesen so gut als anderswo. Heißt sie nun Berlin oder Paris. Man studiere die Theaterkultur irgend welcher Großstadt, und es werden sich überall so ziemlich dieselben Entwicklungen herausfinden lassen. Großstadtsymptome da wie dort. Vielleicht national maskiert, aber im Grunde international, wie die moderne Großstadt selbst.

Wenn ich im folgenden gerade die Pariser Theaterverhältnisse nach dieser Richtung hin untersuchen will und dabei meine Eindrücke von der diesjährigen Saison, die ja noch nicht zu Ende ist, mitsprechen lasse, so tue ich es aus dem Grunde, weil Paris, als eine der ältesten Theaterstädte, auf jahrhundertelange und glorreiche Traditionen zurückblickt und heute noch bei vielen Menschen für die Theaterstadt par excellence gilt.

Wie wirkt das mächtige Gebilde, der Riesenorganismus, den wir die Großstadt Paris nennen, auf die französische Theaterkultur? So fragen wir. Und weiter: zerstören diese Einflüsse der Größe und Masse das spezifisch Französische, sind sie vermögend, das eigenartige und einzigartige Pariser cachet zu internationalisieren? Bringen überhaupt diese Großstadtzüge eine Vertiefung oder eine Verflachung des theatralischen Lebens mit sich? Denn daß die Großstadtsymptome Gefahren in sich bergen, auf alle Fälle, und als bedauerliche und unerwünschte Zeichen zu betrachten seien, ist doch von vornherein noch keine ausgemachte Sache.

Wenn es zu den Annehmlichkeiten einer Großstadt gehört, daß sie eine reiche Auswahl der mannigfachsten Theater zur Welt bringt, so ist Paris in dieser Beziehung ganz besonders gesegnet. Paris besitzt vielleicht verhältnismäßig mehr Theater und theatralische Vergnügungsetablissements als irgendeine Stadt der Welt. Und hat es von jeher besessen. Nicht nur weil in diesem einzigen Zentrum eines ganzen Landes zu allen Zeiten ein vornehmes und ästhetisch fein gebildetes literarisches Publikum gesessen hat, sondern vor allem, weil die Menge derjenigen, die siebenmal in der Woche einen vergnügten Abend zubringen wollen, hier ganz besonders groß ist. Und die Verschiedenheit des Geschmackes und der Bedürfnisse dieser aus allen Ländern zusammengeströmten frohen Schar bedingt eine ebenso reiche Verschiedenheit der Unterhaltungsstätten. Man sehe sich einmal das Menu für einen Abend an, auf den Litfaßsäulen, die einzig für theatralische Affichen reserviert sind oder in der „Comoedia", dieser täglich erscheinenden Theaterzeitung — nebenbei gesagt auch ein Vorteil einer Theatergroßstadt —. Neben den großen staatlich subventionierten Theatern, die das Repertoire klassischer und moderner Schauspiele und Opern in mustergültiger Weise zur Darstellung bringen und die ersten Theater Frankreichs heißen, finden wir eine Unmenge von mehr oder minder literarischen Bühnen, die jeden Abend dieselbe Novität spielen. Dazu kommen Lustspieltheater jeden Genres, die kleinen Sommertheater in den Champs Elysées oder außerhalb der Stadt — ja sogar der Eifelturm besitzt seine Bühne. Wenn wir etwas Witziges, aber spannend Aufregendes sehen wollen, so gehen wir, was wohl jeder Fremde in Paris einmal tut, in den „Grand Guignol". Und erst der Montmartre mit all seinen Theatern bis zum schmutzigsten Cabaret! Die Pariser Theaterkultur ist ein ausgedehntes Kapitel. — — —

Die Aufführungen, an den besseren Bühnen wenigstens, sind fast durchweg gut, die der modernen Gesellschaftsstücke sind es immer. Ich wundere mich nicht darüber, in einer Großstadt. Aber darüber wunderte ich mich, daß ich allerdings nur ganz wenige schlechte Schauspieler fand, aber auch nur ganz wenige vom Schlage einer Irene Griesel oder eines Moissi. Auf alle Fälle brauchen sich unsere Bühnen vor den französischen nicht zu schämen. Eines freilich ist — leider — wohl unnachahmbar: der Charme und die elegante Grazie in Wort und Geste, die man nur in Romanen findet. Und dieser liebenswürdige Charme, der sich in der ganzen Aufführung, in der Ausstattung, der Innendekoration, den Toiletten zu erkennen gibt, verleiht dem Pariser Theater etwas Entzückendes, Reizvolles und zugleich echt pariserisches. Hier ist eben mehr als eine luxuriöse und prunkvolle Aufmachung, wie sie uns jedes Großstadttheater bietet, mit mehr oder weniger Geschmack. Nicht von heute oder gestern ist er, dieser graziöse Chic. Er ist von altersher in Paris zu Hause,

NORD UND SÜD

Max Slevogt:
Frauenraub

auf den Boulevards so gut wie im Privatgemach, im Geschäft und in der Ausstellung, aber ganz besonders glänzend und geschmackvoll auf der Bühne. Es ist wahr, er verbreitet nicht selten einen falschen Schein; er funkelt und täuscht. Aber ist eine schöne Illusion [illegible] eine angenehme und erfreuliche Täuschung? Auch ändert es am Werte dieser eleganten Grazie nicht das geringste, wenn sie, wie leicht zu verstehen ist, dazu geführt hat, daß man ein Stück weit eher nach der Art, wie es serviert wird, als nach seinem poetischen Schalle bewertet, daß nachgerade die Umhüllung mehr gilt als der Inhalt und daß es letzten Endes der Schneider und der Dekorateur ist, der ein Drama recht eigentlich kreirt und von dem der ganze Erfolg abhängt. Wer ist hier schuld daran, der, die oder das Publikum? [illegible] weiß es nicht. Vielleicht beide. Auf alle Fälle möchte ich den Chic nicht missen, der zu den paar wenigen Sachen gehört, die einen in Paris daran erinnern, daß man eben in Paris ist und in keiner anderen Stadt.

Man weiß, daß sich der Franzose durch ein unglaublich starres Festhalten am Hergebrachten auszeichnet, was es auch sei. Teils aus Pietät, teils aus Faulheit. Um etwas Neues einzuführen, braucht es unendliche Mühe und Geduld. Aber was einmal durchgedrungen ist, das bleibt auch. Man erinnert sich, wie viele Jahre es brauchte, bis Wagner in Frankreich Eingang fand. Heute hört man an der großen Oper dreimal in der Woche Wagner! — Die neue Richtung auf dem Gebiete der Regie- und Bühnenkunst, die vereinfachende Stilisierung der Dekoration nach raumkünstlerischen Prin-
Theater teils nicht oder will es nicht kennen. Einzig das Théâtre
zipien und was dergleichen Dinge mehr sind, kennt das Pariser
des Arts, das dieses Frühjahr „let frères Ramaracov“ nach dem gleichnamigen Romane Dostojewskis aufführte, hat einen Weg nach der modernen Richtung eingeschlagen. Ich gestehe etwas offen, ich habe die Reliefbühne in Paris niemals vermißt. Was ich aber vermißt habe, das ist jene behagliche, stimmungsvolle und hygienische Einrichtung der Theater, wie sie eine Großstadt gewöhnlich mitzubringen pflegt; sowie jene einfache und praktische Regelung des Betriebs, wie sie in Deutschland Brauch ist. Mit einigen wenigen Ausnahmen, ich nenne die Theater Réjane, Apollo und Femina, die neusten, sind die Pariser Theater, man verzeihe mir den Ausdruck, alte und staubige Rumpelkasten, in denen man wenig bequeme Sitzplätze und ebensowenig Sauberkeit findet. Die Garderobenverhältnisse, die handschriftlich ausgefüllten Eintrittskarten und so manches andere hat sich jedenfalls seit hundert Jahren wenig geändert. Die einzige großstädtische Errungenschaft, die sich einige Theaterbetriebe angeeignet haben, ist die zweifelhafte Annehmlichkeit, zwischen zwei Akten die neuesten Depeschen aus Marokko oder von irgendeinem Fußball-Match serviert zu kriegen. Daß man aus dem entzückenden

Feenlande des „Oiseau bleu" so jählings in die prosaische Welt der Zeitungsneuigkeiten gestürzt wurde, ist eine qualvolle Geschmacklosigkeit, die ich im Théâtre Réjane nicht erwartet hätte. Aber eben: Geschäft ist Geschäft. Und Theater ist ebenfalls Geschäft. Das kommt einem in Paris so recht zum Bewußtsein, wenn man in den Zeitungen die Kassenresultate verkündet findet. Fast täglich liest man irgendwo: das Theater soundso hat am letzten Samstag und Sonntag — sagen wir 25 000 Franken eingenommen, gewiß der sicherste Beweis für die Trefflichkeit des dort aufgeführten Stückes! Also: wenn ein Geschäft große Einnahmen macht, so muß — nicht etwa der Inhaber viel verdienen — sondern die Ware gut sein! So folgert der Pariser. Oder vielmehr: so wird ihm gefolgert! Wer den Vorteil aus dieser Rechnung zieht, ist natürlich die Theaterkasse.

Ich freue mich mehr über eine volle Theaterkasse als über den vollen Kassenschrank einer Bank. Zweifellos. Und wenn ein Theaterleiter ein guter Geschäftsmann ist — neben anderen Qualitäten natürlich — so finde ich das ganz in der Ordnung. Auch darin sehe ich keinen gewichtigen Nachteil, daß sich ein Theater ein wirkungsvolles Stück aussucht und dieses sorgfältig und mit irgendeiner Größe in der Hauptrolle einstudiert, um es dann Abend für Abend womöglich die ganze Saison hindurch zu spielen. Man bekommt auf diese Weise mustergültige Aufführungen zu sehen und ermangelt, in einer Theatergroßstadt, der erwünschten Abwechslung nicht. Viel schwerwiegender scheint mir die Frage, ob sich der dramatische Autor in seinem Schaffen durch das großstädtische Theater mit seiner Rücksichtnahme auf Publikum und Kasse beeinflussen läßt und ob dem wirklichen Dichter, der nur seinem künstlerischen Gestaltungstriebe und nicht dem Gelüste der Masse folgt, die Bühne der Großstadt verschlossen bleibt. Hier liegt doch wohl der Angelpunkt des ausgedehnten Themas, das man in die Worte Großstadt und Theater zusammenfassen könnte. Sollte die Lösung so schwer sein? Ich denke an die Pariser Theater des Jahres 1911. Da sind soundso viel Stücke, Schwänke und Operetten, leichte und pikante, mitunter sehr geistreiche und hübsche Sachen, von denen man ganz genau weiß, daß sie nur für die Bedürfnisse des Publikums zusammengezimmert sind. Und für was für ein Publikum? Jedenfalls für kein literarisches, sondern für eins, das ins Theater geht, um sich zu amüsieren. Soll ich diesen Leuten einen Vorwurf machen, wenn sie einen vergnügten Abend haben wollen? Und warum soll ich ihnen, die für die tragische Geste eines Klassikers doch kein Verständnis haben, nicht irgendeine leicht verdauliche Kost vorsetzen, etwas Dummes aber Lustiges, ein Ausstattungsstück oder ein Operettchen? Man kann eine künstlerisch ungebildete Masse nicht zu ästhetischen Feinschmeckern erziehen. — Und was den Wert solcher „Stücke fürs Publikum" anbelangt, so genügt die Feststellung, daß sie mit Kunst eben nicht ge-

rade viel zu tun haben. Und ihre „Dichter" nennen wir lieber Theatermacher.

Betreten wir das eigentliche Theater im alten Sinne des Wortes, das Theater fürs literarische Publikum, wo man nebenbei gesagt auch den bildungsbeflissenen Fremden und den Provinzler antrifft. Man hat das Großstadttheater angeklagt, es verringere das Publikum mit wirklich künstlerisch literarischen Bedürfnissen und züchte einen sensationsgierigen Theaterpöbel groß. Zweifellos gibt es in der Großstadt ein unkünstlerisches Theaterpublikum — und es macht sicher den größeren Teil der Theaterbesucher aus — dessen Schaulust zahllose Bühnen mit kluger Berechnung zu befriedigen streben; aber ebenso sicher besitzt eine Großstadt, gerade weil in ihr ja für alles Raum ist, auch ein literarisches Publikum und eine literarische Bühne. Und wo sieht ein solches Publikum seine hohen künstlerischen Anforderungen glänzender erfüllt als in der Großstadt? Ist ihm nicht einzig in der Großstadt eine lebendige und tätige Entfaltung möglich! Wird sich nicht die relativ beste Bühne in der Großstadt befinden? Und diese Großstadt will man zum Heile des literarischen Publikums verwünschen?

Vielleicht eher als jede andere Großstadt besitzt Paris ein ästhetisch fein gebildetes und wirklich literarisches Theaterpublikum, das nicht nur die Premièren besucht, sondern sich auch das klassische Repertoire in Schauspiel und Oper aufführen läßt. Ist es nicht bewundernswert, mit welcher Liebe und Hochachtung der Franzose von seinen großen Dichtern spricht, auch darin freilich seinen beharrlich konservativen Sinn verratend? Es ist bezeichnend, daß ein junger Dichter vom Publikum beinahe zerrissen wurde, als er sich diesen Winter in einer Conférence einige mißfällige Bemerkungen über Racine erlaubte. Und ebenso rührend wie der Respekt vor den Klassikern ist die Verehrung, mit der das Publikum die Laufbahn eines talentvollen Schauspielers verfolgt. Ich sah Berühmtheiten von der Comédie française, in deren Stimme und Auftreten sich ein hohes Alter bedenklich zu erkennen gab, die aber trotzdem, eingedenk ihres jahrzehntelangen, glorreichen Rufes, wahrhaft königliche Huldigungen entgegennehmen durften. Ein großer Schauspieler ist in Paris ein König. Und erst eine bedeutende oder wenigstens nur hübsche Schauspielerin?

Doch ich wollte weder vom Publikum noch von Schauspielern reden. Ich wollte ein paar Novitäten dieser Saison Revue passieren lassen und sie auf Großstadtluft untersuchen. Vielleicht das schönste und merkwürdigste Stück, das diesen Winter in Paris aufgeführt wurde und erfreulicherweise noch immer vor vollem Hause gespielt wird, ist so unliterarisch wie möglich und zugleich so unendlich fern vom Großstadtgetriebe: der „Oiseau bleu" von Maurice Maeterlinck. Und trotzdem ein Stück, dessen komplizierte Aufführung nur in einer

Großstadt möglich ist. Moskau, London, Paris. Und da wie dort ist das Großstadtpublikum entzückt von dieser märchenhaften Zauberdichtung, die eigentlich für Kinder geschrieben zu sein scheint, die aber so tief und reich und schön ist, daß wir mit fröhlichem Herzen zu Kindern werden, um lauschen zu dürfen. Brauchen wir uns zu schämen? Ist es ein schlechtes Zeichen für ein modernes Theaterpublikum? — Und wenn wir uns der Oper zuwenden, es ist zweifellos die eigenartigste und schönste Novität dieser Saison wiederum ein Stück von Maurice Maeterlinck, zu dem Claude Debussy eine wundervolle und ganz moderne Musik geschaffen hat. Ich meine „Pelléas et Mélisande", ein Stück ganz lyrisch und ganz einfach, vor grauen Zeiten spielend und länderweit entfernt von jeder Großstadtluft. Und wiederum fand diese Schöpfung, von der Opéra comique in mustergültiger Weise zu Gehör gebracht, einen warmen und herzlichen Beifall und hinterließ in zahllosen Aufführungen tiefe Eindrücke. Und dies beim Großstadtpublikum. — — —

Ich weiß, Maurice Maeterlinck ist kein Dramatiker, aber ein seltener und starker Poet. Die Mehrzahl der Pariser Dichter sind zum Teil sehr talentvolle und sehr geschickte Dramatiker, aber nicht immer Poeten. In die vorderste Reihe dieser Schar möchte ich Henry Bataille stellen. Sein neuestes Drama „L'enfant de l'amour" leuchtet da und dort von wirklich dichterischen Stellen, die packen und mitreißen. Warum läßt er nur am Schlusse alles so wohlmeinendbehaglich und gut spießbürgerlich ausklingen? Eine Konzession ans Publikum? Schade. — Ein glänzendes und elegantes Spiel, ein lebhafter und witziger Dialog, und dazu eine spannende Handlung sind vermögend, im „Tribun" von Paul Bourget und in den „Marionnetten" von Pierre Wolff eine gewisse innere Leere zu verstecken, für den Augenblick wenigstens. Und nicht viel anders verhält sichs mit dem „Vieil homrue" von Georges de Porto-Riche oder dem neuesten Stücke von Henry Lavedou, das er „Le goût du vice" betitelt hat und so manchen anderen, deren Namen zu nennen wenig Wert hat. Treffliche Qualitäten im einzelnen (zwar auch nicht immer), aber im Ganzen mangelt die große Schöpferkraft, die dichterische Phantasie, das wahrhaft künstlerische Formungsvermögen.

Soll die Großstadt daran schuld sein? Gewiß nicht. Sie kann nicht Naturkräfte wegnehmen. Aber lassen sich diese Dichter doch nicht von dem Fordern und Feilschen, dem Weben und Wünschen der Großstadt beeinflussen, herabdrücken, unterjochen? Nun, wenn sie in gewissenloser Weise dem Theaterpöbel ihre Ware liefern, wie sie vom Besteller verlangt und am besten bezahlt wird, so sind es keine echten Dichter. Ich weiß, es gibt deren viele, die den lockenden Versuchungen einer gewissen Großstadtbühne nicht widerstehen können. Aber gehen uns die hier etwas an? Doch die oben Genannten, die alle zu den echten und wahrhaftigen Dichtern gehören wollen? Sie

entlehnen der Großstadt ihre Figuren und Allüren, ihr Milieu und ihre Strömungen. Ihre Stücke spielen im modernen Salon. Wenn möglich soll in jedem Stücke ein Telephon, ein Engländer und ein Ball vorkommen (letzteres schon der Schneiderin wegen). Tut das irgend etwas zur Sache? Ich glaube, wenn der Dichter ein wirklicher Künstler und Gestalter ist und dem Stück lebendigen Odem einhaucht, so sind das flitterhafte Äußerlichkeiten, die dem inneren Werte nichts anhaben können. Die Großstadt schadet dem genialen Dramatiker nicht. Sie füllt im Gegenteil sein Inneres mit unendlich reichen und mannigfaltigen Bildern und Gestalten an. Sie gibt ihm Frische und Modernität. Ist das nicht ein Vorzug?

Ich sah Dichter, die ihre Stoffe aus der Vergangenheit herholten, aus der französischen Revolution zum Beispiel oder dem napoleonischen Zeitalter. Waren diese Stücke deshalb besser? Im Gegenteil. Das Napoleondrama „Rivoli" von René Fouchois, desnämlichen, der sich erkühnte, Racine zu bemäkeln, ist eines der lächerlichsten und schlechtesten Stücke, die dieses Jahr in Paris aufgeführt wurden.

Wo steckt der große Dramatiker? Läßt ihn die Großstadtbühne etwa nicht auf die Bretter? O nein, sie würde ihn mit offenen Armen empfangen. Für einen Dichter von Talent sind in Paris die Schwierigkeiten nicht allzu groß, eine Bühne sich zu erobern. Am Odéontheater hatten dieses Jahr eine ganze Reihe junger und völlig unbekannter Autoren Gelegenheit, ihre Produkte zu zeigen. Das Theater hat sich damit Mühe und Kosten aufgeladen und keine Erfolge geerntet. Weshalb? Die Stücke waren ohne Blut und Leben.

Ja, wo steckt der große Dramatiker? In Deutschland hält man sich schon seit Jahren die Augen offen. Aber auch Paris könnte einen brauchen.

Dr. Georg Kaiser, Dresden:

Unbekannte Briefe von Carl Maria von Weber

gerichtet an den Intendanten der Kgl. Schauspiele Grafen Karl von Brühl in Berlin.

Weber war ein fleißiger und amüsanter Briefschreiber. Leider kennt die musikalische Fach- und Laienwelt ihn auf diesem Gebiete noch wenig, und immer und immer wieder tauchen höchst anziehende Briefe von ihm auf, die bisher niemandem bekannt, in irgend einer Bibliothek schlummerten oder unbeachtet ein dunkles Dasein führten im Privatbesitz. Ich habe nun, auf das Dankenswerteste unterstützt von der Generaldirektion der Königlichen Bibliothek zu Berlin und insbesondere Herrn Direktor Professor Dr. Kopfermann, eine interessante, in der Hauptsache ganz unbekannte Sammlung von Briefen zusammengestellt, die der Komponist des „Freischützen" an den Generalintendanten der Kgl. Schauspiele in Berlin, den kunstsinnigen Grafen Karl von Brühl, in den Jahren 1814—1826 geschrieben hat. Es sind im ganzen 48 Briefe, und von der gesamten Korrespondenz Webers mit Brühl fehlt glücklicherweise nur einer. Die Sammlung wird nächstens im Verlage von Breitkopf u. Härtel in Leipzig erscheinen. Für die Leser von „Nord und Süd" seien aus der großen Zahl drei herausgegriffen, die zu den bemerkenswertesten der Sammlung gehören.

Der Adressat, Graf Karl von Brühl, war von allen Männern, die als Intendanten mit der Leitung der Königlichen Bühnen in Berlin betraut wurden, eine der bedeutendsten Persönlichkeiten. Von

den vielerlei Verdiensten, die er um die ihm anvertrauten Institute und die deutsche Kunst überhaupt sich erworben hat, braucht hier nur eines genannt zu werden: die von ihm veranstaltete Uraufführung von Webers epochemachendem „Freischütz". Jener 18. Juni 1821 ist zu einem der denkwürdigsten Tage in der Kunst- und Kulturgeschichte unseres Volkes geworden.

Brühl zeigte, vom Beginn seiner Bekanntschaft mit dem damals in Prag und später in Dresden wirkenden Weber an bis zu Webers Tode vollstes Verständnis, ja eine gewisse Vorliebe für die Webersche Musik. Er setzte in Berlin den „Freischütz" und die „Euryanthe" durch gegen den Willen Spontinis, der, als Generalmusikdirektor mit mancherlei Vollmachten ausgerüstet, seiner Stellung gefährlich werden konnte. Es bildete sich schließlich zwischen ihm und Weber eine Freundschaft heraus, die sich namentlich gründete auf das beide Männer auszeichnende echt künstlerische Streben und das hieraus hervorgehende einigende Gefühl.

Die Weberschen Briefe an Brühl bringen über fast alle bedeutenderen Ereignisse der künstlerischen Reifezeit Webers Mitteilungen. Beginnend mit interessanten Bemerkungen über die geplante Berufung Webers nach Berlin, enthalten sie eine Menge trefflicher Urteile über bekannte Zeitgenossen des Briefschreibers und deren Werke; sie teilen manches Neue mit über mehrere Schöpfungen des Meisters, Freischütz, Preziosa, Euryanthe und Oberon sehen wir entstehen. Und aus allen diesen Briefen tritt die lautere Persönlichkeit des Menschen Weber uns entgegen.

Wir bringen hier die Briefe 2, 39 und 44 der Sammlung zum Abdruck; ausführliche Erläuterungen sind beigegeben.

Carl Maria von Weber an Graf Karl von Brühl.

Prag, den 30. Dez. 1815.

Hochgeborener Herr Graf, verehrtester Freund!

Heute treibt mich ein doppeltes Anliegen dazu, Sie mit diesen Zeilen zu belästigen: ein fremdes und ein eigenes. Zuerst das fremde.

Mlle. Caroline Brandt,[1]) die in der Oper und im Schauspiel das naive Fach bekleidet und alle Talente in sich vereint, die dasselbe schmücken können, als Tanz, Gesang, Grazie und Innigkeit des Ausdrucks, nebst einer zierlichen Gestalt und Jugend — ihre ausgezeichnete Bildung und Einsicht als Künstlerin gar nicht zu erwähnen —, wünscht das hiesige Engagement mit einem dauernderen als eine Privatanstalt sein kann, zu vertauschen. Sie ist der Liebling des hiesigen Publikums und hat auch sonst keine Ursache, eine Veränderung zu wünschen, es sei denn jene jedes gebildeten Menschen, sich gerne auch unter eben solche versetzen zu lassen.[2]) Da ich nun glaube, daß dieses Fach bei Ihnen unbesetzt ist und Sie schwerlich in Deutschland es vorzüglicher wiederfinden werden, so hat mich Mlle. Brandt gebeten, Ew. Hochgeboren zu fragen, ob Sie geneigt wären, sie für das Berliner Hoftheater zu engagieren.

Ich kann mich nicht leicht sonst entschließen, jemanden zu empfehlen; wo aber das Talent so entschieden ist wie hier, kann ich überzeugt sein, Ihnen nur damit einen Gefallen zu erweisen.

Es versteht sich von selbst, daß Ew. Hochgeboren das strengste Stillschweigen darüber gütigst bewahren wollen und zugleich gefälligst mir in einer geneigten Antwort, abgesondert von den vielleicht mich betreffenden Gegenständen, schreiben wollen, damit ich dero Schreiben der Mlle Brandt zustellen und mich dadurch als ihrem Wunsche Genüge leistend legitimieren kann.

Was nun meine Angelegenheit betrifft, so ist sie folgende. Endlich ist meine Kantate auf die Schlacht von Belle-

---

[1]) Geb. 1794, gest. 1852; ganz vorzügliche Opernsoubrette, 1810 in Frankfurt a. M., 1813 von Weber nach Prag engagiert. Sie wurde nach vielen Kämpfen 1817 Webers treue und verständige Gattin und verließ die Bühne gänzlich. Weber zog ihr Urteil bei allen seinen Werken zu Rate — „was meint die Galerie?" — und ihrem praktischen Blick ist manche heilvolle Aenderung zu verdanken.

[2]) Damit spricht Weber dem einst Mozarts Genius huldigenden Prager Publikum ein scharfes Urteil. Selbst der von Weber 1814 veranstalteten Aufführung von Beethovens „Fidelio" hatten die Prager kein Interesse entgegengebracht; „Kasperl, das ist das Wahre für sie!" heißt es voll Unmut in einem Briefe des Meisters an Gänsbacher.

Alliance vollendet[1]) und den 22. Aug. mit Erfolg aufgeführt worden. Ich werde sie nun den erhabenen Souveränen zu Füßen legen, und da ich weiß, daß alles davon abhängt, durch welche Hände so ein Werk ein Monarch erhält, so unterstehe ich mich, Sie zu bitten, die Partitur der Cantate in meinem Namen Sr. Majestät dem Könige zu überreichen.

Verzeihen Sie, wenn mein Vertrauen auf Ihre freundschaftliche Güte mich eine vielleicht unbescheidene Bitte tun läßt und erklären Sie mir offen Ihre Meinung darüber.

Neues haben wir seit dem 7. Oktober, wo ich an Ew. Hochgeboren zum letzten Male schrieb, gegeben: den 22. Oktober „Wirt und Gast" von Meyerbeer[2]) und Wohlbrück, ein treffliches Werk, das auch seine Würdigung erhalten hat und sich auf dem Repertoire gern gesehen erhält.

Aus den Beilagen können der Herr Graf einen neuen Versuch von mir ersehen, auf das hiesige Publikum zu wirken, der mancherlei Sensation gemacht und, ich kann wohl sagen, trotz mancher hämischen Auslegungen und Widersacher mehr Gutes gewirkt hat.[3])

Die Debuts der Mad. Czeka[4]) (Czezka. D. H.) im Titus, Don Juan pp. hielten mich dann auf. Den 19. November war zum ersten Male ein Trauerspiel von Reinbeck[5]) „Kampf der Gefühle".

---

[1]) „Kampf und Sieg", Kantate zur Feier der Schlacht von Belle-Alliance", nach einem Text von dem Schauspieler J. G. Wohlbrück (1770—1822), ward am 11. Dezember 1815 beendet. Ueber dieses mit Unrecht jetzt vergessene Werk schrieb Weber selbst einen Aufsatz: „Meine Ansichten bei Komposition der Kantate Kampf und Sieg. Für meine Freunde niedergeschrieben," der zu den besten Erzeugnissen des Schriftstellers Weber gehört. Vgl. G. Kaisers Gesamtausgabe der Weberschen Schriften, 1908 Schuster und Löffler, in Berlin S. 199 f.

[2]) Siehe Webers Einführung in diese Oper (Kaiser, Schriften S. 262) und den längern Bericht über die Prager Aufführung (Schriften S. 123 f.).

[3]) Gemeint ist W.s Vorwort zu den dramatisch-musikalischen Notizen, als Versuche, durch kunstgeschichtliche Nachrichten und Andeutungen die Beurteilung der auf dem landständischen Theater zu Prag erscheinenden Opern zu erleichtern. (Schriften S. 259). Dieses Vorwort leitet die in Prag und Dresden systematisch fortgesetzten Vorbemerkungen über neu aufzuführende Opern trefflich ein.

[4]) Diese Künstlerin war in Prag und Leipzig engagiert.

[5]) Georg Reinbeck (1766—1849) als Aesthetiker und Poet nur seine Zeit von Bedeutung. Weber machte gelegentlich seines Stuttgarter Aufenthaltes seine nähere Bekanntschaft, komponierte auch mehrere Reinbeck'sche Gedichte.

Gefiel und hat auch viele Schönheiten der Sprache und der Handlung. Den 22. „Johann von Wieselburg" als Parodie auf den „Johann von Paris"[1]) zum Benefiz unseres Komikers Allram; mißfiel gänzlich. Den 10. (Dezember): „Das Haus Barcelona", Trauerspiel von Th. v. Berg, voll trefflicher Theatereffekte, aber gräßlich. Den 19. „Die Macht der Verhältnisse", Trauerspiel von Robert.[2]) Machte großes Aufsehen, besonders unter dem Adel. Den 26.: „Die Jugend Peters des Großen", Oper in drei Akten von Weigl[3]) und Treitschke.[4]) Ohne Interesse und sehr leere, schlechte Musik. Den 10. Januar geben wir „Joconde oder die Abenteurer", Musik von Thouard[5]). Sehr gefällig und reizend.

Noch habe ich vergessen, einige der vorzüglichsten Rollen der Mlle. Brandt zu bemerken: Aschenbrödel[6]), vortrefflich, weil sich da alles vereint, ihre Talente zu entwickeln, Zerline, Pagen im Figaro, Fanchon, Gurli, Wilhelmine im Räuschchen[7]) pp. sind die nächsten, die mir einfallen.

Verzeihen Sie mein konfuses Schreiben bei der Eile, mit der ich bei meinen überhäuften Dienstgeschäften alles mich Betreffende abmachen muß, und erfreuen Sie bald mit einigen Zeilen Antwort

[1]) Oper von Boildieu (1812).

[2]) Ludwig Robert (1778—1832), Bruder der Rachel (Varnhagen). Das genannte Stück ist zweifellos von allen Dramen R.s das bedeutendste, wenn Gödeke auch sagt, es sei „ohne irgend einen Hauch von Poesie und mit der tödlichsten Kälte und Berechnung angelegt." R. spricht hier die Tendenz aus, daß der gebildete Bürgerliche dem Adeligen gesellschaftlich gleichberechtigt sei.

[3]) Der gefeierte Komponist der „Schweizerfamilie" (1766—1846). Siehe auch Webers Einführung in obengenannte Oper (Schriften S. 265), wo das Urteil über Weigls Musik begreiflicherweise gemildert ist.

[4]) Georg Friedr. Treitschke (1776—1842) schrieb den Text; er ist auch der Textdichter von Beethovens „Fidelio" und stand mit W. in Briefwechsel.

[5]) Auch zu dieser Oper siehe W.s Einführung (Schriften S. 266). Isouard (1775—1818) wurde namentlich durch seine Cendrillon (Aschenbrödel) berühmt.

[6]) Von Isouard, vgl. vorige Anmerkung.

[7]) Die letztgenannten sind Rollen aus gänzlich vergessenen Stücken. Caroline Brandt war als Schauspielerin und Sängerin gleich vorzüglich. Brühl gewährte ihr ein Gastspiel von sechs Rollen, jede trug ein Honorar von zehn Louisdor ein. Weber schreibt der Braut über den günstigen Abschluß: „Du kannst mit Deinem Kommissionär schon zufrieden sein und ihm bei der Rückkunft einige gute Extrabissen geben." Das von großem Erfolg gekrönte Gastspiel fand im Herbst 1816 statt.

denjenigen, der sich mit der ausgezeichnetsten Hochachtung nennt Hochgebornen Herrn Grafen ergebenster Freund und Diener

C. M. von Weber.

2) Dresden, den 23. Januar 1824.

Hochgeborner, Hochverehrtester Herr Graf!

Alle Bemerkungen, die Sie mir auszusprechen die Güte haben, sind stets so gewiß von Ihrer Einsicht und Ihrem Wohlwollen für mein Bestes diktiert, daß ich sie gewiß aufs ernstlichste berücksichtige und verdenke. Nach der ersten Aufführung in Wien habe ich dort schon einiges gekürzt[1]) — der Klavierauszug ist unangetastet geblieben — und hier habe ich später noch die Vision der Euryanthe z. B. sehr zusammengedrängt, wie ein Blick in die Stimme schnell überzeugen kann. Im dritten Akt ist ebenfalls ein Rezitativ der Euryanthe weggefallen. Es wäre also nur noch möglich, die erste Szene des dritten Aktes zwischen Euryanthe und Adolar zusammenzudrängen.[2]) Dies will ich versuchen. Sonst etwas streichen zu wollen hieße den Don Carlos aus dem „Don Carlos" streichen, und Mad. Seidler würde sich selbst alle Glanzpunkte rauben. In einem so organisch verbundenen Ganzen wie eine große Oper ist, gehört es überhaupt zu dem Schwierigsten, etwas herauszunehmen, wenn der Komponist von Haus etwas über seine Oper gedacht hat.

Eine Künstlerin, die die Vestalin und Amazliy aushalten konnte[3]), darf sich vor der Euryanthe nicht fürchten. Mlle. Sontag[4]) hegte anfänglich auch diese Befürchtung, die ganz bei der Vorstellung schwand, obgleich ihre Stimme und Individualität nicht zu den stärkeren gerechnet werden können.

[1]) W. war bei der Erstaufführung der „Euryanthe" (1825 in Wien) selbst manches zu lang erschienen. Die großen Striche freilich, die Konr. Kreutzer nach W.s Abreise von Wien in dem Werke vornahm, schadeten dem Eindruck sehr und veranlaßten W. zu der ironischen Bemerkung, Kreutzer habe die Euryanthe „vortrefflich beschnitten."

[2]) Mad. Seidler, die Sängerin der Euryanthe in Berlin, hatte dem Grafen Brühl erklärt, die Partie sei ihr zu lang und W. möge streichen.

[3]) Diese Rollen hatte Mad. Seidler oft mit Erfolg gesungen.

[4]) Die berühmte Sängerin Henriette Sontag (1804—1854) war in Wien die erste Darstellerin der Euryanthe gewesen.

Die Partien deshalb hierher zu senden, würde wohl nicht nötig sein[1]).

Es tut mir unendlich leid, daß Ew. Hochgeboren mich mißverstanden haben. Von meinem Honorar sollte wahrlich gar nicht die Rede sein, aber die Befriedigung der gierigen Chezy[2]) liegt mir am Herzen — daher meine Bitte.

Daß die Ouvertüre[3]) mißfallen hat, ist mir freilich unangenehm, aber konnte ich sie Seidler abschlagen? Sie muß gänzlich vergriffen worden sein, was ich schon aus den Äußerungen über ihre Schwierigkeit schließe. Das Wiener Orchester, keineswegs an Güte dem Berliner gleich, exekutierte sie prima vista ohne Anstoß zu meiner Zufriedenheit und, wie es schien, mit Wirkung.

Ja, ja, die arme Euryanthe wird noch viel zu leiden haben. Nur Geduld: am Ende ist es ja nicht nötig, Opern zu schreiben.

Mit herzlichem Danke empfange ich Ihre freundlichen Wünsche.[4]) Wenn Sie und die Ihrigen nicht gerade den Himmel auf Erden haben, so liegt es gewiß nicht an meinen Wünschen, die stets mit gleicher Liebe und Dankbarkeit für Sie in mir leben.

Mit vollkommenster Hochachtung und Verehrung
Ew. Hochgeboren ganz ergebener

C. M. von Weber.

3) Dresden, den 5. September 1825.

Hochgeborener, Hochverehrtester Herr Graf!

Was konnte mir wohl bei meiner Rückkunft nach Ems[5]) erfreu-

[1]) Eine Mitte April 1911 zu Dessau ausgeprobte Neubearbeitung des Werkes durch Hermann Stephani geht größtenteils von Weberschen Intentionen aus und belebt die Oper durch kräftige Striche und psychologische Vertiefung sehr glücklich.

[2]) „Das Chez" — wie W. im Unmut die Dichterin der Euryanthe nannte — hatte Webern in Wien durch ihr mehr als taktloses Gebahren heftig erzürnt, und W. trug Sorge, ihre unrechtmäßigen, aber kühn gestellten Ansprüche zu befriedigen.

[3]) In einem von Kapellmeister Seidel veranstalteten Konzert in Berlin war die Ouvertüre des neuen Werkes ohne sonderliche Wirkung gespielt worden.

[4]) Zum Jahreswechsel.

[5]) W. mußte auch 1825 eine Kur gebrauchen und war im Juli und August in Ems gewesen.

licher entgegentreten als der neue Beweis[1]) Ew. Hochgeboren fortwährend unermüdeter Güte und Teilnahme an mir und meinen Arbeiten. Je genauer ich die Stellung aller Verhältnisse kenne, je mehr weiß ich Ihre Beharrlichkeit zu würdigen und zu verdanken, und ich darf hoffen, daß Sie mich von der innigsten Anerkennung durchdrungen glauben.

In Bezug auf mein Eintreffen in Berlin muß ich ergebenst bemerken, daß meine zweimonatige Abwesenheit in Ems und meine auf den März ds. bestimmte Reise nach London[2]) mir nicht erlauben, meinen allergnädigsten Monarchen um einen langen Zwischenurlaub anzugehen, weshalb ich mich wohl auf die Leitung der letzten Quartett- und Orchesterproben in Berlin gegen Ende November beschränken müßte. Übrigens bin ich von dem Eifer und der Einsicht meines geehrten Kollegen, des Herrn Kapellmeisters Seidel[3]) überzeugt, daß er gewiß für Genauigkeit und sicheres Eingreifen beim Einstudieren der Oper Sorge tragen wird.

Vor allem aber bitte ich Sie, hochverehrter Herr Graf, die Chöre sobald als möglich einstudieren zu lassen und über deren Einteilung die dem Buche beigefügten Anmerkungen nachzulesen. Die Chöre sind in dieser Oper so durchaus wesentlich eingreifend, wie vielleicht in keiner und müssen ganz sicher auswendig gelernt sein, wenn sie als mitspielende Person wirken sollen.

Auch hier darf ich dem schon vielfältig erprobten Eifer des braven Chordirektors Leidel[4]) vertrauen.

---

[1]) Spontini hatte einen Urlaub von 10 Monaten angetreten; Brühl wollte diese Zeit benutzen, um endlich W.s „Euryanthe" aufzuführen; er lud W. ein, das Werk in Berlin selbst zu dirigieren. „Spontini ist abwesend, also haben wir freie Hand nnd keine Sorge, daß uns Galle in den Wein gemischt werde", so hatte er am 18. August an W. geschrieben.

[2]) August 1824 erhielt W. die Aufforderung, für das Coventgarden-Theater in London eine Oper zu schreiben und das Werk selbst zur Aufführung zu bringen. W., dem ob seiner Krankheit Sorgen kamen für die Zukunft seiner Familie, nahm das lockende Angebot an. Zur Zeit der Niederschrift vorliegenden Briefes war W. mit dem Entwurfe der Oberonmusik beschäftigt.

[3]) Friedr. Ludw. Seidel (1765—1831) war seit 1822 Kapellmeister der Hofoper. Er komponierte Opern und Kirchenmusik.

[4]) Dieser hatte schon die Chöre zum „Freischütz" einstudiert (1821).

Über szenische und andere Ausstattung wäre jeder Wunsch, jede Bemerkung Frevel — denn sie ruht in Ihren Händen.

Nur darum muß ich aber dringendst bitten, daß die letzten Proben nicht von anderen durchkreuzt werden und alles Requisitorische bei jeder vorhanden sei. Herr Bader[1]) hat mich bereits besucht, und ich werde die Partie mit ihm durchgehen.

Immer gänzlich mit Ew. Hochgeboren Ansichten einverstanden, finde ich auch Herrn Devrient geeigneter zum König als Herrn Sieber.

Schwere acht Monate liegen vor mir. Noch ist keine Note vom Oberon auf dem Papier.[2]) — Der Himmel schenke mir heiteren Sinn und Kraft.

Das Bad hat mir im Ganzen wohl getan, wenngleich mein Übel nicht gehoben[3]); wenn nicht die Nachkur das Beste tut.

Wie freue ich mich darauf, Sie, mein innigst verehrter Herr Graf, in Berlin zu sehen und Ihnen mündlich wiederholen zu können, mit welchen tiefen Gefühlen der Dankbarkeit, Achtung und Liebe ich bin

Ew. Hochgeboren ganz ergebener

C. M. von Weber.

---

[1]) Der Sänger des Adolar.

[2]) Einiges hatte W. doch bereits niedergeschrieben; mit der eigentlichen Arbeit begann er freilich erst im September 1825 zur Zeit der Niederschrift dieses Briefes. Im Frühjahr 1826 sollte der „Oberon" in London aufgeführt werden.

[3]) W. fühlte sich oft gänzlich matt, und die Hustenanfälle nahmen an Häufigkeit und Heftigkeit bedenklich zu.

R u n d s c h a u

Adolf Wilbrandt †

Unsrer treuesten Mitarbeiter einer, Adolf Wilbrandt, der gewesene Burgtheaterdirektor und österreichische Hofrat, ist Sonnabend, am 10. Juni nachmittag gegen 2 Uhr nach kurzer Krankheit, 74 Jahre alt, in seiner Heimatstadt Rostock gestorben. Der Zufall hat es gefügt, daß wir gerade in dieser Nummer den Schluß seiner letzten Erzählung veröffentlichen. Der Hauptteil unsers Blattes war gedruckt, als der Telegraph die Trauerbotschaft verbreitete. So fehlte uns Raum und Zeit, Adolf Wilbrandts Wirken hier erschöpfend zu würdigen. Heute müssen wir uns daran genügen lassen, zu sagen, daß er ein vornehmer, gütiger, warmherziger, liebenswerter Mensch war, eine Persönlichkeit von großem Stil, ein Dichter, der auf einer lichten Höhe thronte, der der deutschen Literatur als Dramatiker und Epiker Werke schenkte, die ihn lange überleben werden. Er war einer der literarischsten Direktoren, die das Burgtheater hatte, führte ihm eine große Zahl neuer Dichter und Dichtungen zu, viele schauspielerische Talente. Er war freilich alles eher als ein gerissener Geschäftsmann, der ein guter Burgtheaterdirektor eigentlich sein müßte. Das Defizit wuchs unter ihm ins Ungemessene, und nach sechs Jahren verließ er das glatte Parkett der Wiener Hofbühne. Kampflos, wie er jetzt das Leben verließ. f.

Gustav Mahler und Wien.

Der Mann, der gewohnt war, hundert Menschen mit leidenschaftlicher Herzlosigkeit zu leiten, machte zu Beginn dieses Jahres die unangenehme Entdeckung, daß er ein Herz hatte, ein kleines, leidendes Herz. Im April schiffte er sich nach Europa ein und legte sich in Paris ins Sanatorium des bekannten Klinikers Chantemesse. Da sich sein Zustand nicht besserte, begann er, den Künsten des berühmten Arztes zu mißtrauen, und ließ einen Wiener Professor kommen, der seine Überführung nach Wien anordnete. Dort ist Gustav Mahler in der Nacht vom 18. zum 19. Mai, noch nicht 51 Jahre alt, gestorben.

Schmalzige Feuilletonisten unterstellten der letzten Reise des Künstlers den Wunsch, nicht in Paris, sondern in Wien zu sterben, in jener Stadt, die ihm zur zweiten Heimat geworden, in der er glänzende Tage gesehen, in der er sich einen internationalen Ruf erworben habe. Ich

glaube, die Herren Feuilletonisten täuschen sich. Abgesehen davon, daß der Regisseur Mahler sentimentale Aktschlüsse nicht liebte, habe ich triftige Gründe für die Annahme, daß er in Wien nicht zu sterben, sondern zu gesunden gedachte. Hätte er geahnt, daß ihm auch die Wiener Ärzte nicht würden helfen können, so wäre er in Paris gestorben, gleichgültig dafür, wo man ihn verscharrt hätte. In solchen Dingen war Mahler mindestens so zynisch wie Heinrich Heine.

Die weiche Stadt an der Donau hat er gewiß nicht geliebt. Dort haben freilich ausgezeichnete Lehrer sein Talent entdeckt, dort steht am Ring ein Kunstinstitut, das er fast ein Jahrzehnt leitete, von der Wiener Hofoper aus hat er Karriere gemacht, in Wien hat er eine Frau gefunden, die ihn liebte und verehrte, aber er mußte Wien und den Wienern im Herzen grollen, denn er hatte keinen Grund, der Stadt und ihren Bewohnern dankbar zu sein. Er kam ja nicht als ein kleiner, unbedeutender Kapellmeister nach Wien, war vielmehr vom Ausland schon mehrfach als allererste Kraft abgestempelt. Wien hat von Mahler weitaus mehr empfangen, als es ihm gegeben hat, und darum konnte er es Wien und den Wienern niemals vergessen, wie man ihm sein Wirken in der angeblich musikalischsten Stadt der Welt systematisch verekelte.

Er wußte wohl, warum er sich ein pompöses Begräbnis mit Musik und Grabreden testamentarisch verbat, und die Familie zeigte ein feines Verständnis für sein Empfinden, indem sie die zahllosen Kränze dem Sarge fernhielt, die „Freunde" von nah und fern dem Toten schickten. Kaum hat je ein Mensch im Leben so viel Feinde besessen wie Gustav Mahler. Was haben ihn doch im Leben die Herren Tenore und die feinen Primadonnen gequält und verklatscht, die sich täglich nach seinem Befinden erkundigten, als er sich zum Sterben anschickte! Wie ist er von Leuten beneidet und gehaßt worden, die seine Größe von ungefähr ahnten! Was hat ihn die Wiener Kritik, die ihm jetzt Ströme von Tränen nachweinte, nicht alles gescholten! Was hat doch dieser Ärmste unter der Wiener Trägheit gelitten, wieviel Energie hat er im Kampfe gegen die Wiener Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit verbraucht!

Was ist das de mortuis nil nisi bene doch für ein heuchlerisches Wort! Ein Zehntel der Anerkennung, die man dem Toten zollt, hätte dem Lebenden genügt, und er wäre nie auf den Einfall gekommen, sich in Amerika zu zerreiben!

Gustav Mahler, der, selbst ungemein witzig, ein Freund guter Pointen war, kannte sicher die Geschichte des Wiener Chefredakteurs, der einen Mitarbeiter im Leben fast zur Verzweiflung trieb und dem toten Feuilletonisten am Grabe einen jener warm empfundenen Wiener Nachrufe hielt, bei denen es einem eiskalt über den Rücken fährt. Als man den Herrn Chefredakteur mit gebührender Höflichkeit darauf aufmerksam machte, daß der lebende Feuilletonist nie etwas davon gemerkt habe, daß der Chef sein Talent schätze, meinte der Chef: Nun ist der Mann tot, da brauche ich ja mit meiner Anerkennung nicht zurückzuhalten. Sie würde

dem Lebenden so gefährlich geworden sein, daß er unbedingt an Größenwahn zugrunde gegangen wäre!

Darum hat sich wohl Mahler jede Rede verbeten. Nicht verbeten hat er sich die Teilnahme an seinem Begräbnis, und so sahn wir in den Wiener Tageszeitungen eine volle Spalte mit Namen jener Persönlichkeiten, deren einziger Beruf es offenbar ist, anwesend zu sein, wenn ein großer Mann stirbt. So hat Gustav Mahler ungewollt, als er schon tot war, für dreihundert Menschen mehr getan, als für ihn getan worden wäre, wenn er Methusalems Alter erreicht hätte.

Daß Gustav Mahler einer der größten Interpreten fremder Kunst war, daß er ein ganz, ganz großer Dirigent gewesen ist, das steht heute fest. Aber nicht minder fest steht, daß er Wien und die Wiener im Grunde seiner Seele gehaßt hat, denn er kannte Wien und die Wiener, kannte die Cliquenwirtschaft, wußte, wie die Hand voll Menschen, die das geistige Wien ausmachen, miteinander verlaust und verfilzt sind, und mehr noch als seine Feinde haben ihm seine Freunde geschadet, jene Snobs, die gestern Goethe, heute Rubens und morgen Mahler entdecken und die beste Sache und den größten Mann unheilbar kompromittieren. Ernst Friedegg.

Der Zauberlehrling

Hanns Heinz Ewers geht dem Seltsamen, Wunderbaren nach. Er sucht Geheimnisse. Dieser Trieb zwingt ihn zu großen Reisen, diese Sehnsucht läßt ihn in die dunkelsten Abgründe der menschlichen Seele hinabsteigen. Zwei Bücher waren bisher Zeugnisse dafür, „Die Besessenen“ und „Das Grauen“ — Bände, die kleinere Geschichten enthielten, Träume, Visionen, immer mit dem Untertone des Trotzes gegen all diese Suggestionen, die eines Menschen Geist knebeln und unterjochen können. Jetzt macht Ewers den kühnen Versuch, diese Grundstimmung seiner Seele in einen großen Roman zu bannen, eine größere gesetzmäßige Welt zu bauen. In den Mittelpunkt seines Romans, der mit Bedeutung als ersten Titel den Namen „Der Zauberlehrling“ führt, stellt er einen Menschen, Frank Braun, der wie Ewers selbst dem Sonderbaren nachgeht. Frank Braun gelangt auf einer seiner Fahrten in der Gegend des Gardasees in ein abgelegenes Bergtal, in dem sich gerade eine kleine Menschheitsepisode abspielt, die den nach seelischen Sensationen Lüsternen fesselt. Im Val di Scodra sind die Menschen noch im geistigen Mittelalter, in dieser Berglandschaft werden noch immer Religionen und Propheten geboren, und als Frank Braun hier entrifft, findet er die Bewohner des Tales in religiöser Ekstase. Einer der ihren, Pietro Roschere, der das Sektirerwesen in Amerika kennen gelernt hat, ist in die Hemat zurückgekehrt und hält dort Bußversammlungen ab. Den Teufel in einem jeden zu suchen und zu vernichten, heißt er sie, und stolz nennen sich seine Anhänger die Teufelsjäger.

Die katholische Kirche sieht mit Besorgnis, wie lange schon die Bewegung dauert. Da aber ihre Vertreter die Erfahrung gemacht haben, daß Verfolgung nur schadet, während jede solche Bewegung ausbrennt, wenn sie genug Leidenschaftsfeuer verzehrt hat, so läßt sie alles geschehen, ohne

einzugreifen. Nur eine getreue Anhängerin der Kirche, Teresa, die Tochter des Gastwirts Raimondi, erstattet dem alten Pfarrer Don Vinzenzo im Städtchen von Zeit zu Zeit Bericht. Frank Braun beschließt nun, diese Bewegung zu führen, die Flammen zu entfachen, aus Mister Peter, Pietro Nosclere, einen wirklichen Propheten zu machen. Eine Heilung, die er selbst an einer Kranken durch Medikamente vollbringt, insinuiert er Pietro, wäre durch dessen Zauberkraft geschehen. In Teresa Raimondi, der getreuen Katholikin, die dreifach durch Gewalt, Hingabe und Kauf vom Vater sein eigen wurde, findet er eine Somnambule, die er durch Suggestion beherrschen kann. Er gestaltet aus dem geliebten Mädchen eine Heilige, und aus den Teufelsjägern macht er Geißelbrüder. Bei den Geißelungen geschieht ein Wunder: eine im seelischen Schmerze lahm Gewordene gesundet. Die Kräfte, die er geweckt hat, kann er bald nicht mehr bannen. Das Mädchen will sich in seiner Extase kreuzigen lassen. Als Frank all diesen Greueln entfliehen will, wird er von den Bergbewohnern festgehalten, muß die Kreuzigung des geliebten Mädchens mit ansehen und, wie sie nackt am Stamme des Kreuzes hängt, erkennen, daß sie schwanger ist, schwanger von ihm. Er wird gezwungen, den Stich in ihre Seite zu führen, er wird gezwungen, mit einer Mistgabel den Leib der Geliebten und das Kind, das sie von ihm trägt, zu durchbohren. Dann gelingt ihm die Flucht vor den grausen Gewalten. Aber Ewers läßt diese grandiose Szene im Val di Scodra nicht dominieren. Die letzten Kapitel spielen in Venedig. Da begegnet Frank Braun Lotte Lewi, der Phönizierin aus dem Berliner Tiergartenviertel. Das Leben, die Wirklichkeit hat ihn wieder. Er stürzt sich in das neue Abenteuer. Und wie ihm die Welt wieder grämlich werden will, wie er in Venedig den Kadaver sieht, in dem die Menschen als Maden hausen, spricht Lotte Lewi das Wort aus, das wie Erlösung und Ironie zugleich klingt: „Ich will ein Kind von dir, Frank Braun!" Es liegt Stärke in dem Zuge der Erzählung. Es ist ein großes Symbol, wie der Mensch dieser Geschichte, Frank Braun, überwältigt wird von dem, was er heraufbeschworen, leichtsinnig wie der Zauberlehrling! Aber es liegt noch größere Stärke darin, wie er sich von dem ganzen Nachtspuk befreit! Ewers ist reifer, größer geworden in diesem Roman. Über seine Vorliebe für den Blutgeruch wollen wir nicht mit ihm rechten.

Heinrich Conrad.

Gotische Sonette. Von Sophie Hoechstetter. Leipzig und München, Georg Müller.

Die stolze Unbekümmertheit, mit der hier der dem Sonett an sich fremde Geist der Gotik mit ihm zur Einheit zusammengefügt ist, überzeugt von der großzügigen Kunst des Autors auch den, der bisher noch nicht von ihr berührt worden ist. Aber Sophie Hoechstetter ist den Kennern der neuen Literatur kein bedeutungsloser Name, ein starkes Schaffen steht ihm dahinter, das von manchem Gipfel aus den Einblick bot in eine sehr sensitive, bewegte Psyche und in ein eroberungsmutiges Erdenwallen. Die gotischen Sonette bedeuten einen neuen Höhepunkt in Sophie

Hoechstetters Kunst. Diesem kleinen, graziösen Sonettenbuch ist ein innerer Zusammenhang durch die Einheit des Stoffes gegeben. Liebeslieder von einer seltsam schweren Art, Stimmen einer großen Passion, die emporlodern wie die vollen Garben eines Feuerbrandes, sind als ein Ganzes zu einer Novelle von reizvoller Eigenart zusammengeschlossen. Den Hintergrund, die Stimmung gibt „ein dunkles, gotisches Schloß, um das der Wind weht", und die Personen, deren Empfindungen und Gedanken in starker Intensität aufsprühen, sind Ebba, eine Prinzessin aus dem Hause Wasa, und Clemens, der einst ein Ordensbruder war.

Die Einführung in den Rahmen ist zugleich Einstellung auf die Art der Sonette selbst. Die Umwelt ist aufgebaut, und von ihrem Zauber getragen, gleitet eine große Leidenschaft vorüber, vier in sich geschlossene Phasen umspannend: Aufstrom — Präludium der Liebe — Ferne — Erfüllung. Diese Sonette haben alle die ihnen zugehörige Geste, der das reiche, emporstrebende Pathos der Gotik aufgeprägt ist, festgehalten in der sehr charakteristischen Ausdrucksweise des Dichters. Sophie Hoechstetter ist ein Aristokrat der Sprache, ihre Worte haben das vornehme Aroma auserlesener Kultur und einer durchgeistigten, überfeinen, schon etwas müden Pracht, dem sprühende Lebendigkeit und leidenschaftliches Temperament eine seltene, ungemein reizvolle Nüance geben. Die gotischen Sonette haben durchweg diesen Zug leidenschaftlicher Schönheit und vornehm gehaltener Leidenschaftlichkeit. Sie sind nicht immer harmonisch in der rhythmischen Bewegung, jedoch nicht aus einer Unzulänglichkeit künstlerischer Kraft, sondern aus dem bewußten Feingefühl für Stimmungsnotwendigkeiten, das Bilder und Reime in gleicher Weise anpaßt. In den Sonetten ist Sophie Hoechstetter ganz souveräner Herr über die Ausdrucksmittel: Sprache, geistiges Bild, Rhythmus des Schrittes und der berauschende Elan, in dem dieser Dreiklang angeschlagen ist, schafft einen starken Mitklang in dem Leser. Es gibt in der neuen lyrischen Literatur wenige Bücher von solch einheitlicher Kraft. Und wenn der Historiker einmal von unserer Zeit sagen wird: sie hätte eine neue Epoche des Sonetts gebracht, so wird unter den Dichtern, die das Gebiet zurückerobert haben, Sophie Hoechstetter als eine der ersten genannt werden.

E. Redenbacher.

Die selige Insel.

Paul Ernst gibt im Inselverlag zu Leipzig ein wertvolles, nach Inhalt und Form außerordentlich merkwürdiges, ja frappierendes Buch heraus, unter dem Titel „Die selige Insel", einen Roman. Die Bezeichnung „Roman" ist gewagt, das kleine schöne Buch mit seinen 169 Seiten ist technisch nicht als Roman anzusprechen, es ist vielmehr eine Erzählung — und zwar eine sehr seltsame und innerlich bedeutende.

Was in dem Buche vorgeht, ist mit ein paar skizzierenden Worten kaum zu sagen; es ist das Problem einer Ehe zu dreien, die natürlich scheitern muß, und das Problem ist angefaßt von einem sittlich sehr hochdenkenden Menschen. Der ganze

große Reiz des Buches besteht darin, wie das Problem dargestellt ist, d. h. der künstlerische Reiz des Buches ist nicht minder groß als der Reiz des Problems, — ja, ich möchte sagen, er ist größer. Man denkt mitunter an Maeterlincks kleines Drama von Aglavaine und Selysette, wo das gleiche Problem im Mittelpunkt steht. Aber in ihrem dichterischen Rhythmus sind Paul Ernst und Maeterlinck sehr verschieden. Maeterlinck gestaltet lyrisch, Paul Ernst ist durchaus Epiker, er spricht beinahe wie ein Chronist.

Ernst hat sein Buch in einer eigentümlichen, bewußt antikisierenden Sprache geschrieben. Ich muß gestehen, dieser altertümelnde Stil ist das einzige, was mich in dem Buche stört; ich ließe ihn mir gern gefallen, wenn hier eine historische Novelle vorgetragen würde, aber diese Geschichte spielt in der Gegenwart, — und da will man nicht den Tonfall alter Chronisten hören, sondern die lebendige Sprache unserer Zeit. Mitunter ärgert man sich geradezu über diese mit großer Konsequenz durchgeführte Maniriertheit des Stils, der unnütz viele altertümliche „indem"-Sätze bildet und mit Vorliebe mehrere Relativsätze ineinanderschachtelt, was unserem heutigen Sprachempfinden recht wenig zusagt.

Ernst hat sich in der Art seiner epischen Darstellung die Sachlichkeit der alten Novellisten zum Muster genommen. Es war nicht Zufall, daß er Boccaccio und die andern alten italienischen Erzähler neu herausgegeben hat. Auch den Ton alter märchenhafter Epen meint man mitunter zu vernehmen. Es ist ein Buch, in dem nirgends „Stimmung" gemacht wird, nirgends sind die Konturen verschwommen, sondern man fühlt immer die straffen Zügel einer zielbewußten Hand. Etwas Dunkles, Ernstes, Schweres liegt über dem Buch, — dabei ist es von einer Romantik, die etwas ganz Verklärendes an sich hat. Es ist ganz ausgefüllt mit Handlung, nicht mit Beschreibung und landschaftlicher Malerei und nicht mit der nervösen Zerfaserung seelischer Zustände, wie wir sie in den modernen Büchern so häufig finden. Hier ist eine wahre Freude am Abenteuer, nicht an der psychologischen Zergliederung.

Dieses edle Buch, das ernsten Menschen warm empfohlen sei, ist vom Verstande in gleicher Weise beherrscht, wie von der dichterischen Intention. Manche schöne Blicke in die Tiefen des Seins tun sich auf. Ja, es ist ein tiefgründiges Buch, reifen Menschen dargebracht. Vielleicht ist es vor allem ein Buch für Künstler. Diese werden sich am ehesten in das große und tiefe Gefühl der Erzählung hineinfinden und es am ehesten begreifen.

Das Buch bleibt in unserem Gedächtnis wie eine lieblich-ernste Vision. Eine schöne Dichtung und zugleich ein Werk, das unser Nachdenken über ethische Dinge befruchtet. So behalten wir es in der Erinnerung, als ein poetisches Gefüge von feiner und doch starker geistiger Art, von einem sicheren schicksalsvollen, dunkel raunenden Rhythmus.

Hans Bethge.

Die Haindlkinder. Roman. Von Rudolf Hans Bartsch. Leipzig, Verlag von L. Staackmann.

Nach den wundervollen „Zwölf aus der Steiermark“ ist es kein Aufstieg zu nennen. Nach gar überraschend kurzer Zeit brachte der junge Rudolf Hans Bartsch mit dem so jungen Ruhm sein Werk heraus. Es ist ein Buch vom alten und neuen Österreich, von dessen Jugend und Zukunft. In einer Wiener Familie versucht der Dichter die Bestrebungen, Wege, Ideale und Ziele dieses großen Reiches darzustellen, zumindest das österreichische Deutschtum und das Wienertum zu verkörpern. Er hat recht hoch gegriffen und übers Ziel geschossen. Der frische draufgängerische Jugendmut dieses jungen Offiziers hat forsch die Aufgabe angepackt, hat aus ihr gemacht, was er konnte, und ist darob manchmal über ernste Fragen flüchtig hinweggegangen. Ist manchem tiefernsten der in Österreich so zahlreichen Probleme begegnet, das er nicht lösen konnte, kaum festhalten wollte. Aber das lokale Kolorit, das österreichische Gemütsleben, den weichen, sentimentalen und leichten Wiener Ton hat er mit Liebe festgehalten und gezeichnet.

Der alte Haindl, der typische Wiener, ein froher Genießer, hat drei Söhne und eine Tochter. Mit Weib und Kindern zieht er aus der Stadt und siedelt sich auf einem Berge, in einem nach altväterischer, behäbiger Art erbauten Hause an. Hier erzieht er die Jungen fürs Leben, für sein Österreich, das seine Liebe, seine Hoffnung ist. Es sind drei verschieden geartete Menschen: der Lebehaindl, der älteste Bub, dem Vater nachgeraten; der Geisthaindl, ein Träumer und Denker; und der Kampfhaindl, ein Tatmensch, Realist und Kämpfer. Schon in jungen Jahren gehen sie seelisch auseinander. Der Lebehaindl plätschert ins Schlemmerleben hinein; der Geisthaindl wird ein Einsamer und Philosoph; der Kampfhaindl stürmt in die politische Arena. Und ihr Schicksal ist ein Weib, das der Lebehaindl vergeblich begehrt, der Kampfhaindl als Gattin zu kurzer unglücklicher Ehe heimführt und der Geisthaindl als spätes Liebesglück in die Arme schließt und bald verliert. Als müde, reife Männer sind sie schließlich im Berghause, dem „Osterhäusl“, vereint, ohne dem Vaterland das gegeben zu haben, was der Alte erträumte: Taten und starke Führung.

Selbstredend gibt dieser Umriß des Buches Fülle nicht: die tiefpoetischen Bilder, feinen Szenen und bezeichnenden Einzelzüge. Und vor allem nicht die leidenschaftliche Liebe, den stolzen Glauben und tatfrohen Mut, die das ganze Buch durchklingen. Es ist kein wahrhaft ausgereiftes, schlackenfreies Werk; aber das Zeugnis einer unstreitig bedeutenden Begabung. Deutschösterreich kann Freude haben an seinem Rudolf Hans Bartsch. Hugo Alt.

Nur nicht heiraten. Von A. O. Weber. (Berlin, Gust. Riecks Nachf.) Riviera-Expreß. Von Alexander Moszkowski. (Berlin, Konkordia, Herm. Ehbock.)

Diese neuen Plaudereien und Satiren der geistreichen Verfasser werden diesen viele neue Freunde gewinnen. Sie sind witzig und lustig, ohne die Warnung: „Nur für Herren“ tragen zu müssen, und ich verdanke ihnen die angenehmste Unter-

haltung während eines verregneten Sonntagnachmittags.

Karl Georg Wendriner

Theobald Hüglin. Roman aus Schwaben von **Otto Frommel.** Berlin, Paetel.

Ein Pfarrersroman, in dem aber theologische Skrupel keine Rolle spielen. Der Held — freilich ein etwas schwächlicher — der Sohn eines strengen württembergischen Prälaten, kommt als Pfarrverweser in ein im Schwarzwald gelegenes Dorf, dessen Gemeinde ihm aufsässig ist und die größten Schwierigkeiten bereitet. Dort verliebt er sich in die Tochter des Schulmeisters. Ein Kind ist die Frucht des Liebeshandels, das nach dem Tode der Mutter von den Verwandten gepflegt und aufgezogen wird. Diese versuchen von dem Pfarrer, der sich inzwischen verheiratet hat und Stadtgeistlicher an einem größeren Ort geworden ist, Geld zu erpressen. Die Sache wird ruchbar, der alte Prälat stirbt aus Schmerz, die Frau des Pfarrers, die sich selbst Mutter fühlt, verzeiht ihrem Gatten und ist bereit, gemeinschaftlich mit ihm in Amerika ein neues Leben zu beginnen.

Ein gut erzähltes Buch mit hübschen Versen, anmutigen Naturschilderungen, frischem Humor in der Vorführung einzelner Geistlichen, manchen feinen, psychologischen Bemerkungen. Ganz vortrefflich sind diese Geistlichen porträtiert: der würdevolle Prälat, der salbungsvolle Dekan, der schleichende, lärmende, andererseits der innerlich vergnügte und behagliche Landpfarrer. Auch Frauen und Männer der Stadt, namentlich ein reich gewordener, schlichter Fabrikant mit seinen Angehörigen, sind gut gezeichnet. Pfaffenfeinde werden über das Buch triumphieren, die Frommen mögen darüber skandaliert sein oder wenigstens so tun; der, dem Menschliches nicht fremd ist, wird bekennen, daß in dem Buche ein menschlicher Vorgang ergreifend dargestellt wird. Die innere Seelenpein des trotz seines Fehltritts edeln Geistlichen, die sinnliche Ergebenheit des Mädchens, dem diese Hingabe Stolz und Freude ist, die tiefe, gewaltige Liebe der verheirateten Frau, die, eben weil sie liebt, alles verzeiht, — dies und so manches andere ist wirklich glaubhaft gemacht, so daß man in der Erzählung einen reifen Künstler begrüßen darf. Prof. Dr. Ludwig Geiger.

Halevi. Diwan de Jehuda. Herausgegeben von **Gustav Karpeles.** 2. Aufl.

Man darf es mit Freuden begrüßen, daß jetzt eine Neuherausgabe des „Diwan" erscheint. Es ist eine glückliche Auswahl von religiösen Liedern tiefster Empfindung, von Liebesliedern, deren Grundzug reine, keusche Innigkeit ist, aus Zionsgesängen aus Kisa, Zionslieder, die von Geiger, Heller, Sachs und Emil Cohn übersetzt sind, spricht eine heiße Sehnsucht nach dem Lande, wo das jüdische Volk lebte und litt. Diese Sehnsucht zu stillen, war das Lebensziel des Dichters, über dessen Wirken eine kurze Einleitung das Wissenswerte mitteilt.

Dr. S. Stiebel.

Aus Indiens Dschungeln. Von Oberleutn. a. D. O. **Kauffmann.** 2 Bände. 360 Seiten mit

2 Karten, 12 Photogravüren und 265 Abbildungen auf 152 Tafeln. Beide Bände zusammen in Kassette geb. 20 M. Verlag von Klinkhardt & Biermann, Leipzig.

Bei dem regen Interesse, das jetzt allgemein durch die Reise des deutschen Kronprinzen bei uns geweckt worden ist, ist ein Werk über das Wunderland aus der Feder eines wirklichen Kenners doppelt willkommen. Das Buch Kauffmanns, der als der erfolgreichste deutsche Jäger in Indien anerkannt ist, ist nicht einer jener sensationellen Reiseberichte, die ohne wirkliche Kenntnis des Landes von einem Globetrotter niedergeschrieben sind, sondern man merkt es der Darstellung an, daß hier ein Mann zu uns spricht, der mit dem Lande vertraut ist, wie wohl nur wenige Deutsche. Dabei besitzt der Verfasser die seltene Gabe, die Materie in fesselnder, allgemein faßlicher Art darzustellen. Reizvoller als hier sind wohl nur selten Jagderlebnisse beschrieben worden, mag man nun den spannenden Schilderungen der Elefanten-, Tiger- und Leopardenjagden folgen, oder den Berichten über die Erlegung des Gaurs, der, dem deutschen Ur am nächsten stehend, als die Krone indischen Wildes gilt. Aber nicht nur dem Jagd- und Naturfreund bietet das Werk eine Fülle interessanter Erlebnisse und Beobachtungen, sondern jeder Gebildete wird das Erscheinen des Buches mit Freuden begrüßen; gibt doch der Verfasser nicht nur eine Schilderung seiner Jagderlebnisse, sondern darüber hinaus eine auf zehnjähriger Forschung sich stützende Darstellung der sozialen, politischen und religiösen Verhältnisse Indiens, seiner Bevölkerung und seiner Rassen. Man darf wohl ohne Überhebung diese Publikation als **das deutsche Buch über Indien** ansprechen. — Die Ausstattung der zwei stattlichen Bände ist buchtechnisch außerordentlich reich und geschmackvoll. Eine Anzahl prachtvoller Photogravüre-Tafeln gibt dem durch seine Frische und Anschaulichkeit ausgezeichneten Werke noch einen besondern Reiz, ganz abgesehn von den übrigen Abbildungen, die zum größten Teil in einem ganz neuen, überaus wirkungsvollen Verfahren, dem Gravüretinto-Druck, hergestellt wurden, der hier zum erstenmal praktisch erprobt sein dürfte. * * *

Siegfried Wagner und seine Kunst. Gesammelte Aufsätze über das dramatische Schaffen Siegfried Wagners vom Bärenhäuter bis zum Banadietrich von C. Fr. **Glasenapp.** Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Sicherlich ein sehr gut gemeintes Buch, aber ob es richtig war, den keineswegs in geringer Zahl vertretenen Leugnern der Kunst Siegfried Wagners mit diesem stattlichen Bande von 400 Seiten Quartformats ein neues Angriffsobjekt in die Hände zu spielen, ist die Frage. Der unleugbare Wert dieses Buches liegt m. E. in der ausführlichen quellenmäßigen Behandlung der Sagen, Märchen und Volksgebräuche, die der Bayreuther Erbe seinen dramatischen Dichtungen zugrunde gelegt hat. Jeder Freund des deutschen Volkslebens der Vergangenheit wird darum dieses, übrigens wundervoll ausgestattete, mit Buchschmuck von Franz Straßen gezierte Werk sehr gern lesen. Prof. Dr. Wilh. Altmann.

Rundschau

Ludwig van Beethovens Leben von Alex W. Thayer. Nach dem Originalmanuskript deutsch bearbeitet von Hermann Deiters. 3. Band, 2. Auflage. Neu bearbeitet und ergänzt von Hugo Riemann. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Vor wenigen Monaten erst haben wir den 2. Band dieses grundlegenden Werkes hier gewürdigt. Sehr bald ist ihm die Neubearbeitung dieses dritten gefolgt, in der Riemann sehr viel zu ändern hatte; vor allem für das Jahr 1810, wo sich Beethovens Heirat mit Therese Malfatti, nicht mit Gräfin Therese Brunswick, zerschlagen hat; diese ist aber doch wohl, wie Thayer nachzuweisen gesucht hat, die unsterbliche Geliebte Beethovens gewesen, wenn auch dessen berühmter Brief aus dem Jahre 1806 nunmehr ins Jahr 1812 verlegt werden muß. Für jeden, der sich mit Beethoven näher beschäftigen will, ist dieses Thayersche Werk schlechthin unentbehrlich. W. Altmann.

Carl Grammann. Ein Künstlerleben von Ferdinand Pfohl. Berlin, Schuster & Löffler.

Eine mit sichtlicher Liebe geschriebene Biographie des vornehmen Komponisten, für den die Oper die meiste Anziehungskraft hatte, der aber in Liedern, Sinfonien und Kammermusikwerken doch wohl sein Bestes geboten hat und auf jeden Fall weit mehr Beachtung verdient, als ihm zu teil geworden ist. W. A.

Berlin als Musikstadt. Geschichte der Oper und des Konzerts von 1740—1911 von Dr. Adolf Weißmann. Berlin, Schuster u. Löffler.

Ein im glänzenden Feuilletonstil geschriebenes, amüsant zu lesendes Buch von mehr als 400 Seiten ohne gelehrten Ballast, das aber doch auf eingehenden Studien beruht, jedoch gelegentlich stark subjektiv gefärbt ist. Abbildungen, ohne die es heute offenbar immer noch nicht geht, 100 an der Zahl, werden vielen willkommen sein. Wilh. Altmann.

Französische Lyrik alter und neuer Zeit in deutschen Versen. Von Joseph Jaffé. (Hamburg, Gutenberg-Verlag.)

Leider ist es eine Notwendigkeit, Dramen und Romane zu übersetzen. Dafür läßt sich mancher Grund finden. Lyrik zu übersetzen, aber ist unmöglich, besonders unmöglich, wenn es sich um die Lyrik Alfreds de Musset, Baudelaires und Verlaines handelt. Man übersetzt den ganz gleichgültigen Inhalt und setzt Worte, die zufällig das Gleiche bedeuten, aber einen ganz andern Klang haben. Und dieser Klang, dieser Hauch, der unsre Seele umhüllt, ist in jeder echten Dichtung, besonders aber in der eines Verlaine, das Tiefste und Schönste. Stephan George hat in seiner Umdichtung Baudelaires den Weg gewiesen: nicht „verdeutschen", sondern „umdichten" soll man! Auf ihr, Stephan George, Hofmannsthal, Vollmüller, Rainer Maria Rilke, ihr seid die Berufensten! Aber eine Umdichtung ist Selbstzweck! Aus welchen Gründen übersetzt man diese nach der Wahl der Gedichte sehr feinsinnig getroffene Auswahl französischer Lyrik für die große Menge?

Karl Georg Wendriner.

Aus den heimatlichen Bergen. Nordmährische Geschichten von **Ottokar Stauf von der March.** Freudenthal, W. Krommer.

Einen nicht unbedeutenden Schatz deutschen Volkstums hat Stauf von der March zu heben versucht. Einem Volksstamm, der unter stetigen heftigen Kämpfen sich seine Eigenart erhalten muß, hat er künstlerisch gerecht werden wollen. Es ist ihm nicht vollwertig gelungen. Die fünf in diesem schmalen Bändchen vereinigten Skizzen erschöpfen nicht den ganzen Reichtum an Gebräuchen, Typen und Anschauungen seiner Landsleute; sie bringen nur einzelne, sehr kurzweilige Geschehnisse, ein paar hübsch gedachte Gestalten. Das Buch ist mit Liebe geschrieben. Als erster Versuch auf neuer Bahn des Autors mag es gelten und schließlich auch empfohlen werden. Hugo Alt.

Der Rabenschrei. Roman von **Maria Stona.** Leipzig, Herman Hillger.

Das vorliegende Werk hat tiefgehende Fehler aufzuweisen: es gibt keine Menschen und erschöpft kein Geschehen. Von einer Scheidung will die Dichterin erzählen und bespricht langatmig ein psychologisch wenig begründetes, an tiefern Emotionen armes Liebesverhältnis einer „unverstandenen" — zu literarischer Scheidemünze herabgesunkenen — Frau. Was sie gerade, die tiefempfindende Lyrikerin, hätte bieten sollen, muß man vermissen. Das Weib, welches so restlos hätte verstehen und zeichnen müssen, erhebt sich niemals über das Niveau papierner, blutleerer Schilderung, die männlichen Gestalten weichen in keinem Punkte von gangbaren und abgenützten Romanklischees ab. Dieser Versuch der Lyrikerin Stona, ein Prosawerk auf breitester Basis: einen Roman zu schaffen, ist daher als nicht vollständig gelungen anzusehen. Sie hat — und dies konnte sie schon erweisen — Talent zur Skizze, weil diese dem lyrischen Gedichte immerhin am nächsten steht. Maria Stona sollte die Grenzen ihrer dichterischen Veranlagung besser abschätzen lernen.

Hugo Alt.

Biondetta, der verliebte Teufel. Von **Cazotte.** (München, Verlag von Hans von Weber.)

Es war ein guter Gedanke, dieses französische Märchen in spanischem Gewande neu herauszugeben. Jacques Cazotte war einer der beliebtesten Erzähler am Hof Louis XVI. Seine Erzählung: Le diable amoureux erschien 1772 in Paris und erntete bis in unsere Zeit hinein den größten Beifall. Sie ist liebenswürdig und geistreich, witzig und anmutig. Wie groß ihre Verbreitung war, glaube ich dadurch am besten zeigen zu können, daß Heine in seinem Tanzpoem „Der Doktor Faust", angeregt durch Cazottes Märchen, aus dem Teufel des Volksbuchs eine „Mephistophéla" machte. Die Ausstellung des Neudrucks ist ebenso originell wie geschmackvoll.

Karl Georg Wendriner.

Musikbeigabe

Frau SUSANNE DESSOIR verehrungsvoll gewidmet.

Schlummerlied.*

(Robert Passarge.)

Ruhig.

Karl Kämpf, Op. 45. I.

Gesang.

Piano.

p

Sand - mann streu - et schon mit Macht. Büb - chen, Mägd - lein, gu - te Nacht! Gu - te Nacht, du hol - de Brut, geh' in's Nest und schla - fe gut

p sehr gebunden

mf eindringlich

mf

ausdrucksvoll

mf

rit.

p zart

Schmie - get Euch in wei - chen Flaum, träumt den schön - sten Kin - - dertraum,

p

*) Mit freundl. Erlaubnis des Verlages.

mf innig

ich an Eu - ren Bett - chen will wa - chen ernst und träu - men still.

mf *ausdrucksvoll* *rit.* *a tempo* *p*

Will in Zu - kunfts - fer - nen spähn, groß Euch, gut und glück - lich sehn.

einfach

Lie - ber Gott, das steht bei Dir:

mf ausdrucksvoll *p sehr innig*

Eins nur bitt' ich, laß sie mir

breit *p innig* *pp*

Zu unsrer Musikbeigabe

Karl Kämpf.

Zu den sympathischsten in Berlin lebenden Tonkünstlern gehört unzweifelhaft der Name Karl Kämpf, dessen Name in den letzten Jahren durch eine Reihe bemerkenswerter Kompositionen in den deutschen Konzertsälen heimisch geworden ist. Merkwürdigerweise waren dies vor allem Orchesterwerke, die „Hiawatha-Suite“ (nach Longfellow) und die Suite „Aus baltischen Landen“, während sonst gerade derartige Werke von jungen noch wenig bekannten Tonsetzern recht schwer Verbreitung finden. Diese Suiten Kämpf müssen also Vorzüge haben. Diese liegen unstreitig in seiner starken melodischen Ader, in seinem sicheren Erfassen der Stimmung, die er musikalisch zum Ausdruck bringen will, in seiner trefflichen Beherrschung des musikalischen Satzes und in seinem feinen Sinn für Klangschönheit und Klangreiz in der Instrumentation. Letztere Eigenschaften haben auch den einfachen „zwei Melodien“ für Streichorchester (Liebeslied und Wanderlied) Beachtung verschafft. In allerneuester Zeit hat auch ein Kammermusikwerk Kämpfs viel Anklang gefunden, seine „Faschingsszenen“ für Violoncello und Klavier, während wunderbarerweise seine inhaltlich durchaus bedeutende, geistvoll gearbeitete, durch kraftvoll-energische Tonsprache ausgezeichnete „Sonate“ für Klavier und Violine (op. 23), trotzdem sie in einem großen Leipziger Verlag (C. F. Kahnt Nachf.) erschienen ist, in der Öffentlichkeit viel zu selten zum tönenden Leben gebracht wird.

Auf instrumentalem Gebiet verdanken wir Kämpf noch eine „Legende“ für Violoncell und Klavier, für die man sich nicht recht erwärmen kann, eine Reihe von Klavierstücken, von denen ich besonders auf die „Humoresken“ aufmerksam machen möchte, und ziemlich viele, meist höchst stimmungsvolle und immer dem Charakter des Instruments ungemein Rechnung tragende kleinere Stücke für Harmonium, für dessen Einbürgerung in der Hausmusik er seit Jahren nachdrücklich und ohne Erfolg eintritt.

Eine stattliche Reihe von Vokalkompositionen zeugt davon, daß Kämpf auch auf diesem Gebiete nicht minder glücklich wie auf dem instrumentalen ist. Direktes Aufsehen hat neuerdings sein Männerchor „Wikingskampf“ (bei Leuckart in Leipzig veröffentlicht) erregt. Für recht leistungsfähige Männerchöre kommen daneben aber auch „Morgen an der Ostsee“, „Hochzeit“, „Schwatz, schwatz“, „Gebet“, „Kirschenballade“, „Landsknechtslied“ sehr in Betracht; manche harmonische Kühnheit darin zeugt, daß Kämpf zu den Modernen gerechnet sein will; hat er doch auch in dem keineswegs musikalisch-konservativen übrigens bald selig entschlafenen Fas-

nerbund als Jüngling schon eine Rolle gespielt. Unter den von ihm zahlreich geschaffenen Liedern für eine Singstimme mit Begleitung von Klavier oder auch Harmonium ist wenigstens ein halbes Dutzend, nachdem erstklassige Konzertsänger und Konzertsängerinnen sich ihrer angenommen haben, in zahlreichen Exemplaren in die Dilettantenwelt gedrungen; es sind dies „Todeslust", „Morgenwanderung", „Vespergesang", „Klagender Frühling", „Du bist doch mein", „Maienkätzchen". Diese Lieder sehr verschiedenartigen Stimmungsgehaltes, die auf ein reich entwickeltes Seelenleben des Komponisten durchaus schließen lassen, geben ein ziemlich erschöpfendes Bild von seinen kompositorischen Eigenschaften, unter denen ich auch die Leidenschaft nicht unerwähnt lassen darf.

Unser Leserkreis dürfte sich ohne weiteres mit dem „Wiegenlied" befreunden, dessen Abdruck der für den Komponisten in letzter Zeit mit besonderem Nachdruck eingetretene Verleger Otto Jonasson-Eckermann in Berlin W. 35 liebenswürdigerweise gestattet hat. Die einfache aber keineswegs triviale, vielmehr sorgsam geladene, warm und herzig empfundene Melodik dieses Liedes wird durch die durchaus mit nicht überladene, sehr fein gearbeitete Klavierbegleitung aufs schönste und stimmungsvollste ergänzt.

Über den Lebensweg Karl Kämpfs ist nicht gerade viel zu sagen. Er ist als Sproß einer begüterten Berliner Kaufmannsfamilie am 31. August 1874 geboren. Trotzdem er von frühester Jugend an eine auffallende Neigung für die Musik an den Tag legte, mußte er sich doch dem Kaufmannsstand widmen, doch nicht lange, da sein Lehrherr, ein Fellhändler, sehr bald erkannte, daß aus dem künstlerisch veranlagten Jüngling nimmermehr ein guter Kaufmann werden würde. Er vervollkommte nun sein Klavierspiel bei Sally Liebling und Alfred Sormann und nahm bei Friedrich E. Koch Theorieunterricht, aber noch war er mit dem Musikstudium nicht ganz fertig, als sein Vater starb und gleich darauf der ganze Wohlstand der Familie zugrunde ging. Nicht gebeugt durch diese schweren Schicksalsschläge, suchte Kämpf mit eiserner Energie sein Brot durch Konzertieren zu verdienen. Er schien auf dem besten Wege, als Klaviervirtuose sein Glück zu machen, da rief ein Blutsturz dem Einundzwanzigjährigen ein gebieterisches Halt zu. Erfreulicherweise erholte er sich wieder, körperlich und seelisch, wenngleich ein gewisser Schwermut seinen damaligen Kompositionen anhaftete, aber auf die Virtuosenlaufbahn mußte er verzichten und sich fortan beschränken, als Begleiter, besonders an Liederabenden, zu funktionieren. Zudem legte er sich auf das körperlich nicht so anstrengede Harmoniumspiel mit solchem Glück, daß er, so oft nur immer in einem Berliner Konzertsaal dieses Instrument gebraucht wird, dafür herangezogen wird. Zudem gelang es ihm, namentlich seitdem er mit einigen eigenen Werken vorteilhaft hervorgetreten war, als Theorielehrer immer mehr gesucht zu werden, so daß er schon seit Jahren im Sommer seiner großen Freude an schöner Natur nachgehen und hier für neue Kompositionen Anregung finden kann. Unermüdlich schafft er und kann auch mit

seinen Erfolgen recht zufrieden sein, wenn manche seiner Werke, vielleicht seine reifsten, wie z. B. seine „Meeressage“ für Männerchor und Orchester, die aus seinem ursprünglich nur für eine Stimme mit Orchester gesetzten Cyklus „Verlorene Liebe“ entstanden ist, noch des Verlegers harren.

Prof. Dr. Wilh. Altmann.

Für den gesamten Inhalt verantwortlich: Dr. E. E. Friebegg in Schöneberg — Redakteur der Musikbeigabe: Alex Jadassohn in Berlin. — Druck von Richard Falk, Berlin W. 66, Leipzigerstr. 115/16.

1“'
Inhalt des 137. Bandes:

April/Mai/Juni1911
' . . .'.'. L '-|.|'|-'»' |i|*|4[!'1'4""|,| '1|.'|'l'

Politik, Gefthichte und Volkswirtfchaft:

Wifieufrhaft und Reifebefchreibungen:

Ein Dankbrief des Brinzregenten Luitpold von
Bayern an „Nord und Süd“

Von unferem Spezialheft Miinchen, von dem die „M ii n ch en e r
Neueften Nachricht-en" fagten- daß es die bayerifche
H a u p t ft a d t ü b e r a u s ehr e (im Vorabendhlatt vom 24, Februar)t
haben wir 1 Exemplar auch an den Vrinzregenten Luitpold von Bayern
gefandt. Wir erhielten darauf von der Geheimkanzlei des Vrinzregenten
folgenden Dankbrief:

„Seine Königliche Hoheit der Prinz-Regent haben das Aller-
höchftdemfelben nnterbreitete Heft „Miinchen“ Ihrer Zeitfchrift „Nord
nnd Süd“ mit Jutereffe entgegengenommen und [affen für die be-
knndete Aufmerkfamkeit beftens danken.

gez.: v, W i e d e m a n n, Generaladjutant."

.
* * . * . .

Richard Graf Dr. Moulin Eckart
(Ordentl. Profeffor der Gefchichte an der technifchen Hochfchule
zu Miinchen);

cDie Entwicklung des deutfchen Gedankeus und des Fiirftenideals im bahrifchen Fürftenhaufe

Eine akademifche Feftrede*)

Die Feier, die uns heute hier ver-:ind ift nur ein Akkord in der
allgemeinen Begeifteruug, die weit über Deutfchlands Grenzen hinaus
Blicke und Herzen dem edlen Fiirften zuwendetf dem es vergönnt ift/ die
Schwelle des leßteu Jahrzehnts eines Jahrhunderts zu iiberfchreiten, mit
fefteni ficherein Trittf trotz der Laft der Jahref rnit hellem ficherem Blick.
der nicht müde geworden trotz des wahrhaft biblifcheu Alters und der
ruhig und dankbar! voll edler Befriedigung zuriickfchwajfen kann auf
diefe einzigartige Periode in weleher er geworden: mit der Zeit
fü r d i efe Ze itf mit unfern Aelterva'tern und Vätern fiir uns!
Und aus dem Gefühl der Ergriffenh-e'it löft fich unwillkiirlich der
Dank für diefes Werden und die Freude an der Perfönlichkeit, diet in fich
gefehloffem mit all ihrer Güte und Schlichtheit, mit allen ihren Werten
heute uns vor Augen fteht.

Bei diefer Schau geht dem Hiftoriker das Herz auf, Er braucht die
uns in fo traute Nähe gerückte Geftalt nicht erft in fein-e Zeit einzuftellen
und einzugliedern. Das hat Prinzregent Luitpold felbft getan, - nicht
mit dem Stürnien und Drängen unruhigen unrechterfüllten Ehrgeizes,
fondern mit dem ficheren und edlen Drang-.- lauterften Pflichtgefiihls
dem fich alle feine Eigentaten in fchlichter und befiimmter Weife unter-
ordnen. Aber gerade dadurch gewinnt er erhöhter rein menfchlirhe und
auch hiftorifche Bedeutung.

Aus dem verworrenen wirrfalrelichen Ringen unferer Zeit- wo alte
Gegeuiäße mit ftürmifcher Gewalt wiederum erftarken- wo fich ihnen

*) Gehalten bei der Prinzregentcnfeier in der Aula der k. technifchen Hom-
fihule zu Miinchen am 11, März 1911.

neue gefellen und in toller Wechfelwirkung den Schauenden mit Bangen
erfüllern treten uns zwei Momente entgegen! auf die der Bangende mit
ftillem Hoffen und Sehnen blicktf das ift das nationale Empfinden und
das Für-ftentum. Beide find ja in ihrer heurigen Erfcheinung das
Produkt der neuen Zeit und beide hat das politifche Genie des
neunzehnten Jahrhunderts gerade im rechten Augen-
blick e 7 da die falfchen Ideale eines mißverftandenen Weltbürgertums-
(und eines irregefjihrten Sozialismus) einen fchon wieder im Abflauen
begriffenen Llnfturm gegen fie machten, in ungemeiner einzigartiger
Weife geftärkt- indem er dem deutfchen Volke aus feinem innerften
Wefen heraus die volle Liebe und Treue fiir Monarchie und Vaterland
oingeflößt hat! o h n e d i e fe l bft es fein gewaltiges Werk nicht hätte
vollenden können, Bismarck fchuf damit nur neue Verhältniffe für alte
Kräfte- deren fchickfalsvolle Bedeutung er richtig erkannte die zu voller
Entfaltung zu bringen ihm die Zukunft unferes Volkstums gebot.
Wieviel und wie Heftiges ift gegen den deutfchen Vartikularismus, gegen
die Sondereigenfchaften der deutfchen Stämme nicht fchon gefagt
worden! Und doch haben fie in großen und entfcheidenden Wendungen
das deutfche Volk gerettet. Un ihnen zerbrachendie Zähne und Räder
der großen Nivelliermafchine die um die Wende des achtzehnten Jahr-
hunderts von Frankreich aus über Europa dahinging. Man hat wohl
mit Recht gefagt- daß diefes heilige römifche Reich, das dabei zufammen-
krachte, innerlich morfch gewefen feii daß es wert war; zugrunde zu
gehen. Und doch muß man zugeftehen, daß in diefem Deutfchland des
achtzehnten Jahrhunderts fich ein Fiirftentum herausgebildet hatte, das
neben dem vreußifchen Staat fich tiiihtig und ftark entwickelte und aus
fich heraus d a s vorbereitete was dann die große franzöfifche Revolution
durch die furchtbarften Umwälzungen durchgeführt hatx die Schaffung
des modernen Staates. Diefe Fiirften hatten gelernt- ihren Blick abzu-
wenden von dem franzöfifchen Königtumi deffen Glanz fie früher ge-
blenden und waren auf dem rechten Wegei zu einer neuen Organifation
ihrer Staaten. Das war nicht mehr der unaufgeklärte Defpotismus-
der damals alle Kräfte zu wecken fuchte und durch rege Tätigkeit im
kleinen und kleinften Kreife eine ungemeine Wirkung erzielte, So kann
heute kein Zweifel mehr dariiber waltenr daß Deutfchland auf diefem
Wege auch ohne Revolution und Fremdherrfchaft zu großen nationalen
Zielen gelangt wäre.
Die Gewalt birgt ja ftets ein abgekürztes Verfahren in fich. Aber
T

fie zerftärt auch Kräfte. die für fich im ftill-en fchaffend doch dem Ganz-en
zugute gekommen wären. Gleicht ja das deutfche Volk feinem Wald,
der nicht nur durch die gewaltigen Stürme, fondern vor allem auch dur>f
das Unterholz feinen vollen Reiz gewinnt. Freilich Bayern hatte von
diefer Fiirftenbewegung faft nichts zu fpiiren. Kurfürft Carl Theodor
wandte fich nicht diefen neuen Idealen zu, Und da fein Nachfolger in
Bayern einzog. da waren fie bereits verweht von dem fcharfen Luftzng*
der aus Weften kam. Und mit ihnen anch die zarten. aber doch ftarken
nationalen Keime. die indeffen keineswegs verloren waren. .Unter der
warmen Decke des geifbigen Lebens fanden fie rettenden Schuß und
blühten irn ftillen weiter. Und man beurteilt die Rheinbundzeit völlig
falfch- wenn man glaubt, im deutfchen Süden fei wegen des iiber-
wuchernden franzöfifchen Einfluffes das nationale Leben völlig erftarrt.
Denn die Stärke des nationalen Empfindens erkennt man nicht fo fehr
an dem ftarken äußeren Widerhall- den es weckt, fondern in der Wirkung
in den Früchten wirtfchaftlicher und geiftiger Arbeit, Und diefe hat
auch in der Epoche. die unter dem blutroten Stern Napoleons ftandf nicht
geraftet und nicht geruht. Gerade Bayern bewies damals. wo jeder
Tag eine neue Gefahr und zugleich einen neuen Vorteil brachte. feine
ungemein zähe Lebens- und nicht minder große Affimilierungskraft.
Die Zeit des Sturzes und der Wiederaufrichtung des preußifchen
Staates fah Bayern zum modernen Staate werden. Und auch die
Königskrone, von fremder Hand gereicht, ward fofort mit Edelfteinen
geziert. die aus dem Schacht des eigenften Volkstnms gewonnen waren.
So hat nur die franzöfifche Volitik Geltung gehabt. nicht das gallifche
'Wefem das an der kernigen Kraft des Volkes völlig abgeglitten ift.
'Wenn daher die Rheinbundzeit auf Fühlen und Denken eingewirkt hat.
*fo war es nur in der völlig entgegengefeßten Weife. daß der Bayer fick)
auf fein Deutfchtum befinnen lerntef wie die anderen Stämme auch,
Und fofort begann die Wechfelwirkung zwifchen diefein erwachenden und
erftarkenden Vatriotismus und dem königlichen Hans, Den König
felbft freilich banden die Verträge. band die Dankbarkeit. Aber in feinem
-älteften Sohne regte fich ftärker. klarer als bei jedem anderen Fiirften
'd e r d e u t f ch e G e d a n k e. Und wie er der Krone entgegenreifte
'über den Rheinbund hinweg fo erfüllte ihn jener mit faft iibermächtiger
Gewalt/der ihn alle politifche und diplomatifche Rückficht vergeffen ließ.
Er gewann aus allem Nahrung. Aus Deutfchlands pol-itifcher Ohn-
macht wie aus der Gunft des Vrotektors. Und felbft als diefer ihm

feinen Siegerdegen von Aufterliß darbot mit den Worten: „Tragen Sie
ihn zur Verteidigung Ihrer Rechte'ß nahm er ihn mit derfelben Ge- -
finnung- die ihn in Straßburg fprechen hieß: „Das follte noir die *
fchönfte Siegesfeier feinf wenn diefe Stadtf in der ich geboren binf wieder
eine deutfche Stadt fein follte." Nicht minder ftark war auch die
äfthet-ifche Einwirkung auf den Prinzen. Denn bei all den klaffifchen
Neigungen behielt doch das Germanifche in feinen Ideen das Ueber-
gewicht, und fo hat er an den Stätten des Altertums wie Goethe nur
fein deutfches Empfinden geftiirkt. Der Anblick der vergangenen Größe
Roms weckte in ihm den ganzen Grain um das bedrc'ingte Vaterland
und bei den raufchenden Wafferfc'illen Tivolis gedenkt er Armins und
der Schlacht im Teutoburger Walde, Des Helden Name weckt ihm
Freude und Scham zugleich da er denken muß, „was Dentfchland iftf
und was es gewefen“. Und fo hat er mit der deutfchen Jugend den
Geift- der die Freiheitskrieg-e dnrchwehn iiber Thron-e und Diplomaten
hinweg mit heiliger Begeifterung begriffen und erfaßt_ mit einem
grenzenlofen Idealismus der freilich wenig verftanden worden ift.
Nichts bezeichnender als das Wort eines franzöfifchen Gefandtenf der
meint: „Ludwigs Haß gegen Napoleon habe fich verallgenieinert nnd fich
fchließlich in Eiferfucht gegen Frankreich felbft gewendet, Ueberdies
habe auch ihn jene Deutfchtnmslnanie erfaßtf die fich (in Dentfchland)
einer fehr großen Zahl von Köpfen bemächtigt habe, da man glaubte,
man könne durch den bloßen Willen den nationalen Enthufiasmus fo
hoch fpannen wie jenen- der Jahrhunderte vollen Ruhmes jeglicher Art
dem franzöfifchen Volke eingehaucht. Ein feltfamer Jrrtunif der feine
Quelle' nicht minder in der Eiferfucht wie in der Wirkung eines nn-
erwarteten Erfolges hat." Mit leifem Spott deutet der Franzofe auf
das Befte und Edelfte hinf was Deutfchland in jener Zeit geboren
und was Napoleon längft fchon gefiirchtet und haßerfjillt mit dem Worte
„Jdealogie“ gebrandinarkt hatte. Aber Vrinz Ludwig war kein
Träumen und er wußtef was er wollte. Von Chalons fur Marne aus
hat er dem Kaifer Franz gefchriebenf man miiffe den Franzofen den
Frieden in Paris diktieren, Und niemals fo meinte er, hätte ein Fiirft
Größeres vollbracht als der Kaiferf wenn es ihm gelingen wiirdef Elfaß-
Lothringen von Frankreich abzntrennen, „Ich befchwöre Eure Majeftc'it,
dafiir zu forgen- daß wen-igftens die dentfchen Teile des Elfaß und das
Departement der Vogefen unter deutfche Herrfchaft zurückkehren. Es
wäre ein fchweres Unglück wenn dies nicht gefchiihe und wenn unfere

Grenzen anch fiirder den franzöfifehen Einfüllen offen ftünden, (Ein-
fällenf denen inan auch nicht durch Niederlegung ihrer cFeftungen vor-
* beugen könnte.) Wer glaubt- die Zuneigung der cFranzofen durch Groß-
mut zu gewinnen, der irrt fich. Tiefes Volk warf -ift und wird der Feind
Deutfchlands fein, welche Dynaftie es auch fein magf die es beherrfcht."
Das find wahrhaft Bismarekifche Worte. Und die hat derfelbe Prinz
gefprochen, der mit achtzehn Jahren einmal gefagt: man müffe nach
Bonaparte auf den Ruhm der Waffen verzichten. Undum ein großer
Fürft zu werden- fei daß Land Bayern ein viel zu kleiner Spielraum: fo
daß nichts übrig bleibt, als der Maren von Europa zu werden.
Die Not und Begeifternng haben ihm den Degen in die Fauft ge-
drückt, Und der ini Kanipfe Reifende hat erkannt. daß fich beides-
politifehes Wirken und Mäcenatentuni. nicht bloß vereinigen laffe*
fondern vereinigt werden miiffe, uni das Wolfen eines Fürften wahrhaft
fegensreich zu geftalten. Und fo gab ihm die Zeit felbft daS Fürften-
ideal einx dem er znftrebte, Der Mann. der den Thron beftieg, hatte
gelernt, den Blick auf die Gefamtheit der deutfchen Dinge zu richten.
Sein Land war *ihm nicht zu klein- für diefe große Sache in feiner Weiie
zu wirkein wenn er fich auch ein eigenartiges Bild von dem Deutfchland
der Zukunft fchuf, Und auch feine Llnfchauung von Art nnd Wefen des
Ziöuigtnms» ward ein-e andere im Laufe jener Jahre die für Deutfanand
eine Zeit grenzenlofer Enttänfchung wurden. Freilich ihm war die Ver-
faffung immer heilig. Schon als Kronprinz hatte er bei diefem Valla-
dium treue Wacht gehalten und an ihr nicht riitteln laffen. Aber die
Jdee der heiligen Allianz hielt auch den klarften Sinn befangen. Un-
deutfch und ungefund- wie fie war; ftellte fie fich als böfe verleuniderifche
Ratgeberin und Einbläferin zwifchen Fürft und Volk und brachte ver-
funkene Aniebauungen des aehtzehnten llahrhunderts wieder zur Geltung,
Die nationale Idee trat zurück vor dern Ringen um die bürgerliche
Freihein um das „alte gute Recht", von dem begeiftert der Schwabe
Uhland fang, In Bayern freilich rettete fie fich wiederum rauf das
c'iftl)etiiche Gebiet. Und hier gab ihr der König felbft die fchönften An-
regungen. Auch fein deutfches Fühlen fand in diefer künftlerifehen
Form Befriedigung. Er ward nicht der Mäcen Enropaßx aber; was*
bie(mehr befagen wollte. der Mäcen Deutfchlands. Er brachte im Sinne
der alten Sage das goldene Vlies in de? Land der Barbaren und hegte
den Gedanken daß der Weg zu Teutfchlands Größe durch den heiligen
.Sa-in der Schönheit führe. Und doch als im Jahre 1840 von Paris her

der Ruf aufs neue nach der Rheingrenze erfcholl, da wurden auch in ilun-
die alten Erinnerungen an die Freiheitskriege wach und wie fich damals
Vrinz Wilhelm von Preußen das Beckerfche Rheinlied: „Sie follen ihn
nicht habenr den freien deutfchen Rheinl“ eigenhändig abfchriebj fo war
Ludwig freudig bereit zu energifcher Wacht am Rhein. Der Kriegslärm
tierhallta die drohende Wolke- die im Weften aufgeftiegen warx verfliich-
tigte fich. aber die deutfche Erregung blieb. Sie konnter fie durfte nicht
mehr zur Ruhe kommen, Sie war doch entfprungen aus dem unmittelbaren
dentfchen Empfinden, das zugleich nach perfönlicln-r Freiheit und nach
decZ Vaterlandes Größe drängte. Es war im gewiff-en Sinne auch ein
Kampf gegen die Fremdherrfchaft, wenn auch nieht mehr die franz'ofi-
fchen Adler drohten. Aber der Einfluß der Mächte auf unfere Fiirften
wie auch nnfere innere und äußere Volitik war für das Volk uner-
trägl-icht das fich der unerhörten Anftrengungen wie der unerhörten
Erfolge der Befreiungskriege bewußt blieb. Und io fammelte fich die
iiberfrhüffige Kraft genährt und getrieben von der heißen nationalen
Sehnfucht. Das Volk rief nach einem neuen Fiirftenidealj das eS auf den.
Schild heben- mit Krone und Schwert fchmjicken und den Völkern zeigen
wollte als den „Kaifer in Freiheit und Recht“. Da trat der
Zwiefpalt ein zwifchen diefem großen Wollen und den gefchaffenen
Verhältniffen. Und jetzt ift wahr geworden, was jener franzöfifche
Diplomat von der Dentfchtumsmanie (des damaligen Kronprinzen von
Bayern) gejagt: „Sie glauben- man könnte durch den bloßen Willen den
nationalen Enthufiasmns fo hoch fpannen wie jenenj den Jahrhunderte
voll Ruhmes jeder Art dem franzöfifchen Volke eingehaucht hatten."
Gewißj der Geift war groß und gut, und die Reichsverfaffung, die jene
dort in Frankfurt fchufent ein edles Werk. Aber ein Kunftwerk, ein
Sinnbild ohne Lebent das ihm erft Bismarck mit ein paar ftarken Atem-
ziigen eingeblafen hat. Man fchuf ein Reich in Gedanken, ein Aftral-
gebilde, dem alle Wefenheit fehlte- dcn-_9" im vollen Gegenfaße ftand zu
der Macht des Realen, zu der realen Macht. Und io mußten fich die
Schöpfer befinnenx daß fie noch zu Haufe einen Fürften hattem dem fie*
in Treuen verbundenr und den fie nicht einfach beifeite fchieben durften
und auch nicht wollten. Die Sehnfucht des Volkesf feinem nationalen
Fürften ftand entgegen das Fiirftentumj das fich ftark genug erwies,
den Angriff auszuhalten. Und doch neigten fich die Fiirften. Und er
fügte fich nun doch in der neuen Zeit, die mit leuchtenden Flügeln über*
die deutfchen Lande hinein'raufchte. Nur einer nicht. König Ludwig l.,

Keiner der Fiirften war deutfcher gewefen als er, keiner der Herrfcher-
.pflichten fich mehr bewußt als ert aber auch keiner fefter in feinem
Glauben an das Fürftenideal- das er wähntef nicht mit hiniiberretten
.zu können in die neue Epoche. So ftieg er im edlen Stolze vom Thron.
Heut-e erfcheint uns der Schritt als die Folge eines ungeheuren tragi-
fchen Mißverftändniffesf der noch tragifcher dadurch wird, weil er nicht
notwendig war. Schied doch ein echter einzigartiger Fiirft- weil er fich
:mit der gewandelten Zeit nicht zurechtfinden wollte. Er hielt für ein
Kompromiß- was doch nur ein Schritt vorwärts war in der vaterländi-
fchen Entwiälung eine 'Rücfkehr zum deutfchen Wefeni nachdem endlich
'der dichte Schleier zerriffenf den die heilige Allianz über Fiirft und Volk
*g-ebreitet hattei der einer alles nibellierenden Knechtfchaft gleichkam.
Sein Sohn Maximilian ll, fah unbefangener den werdenden Dingen
entgegenx die doch einem beftimmten Ziele zudrängten. Jn feinen
„Königsgedanken" unterfchied er fich nicht vom Vater. Er war fich feines
Amtes und feiner Pfliichten voll bewußt, Aber rafch wandelte fich die
Zeit. Und fie war jeßt voll beherrfcht von dem Drucke des alten Dua-
("lismus- der in dem Gegenfaße des preußifchen und öfterreichifchen
Staates auf ganz Deutfchland hereinwuchtete. Ein überkluger Minifter
hat wohl gemeint* daß diefer Zuftand für Bayern der günftigfte fei;
denn dadurch fei es berufen- das Zünglein an der Wege Deutfchlands
zu bilden. Aber das ift kein auf die Dauer befriedigendes Tun für
ein Wefen mit Fleifch und Blut- das ein fchlagend Herz im Leibe
*'trägt. Auch der König fah fich nach einem Ausweg ulm und er wähnte
in der Triasidee den Retter aus dem deutfchen Wirrfal zu finden, Er
diente auch in ihr und niit ihr dem deutfchen Gedanken! und wenn auch
auf befondere Weifef fo doch immer mit redlichem, deutfchen Gemüt.
Hat er doch das tieffte Berftändnis in fich getragen für den weiten Um-
fang des deutfchen Volkstums. Fiir ihn gab es kein-e Main- und keine
Salzachlinie. Er fühlte die Zufamniengehörigkeit der deutfchen Stämme
wie ein unangreifbares ungefchriebenes Gefeß, Der am meiften hifto-
rifch empfindende König, der den Patriarchen der deutfchen Gefchichts-
fchreibung der Leopold von Ranke fich zum Berater und Freund erkoreni
fühlte deutfch nicht bloß im politifchem fondern im re'in 1nenf>)licheu
Sinne. Das half ihm innerlich hinweg über den klaffenden Zwiefpalti _
*und wie ein Sämann hat er fiir fein deutfches Volk das Kornfeld der
Gefchichte beftellt. Die Saat ift aufgegangen zur rechten Zeit. Aber
gegen die äußere Not des Königs-7 der feine Linke dem Preußenkönig
..I

gereicht und feine Rechte dem Kaifer von Oefterreich half ihm der Er-
löfer Tod. Und fein Königsgedanke ftarb mit ihm. Dem Sohne aber
war es vergönnt- die Hoffnungen feines Vaters zu erfülleni die deutfche-
Frage löfen zu helfen. Welch' lichte Erfcheinung leuchtete da vom Thron:
hernieder. In dem jungen Haupte hatte fich ein Königsideal ausge-
bildet, fo fchön, fo groß, als wäre in ihm die Seele des Kaifers Otto lll.
eingefahren. Was das deutfche Mittelalter an Größe und S>iöne ge-
boten. in dem weitgezogenen Kreife feines Königsgedankens fand es-
Raum. Doch aus diefer Welt- die ihm das deutfche Wefen in leuch-
tender Verklärung zeigte- weckte ihn mit dem lauten Schall der kriege-
rifchen Hörner die deutfche Frage. Und er übte als fchönfte Königs-
tugend echte deutfche Treue. Sein Schickfal war es* die deutfche Kaifer-
krone jenem aufs Haupt zu feßen, der ftill und ftetig vorwärtsgefänitten
war auf dem Weg des Ruhms zu Macht und Größe* deffen Roß fein.
großer Kanzler und getreuer Senefchall am Zügel fiihrte. So kam der
Augenblick von überwältigender Größer der allem deutfchen Schein ein-
Ziel feßte. Und gerade der Fiirft hat ihn herbeiführen helfen, deffen.
Vhantafie am weiteften gefchweift im Reich des Wollens und des-
Hoffens. Das verleiht feiner Tat das edelfte und fchönfte Gepräge. Er
gab dem deutfchen Gedanken alles und fich felbft. Er gab dem deutfchen
Wunfche feines Großvaters die Erfüllung er überwand den Zwie-
fpalt, der an dem Herzen feines Vaters gezehrt- und er fchuf das- was.-
im Leben des einzelnen wie der Staaten das Notwendigfte ift - volle*
Klarheit der Situation! Eine fichere Stellung] Eine volle Geltung!
Und fofort begann fich die Wirkung zu zeigen in der Konzen-
trierung der politifchen, in der rafchen Entwicklung der wirtfchaftlichen:
Kräfte. Der Einbau Bayerns in das Reich vollzog fich ficher und* da*
es fich um einen rein natürlichen Vorgang handelte* in der leichteften und
gläcklichften Weife, Es ergab fich ein neues Staatsideal, das doch un-
endlich fchöner und feiner als jenes frühere gewefen. Wie weit fteht.
es über dem wankenden und fchwankenden Herzogtum eines Taffilo,.
dem die innere Lebenskraft ebenfo fehlte wie die äußere Exiftenzfähig-
keit. Was zwei Menfchenalter baherifchen Königtums an inneren
Werten gefchaffen, das ward nun berufen- mitzuarbeiten in reger Ge-
meinfamkeit mit den übrigen Kräften des Reichs. Ein glückliches Werden..
das nur getrübt ward durch das Verhängnis» das über den eigentlichen.
Träger desfelben herabfank, Und wie friedlich Nießiche fich von dem
Kunftwerk von Bayreuth und feinem Schöpfer, die doch fein Ausgangs-

»punkt waren. 'in Wehen und Leiden abgewendet. fo verfcheuchte der un-
glückliche König das Jdeal feiner Jugend mit jener umtrübten Erinne-
rung an das ftolze. trübe. prunkende Herrfchertum des ..Roifoleit“.
Aber nun kam Vriuz Luitpold, Und er zog das volle Fazit des
Jahrhunderts. - Als dem Kronprinzen Ludwig dort in dem Schloffe
zu Würzburg (dem köftlichen Werke Balthafar Neumanns) diefer Sohn
geboren wurde. da gab er ihm den Namen. der faft ein Jahrtaufend
in dem Haufe geruht hatte. den Namen jenes ftreitbaren Helden. der als
der Stammbater der Wittelsbaäfer mit gutem Rechte gilt, Der fand
*bei der tapferen Abwehr der Magyaren mit der Blüte feines Stammes
einen blutigen Reitertod, Aber aus dem Dunkel der furchtbaren Be-
drängnis jener düftern Tage leuchtet fein Heldentum mächtig hervor.
Es war *Ludwigs Art. der Namengebung fymbolifche Deutung zu ver-
leihen, Und in der Tat. es ift ein fchäner Gedanke. den greifen
.Friedensfürften neben den Ahnberrn zu ftellen. Sie find (im edelften
Sinne des Wortes) einander wert. Aber wenn diefer fein Dafein in
tapfrer Grenzwehr gegen den Feind verbrachte. fo hat Vrinz Luitpold
felbft die Schleufen aufziehen helfen. durch die fich der entfeffelte natio-
nale Strom über die deutfchen Lande ergoß. Und er hat feinen guten
Schlag dazu getan. den ehernen Ring zu fchmieden. der die deutfchen
Staaten für immer zufammenfchloß. Das find große. hiftorifche Werte.
Er fpricht in Verfailles im Namen feines Königs das entfcheidende
Wort. das den 18, Januar möglich gemacht hat. Und als Regent voll-
endet er das damals begonnene Werk. in der realften und auch in der
idealften Weife. Das ift der Zauber der Einung. daß jeßt alle Kräfte
'der einzelnen Staaten in der Gemeinfamkeit des Schaffens nicht nur
zur Geltung kommen. fondern auch unentbehrlich find. Was in Bayern
Großes und Bedeutendesgefchehen. das kommt auch dem Reich in un-
mittelbarer Weife zugute. Weit über die Verfailler Verträge hinweg
erhebt fich die tatfächliche Stellung und der moralifche Einfluß des
bayrifchen Staates im deutfchen Land. Und dazu kommt die Rück-
wirkung der Machtftellung des Reiches auf Bayern felbft. das dafiir ein
ftarker Räfonanzboden geworden ift. Die wirtfchaftlichen Kräfte haben
einen unerhörten Auffchwung genommen. der ohne diefe Wechfelwirkung
kaum je möglich gewef-en wäre. Aus diefer Welt äußerer Erfcheinungen
aber ift auch eine Fülle idealer Werte entfprungen. für die unfer Regent
das gleiche giitige und fr-eudige Verftändnis hat wie für jene. Er
hat bei den mit tiefer. kaum äußerbich fichtbarer. aber uni fo beftimmterer
"'-

Handbewegung das Rinnfal gewiefen. in welcher fie nun ficher und un-
gehemmt weiter ftrömen. Und aus diefem Wirken heraus erwächft von
felbft jene neue. und doch fo alte Erkenntnis und Liebe für die d-eutfche
Idee. der er in getreuer Tatkraft gedient hat all fein Leben lang, Denn
er hat das ganze deutfche Werden gefehen und miterlebt. Er fah die
Traditionen des Rheinbundes in ein Schemen fich löfen. er fah des
Vaters deutfches Fühlen mit und er hat es gewiffermaßen weitergelebt.
Welch fchöue Reihe von Bildern und Taten: beim Siegeseinzng Napo-
leons in Berlin faßt der Vater den Gedanken an feine Walhalla. der
Sohn ftellt in der hehren Halle die Büften Kaifer Wilhelms und feiner
beiden großen Helfer auf. Der Vater erbaut das Siegestor in Miinchen.
der Sohn zieht mit den fiegreichen Truppen durch dasfelbe ein und wird
als Greis der Mithiiter des Deutfchen Reiches. Aber indem er nun in '
edlen Treuen die Pflichten iibt gegen das weitere und das engere Vater-
landf erfteht aus diefem Walten ganz von felbft und ohne jede Spur
theoretifcher Bemühungen. lauter und rein ein durchaus neues Fiirften-
bild, wie es dem Griff der Zeit. der troß aller Irrungen und Ver-
irrungen. das Echte und das Wahre mit ganzem Herzen. mit ganzem
Gemüte und aus allen feinen Kräften tritt und erftr-ebte. in edelfter
Weife entfpricht: das die volle Wirkung aus fich heraus iibte. getragen
und gefiihrt von höchftem Vflichtgefiihl und reichft-er Gute. In unferer
Zeih wo fo viel die Rede von den Rechten, wo das Sichausleben das
A und O der landliiuf'igen Weltanfchauung, gibt diefer greife Fiirft das
leuchtende Beifpiel raftlof-er Arbeit und gließt durch die beiden Genien
des Zeitalters und feines Lebens Vflicht und Arbeit. jenen Tropfen
demokratifchn Oeles in den Chrhfem- mit dem man den modernen
Fiirften falbt. Und fo hat er in fich felbft dem Gedanken der Monarchie
einen neuen Charakter gegeben. Aber er verleiht ihm auch jenen
Schimmer echter Ritterlichkeit, die von deutfchem Wefen unzertrennbar
ift. Er ift der erfte Kavalier feines Volkes dem er in Güte und Treue
fo nahe ftehtf und das fich ihm in freudiger Huldigung neigt. Sein
Vater hat ihn fichern Blickes und tiefer Ahnung voll zum Herrfcher er-
zogenf die Epoche langer Lehrjahre hat ihn dazu g-ereift- ein hohes
Schickfal hat ihn dazu berufenf fein innerfter Wert gab ihm die Kraft,
es in voller Eigenart zu fein. So hat er fich felbft. wie ich fagte, in die
Zeit eingeftelltf und die nationale Idee wie das Fiirftentum haben durch
Tat und Werk des greifen Regenten ein neues und vollwertiges Ge-
präge erhalten. Er ift geworden durch die Zeit und fiir die Zeit. Und

dacht er ift unZ allenl die den großen Tag feiern dürfen: noch viel mehr.
Unfer Blick fchaut fein Wefen und fein Walten, begleitet ihn auf feinen
Wegen zu den Künftlern und nach Wald und Höher den edlen welt-
und waidgerechten Herrn]
Die Sage zeigt uns den greifen Kaifer Karl: wie er nächtens am
Rhein wandelt und feine Seelen fegnet; ein künftiges Eefciflecht wird
den Prinzen Luitpold dort drüben auf den Höhen feiner Berge fchauen,
wo er fein Bayern fegnet und -ihm das reinfte Glück wünfcht, das ihm
das waltende Schiafal zuzumeffen vermag. Er hat ihm folches Elüä
felbft gegeben in feiner trauten gütigen Verfönlichkeit, So walte denn
die &fi-eh :5x77 über feinem ehrwürdigen Haupte und verfchöne ihm
jede Stunde feines reichen, ih n und fein We f e n und W a l t e n v er»
klärenden Alters]

e
b
a
ï¬
n
0
C
Landfchaft

Lebensfchule und Schulleben
Weitere Antworten auf unfre Rundfrage.
Andrew Carnegie.
Ich bat einen Bankier in der Eithi mir ein paar Namen von
Vräfidentenh Vizepräfidenten und Kaffierern zu geben, die als Lauf-
jungen oder Gehilfen begonnen hatten. Er fandte mir 36 folcher
Namen und fchrieb mirX er wiirde den folgend-en Tag mehr fenden.
Dagegen fand fich keiner mit höherer Schulbildung unter ihnen. Ich
'habe nachgeforfcht und nach allen Richtungen hin gefucht. konnte aber
den höher Gebildeten nur felten in leitenden gefchäftlichen Stellungen
ausfindig machen; oft jedoch bekleidete .er Vertrauensftellungen bei
Finanzinftituten. - Das ift alles nicht gerade überrafchend. Die
Vreisgewinner in den höheren Schulen brauchen viel zu viel Zeit. Sie
fangen ihren Kurfus in den beften Knaben- und Jiinglingsjahren an-
d, h. in der zum Lernen *wertvollften Zeit vom 14. bis zum 20, Jahre.
Während der Student etwas iiber die entlegene Vergangenheit- die
noch dazu ganz wertlos ift, lernt oder fich mit toten Sprachen abmiiht
- alles Dinger deren Kenntnis fiir einen andern Vlaneten als den
unfrigen berechnet fc'heinh wenigftens foweit gefchäftliche Dinge in Frage
kommen --- ift der zukünftige Befehlshaber auf dem Felde? Induftrie „J
eifrigft mit Studien des praktifchen Lebens befchäftigt- 'gänzk'däzu ge-
i
eignet die fiir zukünftige Triumphe nötigen Kenntnifie :zuJfämiJcelli-Zizß ?*.Z T allein das gänzliche
Fehlen der Studierten in jeder leitet'idbri'St'elluiig '* * ** *'
der Gefchäftswelt fcheint den Schluß zu rechtfertigen. daß höhere Bil-
dung fiir jeden größeren Gefchäftserfolg geradezu verhängnisvoll ift..
Man hat zwar Beifpiele dafiirr daß mit höherer Bildung ausge-
ftattete Söhne von Gefchäftsleuten. welche fich dem Gefchäftsleben wid-
meten, mit Erfolg ein fchon beftehendes Gefchäft leiten; dennoch ift die
Zahl folcher verhältnismäßig gering...
Immerhin find während der leßten Jahre polhtechnifche und
wiffenfchaftliche Schulen oder auch Studienkurfe für junge Leute er-

öffnet worden. die bereits höchft wertvolle Früchte für induftri-elle Be-
triebe gezeitigt haben So vorbereitete junge Leute haben einen be-
deutenden Vorteil vor den gelernten Mechanikern; fie befißen feinen
offenen Blick und find ohne Vorurteil. Die wiffenfäfaftliche Schulung
des Geiftes und der Trieb nach Wahrheit macht fie für neue Ideen
enipfänglich. Groß und nufchäßbar. wie der arbeitende Mechaniker war.
wie er ift und wie er bleiben wird. war er doch ftets zu engen Gefchäfts-
anfchauungen geneigt. denn im allgemeinen kommt er erft in vorge-
fchrittenen Iahren zur Macht. Ganz anders ift es mit dem wiffen-
fchaftlich gebildeten Jüngling; er hat keinerlei Vorurteile und ver-
fucht jede neue Erfindung und jede neue Methode. ganz gleichgültig.
wer ihr Erfinder fein mag. Er eignet fich all das an. was bisher Ge-
leiftetes übertrifft und verwirft feine eigenen Einfälle und Ideen; dazu
entfchließt fick) ein Oberwerkführer nur fchwer. Deshalb darf auch der
Vorteil der Bildung nicht unterfchäßt werden . . ..
Höhere Bildung gibt dem. der fie wirklich voll in fich aufnimmt.
einen vornehmen Gefchmack und höhere Ziele. als der Erwerb von
Reichtümern; fie öffnet ihm eine Welt voll Entzückeu. zu weläfer dem.
der nichts anderes als ein Millionär ift. der Schlüffel fehlt; darin
liegt der Beweis. daß die befte gefchäftliche Erziehung zugleich die
Anerkennung ihres Anrechtes fiir eine höhere Welt ift, Wahre
Erziehung kann auch außerhalb der Schulen erlangt werden; das Genie
pflegt für gewöhnlich niäft in Akademien einheimifch zu fein; es gleicht
einer wilden. im Walde aufwachfenden Blume. die keiner Vflege von
feiten der Gefellfchaft bedarf - die Durchfchnittsbegabung dagegen be-
darf der Univerfitäten.“
*(In ..Kaufmanns Herrfchgewalt". Glöckner. Leipzig. Seite 70 u, 72,)
c
'.'q q
*. Z Z_-Z ;:Genexnldirektor'Dr.-Ing. W. v. Occhelhaeufer (Deffau):
* * * 1,* die* Gegenwart an einer Ueberwertung der reinen Bil-
dungsform krankt. ift für mich und viele Beobachter aus den ver-
fchiedenften Lebensftellungen längft keine Frage mehr. Und die darin
liegende entfchiedene Bejahung Ihrer Frage ftammt gerade aus folchen
Kreifen. die felbft Hochfäjulbildnng genoffen. ihr dankbar find nnd
deshalb auch an der Förderung der Wiffenfchaft auf allen Gebieten des
Lebens freudigen Anteil nehmen.
Die Ueberfchäßung des auf Akademien und Hochfchulen erlern-
baren Wiffens für das fchaffende Leben und den Lebenserfolg führt

jene bekannte Ueberfchwemnnmg der Hochfchulen mit zum Teil nicht
genügend wiffenfchaftlich vorbereitetenf auch daheim nicht geniigend
erzogenen Elementen herbei, die dann mit Wiffensdiinkel und Halb-
bildung ins-Leben zurückkehren. Sie halten das rezeptive Wiffen fchon
fiir Leiftungenr und da fiir die meiften die Weiterbildung im Staats-
dienft oder in fonftigen ftaatlichen und kommunalen Berufen fehlt und
wegen ihrer Ueberzahl auch fehlen muß. fo treten fie mißvergnügt und
anmaßend in das praktifche Leben ein, das fie überall reformieren und
meiftern wollen ohne jede Erfahrung. und ohne die tatfächlichen. kom-
plizierten Lebensverhältniffe zu kennenf aus denen fich jede Berufs-
tätigkeit und jeder Fortfchritt zufammenfeßt. Diefe theoretifchen
Uebermenfchen bilden das fchon fo oft beklagte Bildungs-Vroletariat
unferer Zeit. und übertragen die Keimzellen der Unzufriedenheit in
alle Teile unferes fozialen Organismus.
Daß von den Hauptfaktoren des Lebenserfolges: Talent. Charakter
und Wiffen - wenn wir hier vom Glück und vom Einfluß der Religion
abfehen wollen - gerade der letztere Faktor: das Wiffen, und insbe-
fondere das fchulmiißige und akademifche Wiffen fo überfchiitzt und faft
immer an die erfte Stelle gefetzt wird, dürfte fich u. a, wohl daraus er-
klc'iren: daß fich das Wiffen durch Sprache und Sehr-ift
leicht übertragen läßtf die wichtigeren Faktoren:
Talent und Charakter aber nicht. Und da die Wiffenfrhaft
als Grundlage ihres ganzen Berufes die Formung und Ordnung der
Gedanken hat und fie durch andauernde U-ebung und Vervollkommnung
im fpraehlichen und fchriftlichen Ausdruck am beften und gewandteften
beherrfiht. und da fie anderfeits eine Fülle überfichtlich geordneten
Stoffes ftets zur Verfügung hat q felbft daf wo jede Eigenerfahrung
fehlt - fo ift es nur zu natiirlich daß fie überall in Wort und Schrift
doniinierend auftritt und bewußt oder unbewußt bei jeder Gelegenheit
den Eindruck hervorruft. daß fie die eigentliche Führerin jeder höheren
Lebensbetc'itigung fei. Die bloßen Inhaber von Talent und Charakter
aber, fofern fie nicht der Wiffenfchaft felbft angehören, “formen die
Refultate ihrer Lebensarbeit viel feltener in das gefchriebene Wort der
Literatur und Vreffe um. Denn ihr Beruf in Kunft und Technik* in
Handel und Gewerbe führt fie zur Ausbildung ganz anderer Ausdrucks-
mittel und Lebensformen. Auch verfchließt fich gerade das Beftef was
fie anderen mitteilen und womit fie in Wort und Sprache iniponieren
könntem häufig überhaupt der begrifflichen Abftraktion oder dem all-

gemeinen Jutereffe. Initiative. glückliche Jutuitionen. fchöpferifche
Vhantafie. Talent. Energie. Takt _ alle diefe notwendigen Zugre-
dieuzen der? praktifchen Erfolges. für die das Wiffen nur'eineVor-
ftufe ift. laffen fich fchwer analyfieren. am allerwenigften von dem Be-
treffenden felbft. wiihrend jeder wiffenfchaftliche Forfcher feine Lebens-
arbeit in foriuklarer Sprache wiederzugeben gewohnt ift. »- Ein
Künftler z. B.. der viel iiber feine Kunft fchreibt. ift in den meiften
Fallen nicht fehr produktiv oder fchafft zu fehr nach Prinzipien und
mit dem Verftande. ftatt mit talentvoller Intuition. Auch von indu-
ftriellen und kaufmännifchen lere-ifen hört man dasfelbe Urteil und hat
»- oft mit Recht q gegen viel fchreibende Herren den Verdacht man-
gelnder praktifcher Leiftung - fchon weil der aufreibende Konkurrenz-
kampf kaum Zeit zu fchriftftellerifcher Tätigkeit läßt. Vielleicht liegt
aber die Scheu befonders tüchtiger Vraktiker. publiziftifch aufklärend
_iiber ihr Fach zu wirken oder wiffenfchaftliche Refultate daran? feft-
zuftellen. darin: daß die Fortfchritte fo fchnell aufeinander folgen. und
man täglich erfahrt. wie fehr jeder einzelne Fall und Erfolg felbft
innerhalb deZfelben Berufszweiges immer von einem ganzen Komplex
einzigartiger lokaler und perfönlicher Verhältniffe abhängt. fo daß
jede darauf bafierende Abftraktion. Verallgemeinerung und wiffenfchaft-
liche Formulierung wie eine direkte Abweichung von der Wahrheit er-
fcheint. Gleichwohl follte auch in diefen Kre-ifen die ungeheure Macht
des gedruckten und gefprochenen Wortes in der Oeffentlichkeit nicht
unterfcha'lzt werden. wo der ftreng logifche Aufbau von Gedanken oft
eine fo fafzinierende Wirkung ausübt - man denke an Marx -. daß
man dariiber ganz vergißt. die Vorausfeßungen und das Fundament
folchen Gedankenaufbaues auf ihre Wahrheit und Uebereinftimmung
mit der Wirklichkeit zu prüfen.
Jutereffant ift iibrigen? in diefer Richtung. daß die Freunde der
lötole polyteelmique .in Varis. die einen befonderen Verein bilden. für
das Reformprogramm diefer alten Hochfchule eine beffere Vorbildung
und ftiirkere Betätigung der Eleven für fchriftftellerifche Leiftungen
fordern. Für Dentfchland kann man erfreulicherweife fchon jetzt eine
viel größere Gewandtheit der jüngeren Generation mit der Feder feft-
ftellen.
Nach diefer Abfchweifung fei wiederholt. daß jeder wefentliche Fort-
fchritt und Erfolg im Leben in erfter Linie von Talent und
Charakter abhängt. dies wird nur zu oft in Wort und Schrift ver-

geffen- beweift aber am deutlichften die Wiffenfchaft felbft. Denn unfere
großen Forfcher befißen das Talent initiiert und gerade bei bahn-
brechenden wiffenfchaftlichen Arbeiten fehlt auch felten der bedeutende
und zähe Charakter. Unfere großen Forfcher find überwiegend auch
große Menfchen. Und meift fchnfen fie erft die Grundlagen der
Svezialwiffenfchaftx der fie ihre Berühmtheit verdanken. Das frühere
Wiffen war für fie nur eine Grundlage, auf der erft Genie und
Charakter den Fortfchritt herbeiführten.
Und fo ift ef'- überall- innerhalb wie außerhalb der Sphäre der
Wiffenfchaft: Initiative, Energie nnd Talent bahnen den Weg aufwärts*
und für fie ift das von Dritten mitgeteilte „fihulmäßige'I nicht felbft
erlebte Wiffen nur eine Vo rftufe deZ Erfolges]
Jeden der einen großen Beamtenkörper heranzubilden Gelegen-
heit hat- macht gar fchnell die Erfahrung, daß angeborene fcharfe Be-
obachtungsgabe fchnelle intuitive Erfaffung des Wefentlichem Initia-
tive und Energie alles rein fchulmäßige Wiffen fchnell überholen. Er
macht ferner die Erfahrung! daß führende Stellungen trotz viel-en
Wiffenß nur Männern von Zuverläffigkeit und Takt übertragen wer-
den können - alles Eigenfehaftem die fich nicht lehren und lern-en laffen,
Das Dogma von der führenden Stellung der Wiffenfchaft im Lebens-
erfolg ift daher ein gefährliches Trugbild! Die „Forderungen des
Tages"- die doeh für die überwältigende Mehrzahl der Menfchen die
Hauptaufgabe bedeuten- erfordern aber noch ganz andere Eigenfchaften
und verlangen anch mit der taglich fteigenden Menfchenzahl und dem
fich dadurch auch täglich fteigernden Konkurrenzkampf eine fo fchnelle
Konzentrierung der Arbeitsenergiei daß für manche Berufe eine aka-
demifche Ausbildung ,nur ein koftfvieliger Bildungsumweg- wenn nicht
gelegentlich auch ein Abweg fein wiirde.
2. Aus Vorftehendeni dürfte fich ohne weiteres ergeben, daß ich
dem in Ihrer zweiten Frage berührten Streben, auch die fogenannten
„praktifchen und liberalen Berufe mehr und mehr zu akademifieren'J
durchaus unfvmpathifch gegenüberftehe.
Bei den Befürwortern diefer Ideen wird meines Erachtens außer
den oben fchon angedeuteten Gefichtspunkten noch überfehenc daß gerade
für diefe Berufe das vielgeftaltig-eh b eftündig wechfel*nde Leben
ielbft die befte Schule ift- und daß jeder in diefen Berufen »erfolgreich
und führend gewordene Mann ganz von felbft fchon „Schule macht".
.Tenn was wirkt mehr als Beifpiel und Mitarbeit?

Jedes bedeutender in feinem Fach bahnbrechende Fabrikunter-
nelnnein jedes erfolgreiche Bankinftitut, jedes groß angelegte Zeitungs-
unternehmen in feiner vielfeitigen und fchwierigen modernen Organi-
fationj jede hervorragende Schanfpiel- oder Opernbühne bildet für fich
und fiir jeden denkenden und talentierten Mitarbeiter eine „hohe
SchuleK ein „Meifteratelier“. Und gerade diefe Meifterateliers und
Laboratorien find ja auch an den vorhandenen Kunftal'ademienx Tech-
nifchen Hochfchulen und Univerfitäten anerkannt die für die Praxis
wirkfamften Bildungsftätten. Deshalb ftellen auch die vielgenannten
,fJnduftrie-Kapitäne" und „Königlichen Kaufleute“ (übrigens wenig
gefchmackvolle Bezeichnungen) ebenfo wie hervorragende! vielfeitig ge-
bildete Chefredakteure oder bedeutende darftellende Künftler e() il)80 die
beften Lehrineifterj auch ohne offiziellen Lehrauftrag dar. Oder follte
nichh um ein Beifpiel herauszugreifen, ein genialer,Schaufpieler, wie
der leider zu früh verftorbene Kainzx tatfächlich der befte Profeffor der
Sprachkunft für den jüngeren Nachwuchs und fiir alle feine Mitfpieler
gewef-en fein _ beffer als wenn feine Sprechkunft und feine drama-
tifchen Schöpfungen abftrakt in einer Theaterakademie zergliedert und
durch Dritte gelehrt worden wären?!
Wenn Sie die neu gegründeten Handelshochfchu'len erwähnenf fo
muß ich für fie aus dem Grunde eine Ausnahme gelten laffen - ob-
wohl ihre Zahl fchon reichlich groß ift - weil die jetzt die ganze Welt
umfaffende kaufmännifche und technifche Praxis es für den einzelnen-
auch wenn er in einem fehr großen Mnfterbetriebe ftehtx fehr fchwer
machte die wirtf>jaftlichen Zufammenhänge der verfchiedenen Länder
aus eigenem Studium und eigener Erfahrung zu erfaffen. Hier tritt
die überfichtlich ordnende und fhftematifch erfaff-ende Tätigkeit der
Wiffenfchaft in der Tat zeitfvarend und vielfeitiger orientierend auf.
Auch dürfte es für unfere täglich an Bedeutung wachfende Volkswirt-
fchaftslehre fehr nüßl-ich und notwendig feinx hier möglichft vielfeitige
und vorausfeßungslofe Fühlung mit dem fchnell vorwärtsfchreitenden
Leben der Kaufmanns- und Jnduftriewelt zu gewinnen, Immer aber
bleiben auch in diefer Welt Initiative und Energie, Talent und Charak-
ter die hauptfächlich für das Lebensfchickfal maßgebenden Faktoren.
Wie wäre es fonft auch erklärlichX daß fo viel-ef die auf der Schule,
ja felbft noch auf der Hochfchulef h'o'chft Mittelmäßiges leifteni gleich-
wohl Bahnbrecher auf den verfchiedenften Gebieten der menfehlichen
Zivilifation und Kultur geworden find. Es darf aber dabei nicht - wie

gewöhnlich - iiberfehen werden- daß die Begabung für ein abftraktes-
rein wiffenfchaftliches z. B. auch fprachliches Studium. nur eine Be-
gabung unter vielen anderem mindeftens ebenfo wertvollen, ift. Die
H a u p t kräfte aber a l l e r irgendwie bedeutenden Leiftungen im Leben
und Wiffenfchaft bleiben Energie und Charakter. Wie manchesmal hat
mich im Wandelgang des alten Reichstagsgebäudes das in goldenen
Lettern unter der Büfte von Ernft Moritz Arndt ftehende Wort erfreut:
„Energie ift die erfte Tugend des Mannes.“ Und das gilt fiir die
heutige Zeit noch viel mehr als für die Zeit! in der es geprägt wurde.
Und auch ein anderes bekanntes Wort follte immer wiederholt werden:
„Alle großen Gedanken ftammen aus dem Herzen.“ Mit d er
alleinigen und noch dazu rein fchulmäßigen Bil-
dung des G-eiftes ift es alfo nach keiner Richtung
g e ta n! "

Je mehr jede Tüchtiges fchaffende Kraft um ihres eigenen inneren
Wertes und ihres äußeren Erfolges willen an beliebiger Stelle des
Staates, im wirtfchaftlichen oder wiffenfchaftlichen Leben. frei von alt
eingewurzelten Vorurteileni aber auch frei von der bloßen Anbetung
des goldenen Kalbes, anerkannt! gefchätzt und geehrt wird und je mehr
neben der rein geiftigen und wiffenfchaftlichen Ausbildung auch die
ethifche: insbefondere auch die Ausbildung des Charakters gepflegt wird,
unifomehr fchaffensfreudige. ovferbereite und tatkräftige Männer wird
der Staat fiir Friedens- und Kriegszeiten zur Verfiigung haben- um fo
beffer wird der foziale Friede der Stände ohne gegenfeitige Mißgunft
gefördert werden! Statt des bei jeder Gelegenheit gehörten Rufes nach
dem „Nürnberger Trichter" hieße es alfo fiir die Berufe, die in
heutiger Zeit noch Verlangen nach Akademifierung tragen! vielmehr:
Vorwärts in der Schule des Lebens mit offenen Augen. warmem
Herzen und tatkräftiger Energie!

Schließlich fei übrigens noch auf die intereffante Tatfache hinge-
wiefen, daß dierichtige Einfchäßung der Bildungsfragen nicht nur bei
uns Deutfchen. fondern bei allen Hauptkulturvölkern gerade jeßt auf
der Tagesordnung fteht. So widmet ihr das bekannte Membre de
'Jnftitut Edmond Villen -in einem kürzlich erfchienenem nach den ver-
fchiedenften Richtungen lehrreichen Buche*) die nachfolgende inter-
national zufammenfaffende Stelle:

*) [.228 ?Seite (le la Democracie erben-We) u. f. Va1*is;*Vlou*-
Nourrit äc Co.

„om que je 'ouäraiZ from/er cieZ accentZ pour peinäre comme
ie ler reZZenZ toute l'importence Zocinle (lu car-referred! C'ezt lc reZer-
eoir rie touteZ 1e8 initiatii-eZ, rie touteZ [SZ originaliteZ. (io touteZ leZ
EnergieZ et (ie touZ leZ progreZ, c'eZt toute la granäeur (le l'liornrnel
„le liZniZ ceZ jourZ-ci, e propoZ (ie leäucaiion anglaiZe, que leZ
profeZZeurZ, en Kugleterre, font generalement un caZ meäiacre (le
l'inZtruction. un treZ grenä caZ (iu caractere. 1.2 prince Dilbert,
charge' par ln reine (le fixer leZ conäitionZ cl'un prix annuel ciäcerne
per elle au College rie Wellington. (ieciäa qu'il Zerait accorcle, non
:i1 l'elC-ue- le pluZ iuZtruit, maiZ ä celui clont le caractere Zeruit jugä
le pluZ eleee. ?oil-(*1 un trait (le moeurZ que nouZ äex-rionZ bien
mecliterl l)e msme que cette äe'claretion (le principeZ que i'ernpruntc
:ru programme (le ln ZritiZli ConZtitution KZZociation: ..du force
cl'uue nation (ic-penä (ie la qualite (lu peuple; l'obiet le pluZ eier-'e rie
la ?[6 lnirnaine Stunt l'ele'eation cin caractC-re, l'iöcZZociation conZiäere
que toute leeiZlntion qui climinue ler reZponZebilitc': perZonelle ou
cle'couruee l'initiatir'e perZonelle tencl ä l'uffaibliZZernent.“
l'lier, nn illuZtre prcZZiclent (lc la .er-anne et forte [ZSpuvlique (168
lZtutZ-llniZ, hl, "lheoäore lZooZex-elt, iniZait, e 1a Zorbonne, un cliZ-
courZ Zur un Zniet qui l1*EZf paZ moinZ intel-6888m pour nouZ que pour
cux: ..be citoz-en ä'uuc [Lcpirplique“, et il nouZ n init un tl'ÖZ ioli et
excellent Zerinon. plcin (ie b'ÖlÄfÖZ. (toni quelqueZ-nnEZ ont an Etre
(tur-:Z Q entenclre. lZt quelle eZi le qualite qu'il metteiit au premier
reine: le curactere! „One ceux qui ont conZeri/ent, que ceux qui
n'ont peiZ Z'eiiorcent ä'utteincire un baut ciegre': (ie culture et ä'in-
Ztruction. ll/laiZ n'oublionZ pnZ que, compareZ ä cl'autrEZ bienZ,
ceux-ci ne uiennent qu'eiu Zeconcl rang, ll kunt quo le corpZ Zoit Zain
et l'cZprit pluZ encore. MeiZ :in-(leZZuZ rie l'eZprit et au-äEZZuZ äu
corpZ. il y u le caractere, ce en quoi Ze conionäent leZ qualitEZ qui
nouZ uiennent ä l'eZprit quanä nonZ parlong rie la force et cin couruee
(l'uri homme. cle Zu clroiture et Zon ZenZ (le l'lionneur. bei kl'lZLlll'lZE
(ic Zoi-rnenie. le pounoir (ie Ze contrnincire, le ZenZ cornmun, l3
kaculte ä'accepier la reZponZabilite inäiuiäuelle et cepenclant (l'agir
en union ert/ec 168 autreZ, le courage et ln reZolution: eoilä [28 qualitÖZ
auxquelleZ Ze reconnnit un maikre-peuple."
Hoflieferaut Ernft Froehlich. Fabrikant alkoholfreie.: Getränke. Steglitz.
Als Mann o hn e akademifche Schulbidung. ift es mir möglich ge-
worden. mich in verhältnismäßig kurzer Zeit gefchäftlich und gefell-

' k
.
' r_ ,_ .
1 , K
'i - tl
'. *.
.M k.: .,.

fchaftlich emporzuarbeiten. U. a. war ich 12 Iahre Stadtverordneter und 3 Iahre M. d. R, bin Ehrenmitglied verfchiedener deutfchvölkifcher und anderer Verbände Hoflieferantf Verfaffer einiger literarifcher Werke undf wie man meintf ein gewandter Redner. Ich führe das auf Gaben und Talente zurück und glaubef daß eine abgefchloffene Hochfchulbildung mir auf meiner Lebensbahn keinen fchnelleren Erfolg gebracht hätte. Ich befuchte die damals noch fakultative Fortbildungsfchule mit regen! Eifer und habe allerdings jede Minute benutzt, um an mir felbft zu arbeiten. Ich las niemals Romane Räuber- oder Mordgefchiänen, fondern befchränkte mich g ru ndf äßlich auf folche l-iterarifchen Werke, Artikel pp.. die mein Wiffen bereicherten. In- diefer Bereicherung meines Wiffens höre ich nie auf und betreibe fie fogar auf manchen Gebieten fehr intenfiv (Politik- Volkswirfchafts- pp. Lehre ufw.). Man kann noch fo gelehrt feinj zum Schluß machts doch die Praxis! Gefunder Meufchenverftand und ehrlicher Wille zur Arbeit! Ie gelehrter - defto verkehrter! Das be-ftätigt fich häufig im Leben!

Gewiß brauchen wir Hochfchulem und Großes haben fie geleiftet; aber verfchwendet-e Zeit ift est junge Leutef die fich im praktifchen und liberale n Berufe dereinft betätigen follen. mit unnützem Ballaft zu überfüttern. Fachfchulem in denen vorherrfchend der Fach mannf der Meifter und Lehrherr unterrichten find- die beften „Hoch"-Schulen. weil diefe die „Arbeit" und fomit auch die Betätiger derfelben „hoch“-bringem und das ift doch zum Schluß des Lebens und des Lernens Zweck!

Ein forgfältiges Schulleben ift gewiß vonnöten und gutf die tiichtige Lebensfchule aber befiegelt unfer Schickfall

Kgl. bahr. Hofrat Fr. Heffing (Göggingen-Augsburg).

Hauptfache wäre. die Menfchen denken zu lernen und nicht immer auswendig gelernte Bücher zur Anwendung bringen zu laffen. Man follte die Menfchen lehrenf bei allemf was fie machem zu fragenf warum es fo und niäjt anders ift. Der Menfch glaubt. wenn er Hochfrhulbildung hatf alle andern zu überragen; ftatt deffen ift er nur ein auswendig gelerntes Buch und hat nicht denk-en gelernt. Ich habe feinerzeit einem preußifchen Minifter den Rat gegeben, man möge Vrämien ausfchreiben für das Lehrbuch. welches gegen die iibrigen um das Zwanzigfache verkürzt ift. Ieder. der ein Lehrbuch frhreibt, wird ge-

wöhnlich nach Bogen bezahlt. Deshalb fucht er den kleinften Gedanken mit foviel unnötigen Vhrafen zu umgeben. daß viele Bogen damit an- gefjillt werden können. Der arme Student muß diefen unnötigen Ballaft ftudieren und auswendig lernen. Bis er alle diefe leeren Vhrafen durchnimmt. wird er unfähig. felbft zu denken und zu konftruieren, Jedes Lehrbuch müßte fo gefchrieben werden. daß jede Zeile eine Frage an den Schiller enthält. Dadurch wiirden die Lernenden ftets zum Denken angehalten.

Beim Bekanntwerden meiner Erfindungen wurde mir von einem Vrofeffor gefagt: ..Sie haben das Glück. kein wiffenfchaftliches Scheu- leder vor fich zu haben; hätten Sie das gehabt. hätten Sie niemals auf diefe Gedanken kommen können" Ich felbft habe es immer als ein Glück betrachtet. daß ich. bevor ich meine Erfindungen gemacht hatte. nie ein wiffenfchaftliches Buch gefehen oder gelefen hatte. Das Traurigfte ift. daß die Leute. wenn fie aus der Schule kommen. glauben. wenn fie viele Bücher auswendig gelernt haben. nicht mehr denken zu miiffen. Sobald fie etwas nicht wiffen. fnchen fie nach einem Buch. das vielleicht fchon vor 3() Jahren gefchrieben wurde und löngft ver- altet ift, Die darin niedergelegte Weisheit betrachtet man dann als das Höchfte. was es gibt.

Die größten und beften Erfindungen find faft alle von Nicht- ftudierten gemacht worden,

Oberbürgermcifter Cuno (Hagen).

1, Ich glaube beftimmt. daß die Deutfchen der Gegenwart im all- gemeinen an einer Ueberwertung der Bildungsfragen kranken.

2. Ich ftelle mich dem Streben. auch die praktifchen und liberalen Berufe mehr und mehr zu akademifieren. nicht fyinpathifch gegeniiber.

Dr. Otto Schott (i. Fa. Schott und Gen.. Glaswerk in Jena).

Ich habe die erfte Frage. foweit die erworbene Bildung in Wiffen- fchaft und Technik Anwendung findet. zu verneinen.

Ihre zweite Frage. ob die praktifchen und die liberalen Berufe mehr zu akademifieren feien. kann nur durch den Verfuch entfchieden werden. Von vornherein würde ich keine Antwort auf diefe Frage zu geben vermögen.

Ihre dritte Frage habe ich dahin zu beantworten. daß ich den Er- folg meines Lebens im wefentlichen einer Hochfchulbildung zu ver-

danken habe und demnach ohne fie viel weniger zu leiften imftande ge-
wefen wäre.
Geheimer Kommerzienrat Hermann Vogel (Chemniß).
Ich beantworte die in Ihrem Rundfchreiben geftellten 3 Fragen
wie folgt:
1. Glauben Sie. daß die Deutfchen der Gegenwart im allgemeinen
an einer Ueberwertung der Bildungsfragen kranken?
Ja.
2. Stellen Sie fich dem Streben - fhmpathifch gegenüber oder
nicht?
Ich glaube. daß über das Maß des Notwendigen und Nüßl-ichen
vielfach hinausgegangen wird.
3. Falls Sie ein Mann ohne akadem-ifche Bildung find ufw.?
Ich habe keine akademifche Bildung genoffen und habe diefe Tat-
fache nie bedauert. obgleich ich zugebe- daß es mir erfreulich gewefen
wäre noch manche Gebiete zu beherrfchem in denen ich nicht genügend
Befcheid weiß. Die Erfolge. die ich während meines Lebens erreicht
habe. verdanke ich aber ficher in der Hauptfache meiner prakti'fchen Aus-
bildung.
Geheimer Oberbaurat Stübben (Grunewald b. Berlin).
1. Daß die Deutfehen der Gegenwart im allgemeinen an einer
Ueberwertung der Bildungsfragen krankenh glaube ich. infoweit e-Z fich
um fchulmäßige Bildung handelt.
2. Ich ftelle mich dem Streben. auch die praktifchen und liberalen
Berufe mehr und mehr zu akademifiereni nicht fhmpathifch gegenüber.

An Karl von Verfall
'Mit Hand und Herz* niit Schwert und Speer-
So grüß ich dich du treuer Mann-
Und preift man dich mir bift du mehr-
Als jedes Liedlein fagen kann,
Mir bift du wie ein Jugendgruß
Aus Tagen erfter Waffenfahrt.
Katrin ftand im Bügel feft der Fuß
Da hab ich deine Fauft gewahrt.
Die trieb den Gaul zum Sprunge fort
Und fchlug mir Brefche in die Weiß
Da bahnte mir dein ziindend Wort
Den erften Weg ins freie Feld.
Beim Reiten und beim Streitern du,
Wie oft- wie oft dacht ich der Stand
Und fuchte dich und rief dir zu:
Was fagt dein Herz? Was fpricht dein Mund?
Denn nimmer fand ich einen Mann-
* Des Mund fo ganz fein Hetze ift-
Der lachen kann und lieben kann-
Wie du - weil du ein Dichter bift.
Drum Gott zum Gruß und diefen Wenn
Der befte fei der rechte mir.
Die Treue/ die ich tat hiiieiin
Scham Freund fie an: fie ftannnt - von dir.
'Bartoli [ierrog.

Am 24. März d. J. konnte der Schriftftellcr und Knuftiritiker der Kölnifänn .Zeitung Karl Freiherr von Verfall feinen fcchzigften Geburtstag feiern. Aus diefein Anlaß hat fich eine Anzahl rheinifcher Autoren zufannnengetain den hochverdienten Förderer des rheinifchen Knnftlcbens durch eine Fcfifchrift zu ehren der wir das Gedicht Herzogs entnehmen. Die Red_

_O
Z()

Karl Bleibtreu:
Das Weib im Leben Friedrichs des Großen und Napoleons

Ueber meinem Schreibtifch hängen die Porträts der zwei größten
Tatgenies. der einzigen. die an allgemeinem Menfchheitswert auf der-
felben Stufe mit den höchften reingeiftigen Schöpfern ftehen; Friedrich
der Große und Napoleon. Der erfte vonriihrenderer menfchlicher Größe.
phhfifch und moralifch der größere Held. war allerdings fchon im beften
Mannesalter eine körperliche Ruine. die nur fein eiferner Wille zu-
fammenhielt. Aber als Kronprinz und junger König muß er eine be-
zaubernd elegante und anmutige Erfcheinung gewefen fein. freilich nicht
viel größer gebaut als der kleine Korfe. aber gefchmeidig und männlich
im Auftreten, Napoleons klaffifcher Kopf kann an vollendeter Schönheit
nicht übrtroffen werden. iiberftrahlt an plaftifchem Ebenmaß eines fchier
übermenf>llichen Halbgottthps noch die dämonifche Erzengelfchönheit
Bin-ons und die erhabene Weihe des alten Goethegefichts. Es bleibt
jedoch bezeichnend. daß wir nirgendwo Ausdrücke des Entziickens über
das hagere Bonapartegeficht finden. im Gegenteil riefen die Varifer:
..Wie häßlich er ift. die kleine Krötel" Man fah nichts als den leichen-
farbenen Teint und die abgezehrte Magerkeit, Erft als der Kaifer
recht wohlgenährt lächelte und feine Schultern mit der gewölbten Bruft
fich rundeten. begann man das ftarke und gefunde Eäfarenantliß zu be-
wundern. Fiir unfern Zweck genügt aber feftzuftellen. daß beide
Menfchenbeherrfcher nicht nur hochbedeutend. im wahrften Sinne genial.
fondern auch vom künftlerifchen Standpunkt ungewöhnlich fchön aus-
fchauten. Es umwob fie ferner nicht nur der Nimbus unzweifelhaften
Genies. fondern auch der dazu gehörende äußere Ruhm. was ja felten
bei Lebzeiten der Fall ift. und obendrein. was fonft nie der Fall. die
Glorie iiberragender materieller Stellung. Und fie waren nicht nur
Könige des Menfchengefchlechts. fondern Tat-Helden. Eroberer im

materiellen Sinn- nicht Weltüberwinder im geiftigeni deren Bedeutung
nur von Verftehenden gewürdigt werden kann.
Nun haben zwar Frauenhaffer dem Weibe ein Verftändnis für rein-
geiftige Wer-ter folange fie nicht in äußere Geltung umgefeßt- rundweg
abgefprochen, Noch niemand aber behauptete, daß Ruhm und äußere
Rangftellung niän fafzinierend auf die weibliche Vhantafie wirkenf oder
daß Schönheit bei ihnen nicht den natürlichen äfthetifchen Reiz auslöfe,
wie doch umgekehrt jeder Mann eine weibliche Schönheit bewundert,
felbft wenn er fie nicht begehrt. Was aber lehrt das Beifpiel der zwei
großen Männer- bei denen hö>)fter Rangf höchfter Ruhm, wahres Genie
fich niit überaus anziehendein Reiz der Vhhfiognomie verniählten?
Bei Friedrich liegt die Sache anfcheinend, einfacher, da diefer, zwei-
fellos fernell abnorm- ficher inipotent und. ahrfcheinlich noch konträr-
fexuell gewefen ift„ was ja auch für feinen deutenden Bruder Prinz
Heinrich gilt. Heinrich aber befaß gleichzeiti keinerlei edlex fondern
recht häßliche Charaktereigenfchaftew wiihrend Friedrich zu allem
Uebrigen noch den Zauber des edelften und bornehmften Gemütslebens
befaß. Innerhalb diefes feelifchen Kreifes betätigte er fogar ftets das
erbarmungsvollfte Mitleid für weibliche Schwächem wie ein herrlicher
Zornbrief über fplitterrichtende Tugenddrachen beim Fehltritt einer
jungen Hofdarne- verbunden mit huinanftem Eingreifenx beweift, Die
bekannte Abneigung der Konträren gegen das andre Gefchlecht lag ihm
fd fernf daß er Mutter und Schweftern befonders liebtef Schwefter
Wilhelmine inniger als irgendeinen andern Menf>)en„ feiner alten Er-
zieherin (Frau v. Canius) die aufopferndfte Zärtlichkeit bewährte iiber-
haupt an Gefellfchaft kluger Frauen Gefallen fand und gegen die
Königin- die er anfang-Z mit zartefter Riickficht behandelte erft fpäter
widerwillige Kälte herauSkehrte, als die arme Gattin in ihrer Verein-
famung ihn zu viel mit platonifcher Zuneigung beläftigte, Und doch ift
diefe Damef die übrigens kein nichtsfagendes Gänschem fondern eine
literarifch gebildete Tochter des Aufklärungszeitalters wan die einzige
gewefenf die voll treuer Anhänglichkeit fein Heldenleben begleitete und
ihren Verzicht auf jede finnliche Befriedigung niit liebevoller Bewunde-
rung des großen Mannes tröftete. Keine andre Frau der Epoche hat
fich für ihn mit jener Wärme begeiftert- die er fo unendlich vielen
Männern einflößte. Wenn je- fo bot fich hier Gelegenheit zu „plate-
nifcher Liebe“- zu der die Frauen fo befähigt fein follen und die in der
religiöfen Nonnenekftafe für den „Himmelsbräutigam“ zum Ausdruck

Giorgio Barbarelli:
Schlummernde Venus in reicher
Landfchaft
(Galerie Dresden)

kommt. Doch hier zeigt fich fo recht. daß diefe angeblich tranfzendentale
Schwärmerei mit verkappter hhfterifcher Brunft zugleich den eudämoni-
ftifchen Egoismus aller Kirchlichkeit verknüpft. da diefer äußerliche
..Blatonismus“ auf eine finnlich greifbare Berzückung himmlifcher Ver-
mählung mit dem Jefusbräutigam hofft. Denn wo es fich um wirkliche
Reinheit feelifcher Liebeshingebung an ein Menfchenideal. wie den un-
glücklichen alten Friß. handelt. da verfagt auf einmal die angebliche
Neigung des Weibes zu felbftlofer Vergötterung. Oder vielmehr. um
ganz gerecht zu fein. eine folche Empfindung bildet die allerfeltenfte
Ausnahme. Die platonifche Liebe Betrarcas ließ Laura de Sade fich
natiirlich dern gefallen. weil derlei die weibliche Eitelkeit kißelt. aber im
übrigen gebar fie luftig neun Kinder. Und die intellektuelleBegeifte-
rung cFrau v. Epinahs für ihren Liebhaber Voltaire hinderte die geift-
volle Dame nicht. im Kindbett infolge einer ftrammeren Erotik zu
fterben. Jn der Weiberkoalition des Siebenjährigen Krieges gegen den
..impotenten“ Geiftesriefen fteckt ein tiefbedeutfamer Beigefchmack. und
dies Symptom wird noch deutlicher. wenn wir bei Napoleon unter
grundverfchiedenen perf'onlichen Bedingungen das gleiche Ergebnis
finden, ..Was fchert mich Weib. was fchert mich Kind. ich trage weit
befferes Verlangen". fingt Heines Grenadier mit fehr prägnantem Aus-
druck. Das edle „Verlangen“. fich in treufter. unperfönlicher Liebe für
ein Heldenideal zu opfern. haben Napoleons und Friedrichs fchlichte
Soldaten in gleicher Weife bekundet. Das ift die wahre platonifche
Liebe. und zwar pfvchologifch durchaus mit dem Liebesbegriff vereinbar.
da keine fexuale Berliebtheit je eine innigere Brunft austobte. als die
todesmutige Liebesfehnfucht der armen ..Kerls" für ihres Helden Größe
und Sieg. ..Nun fterbe ich gern. da Er lebt!“ feufzte ein Grenadier bei
Torgau. ..Es lebe der Kaifer bis zum Tod!“ riß ein Grognard der
alten Garde -- wohlgemerkt alles Männer im beften Alter - feinen
zerfchmetterten linken Arm mit dem rechten ab und warf den blutigen
Stummel in die Luft. Die kleinen Napoleonsbüften im Tornifter
dienten als Fetifch. leidenfchaftlicher abgeküßt als eine Geliebte. und
Lannes' Schmeichelei von 1806: ..Kein Bräutigam liebte je die Braut.
wie Ihre Braven Sie lieben" übertrieb nicht einmal, Der Anblick des
kleinen Jmperators bei der Elba-Rückkehr. auf den Armen von 4000
Offizieren die Tuilerientreppe von Stufe zu Stufe emporgetragen. ent-
feffelte einen faft tierifchen Lluffchrei wahnfinniger Liebe. die härteften
Haudegen fchluchzten wie Kinder, Nun wohl. ift das Weib zu diefer

edelnf vollkommen reinen und felbftlofen, idealften Liebe fähig? An
der Hand aller Tatfachen verneinen wir es rundweg, und Napoleons
eigenes „Liebesleben“ gibt hierfür überzeugende Auffchlüffe.
Die dicke Krafte geradezu unglaublicher Fälfchung und Lügef mit
der eine Intereffenpolitik von Pfeudohiftorie Napoleons wahres Wefen
zu verhüllen wußte. hat natiirlich auch nach diefer Richtung fiäj aus-
gebreitet. Der „große Egoift" konnte ja natürlich von zarten Frauen-
feelen nicht geliebt werden, weil er fogar feine Mätreffen barfch wie ein
Wachtmeifter behandelte! Wer die näheren Umftände in den drei einzig
für fein intimeres Leben in Frage kommenden Fällen (feine zwei
Frauen und die Walewska) kennt, mußte ja ftets über diefe Fabel lachen.
Bon einer Gelegenheitsmätreffe niederen Standes- die ihm den fo-
genannten „Grafen Leon“ gebarf weiß man nur, daß er fich höchft
generös benahm. Nun aber erfchienen die Memoiren einer damals be-
rühmten Tragödin Georges die einige Zeit ihm gehörte als unwider-
legliches Zeugnis dafiirx daß der „kleine Mann“ im Gegenteil ein
fanfteri zärtlicher Liebhaber war und fich reizend ja geradezu kindlich
dabei gebärdete. Es hat etwas unbefchreiblich Komifches hier nach-
zulefen- wie dies untergeordnete Weibsbild mit einer gewiffen mit-
leidigen Herablaffung von ihrem einftigen Anbeter fchwaßt, der fie
natiirlich mit Wohltaten überfchiittete und fpäter nur fchonend und rück-
fichtsvoll mit ihr brach. Ihre Pietät fiir Napoleons Andenken bewies
fiel indem fie fich deffen „Befieger“ Wellington begeiftert hingab. Bah,
eine liederliche Komödiantin! wird inan einwerfen. Aber was tat denn
die Gräfin Walewska anders die dem Imperator ungleich näher ftand-
eine gebildete romantifche Dame von vornehmer Haltung? Sie, die
Mutter eines kleinen Napoleon (Botfchafter in London unter Napo-
leon lll„ dem Pater äußerlich wie aus dem Geficht gefchnitten)„ ent-
bl'odete fich nicht, kaum daß ihr Befißer nach St. Helena entfernt war,
den General Ornano zu heiraten. Da Ihre Majeftät Maria-Lnife
gleichzeitig ihren Kammerherrn Neipperg morganatifch ehelichte- hatte
der Lebendig-Begrabene von St. Helena alfo das Vergnügen, feine zwei
Witwen noch bei feinen Lebzeiten in fremden Armen zu wiffen. Schade-
daß Iofefine nicht mehr lebte] Sie hätte wahrfcheinlich jetzt einen
Heiratsantrag gerne akzeptierti wie ihn zwei kleine deutfche Fiirften der
Gefchiedenen früher gemacht haben follen. Bedenkt man, daß man noch
heute im Publikum über die rohe Härte des „Egoiften" fafeln hörtx der
die „edle“ Iofefine „verftieß", fo hat man wohl das ungeheuerlichfte

Beifpiel für die Stumpffinnigkeit. mit der fich Legenden fortpflanzen.
Daß Bonaparte diefe verblühte Witwe als eine durchaus Beinakelte
heiratete („elle päeßait ä'un lit a [Kati-8“). ift heute ja Vielen bekannt.
Daß die „edle" Gattin aber fchon im erften Ehejahr fowohl in Var-is als
in Mailand ihrem glühenden Anbeter Hörner auffetzte und nachher
während feines Aufenthalts in Aegypten fich geradezu fkandalös betrug.
wiffen wenigftens alle Kundigen. Nur rührende Riickficht auf feinen
geliebten Stieffohn Eugen (einen der anftändigften Menfchen diefer
Zeit. der fich bis zuleßt feines treuen Stiefvaters würdig zeigte mit
gleicher Treue) hielt ihn fchon 1799 von der Scheidung ab. Im Gegen-
teil. trotz alles Drängens feiner Familie und feiner Minifter. krönte er
fie eigenhändig. Dies Gefühl ritter-licher Anhänglichkeit und ehren-
werten Stolzes befugt: das Weib. das Ich geliebt habe. hat hierdurch
eine Weihe erhalten. fo daß ihr andern nicht zu beurteilen habt. ob fie
meiner nnwürdig fei. . . . Die Kaiferin begliickte ihren viel jüngeren
Gemahl nun zwar nicht mehr mit Hörnern. wohl aber jedes Jahr mit
einer Million Schulden.. Bei alldem hatte das Gefchöpf noch die
Frechheit. ihn mit ihrer Eiferfucht zu quälen. was er mit gutmütiger
Gelaffenheit ertrug. Als die Scheidung endlich 1809 aus politifchen
Griinden unvermeidlich wurde. war nur er es. der in fentimentalen
Schmerzen fchwelgte und bis zuletzt fich nicht losreißen konnte. fo daß
die nüchterne Kokette ihm kühl abwinkte: *..Werden Sie fich doch endlich
klar. was Sie eigentlich wollen." Später zitterten einmal alle Höf-
linge vor napoleonifchem Zornausbruch. weil die gefchiedene Kaiferin
nicht mit gebiihrender Devotion behandelt werde. worauf fich die Ehauffee
nach Malmaifon am gleichen Tag mit taufend Karoffen bedeckte, Fort-
während wacht-e er init zarter Sorgfalt über ihr W'ohl. Als er 1814 in
Fontaineblean den (oft bezweifelten. aber authentifchen) Selbftmord-
verfuch machte. ließ er feine Tür vor der Walewska verfchloffen: ..In
diefen letzten Augenblicken gehören meine Gedanken nur noch der
Kaiferin Iofefiue.“ Diefe Traute kokettierte dann mit dem ihr fehr
ergebencn Zaren. um Vorteile für fich zu erlangen. ftarb aber plößlich
an Rippenfellentzündung. die fich alsbald in der Legende als ..ge-
brochenes Herz" ausgab. Das war Waffer auf die Mühle feiner Illu-
fion. Napoleon nahm es bitter ernft. als Leibarzt Eorvifart ihm diefe
Mär auftifchle. zuerft von allen begrüßt. indem der Imperator nach
feinem Elba-Adlerflug wieder die Tuilerien betrat: ..Sie haben mir
meine arme Iofefiue auch fterben laffen." Die kindifche Fanfaronade

der Verfivrbenenx fie wolle mit vier Pferden lang nach Elba fahren -
nämlich um die abtriinnige Marie-Luife damit zu demütigen (eine echt-
weibliche Rache) - faßte er als Beweis ihrer Treue auf. „Sie hatte
Fehlen zweifellos: doch fie war die liebenswürdigfte der Frauen.“ ver-
klärte der Gefangene von St, Helena ihr Andenken. In gleicher Weife
ließ er nichts auf die abfcheuliche Maria-Luife kommen- der er ein zärt-
licher und obendrein „treuer" Ehemann gewefen war. Selbft die alk-
fcheuliche Tribade Karoline von Neapel, empörte fich über ihre Nichte
und fertigte ihren Vorwandx man habe fie gezwungenj in hellem Zorn
mit den Worten: „Hat man einen Napoleon zum Mannj fo kann nichts
auf Erden hinderin zu ihm zu eilen. Hatteft du keine Bettlaken gehabty
um dich aus dem Fenfter herunterzulaffen und zu entwifchen?“ Dies
chevalereske Fühlen der Karoline ihrem Todfeind gegeniiber zeigt aber
eben das M ä n nliche diefer Tribade. Ebenfo männlich (unweiblich)
geartet erwies fich Napoleons Schwägerin, Miß Vatterfon- die gewalt-
fam gefchiedene erfte Gattin Jeromes, die ihrem defpotifäjen Ehe-
zerftärer einen leidenfchaftlichen Kultus widmete und nur ihren feigen
untreuen Jerome verachtete. Solche Objektivität liegt fonft dem Ewig-
weiblichen völlig fern! wie z. B. Königin Luife fich in Schmähungen
gegen „das Ungeheuer" nicht genugtun konnte, weil Napoleon ihr nicht
galant den politifchen Willen tat. Maria-Louischen begnügte fich übri-
gens nicht mit ihrem Neipperg fondern begliickte nachher noch mehrere
Tenore und Kammer-diener mit ihrer ex-kaiferlichen Gunft. Denn der
Sah „Keiner ift ein Held vor feinem Kammerdiener" (und für feine
Mätreffex darf man znfeßen) ergänzt fich oft: Kein Held ift mehr als ein
Kammerdiener . . . für die Frau.
Das klare Ergebnis lautet alfo: keine Frau hat ihn je geliebt- keine
hat ihm die Treue bewahrt. Da die Einfchränkungen* die bei Friedrich
noch eine Erklärung bieten„ bei dem ftark erotifchen Korfen wegfallen,
fo miiffen wir das Phänomen als Beifpiel dafür feftftellen* daß der
geniale Menfch- felbft wenn mit allen denkbaren äußeren Vorzügen aus-
geftattet/ dem Weibe fremd und abftoßend erfcheinh bei verftändnisvollen
Männern ungleich mehr wahre Liebe und Verehrung weckt als bei den
angeblich fo hingebenden Weibchen.

Knut Hamfun:
Gedämpftes Saitenfpiel.
Erzählung eines Wanderers.
Einzige berechtigte Ueberfeßung aus dem Rorwegifchen von Pauline Klaibcr
Weyhe-chief 1.910 bg .albert Langen, Munich.
Fortfeßung
Dann bin ich fertig in der Stadt und ftehe mit dem Ranzen zum
Weggehen bereit. Es ift ein Sonntag und klares Wetter.
Ich fchaue zum Hausknecht ins Hotel hinein. Er will mich ein
Stück flußaufwärts begleiten. Der große gutmiitige Menfch will mir
auch den Ranzen tragen. - als ob ich ihn nicht felbft tragen könnte!
Wir gehen das rechte Ufer entlang; der Weg felbft führt zwar am
linken Ufer hin; dies ift nur ein Sommerpfad. den die Flößer aus-
getreten haben und auf dem nur wenige Fußftapfen fichtbar find. Mein
Begleiter kann nicht recht begreifen. warum wir nicht die Straße wählen;
er hat ein fchlechtes Gedächtnis. ich aber bin in den leßten Tagen fchon
zweimal hier gewefen und will den Pfad noch einmal gehen. Meine
eignen Fußftapfen find es. die wir im Schnee fehen.
Ich fragte ihn: -
..Die Dame. von der du einmal fprachft. - die ertrunken ift -. war
das hier herum?“
..Ach fo die. welche ins Waffer hineingeriet. - Ia. jetzt find wir
da. Es war fchrecklich. wohl an die zwanzig Mann und Polizei. - alles
fuchte."
..Suchtet ihr im Waffer?"
..Ia. im Waffer. Zuerft fchoben wir Bretter und Leitern aufs Eis
hinaus; aber fie brachen immer wieder mit uns ein; da konnt-en wir
ebenfogut das ganze Eis auffchlagen. Dort drüben kannft du fehen. wo
wir gewefen find." fagt der Knecht und macht Halt.
Ich fehe fie vor mir. die dunkle Oeffnung im Eis. wo die Boote
umhergerudert find. wo die Leute das Eis eingefchlagen und gefucht
haben; jeßt ift es wieder zugefroren.

Ter Hoteldiener erzählt weiter:
..Schließlich fanden wir fie. Es war ein wahres Glück. muß ich
wohl jagen. daß der Fluß fo gefallen war. Sie war zwifchen zwei
Steine geraten. die hielten fie feft, Die Strömung war nicht der Rede
wert; aber im Frühjahr. da wäre fie mit fortgeriffen worden."
..Sie hatte alfo über den Fluß hinüber gewollt?“
..Ia. alle Leute meinen ja. fie müffen aufs Eis hinaus. fobald es
nur ein wenig gefroren hat; das ift eine fehr fchlechte Angewohnheit.
An derfelben Stelle ift auch noch jemand anders hinübergegangen. aber
das ift zwei Tage früher gewefen . Akkurat hier auf diefer Seite ift fie
gegangen. als ihr der Ingenieur auf der anderen von oben entgegen-
kam; er war auf feinem Rad auswärts gewefen. Da fehen fie einander.
fie machen fich ein Zeichen. um fich zu begrüßen. denn fie waren ja mit-
einander verwandt. Die Dame müffe eines feiner Zeichen mißverftanden
und geglaubt haben. er winke ihr. fagt der Ingenieur. denn fie fei aufs
Eis hinausgegangen. Er habe laut gefchrieu. aber fie habe es nicht
gehört; und er hatte fein Rad bei fich. deshalb konnte er ni>jt fort. und
außerdem war ja auch fchon vorher jemand übers Eis gegangen, Der
Ingenieur erzählte der Volizei alles. wie es zugegangen war. und es
wurde Wort für Wort aufgefchrieben. Als die Dame in der Mitte an-
gekommen war. brach fie ein. Sie wird wohl auf eine recht dünne
Stelle im Eife getreten fein; und der Ingenieur fauft wie der Bliß auf
feinem Rad durch die Stadt und heim ins Hotel und fängt an zu
klingeln. In meinem ganzen Leben habe iich noch kein folches Klingeln
gehört. ..Es ift jemand auf dem Fluffe eingebrochen!“ rief er. ..Meine
Kufinel" ruft er. Wir hinaus und der Ingenieur auch mit. Wir hatten
Stricke und Bootshaken bei uns. aber fie nützten uns gar nichts. Nach
einer Weile kam auch die Volizei und die Feuerwehr. Sie brachten
ein Boot mit. das fie miteinander trugen. das fetzten fie aus und be-
gannen dann zu fuchen. Am erften Tag fanden wir fie nicht. aber am
nächften Tag. da fanden wir fie. Ia. es war ein gräßliches Unglück."
..Haft du ihren Mann gefehen. den Kapitän?“
..Ia. der Kapitän kam. Und du kannft dir denken. in weleher Not
er war. Ia. wir waren übrigens alle miteinander in Not; der In-
genieur war lange Zeit nicht recht bei Troft. fo heißt es im Hotel. und
als der Kapitän kam. reifte der Ingenieur zu einer Infpektion über
Land. weil er es nicht ertragen konnte. von dem Unglück zu fprechen.“
..Der Kapitän traf alfo nicht mit ihm zufammen?"

..Nein Hm. Doch ich weiß nicht." verfetzte der Knecht und fah
[ich fcheu um. ..Nein. das weiß ich nicht. ganz und gar nicht."
Er antwortete fehr verwirrt. woran ich leicht nierten konnte. daß
er es wußte. Aber es hatte ja keinen Wert; deshalb fragte ich nicht
weiter.
..So. nun danke ich dir für deine Begleitung." fage ich und drücke
ihm etwas in die Hand zu einem warmen Rock für den Winter oder
dergleichen. Dann verabfchiedete ich mich und wollte. er folle jeßt um-
kehren,
Liber er wollte noch ein Stück mitgehen. und damit ich es ihm
erlauben folle. fagt er pläßlich: ..Doch der Kapitän ift mit dem In-
genieur zufammengetroffen. folange er hier war." Diefe gute dumme
Seele hatte von dem Geklatfche der Mägde in der Küche doch fo viel ver-
ftanden. daß zwifchen dem Ingenieur und diefer Kufin-e nicht alles fo
ganz in Nichtigkeit gewefen fein miiffe; aber mehr begriff er auch nicht.
Dagegen war er felbft mit dem Kapitän flußaufwärts gegangen. um
den Ingenieur zu fuchen.
..Der Kapitän hat den Infpektor durchaus fprechen wollen." er-
zählte er. ..und fo ging ich mit ihm hinauf. ..Was hat denn der In-
fkeptor an einem zugefrorenen Fluffe zu infpizieren?" fragte der Kapitän
unterwegs. - ..Das verft-eh ich auch nicht." verfeßte ich."
Wir wanderten den ganzen Tag bis gegen 9 Uhr abends.
..Nun fragt es fich. ob er nicht am Ende in der Blockhütte dort ift.“
fagte ich. ..d-:nn ich habe gehört. daß feine Flbßer fich auch öfters hier
aufhalten."
Ta ging der Kapitän iu die Hütte hinein. und er war kaum ein
paar kurze Minuten drinnen gewefen. als .er und der Ingenieur auch
fchon miteinander heraustraten. Sie fagten ein paar Worte zueinander.
die ich nicht hören konnte; aber ich fah ganz deutlich. daß der Kapitän
den Arm aufhob - fo -- und dem Ingenieur einen Stoß verfeßte. daß
diefer auf den Rücken fiel. Llch. Gott bewahre mich. dem mag der
Kopf ordentlich gebrummt haben! Aber damit noch nicht genug. nun
richtete der Kapitän den Ingenieur felbft wieder auf und hieb dann
noch einmal auf ihn ein. Dann trat er wieder zu mir und iagte:
..Komm wir gehen j-eßt zurück.“
Ich verfank in Gedanken; es wunderte mich. daß der Hausknecht.
diefer Menfch. der mit allen gut Freund war und niemand etwas nach-
trug. den Ingenieur ohne Hilfe bei der Hütte hatte liegen laffen. Aus

feinen Worten über diefe Abftrafung des Infpektors hatte keine Miß-
billigung geklungen. Tann hat fich der Ingenieur wohl auch gegen ihn
geizig gezeigt und hat ihn nie für feine Dienftleiftungen belohntj dachte
ich. Er ift nur der Kommandeur für ihn gewefenx dem er gefolgt hat
und dem er wie ein junger Hund nachgelaufen ift. Ia- fo war es wohl.
Und jeßt leitete mich meine Eiferfucht wohl nicht mehr auf Abwege.
„Aber der Kapitäne der gab Trinkgelder!“ fagte der Hausknecht
zuletzt. „Ich habe alle meine Schulden damit bezahlen können; ja. das
hab ich."
:liachdem ich den Hausknecht endlich losgeworden war* ging ich
quer über den Fluß: und das Eis trug mich. Ießt war ich auf der Land-
ftraße und ich wanderte weiter und dachte an die Erzählung des Haus-
knechts. Der Ueberfall an der Blockhiitte - wozu das? Es gab niir
die Beftätigung. daß der eine Teil groß und ftark warf der andre da-
gegen nur ein kleiner Sportsmann niit einem breiten Gefäß. Aber der
Kapitän war Offizier; fo etwas hatte ihm wohl vorgefchwebt. Ach. es
hätte ihm eher etwas andres vorfchweben follenf folange es noch Zeit ge-
wefen war; was weiß ich! Seine Fran war es, die im Fluß ertrunken
war; nun mochte der Kapitän tum was er wollte, - fie kam nie wieder.
Und wenn fie auch wieder käme was dann? Ihr Schikfal war ihr
wohl vorausbeftimmt gewefen! Beide Eheleute hatten den Schaden
auszubeffern verfucht, aber es war ihnen mißlungen. Ach ich erinnere
mich an die junge Frau- wie fie vor fechs bis fieben Jahren war: fi
langweilte fich und war gewiß auch da fchon ab und zu ein wenig ver-
liebt gewefen; aber fie war treu nnd vornehm gewefen. Die Zeit ber-
ging; fie hatt-e keine Aufgabe aber fie hatte drei Mägde auf ihrem Hof;
fie hatte keine Kinder. aber fie hatte einen Flügel. Aber fie hatte keine
Kinder.
Und das Leben ift reich es kann verfchwenderifih fein,
Mutter und Kind gingen zugrunde.
Na>>f>)rift.
Wenn ein Wanderer ein halbes Jahrhundert alt wird, fpielt er mit
gedämpften Tönen.
Ich könnte es aber auch fo ausdrücken:
Kommt er im Herbft zu fpät in den Beerenwald, dann ift er eben
zu fpät gekommen; und wenn er eines fchöneu Tages nicht mehr luftig

fein und nicht mehr vor Freude über das Leben aus vollem Halfe lachen.
kann. dann kommt das wohl daher. daß er alt ift; macht ihm deshalb.
keine Vorwürfe! Darüber herrfcht indes nicht der geringfte Zweifel; es
gehört ein gewiffer Grad von Hohlköpfigkeit dazu. immerfort mit fich
und mit allem zufrieden zu fein. Aber weiche Stunden haben wir allel
Ein Gefangener fißt auf dem Karren. der ihn zum Schaffott fährt; auf
dem Siß ein Nagel. der ihn fticht; er rückt etwas auf die Seite und
fühlt fich behaglicher.
Es ift verkehrt von einem Kapitän. wenn er Gott bittet. er folle
ihm vergeben. wie er felbft auch Gott vergeben habe. Das ift nur
Theaterfpielerei. Ein Wanderer. der nicht jeden Tag Effen und Trinken.
Kleider und Schuhe. Haus und Hof bereit hat. der vermißt das alles
genau ebenfo. wie wenn diefe Herrlichkeiten ausbleiben. Geht das eine
nicht. fo geht das andre. Aber geht auch das andre nicht. dann verzeiht
man nicht Gott. man nimmt die Verantwortung felbft auf fich. Man
ftemmt fich gegen die Fügung. das heißt. man beugt den Rücken davor;
es tut dem Fleifch und Blut ein wenig weh. es macht die Haare etwas
grau; aber ein Wandrer kann Gott für das Leben dank-en. es war ein
muntres Leben!
So könnte ich es ausdrücken.
Warum nur alle diefe großen Forderungen? Was hat man damit
erreicht? So viele Schachteln voll Konfekt. als ein Leckermaul begehren
- kann? Gut! Aber hat man dann nicht jeden Tag die Welt gefehen
und das Waldesraufchen gehört? Es gibt nichts Schöneres als das
Ranfchen des Waldes,
In einem Syringenwäldchen duftet es nach Jasmin. und einem.
den ich kenne. erbebte das Herz vor Freude. nicht über den blühenden
Jasmin. fondern über alles andre: ein erleuchtetes Fenfter. eine Er-
innerung über das ganze Leben weg! Aber als er aus dem Syringen-
wäldchen herausgerufen wurde. hatte er ja fchon zum voraus den Lohn
für diefe Unannehmlichkeit dahin gehabt.
Und fo ift es: fchon allein die Gnade. daß man das Leben bekommt.
ift die reiche Voransbezahlnng für jedes Elend des Lebens. für jedes
einzelne.
Nein. man foll ja nicht glauben. man habe Anfpruch auf mehr
Konfekt. als man bekommt. *Ein Wandrer widerrät euch allen Aber-
glaubenl Was gehört dem Leben? Alles. Aber was gehört dir? Ift:
die Berühmtheit dein? Ach. fo fag uns doch. warum? Man foll fich.

nicht auf das „Seine" verfteifen. Ein Wandrer lacht über den, der fo
lächerlich ift, Ich erinnre mich an einen Mann* der das Seine nicht los-
laffen konnte; der heizte mitten am Tage in feinem Ofen ein und brachte
fchließlich gegen Abend ein Feuer znftande. Da wollte er feinen warmen
Blau nicht verlaffen; und um die Wärme anszuniißen, ging er nicht zu
'Beth fondern blieb fitzen- bis die andern wieder anfftanden, Das war
ein norwegifcher Schriftftellen der Theaterftücke fchrieb.
Ich bin nun in meinem Leben fehr ireit umhergewanderh nnd ich
-bin dumm und kahl geworden. Aber iä) habe nicht den perverfen
Glauben der alten Leute, daß ich weifer geworden fei, als ich gewefen
bin. lind ich hoffe, daß ich auch nie weife werde- _ das ift ein Zeichen
von Altersfcluväclnx Wenn ich Gott für mein Leben danke- dann ge-
fchieht nicht kraft der groß-en Reife! die fich mit dem Alter eingeftellt
hair fondern weil ich immer gern gelebt habe. Das Alter fchenkt keine
Rein: das Alter fchenkt nichts als Alter.
Ju diefem Jahre bin ich zu fpät in den Beerenwald gekommen,
aber ich irandre doch umher. Ich erlaube mir diefes kleine Vergnügen
zur Belohnung dafür, daß ich diefen Sommer fo tüchtig gewefen bin.
Und am zwölftcn Dezember erreichte ich mein Ziel,
Ich hätte. natürlich ebenfognt drunten in den Dörfern bleiben
können. Auch fiir mich hätte fich mit der Zeit etwas gefunden ebenfogut
wie für alle die andern- die die Zeit “für gekommen hielten, da fie fich
eine Heimat gründen wollten. Und Lars Falkenberg mein Kollege
und Kamerad- hatte mir ja auch geratenx mir ein Stück Oedland zu
erwerben- wo ich eine Franf zwei Kühe und ein Schwein *ernähren
könnte, Es war der Nat eines Freundes, die Stimme des Volkes.
Und fehtf meine eine Kuh hätte ein unfruchtbares Steckenpferd fein
können, dann hätte ich auf meine alten Tage ein gutes Beförderungs-
mittel gehabt. Aber es mißlang- es mißlang! Mir ift die Weisheit
nicht mit dem Alter gekommen; aber ich gehe nach Trovatn und auf die
Gemeindewiefen und lebe in ein-er Blockhiitte,
Was für ein Vergnügen dabei fein könne? Ach- Lars Falkenberg
und alle ihr andern- habt keine Angft: jede Woche einmal kommt ein
Mann mit den nötigften Lebensmitteln.
So wandre ich denn umher und drehe mich um mich felbft im Ring
herum, mache es mir bequem und bin allein. Ich vermiffe das Sigill

des Bifchofs Paul. Diefes Sigill habe ich von einem feiner Nachkommen»
erhalten. und ich trug es im Sommer in meiner Weftentafche; aber ich.-
muß es verloren haben. denn ich kann es nirgends finden. Doch für
diefe Unannehmlichkeit bin ich dadurch. daß ich es einmal zu eigen hatte.-
fchon im voraus bezahlt worden.
Aber die Literatur vermiffe ich nicht.
Ach. wie gut erinnr-e ich mich an den zwölften Dezember und alle-
andern Daten! Wichtigere Dinge dagegen vergeffe ich leicht. Erft j-eßt..
während ich an die Literatur denke. fällt mir ein. daß Kapitän Falken-
berg und feine Frau viele Bücher 'im Hans hatten. Romane und Schau-
ipiele. einen ganzen Schrank voll. Ich fah es. als ich die Fenfter und
Türen auf Oevrebö anftrich. Lange Reihen von Schriftftellern ftanden-
da. von den einzelnen Schriftftellern alle Bücher in der Reihe. wohl
dreißig Bände. Warum die ganze Reihe? Das weiß *ich nicht. Bücher.
eins. zwei. drei. zehn. dreißig. An jedem Weihnachtsfeft waren welche
gekommen. Romane. dreißig Bände. -- immer derfelbe Roman. Der
Kapitän und feine Frau lafen fie wohl; fie wußten jedesmal. was fie
bei dem heimatlichen Dichter finden würden. es ftand foviel davon drin..
daß alles wieder gut werden wiirde. Deshalb lafen fie ihn wohl. was
weiß ich! Lieber Gott. wieviel Literatur war da! Zwei Männer
konnten den Schrank nicht von der Stelle rücken. als ich dahinter an-
ftreichen wollte; drei Mann und eine Köchin mußten helfen. Der eine
von ihnen war Grindhufen; der wurde unter dem Gewicht der heimat-
lichen Dichter ganz rot und fagte: ..Ich verftehe nicht. was die Leute-
mit einem folchen Haufen Bücher wollen!“
Als ob Grindhufen irgend etwas verftanden hätte! Der Kapitän
und feine Frau hatten diefe Bücher wohl. damit die Sammlung komplett
fei. Es wäre eine Lücke entftandeu. wenn man eines davon entfernt
hätte; fie waren fich ganz ähnlich. immer paarweife. homogene Poefie..
derfelbe Roman.
K 7X
Ein Elchjäger ift hier bei mir in meiner Hütte gewefen. Er war
nichts Befonderes. und fein Hund war ein rechter Kläffer. .Ich war
froh. als er wieder ging. Er nahm meine Kupferpfanne von der Wand
herunter und kochte fich fein Effen darin; da war die Pfanne rußig.
Die Kupferpfanne gehört nicht mir; jemand. der vor mir hier ge-
wefen ift. hat fie zurückgelaffen. Ich fcheuerte fie tüchtig mit Afche und
hängte fie als Wetterprophet an die Wand. Ießt fcheure ich fie wieder;

fie ift mir fehr nützlich. denn fie läuft unweigerlich an. wenn Regen-
wetter im Anzug ift.
Ich denke: Wenn Ragnhild hier wäre. dann hätte fie die Kupfer-
pfanne wahrfcheinlich genommen und blank gepußt. Aber gleich denke
ich weiter: Ich möchte meinen Wetterpropheten doch lieber felbft pußen.
Ragnhild würde fchon etwas andres zu tun finden; und wenn diefer
Vlaß hier im Walde unfere Anfiedlung wäre. dann hätte fie ja die
Kinder. die Kühe und das Schwein. Aber für meine Kupferpfanne will
ich felbft forgen. Ragnhild!
Ich erinnere mich an eine Frau. die für nichts forgte. für fich felbft
am allerwenigften. Es ging ihr fchlecht. Aber vor fechs oder fieben
Iahren hätte ich nie geglaubt. daß jemand fo lieb und reizend gegen
einen andern fein könnte wie fie. Ia) fuhr fie auf einer Reife. und fie
war fchiichtern gegen mich. obgleich fie meine Herrin war; fie errötete
und fchante zu Boden. Und das Merkwürdige an der Sache war. daß
fie auch mich fchiichtern machte. obgleich ich ihr Diener war; wenn fie mir
einen Auftrag gab und dabei ihre beiden Augen auf mich richtete. zeigte
fie mir Schönheiten und Reichtümer. - viel mehr. als iich fchon vorher
gekannt hatte. O ia) erinnre mich noch genau! Ia. hier fiße ich nun
und erinnere mich genau daran; ich wiege den Kopf hin und her und fage
vor mich hin: ..Wie merkwürdig das war. nein. nein. nein!" Tann
ftarb fie. Und dann? Tann ift es aus. Ich bin noch da; aber daß fie
ftarb. brauchte niir keinen Kummer zu machen. O ich war fchon im
voraus dafiir bezahlt. dadurch. daß fie mich unverdient mit ihren beiden
Auge-11 angefehen hatte. Ia. fo war es wohll
Das Weib. _- was wiffen die Weifen vom Weihe?
Ich kenne einen Weifen. der über das Weib fchrieb. Er fchrieb
.dreißig Bände homogene Theaterpoefie über das Weib; ich habe die
Bände einmal in *einem großen Schrank gezählt; ichließlich fchrieb er von
einer Frau. die von ihren eignen Kindern fort ging. um das Wunder-
bare zu fuchen. - das Wunderbare! Aber was waren dann die Kinder?
Ach. das war fehr komifch. und ein Wanderer lacht über das. was fo
komifch ift.
Der Weife. - was weiß er vom Weihe?
Zum erften ift er nicht weife geworden. ehe er alt geworden war.
und dann kennt er das Weib nur nach dem Gedächtnis. und zum zweiten
hat er felbft keine Erinnrung an fie. da er fie doch nie gekannt hat.
Der Mann. der Anlage zur Weisheit hat. befchäftigt fich ordentlich mit

diefer Anlage und mit nichts anderm. er pflegt und nährt fie. holt fie
hervor und lebt für fie. Man geht nicht zum Weide. um weife zu
werden. Die vier weifeften Häupter auf der Welt. die uns Betrach-
tungen über das Weib hinterlaffen haben. fanden es fchließlich nur in,
ihrem eigenen Innern. Es waren junge oder alte Gr-eife. die auf 1m-
fruchtbaren Steckenpferden ritten. Sie kannten das Weib nicht in feiner
Heiligkeit. nicht in feiner Süße. das Weib als etwas Unentbehrliches;
aber fie fchrieben in einem fort über das Weib. Denkt euch. ohne je mit
dem Weide zufammengetroffen zu fein!
Gott bewahre mich davor. daß ich weife werde! Und bis zu meiner
leßten Stunde werde ich vor mich hinlallen: ..Gott bewahre mich davor.
daß ich weife werde l“
Heute ift ein angenehm kühler Tag für einen Ausflug von diefer
Hütte aus. den ich fchon längft geplant habe; auf die fchneebedeckten
Berggipfel wirft die Sonne einen rofigen Schein. und meine Kupfer-
pfanne prophezeit Gutes. Es ift acht Uhr morgens.
Mein Ranzen mit einem großen Mundvorrat. ein extra Stück Bind-
faden in der Tafche. falls etwas zerreißen follte. und ein Zettel auf dem
Tifch für den Mann. der vielleicht während meiner Abw-efenheit mit
meinen Lebensmitteln kommt. - das ift alles! O. ich habe mir nur
felbft ordentlich was vorgeredetl Daß ich weit fort müßte. daß ich mich
forgfältig ausrüften müßte. daß ich meinen ganzen Wih und meine ganze
Ausdauer nötig haben wiirde! Ia. fo kann fich einer aufführen. wenn
er weit weg muß; aber das muß ich ja nicht. Ich habe keine Beforgung
zu machen. und ich foll niemand befuchen; ich bin nur ein Wanderer. der
aus einer Blockhütte aufbricht. um wieder dahin zurückzukehren, Es ift
einerlei. wo ich bin. -
Still und verlaffen liegt der Wald. alles ift mit Schnee bedeckt und
fieht mich gleichfam mit zurückgehaltnem Atem an, Um Mittag fehe
ich von einem Berggipfel aus Trovatn weit hinter mir; weiß und flach
liegt es da. eine mit Kreide überftreute Meile. eine Schneewüfte. Nach-
dem ich eine Mahlzeit gehalten habe. gehe ich weiter; höher und höher
fteige ich hinauf. jeßt nähere ich mich den hörhften Gipfeln. aber langfam
und nachdenklich. die Hände in den Tafafen. Es eilt nicht. ich habe
nichts zu tun. als ein Plätzchen zu finden. das mir als Obdach fiir die
Nacht dienen kann. Gegen Abend mache ich Raft und effe wieder. als
fei ich hungrig und hätte mein Effen verdient. Aber ich tu es nur. um
*irgend eine Befchäftigung zu haben. Meine Hände find müßig. und

mein Hirn ift zum Fabulieren aufgelegt. Es wird früh dunkeh und es
ift gut- daß ich hier auf dem .Berggipfel eine gefrhüßte Felfenkluft finde;
und vom Sturm gebrochenes Tannenreis zu einem kleinen Feuer gibt
es auch.
Solche?- erzähle ich jeßtf nnd ich laife die Saiten nur leife erklingen.
Am nächften Morgen war ich früh auf: fobald der Tag grante. Es
fing leife zu fchneien an, und ein Raufchen ging durch die Luft.
„Schlechtes Wetter!“ fagte ich. Aber wer hätte das ahnen können! Am
vorhergehenden Tage hatte weder ich noch mein Wetterprophet auch nur
das leifefte Anzeichen gefpürt. Nun verließ ich meine Herberge und
wanderte weiter über Moore und Siimpfe; es wurde wieder Mittag,
und es fchneite, fchneite. Mein letztes Obdach war nicht fo fehr behaglicl)
gewefenf es waren zwar genügend Tannennadeln zu einem Lager da-
gewefen- ich hatte nicht gefroren; aber der Rauch des Feuerchens hatte
mir entgegengefchlagen und mir den Atem benonnnen.
Doch jeßt am Nachmittag fand ich einen beffern Aufenthaltsort,
eine weiter elegante Höhle mit Wänden und einem Dach. Für mich
nnd das Feuer war genügend Raum dat und der Ranch zog nach oben
ab. Hier nickte ich befriedigt und machte es mir bequenr obgleich ee
noch früh am Tag und ganz hell war. Ueber einen kahlen Felfen weg
fah ich deutlich Hügel und Täler und Felt-?wände die in einer Entfernung
von ein paar Wegftunden vor mir aufragten. Aber ich nickte befriedigt-
als fei ich hier an meinem Ziele angekommen- nnd fing fogleirh an.
Holz und Tannennadeln für die Nacht hereinzutragen.
Wie 'fehr fühlte ich mich hier zn Haufe] Nicht für nichts und wieder
nichts-hatte ich genickt und den Ranzen abgenommen, „Haft du hierher
gewollt?" fragte ieh mich zum Spaß. Und ich rede mit mir felbft, „Ich“
antworte ich..
Jeht wurde das Raufchen fta'rker; es fchneite nicht mehr, aber es
regnete, *Das war höchft merkwürdig, ein heftiger Regenguß ftürzte
über meine Höhle und alle Bäume davor nieder; nnd wir waren doeh in!
kalten Chriftmonat Dezember. Eine Wärmewelle hatte den Weg zu uns
gefunden nnd war bei uns eingekehrt.
Die ganze Nacht hindurch regnete es, und ein Raufehen ging durch
alle Wälder ringsum. Es war ein Frühling; fchließlich umfnng mich
der Schlaf wie ein tiefes Behagein und ich fchlief feft und gut bis in den
Tag hinein.
Es ift zehn_ Uhr,

B.E.Murillo:
Maria mit dem Kinde

gene
"*Ã„
b

Gedämpftes Saitenfpjel Kdut Hamfun

Der Regen hat aufgehörh aber es ift noch immer warm. Ich fiße
am Eingang meiner Höhle und fchau hinaus und laufche dem Walde-
der fich biegt und raufcht. Da löft fich gerade über m-ir eine Klippe von
der Felswand; fie ftößt gegen einen Stein und bringt auch ihn ins
Rollen; es klingt wie Schläge aus» der Ferne, Dann fängt es; zu poltern
ant ich fchaue mich um- woher es koinme- und das Getöfe erweckt einen
Widerhall in mir; der Felsblock hat wieder andre Felsblöcke in? Rollen
gebracht! ein Bergfturz poltert iiber die Felfenwand herunter„ Steine-
Schnee und Erde löi-en fich bei dem gewaltigen Stoß. Der Strom von
Steinen dröhnt dumpf daher- er wälzt fich weiter und reißt alles andre
mit fich; er wogt daher- weiterx weiter, füllt einen Abgrund im Tal -
und kommt zum Stillftand. Die leßten Steine rollen nur langfam
weiter) dann ift es ftill. Der Tanner draußen verhallß und *in meinem
Innern tönt nur noch ein Hauch wie ein langfam hinfterbender Baß-
ton . . . .
Dann laufche ich wieder dem Raufchen des Waldes. Jft eZ das
ägäifche Meer- was fich da drunten aus-breitet, Jft es der Meeresftrom
Glimma?
Bei dem ununterbrochenen Horchen auf das Raufchen wird mir ganz
fchwach zumut; ein Meer von Erinnerungen aus meinem Leben wallt in
mir auf: tauiend Freudein Mufik- Augen- Blumen. Es gibt nichts
Schöneres als das Raufchen des Waldes; eZ ift bald [indes Säufelm bald
tolles Durcheinanderwogen: Uganda- Tananarivo- Honolulur Atacama,
Venezuela .. .. -
Aber die Jahre find es wohh die mich fo fihwach macheni und meine
Nerven find es- die mitfchwingen. Ich ftehe auf und ftelle miich ans
Feuer, um dariiber hinwegzukommen; ich könnte übrigens auch ein
wenig mit dem Feuer fprechen- könnte eine kleine Rede halteu- während_
die Glut erlifcl)t, Ich ftehe hier in einem feuerfeften Haus- und es hat
ein gute Llkuftik.
Da verdunkelt fich der Eingang der Höhle; wieder tritt der Elch-
jäger ein mit feinem Hund ,. .
Es fängt zn frieren an- wiihrend ich heiniwärts nach meiner Block-
hiitte wandre. Der Jrofi erobert allmählich alle Moore und Sümpfe,
und es geht fich leicht. Die Hände in den Tafchenr wandre ich langfam
und gleichgültig meines WegeS- ich habe keine Eile- eZ ift einerlei- wo
ich bin...
Ende

Karl Henckell:
Nachdichtuugen fremder Lyrik
Ada Negri:
Uebcrfchwemmnng
Und Regen, Regen ohne Unterlaß.
Mit wahrer Wut ein Wolkenbrnch von drohen.
Des Wildbachs Stimme wiichft im blinden Toben
Zu rauhem Raten und zn heiferm Haß.
Er füllt und füllt des Bergtals engen Vaß
Und fchwillt empor wie Brandung fortgefchobem
Der Arbeit Echo ift im Sturm zerftoben,
Wie wenn erbrauft des AufruhrÖ dnmpfer Baß.
Ich höre zu . . . allein. - Seh'- wie die Wellen,
Nicht weit von hier* de? Ufer? blühende Matten
In gelbemf jagendem Gifchte wüft erfäufen;
Höre, nicht weit von hierh ein jäh Zerfchellen
Von Häufernt Jammer und Klagen fliehender Schalte
Und feh' fich Trümmer über Trümmer häufen. '
Emilie Verhaeren:
Die Armen
Sind arme Herzen- ihr Weh
Jft wie von Tränen ein Seet
Sind bleich wie die Grabesfteine
Am Kirchhofraine.

Sind arme Rücken. die Laft
Ihrer Mjihfal fchwerer faft
Als die braunen Hütten am Strande.
Belaftet vom Dünenfande.
Sind arme Hände. im Wind
Wie Blätter am Weg fie find.
Wie Blätter welk und verloren
Dranß vor den Toren.
Sind arme Augen. fo gut
Und forgenvoll. klein ihr Mut
Und trauriger noch als von Tieren.
Die im Sturm fich verlieren.
Sind arme Leute. ihr Gang
Geduldig. müde und bang.
Elend quält ihre Gebärde
Entlang die Weiten der Erde . . .
Giovanni Vascoli:
Hoffnungen und Erinnerungen
Weiße Schifflein. weiße
Auf dem hohen Meer
Sah ich müde fchwanken.
Schwanken hin und her:
Hoffnungen. o Flügel
Durch der Träume Meer!
Seh ich rückwärts. feh ich
An des Himmels Saum
Schwarze Schifflein. fchwarze
Durch den Schleier kaum:
O Erinnerungen.
Seid wie Traumesfchatten
An des Himmels Saum! . , .

Gabriele d'Annunzio:
Freude
Singe die Freude finge die Freude-
Fülle von Blüten fchmücke dein Haar!
Daß fie verfchwenda daß fie vergeudex
Göttliche Freude-
Feire frohlockend fiel Blüten im Haar!
Singe die Freude des Lebens* des heißen,
Jugend und Kraft in der fchwellenden Bruft,
Früchte der Erde mit frifchen und weißen
Zähnen zu beißen-
Säfte zu fchlürfen mit gieriger Luft]
Freudebegehrende Hände zu legen
Kühn auf die füßeften Dinge der Welt-
Vfeile zu fchleudern keck und derwegen
Allem entgegenx
Was dir als neuefte Beute gefällt.
Aller Mufik diefer Erde zu laufe-hem
Flanimenden Blicksf allem Schönen vertraut-
Sich an dem Antliß der Welt zn beraufchew
Wonne zu taufrhem
Wie na>) der Liebften der Liebende fehaut,
Und zu verehren die fliehenden, rafchenf
Holden Geftaltein die kommen und gehen-
Reize auf flüchtigen Spuren zu hafchem
Bilder zu hafchem
Sie zu bewundern und fchwinden zu fehn.
Singe die Freude! Fern bleibe mir Strafe
Schmerz mit dem fahlenf afehfarbenen Kleid]
Der ift des Dafein-Z elender Sklave-
Afche und Lave-
Den wie ein Grabtuch hüllt graugraues Leid.

'Ã–'
Dir. Freundin. Freude] Von Ã¼ppigen Hauchen
Duftend. umflieÃŸt's dich wie purpurne Flut.
Darf ich dein Gaftgewand einmal nur tauchen.
Einmal nur tauchen
In meiner Adern rotrotes Blut.
FÃ¼lle von BlÃ¼ten dir in deine Locken.
Sieh. wie verwandelt fchon fchreiteft du hin.
Freude. Freude! follft du frohlocken.
Feiernd frohlocken
Der unbefieglichen WeltfchÃ¶pferin.

Dr. Berta Vadt:

Zum letzten Male: Gaftfpiel von Jofef Kaiuz

Wie oft und wie begierig haben wir in den jüngft verfloffenen
Jahren diefe Worte gelefenl Grell leuchteten fie von den Anfchlags-
fäulen- eindringlich riefen fie aus den Spalten der Zeitungen. Und alle
kamen, Ich fehe noch die fchwarze Menfchenkette die fich vor der* Theater-
kaffe bei Wertheim endlos lang aneinander fchloß; war man auch noch
fo früh aufgeftanden, man fand die Maffen fchonf ftundenlang geduldig
harrend. Ihre befondere Signatur hatte diefe Gemeinde: nicht die
Mammonsfklaven und Snobkönige waren hier, die fich zum Carufo-
Gaftfpiel drängten- fondern etwa jener die herbeieilenj wenn die Neunte
Symphonie im Opernhaufe gefpielt wirdf alle miteinanderj Studenten
und Beamte, Männer und Frauenf harrten fie des Gaftes aus anderen
Weltenj aus fonnennäheren Ländernj der ihnen unter dem Namen Jofef
Kainz erfchien.

Heut ruft er feine Treuen wieder; und zum letzten Male. Nicht
ins erwartungsvoll verdunkelte Theaterj wo man feftlichen Gemütes und
ehrfiirchtig des Augenblickes wartet, der ihn uns zeigen follte. Ein
grauer, trüber Morgen dringt zögernd und unwillig in das kahle
Zimmer mit den verfchloffenen roten Vliifchvorhängem wo wir heut uns
fammeln.

Auf den erften Blick enttäufchen die Menfchen, die fich heut hier
einfinden. Was will der gefchrneidige Mann mit dem fettig glänzenden
Scheitel und den fchlau zwinkernden Aeuglein- der eben mit dem alten
Diener vor mir witzlofe Wiße austaufcht? Was fucht die elegante kleine
Dame in der Spißenblufe hier, die neben mir fißt und Bonbons ißt?
Und der mehr aus Not denn aus Tugend glattrafierte- jugendliche
Journalift mit feiner unerträglichen Herrgottsmiene - was wollen fie
alle bei unferm Kainz? Ein Glück, daß mein Blick auf die andern trifft„
die heut fo befcheiden hinter den Reihen der refervierten Stühle ftehen
bis hin zu den Fenftern, wie fie friiher von Galerie und Tribünenplä en
herab ihren Helden bewunderten; das find fie wieder, die Kerntrup en

des einftigen Heeres der Getreiieiu die Jugend die Kainz- den Ewig-
jungen- geliebt hat und Jauchzen und Tränen. ein königlich Gefchenk-
aus feiner Fiirftenhand empfing.
Mitten unter diefe Menfchen nun tritt er heute noch einmal, Wie
wir es fo oft lafen: Jofef Kainz als Gaft. Nur daß der Gaft heute weit-
fehr weit herkommt- geradenweg-Z aus dem „unentdeckten LandU von
dem er uns einft erzählte „von des Bezirk kein Wandrer wiederkehrt . . Ihm aber- dem Liebling der Götter- verlieh ein Gott- noch einmal
zurückzukehren. Heut ift uns- als hörten wir noch einmal feine Stimmex
die und feit Monden fchwiegi jene einzige Stimme die gar nicht e in e m
Menfchen zu gehören fchiem fondern in der vieler Seelen Glut und
Schmerz zu leben fchien: Stolz und Hoheit des KönigZfohn-:Z- bitterfte
Verzweiflung des Unglücklichen und kindliches Spiel und fiißefte Lieb-
kofung. „Thoufand-fouled ShakefpeareC fo nannte man einft jenen
Dichten den er unter allen verehrte; „den Menfchen mit den taufend
Seelen“- fo hätte man nnter allen Sterblichen Kainz nennen können.
Und gerade diefe wunderbare Taufendfa'ltigkeit feiner Seele wird
unS heute wieder lebendig. Denn da liegen auf langen Tifchen, in hohen
Haufen aufgefchichtet- feine B ii ch e r vor unS- die er gefammelt hat und
die heute verftreut werden follen in alle Winde. Das Wort klingt fo
banal, daß man eine Scheu davor hat, jene? „Sage mirr was» du bift,
und ich werde dir fagen- wer du biftl" Aber heut erlebt man es in un-
geahnt buchftiiblicher Wahrheit. Denn aus diefen zufammengefchniirten
Paketen fteht der tote Kainz auf und lebt und redet und zwingt uns!,
wie er un?- immer zwangx in den Bann feines unvergleichlichen Lebens-
überfluffes.
„Wenn er nicht der berühmtefte Schaufpieler feiner Zeit geworden
wäreC - fo hat einer feiner Freunde kürzlich von ihm gejagt - „es
war in ihm noch Zeug genug zu einem Schriftfteller- zu einem Maler
oder Mufiker- zu einem Techniker und zu zwei Vrofefforen der Literatur-
gefchichte." Erft angefichts feiner Bücher verfteht man dies Urteil -
und findet es faft zu wenig. Er war alles diet-'h uufer Jofef Kainz; und
war mehr. Einen V h ilofo p h en möchte man ihn nennen; im edel:
ftenr grierhifchen Sinne des Worte?: einen Menfchen- der d a s W i f f e n
liebte. Aber nicht etwa mit jener lauen, legitimen, ftaatlich diplo-
mierten Neigung die fo mancher Vrofeffor oder Lehramtskandidat dafiir
aufbringt; nein! mit aller Glut feineZ glühenden HerzenS - und e?
klingt uns allen noch in den Ohren- wie diefes Herz zu lieben verftandl

Und nun. porn mächtigen Eros getrieben. geht diefer wundervolle Menfch
hin, trinkt aus allen Quelleny gräbt in allen Tiefen. Da ift das klaffifche
Altertum; daß er fich an Wilamowiß klangreicher Tragikeriiberfeßung
freute und an Homers langhallenden Rhythmen. das nimmt un-Z nicht
wunder. Aber wer vermutet Iwan Müllers bielbändiges „Handbuch der
klaffifchen Altertumswiffenfchaft" oder Raphael Kühners anZfiihrliche
„Griechifche Grammatik" im Bücherfchrank des wandernden Komö-
dianten - Werfer die felbft in der Bibliothek fo manches Altphilologen
ein recht befchauliches und ftaubanfamm-elnde-Z Dafein fiihren?
Und ferner. Ergreifender faft als die pielbändigen hiftorifchen.
philologifchen, kulturgefchichtlichen Werke redeten fiir mich die zwei-
hundertfiinfundachtzig Göfchenbändchen, die man unter feinen Büchern
gefunden hat. Denn darin fieht man ihn: wie dem unendlich Wachen.
unendlich Lebendigen Frage auf Frage fich aufriickt. jede Stunde eine
andere -_ jene Fragen, die wir alle kennen. die auch uns jeder Tag
bringt. und die wir andern, die wir unfer Wiffen fihön behördlich be-
glaubigt daheim im Schrank liegen haben. m-eiften-Z fchon fo bequem in
den Schlaf zu wiegen verftehen. „Ja - da muß ich einen Fachmann
fragen; ift ja nicht mein Spezialftudiuml" Das find fo dic Honig-
kuchen. mit denen wir den dräuenden Zerberus der Frage begiitigen.
Ganz anders Kainz. Denn er befaß die Eigenfchaft der wahren
Herrfchernatur: er wollte fich nicht bedienen laffen, Auch nicht
mit dem Wiffen anderer. Drum ging .er hin und lernte, alle Tage
feines Lebens,
Neben den rein lehrhaften Büchern aber tauchen in diefer Bibliothek
die erlefenen Freuden und Feinheiten auf- die nur der verftehen kann,
der felbft ein wenig zu der feltfam-en Sippe derBüchernarren gehört.
Wie mag fich Kainz gefreut haben. mit jener Kinderfeligkeit, die feine
fcharfen Züge zuzeiten fo umgeftalten und verklären konnte an dem
Tage! da er wieder eine diefer „alten Scharteken" feinem Scheiße zu-
fügen konnte; wie mögen feine fchlankgliedrig nervöfen Finger die ver-
gilbten Blätter feiner Erftausgaben geliebkoft haben; was mag der
ehrwiirdige Folio-Shakefpeare aus dem Jahre 1685 dem neuen Romeo,
dem andern Hamlet nicht alles erzählt haben!
Eine andere Reihe von Büchern gibt uns ein neues Bild. Die hat
er nieht erworben; fie wurden ihm d a r g e b r a ch t. Dichter widmeten
ihm ihre Werke; Berühmte. wie Gerhart Hauptmann und andere, deren
flüchtige Widmungszeilen heut von dem Publikum der Auktion mit
Gold aufgewogen werden. und ganz Unberühmte auch, Denn wo ift

der junge Dramatiker. der nicht wenigftens einmal in den leßten 20'
Iahren den ftolzen Wunfch genährt hätte: ..Ich fchreib eine Rolle fiir
Kainz!" Wiffen wir doch alle. wie ihm von allen Wundern des
Neuen Teftaments ein Genius das frifchefte und lebendigfte verliehen
hatte: Kainz wußte durch die .Kraft feines Geiftes die Krüge voll
Waffer in perlenden Wein zu verwandeln.
Am leuchtendften beftrahlt von feinem Wefen aber erfcheinen uns
die Bücher. die diefer umfaffende Geift häufte und ftudierte. weil fie-
näher oder ferner mit feiner Kunft zufammenhingen. Da ift ein
„Lehrbuch der Fechtkunft"; von uns gewöhnlich gebildeten Sterblichen
weit eher in der Bibliothek eines alten Eouleurftudenten oder Fecht-
meifters vermutet. Aber fehen wir's he u t. und fehen wir's h i e r. da
fteigt fie noch einmal vor uns auf. die gelenke Grazie jenes griechifch ge-
fchulten Iiinglingskörpers. jenes Ringen. und Ringen. wo jede Be-
wegung zur Sprache wurde. und jedes Wort felbft aus der Bewegung
geboren zu fein fchien: ..Denn beim leßten Berfe ftech' ich!" - wer ver-
gißt das noch? .
Und dann die vielen und gelehrten Bücher über Dramen und
Dramaturgie. in die diefer merkwürdige Menfch fich verfenken
mochte. ehe er an das herrlich originale Werk des Schaffens ging.
Einen wehmütig eigenen Reiz haben fie heut für uns. diefe ..drama-
tifchen Handwerkslehren". diefe Bücher über Hamlet und wie fie fonft
heißen. Man möchte fie durchforfchen von Blatt zu Blatt. man möchte
ihnen das wunderkräftige Geheimnis entreißen. das fie feinen fuchen- .
den Augen als willige Diener einft offenbarten. Da find fie noch. die-
Zauberbücher. aus denen Iofef Kainz feine Befchwörnngsformeln
lernte. Aber fie find ftumm, Wo ift der Zauberer geblieben?
So fcheint fich's zur Tragödie zu formen. das leßte Gaftfpiel von
Iofef Kainz? Kaum ift es anders möglich; denn der T o d ift es ja. der
heut hier Theaterdirektor und Regiffeur in einer Verfon ift. Und doch:
dem Liebling der Götter fteht noch einmal die alte Kraft des Siegers
zu Gebote. Inmitten diefes fchäbig profaifchen Raumes. mitten unter
neugierig flachen Menfchen läßt er uns heute ein neues Schaufpiel
fehen. Und das ift eins von der alten großen Art. ..welches den
Menfchen e r h e b t. wenn es den Menfchen z e r m a l m t". Es ift das
Schaufpiel eines königlichen Menfchen. der nach dem Wiffenftrebte. die
Schönheit liebte und der Kunft gehörte. Iofef Kainz hieß diefer Menfch.
..Wir werden nimmer feinesgleichen fehn."
_W-

Th. Denke:

Der letzte Enkel von Charlotte Buff

Das Goethefche Wort „Wohl demf der feiner Väter gern gedenkt und
ftill fich freuend am Ende diefer fchönen Reihe fich gefchloffen fieht/
wandte mit einem gewiffen Stolze der am 17. Dezember 1910 im 88.
Lebensjahre in Zillühlhanfen im Elfaß verftorbene letzte. Enkel von Char-
lotte Buff, der Geh. Med-Rat Dr. Hermann lieftner auf fich felbft an.
Mit ihm ift nun freilich auch die Wertherevifode in vertnandtfWaftlicher
Hinficht ganz abgefrhloffen. Dies Ellkelkind hatte 1823 die damals fchon
faft ein Vierteljahrhundert verwitwete Hofrätin Keftner in Hamburg noch
felbft iiber die Taufe gehalicn. Sie berichtet dariiber in einem ihrer
vielen Familienbriefe und fchreibt fehr beglücktf daß das Kind fie fo
klug und freundlich angeblickt und einen fehr kräftigen Eindruck gemacht
babe. Und eine gute, faft nie geftörte Gefundheit war denn auch eine
der fchönften Gabenf die der Hochbetagte befaß. Sein Vater war der
fiebente Sohn Lottens, der deshalb den Beinamen Septimus erhielt;
anch er, wie faft alle andern Kinder des des Goethefchen Frenndespaarest
ftarb in hohem Alter. Der ältefte der großen Schar. Georgi war Goethes
Patenkind der jedoch ernftlich darüber zürntef daß inan nicht den Mut
gehabt habe, ihn Wolfgang zu nennen (fiehe Bf. Goethes an Kefiner
vom tt. Mai 1874) und die dann endlich geborene erfte Tochter Char-
lotte hatte Goethes Mutter zur Gevatterin.

So wie der jetzt Entfchlafene in fteter Verehrung und Treue an
den Erinnerungen und literarifchen Erbfchaften aus der Wertherzeit
fefthielt„ fo blieb er auch fein langes Leben hindurch ein Deutfcherf
fpeziell Norddeutfchen ja Hannoveranen obwohl er fchon 1856 die
Heimat mit dem damals franzöfifchen Elfaß vertaufchte. Er hatte in
Bonn und Göttingen Medizin ftudiert und dort eine innige Frenndfchaft
mit dem fpäteren Knnfthiftoriker Will). Lübke gefchloffein die feinem
treuen Sinne gemäß, in gleicher Wärme bis zum Tode Lübkes fo'rt-
beftand. Die beiden Studenten fanden fich in der leidenfchaftlichen Liebe

für alte romanifche und gotifche Bauwerke Riederfachfens. die zu jener
Zeit noch meift unentdeät und felbft Männern. wie Kugler und Schnafe
nur in gering-er Anzahl bekannt waren. Wochenlang wanderten die
Freunde unter Entbehrungen bei großen Anftrengungen und Mühfalen
im Lande umher. forfchten nach den alten. vielfach ganz verbauten und
verfallenen Denkmälern. und Keftner entwarf Grundriffe und Zeich-
nungen. die ihnen zur Anfchauung und Mitteilung dienten. Keftner
verfaßte in den Jahren 1847-49 eine fortlaufende Reihe von Auffäßen
über die Bafilikenbauten Niederfachfens. die damals im Hannoverfchen
Magazin abgedruckt wurden und jetzt vor einigen Monaten in ver-
kürzter Wiedergabe. aber mit den zu jener Zeit entftandenen und bisher
nicht reproduzierten zahlreichen fchönen Handzeichnungen Keftners ge-
fchmückt. von der in Bremen erfcheinenden Zeitfchrift ..Niederfachfen“
wieder abgedruckt worden find. eine leßte Freude für den alten Herrn.
der auch darin fein treues Fefthalten bekundete. daß er noch als Achtzig-
jähriger feine Skizzenbücher füllte und von jeder Wanderung irgend ein
Bild heimbrachte. das mehr als dilettantifche Spielerei war. Lübke gibt
ihm in feinen Briefen aus jener gemeinfamen Ingendzeit das ehren-
voll-e Zeugnis. daß er. der Mediziner. ein kunftverftändigeres Auge und
einen fichereren Blick habe. als er felbft. daß feine Darftellungen eine echte
deutfche Seele bekundeten und daß auch die peinliche Genauigkeit der
Maße tadellos fei. Diefe Jugendbriefe Lübkes an Keftner find von
feiner Witwe 1895 in Karlsruhe herausgegeben worden; freilich nur für
einen Freundeskreis. Sie wären aber einer größeren Verbreitung wert.
denn fie fchildern in lebhaftefter Weife das heiße Ringen eines Mannes.
der die beengenden Feffelndes anfgezwungenen Berufes zu fprengen
fucht und fich. feiner Neigung folgend. auf ein Gebiet ftürzt. das dem
Unbemittelten nur Entfagung. Hunger und Not verfpricht. Der hübfche
Band fchließt dann mit-Lübkes Ernennung zum Vrofeffor der Kunft-
gefchichte und der lange erfehnten Reife nach Italien. bietet alfo ein
Lebensbild in Kampf und Sieg. ftellt aber auch dem Freunde und Ge-
noffen das befte Zeugnis aus. dem er fpäter fein Werk über die nieder-
fäehfifchen Baudenkmäler widmete zur Erinnerung an ihre gemeinfame.
ftrebende Jugend. Im Iahre 1856 war es noch kein alltägliches Unter-
nehmen. von Hannover ins Elfaß überzufiedeln, Keftner wurde es da-
durch erleichtert. daß fchon zu Anfang des 19. Jahrhunderts zwei Kinder
Lottens dorthin verzogen waren, Sie wurde 1800 Witwe. als ihr Mann
plötzlich auf einer Reife ftarb. und fah fich genötigt. in der fchwerften.
(il

ärmften Zeit Deutfchlandsf wo oft nicht einmal die Witwengelder bezahlt
werden konnten, die große Schar ihrer elf Kinder allein zu erziehen und
zu ernähren. Deshalb benußten die Söhne jede Gelegenheit- fich früh
felbftändig zu maäjen. und der dritte in der Reihe Earlx kam ins Elfaß-
wo er fpäter die heute noch blühenden Fabriken in Thann und Geb-
' weiler begründete und eine Franzöfin heiratete. Eine feiner Enkelinnen
hat der bekannte franzöfifche Senator Schaurer geheiratet und feinem
Namen den Keftnerfchen Familiennamen beigefügt. Als Earls Frau
früh ftarb- rief er feine Schwefter Charlotte für die Erziehung feiner
Kinder zu fich. die dann fpäter in Bafel lebte und e'rft Ende der fiebziger
Jahre dort geftorben ift.
Schon 1854 hatte Keftner auf Wunfch der Familie diefe Tante- eine
höchft originelle lebhafte und noch heute nicht vergeffene Dame! in Bafel
abgeholtx um fie nach Rom zu begleiten. wo 1853 der langjährige
'Minifterrefident am päpftlichen Hofe für Hannover und England-
Angriff Keftner. der vierte Sohn Lottens. geftorben war; literarifch be-
kannt als „der römifche Keftner“. Er hatte! was zu jener Zeit noch
möglich warx eine fehr wertvolle Vrivatfammlung von Antikenx Münzen-
Bildernf Schmuckfachen und Handfchriften bei feinem langen Aufenthalte
dort erworben und es galt nun- diefe Schäße nach Hannover zu bringen-
wozu die perfönli>)e Erlaubnis des Vapftes erforderlich war. Sehr
lebhaft fchilderte Keftner gern, wie er durch die Vermittlung des bah-
rifchen Gefandten Grafen Spaur dem Kardinal Antonelli vorgeftellt
word-en warf der ihm zu einer Audienz bei Vius 1x. verhalf. Diefer
geftattete. in Anerkennung der 86jährigen Dienftzeit Auguft Keftnersx
die Ausführung der Kunftfachenr wofür der Neffe ihm zwar nicht den
Vantoffelj wohl aber die Hand küßtef wie er lachend fagte. Diefe
Schäße bilden den Hauptbeftandteil des Keftnermufeums in Hannover.
das recht fehenswert ift. - Auguft Keftner und feine Schwefter Charlotte
waren unverheiratet geblieben und hatten einen innigen Herzensbund
miteinander gefchloffen, Es war ein romantifch-zärtliches Verhältnis
wie es jeßt nicht mehr vorkommen könnt-er zu jener Zeit aber unbelacht
blühen durfte, Die Gefchwifter nannten fich „Ariel und Vrospero" und
fchrieben fich faft täglich. Die Fülle ihrer Mitteilungen ift überwältigend.
Aber beide hatten das Glück. eine große Anzahl fehr bedeutender
“ Menfchen zu kennen- von ihnen geliebt nnd verehrt zu werden und durch
ihre eigenen Talente und Kenntniffe auch andern von großem Nußen zu
und fiedelte auf Wunfch derfelbenf wenn auch fchweren Herzens ganz

fein, Der jeßt Verftorbene hat aus der Menge diefer Aufzeichnungen im
Jahre 1904 ein Buch zufammengeftellt. das in Straßburg bei C. Trübner
erfchienen ift: „Briefwechfel zwifchen Aug. Keftner und feiner Schwefter
Charlotte". gewidmet dem jiingft verftorbenen Prof. Ad. Michaelis. der
dem Herausgeber mit Rat und Tat beiftand. Jn diefem Buche lernt
man fo viele hervorragende Berfönlichkeiten kennen. daß jeder. der fich
gern mit der Vergangenheit befchc'iftigh feine Freude daran haben kann.
Auf der Rückreife von Rom nach Hannover lernte Keftner dann in
einer Mülhauferin. Fräulein Köchlin, feine künftige Gemahlin kennen
und fiedelte auf ihren Wnnfch. wenn auch fchweren Herzens ganz
dorthin über. Freilich gab es damals noch keine politifche Konflikte,
Jm Gegenteil. Der Verkehr über die verfchiedenen Ländergrenzen war
ein fehr reger- fowohl in wiffenfchaftlicheu wie in verwandtfchaftlicher
Hinficht. Keftner hat oft von den fchönen. anregenden Zeiten gefprochen.
als er mit den Brüdern Stöber und andern Gefinnungsgenoffen ein'
literarifches Kränzchen zur Pflege deutfcher Sprache und Dichtung hatte.
und wie auch Mufiker, Maler. Naturforfcher und Sprachgelehrte aus
Baden- der Vfalz- der Schweiz ja aus Norddeutfchland ftets liebe, ge-
ehrte Gäfte in ihrem Kreife waren. > Das alles änderte fich mit einem
Schlage. als 187() der deutfch-franzöfifihe Krieg ausbrach und Mülhaufen
die Hochburg des Ehauvinismus wurde. Keftner hatte 1855 ein fran-
zöfifches Exam-en in Paris machen müffen, um praktizieren zu dürfen;
jetzt ging er in die deutfche Ambulanz nach Reims, nahm zurückgekehrt.
das Amt ein-es Kreisarztes an und trennte fich dadurch nicht nur von
feinen Freundeih fondern fand auch in feiner Familie tiefe Spaltungen,
die niemals ausgefüllt worden find. Er war im tieffiten Wefen ein
Deutfcher gebliebenf und wenn er auch gern zum Frieden riet und fich
oft mehr fügte- als ihm lieb wan fo verleugnete er in maßgebenden
Stunden doch feine deutfche Abftammung und Gefinnung nicht. Daß
fein Leben dadurch nicht frei von einer gewiffen Tragik war, das wußten
die am beften. die ihm nahe ftandenl In folchen Zeiten des Zwiefpaltesr
der Aufheßerei und Verdächtigung- an den-en es nicht fehltef flüchtete er
gern in die Vergangenheit und ordnete feine literarifchen Scheiße. Durch
das Wegfterben aller älteren Mitglieder der Keftnerfchen Familie hatte
fich allmählich bei ihm eine Menge von Briefen- Tagebücherm Bildern
und Erinnerungszeichen angefammeltf die dem alternden und oft recht
einfamen Manne bis zuletzt eine nie verfagende Quelle reinfter Freude
waren, Boten die Mitlebenden ihm oft Verdrießliches und Schweres.

dann fuchte er Erquickung nnd Aufheiterung bei den Dahingegangenen
und freute fich an der Harmonie. die ihm dort entgegeukam, - Seine
wertvollften Sachen hat er fchon vor mehreren Jahren dem Goethe-
Schiller-Archiv in Weimar gegeben. anderes ift ins Keftner-Mufeum
nach Hannover gekommen. und die fchd'nen Oelgemälde aus der Keftner-
fehen und Bufffchen Familie harren jeßt der Beftimmuug der Erben.
Leider neigen diefe in ihrer Gefinnung nach Frankreich find auch zum
größten Teile dort anfäßig geworden. fo daß in ihnen die Tradition
nicht mehr lebt. die die Keftnerfche Familie fo lange niit der Wertherzeit
verband. und der alte Herr mit Recht fagen konnte. er fähe fich am
E n d e der langen Reihe angefchloffen.
Ein eigenes Gef>)ick ift es. daß der Name Keftner borausfichtlich
ausfterben wird. Troß der acht Söhne Lottens ift kein jüngerer Ver-
treter mehr da. denn die beiden Söhne des jeßt verftorbenen letzten
Enkels haben auch keine männlichen Nachkommen.
Ju der äußern Erfcheinung war Keftner wohl feinem Großvater
ähnlich. dem „Albert" aus ..Werthers Leiden“. von deffen Wefen auch
mancher Zug in feiner Natur war. Er ftellte noch ganz die alte feine
hannoverfche Art dar in Sprache. Benehmen und Kleidung, Stets trug
er fich dunkel. war tadellos fauber in Wäf>)e und Frifur. hatte eine
etwas gemeffene. langfame Weife. bewahrte aber bis zuleßt. auch noch im
hohen Alter. die höflich ritterliche Zuvorkommenheit und Riickfichtnahme.
die Goethe die ..Höflichkeit des Herzens" nennt. Wer ihn zum Freunde
gewann. konnte zu jeder Zeit auf ihn zählen.
Ju ihm ift einer der beften Vertreter der alten verklungenen Zeit
hinweggegangen. doch alle. die das Glück hatten. fein edles. warmes Herz
und feine Treue zu kennen. werden ihn nicht vergeffen.

Kleine Erinnerungen uns
großer Zeit
Die fogenannte Septennatswahl
von 1887 hat bekanntlich zu einer
völligen Umgeftaltung der innern
politifchen Verhältniffe Deutfchlands
geführt. Konfervative. Freikonfer-
native und Nationalliberale fchloffen
ein formelles Wahlkartell. und die
Freifinnigen beriefen fich vergeblich
darauf. daß fie infolge eines dro-
henden neuen Kriegs mit Frank-
reich fchließlich jeden Mann und
jeden Grofchen bewilligt und es
nur ab elehnt hätten. den Reichstag
gleich ?ür fieben Jahre zu binden.
Bismarck hielt ihnen. mit viel Glück
im Wahlkrieg. entgegen. daß man
den Kampf um die Machtftellung
des Reichtags nicht foweit treiben
dürfe. daß dadurch die Sicherheit
des Baterlands in Gefahr komme.
Das Ergebnis der Wahl war die
Kartellniehrheit von 218 gegen
179 Stimmen. Die Nationallibe-
ralen ftiegen von 51 auf 99 Man-
date. die Freifinnigen fanten von
67 auf 3-2 Abgeordnete.
In Gandersheim - Holzminden
einigten fich Nationalliberale
und Konferoative auf die Kandi-
datur des Landgerichtsrats W. Kule-
mann. der den freifinnigen Land-
gerichtsdirektor Baumgarten mit
einer Majoritc'it von 400() Stimmen
ichlug-
Kulemann gehörte im Reichstag
der nationalliberalen Partei an. er

läluu
war ein guter Redner. arbeitete
ungemein fleißig und konnte in-
folgedeffen auch ungewöhnlich rafch
in den Vordergrund treten.
Als der Reichstag am 25. Ia-
nuar 1890 gefchloffen wurde. waren
alle Sachverftändigen dariiber einig.
daß die neuen Wahlen wieder eine
völlige Veränderung in der Stärke
der Parteien. insbefondere die Be-
feitigung der Kartellmehrheit zur
Folge haben würden. Aber wenn
in der Zeit vor dem Auseinander-
gehn des Reichstags von den Aus-
fichten der einzelnen Abgeordneten
gefprochen wurde. wiedergewählt
zu werden. fo wurde Kulemann
auf feine Zweifel. ob ihm felbft
das Schickfal befchieden fein wiirde.

nicht wiederzukehren. von den
Kollegen regelmäßig geantwortet.
feine Wahl ftünde wohl außer
allem Zweifel. Aber die Wähler-
fchaft .iiulemanns - zum großen
Teil Arbeiterbevölketung - war
iiber die Erhöhung der Branntwein-
fteuer erbittert. die Kulemaun per-
fönlich für eine foziale Ungerechtigkeit
hielt. für die er aber der Fraktion
zuliebe geftimmt hatte. Bei der
Wahl fpielte jedenfalls die Brannt-
weinfteuer die abfolut ausfchlag-
gehende Rolle. Die fchönften Reden
Kulemanns hatten immer nur den
Erfolg. daß man ihm entgegnete:
.Das ift alles ganz gut. aber der
Schnaps darf nicht verteuert werden!
Das Refultat war denn auch eine
Verfchiebung. wie man fie nicht

fiir möglich halten follte. Die Mehrheit von 4000 Stimmen verwandelte fich in eine Minderheit 'von 10000 Stimmen. Da feine Barteigenoffen wünfchten. ihn unter allen Umftänden in den Reichstag zu bekommen. ftellten fie ihn auch im zweiten Wahlkreis(Wolfenbüttel-Helmfta'dt) als Kandidaten auf. Er unterlag auch hier. und zwar blieb er mit etwa 200 Stimmen gegen Karl Schrader in der Minoritc'it. , . Die Niederlage war fiir ihn ein fchwerer Schlag. Nicht nur peribnlicher Ehrgeiz machte fie fchmerzhaft. fondern nor allem das Bedauern dariiber. fiir Anfchauringen. die er mitvollerUeberzeugung vertrat. nicht mehr mit dem Nachdruck eintreten zn dürfen. der fich aus der parlamentarifchen Stellung von felbft ergibt und durch das Wirken an einer andern Stelle kaum erreicht werden kann. Kalemann ftand feiner Partei lange noch aktiv fehr nahe. Infolge neuer Berichiebungen der politifchen Verhältniffe fand er 1895 an einem neuen Mandat keinen Reiz mehr. lehnte alle Anträge. die ihm nach diefer Richtung gemacht wurden. entfchieden ab. zog fich auch vom Nichteramt zurück. lebt gegenwärtig in Bremen und hat uns in einem foeben erfchienenen Bande Erinnerungen an die Zeit vom Kriege gegen Oefterreich bis in unfre legten Tage und Betrachtungen iiber alle namhaften Verfiinlichkeiten hinterlaffen.*)
Kulemann hat den Stellen. an denen Politik gemacht wird. und

*) W, Kulemann. Landgerichtsrat a. D.: Politifche Erinnerungen. Ein Beitrag zur neuern Zeitgefchichte. Berlag von Karl Enriins in Berlin. 1911.

zahlrei-hen Verfonen. die auf fie einen mehr oder minder erheblichen Einfluß geübt haben. eine Weile nahe genug ftanden. um manches zu erfahren und zu beobachten. was andern nicht zugänglich ift und deshalb weitere Kreife intereffieren wird,
Die Urteile iiber Menfchen find

auffallend nüchtern. fie ziehn das
Erhabene nicht ins Lächerliche. aber
ins Menfchliche. Allzumenfrhliche
hinab. und fie werden manchen
Star ftechen.
Bon Bismarck fchreibt er: ..Wenn
man ein Monumentalmerk aus der
Entfernung betrachtet. wirkt es als
gewaltige Einheit; erft bei größerer
Annäherung bemerkt man die Einzel-
heiten und findet oft gering. daß
fie nnbefriedigt laffen. Aehnlich
geht es mit bedeutenden Berfonen.
Solange man ihr Wirken nur von
weitem verfolgt. fieht man ans-
fchliefzlich die großen Züge. Kommt
man in größere Nähe. fo zeigt
fich. daß auch fie der menfchlichen
Schwäche ihren Tribut zellen. Bei
Bismarck lag das Olllzumenfchliche
einerieits in feinem Argwohn gegen
Verfonen. von denen er fiirchtete.
daß fie ihm gefährlich werden
könnten. und andrerfeits in der
Neigung. die Vorzüge feiner nint-
lichen Stellung zur Erlangung per-
fbnlicher Vorteile auszunutzen.“
Das ift nicht neu. die Fälle
Stofch. Arnim. Bötticher. Dieft-
Daher find fa längft bekannt. aber
ein Urteil über Bismarck ift fo
leidenfchaftslos und fo fcharf dabei
kaum ie gefprochen worden.
Auch Miguel kommt nicht beffer
weg. zu dem er recht gute perfön-
liche Beziehungen unterhielt: ..Seine

.Ziele lagen ganz gewiß. als er in
die politifche Laufbahn eintrat. in
idealiftifrher Richtung. der viel 'be-
fprochene Brief. den er als Student
an Karl Marx gefchrieben hatte.
_ läßt das mit voller Deutlichkeit
erkennen, Aber je länger er im
Leben ftand. um fo realpolitifcher
wurde er. d. h, um fo mehr trat
das perfönliche Machtftreben an die
Stelle der frühern Ideale. “Die
idealen Ziele waren bei ihm durch
reale abgelbft. Aber in der Tat
find Ideale nur möglich auf Grund
einer Weltaufchauung. Wer fie
nicht befißt. hat gar keine Ber-
anlaffnng. andre als petfönliche
Intereffen zu verfolgen. Wenn es
viele Menfchen gibt. die trotzdem
altruiftifch handeln. fo beruht das
lediglich auf der fuggeftioen Wir-
kung der Tradition. die uns die
Anficht beigebracht hat. daß der
Egoismus etwas Tadelnswertes
lei. Boni Standpunkte des Ma-
terialismus ift es im Gegenteil
das einzig konfeguente Ergebnis.“
Er vergleicht Miguel mit dem
andern Führer der Partei. Ben nig-
fen: ..Von der Sitte. fich gegen-
feitig als „Kollege“ anzureden.
machte auch Miguel keine Aus-
nahme. und er felbft fchien am
allerwenigften eine Sonderftellung
zu beanf'pruchen. Zn behaupten.
daß Bennigfen dies getan hätte.
wäre eine Unwahrheit. Aber tat-
fachlich nahm er eine Sonderftellung
ein. Die Anrede an ihn lautete:
..Herr v. Bennigfen“ oder fpäter:
„Exzellenz“. Auch in dritter Ver-
fon fprach man von ihm in diefer
Form. nicht von dem ..Kollegen v.
Bennigfen.“ Seine Stellung war
gewiffermaßen zu hoch. um freund-
fchaftliche oder gar herzliche Be-
ziehungen zu geftatten, Dafür ge-
noß er nicht allein die volle Achtung.
die feine überragende Bedeutung
mit fich brachte. fondern auch ein
unbedingtes Vertraun, Niemand
dachte daran. daß er fich durch
andre als ideale und ausfchließlich
fachliche Motive beftimmen laffen
könnte. Er war gewiffermaßen der
Normalpolitiker. zu dem man mit
Bewundrung auffchante. der aber

zu hoch iiber der Sphäre des
ilüenfcluichen ftand. als daß ein
wärmeres Gefühl zu ihm hätte auf-
kommen können. Von Miguel läßt
fich nicht fagen. daß man ihm nu-
bedingt vertraute und gewiß zu
fein glaubte. daß er fich aus-
fchließlich durch ideale Erwägungen
leiten ließe. Jin Gegenteil. wenn
Bismarck von ihm gefagt hatte.,
feine Augen ließen die pnpillarifche
Sicherheit vermiffen. fo entfprach
das auch der Stimmung der Frak-
tionsgenoffen. Man war nicht
ficher. ob das. was er mit fafzi-
nierender Beredfamkeit auseinander-
fehte. in der Tat feiner wahren
Ueberzeugung entfprach oder weit-
gehend durch praktifche Erwägungen
beftimmt war und bei paffeuder
Gelegenheit ohne Wimpernzucken
verleugnet werden würde.“
Eugen Richter. Windthorft. Barth.
Stöcker. Meyer-Breslau und viele
andre Helden zaubert Kulemann
vor mein Auge. und man kann
auf 250 Seiten kaum mehr poli-
tifches Stallparfnm bieten, Diefer
..Beitrag zur neuern Zeitgefänchte"
ift nicht großzügig. aber er ift lehr-
reich und amüfant fiir die -
Unbeteiligten.
l)r. [Zi-net hiieäegg.
('17

Werden uufere Nordfeehäfen von dcn niederländifch-belgifchcn Häfen überflügelt werden?
Wenn auch das Jahr 1910 für die Lftfeefwiffahrt die Befferung der Lage im erhofften Umfange nicht allgemein gebracht hat. fo hat doä) die Entwicklung unfrer Nord- feehc'ifen und der in ihnen be- heimateten Linien-Reedereien im gleichen Zeitraum erfreuliche Fort- fchritte gemacht. Diefe Fortfchritte ftehn fogar gegen diejenigen der Haupthäfen Englands in keiner Weife zurück. werden aber von denjenigen Rotterdams und Ant- werpens prozentuell erheblich über- troffen. Während in den Ham- burger Hafen im Jahre 1909 17015 Seefchiffe mit 12184000 Netto-Negiftertonnen einliefen. be- zifferte fich der Eingangsderkehr des letzten Jahrs auf 17358 Schiffe mit 12 657 000 Netto-Jiegiftertonnen. was fiir 1910 ein Plus von 343 Schiffen mit 473000 Tonnen oder eine Erhöhung des Verkehrs um 3.06 Prozent ausmacht. Deni- 'entfprechend hoben fich die vom Staate oereinuahmteu Tonnengelder von 3471 554 Mark im Jahre 1909 auf 3 612944 Mark im Jahre 1910. wogegen die Zunahme der über die ftaatlichen Quais eingeführten Gütermengen nur ein Plus von 8420 Gewichtstonnen anfwies,
Diefe Ziffer mag gering erfcheinen. doch ift hier zu beachten. daß drei der größten Schiffahrtsgefellfhaften. die Hamburg-Amerika-Linie. die Deutfch-Lftafrika- und die Woer- mannätinie. eigene Quaibetrjebe unterhalten. deren Ergebniffe in der obigen Ziffer nicht beriickfichtigt find. und daß fich ferner ein großer Teil des Eingangsberkehrs ohne jede Benutzung der Ouais durch direkten Umfchlag vom Seefchiff in den cFlußkahn und umgekehrt auf dem Strome felbft vollzieht.
Bremen mit Einfchluß der Nebenhäfen Bremerhaven. Begefack und Burg. hatte im abgelaufenen Jahr einen Eingangsverkehr von 4898 Schiffen mit 3468657 Netto- Negiftertonnen gegen 4635 Säjiffe mit 3341432 Negiftertonnen im

Jahre 1909. Die Zunahme im
Eingangsvetkehr fiir 1910 belief
fich demnach auf L63 Schiffe mit
127 315 Netto-Negiftertomien oder
auf 3.8* Prozent. Ueber einen
verhältnismäßig noch günftigern
Verkehrszuwachs nach Schiffs- und
Tonnenzahl konnte Emden berichten.
da die Zunahme des Eingangs-
verkehrs dafelbft rund 5 Prozent
erreichte.
Ziehn wir nunmehr zum Ber-
gleich die Verkehrsentwicklung der
bedeutendften niederländifch-belgi-
fchen Häfen Rotterdam und Ant-
werpen heran. fo ergibt fich das
folgende für uns wenig erfreuliche
Bild. Ja Rotterdam kamen im
Jahre 1909 insgefamt 87 73 Schiffe
mit 9802850 Netto-Regiftertonnen
an. während fich die entfprechenden
Ziffern für das Jahr 1910 auf
9630 Schiffe mit 10876507 Netto-
Negiftertons ftellten. Somit wies
diefer Hafen fiir das legte Jahr
einen um 10.8 Prozent höhern
Eingaiigsverkehr als ini Vorjahre
auf. obwohl im letzten Jahr der Zu-
wachs auch bereits 7.5 Prozent
betragen hatte.
Fiir Antwerpen berechnete fich
der einkommende Schiffsverkehr
im Jahre 1909 auf 6470 mit

10149 282 Netto-Negiftertonnen
und ftieg im abgelaufenen Jahr
auf 6770 Schiffe mit 10758114
Regiftenonnen. fo daß fich die Zu-
nahme ,auf 300 Schiffe mit
608832 Regiftertonnen oder rund
6 Prozent belief. Allerdings find
die Tonnagefummen durch eine
Verminderung der amtlichen Zahlen
um 15 Prozent errechnet. doch ift
diefe Reduzierung fiir uufern .Ver-
gleich notwendig. da der belgifche
Vermeffungsinodus den Schiffen
allgemein eine um 15 Prozent
größere Ladefähigkeit zuweift als
unfer deutfcher, Sodann kommt
bei Antwerpen fowohl als bei
Rotterdam in Betracht. daß die
von Hamburg und Bremen aus-
gehenden Dampfer der Linien-
Reedereien. die jene Häfen aus-
gehend und riickkchrend anlaufeu
- und die meiften tun dies -
in Hamburg bezw. Bremen natiir-
lich nur einmal. nämlich rückkehrend
als einkommend gezählt werden.
während dies in Rotterdam und
Antwerpen zweimal. auf der Aus-
und Niickreife. und zwar mit ihrer
gefamten Tonnage. ohne Nitckficht
auf die tatfächliche Tonnenzahl.
die fie löfchen oder laden. gefehicht.
Wenn alfo auch das rapide An-
wachfen des Eingangsderkehrs der
Häfen Rotterdam und Antwerpen
mit einem befondern Maßftabe ge-
meffen werden muß. fo läßt es
fich doch keineswegs hiuwegdispu-
tieren. es bleibt vielmehr eine nicht
ernft genug zu nehmende Tatfache.
die fich nur dadurch ausreichend
erklären läßt. daß gerade der deutfche
Atrsfuhroerkehr in bedenklich fteigen-
dem Maße iiber diefe Häfen gelenkt
wird. Es foll hier nicht unterfucht
werden. inwieweit das Ausland
durch günftigere Lohntarife. durch
Subventionierung der Schiffahrts-
gefellfchaften und andre Mittel der
deuifcheu Ausfuhr dabei entgegen-
kommt. da dies fein gutes Recht
ift; ebenfowenig kann es uns in
den Sinn kommen. nnfrcr Groß-
induftrie allgemein das Recht ab-
fprechen zu wollen.giinftige Chancen.
die fich ihr fiir die Verladung ihrer
Gitter bieten. auch auszunuhen.

Nicht zu billigen aber ift es. wenn
man in den Kreifen der Groß-
induftriellen um geradezu gering-
fügiger Vorteile willen die Konkur-
renz der ausländifchen gegen die
heimifchen Nordfeehäfen ausfpielt
und dabei völlig iiberfieht. daß doch
die Jutereffen der Jnduftrie und
der Schiffahrt eines Landes auf
das engfte miteinander verknüpft
find. Daß es aber in vielen Fällen
tatfc'ichlich nur ganz geringfügige
Vorteile find. um deren Willen die
heiniifchen Ausfuhrhäfen umgangen
werden. ift den Iieedern nnfrcr Nord-
feehäfen fattfam bekannt. Andre
Jnduftrielle wieder find mit diefer
oder jener Verladevorfchrift nicht
einvcrftanden und glauben. ihrem
Unwillen gegen die betreffenden
Reedereien am beften dadurch Aus-
druck verleihn zu können. daß fie
ihre Güter über ausländifche Häfen
leiten. ohne jedoch daran zu denken.
daß auf diefe Weife das Ausland
eine ziemlich genaue Ueberficht
über den Umfang und die Art der
von Deutfchland zur Ausfuhr ge-
brachten Gitter erhc'ilt und fo in
die .Lage oerfeßt wird. der deuifcheu
Jnduftrie fcharfe Konkurrenz zn
bieten. Schwerlich wiirde Belgieus
Jnduftrie heute fo glänzend daftehn.

wenn diefes Land nicht durch die
iiber Antwerpen geleiteten enormen
Mengen deutfcher Gitter anf immer
neue Abfaßniöglichkeiten hingewiefen _
worden wäre.
Wahrend man nun in den frem-
den Staaten unter Anfwendung
fehr beträchtlicher Geldopfer bemüht
bleibt. die nationale Schiffahrt zu
heben und zu fördern. ftehn wir
in Deutfchland noch der betriibenden
Tatfache gegeniiber.dafz weite Kreife.
die in erfter Qinie berufen ericheinen.
fiir die heimifihe Schiffahrt ein-
zirtreten. ihr den Rücken
kehren und um geringer Vorteile
willen fich dem Auslande zuwenden.
Unter folchen Umftiinden kann es
nicht Wunder nehmen. daß die
niederlc'iudifch-belgifchen Häfen auf
dem beften Wege find. nnfre Nord-
feeha'fen zu iiberfliigeln. Daher ift
es mit Freude zu begrüßen. daß
ein an hoher Stelle ftehender Un-
parteiifcher. der Herzog Johann
Albrecht zu Mecklenburg.- während
der diesjährigen Schaffermahlzeit in
Bremen Gelegenheit nahm. an die
deutfchen Großinduftriellen fowohl
als an die Reedereien die eindring-
liche Mahnung zu richten. dem
unfeligen Auseinandergehn ihrer
fich fo nahe beriihrenden Jntereffen
endlich fiir immer Einhalt zu ge-
bieten. C, l..

Die neue Sezeffion

Man könnte mit einem hochge-
griffenen Gleichnis fagen: In
jeder Ausftellung feien Gott der
Vater. der Sohn und der heilige
Geift zugegen. Am fichtbarften
der Sohn. die leiblich gewordene
Offenbarung des Vaters. die zur
Materie verdichtete künftlerifche
Energie des fchaffenden Meifters
und der heilige Geift - wehe der
Ausftellung. in der er nicht nnficht-
bar in jedem Raume waltet. er.
der ewig junge. ftändig fich bewe-
gende. der. in feiner Unendlichkeit
nie faßbar. fich im Laufe der Ge-
fchichte in den mannigfachften Vari-
ationen manifeftiert hat. ohne von
der Fiille und dem Reichtum des
Anfangs zu verlieren! So hätte
man den wenigen Eingeweihtrn
der Kauft iiber eine Ausftellung

nichts zu fagen. denn auch der
Vater lebt in dem Sahne. der
Ztiinftler im Werke. wie man lefen
kann: Der Vater ift in mir.
Ich möchte anläßlich der Aus-
ftellung der neuen Sezeffion iiber
den .ttiinftlerthpns fchreiben. da
mir fcheint. daß eine neue Gene-
ration hinter diefen Werken fteht.
die non der ältern völlig oerfchieden
ift. Man wird dann nicht nur
den Konflikt zwifchen der alten und
der neuen Sezeffion als notwendig
verftehn lernen. fondeni auch ein
pofitioes Verhältnis zu den weit
iiber Gebühr oerfpotteten Bildern
gewinnen.
Die neue Generation ift die
Erbin der alten. Was ein unum-
fchränkter Judioidualismus in einer
erftannlichen Fruchtbarkeit. in einer
oerwirrenden Fiille gefchaffen und
erobert hat. das mußte fie im ganzen
Umfange noch einmal erlebend auf
fich nehmen und damit ein Leben
zu geftalten fachen. Marx fozial-
revolutionäre Tendenzen in der
Form des fozialen Mitleids oder
in herrenmenfchlicher Ariftokratie
hatten die im Wert ihrer Lebens-
kraft unterfchäßten fozialen Ab-
ftufungen oerwifcht und dem Men-

fchen den Zwang des gefellfchaft-
lichen Organismus genommen.
Ibfens phnfiologifchen Skeptizis-
mus hatte eine unduldfaine Ner-
vofität fiir feelifchen Kram. fiir
Pathos und andre Lebenslügen
erzeugt. fo daß man mit einem
gefteigerien Wiffen um fich felbft.
mit einer zugefpihten Beobachtung
feiner felbft jeden innern Halt ver-
lor. Man gefiel fich in einer wiih-
lenden Zweifelfucht. die alle Schleier
von den Geheimniffen riß und doch
in dem Sumbolismus Maeterlincks
ein Gegenftück fand. in der Angft
und dem Anbetungsgefiihl des un-
bekannten Dämmers. das nicht ans
Licht zu reißen war.
Sollte eine Entwicklung iiber-
haupt mbglich fein. fo mußte die
folgende Generation diefe Laft freu-
dig auf fich nehmen. fie jubelnd
bejahn d. h. fie mußte fie innerlich
erlebnismäßig ver-fchmelzen. aus
der Fülle der Gegenfählichkeiien.
die man analytifch gewonnen hatte.
*ein neues einheitliches Gebilde
fchaffen. aus den Steinen den
Ban. Darum ift auf allen Ge-
bieten geiftiger Tätigkeit die S r) n-
thefe das Kennzeichen diefer
Generation. Es ift uur eine Ba-
riation desjelben Themas. wenn
man die Gelehrten von einer
Renaiffance der Wiffenfchaften reden
hört. von der Funktion der Sozio-
logie und Biologie. von der Be-
feitigung des Spezialiftentums. oder
wenn die bildenden Künftler um
den rein malerifchen Stil kämpfen.
gegen den Iinpreffionismus für die
Dekoration. Ueberall ftatt der un-
tiberfehbareu Materialfanunlnng ein
gefchloffenes. geiftiges Schaffen.
das den verachteten Worten Ob-
ftruktion. Snftem. Kompofition
bereits einen neuen Klang gegeben
hat,
Das Wefen der Shiithefe in der
Malerei wäre dahin zu präzifieren.
daß man es verfchmäht. den flüch-
tigen Eindruä. die unwiederbring-
lich verlorne Bewegung des Augen-
blicks zu fixieren. ..Ich ziehe es
vor. mich. indem ich den Charakter
der Landfchaft betone. der Gefahr
auszufeßen. den Reiz zu verlieren
und dafiir mehr Stabilität zu er-

halten. Hinter diefer Folge von
Momenten. die die flüchtige Exiftenz
von Wefen und Dingen bildet und
ihnen wechfelnde Erfäjeinungsformen
verleiht. kann man einen wahr-ern.
wefentlichern Charakter auffuchen.
an den der Künftler fich halten
wird. um eine dauerhaftere Inter-
pretation der Wirklichkeit zu geben
(bleiijüZL). und unter der Devife
pl-,Z ae Wonne ftrebt man nach
der Einheit von Form und Farbe.
In denifelben Grade. in dem
beim Schaffcnsakt die menjchliche
Betätigung namentlich nach der intel-
lektuellenSeite hin zunahm. fteigerte
fich in dem Schaffenden das Gefühl
fiir die Aktivität feiner Berjönlich-
keit, Der Jmpreffionismus und
die ihm zeitgenöffifche Wiffenfchaft
waren durch ihre Naiurhingabe
charakterifiert. die im höchften Maße
paffiv zu nennen ift. Man verlor
fich an die Natur. man gab fich
ihr in einer fo eindringenden Weife
hin. daß fich fo die Nähe diefes
Naturalismus und des Mhftizismus
der Lhjektwiedergabe und der im-
materiellften Farbe erklärt. Die
Abftraktion. die die Bedingung
jeder bildenden Kunft ift. wurde
zu verwifchen gefucht. indem man

dem harten Material die Wirkungen
aller Sinnesgebiete entriß und fo
dem Natureindruck nahe zu kommen
verfnchte. Einer Baffioität. die
fich durch eine unerhörte Senfibili-
tc'it aller Sinne charakterifiert. fteht
eine intellektuelle Akti-
vität gegenüber. die - die Ner-
oofität der Sinnesempfänglichkeit
bejahend - die Sinneseindriicke
nicht reproduziert - der Wiederer-
wecktmgdes Eindrucksgefiihls wegen.
fondern fie zu Ausdruckszwecken zu
geftalten verfucht.
Ein erftes Kennzeichen diefer in-
tellektuellen Aktivität ift die Tendenz
zum Einfa ch e n. Man hat mit
dem Begriff des Vrimitioen in un-
frer Zeit ausgibigen Unfug getrieben.
Hier zeigt es fich am deutlichften.
wie fehr diefe junge Generation
die Erbin der vorhergegangnen ift.
.Ihr Vriinitives ift die verdichtete.
kondenfierte Kompliziertheit der
Jmpreffioniften. Das t,ltrimitine
ift nicht ein Kindliches.Naioes. Un-
bewnßtes. fondern es ift eine Sha-
thefe. eine Vereinfachung. in der
alle Elemente höchfter Sinnesreiz-
famkeit und gejpannteften Selbft-
wiffens lebendig mitzittern - aller-
dings* immer mehr inftinktmäßig.
Es befteht kein Gegenfaß der Ver-
neinung fondern der Ueberwindnng.
Ein Ausfprnch. wie der voir Andrei
Gide: ..Ein großer Menfcl) hat
nur eine Sorge: fo menfchlich wie
möglich. fagen wir fogar. fo banal
wie möglich zu werden - und o
Wunder! aus diefem Streben fchafft
er feine individuelle Berfönlichkeit“
ift doch nur möglich. wenn man
durch Baudelaires: „im serwi-
bilite" ein atmen-1 6'831: 80a gönie“
hindurchgegangen ift.
Ein zweites Kennzeichen diefer
Aktivität ift die Klarheit,
Gauguin war der erfte. der fie
fich als Ruhnrestitel anrechnete.
Seitdem ift es das Gefeh der
Klinftler. daß alle Dinge klar auf
der Fläche ausgebreitet fein müffen.
daß das Bild eine größtmögliche
Sichtbarkeit haben niüffe. Ueber
den Wert diefes Zwangs für die
Berfönlichkeit des Klinftlers fchreibt
Maurice Denis: ..Wenn wir wün-

fchen. daß fein Gefühl fiel) dem
Urteil des Berftands unterwerfe.
fo erhoffen wir ficherlich von diefen
Hemmungen. daß fie feine Fähig-
keiten erhöhn und daß fein Genius.
der von gerechten Regeln im Zaum
gehalten wird. dadurch größere
Konzentration. Kraft und Tiefe ge-
winnt. Es ift richtig. daß wir
müde find des iudioidualiftifchen
Geiftes. der darin gipfelt. jede
Tradition. jede Lehre. jede Diszi-
plin über Bord zu werfen und den
Künftler als eine Art Halbgott an-
zufehn. dem feine Laune die Regel
erfeßt , , .“
Unter welchen innern Krämpfen
und Kämpfen man fich diefes Ge-
fühl der Aktivität erftritt. kann man
aus der Wertwandlung des Be-
griffs Pathos erfehn. Er fchien
alles einzufchließen. was ein Im-
preffionift - ich meine Jmpreffio-
nismns immer als Weltanfchauung
- aus tieffter Seele haßie: die
konventionelle leere Bewegung. den
Schwindel der idealen Forderung.
den akademifch gefäuerten Geftus.
den Staub der gefellfchaftlirhen
Lüge. kurz alles. was nicht phrafen-
los. biirgerlich. nüchtern. langweilig
war. Es fehlen unmöglich. noch
jemals von einem hohen Pathos

zu redenr es war fcheinbar fiir
immer hohl. Und gerade in diefen
verachtetften Begriff goffen die
jungen Kiinftler die aufkeimende
cFreude ihrer klinftlerifchen AktivitätF
vor der fie manchmal wie vor einem
liignerifcheu Gefpenft gezittert haben.“
Pathos war nun wiederum
fchöpferifche Freude gewordenx die
alles Dafeiende bejahh weil
fie es geftaltet. Es ift ein anti-
biirgerlicites Gefiihl- denn es ift
ein fchaffendes.
„In eins zu dichten, zufammeu-
zutragenr was Bruchftitck ift am
Menfchen und Riitfel und graufer
Zufall - als Dichten Natfelrater
und Erlöfer des Zufall-Z lehrte ich
fie an der Zukunft fchaffen und
alles» was war - fchaffend zu
erlöfen“ (JiießfmerZarathuftra: Von
alten und neuen Tafeln).
Aus diefen Andeutungen wird
bereits hervorgehm daß die Kiinftler
der „neuen Sezeffion" eine neue
Generation vertreten. Es war gut-
einmal prinzipiell bei der Eröffnung
der Ausftellung zu fagenx daß man
unter dem Zwauge feiner Verföu-
lichkeit und feiner Zeit fchafft. Es
gibt ein fehr treffende? Wort von
Henri Matiffe: „Alle .iiiinftler
tragen das Gepriige ihrer Zeih
aber die großen Künftler find die„
in denen fie fich am tiefften einge-
priigt hat. Ob wir wollen oder
nicht und wie fehr wir auch be-
tonen mögem daß wir Heimatlofe
in diefer Zeit find: es ftellt fich
zwifchen ihr und uns eine Soli-
daritc'it her; der keiner eutrinnen
kann.“ m. t?, Zenöaläntc.

Vaffive Refifteuz in Trieft

In] hofrätlicheu Oefterreich ein Streik
der Staatsbeamten und Staatsange-
ftellteu zur Verteidigung ihrer Inter-
effen - das war ein Novnmr dcr-Z felbft
im Karneval auffallen mußte. Vor
kurzem wurde Frankreich in einem Teil
der auswärtigen Vreffe zugemutet, daß
fich auch Smidikatsteudenzeu in der
Armee gezeigt hätten und daß die Zeit
nicht mehr ferne fei, da frauzöfifche
Ofi'Z und Soufoff'ß ihre engere Inter-
effenvertretung durch die eigenen Shu-
dikate beiorgen laffeu wiirden. Aber -
in Oefterreieh! Denn die paffive Re-

fiftenz der StaatSbedieufteten in Trieftr
die zweifellos berechtigte Exzifteuz-
forderungen lokaler Natur auf diefem
auderw'artß nicht mehr ungewöhnliehen
Wege vom „hafrätlichen“ Oefterreich
erzwingen foll- ift im Grunde nichts
andres, als eiu karrikierter Streik.
Welche Fiille von Erfahrungen,
Mahnungen und Fingerzeige guillt aber
fiir jena die Ang und Ohr fiir foziale
und foziologifche Zukunft offen halten.
aus diefer naiven Selvfthilfc der
Trieftiuer Staatsangeftellten! Daß das
bekannte Wißwort vom öfterreichifcheu
Staatsbeamten und der Entlohnung
feiner Tätigkeit noch turnier gilt. „er
beziehe zwar nichtsf aber dcr-Z wenigftens
ficher/t erklärt zwar den äußern Anftoß
deZ Streik?, erfchöpft aber durchaus
nicht die eigentlichen Beweggründe, Aus
dem Verlauf einer folchen Komödie der
paffiven Refifteuzi in der die An-
gcftellten knapp und genau nach Grieß
und Vorfehrift ihren Dienft verfehrn
kein Jota dariiber, bei welchem Modus
aber Handel und Wandel, Verkehr uud
Rewtfprcanmg förmlich zu ft o cke u be-
ginnen, geht vor allem klar hervorr daß
der ganze Apparat der bureankratifcheu
Verwaltung nicht mehr modern montiert
ift und fein eutfpreeheudeß Funktionieren
iiberhaupt nur vom guten Willen- von
der lieberarbeit und felbfttätiger Au-
pafxnng der Einzelorgauc an die heutigen
An ordernngen des praktifchen Lebens
abhängt,

Es erhellt weiters, daß auf dem
bis nun eingefchlageneu Weg, die Tätig-
keit der Staatsarbeiter nur durch Gefetz
nnd Vorfrhrift von oben regelut leiten-
begrenzen zu wollen. anftatt den Bedarf
der Bevölkerung mitfprechen zu laffeu,
nicht mehr weiter gegangen werden kann,
Die alte Forderung, daß die ftaatliche
Exekutive des Volkes wegen da fein

miiffe und nicht das Volk um der Ver-
waltung nnd ihrer Beamten willen.
wird zur bedenklichen Drohung. gegen
die weiterer Widcrftand ftaatsgefährdend
wiirde. Das 'Staatsbeamtentum muß
alfo vom Anfangspnnkt ausgehend. re-
formiert werdeu. In dem Sinn. daß
die Leiftuugen den Gegcnwartsanfpriichen
der Bevölkerung Rechnung tragen. daß
die Bezahlung dcr Beamten im all-
gemeinen nach der gcleifteten Arbeits-
mcnge erfolge. wodurch zweifellos die
Anzahl dcr Arbeite-kräfte vermindert
werden könnte. da ja die paffive Re-
fiftenz deutlich demonftriert. daß Ueber-
arbcit überall möglich ift. Man ge-
langte fo - auch für die nach veralteten
Sonderprinzipicn - bcftehende Zufri-
tntion der Staatsangeftclltcn auf das
gefnnde Snftcm der modernen Arbeiter-
fchaft. Fiir Weiter-icheude. die fich nicht
kleinlich bei den hicr nicht in Frage
kommenden Momenten nationaler oder
politiichcr Spaltungen in der öfter-
reichik'cheu Beamtenfchaft. die doch fonft
in gutem. lohalem fiinf ftand. aufhalten.
ift die Tatfache. daß fich öfterreichifän
Staatsangcftelltc dcs zwar geliudcrten
Gewaltmittcls zur Wahrung ihrer Inter-
effen bedienen. wie es Privatarbeiter
allerorts tun. eine deutliche Mahnung.
die Vogelftraußpolitik ,in überwinden
und klar der neuen Gcftaltnng der
Dinge cntgegenznfchaun.
Arbeit ift Arbeit - und die ans ihr
fich ergebenden Rechte miiffen die gleichen
fiir alle fein. Ob fiir den Staat oder
fiir den privaten Arbeitgeber geleiftet,
Daß die Welle der großen Be-
wegung jcht fchon bis nach Oeftcrrcich
reichte und dort noch als Ergebnis
die paffivc Nefiftenz von Tricft er-
zielte. ift an fich fchou ein Beweis da-
fiir, daß die angedeutetcn Grundfähe
aus keinen lokalen. individuellen Quel-
len kommen. fondcrn unanfhaltfam aus
Menfchenrechten gefpeift werden. "
u. d.

Kommerzienrat Leichucr

Ju diefen Tagen feiert der kgl.
preußifche Kommerzienrat Ludwig
Leichner in feltner Körper- und
Geiftesfrifche das Feft des 75. Ge-
burtstags.
Johann Ludwig Leichner wurde
am 30. März 1836 zu Mainz ge-
boren. Er befuchte dort Nealfchule

und Guinnafium und begab fich
dann. nachdem man ihn auf feine
felten fchöne Gefangsftimme auf-
merkfam gemacht hatte. nach_ Wien.
um fich zum .Lpernfänger aus-
bilden zu laffen. Gleichzeitig wid-
mete er fich dem Studium der
Pharmazie. praktizierte in der
Mohrenapotheke u. d. Tuchlauben
in Wien und war dann 13 Jahre
lang als erfter Bariton an den
Theatern zu Magdeburg. Königs-
berg. Köln. Stettin n. a. tätig.
Stettins Bühne war das erfte deut-
fche Theater. das die Meifter-
finger aufft'ihrte. und Zeichner der
erfte ..Hans Sachs“ an einem
deutfchen Prioattheater. Richard
Wagner. deffen Bekanntfchaft der
junge Sänger in Luzern gemacht
hatte. gratulierte ihm zu
dent von der Kritik ungemein an-
erkannten Erfolg. Und nun offen-
barte fich zum erften Male der
weitausfchauende Blick des Kauf-
manns. der fich nicht durch Jugend-
erfolge blenden ließ. Er gedachte
der Zukunft. und in den drei

folgenden Fahrern wiihrend eines
Engagements am Stadttheater zu
Würzburg finden wir den Sänger
im Univerfitätslaboratorium des
Profeffors Wislicenus und wiihrend
weiterer drei Jahre in den Hör-
fc'ilen des berühmten Profeffors A.
W. Hoffmann in Verlitn um feine
chemifchen Studien zu vollenden.
Diefe Studien bildeten das Funda-
ment der Größe des heutigen Welt-
haufes Zeichner, Er hatte während
feiner. Kiinftlertiitigkeit die Not-
wendigkeit und den Mangel einer
brauchbaren Theaterfchminke emp-
funden nnd die geiftige Umnachtung
zweier berühmter Biihnenfr'inftler
in Wien miterlebtx die an Blei-
vergiftung zu Grunde gegangen
waren. Bei der Berliner Gewerbe-
au-Zftellungr 1879- debütierte die
Firma Leichner mit der Erfindung
einer bleifreient bühnenbrauchbaren
Fettfchminke. Man hatte es bisher
fiir unmöglich gehalten„ ohne Ver-
wendung der glänzenden Bleifarben
eine folche Schminke zn fchaffen.
Ein Erfolg fondergleichen lohnte
den Erfinder. Wie ein Sturm
eroberte er fich die Theater der
ganzen Welt, In kurzer Zeit lie-
dienten fich alle Schanfpieler der
fiinf Weltteile nur Leichnerfcher
Schminken! Das Landr das
das Vorrecht fiir fich in Anfprnch
nahm„ an der Spiße der Puder-
und Schminkefabrikation zn ftehrn
Frankreich mußte fich dein dent-
fchen Fabrikat „Leichner“ beugen-
und ohne anch nur eine Zeile
dort inferiert zu habein finden
fich die Leichnerfchcu Theaterfchnrin-
ken in allen Städten nnd Städt-
chen Frankreichs. Als Leichner
190() Vizepräfident der Jury auf
der Weltansftellnng in Paris war;
beehrte ihn der berühmte Schmin-
kenfalrrikant Darin dort mit
einer Anfprache- in der er ihn
vor der ganzen Jury als den
Meifter priest der fich die größten
Verdienfte um die* „Jndnftrie“ er:
worben habe. In der Tat hat
Leichner die in Dentfchland wenig
bekannte Schminkefabrikaiion zu
einer „Induftrie“ erhoben- die
Dentfchland Geld nnd Ehre bringt

und vielen Menfchen Arbeit gibt.
Diefe Tatfache ift es» die die
königl. preußifche Regierung aner-
kannter indem fie Herrn L.7Leichner im
Jahre 1897 zum königlich preußi-
fchen Kommerzienrat ernannte.
Schon 1885 wurde Zeichner von
der Regierung zu der Konimiffion
berufern die iiber die Verwen-

dung giftfreier Farben zu beraten
hatte. aus welcher Beratung das
noch heute im Deutfchen Reich
gültige Farbengefeh hervorging.
189-2 war Leichner bei der Inter-
nationalen Wiener Mufik- und
Theaterausftellung Präfident der
Gewerbeabteilung; auf der Ber-
liner Gewerbeausftellung 1896
Vorfitzender der Parfümerie-Abtei-
lung. und zur Weltausftelluug in
Paris übertrug die Regierung dem
vrganifatorifcheu Talent des Kom-
merzienrats Leichner die Schaffung
einer deutfchen Parfümerie-Gruppe.
die mit wahrhaft glänzendem Er-
folg beftand "und den Ruf der
deutfchen Parfümerie in alle Welt
trug. Der Reichskommiffar. jetzt
Unterftaatsfekretär im Minifterium
_des Innern. Dr. Max Richter.
fchrieb an Leichner: ..Ich bin
Ihnen zu großem Danke verpflichtet.
daß Sie mit ungewöhnlicher Pflicht-
treue ihr Amt durchgeführt und
fiir Deutfchland einen fo fchönen
Erfolg errungen haben.“ Auch
die Leitung der deutfchen Parfümerie-
gruppen auf den Weltausftellungen
von St. Louis 1904. Wien 1904
(Spritausftellung). Mailand 1906.
Briiffel 1910. Turin 1911 wurden
Herrn Leichner übertragen.
Neben feiner gewerblichen Tätige
keit pflegte und förderte er auch
Kunft und Wiffenfchaft in aner-
kannter Weife, So erhielt er durch
feine Munifizenz das Richard-
Wagner-Mufeum - das nach
Amerika verkauft werden follte -
dem Vaterlande; es befindet fich
jeßt in Eifenach in der Reuterfchen
Villa, Weit über die Grenzen
Deutfchlands hinaus. man kann
fagen. in der ganzen gebildeten
Welt. wurde der Name „Leichiier“
dadurch berühmt. daß er dem großen
Dichter-Komponiften Richard Wag-
ner das Denkmal errichten ließ.
das jeßt als eins der fchönften und
vornehmften Monumente Berlins
bekannt ift. Die Enthüllung am
1. Oktober 1903 erfolgte in Gegen-
wart des kaiferlichen Prinzen Eitel
Friedrich. des Prinzen Friedrich
Heinrich. der Minifter und einer
großen Korona hervorragendfter

Verfönlichkeiten, Brofeffor Anton
von Werner hat in einem großen
Gemälde. auf dem fich über
300 Borträtk'opfe befinden. de
U!:
Vorgang vereinigt. *
Die kühlen Wälder
F e l i x L o r e nz. deffen farben:
bunteWhantafie uns fchon aus feinem
Buch über das fonnige Sizilien
76

bekannt ift. hat kürzlich in Axel Junkers Verlag einen recht um: fangreichen Band lnrifcher Gedichte herausgegeben. ..Die kühlen Wii(- der“ betitelt er das kleine Werk. und in der Tat find faft alle darin enthaltenen Gedichte aus der Liebe zur Natur geboren. Befon- ders aus dem erften. dem lurifchften Teil des Bandes. weht uns förm- lich ein Waldduft. eine mit der Landfchaft oerbundne Lebensfreude und Lebens-liebe entgegen. Diefe Verfe. die teilweife klanglich und rhythmifch vollendet fchön find. find recht dazu angetan. den Lcfer in fiiße Märchenftimmung einzuwiegen und ihm das Leben fo vorzuzau- bern. wie es eigentlich gar nicht ift, Mit kräftigerer Hand greift der Autor in dem Abfchnitt ..Dionhfos und der Einfiedler“ und in feinen ..Parfivalgefängen“ zu. Die Sehn- fucht nach großen Taten. nach griechifcher Schönheit und Lebens- kunft reißt den Dichter auf. und diefe Hoffnung und Kraft fpiirt man auch noch in den entfagenden Verfen der „i/ja (lala-083“ 'und in dem Gedicht ..Wiffen“. in dein er fich durch alle Leiden hindurch zum ..Herrn der Schmerzen krönt“. Unter den Liedern iin Volkston. die fich mit lieben Worten und einfachen Rhythmen direkt an das Gemüt wenden. möchte ich das reizende ..Jrifche Lied“ befonders hervorheben. Das follte komponiert werden. Nicht anders verlangt das frifche Lied ..Das Neifehorn“ ge- radezu danach. in Mufik gefeßt zu werden. Wie wiirde das klingen. wenn es in einer Studentenrmide. in der noch dazu die lebenÖfrohen Fiichfe in der Ueberzahl wären. von frifrhen Lippen gefungen wiirde! Doch auch der. der fiir feine melancholifchen und troftlofen Stim- mungen eine dichterifche Auslöfung fncht. wird in diefem Buch nicht umfonft blättern. Der fünfte Teil. ..Chopin-Notturno“. ift diifter. Das fchöne Gedicht ..Von einer Ent- fagung“ birgt eine ganze Tragik* an Hoffnungslofigkeit in fich. Hoff- nung und Liebe. Tag und Leben fterben ab. und der Dichter be-

neidet in dem Lied ..Kinderfriedhof“
die friihoerfchiedenen. unwiffenden
Kleinen. die nun nicht fo uiel zu
weinen brauchen. Mild und aus-
gleichend wirkt der dnrauffolgende
Teil ..Jin Erker": Die großen
Gefühle frhalten hier aus. die großen
tragifchen. wie die freudigen. und
ein fanftes Licht. ein rückfchauendes
Glück glättet die fcharfen Kontrafte,
Eine märchenbunte. heiße Ballade
entreißt uns bald diefer Todes-
ftimmung. Und enden auch die
..Gefänge von der fchönen Melufine“
traurig. wie fo viele f chöne Märchen.
fo hat uns doch eine folche Kraft
der Schönheit und der Liebe be-
rührt. daß wir die Wirkung noch
lange nacheinpfinden.
Die ..Radierungenl' geben jedes
fiir fich ein abgefchloßnes Bild. das
klar vor unfern Augen erfteht,
Abwechfelnd in Stimmung und
Ton. abwechfelnd im Vorwurf.
..Meeresfund“ und ..Der Abfturz“
find von plaflifcher Lebendigkeit.
und jeder alte Berliner wird dem
Autor fiir die Verfe ..Alt-Berlin“
Dank wiffen. Auch Menzel. Momm-
fen. Peter Hille und dem Goethe-
haus wird ein ftinnnungsoolles
Weihedenkmal gefeht.
Kober-k Zaucjelc.

Die Forderung des Tages von
Wilhelm Lftwald, Leipzig Aka-
demijche Berlagsgelljchaft nr, b.
H. 1011 2. uerbeff, Nufl, xkreis
0.30 Mk.. gebd. 10.20 Mt.
Es ift ein gutes .Zeichen für den
Geift der Zeit. wenn die führenden
Männer der Wiffenfchaft Seminar
und Laboratorium verlaifen. heraus-
treten aus dem engen Kreis ihres
Spezialftudiums und zu den Fragen
der Gegenwart Stellung nehmen.
Das Jutereffe für die Probleme
ihrer 'Zeit beweift die Lebensfriiche
der Wiffeufchaftler. die nicht ein-
gejchmiedct iu das Elfen einer»
harten Dogmas fernab vom Leben
ihren Spekulationen nachgehn.
fondern mit den Ergebniffen ihrer
Forichung und der Erfahrung ihrer
ernften Arbeit genuippnet. als be-
rechtigte Führer die Entwicklung
der Kultur zu beeinfluffeu ftrebeu.
Immer. wenn ein neuer Zug durch
die Arbeitsftätten der Forfchnng
wehte. find .ltünftler und Gelehrte
heroorgetreten; in den Frühlings-
tagen der ?lienaijfance waren die
großen Geifter aufs innigfte ver-
knüpft mit dem Leben ihrer Zeit.
und vor fünfzig Jahren. in den
Tagen der Bolfser-hebung. als die
Naturwiffenfchaft ihren Siegeszug
begann. traten die Männer der
Wiifeufchaft an die Spitze der
Bolt-sbeweguug und fpielten Jahr-
zehnte lang fiihreude Rollen im
Geiftesleben der Nation. Auch
heute wieder regt es fich an Hoch-
fchulen und Univerfitäten. und es
ift mit Freuden zu begrüßen. wenn
anerkannte Gelehrte wie Oftwald
teilnehmen an den Strömungen
und Bewegungen der Gegenwart.
Die Auffäße. die er im Laufe eines
Jahrzehnts bei den mannigfachften
Gelegenheiten nnd an den ver-
f chiedenfteu Stellen veröffentlicht hat.
liegen nun in einem ftattlichen
Bande vor unter dem Titel ..Die
Forderung des Tages.“ (Leipzig.
Ilkadem. Berlagsgefellfchaft in. b.
H.) Das Wort Goethes von der
..Forderung des Tages“ ift ein
glücklich gewählter Titel. charak-
teriftifch fiir jedes einzelne der
Kapitel. in denen eine Fülle von

Problemen der Bhilofophie. Chemie. Bhnfik. Bjmhologie und Biologie. Kulturericheinringen und Unterrichts-frageu. alle unter der Berfpektive der (Ziegeuwart. unter dem Gefichts-winkel ..der Forderung des Tages“ behandelt werden. Zuerft nimmt Lftwald nach den verfchiedenen Seiten hin Stellung zu den von ihm vertretnen Euergieprinzipien. Abhandlungen iiber das Snftem der Wiffenfchaften und die Ent-wicklung ihrer Zweige folgen. die Theorien des Glücks. die Biologie des Forfchers. die Wijfenfchaft der Zukunft und viele andre hochin-tereffante Auffähe fiihren den Lefer ebenfo durch die Mannigfaltigkeit der Strömungen und Aufgaben unfrer Zeit wie durch die Arbeits-ftätte des außergewöhnlich vielfeitigen und erfolgreichen Forfchers. Mit geradezu iugendlichem Feuer tritt Oftmald fiir feine Reformideen des Schul- und Univerfitätsunterrichts ein und beleuchtet in mehrern Ka-piteln den kulturellen. wiffenfchaft-lichen und Friedenswert der inter-nationalen Hilfsfprache, Sogar Fragen wie das Duell. das Flug-prohlenc. der Fall Wange(und ähnliches werden in wundervollen Anfähen in formvollendeter Weife

feinfinnig behandelt, Gerade wegen
der Kürze der einzelnen Abfchnitte
wegen der Vielfeitigkeit des behan-
delten Stoff-Z und der fchliihten
Arh in der Oftmald leichtverftänd-
lich und doch tieffinnig die Fragen
durchdenkh ift das Buch jedenn
dem ein eingehende? Studium der
Oftmaldfcheu Ideen verfchloffeu ift
und der gern in das weite Gebiet
der modernen Wiffenfchaft und
Kultur einen Einblick unter der
Führung eines bedeutenden Mannes
gewinnen will- recht zu empfehlen.
.':rit: [Uhu (Charlottenburg).
Für frohe Kreif e
nannte fich ein von der Verlags-
geiellfehaft „Harmonie“ in Berlin
W. 9 im vorigen Jahre heraus-
gegebene?- vortreffliches Mufikalbuim
das inHunderttaufenden Verbreitung
fand. Zugleich mit einer vermehr-
ten und verbefferten Neuauflage
diefeß Werks erfcheint eine neue
felbftiindige und unabhängige Folge
zu diefem luftigeu Mufikbuche mit
43 Originalkompofitionenr in ele-
gantem Einband zum Vreife von
Mk. 3.-- enthaltend die bekann-
teften modernen Schlagen wie Sam
Groß „Weinwalzer“ (Ja der Wein-
Wein! Wein)x Behliugs „Nicht fo
lauft hier wird gebautlß Paul
Linkes bekanntefte Nummern aus
den Metropoltheater-Nevuenx wie
„Am Bosporuslß „Im Walzer-
raufchtß „Donnerwetter tadellos“
2c.- ferner die neueften Walzer und
Schlager aus den beften Wiener
Operettenr aus den Berliner Caba-
rets 2e, Wir nennen nur Operetten
wie „Förfterchriftl'ß „FidelerBauerlß
„Dollarprinzeffiniß „Miß Dude(-
fack"„ „Herbftmanöverlh „Der ledige
Gatteiß „LiebeswalzerC „Haba
die große Revuet't „Auf ins Metro-
pollß „Hurrah wir leben noch“-
Cabaret „Chat n0ir“-Berlin. Die
im zweiten Bande enthaltenen
Mufikalieu von Rudolf Nelfonr
Paul 'Linckex Viktor Holländer-
Leo Fall- Oskar Strauß» Guftav
Wanda 2c. 2c, koften einzeln etwa
Mk. 0.75r das ganze gebundene
Album jedoch nur Mk. 3.-'. Jeder
der beiden in fich abgefchloffenen
Bände bildet eine amiifante mufi-

kalifche Univerfalbibliotheh wie fie
zur Erheiterung einer luftigeu Ge-
fellfchaft nicht beffer gewiinfcht
werden kann„ und ift zum Vreife
von Nik-8._ einzeln käuflich. _
t f,
Som mei-träume ,
Neue Gedichte von Heinrich
Bredowx Hamburg 1911. Ver-
lag vvn Otto Bröcker &. Co.
Diefe Gedichte haben den Vorzug-
klar und deutlich zu fein- und wenn
man fie lieft- beginnt man immer
mehr an dem Grundfaß des moder-
nen Lpriker-Z zu zweifeln- daß Gott
dem Dichter die Sprache gegeben-
damit er in Werfen die Tiefe feiner
Gedanken verberge. Das Glas„
aus dem er trinkt oder uns trinken
läßtF ift rein. Aber es fei auch
'bemerktt daß es klein ift- fehr klein.
Wo ift z. B. in dem folgenden
Epigramm eine Größe? Wo ift
ein neuer Gedanke? Wo ift auch
nur ein lleines Witzehen? Herr
Bredow meint:
Wenn ein Gefchiiftsfreund dir
von Freundfchaft fprichh
Mach das Gefcha'fh doch trau der
Freundfchaft nicht;

Als fernern Rat beachte ftets Recht nett gefagt fcheint mir da-
im Leben: gegen diefes:
Was abgemacht ift- laß dic Es darf nicht fein daß ich ins
fchriftlich geben.“ " ?wg dir blickex
An dem Gedichtcheu „Bekenntnis‟ Darf dich nicht küffen - Pflicht
ftört der Heiuifche Gedankengang. ift hartes Joch.
fein Zynismus. Es lautet: Es darf nicht fein. daß ich an
. . mich dich drücke.
Wenn ich nach fchwerem Ringen - 4: . - - *
GW ausgelitten (mb- Dtes alles da1f nicht fettt - ich
M
Die lieben Freunde bringen tu es doch 1'
Mich trauerttd bis ans Grab, Auch an diefem Bändchen Lyrik
__ , _ ift manches. das fo nicht fein dürfte.
DAZ lit_ fur mit() die(Ehre(zum mindeften bef f er fein follte.
DW "icht nach memem Slim Aber ein Schelm gibt mehr. als
Weil mirs willkommen wäre: el- kan"-
Jch brächt fie felber hin!‟ [Inter hrjeäegg

Aufruf!

Bor nunmehr fünfzig Jahren begründeten deutfche Frauen. die dem Vaterland ein Kriegsfchiff dargebracht hatten. eine Stiftung zur linier-ftüßung von Marineangehörigen und ihren Hinterbliebenen bei Unglück-s: fällen und bei unoerfchuldeter Rot. Zum Jubeltage diefer Stiftung. die fegensreich in der Stille gewirkt hat. haben fich unter dem Protek-torat Jhrer Kaiferlichen und Königlichen Hoheit der Frau Kronprinzeffin des Deutfchen Reichs und von Preußen und unter dem Ehrenpräfidium Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Heinrich von Preußen überall im Reiche Ausfchüffe gebildet. um der Stiftung durch Darbringung von Spenden die weitere Erfüllung ihrer Aufgaben zu ermöglichen, Auch wir bitten aus Anlaß diefes nationalen Gedenktages um Gaben für die Jnoaliden. die Wittvett und Waifen unfrer Kriegsflotte. Beiträge nehmen entgegett: Die Reichsbankhaupt-. Reichsbank und Reichsbank-Rebenftellen fotoie alle größern deutfchen Bankett.

Das Jubiläumskomitee der Mariueftiftung Fraueugabe.

Für den gefamten Inhalt verantwortlich: l)t-. E. E. Fricdegg in Schöneberg -
Druck von Richard Falk. Berlin W. 66. Leipzigerftr. 115/16.
W Unverlaugte Manufkripte fenden wir nicht zurück. wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Hanns Fechner:
PortrÃ¤t des Fiirften Bernhard
von BÃ¼low

l L e

1 . *f t,
* d, „ _ 1; .
*-*F * . L ' *J *
. *:iq*',* x , x* 4 g
* - r *-7- 7
. ,z '.B k :,- *- _g :
[4_ eu. Yie- _; -. .ia _N l g
f * * : ._,i .f l l . _
(Z- - -, .1 :LER .-7 y“-
* k *x q * 1 ** * ' '*3 7; .7K -'- -“.» Oak..- *
. _- r, e- g 'F *, -4 .l ,-1.4 v*: X 7.-7." - .'f-F k,>_.;-“.K->
.. . - - ._l.- , _ -- -. g _4 . p. *BYI- ,- ..I-*"1 1
1 :- 2* - *** 'iM-'NL' 7-? ?ra-?I '" ' "1; 3;*: .*-
. '-
' 1 t-
k* ?n x . > - . - , .L _- . „ _KK ,f _ ,:__F 7...'.
,StR-x' “K '- '- p i a* * .F'MW- i - --g -:|'_..4.7*_'7*. *27A* x*
, WW en klar 3
:Y' -
x(- _y * *_-
K'I*: N ,_*gl
9.4 n“ h
.F f
ee x
'.L'

'SN *ZeitfchrifwnVerlaZ GmbH.
M u - VerlinWZU/Lkaunffeim-.MUZ
35. Jahrgang. Bd. 157. Heft 428. Zweiteß Aprilheft i911

.Organ clerneuen.K-rxnjkbereinigung
der l'ejï¬ng- (Ze-Fellfchajr
uiÃœZ'effing-Horhfchule gacYerliu..

Jft Rußland ein konfiitutioneller Staat?
Noch vor wenigen Jahren gehörten die Worte ..ruffifche Kon-
ftitution“ zu denen. deren Gebrauch in Rußland ftreng verboten wurde.
für deren Ausfprechen man mit langjähriger Haft oder mit Verbannung
nach Sibirien beftraft werden konnte. Seit dem 17, Oktober 1905 ift es
nicht mehr fo. In allen Zeitungsblättern kann man diefe Worte treffen;
Rußland fcheint ein konftitutiouelles Land geworden zu fein. Auf den
erften Blick finden wir wirklich in den ruffifchen Staatsgrundgefeßen alle
diejenigen Merkmale eines Staatswefens. die uns erlauben. Rußland
zu den konftitntionellen Monarchien zu rechnen. Andererfeits finden wir
aber eine Regierungsbrganifation. welche nicht nur allen Begriffen und
Grundfäßen eines Rechtsftaates. fondern iiberhaupt jeglicher ordent-
lichen Regierungsform widerfpr'icht.
Wenn wir das ruffifche Staatswefen vom Standpunkte des Ver-
faffungsrechts anfehen. fo miiffen wir zugeftehen. daß in ihm alle die
Grundfäße exiftieren. welche das Wefen einer Verfaffung bilden. Im
achten Kapitel ruffifcher Grundgefeße finden wir alle perfönlichen Rechte
eines freien Bürgers aufgezählt:*) ..Niemand kann für ein Delikt
anders verfolgt werden als in dem durch das Gefeß beftimmteu Ver-
fahren.“ ..Niemand kann verhaftet werden außer in den durch das Gefeß
beftimmteu Fällen." ..Niemand kann vor Gericht geftellt oder beftraft
werden. anders. als für die Delikte. die durch die zur Zeit ihrer Be-
gehung geltenden Strafgefeße vorgefehen find." ..Die Wohnung eines
jeden ift unverlehlich.“ ..Weder ruffifche Untertan ift berechtigt. feinen
Wohnfiß und feine Befchäftigung frei zu wählen. Vermögen zu erwerben
und zu veräußern und ungehindert das Staatsgebiet zu verlaffen." ..Das
Eigentum ift unverleßlich.“ ..Die ruffifchen Untertanen find berechtigt.
zu folchen Zwecken. die den Gefetzen nicht zuwiderlaufen. friedlich und
ohne Waffen Verfammlungen zu beranftalten." ..Ein jeder kann in den
gefeßlich beftimmteu Grenzen durch Wort und Schrift feine Gedanken
4*) Ich zitiere die ruffifchen Staatsgrnndgefcße nach der Ueberfeßuug von Dr.
M. L. Schlcfinger in feinem Buche ..Rußland im xx. Jahrhundet.“

äußern und ebenfo fie durch das Mittel des Druckes oder durch ein anderes Verfahren verbreiten.“ „Die ruffifchen Untertanen haben das Recht. Gefellfchaften und Vereine zu Zweckenf die nicht dem Gefeß wider- iprechen. zu gründen.“ ..Die rnffifehen Untertanen genießen die Freiheit des religiöfen Bekenntniffes."
Artikel 86 der ruffifchen Grundgefeße lautet wörtlich: ..Kein neues (Hefen kann ohne Genehmigung des Reichsrats und der Reichsduma ergehen und ohne Beftiitigung des Kaifers in Kraft treten.“ Aber im angeführten Punkt fteht aueh gefchrieben. daß „dem Kaifer aller Reußen die höchfie Selftherrifche Gewalt zufteht". Tiefe beiden Worte- „Selbftherriiche Gewalt" haben fehr viele Streitigkeiten hervorgerufen. Die Anhänger der alten Ordnung. die bei uns bis zum 17. Oktober 1905 exift-Zerte bezogen fich auf diefen Artikel und behaupteten, daß in Ruß- land auch nach dem 17, Oktober weder Verfaffung, noch eine Rechts- ordnung vorhanden fei. Der Zar könne wie friiher feinen Willen un- befchrcinkt ausführen. Alle drei Reichsdumas ftanden aber auf einem ander-en Standpunkt und in ihren Antnwrtadreffen hat keine von ihnen fogar die jetzige, in der fehr viele offene oder verfteckte Anhänger des alten Regimes fißen- das Wort „Selbftherrfcher" gebraucht. Jnr Gegen- teil. liberal] wurde betont! daß die Timm der Meinung iftf daß die Gefeße fiir den Zaren ebenfo verpflichtend find» wie fiir jeden rnffifcben Bürger. Wenn wir vou diefen allgemeinen Erwägungen zum genauen Be- ftimnien der Rechte der Volksvertretung und der höcbften Gewalt iiber- aehein fo werden wir fofort feheiu daß die Rechte der Volksvertretuna in keinem Vergleich mit den Rechten des Zaren ftehen können. Im Artikel 7 der Grundgefeße fteht gefchrieben: „Der Kaifer verwirklicht die gefetzgebeude Gewalt vereint mit dem Reichs-rat und der Neichs- ' duma". Artikel 10 beftinnnt aberf daß die „Regierungsgewalt in ihrem vollen Umfange dem Kaifer in dem Gebiete des ganzen Ruffifchen Reiches zufteht". Artikel 15 gibt dem Kalifer ein unumfchriinktes Recht, -Ortfchafteu in Kriegs- oder Ausnahme-Zuftaud zu erklären, Kein anderer europäifcher Staat kennt annähernd das. was in Rußland der Zuftand der „ver-fchärften" und der „außerordentlichen Bewachung" ge- naunt wird. Ueber diefe Zuftiinde genügt es vorläufig zu tagen. daß fie nicht nur das politifche nnd öffentliche Leben der Nation ins Stecken bringen, fondern auch dem alltäglichen Leben viele Hinderniffe machen. Und fo ein Abbruch des politifÜ-biirgerlichen Lebens gefchieht auch jetzt in Rußland.

Bon den Rechten der höchften Gewalt gehen wir jeßt zu den Rechten
der Bolksbertretung iiber. Die ruffifche Volksbertretung befteht aus
zwei Kammern: dem Reichsrat und der Reichsduma, Beide Kammern
find in ihren Rechten ganz gleich. Kraft Artikel 107 der Grundgefeße
find die Duma und der Reichsrat dazu gefchaffem um der Höchften Selbft-
herriichen Gewalt Vorfehläge wegen Abichaffung oder Veränderung der
geltenden und wegen des Erlaffes neuer Gefeße zu machen, aber mit Aus-
ichluß der Staatsgrundgefeße- zu deren Durchführung dem Kaifer allein
die Initiative zufteht. Das ift das Hauptrechh das die Volksvertretung
befißt, Ein zweites Recht der Volksvertretung befteht darini daß fie
über alle Handlungen der Verwaltung die ihr nicht gefehmiißig er-
feheinem Interpellationen an die betreffenden Minifter richten kann(Es
ift auch ein fehr wefentliches Rechtt in Rußland ift es aber fruchtlos, da
die gewöhnlichen Gefetze gegenwärtig im ganzen ruififchen Reiche mit
ganz winzigen Ausnahmen außer Kraft gefeßt find. Ganz Rußland
(mit Ausnahme der faft öden Nordgoubernements) befindet fich bis jetzt
trotz der allgemeinen Beruhigung, von der der Minifter-Bräfident
Stolhp-in fo viele Male gefprochen hatt in dem Zuftand der berichiirften
oder der außerordentlichen Bewachung. Manche Ortichaften ftehen bis
jetzt noch unter dem Kriegsgefeß, Was bedeutet alles das? Das be-
deuteh daß jeder Gouverneur oder General-Gouverneur in feinem Bezirk
eine unuinfchränkte Gewalt bekommtx fogenannte „obligatorifche Ver-
ordnungen" herauszugebern die fich auf alle Lebenserfweinungen beziehen
können. Was fiir Folgen kann man unter fblchen Umftiinden von einer
Interpellation erwarten? Jeder Beamte kann fich auf fein Recht be-
ziehe-in kann erkläreu- daß unter anderen Umftcinden er diie Ruhe in der
ihm untergeftellten Gegend nicht garantieren kann. Außerdem, kraft
des Artikels 59 des ?Quinn-Statuts können die Minifter der Duma auch
iiberhaupt keine Antwort gebenf und die Duma hat abfolut keine Mittel,
den entfprechenden Beamten wegen Gefeßesverlehung vor Gericht zu
ftellen.

Das dritte Recht der Bolksbertretung befteht in der Bewilligung
des Budgets. Die Diana befißt aber kein Rechh die oder andere Vunkte
aus dem Budget einfach auszuftreiÜen. Um diejenigen Ausgabew die
ihr ganz überfliiffig fcheinent aus dem Etat auszuftreichem muß fie einen
neuen Gefetzentwurf ausarbeiten7 ihn durch alle Jnftanzen durchführem
und dann erft wird dieie Ausgabe entweder beftätigt oder aufgehoben.
Außer diefer Forderung die praktifch die Verminderung der Ausgaben

ganz unmöglich niachv exiftieren noch andere Befchränkungen. So kann
die Bolksvertretung die Zahlung der Staatsfchnlden weder aufheben
noch vermindern; die Kredite des Minifteriums des Kaiferlichen Hofes
in den Grenzen des Etats vom Jahre 1906 werden von der Volksver-
tretung gar nicht geprüft; die außerordentlichen Kredite fiir die Kriegs-
bedjirfniffe werden auch ohne Duma von der höchften Gewalt allein be-
ftätigt. Angefichts aller diefer Punkte hat man den ruffifchen Etat in
zwei Teile geteilt: einen „gepanzertenC der wie durch einen undurch-
dringlichen Vanzer vor den Gefchüßen der Duma verfchloffen iftf und
einen „ungepanz-erten". der auf die oder jene Weife der Duma zu-
gänglich ift.
Die ruffifehe Volksvertretimg befteht, wie gefagtf aus zwei Kammern:
der Reichs-dumm die durch indirekte und geheime Wahlen von der Be-
völkerung gewählt wird, und dem Reichsrat, Ein Gefeß wird zur Unter-
fchvift des Kaifers niir dann vorgelegt. wenn es von beiden Kammern
angenommen ift. Nun ift aber der Reichsrat kein rein gewähltes Jn-
ftitut; zur Hälfte wird er gebildet aus den vom Kaifer ernannten Mit-
gliedern. die alle zum höheren Beamtentum gehören. zur anderen Hälfte
von den gewählten Vertretern der Semftwosf der Univerfitäten. der
Lldelsgenoffenfchaftem der höheren orthodoxen Geiftliehkeit, der Akademie
der Wiffenfchaftem der Handels- und Manufakturkomiteesf de'r Börfen-
komitees nnd der kanfmännifchen Verwaltungen. Wie man fieht, gehören
auch die meiften gewählten Mitglieder zu den höheren adeligen und kauf-
männifchen Klaffen. Schon ihrer Natur nach miiffen faft alle diefe Leute
in ihren politifchen und fozialen Anfichten konf-ervativ geftimmt fein.
Die progreffiven Elemente des Reichsrats gehören faft nur zu den Ver-
tretern der Univerfitäten und einiger Semftwos und bilden da eine
ganz unbedeutende Minderheit. Die erfte Duma, die troß aller ihrer
taktifehen Fehler doch den einzig richtigen Weg fiir die Erneuerung des
ruffifchen Lebens anzeigte. verftand fehr gut. daß mit fo einem Mit-
arbeiter kein einziges progreffives Gefeß ins Lehen gefiihrt werden
kann. Deswegen ftellte fie in ihrer Adreffe an den Zaren als eine der
erften Forderungen die Befeitigung des Reichsrats aus der Gefeßgebung.
Die faft fiinf Jahre die feitdem verfloffen findf zeigten mehr als in
einem Falle. daß die erften Vertreter des rnffifchen Volkes Recht hatten.
Kein einziges von der Duma ausgearbeitetes Gefeß ift im Reichsrat
ohne Veränderungen geblieben. Man hat mit vollem Rechte die ganze
Tätigkeit des Reichsrats als eine Obftruktion der Duma bezeichnet, Die

Rechte. die die Duma befißt. werden vom Reichs-rat foviel wie ganz an-
nulliert. In der letzten Zeit droht fogar diefe beftändige Obftruktion
de? Reichsrats einen ernften Konflikt zwifchen beiden Kammern hervor-
zurufen. der entweder zu einer Renovierung des Reichsrats im liberalen
Sinne oder zu einer Auflöfung der Dnma führen foll. Letzteres feheint
bei der allgemeinen politifchen Richtung der Regierung viel wahrfchein-
licher zu fein.
Das find alle diejenigen Elemente. die zu den konftitntionellen zn-
gerechnet werden können und die une erlauben könnten. die ruffifche
Siaatsordnung als konftitntionelle Monarchie zu bezeichnen. Diefe Ele-
mente können natiirlich nicht fehr umfangreich genannt werden; -im all-
gemeinen find fie aber nicht minder als die Rechte der pr-eußifchen
oder der japan'ifchen Volksvertretnng. in manchen Hinfichten fogar
progreffiver als fie.
Wenn aber das rnffifche Staatsgrundgefeß und die höheren gefeh-
gebenden Inftitnte wenigftens einen konftitutionellen Schatten befißen.
fo kann von der vollfiihrenden Gewalt fogar das nicht gefagt werden.
Und hier liegt eben die Eigentiimlichkeit der ruffifchen Verfaffnng. D i e
vollfiihrende Gewalt fteht in Rußland höher als dic
g e f e ß g e b e n d e. Troß der klarften Paragraphen des Staatsgrund-
gefeßes. das bloß drei Elemente der Gefeßgebung kennt. - die Reichs-
duma. den Reichsrat und den Kaifer - exiftiert tatfäehlich noch ein
viertes Element. ohne Znwillignng deffen kein Gefetz in? Leben ein-
geführt werden kann. Diefes vierte Element ift das Beaintentnm.
Die langjährige Willkür. die in Rußland geheirfcht hat. hat einen
ganz eigentümlichen Typus des Beamten ausgearbeitet. dem jede Ehr-
furcht vor dem Gefeß fern liegt. Das ift der charakterift-ifche Zug des
ruffifchen Beamten vom Minifter bis zum niedrigften Volizeiageuten.
Das Gefeß ift für fie etwa-J» ganz Nebenfächliches. ..Ich fpreche mit Ihnen
ernft. nnd Sie fiihren mir die Gefeße an.“ fagte neulich ein Gouverneur
feinem Sekretär. als der ihm die Gefeßwidrigk-eit feiner Maßnahmen zu
zeigen verfuchte. ..
Unter den vielen Artikeln des ruffifchen Staatsgrundgefeßes gibt
es einen. der der Willkür der bnreaukratifchen Regierung ein befonderS
weites Feld geben kann. Es ift Artikel 87. der fo lautet: ..Wenn während
der Unterbrechung der Tätigkeit dei* Duma außergewöhnliche Umftände
die Notwendigkeit einer Maßnahme hervorrufen. die im Wege der Gefetz-
gebung erledigt werden muß. fo wird der Minifterrat hierüber un-

mittelbar bei dem Kaifer vorftellig. Diefe Maßregel darf jedoch weder
beziiglich der Staatsgefeße. noch des Reichsrats- und Duma-Statuts.
noch der Wahlgefeße zum Reichs-rat oder zur Duma Aenderungen treffen.
Eine folche Maßregel tritt außer Kraft. wenn von dem zuftändigen
Minifter nicht im Laufe von zwei Monaten nach der Wiederaufnahme
der Tätigkeit der Duma ein der getroffenen Maßnahme entfprechender
Gefetzentwurf eingebracht wird. oder wenn ihn die Reichsbuma
oder der Reichsrat nicht annehmen." Es bedarf keiner Erläuterung. um
.zu fehen. wie große Rechte diefer Artikel in die Hände der vollfiihrenden
Gewalt gibt und wie er die gefetzgebende Gewalt der Volksvertretung be»
fchränkt. Kraft diefes Artikels wurden zwei Gefeße von größter Wichtig-
keit durchgefiilnt. Eines von -ihuen hat einigen Hunderten von ruffi-
ich-en Leuten das Leben gekoftet. Das war das berühmte Gefetz von den
Feldgerichteu.*) Tas- andere Gefeß betraf die wichtigfte Frage des
ruffifchen Lebens --- die Agrarfrage. die zugnnften des herrfchendeu
Adels und im nolleu Widerfprnch mit den Aufichten der beften .Kenner
des rnfiiichen Volke-lebens gelöft wurde.
Terfelbe Artikel 87 enthält einen Vunkt. kraft deffen die Wahl-
gefebe zur Timm nicht vom .(laifer allein geändert werden können. Am
8./10. Juni 1907 erfolgte gleichzeitig niit der Auflöfung der .zweiten
Tuma ein t'aiferlicher Erlaß. der ein neues Wahlgefeß veröffentlichte.
da ..infolge der Rent-eit der Sache. wie es im Manifeft fteht. und der
llnvollkommeuheit des alten Wahlgefeßes die gefeizgebende Jnftitution
fich aus Mitgliedern znfnmmeufeßte. die nicht die wahren Jnterpreten
der Bediirfuiffe und Wiinfche des Volkes waren". - ..Von Gott. dem
Herrn. ift Uns die Kaiferliehe Gewalt iiber uufer Volk anvertraut
worden. Vor feinem Thron werden Wir die Sehickfale Rußland-Z* ver-
antworten.“ So endigt das Manifeft.
Tiefer ..Staatsftreich vom 3. Juni“. wie man -ihn nennt. war haupt-
fachlich gegen die Bauern. die ftädtifchen Arbeiter und die Jntelligenz
gerichtet, Seine wahren Urfachen lagen darin. daß die zweite Kammer
ein den Anfichten der herrfchenden Adelsklaffe diametral entgegengefeßtes
:'lgrargeietz borgefchlagen hatte.
Bei einem iolchen Benehmen gegen das Gefetz feitens der höihfteu
Gewalt felbft kann natiirlich auch kein anderes Benehmen von den ihr

*) Die Feldgeriehte funktionierteu vom-20. Anguft 1906 hir» zum 19. Abril 1907;
während diefer Zeit wurden von ihnen 114-4 Verfoneu zum Tode verurteilt und
hingerichtet.

konftitutioneller Staat
. Solcher gibt es in Rußland fechs.

untergeftellten Behörden erwartet werden. Deswegen braucht man fich
gar nicht zu wundern. daß das moderne Rußland in inneren Angelegen-
heiten keinesfalls als ein einheitlicher Staat angefehen werden kann.
Die Macht der Gouverneure. die die Spiße der Lokalverwaltung
bilden. ift auch den ordnungsmäßigen Gefeßen nach fehr umfangreich.
bei der jetzigen Herrfchaft der außerordentlichen Gefeße haben fich die
Gouverneure bei der oben erwähnten Tendenz der ruffifchen Beamten
in wahre provinziale Selbftherrfcher verwandelt. Und diefer Umftaud
macht nicht nur den gewöhnlichen Bürgern. fondern manchmal auch der
zentralen Regierung viele Schwierigkeiten. Früher habe ich fchon ge-
fagt. daß bei außerordentlichen Zufta'nden die Gouverneure die Macht
befitzen. fich durch ihre ..obligatorifchen Verordnungen" in alle Lebens-
angelegenheiten einzmnifchen. Sie haben das Recht. Handels- und Ju-
duftrie-Unternehmmigen zu fchl-ießen. auf die Zeitungen. deren Richtung
ihnen unangenehm ift. hohe Geldftrafen zu legen. die Redakteure für
eine beftimmte Zeit zu verhafteu oder fie aus dem Gonvernement fort-
zufchickeu; fie haben das Recht. öffentliche und private Verfammlungen
zu verbieten. Gcfellfchaft-eu und Vereine zu fc'hließen. einzelne Ver-fonen.
die ihnen als ..pol-itifch verdächtig" fcheiuen. aus dem ihnen unter-
geftellten Gebiete zu entfernen ufw. ufw. Allee“.- das hat dazu gefiihrt.
daß Rußland gegenwärtig ein Land darftellt. in welchem eigentlich keine
fürs ganze Reich einheitlichen Gefeße funktionieren. Jedes Gouvern-ement
ftellt fiir fich ein kleines abgefondertes Reich dar. Das. was in einem
(Zauberin-ment erlaubt ift. ift im anderen ftreng verboten und umgekehrt,
Alles hängt vor'. der Laune des Gouverneurs ab. Heute kann er das er-
lauben. was er noch gefteru ftreng verboten hat. oder das. was er morgen
wiederum verbieten wird. Jin allgemeinen macht das jetzige Rußland
den Eindruck einer bunten Bettdecke. die aus einer Menge von ver-
fchiedenfarbigen Lappen zufammengenäht ift.
Das ruffifche Gefeß fordert von jedem ruffifchen Untertan auch
gegenwärtig noch die Angehörigkeit zu einem beftimmteu Stande.
Die größte Muffe des ruffifchen
Volkes bilden die Bauern. die im eigentlichen Rußland 84 ZZ. im ganzen
ruffifchen Reich 77 ?Z der Bevölkerung ausmachen; dann kommen die
Kleinbiirger. die den niedrigften Stand der ftc'idtifchen Bevölkerung
bilden. zu ihnen gehören insgefamt 1l er. der Bevölkerung des rujiifchen
Reiches; auf die Kleinbürger dem Vrozeuifaß nach folgt der Adel. der
1.5% der gefamten Bevölkerung einninnnt; die Ehrenbürger und die
'.'j

Jft Rußland ein
Kaufleute fowie die Geiftlichkeit bilden je 0-5 (7e der Bevölkerung. Außer-
dem gibt es 25% Kofaken und gegen 6,5 *7: von Fremdvölkern, die zu
keinem von den genannten Ständen zugerechnet werden können und eine
ganz befondere Stellung in der ruffifchen Gefeßgebung einnehmen, Dieie
ftändifche Teilung ift fiir die Gefinnnng des modernen intelligenten
Ruffen etwas ganz Fremde?, Jm gefellfchaftlichen Leben fpielt fie gar
keine Rollex fo daß man in Rußland nicht felten Leute treffen kann, die
nur aus ihrem Paß wiffen. welchem Stande fie angehören, und gar
nicht jagen k5nnen- was für Vorrechte ihnen diefer Stand gibt.
Aber im Staatswefen fpielt diefe Teilung bis jeßt eine große Rolle.
Der erbliche Adel genießt im Vergleieh mit anderen Ständen viele Vor-
rechte und zeigt natiirlich keine Tendenz. auf diefe Vor-rechte zu verzichten.
Der Adel war immer ein Herzenskind der Regierung, was uns auch
gar nicht wundern foll. denn die Regierung befteht ja ausfchließlich aus
Edellenten, und der Zar felbft wurde manchmal als „erfter Edelmann
des ruffiiehen Reiches" bezeichnet. Viel Geld wurde vom Staate dafiir
geopfert. um diefen Stand vor dem Untergang zu retten- der ihm nach
der Aufhebung der Leibeigenfchaft drohte. Es ift deswegen auch nicht
wunderbar; daß in den Perioden der umfangreichen politifchen und
fozialen Reformen- wie es in den fechziger Jahren des vorigen Jahr-
hunderts war. und wie es gegenwärtig ift. der Adel immer eine Oppo-
fition zu diefen Reformen bildete. Während der Revolution haben fait alle
Adelsgefellfchaften fich gegen die repräfentative Verwaltung ausge-
fprochen. Später haben fie fogar zum befferen Kampfe gegen die. Ver-
faffnng ein befonderes Organ gefchaffen - den „Kongreß des ver-
einigten Adels" -, der einen großen Einfluß auf die Regierungspol-itik
der leßten Jahre ansiibte.
Wa?: die kaufmännifchen und die kleinbiirgerlichen Selbftver-
waltungen anbetrifft. fo fpielen fie keine Rolle in der Politik und zeigen
auch keine bemerkenswerte Tendenz fo eine Rolle zu fpielen. Die bäuer-
liche Selbftberwaltung wird ftreng von den Regierungsagenten über-
wacht und befindet fich vollftändig in ihren Händen.
Seit den fechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts exiftiert in
Rußland lokale Selbftverwaltung, die keinen ftiindifchen oder richtiger
gefagt den allftändifchen Charakter hat. Das ift die fogenannte Semftwo-
felbfwerwaltung- die in Gondernements- und Kreis-Semftwos eingeteilt
ift. Die Semftwos entftanden im Jahre 1864 nach der Aufhebung der
Leibeigenfchaft. Es war gerade zu der Zeitf als nach der kurzen Periode

der liberalen Reformen die Reaktion wiederum ihre Kräfte zu fannneln
anfing. Die Semftwareform Alexanders ll. gehört zu denjenigen Re-
formen. an denen man fehr gut den doppelten Standpunkt der Regie-
rung bemerken fann. Von der einen Seite fcheint es. als ob die Re-
gierung den liberalen Strömungen der Gefellfchaft Recht geben will.
von der anderen aber fteht man. daß fie mit allen Kräften die alten
.Traditionen der ruffifchen Selbftherrfchaft aufrechtzuerhalten ftrebt.
Erftens wurde die Selbftverwaltung nur in 34 altruffifchen Gouverne-
ments eingeführt; die füdweftlichen Gouvernements. Polen. Litauen und
Sibirien. haben fie nicht erhalt-en. befitzen fie in vollem Umfange auch bis
_jeßt nicht. Zweitens wurde auch hier. wenn auch gut maskiert. das
ftändifche Prinzip und die ftrenge Beauffichtigung durch die Regierung
durchgeführt. Aber. wie dem auch fei. war es doch ein großer Schritt
vorwärts. Während der langen ,Jahre der Reaktion waren die Seniftwos
faft das einzige Juititut. wo man manchmal die Stimme eines freien
Bürgers hören konnte. Die Semftwos waren troß ihrer vielen Mängel
und troß der Verfolgungen durch die Regierung der wahre Hort des
ruffifchen Liberalismus. Hier entftand die erfte organifierte liberale
Partei. von hier kamen an den Thron offene Forderungen einer Ver-
faffung. Die Arbeit. die die Semftwos ausgeführt haben. war koloffal.
und wenn auch jeßt noch eine größere Arbeit bevorfteht. fo ift die Schuld
daran nicht auf die Semftwos zu legen. In den Semftwos haben die
ruffifche Gefellfchaft und das ruffifche Volk gezeigt. daß fie trotz aller
Schwierigkeiten und Einfchränkungen doch eine große Arbeit zu machen
imftaude find und für eine umfangreiche Selbftverwaltung die Reife
erreicht haben. Vor der Einfiihrung der Semftwos exiftierten in den
Dörfern faft gar keine Schulen. Bibliotheken und Krankenhäufer.
niemand forgte für Wegebau. Verficherungswefen und für die Hebung
der Landwirtfchaftx Alles das mußten die Semftwos ganz von Anfang
an fchaffen. Aber vielleicht die größte Tat der Semftwos war die
ftatiftifche Erforfchung des ruffifchen Bauernlebens. Wenn wir uns jeßt
ein genaues Bild des ruffifchen Bauernlebeus machen können. wenn wir
die politifchen und fozialen Anfichten der Bauern. fowie ihre materiellen
und geiftigen Bedürfniffe ftreng wiffenfchaftlich begründen können. fo
injiffen wir in vielen Hinfichten den Semftwos dafür Dank abftatten.
Zur Ausführung ihrer Funktionen. die fehr viele Fragen des lokalen
Wohlftandes unifangen. haben die Semftwos das Recht der Auflage und
Verteilung von Steuern.

Jft Rußland ein

Um die Schwierigkeiten. die die Semftwos bei jedem Schritt ihrer
Tätigkeit zu überwinden hatten. genauer zu zeigen. muß diefes Recht
charakterifiert werden. Bei der allgemeinen Tendenz der ruffifchen Re-
gierung. den ruffifchen Untertanen möglichft wenig zuzutrauen. ift es
felbftverftändlich. daß die Kompetenz der Semftwos in diefer Hinficht
immer fehr befchränkt wurde. Außerdem legte der Staat die
Erfüllung vieler Staatsbediirfniffe auf die Semftwos; dabei wurde die
Erfüllung diefer Staatsbedürfniffe als obligatorifch anerkannt. fo daß
die Semftwos nur den Reft ihres fchon an und für fich mäßigen Budgets
auf ihre unmittelbaren Bedürfniffe verbrauchen konnten. Und zu diefen
gehörten fo wichtige Fragen. wie Volksbildung. Volksmedizin. Wegebau
ufw. Die Jntereffen des Großgrundbefißes. des Handels und der Ju-
duftrie wirkten auch ftark auf die Struktur der Semftwofinanzen, Die
Hauptquelle der Semftwoauflagen war Grund und Boden (52.8 %). aus
protektioniftifchen Griinden war die Auflage der Handels- und Jnduftrie-
Unternehmungen fehr befchränkt (10.15 JW). Die Folge davon war
daß während der Agrarkrife der leßten Jahre die Semftwos einen großen
Teil von ihren Einkünften verloren haben. und viele von ihnen waren
gezwungen. das Programm ihrer Tätigkeit. infofern es nicht die Be-
friedigung der Staatsbedürfniffe anbetraf. ftark zu verkürzen.
Das Wahlfhftem hat auch eine große Wirkung auf die Semftwo-
finanzorganifation ausgeübt. Die Vorherrfchaft 'in den Semftwos be-
_fißen die Großgrundbefißer (adelige Grundbefißer bilden 53.5% aller
Semftwoabgeordneten. nichtadelige Grundbefißer 15.6 %; die übrigen
30.9 ?Z bilden die Vertreter der Bauern). Deswegen wurde ihr Grund
und Boden viel niedriger taxiert. dls der der Bauern. und die Steuern
fielen hauptfächlich auf die Bauernmaffe. Dabei zahlten auch die größten
Grundbefißer fehr oft gar nichts für die Semftwos. und 'weder die
Semftwoausfchüffe. noäf di-e Polizei konnten mit ihnen etwas machen,
Wenn ich noch hinzufüge. daß die Regierung alle Bemühungen der
Semftwos um Staatskredit immer abwies und daß die Gouverneure ihr
Vetorecht im höchften Grade ausnüßen. fo wird es genug fein. um ein an-
näherndes Bild von den Schwierigkeiten. welche die Semftwos zu iiber-
winden hatten. zu bekommen.
Jch habe verfucht. ungefähr alles Wichtigfte von ruffifchen Gefeßen.
wie fie auf dem Papier ftehen. und wie fie im Leben durchgeführt werden.
darzuftellen. Wenn wir jetzt alles das zufammenzufaffen verfuchen. fo
9-1

konftitutioneller Staat

werden wir kaum eine vaffende juriftifche Benennung fÃ¼r den ruffifchen
Staat finden kÃ¶nnen. Von der einen Seite ift dies zweifellos eine kon-
ftitutiouelle. von der anderen eine ebenfo zweifellos abfolute Monarchie.
Es ift ein buntes Gemifch von alten felbftherrifchen Traditionen und von
nenten konftitutionellen Strebungen. Deswegen ift auch nicht zu ver-
wundern. daÃŸ der offizielle Gothafche Almanach einen ganz neuen Aus-
druck fjir die ruffifehe Staatsordnung fchaffen follte; da fteht es. daÃŸ
RuÃŸland ein konftitutionelles Kaifertum ift mit einem abfoluten
Monarchen an der SpiÃŸe. Da hat man endlich das Unvereinbare ver-
einigt, A. V.

Lebensfchnle und Schulleben
Weitere Antworten anf nnfre fliundfrage.
M. d. R. Auguft Pauli:
Ihr werte? Schreiben mit der Ueberfehrift „Leben-Z-
ichule nnd Schulleben“ habe ich erhalten und ich erlaube
mir, dazu folgendes anzuführen:
Wir leiden an dem Drange nach Ueber-
b i l d u n g. Ein Baterf der kleiner Beamter iftf fucht dahin
zu ftreben, daß der Sohn es beffer haben foll wie er, er läßt
feinen Sohn hohe Schulen befnehem und wenn derfelbe dort
aueh nur mittelmäßige Fortfehritte maehh fo daß er mit
Not und Mühe das Abiturium macht- fo muß er ftndieren.
Mit den größten Entbehrnngen feitens der Eltern werden
die mit dem Studium verbundenen Koften aufgebracht, an-
geftaehelt von der Ausfiehh daß der Sohn nach beftandenem
Examen eine gute Stellung bekommtf die ihn in die Lage
feßt- nicht nur feine eigene Exiftenz felbft zu beftreitenf
fondern auch die inzwifchen alt und fchwaeh gewordenen
Eltern zu unterftützen, Nun feßt das Elend erft recht ein,
Der Sohn mag dies oder jenes Studium ergriffen haben,
in keinem Fach wird er fogleich nach beftandenem Staats-
examen fo hohe Einkünfte habenf daß er fich felbft davon
erhalten kann. Tie Eltern haben jedoch das Leßte für den
Sohn geopfert- fie können nichts mehr aufbringen. ES
werden Schulden gemacht von feiten der Eltern wie auch
von dem Sohnx die man glaubtf fpäterx wenn der Sohn
Einkommen hatt wieder abzahlen zu können- dazu kommt
man aber in den feltenften Fällen und das Elend tritt ein.
Der Sohn, der nun glaubt- mit feiner abgefchloffenen aka-
demifchen Bildung könne es ihm ja nicht fehlfchlageiy eine
feiner Bildung entfprechende Exiftenz zu gründen* findet
nichts; ift er Arzt* fo muß er eine Praxis gründenf das Gleiaie
9 (j

K]
.
k '
" 'd' 1 >. 7
1
* 11".. FX â€žKJ
, ..ÃœJVKB 7* . ,
7. .- . ,7
* J * 1 1
1,-.
' ' ' '>11
q q, q .6 ""37.17)1
'
171,'7' i '.71 "'14J1::
Ã–IAHIJ 'I X z
* ' ' 17 .1
"K-
.-
Jacopo Palma der Aeltere:
Die drei Schweftern
(Galerie Dresden)

.k
' f
. Ãœ
.f C
trip Ã
7
tu
. l '
rtrb kk.
'l
rrff
f "ff
'
I I
(Il! (
"tt 'ef'
I ff'.-
11 (f
fkk f
0 tu...
f f (
"f
('1â€˜
r I
r
I
kk' f 1
r r "ff
f
fkk f
rlrf ff".
(l frit
f
f
e

gilt. wenn er fich als Rechtsanwalt niederläßt. immer wird
er noch längere Zeit aus feiner eigenen Tafche leben müffen.
und wenn diefe Mittel fehlen. dann ift er nicht in der Lage.
fich zu erhalten. Ein großer Mißmut tritt bei ihm ein und
geht bald zur Gleichgültigkeit über. er finkt immer mehr
und das akademifche Proletariat hat ein Mitglied mehr.
Auch beim Handwerkerftande ift es zum großen Teil
nicht viel anders. viele Handwerksmeifter halten den Sohn
für zu fchade für das Handwerk. er foll Beamter werden.
es wird dabei ganz überfehen. daß das Handwerk auch guten
Nachwuchs haben muß und daß gerade befähigte und ge-
weckte Leute für das Handwerk taugen. wenn fie es im
Handwerk zu etwas bringen wollen. Gute Schulbildung
und Fachausbildung ift dabei ganz befonders nötig. Leider
beftimmt in vielen Fällen der Handwerker feinen Sohn
nur dann für das Handwerk. wenn derfelbe in der Schule
nicht vorwärts gekommen ift. dann ift er für das Handwerk
noch gut genug. Die Ueberfüllung unferer Hochfchulen und
die damit gefchaffene Situation. daß eine Unzahl von aka-
demifch Gebildet-en umherlaufeu. die keine Exiftenz finden.
ift ein Krebsfchadeu in unferem deutfchen Vaterlande. den
man nicht unterfchäßen darf. hieran hat auch die Regierung
einen Teil der Schuld. denn für die fubalternften Stellen
wird fchon das Abiturium verlangt. und daneben fißt der
Militäranwärter in gleicher Stellung mit Volksfchulbildung
und leiftet dasfelbe. manchmal noch mehr.
Ihre Fragen beantworte ich demnach dahin:
1. Wir krank-en im allgemeinen an einer Ueberwertung
der Bildungsfragen.
2. Ich ftelle mich dem Streben. auch die praktifchen und
liberalen Berufe mehr und mehr zu akademifieren.
nicht fhnipathifch gegenüber.
3. Ich habe keine akademifche Bildung genoffen und be-
danre diefe Tatfache nicht. Mit akademifcher Hoch-
fchulbildung wäre mein Lebensgang kaum ein größerer
gewefen.
Ein Amtsrichter fagte mir einmal. ich hätte mein
Abituriuni durch die Praxis gemacht.

Dr. Wilhelm Ruprecht. Verleger (Göttingen):
Dir mir durch Ihr Schreiben vorgelegten Fragen be-
antworte ich folgendermaßen:
1. Ja. Ueber Förderung der formalen Bildung wird
die praktifche des Willens und Charakters vernachläffigt.
2. Ueber die tatfächlichen Erfolge der Handels- und
ähnlicher Hochfchulen habe ich keine Erfahrung, Zeh wurde
es aber bedauern. wenn noch mehr folcher Hochfchulen ge-
fchaffen würden. bevor ihre Wirkfamkeit erprobt ift. Daß
befonders ftrebfame junge Leute fie mit Erfolg be-
fuchen. bezweifle ich nicht.
3. Ich bin erft nach abgefchloffener akademifrher
Bildung (Nationalökonomie) Verlagsbuchhändler geworden
und bereue diefen Bildungsgang nicht. Aber ich fehe. daß
in einem Berufe. der in fteter enger Fühlung mit der
Wiffenfcliaft fteht. die überwiegende Mehrzahl derjenigen
meiner Kollegen und Freunde. deren Berufsleben für fie
befonders erfolgreich und für die Allgemeinheit erfprießlich
fich geftaltet hat. eine Hochfchulbildung nicht genoffen. ja
vielfach eine höhere Lehranftalt nicht vollftändig durch-
laufen hat.
M. d. R. Kommerzienrat Bahn (Sorau):
Man wird die von Ihnen aufgeftellt-en Fragen nicht
allgemein und kategorifch beantworten dürfen, Jch ver-
fchließe mich zwar nicht der Tatfache. daß feit einiger Zeit
in weiten K'reifen eine gewiffe Bildungsmanie eingeriffen
ift und eine ftarke Neigung befteht. die Theorie und das
Wiffen allzu hoch einzufchähen. Vor allem wird man hier-
bei auch den Drang der meiften Eltern befchuldigen miiffen.
ihre Kinder möglichft viel „lernen" zu laffen ohne Rückfiaht
auf die natürliche Begabung der Kinder und die wirtfchaft-
liche Kraft der Eltern. Das an fich fo notwendige Höher-
ftreben greift auf diefe Weile leider in zahlreichen Fällen
an der falfchen Stelle ein. weil die Eltern mehr die zu er-
ringende äußere foziale Stellung. den Schein. im Auge
haben als die Entwickelung der Begabung des Kindes zur

Höchftleiftung feiner Kräfte. Auf folchem Wege entfteht
das Bildungsproletariat und der Ueberfluß haltlofer
Exiftenzen in faft allen Berufszweigen.
Wenn man aber diefe Begleiterfcheinungen unferer ge-
waltig wachfenden Bildungsanftalten bedauert. fo wird
man gleichwohl nicht umhin können. anzuerkennen. daß
folche Wirkungen fich nicht aus der Natur der Schul-
organifationen ergeben. Ich bin vielmehr bereit. die Er-
weiterung der Bildungsgelegenheiten aufs Freudigfte zu
begrüßen. Es läßt fich nicht beftreiten. daß die Vraxis
durch die Theorie in hohem Grade befruchtet wird. reiches
Wiffen den geiftigen Blick weitet und jede fhftematifche
Bildung eine fefte Grundlage für die Berufstätigkeit fchafft.
Man muß Deutfchland meines Erachtens dazu beglück-
wiinfchen. daß eine rafch wachfende Zahl von Männern. die
an leitenden Stellen im praktifchen Beruf ftehen oder für
folche Stellen beftimnit find. inftand gefetzt wird. die Berufs-
vertretung mit allem Rüftzeug moderner Bildung durchzu-
fiihren. Nicht die Zunahme der Bildungsanftalt-en darf
man angreifen. wohl aber kann man Zweifel hegen. ob
überall die richtige Verknüpfung von Schulen und Vraxis
gefunden. ob die innere Organifation des Unterrichts überall
zweckmäßig und ob das Erforderliche getan ift. um die
Schulen vor falfchen Afpirationen der Schiilergund ihrer
Eltern zu bewahren. .
Einer der erfolgreichften Zigarrenfabrikanten;
Ihre Fragen glaube ich. wie folgt. beantworten zu
müffen:
Zu 1. Der Wert einer vielfeitigen Bildung kann nicht
hoch genug eingefchätzt werden. Der praktifche Wert. das
ift die Verwendbarkeit der Bildung für den Gebildeten felbft
und fiir die Allgemeinheit. wird dann illuforifch. wenn
diefer Bildungsfchaß fich im gleichen Maße vergrößert. wie
die körperliche Leiftungsfähigkeit eine Einbuße. erleidet. Je
gefiinder der Körper ift. um fo produktiver wird das Wiffen.
das Erlernte Verwertung finden können. Was nützt dem

Akademiker: dem Richter. dem Rechtsanwalt. dem ove-
rierenden Mediziner die profunde Gelehrfamkeit. wenn ihn
in Momenten akuter Entfcheidungeu die Nerven im Stich
laffen? Wären die Großtaten eines Bismarck ohne den
überlegenen kraftftroßenden Körper. ohne den Born der
vhhfifchen Kraft. aus dem er in kritifehen Situationen
fchöpfte. zu denken gewefen? Die vor nichts zurückfchreckende
Willens-kraft war im wefeutlichen ein Vrodukt der unge-
brochenen phhfifcheu Kraft.
Man wird nur von einer geringen Anzahl. welche die
Hochichule beziehen. und von einer noch kleineren derer.
welche das Staat-:Keramen machen. fagen können. daß fie als
eine nngebrochene Kraft zu bezeichnen find. Sie lernen
den weitaus überwiegenden Teil fiir das Examen. den weit
kleineren fiir das Leben. Wenn man weiß. daß das Meifte
gelernt wird. um es zu vergeffen. warum wird es dann erft
zum Schaden der Körperkonftitutiou. von deren Wider-
hands-fähigkeit der Erfolg für das Individuum und der
Nußwert fiir die Allgemeinheit abhängig ift. gelehrt? Nur
ganz ungewöhnlich Begabte. alfo ganz Vereinzelte. ver-
mögen den vielfeitigen ,Lehrftoff der höheren Schulen und
der Akademien ohne Schaden an Körperkraft und ohne
Einbuße an geiftiger Frifche in fich aufzunehmen. Die ver-
antwortlichen Anftaltsleiter. in foundfo-
vielter Generakion mit erblicher Mnemotechnik. behaupten
das Gegenteil. aber fie find genötigt. zwei Brillen aufzu-
feßen. um ihr Gegenüber zu erkennen. und da fie infolge
der Ueberbiirdung mit geiftiger Arbeit für ihre Nerven
nichts tun können. find fie äugftlich wie ein hilflofes Kind.
wenn fie allein iiber eine belebte Straße gehen follen. Was
uüßt der reiche ZutrituZ. wenn nur ein Wrack vom Körper
ift geblieben! Und was wird aus der kommenden Gene-
ration? - Nur eine menZ Zaun in corpare Zeno!
Die Frage 3a 2. Freund. alle Theorie ift grau. Bon
weit größerem Wert als den einer akademifchen kaufmänni-
fchen Hochfchulbildung erachte ich die Erfahrungen. die fich
der Kaufmann. der Fabrikant durch praktifche Tätigkeit zu
erwerben vermag. Nach meiner Erfahrung haben diejenigen

die größten Erfolge als Kaufleute. welche über die gründ-
lichften Warenkenntniffe verfügen und die Technik be-
herrfchen. um die Rohmaterialien zu einem dem kon-
fumierenden Publikum genehmen Fabrikat umzugeftalten.
Was das Publikum verlangt und braucht. lernt man nur
durch eine vieljährige praktifche Betätigung auf dem Waren-
markte und durch Beobachtung der Käufer kennen.
Die Frage nc] 3. Eine akademifche Bildung habe ich
nicht getroffen. Wohl habe ich ein Ghinnafium und Real-
fchule befucht. und die Kenntniffe fremder Sprachen. welche
ich mir angeeignet habe. _find mir für mein-e kaufmännifche
Betätigung von großem Ruhen gewefen. Daß meine Er-
folge. ich befchäftige ein Verfonal von etwa fiebenhundert
Leuten. durch Ergänzung einer akademifchen Bildung größer
geworden fein würden. bezweifle ich. Jch kann mir uiiht
denken. daß mir eine akademifche Bildung über die Schwie-
rigkeiten hinweggeholfen hätte. welche durch ungünftige
Ernteergebniffe der Rohprodukte und duräj Eingriffe des
Staates herbeigeführt find in Form von Belaftung durch
Zoll und Steuern. welche etwa fünfzig Vrozent des Waren-
wertes gleichkommen. Nur die Ausnüßung der Erfahrungen
einer mehr als dreißigjährigen fachmännifohen Tätigkeit
vermochte unter dem Druck einer folchen anormalen Be-
laftung mir und meinem Verfonal die Exiftenz zu erhalten.

Franz Servaes:

Der Sprung in?, Leben.

Ein Wiener Nachtftück.

Es war der Poldi Hafpinger gar nicht recht! daß fie bei der kranken kleinen Gretel Baumann die Nacht hindurch wachen follte. Aber die Mutter hatte es fo befohlen und da gabs keine Widerrede. Die Mutter war mit der Frau Baumann befreundet, und weil die Frau Baumann außerhalb Wäfche hatte„ und deshalb nicht zu Haufe fein konntex fo follte die Poldi ihr den kleinen Liebesdienft erweifen und die kleine Gretel nachts beauffichtigen. Das war gewiß fchreckiirh fade und um nicht vor Langeweile zu fir-rhein hatte die Poldi ihre jüngere Freundin Mizzi Schaffner bewogen ihr in der Baumannfchen Wohnung (Gefellfchaft zu leiften. Die Mizzi war ein gutes liebes Ding von vierzehn Jahr-ent etwas blafz und verträumh doch fehr angenehm zum Viaufchen. Die war alfa mitgekommen- und nun faßen die beiden Mädchen am Bett der fchlummernden Gretel und wußten nicht rechd was fie anfangen follten,

Durch-3 offne Fenfier lugte die blaue kofende Friihlingsnacht herein- und von der Straße her kam ein lebhaftes (Heiumme und Gekicher. Es war kurz oor zehn Uhr; die Hausbeforger hatten die Tore noch nicht ge: fperrt- wer konnt-er war im Freien und genoß die fchöne laue Luft, Poldi und Mizzi legten fich ins Fenfter und laufchteu begehrlicl) hinunter. Leite rafchelte der Wind in den jungen Zweigen der Bäumer die längs dem Donaukanal gepflanzt waren und unter denen die Menfrhen fich fröhlich erging-en, Schier belebter ware, auf der Erdberger Lände als felbft am Tage. Jeder niißte noch die leßten Minuten vor Toresichluß. Die Buben hetzten fich mit den Hunden heruin„ die Nachbarsleutc ftanden bei* einander und klaifchten ungeniertx Pärchen wandelten nahe dem Donaukanal vertraulich auf und ab. lind da fafi auch die Nofi mit ihrem Frifeurgehilfen auf einer Bank- in zärtlichem Getufcheh und tat fo ftolz und felig. Poldi ftieß Mizzi an und wies auf die Bank hinuter. Ach- die Rofi- die brauchte fich wahrlich nicht fo großartig zu haben, Wimmerln hatte fie

im Geficht und obendrein Schweißfüß. Ob die der Franz(denn nicht
roch? War doch ein fefcher Burfch und konnte jeden Tag eine andere
haben! Und drüben die Anna mit dem Rudi. Daß die einander noch
nicht über hatten! Die gingen doch fchon im dritten Jahr miteinander.
und ans Heiraten war nicht zu denken. Heute. i bitt' fcbön. bei die Ver-
hältniffel Wer konnte denn heute iiberhaupt noch ans Heiraten denken?
Aber eine Unterhaltung mußte der Menfch haben. das war die Haupt-
fach'. ..Ach wir haben a fcheene Unterhaltung, Miiffen hier bei dem
Fragen fißen und aufpaffen, Wird einem ja die Zeit lang. Geh. Mizzerl.
erzähl was!" Und Mizzerl erzählte. Sie wußte immer allerhand. Aber
es war nicht das Rechte. Mizzi fah noch mit Kinderaugen in die Welt.
Ihre Phantafie ging fchnuppernd um bald harmlofe. bald grnfelige Dinge.
Sie fviirte noch nicht recht das „Große“. worauf es ankain. ..Mizzerh
weißt nix von Liebesgefchichten?“ Oh. auch von Liebesgefchichten. Aber
nun war's erft recht gefehlt, Und Poldi mußte fich dazu herbeilaffen.
ihr ein wenig den Star zu ftechen.
Sie waren grade im beften geheimnisvollen Getufchel. als die Tür
anfging und plößlich Frau Baumann ns Zimmer trat. Gottfeidank. fie
hatte heute Nacht frei bekommen. Die Frau Hofrätin hatte fi-h anders
befonnen und fie nach Haus gefchickt. Nächfte Woche erft follte gewafchen
werden. Run konnte Frau Baumann felbft cim Gretel bleiben. Und
vielen Dank auch den beiden Fräulein für ihre Freundlichkeit. und es war
nun nicht mehr nötig. Sie onnten heimgehn und fchlafen. Und jede
follte auch die Mutter fchön grüßen,
So waren Poldi Hafpinger und Mizzi Schaffner wider Erwarten
plötzlich entlaffen. Sie ftanden nun auf der Erberger Lände und (achten
verdußt einander ins Geficht. Die Turmuhr fchlug grade dreiviertel elf.
Eine recht fchöne 'Zeit zum Schlafengehen. Warum nicht gar - zum Schlafen-
gehen? Die Poldi lachte laut aus vollem Halfe. Ah was. heut Nacht
würden fie iiberhaupt nicht fchlafen gehen. So eine fchöne Gelegenheit.
einmal feine Freiheit zu genießen! Die kam fobald nicht wieder. .Kein
Menfch erwartete fie zuhaufe. Das follte amal a rechte Heß werden.
..Komm Mizzi. drah'n m'r!“
Mizzi erfchrak zuerft. Aber die refolute Poldi packte fie feft unter
den Arm und zog fie mit fi-.h fort. Da gab's keinen Widcrftand. Und
war denn die Aprilnacht nicht wunderfchön? Ueberall roch es fo herrlich
in der Luft. von Duft und jungen Blüten war alles wie iibergoffen. die
Säfte der Erde kochten und gährten. ein Wifpcrn und Raunen wie von

unendlichen Verfprechungen erfüllte den Himmelsraum. Und unten im
riefelnden Waffel* wiegte fich der Mond, Ueber taufend winzige. unab-
fehbar herbeiftrömende Wellchen fchüttete er fein tanzendes Licht. Das
zitterte hervor aus fchwarzen Finfterniffen. Das kroch fa geheimnisvoll
von oben nach unten» von unten nach oben. Lag filbern auf dunkeln
Dächern uud griinlich:weiß iiber langen Häuferfrouten. War überall.
wohin das Auge traf. Und hufchte foeben neckifch auf Poldis Nafenfpiße
und keckes Kinn. Ein knllerndes Lachen perlte aus Mizzis Kehle. Sie
fiel der Poldi um den Hals und küßte fie wie närrifch ab. ..Du bift mir
a großartiges Model! Jeßt wollen wir amal ft ra b a n h e nl Na. i bin fchon
riefig gefpaunt!"
Arni in Arm zogen die beiden Mädel felband. Immer den Donau-
kanal entlang. Schon hatten fie die Sophienbriicke überfchritteu und
firebien jetzt. den Schüttel hinunter. den Pratergriinden u, Kaum ein
Menfch begegnete ihnen in diefen einfamen Gegenden. Große. aufge-
fchiittete Haufen von Pflafterfteinen. die däinmerhaft dalagen. fchrc'inkten
ihren Weg. und das Dunkel einer Eifenbahnbrücke warf einen breiten
Schalten quer vor fie hin. Sie drängten fich eng aneinander und fchritten
fchweigeud fiirbaß. Es war doch ein fondervares Gefühl. fo zum erften
Mal und mutterfeelenallein in die wilde Nacht hinauszuwaudern. unkiindig
der Dinge. die da komm-:n follten. Sell-ft Poldi fühlte etwas wie eine
Kühle iiber ch gehen und folch ein eigeutiimliches Wippen in den Knien.
Doch derlei Schwachheiten durften fie nicht aufechten. Sollte fie. mit ihren
bald fechzehn Jahren. noch immer wie ein Kind fich zurückhalten laffen?
Die Mutter war fo ftreng und altmodifch. Die wollte nichts davon
ivifien. wie einem jungen Mädel, ums Hcrz war. Poldis fc'imtliche Freun-
dinnen hatten fchon was erlebt. nur fie' noch nicht. Und all ihr Geld.
das fie mit der Schreibmafchine fauer verdiente. mußte fie regelmäßig zu-
hanfe aliliefern. Kaum. daß fie inal ein paar Krönlein heimlich zurück-
behielt. Sollte das ewig fo fortgehen? Nein. heute Nacht wollte fie mal
einen Sprung ins Leben wagen - mochte kommen. was da wollte. Hu.
es kribbelte fchon in ihr!
Will zaghafter war der bleichfiichtigen Mizzi zu Mute. Ihr Räufch-
lein war fchon wieder verflogen. und fie wäre am liebften umgekehrt und
züchtiglich zu Stall gekroehen. Nur daß fie vor der gar fo energifmen
Poldi fich fchämte. Sie durfte doch nicht zeigen. daß fie fo wankelmütig
war. Rein. eher noch -von einem Plattenbruder fich totftechen laffen. als
die Freundin treulos im Stich laffen! Mizzi. die tagsüber in ein feines

Hau-Z ginge um Silber zu putzen und die Kinder in den Stadtpark fpa-
zieren zu führern war eine Leferatte und ganz angefiillt mit romantifchen
Vorfiellungen. Daheim bekiimmerte man fich wenig um fie. Die Stiefmntter
hatte für ihre eignen Kinder zu forgen nnd war überdies puhiiichtig und
der Vater war den ganzen Tag auf der Arbeit. So konnte Mizzi im all-
gemeinen tunt was fie wollte. Aber fie dachte noch an nichts Unrecht-eo.
Sie war die richtige „Trauminet" und mußte immer irgendwo Anlehnung
fnchen. Jetzt war die Poldi Hafpinger ihr Schwarny weil die fo fefch
und beherzt war. Fiir die Poldi ging fie durche- Feuer. Mochte die fie
heute hinfiihren7 wohin fie wollte: Mizzi Schaffner ging mitt und lei's
anch mitten in den Rachen der Hölle.
Jeht waren 'fie fchon bis zur Afpernbrücke gekommen und bogen ein
auf den Franz Jofef-Kai- der hellerlenchtet dalag im Glanz der Bogen-
lampen. Hinter gelb heransgefchnittenen Kaffeehausfenfiern bewegte fich
ein fchattenhafted Leben. Elektrifche Wagen fauften einher; begegneten
einander und machten ein lärmendes Geläute, „Unheimliches" gab es hier
gar rei-ht mehr. Das Großftadtleben fireekte lachend feine Fangarine ans-
und leichtherziges Lachen fchwirrte gankelnd vorüber, Der Poldi Augen
fingen Feuer; und die Mizzi atmete erleichtert auf Sie haften die Arme
auseinander und verlangfamten würdig ihre Schritte. Die Augen ließen
fie neugierig nmherwandern. Alles hier a lch einen Vorgefihmack
entzückender Erlebnifie!
Immer gemächlicher fchlenderten die beiden Mädchen ein er. Mizzi
nerti-c'inmß Poldi voll fchnaifcher Anlchliige. A111 liebften hätte fie jedem
Liebespaan das in den Kaianlagen auf nmdnnkelter Bank die Köpfe
zufamnienfteckta luftig einen Pofien gelpielt. Blicke die fie auffingt
gab fie munter zurück. Und als gar ein „einfchichtiger" Herr fich umkehrte
und hinter den beiden Mädchen hergingt da pochte der Poldi Herz bis
zum Zerfpringen. Inliner näher kam der Herr - jetzt ftreifte er Poldis
Gewand - jeht fpiirte fie feinen Atem - und richtig, jetzt fliifterte er
ihr oerftohlen was . Darauf, tat die Poldi aber etwas» was fie eine
Sekunde vorher noch nicht im entfernteften beabfichtigt hatte. Sie trat
entriifiet einen Schritt zurück nnd fchleuderte dem lecken Verfolger einen
oernicbienden Tngendblick zu. Diefere ein unerfahrener Studentt knickte
befihämt zufammen, liiftete ftotternd den Hut nnd machte fich aus dem
Staude.
So dumm hätte er nun doch grade nicht zn fein brauchen! Poldi nahm fich
vor- ein künftiges Mal nicht fo rafa) fich einfchiichtern zu lafien.

Die Mizzi aber war erftaunt.
..Wollte der Herr was?"
..Keck wollt' er werden. der tepperte Schlankl."
..Aber fo was!"
Mizzi nahm wieder Boldis Arm. Diefe Borfichtsmaßregel erwies fich als angebracht. Bald hier bald da tauchte aus dem Dunkel ein Bewerber auf. fchob fich vor. niftete fich heran und begann zu unterhandeln, Boldi gab fchnippifche ftockende Antworten. und Mizzi drückte fich ftumm immer enger an der Freundin Arm. Meift folgte dann eine fpöttifehe Bemerkung des Herrn über die beiden ..Unzertrennliwenif Der Annäherungc-oerfuch aber wurde nach einiger Zeit als gefcheitert betrachtet. und lautlos verfchwand der Ritter im Dunkel. Etwas fchwül wurde einem doch bei derlei Erlebnif'fen. Diefe Manusperfoneu. die fich wie Raubtiere heranfchlichen. waren meift nicht geheuer. Da war einer. deffeu glimmende Augen hatten etwas von einem Wolf; ein Anderer zifchelte und fpuckte höchft unappetitlich; ein Dritter gar wagte es. mit feuchtheißen Zitterhänden die Mädchen anzutaften. Ein Alter war das. und Boldt hieb ihm einen Tüchtigen über die geile Hand - worauf er fo komifch-erfchrocken davontrollte. daß die Verteidigerin unwillkiirlich lachen mußte. Der armen Mizzi aber ging vor Schreck der Atem aus. Sie ftand da mit offenem Munde und fchnappte nach Luft, ..Wolln ma net doch lieber m?" kam es dann fchüchtern iiber ihre Lippen. und ihre Augen flehten wie die eines gewürgten Kaninehens. Aber Boldt kniff den Mund zufammen und fah die Freundin hart an. Nein. fie hatte es fich in den Kopf gefeßt. diefe Nacht mußte durchgebummelt werden. Da gabs kein Znriickweichen und keinen Bardon, Was einmal angefangen war. das follte auch zu Ende geführt werden,
Mitternacht war vorüber. Die beiden Mädchen fühlten fich erfchöpft und enttäufcht. Sie ließen fich in den Anlagen der Roffnuerlände auf einer Bank" nieder. Mizzi lehnte den müden Kopf an Voldis Schulter und fchloß die Augen, Sie fchlief nicht. denn ihr armes kleines Herz war voll Widerwillen und Berzagtheit. Doch zogen allerhand Traumbilder an ihrem Hirn vorüber. Sie fah fta) als kleines Mädchen. zu Weihnachten. mit der Puppe auf dem Arm -- dann ftand fie unoerfehens am Sterbebett ihrer Mutter uud hörte deren hinfchwindendes Röcheln - und fählings keifte die Stimme ihrer fehlgen ..Gnädigen" dazwifchen. die fie aus: zaukte. weil fie eine Sehüffel mit Kompott hatte fallen laffen. Sie hatte vorher in die Schilffel den Finger hineingefteckt - ah. die Aprikofen

fchmeckten gut - und fie koftete noch einmal - bums. da fiel die Schüffel
hin, Es klirrte ungefähr. wie wenn der Klingelbeutel in der Kirche um-
geht. uud die Glocke des Briefters fchallt zur Wandlung drüber hin.
Weihrauchdüfte fteigen auf. und die Herzen werden andäihtig gebucht.
Viele feine Kinderftimmen fingen. das eingeroftete Organ der Frau Godel
meckert wonnefelig dazwifchen. des Vaters Gruuzbaß brummt darunter her.
Und fie felbft fühlt die Zuckerln. die fie der Tafche hat. und leckt fich
heimlich die Finger ab. mitten im Ave Maria . , .
Poldi aber faß da mit geranzelter Stirn. die Augen ftarr vor fich
hiugeheftet. Sie war bitterlich unzufrieden mit dem bisherigen Ergebnis
der fo froh begonnenen Bummelei. Natürlich. es war Ehrenfache icht.
durchzuhalten. Aber fie fah fchon voraus. es würde nichts dabei heraus-
kommen. als daß fie die Nacht im Freien kampierten und tüchtig frören.
Schon jeßt wehte mitunter folch ein kühler Wind. vor dem Mond zogen
Wolkenfchleier zufammen. und zuguterleßt würde es wohl gar anfangen. zu
regnen. Aber blieb etwas andres übrig. als die Wetterunbilden geduldig
hinzunehmcn? Mit einem von diefen Männern gehn? Oh. fie hätte nie
gedacht. daß Männer folche Ekel fein könnten. Das waren ja lauter zu-
dringliche Affen. mit ftechenden Augen und fpeichelnden Lefzen. Mit-
keinem von diefen konnte man etwas „erleben“. Nur in den Schmuß
konnten fie einen ziehen und wer weiß mit welchen Giftkeimcn vielleicht
beflecken. Bfui. daß das Leben. kaum daß man ihm nähertrat. mit
folch abfcheulichen Fragen an ein armes Mädchen fich herandrängte!
Andre erfuhren fo viel Schönes oder doch Heiteres. deffen fie froh fich
rühmen mochten, Warum follte fie von alledem ausgefchloffen fein?
Waren denn Liebe und Leben nicht auch fiir fie gefchaffen? Wäre Boldt
nicht ein fo tapferes Mädchen gewefeu. fie hätte wohl weinen mögen. So
krampfte fie bloß zornooll die Fäufte.
..Da fchauts her! Ihr fcheint aa ka G'fchäft zu machen.“
Eine heifer-raffelnde Frauenftimme fchlug plößlich an das Ohr der
beiden Mädchen. Erfchrocken blickien fie auf und fahn vor fich ein weib-
liäjes Wefen. gefchmacklos und dürftig herausgepuht. mit einem ältlichen
verhärmten Geficht, Aus zahnlückigem Mund lächelte die Verfon iiber-
legen-freundlich auf fie herunter. während fie mit den Triefaugen liftig
dazu zwinkerte.
..Was foll's?“ fuhr Voldi empor.
..Sss. fss! J beiß Ehna nett" machte die Berfon und ließ fich
ohne weiters feufzend auf die Bank nieder. Dann begann fie umftändlich

zu lamentierenf wie miierabel das „Gefchäft" gehe und wie niederträchtig
die Irma. „die was den (Gummibufen hat". ihr mitgefpielt habe. Die
habe ihr den Jocfi weggefchuappt. und der Jorfi fei fonft nie zur Irma
gegangen. fondern ftets nur zu ihr. der Bella, Er fei eine ganz fichere
Kundfchaft gewefen. Und grade heut. wo fie fchon drei Täg' lang nichts
verdient hab'. da fei er ihr untreu geworden - und mit fo einer] „Haar-
Zähn'. alles falfch, und mit ftinkertem Waffer ang'fprißt- wie net gefcheit!
Was a feiner Mann is. der nimmt fo eine net. Aber der Jocfi, der
hat's g'nommen. Is eh fchon ganz dalkert g'wordn. der Jocfi!‟
So redete fie immer weiter. nicht anders als wie zu Kolleginnen.
Doch faft mehr noch zu fich felber. halb greinend. halb höhnifch-kichernd.
Die beiden Mädchen faßen wortlos da. mit aufgexiffenen Augen. und
ftarrten das klägliche Ianunergefchöpf an. Daß fowas auf Gottes Erd-
boden herumliefl Wie eine eingedörrte alte Pflaume faß fie da und
giftete fich dariiber. daß man fie nicht füß und faftooll mehr fand.
„Kommts mit zum Gfcheidl?‟ fragte fie plößlich.
Gicheidl'i' Wer denn das wäre?
Was? Die jungen Dinger da wollten den Gfcheid(nicht kennenl *e
Sollten doch nicht fo damifä) fein tun! Zum Gfcheidl gehen fie doit) alle
hin. die was vom G'fchäft find. „Oder feids eh nit vom G'fchäft?“
Vella blickte fpöttifch und neugierig auf die beiden Mädchen hin und
fchlug dann eine kreifchende Lache auf, „Wollt wohl gar die Jungfern
fpüfln. Ihr zwei Feinen?" Noch einmal lachte fie >- bereits klang es
verquälter und giftiger. Dann nahm fie die beiden Mädchen plößlich jcharf
aufs Korn. mit gierigen wie neiderfr'illten Blicken. Doch der Mund verzog
fich zu äußerfter (Heringfchäßung. f.Pupperlw patfchete!‟
Indes Vella hatte ein gutes Herz. Sie bot fich großiniitig an. die
beiden grasgriinen Hafcherln beim Gfcheidl einzuführen. Mizzi zupfte
Poldi abmahnend am Kleid. Diefe indes erklärte: nun jaf man könne ein
wenig weitergehn *-- ftand auf und reckte ihre fteifgewordenen Glieder.
Ein warmes Getränk war jeßt jedenfalls nicht zu verachten.
Widerftrebend ließ Mizzi fich mitziehn, Sie verfiand Poldi nicht,
daß fie mit fo einer ging. Jndes Bella. als fie zu merken glaubteF daß
fie zwei Lehrmädel gefunden habe. wurde auf einmal kaßenfreundlich und
gemütlich. Sie erteilte fogar gute Lehren mit einer Art von fchöntuender
Herablaffung. doch fehr befliffen. ihre Weisheit ins rechte Licht zu feßen.
Poldi hörte amiifiert zu. ihre Lebensgeifter begannen fich leife zu regen,

Wollte diefe blöde Gans. diefes armfelige Krüppelgeftell fich gar noch auf-
blafen?! Das war doch einfach zum Lachen. Gebärdete fich wie eine
beforgte und erfahrene Peufionsmutter. die fich des in fie gefeßten Ber-
trauens würdig erweifen will. Und fchien vor eitler Begierde fchierzu
brennen. recht bald die erfehnte Schwelle der Cafe-Börfe zu iibertreten.
um fich vor den Kolleginnen mit der eigenartigen Beute. die fie erfchnappt
hatte. groß zu tun.
Inder. als das Cafe": Gefcheidl erreicht war und Bella mit fiißlich-
geziertem Lächeln zum Eintreten einlud. ftreckte ihr Poldi plößlich die
Zunge heraus. riß Mizzi zu fich her. wiinfchte ..Gute Gefchäfte!" und
ftob pfeilfchnell unter Lachen davon. Ein knatterndes Gefchimpf feixte
hinter ihr her drein. Ja. eine Zeitlang feßte Bella fich in Trab und
wollte die Ausreißerinnen einholen. Allein die beiden Mädel hufchten eil-
fertig davon und. klappernd. gleich um die Ecke. Mizzi. die Angftbeflügelte.
voran. Ihr war zu Mut. als jage eine fchreckliche Gefahr hinter ihr
drein; Und blind wie fie war. hatte fie nicht acht und rannte. als fi
zum zweiten Mal um eine Ecke fuhr. mit dnmpfem Gebrunnn wieder eine
Mann an. der gerade damit befchäftigt war. fich einen fchäbigen Zigarren-
ftummel in Brand zu feßen.
..Holla. Mädel. willft mi vielleicht z'fanimrenna?"
Die Streiäiholzfwachtel war klatfchend zu Boden gefallen. und etwas
zitterig blickte der Mann fich zum Pflafter nieder. es wieder aufzuheben.
Er fchnaufte dabei. und fein Atem ftieß Alkoholdünfte aus.
Mizzi ftand ganz vcrdußt. hatte nicht einmal fo viel Geiftesgegcnwart.
fich zu entfchuldigen. Umfo reichlicher beforgte das Poldi. die gleich darauf
zur Stelle war und fich dicnfteifrig bückte. um ein paar verfchleuderte
Streichhölzer aufzulefen. Beim Wiederaufrichteu ftieß fie mit dem Kopf
des Mannes zufammen. daß alle zwei Au! fchrien. doch gleich darauf in
ein unbändiges Gelächter ausbrachen. Beide rieben ihre Stirnen und
gloßten vergnügt einander an.
..Jegerh da hab i aber zwa Fefche derwifchtl"
Der Mann lachte gutmiitig und zog an feinem Zigarrenftumpf. Er
fah ein wenig abgeriffen aus. doch nicht direkt wie ein Strizzi. Jedenfalls
hatte er einen leichten Schwibbs. War im iibrigen ein ganz hiibfcher und
ftämmiger Blender. fo in der zweiten Hälfte der Zwanzig.
..Hörts. Madeln. wir bleiben beieinand! Werdt's do net alleinig in
der Finfter umetumrenna! So zwa blißfaubere Dirndln! Könnt wer

kommen und Enk a Schaden tun. Wann aber der Bird(da ift - Voß-
dnniierfchlag do gibts das net!“
Er machte ein paar gewaltige Gloßangen, als wenn er einen Haufen
Angreifer davonfcheuchen wollte und wifehte mit der Hand über fein helles
blondes Schnurrbärtehen. Er fah ganz forfch aus, wie er fo daftandy mit
durchgediückten Knient wenn auch leicht fchwankend,
Poldi nnd Mizzi bliekten einander an. Der Burfch gefiel ihnen nicht
übel. Natiirlicht er prahlte fich was. Aber flott und refch fchante er
drein und war gewiß kein Schlimmer
Kurz entfchloffen nahm Waldi Mizzis Arm und bemerkte mit vornehmer
g Miene iiber die Schulter: Gutt wenn der Herr ihnen behilflich fein wolle
fo möge er mitkomnien. Sie hätten fich leider verirrt nnd müßten jeßt
nicht- wie fie znr Erdbergerlände zurücklommen könnten, Vielleicht fei der
Herr fo gute ihnen den Weg zu zeigen.
Zur Erdbrrgerliinde? Ahx da wußte er zuoerlc'iifig den allernächften
Weg. So anderthalb Stand' etwa war's zum Gehen. - Ein ganz an-
genehmer Wegt hübfch common. Natürlich mußte man fich vorher ein
wenig ftärken.
„Meints oielleichh wir gingen mit zum Gfcheidl? Daß Sie's glei
wiffen: fowas gibts bei uns net!“
„Zum Gicht-im? Wo die Menfcher find?‟ Der Mann fpuckte ent-
rüftet in die Waffe. „Da geht der Bredl fein Lebtag niÖt hin. Was
denkt'S vielleicht vom Johann Mathias Bredlt kaiferlich-königlicher Bahn-
beamter? Nat i geh zum Summeraner! Der kennt mi fchon nnd laßt
mi eini.“
Damit machte er mit entfchiedener Schwenknng Kehrt und trollte-
immer ein wenig fchwerfälligt voran. Mit einem kleinen Gefühl oon
prickelnder Angfh und doch im Grunde ganz oergnügtt wandelten die beiden
Mädchen neugierig hinter ihm drein. Mizzi kicherte zuweilen ganz leife
und oerftohlen und zog den Kopf zwifchen die Schultern. Waldi aber fiihrte
die Unterhaltung; unbefangen und herzhaft, fogar hie und da mit einem
Schuß von Uebermut und Fopperei. Sie erkundigte fich nach Herrn
Bredls dienftlichen Verhältniffein die, wie fie vermutet() keine allzu glän-
zenden waren. Denn die Auskünfte lauteten answeichend. Nur fouiel
ftand feft- daß er Speditionsbeamter war. Bredl gab fich alle Mühe, das
in einem möglichft glänzenden Licht erfcheinen zn laffen, Poldi konnte fich
jedoch des Verdachtes nicht erwehrenx daß er als fimpler Kofferträger fein
Dafein friftete.

'
*
Conï¬able

Landfchaft

Das Kellerbeifel des Anton Summerauer lag in der Nähe der Franz-
Jofef-Bahn und profitierte vom nächtlichen Verkehr» hauptfächlich der
Güterziige. Die Polizei drückte ein Auge zur und fo gabs faft die ganze
Nacht dort zu tun. Den beiden Mädeln wollte zwar der Aufenthalt in
den dumpfein niedrigen Siiibchem die höchft unzureichend beleuchtet waren
und nach verfchüttetem .Bier- fauern Häringen und fchlechtem Knafter
rochem anfangs nicht fein genug erfcheinen. Aber weil es fo familiär und
gemütlich dort zugingx fühlten fie fich trohdem bald ganz_ behaglich. Dazu
kam, daß ihr Begleiter in diefen Regionen erfnhtlich etwas galt. Er trat
mit dröhnenden Schritten auf* fpraeh und lachte laut heraus und wurde
rafch und aufmerkfam bedient. „Wann der Bredl kummtzU konftatierte er
felbftgefallig- „fliegt glei's ganze Lokal. Das is ma fcho net onderft
gwöhnt.“
Er war entfchieden in fehr hoher Stimmung, weil er in Begleitung
von zwei fo faubern und netten Mädeln erfchienr und ganz geneigh etwas
draufgehn zu laffen. Weil „feine Damen“ Kaffee wünfchtem ließ er ihnen
„a ganz a frifchen‟ kommen. Er felbft aber fteckte fich eine neue Zigarre
an und goß ein Glas Bier nach dem andern hinunter. Dabei war er
unaufhörlich redfelig und fpraeh vor allem- in anpreifenden Wortein von
fich und feinen Leuten. Na- die Bredl'fchem das waren von jeher ganze
Kerle, Wo von denen einer hinkommh da wird gleieh wacker gegeigt.
Alles muß Kopf ftehen„ wo die Bredl'fchen erfcbeinen: das war von jeher
fo. Der Vater Bredl war Bauer im Waldviertel. Als der noch jung
mar und kam wo auf einen Tanzbodenr da brauchte er bloß mit der
Pfeifen auf den Tifar zu klopfen- gleich war alles ftadz fchaute den Bredl
an nnd fragte. was er befehle, Dann wählte er fich gemächlich das fchönfte
Dirndl heraue.- gleielwiel wer's vorher heiter faßt'o um die Höfler fchrie
der Mufif fein „Loo“ zu und heißa- walzte er wie toll durch die Stuben.
„Wi-Z fiir Eine mei V .ter hat hav'n wollen- alle hat er krieg'n können.
Und die Schönfte ift fchließlich fei Frau g'woren und mei Mutter - die
fehöne Gufti hat's alleweil g'heißen, Im fo war mei Vater; und i ---"
hier machte Johann Mathias Bredl wieder feine allergrößten Frofehangen
- „i bin gradfol‟ Bekrc'iftigend wetterte die flache Hand auf den Tifch,
daß (Hläfer und Schalen erklirrten,
Poldi tat- als ob fie alles glaubte. Sie war jeßt endlich in der
Launer die fie die ganze Nacht durch fich erfrhnt hatte. Sie ging auf
alles, was Bredl fchwaßte, ein- lachte über jeden Anfaß zu einer drolligen
Bemerkung und warf ihm von Zeit zu Zeit aufmunternde Blicke zu. Auch

Mizzi verfuchte fchiichterm hie und da eine Bemerkung zu machen, Doch
war fie von viel zu großer Bewunderung für die Schlagfertigkeit Poldis
erfiillt. als daß es ihr hätte einfallen können, mit diefer in Wettbewerb
zu treten. So blieb fie im ganzen zurückhaltend,
Bredl entpuppte fich immer mehr als der geborene Familienfimpler.
Wohl weil er felbft es nicht hoch gebracht hatte, war es ihm Gemüts-
bediirfnis. mit feiner Verwaudtfchaft breitmächtig zu prahlen. Schon war
feine Begeifterung, dank hißigen Trinkens und vielen Nedens. aus Seligkcit
und Wehfeligkeit gemifcht. und fo konnte er fich nicht enthaltem fogar vom
Tode feines vielgevriefenen Vaters zu erzählen. Der war beileibe nicht
wie ein gewöhnlicher Menfch geftorben. „Als die Kinder kamen und ihn
beklagten: .Ach Pater. uns tut unfer Herz fo weh', - wißts Ihr. was
er da gefagt hat? „Nur keine Traurigkeit netz“ hat er gefagt. „derer hab
i fo fcho' genug g'habt in derer Welt. Wann der Tod kommt - i pfeif
mei Liedel und geh ruhig mit.“ In. fo hat er gefagt. der Vater. Und
als dann die Burfchen kommen find. die aus'm Dorf. und haben
gefagt: „Bredl, kannft ruhig fein,“ haben f' gefagt. „mir wern Dir fchon
a fcheene Leichenmufi fpülln. a Trauermarfch‟ - da hat der Vater fich
aufgericht und hat gefchrien: „Den Trauermarfchf hörts. den merht ifchon
vorher hören. Wann i ftnrben bin. hab i nix mehr davon. Gehts. holts
mir die Mnfi und fpällts ihn.‟ Da is dann die Mnfi kommen und hat
g'fpiillt. a fo a fcheenen Trauermarfch. G'heult haben ma alle mitanand.
Bloß der Vater alleinig. der hat g'lacht und dann hat er gejagt: „Bei
meiner Leich. wißts. da fallt Ihr kan Trauermarfch net fpülln. Bei meiner
Leich falls lufti zugehen. A Tanzmufi will i hobn. Und tanzen folln die
jungen Leut. bal i nur unter der Erden lieg. Dies ift mein leßter Wille.“
Und da hab'n ma dann getanzt bei meinem Vater feiner Leiä) -- und
es war fo fchön - fo fchön. -“ In Tränen gebadet hielt Bredl inne,
Die Erzählung hatte ihn übermannt. „G'tanzt haben ma!“ wiederholte
er noch einmal und legte den Kopf fchluchzend in die ausgeftreckten Arme.
Mizzi machte ein erfÜrocken-mitleidiges Geficht. als fie den bisher fo
oergniigten Mann auf einmal weinen fah. Aber die Poldi konnte fich
das Lachen kaum verbeißen., Daß einer heulh weil er getanzt hat. das
war doch gar zu verruckt. Aber zeigen durfte man's freilich nicht. daß
man am liebften losgeplaßt wäre. fonft war der Bredl am Ende beleidigt.
und dann war die ganze fchöne Unterhaltung ver-paßt. Somit fpielte Poldi
lieber die (Gefühlvolla ftreichelte Bredls Hände und meinte, ihr eignet
Vater fei auch frhon tot. und fomit teilten fie miteinander das gleiche

Srhiikfal. Dies wirkte. Johann Mathias hob den Kopf und warf Voldh
fomeit er dazu noch imftande wan einen fenrig-teilnehmenden Blick zn,
„Bift a ganz a braoes Made-ll" murmelte er ihr zu. Und „Hedai“
flhrie er in die Stube; „Zwa Gläfer Bier für die Fräulein - und ein
drittes für mi! - Jeht müßts mir Befrheid tun! Habts lang genug an
euren Kaffee g'zuzelt!" Bredl gab fich einen Ruck und war wieder der
Fende-
Freilich diefe Gliicko'ftimmnng hielt nicht lange an, Je mehr Bredl
tra-ih defta ficherer kamen die fentimentalen Stimmungen aufs neue bei
ihm zum Durchbruch. Er war eben ein Mann mit fehr viel Gefühl.
Schließlich konnte er fich nicht entbrechem er mußte oon feinem kleinen
Töchter(erzählen. Jar er hatte ein kleines Mädel. Aber natürlich - das
war geioiffermafzen außer der Reit) gekommen. Er hatte fich mal vei'geffen-
und da war denn nenn Monate fpa'ter das kleine Linerl da. Das lief
jeßt auf dem Schütte(herum und war drei Jahre alt. Wohnte bei ihrer
Tante- der Frau Vihlidal.
*-Wae? bei der Fran Vihlidal?“ rief Poldi. „Die kenn ich ja. Die
hat ja felbft einen Haufen Kinder.“
„Und da ift eben das Liner(fo dazioifchen. A arms-h kloans
Hafcherl ie. sh fo mit krumme Haxn und fpiße Schultern. Und hat die
Vierziger.“
Poldi hatte das kleine Liner(nie gefehn. Aber Mizzi glaubte fich
feiner zn erinnern.
„Hat's nit zwa klanioinzige Zöpf' und a blan gedruckto Kitterl?
Zn dem is ja die böhmifche Tonka Mutter!“
„Die Tonka L?“ wunderte fich Poldi. „Das ift ja ganz a Olde und
Schieche!“
Bredl nickte betriibt-befiätigend mit dem Kopf. Ja, die alte Tonka
war's- die Alte und Schieehe. Er hatte fich einmal oerfehn bei der -
damals„ als er bei der Vihlidal Sehlafburfche war. Da ging ja alles
durcheinander. Und fo hatte eri der fchöne nnd ftolze Bredl'fche- von
einem fo häfzlichen nnd imanfehnlichen Weiv„ das zwölf oder fünfzehn Jahre
älter war als er; ein Kind bekommen.
Mit anfrichtigem Mitleid blickte Poldi zu ihm hin- der mit kaßen-
jämmerli-her Miene dafaß. Wie tief war er heruntergeglitten von dem
hohen Voftanienh auf das er mit feinen Prahlereien fich gefiellt hatte!
Mitten im richtigen Broletarierelend fteckte er ja drin] Und war dabei
wirklich ein hübfcher Burfcher dem man wohl gut fein konnte. Wenn er

nur nicht fchon fo betrunken gewefen wäre nnd dabei fo fchrecklich wehleidig
tc'ite! Jeßt fing er ant fich feines Kindes wegen anznklagen, Daß er es
oernachläffige und fo zerlumpt herumlanfen laffe. Und es werde wohl
nächftens eingehn. das arme Viecherl. Und er habe es doch gar fo oiel
gern. Aber er könne da nix machen. Bei derer Tann der fchlechten und
habgierigen Werfen. komme das kleine Liner(langfam um.
„Und die Mutter!“ fragte Poldi. „Die böhmifche. Tonka? Was tut
denn die fiir ihr Kind?"
Bred(wehklagte und wimmerte.
„Die gibt ihren letzten Blitzen her. Aber der Bihlida(ist's alles net
gnua. Sie wil(immer mehr hamm. Die Tonka ift a guts alts arms
Tierl. Dient wo als Made(fiir alles. A klapperdiirres Hnßelweiber(is s'.
anf der alle herumtrampeln. Die kann gar nix machen.“
Poldi ereiferte fich. Zwar iin Grunde war ihr das Liner(ziemlich
gleichgiltig. Aber eo war fchön. ins Feuer zn kommen und fich zu end
riiften. Und den Bred(mußte man ein wenig anfrappeln. Der faß 'da
in feiner Schlafmiitzigkeit und klagte dar"- Schickfa(an. Und war doch an
allem nix fihnld als. feine ewige Schlamperei. Und a Langweilerei war's
obendrein. Das pafite der lPoldi nieht. Sie wollte Bewegung um fich
haben.
„Wifiensz Herr Bredh‟ fuhr fie (on „a Siind und Schmid ift'sf
a arm-3 kleine Dinger(fo nnikommen z'laffen. Sie fein doch a fefcher
Mann. Sie kenn' doch was machen. D'ganze Welt fteht Jhna offen.
Gebn's das Kind wohin. in a orntliche Bfleg. In a Auftalt oder zu
a draus Weib. die was a Herz hat. Die kennens ja fpäter hamführen.
A Mann wie Siet a Bredl'fcher- der kann noch a jede haben.“
Voldi hatte fich warm geredet. nnd mit ihren jungen Augen blißte fie
den trnnkcnen Mann fo gebietrifch an/ daß diefem ganz eigen *zu Mut
ward. Himmel. war das a Model! Die halte noch das Herz auf dem rechten
Fleck. Und feft und fchön war fie gewachfen. zwei Briifte hatte fie„ wie
aus Gufzftahh fo fcft. Wahrhaftigf das war eine andre als wie der
Trampe(non einer Tonka. In Bredls Herzen fing es wunderlich an fick)
zu regen. und feine heißen. verfchwiemelten Augen wurden ihm feucht. Jo.
das Made(hatte recht. Und fie felber war die, die er brauchte - die
fefche Poldi Hafpinger.
Er legte ihr die Hand warm auf die Schulter nnd fah ihr trnnken-
treuherzig in die Augen.
„Wie i fchon gfagt habt“ lallte erX „bift a braoes Madel, So ane.

die könnt i wohl brauchen. Weißtt Made(F i nimm di zur Frau, Dann
ift mir und dir und dem Liner(geholfen.“
Das hatte Poldi denn doch nicht erwartet. Erft wurde fie ganz blaß
im Geficht und lehnte fich erfchrocken zurück. Daun plaßte fie plöhlich
mit Lachen heraus und fchrie tninultuarifch:
„Jeffas- a Heiratsantrag] Mizzit hafte ghört- der Bredl macht
mir an Heirateantrag!"
Und fie lachte- daß fich die Hüfte bogi und pruftete los wie eine auf-
zifchende Dampfmafchine. Das ganze Lokal lachte mit, Selbft Mizzis
übernächtiges Bleichgeficht oerzog fich zu einem fröhlichen Grinfen. Bloß
Bredl faß oerdonnert da und feierte oerflc'indnislas in die aufgerüttelte
Lacligefellfihaft.
„Not was ie. denn?“ ftolterte er hervor. Was habt-Z denn zu
lachen? Wac- i gfagt habt is wahr. Wann i gfagt hab i nimm das
Madelt fo nimm i'cz.“ .
Die ansgelaffne Ulkftimmung wurde durch diefe ernfthafte Erklärung
noch erhöht. Alle Anwefendem der Wirtt feine Fraut der Kellnerbnb und
dreh bier (Hüfte ftanden um den Tifch herum. Poldi fühlte fich in der
Rolle. Aber zuvor mußte fie fich gründlich auslachen. Damn immer noch
unter Quietfchen, hob fie den Finger hoch und fragte mit nióglichft feier-
licher Miene:
„Johann Mathias Bredlf könnt Ihr das hier vor Zeugen wieder-
holen- daß Ihr mich wahrhaft liebt und zn Eurem chrii'tlichen Eheweibe
begehrt?“
Eine Schelmerei blihte aus Poldi heroor„ die fie wahrhaft ver-
führerifch machte. Eine dunkle Haarftriihne hing ihr nor dem rechten Ohr
in die Wanget und hinter ihren runden offnen Lippen leuchteten weiß die
Zähne. So blickte fie Bredl heransfordernd an. In diefem flieg jählingo
eine tolle Verliebtheit auf.
„Modell“ fchrie er und wankte nngcfchickt empoi; breitete die Arme
aus und wollte Poldi an fich ziehn. Diefe wich ihm gefchicjt anex und
BredlF ins Zimmer flolpernd„ drohte lang hinzufchlagen. Gefihwiud fchob
Poldi ihm die Mizzi entgegen- fo daß er diefe zu faffen kriegte. Und
Mizzi, weil fie mit ihm zu ftiirzen fiirchtetet tlammerte fich krampfhaft an
ihm feft. So waren diefe beiden plötzlich wie in einer engen Umarmung.
Und der Jubel fchwoll lawinenartig an. Poldi lag auf einer Bank und
klopfte fich die Hüften. Summerauer kniff vor Vergnügen feine feix'ende

Frau ins Gefäß. Ein Gaft oerfchüttete Bier. und der Kellnerbub wälzte
fich pruftend am Boden.
Mizzi aber fchrie um Hülfe und war dem Weinen nahe. So Leib
an Leib mit einem betrunknen Mann. das war ihr noch niemals vor-
gekommen. Sie hatte fchreckliche Angft vor Bredl. riß fich gewaltfam von
ihm los und lief. gackernd wie ein tollgewordenes Huhn. hinaus. direkt
auf die Straße.
Bredl ftierte blöd hinter ihr drein. Er begriff kaum mehr. was um
ihn verging. Tauruelnd fiel er gegen den Tifch und fank auf einen
Stuhl. Lallte unoerftäudliches Zeug in den aufgelöften Wirrwarr.
Das rafche Berfchwindeu Mizzis hatte unter den iibrigen eine gewiffe
Ernüchterung hervorgerufen. Zumal Poldi fühlte fich peinlich betreten.
Sie begriff. daß fie die Freundin nicht allein laffcn durfte. Eilfertig raffte
fie ihre paar Sachen zufammen > auch Mizzis Sonnenfchirmchen war
dabei - und lief damit ins Freie. Die andern hielten Bredl. der hinter
ihr hertorkeln wollte. befchwichtigend zurück.
Draußen gewann Poldi zunächft den Eindruck. die ganze Straße fei
leer. Ein unbeftimmter Frühfchein webte durch das Dunkel und ließ die
Pflafterfteine und die Wände der gegenüberliegenden Häufer in einem
fahlen Schimmer hervortreteu. Die Kühle der fchwindenden Nacht um-
wehte Poldis brennende Wangen und Schläfe und rief momentweife eine
kleine Betäubung in ihr hervor. Dann jedoch glaubte fie unfern ein
leifes Schluchzen zu vernehmen. Und fich. da ftand Mizzi an einen
Laternenpfahl gefchmiegt und weinte in die vorgehaltene Hand. Züäend
fpenftifch flarkerte über ihr das Gaslicht. -
Poldi trat auf die Freundin zu und faßte fie am Arm. Um fo
heftiger floffen Poldis Tränen. Ja fie war völlig faffungslos. Warum
fie fo weinen mußte. begriff fie felber nicht. Rur dunkel brannte in ihr
ein Gefühl wie von erlittener Schmach. Ihr zarter junger Leib war von
Männerarmen umfchlungen worden. und fühilofe Menfchen hatten umher-
geftanden. fie angegloßt und in roher Weife verlacht.
Ju Poldis Augen war Mizzis Benehmen abgefchmackt und über-
fpannt. Nachdem ihre anfänglichen Troftworte keinen Erfolg gehabt hatten.
begann fie. mit der Freundin zu fchelten. Selbftverftändlich ohne Erfolg.
Mizzi klammerte fich nur noch fefter an den Laternenpfahl und heulte zum
Gottserbarmen. Darüber ward Poldi ungeduldig und wild. Sie zerrte
an Mizzis Arm und fnchte fie von der Laterne wegzureißen. Es entftand

beinahe eine Rauferei. Mizzi fauchte fchon wie eine Katze. und Poldi
fchmälte laut und herrifch drauf los.
Da plößlich ertönte neben ihnen eine rauhe Männerftiinme.
„Sol Alfa man balgt fich hier. um bier Uhr früh. auf offner
Straße! Schreit und ftört die Nachtruhe! Dent wollen wir mal ein
Ende machen! Alfa kommts mih meine fchöneu Freilein! Marfclx auf
die Wache!“
Mäuschenftill und totenblaß halten Mizzi und Poldi die grilnme
Sehnßmannsrede angehört. Schnauzbärtig ftand der Gefelzeswäazter vor
ihnen und blickte fie erbarmungslos an. Er fah aus wie das fleifch-
gewordne richtende Schickfal.
Alfa das follte das Ende werden diefer fröhlich durchjubelteu Nacht?
Auf die Wache follten fie gefehleppt werden! Wie ganz gewöhnliche unter-
flandslofe Dirnen wurden fie auf offner Straße aufgegriffen und nach
Nnmniero Sicher gebracht.
Der armen Mizzi war der Schreck fo eiskalt ins Herz gegangenF daß
fiex jedeo Lautes unin-fichligf daftand und mit leeren, aufgeriffenen Augen
in ihr Schickfal ftarrte, Auch Poldi oerfuchte nur fchwache Einrede
zu erheben. Sie veteueite ihre Uufchuldx machte den Verfnch. ihre fonder-
bare Lage zn erklären. doch als fie dazu übergehu wollte. die Gefchichte
der Nacht zu erzählew fchnarrte der Wachmann fie an und wies fie
energifch zur Ruhe. Dann zog er fein .Buch und machte fich Notizen.
„Wir werden fchon herauokriegen. wie die Sache fich verhält. Ka
Lug hilft da nix. Wegen Bedenklichkeit angehalten! S0- und nun uor-
wärts. meine Damen! Es ruht fich ganz fanft auf a fchöue Holz-
pritfchen.“
In galten keine Widerworte. Die beiden Mädchen mußten mitgehn.
Mizzh ftill in Tränen zerfloffen; Voldil troßig und miirrifch vor fich hin-
murinelnd. Und neben ihnen fchritt der Wachmann. ftramm und unbeugfam.
im Vollgefiihl oollbrachter Pflicht,
Ju wenigen Minuten war die k. k. Sicherheitsraache erreicht, Nen-
gierige Poliziftenblicke empfingeu die beiden Arreftantinnen. Ein ,tionuniffar
fragte die Mädchen zhnifch aus. Traurige Strolaferfcheinungeu kauerten
in den Ecken.
Trieb fchwälten im oerftaubten Lokal zwei ungedeckte GaÖflammeu.
Waldi uerfuchte Bericht zu erftatten. Ueberftiirzt und verworren
ftrudelten die Worte ihr aus dem Munde. Sie erzählte wahrheitsgetreu.
* Doch ihr felber klang während fie fpracln alles fo unwahrfcheinlich. faft

auffchneiderifrh. Mit ironifch verzognen Mundwinkeln hörte der Kommiffar
ihr zu und zwinkerte zuweilen vielfagend den braven Wachmann an. der
die beiden Umherftreicherinnen zur Stelle gebracht hutte. Derlei kannte
man ja fchon. Diefe Mädeln hatten alle Phantafie, Und die jüngften
lagen am ärgften. _
„Schon gut. ihr fchönen Fraßen. fchon gut! Derweil machts euch
kommod auf derer Bank. Morgen Mittag wird Herr Dr. Ephraim a
Wöctl mit euch zn reden haben.“ 1
„Morgen Mittag? So lange wolln S' uns hier behalten? Ach
bitte. bitt' fihön. liebfter Herr Kommiffär. (offen 'S uns außa, Wir
haben ja eh nix angfiellt, Daheim. unfre Leute. die hamm fchon a Angft
um uns. und am Vormittag miiffcn ma a ins Gfchäft.“
„Nicht friiher. als bis Dr. Ephraim fein Votum abgegeben hat.“
„Was foll denn hier a Doktor? Der kann ja doch gar nix da
z'fagn habn, Hier ift doch ka Spital!"
„Ein Spital. hehe. freilich nicht! Aber das kann auch noch kommen.
Wenn ihrs jo for-ttreibt. ganz gewiß. Doch vorher: die Korrektions-
anftalt!“
Damit wandte der Herr Kommiffär fich ab und fchien die Unter-
rednng als beendet zu betrachten.
Znudernd und fchlnchzend ftanden die beiden Mädel mitten im Lokal.
ganz defperat und verftört.
Da ereignete fich ein Zwifchenfall. der ihnen Rettung bringen follte.
Die Tiir wurde eilfertig aufgcriffen. und ein Polizeileutnant. gefolgt
von einem intern fchon ergrauien Wachmann. trat ein. Und diefer Wach-
mann _ Gott fci gelobt -- das war ja der Herr Unzelmann. ein
entfernter Bekannter. 'der auch an der Erdberger Lände wohnte! Poldi
begann aufzuatmen. *
Der Polizeileutnant fliifterte angelegentlich mit dem Kommifiar. und
Herr Unzelmannn ftand dabei. und alle drei nahmen von den beiden Mädeln
fetdftverftändlich gar keine Notiz. Hingegen trat der Mann. der fie arretiert
hatte. auf fie zn und verwies fie barfch in den hintern dunkeln Raum.
Mizzi. gefenkten Hauptes. fchlich fich wortlos hinüber. Aber Poldi drang
gefchickt gegen Unzelmann vor und zupfte ihn am Rock. Diefer drehte fich
nm und maß die refpektloie Arreftautiu mit einem univirfchen Blick. Zu-
nächft ohne Poldi zu erkennen. Erft als diefe ihn anredete. entfuhr ein
erftaunter Aus:“uf feinen Lippen.
„Iegerh die Poldi Hafpingerl Wie kommft denn du hierher. Madel?“

Das breite Biedermaunsgeficht dee» Waihmanneß dem ein ftattlicher Kaifer-
bart ein fehr louales Ausfehn verlieh (euchtete vor Verwunderung und die
unter Fetlpolftern verfteckten kleinen Schweineaugen ftrengten. fich gewaltig
an. weit aus-einanderzugehn.
Poldi knixie verlegen und ftammelte etwa-Z von einem tief bedauern-3-
werten Irrtum.
Da fchlich auch die bleiche Mizzi fich aus dem Dunkel wieder hervor;
faltete flehentliih die Hände und berührte mit den Knien beinahe den
gänzlich ungefegten Fußboden.
„Auch die Mizzi Schaffner?" kam es aus Unzelmann heraus. „Im
Madelni was habts denn g'macht? Seide denn alle zwei miteinand rein
narrifch gewordn? Im was is denn?“
„Nächtliche Hernmtreiberiunen finds] Wurden wegen Bedenklichkeii
angehalten!“ rapportierte der arretierende Wachmanm zum Polizeileutuaut
hingewendet.
Diefer hob mufternd die Augenbrauen und nahm eine ftreng ver-
weifende Miene an.
„Sanft ganz anftändige Madeln finds. Herr Leutnant.“ erklärte be-
fliffentlich Unzelmann. „Ans hochachtbarer Famiilijei Mir perfönlich
wohlbekanntl“
Jeßt begann aufs neue ein ftrengee Verhör, das der Leutnant per-
fönlich knapp und gewandt fiihrte. Auch Poldi war voll auf dem Poften
und gab befriedigende und zungenfertige Auskünfte. Zum Schluß iaufihte
der Leutnant mit dem Kommifiär einen kurzen Blick und ein faft anmerk-
liches Nieken aus..
„i'Inzelmanm alfo es bleibt dabei. Sie machen die bewußte Meldung
auf der Sieherheitswacha Valerieftraße. Die beiden jugendlichen Hernm-
ftreicheriunen nehmen Sie mit und eskortieren fie. behufs privater Zurecht-
weifung an die refpektiven Eltern. Kann noch einmal Gnade vor Recht
ergehnl“
Mizzi und Poldi fielen einanoen vor Freude weinend„ in die Arme
und wollten fich danach iu einem Redeftrom von Dankesbezenguugen ergehn.
Doch der Polizeileutnant winkte kurz ab- Wachmann lluzelmann übernahm
die beiden Eskortantinnen und verließ mit ihnen das Wachlokal.
Ernft und gewichtig fchritt der ergrante Polizift zwifihen den beiden
gedrückt folgenden Mädchen durch die erivachenden Straßenf alle drei ftumm.
Herr Unzelinann war zwar ein Menfchenfrenud und hätte gern ein wenig
getröftet. Aber eine gelinde Strafe mußte doch fein. Alfa, Schveigen.

Links von ihm ging Mizzi. oerhcirmt und übermüdet. in banger Er-
wartung der zn Haufe zu gewärtigenden Strafe. Hingegen fuchte die rechts
fchreitende Poldi fich mit Gleichmut zu wappnen. Mochte die Mutter
zanken. Was konnte fie ihr groß anhaben? Die Hauptfache war. aus
al(den dummen Situationen fo mit heller Haut davongekommen zu fein.
Jedenfalls. ihre Erfahrungen hatte fie ja nun gemacht. War genug Zu-
wideres dabei gewefen. So alfa fchante das Leben aus? Daß man am
liebften gleich ..Danke fehön“ fagen möcht! Wenn es nur nicht zugleich
fo zum Lachen getvefen wär]
Es war gegen halb fechs Uhr morgens. als die drei Heimgiinger,
nach dem Durchfaneiten der innern Stadt. die liebliwen Anlagen des Stadt-
parka heiraten. Die volle Frühfonne (ag auf Nafenplc'ißen. Büfchen und
Baskets. (Holden glißerte der Schwanenteich. Alles leuchte-te. duftete.
fprühte. Und oben in der Luft war ein großes Gefchrei. Taufe-ide und
abertaufende von Vögeln begrüßten einander mit fchmetterndem Zuruf.
Es war ein anfgeregtes. tuninltuarifches Viepfen. Trillern. Zwitfchern.
Tirilieren. Gurten und Trällern. Das ganze Vogelreich wir in Ekftafe.
Alles lockte und warb und ftürzte flalternd übereinander her. in wilder.
zügellofer Dafeinsluft. Die Lüfte bebten vor Wonne. Lebensraufch über-
all. Qtgiasmns. taumelndes Entziicken.
Unwillkiirlilh blieben die Wanderer ftehn und bliekten ftannend empor.
Dir-fe unendliche. von Luft und Leidenfchaft dnrchzitterte Hellel Stille
fenkte fich daraus herab in die Herzen der Meufchen. ein demiitiges. betendes,
vertrauenfuchendes Shiveigen. Aa). es gab fooiel Glücksftröme. die die
Welt durchbrauften. und alle endeten fie in ein Meer von Leiden. Doch
immer wieder aus dem Leiden erhob Natur fich zu neuem Gebären. werk-
tätig. unzerftörbar. mit neuen Glückstrieben. neuen Verheißungen. Dunkel
nur und vage durchbebte diefes Mhfterium die Gemüter der drei
Menfchen. die den mitten in der Großftadt gelegenen Varadiefesgarten an-
da'chtig dnrchfchritten. Der alte (ebensernfte Wachmann und die erwartungs-
ooll ins Dafein lngenden jungen Mädchen. Die Naeht war entwichen.
und alles war gleichfam wie am erften Tag. Und fich. aus Müdigkeit.
Enttäufclwng und Qual rang fich verftohlen. zaghaft cin wiedergeborenes
Gefühl hervor. eine junge neugierige Sehnfucht , . .

Julius Bub:
Die Iren
Das Kulturleben der europäifchen Völker erfährt feit einem halben
Jahrhundert Befruchtung feltfamer Art: Nabionent die bisher an der
Peripherie der europäifchen Kultur zu ruhen fchienew die feit Jahr-
hunderten fich rein enipfangend verhielten- treten plötzlich in den .Kreis
der Produzierenden ein, ergreifen mit den ansgeruhten Kräften ihrer
lange verhaltenen Eigenart afie Probleme und übernehmen auf ge-
miffen Gebieten vor den altang-efehenen Kulturnat-ionen die Führer-
fchaft. Nach dein Erwachen Rußland?- erlebten wir den beifpiellofen
Trinmphzug der Skandinaven durch das literarifche Europa. Und jeht,
wo nach dem großen Erfolg des ariftokratifchen Aeftheten Wilde die
längft nicht zu Ende geführte Debatte iiber den revolutionären Realiften
Shaw im Mittelpunkt des literarifchen Jutereffes fteht- darf man viel-
leicht von einem Eintritt Irlands in die kulturelle Produktion EuropaZ
fprechen. Darf das um fo mehr. als gleichzeitig der grünen Jufel aus
den Jahrhunderte alten politifchen und fozialen Kämpfen heute eine
nationale Renaiffance wirtfchaftlich wie kulturell und literarifch zu
reifen fcheinh und zugleich ihr-e europäifch repräfentativften Geiftert
Wilde fo gut wie Shaun bei aller individuellen Verfehiedenheit ganz
fpezififch -irifche Züge zeigen. Gerade dat wo fich diefe zwei fo verfchie-
' denen Temperamente berühren: in der (dort fnobiftifÖ-artiftifh hier
praktifch revolutionär gewandten) Verachtung der Wirklichkeitt in der
vifionären Kraftt die eine neue Welt will und vollendet -- gerade in
diefem Tiefften offenbaren beide fpezififch nationale Kräfte.
Und fo wird man eine neue europäifche Kulturbewegung, für die
jene genannten zwei vielleicht erft die Beginn-er findt nicht verftehen
können- ohne fich klar zu machen: was heißt denn ein Ire fein? Was
ift - geiftig gefprochen - Irland?
O
Irland - dies Land gibt all feinen Söhnen fo fchwerest unver-
l-ierbares und unverwechfelbares Erbe mit. wie' nur je ein nationaler
Boden an feine Sproffen gab. Und manch einer diefer Söhne hat mit

diefem Erbgut jrhon lange gearbeitet im großen gemeinfamen Unter-
nehmen europäifcher Kultur. Aber das Herrenvolk jenfeits des Georgs-
kanals hat nicht nur die politifche Exiftenz der weftlichen Intel ein-
gefchluckt, es hat auch die kulturelle Produktion Irlands annektiert und
läßt fie unter britannifcher Flagge in die Welt gehen. Vieles, was auf
politifchem und literarifchem Gebiet der Sprachgebrauch der Gebildeten
der angelfächfifchen Kultur zuweift- ift in der Tat ftark national charak-
terifierte irifehe Leiftung. So meint man wohh daß die „Infel der
Heiligen“ in dem Iahrtaufendf feit der heilige Gallus auszogr nichts
an Europa gegeben hiitte - aber man bedenkt dann nicht- daß der
wirft-gewaltige Satiriker des „GulliverC daß der fchwiirmerifch-heitere
Dichter des „I/leaf of Melcetielcl“, die Liebe Goethes daß der Ve-
fieger Bonapartes - Swift, Goldfmith- Wellington und wie viele andere
- Iren waren- fehr echte Iren fogar.
Nicht die kulturelle Produktivität des Infelvolkes an fich ift alfo in
untern Tagen neu; nur bewußter- prononcierter irifch als je -ift fie in
unfern Tagen des nationalen Individualismus geworden. Und damit
hat die nationale Eigenart freilich noch einen Grad von Kraft erlangt-
der allgemein bedeutfam zu werden vermag.
Wer oder was ift nun ein Ire? Ein Ire ift - das fcheint die
näihftliegende Antwort » zunächft kein Angelfachfe kein Germane-
fondern ein Kelte, Der Bedeutung diefes Raffenmoments verfchließt
fich zwar ein Nationalift wie Shaw felber völlig; er hat für Raffenpfhcho-
logie nichts als mit Spott und Hohn zu erklären- daß er zum Beifpiel
„der echte thpifcbe Irliinder der dänifchen- normannifehen, englifchen und
fchottifchen Invafion“ fei. Nun gibt es gewiß keine gefährlicheren Leute
als die Raffentheoretiken die über dem dunkelften Abgrund unteres
Nichtwiffens dem V-ererbungsproblem- einen Bau von Wertungen er-
richten. Auch gibt es ganz gewiß ke-in fruchtbares Leben in der uns
bekannten Gefchichte, das nicht aus Miichung der Raffen wie Kreuzung
der Kulturen hervorgegangen wäre- und der Anteil der einzelnen Raffe
an folchem Lebenselixier ift gewiß durchaus inkomnienfurabel. Aber fo
wenig Raffeneinfluß rational abgegrenzt oder gar zu einem Wertmaß
ausgeprägt werden kann - feine Exiftenz bleibt doch unleugbar.
Unter jedem Himmel- unter jeder Kulturx bei jeder wirtfchaftliehen Lage
und jeder Weltanfchauung bleibt dem Juden ein Iiidifches- als ge-
heimfter Rhythmus des Blutes als letzte Form, die jeden Inhalt er-
greift. Tie keltifche Raffe- die es ja auch nirgends zu einem dauerhaften
nationalen Gebilde gebracht hatt gibt nächft den Inden wohl das fta'rkfte
Beifpiel fiir die unwiigbare- ungreifbara aber aua) unleugbare Kraft
der bloßen (von keiner äußeren Macht gedeckten) Ratte. In den ver-
fchlungenften Raffenmifchungen gibt ein Tropfen Keltenblut in Wefen
und Werk jedes einzelnen noch eine irgendwie befondere- fchillernde,
lockende- verwirrende Farbe - feit Bertrand de Born bis zu Maeter-
link und Wilde. Etwas bleibt gleieh an dem Keltent quer hindurch durch

alle Länder und Kulturen. - - Als Alexander der Große im Jahre
335 v. Che, vor dem Verferzuge den Norden feines Reiches durch fieg-
reiche Feldzüge ficherte. kamen von den Grenzen der Balkanhalbinfel -
Gefaudte eines keltifchen Stammes zu -ihni. Der junge. damals fchon
weit gefürchtete Herrfcher fragte die Gefandten. was fie wohl am meiften
fiirchteten? Er meinte. fie follten ihn nennen. Sie antworteten:
..Nichts. als daß etwa der Himmel auf fie fallen möchte; aber eines
folchen Helden Freundfchaft gelte ihnen am höchften." -- Jft nun in
diefer mehr als zweitaufend Jahre alten Antwort nicht diefe ganze un-
fagbare Mifchung von Renommifterei und Galanterie. Arroganz und
Höflichkeit. diefe Vointiertheit und Gefchnieidigkeit. diefer „Elan" und
diefer ..Efprit". der heute noch einen guten Varifer Vlauderer unwider-
ftehlich macht - oder einem Dialog von O. Wilde oder G. B, Shaw
feinen lehten ftiliftifchen Reiz gibt? Tiefe Menfchen. die Alexander als
liebenswiirdige ..Vrahler“ erkannte. die ein paar Jahrhunderte danach
der große römifche Eroberer als ..rerum nonarum euoicli“ charak-
terifierte.- diefe M-enfchen. die ganz gewiß die Erfinder des mittelalter-
li>)en Rittertums und des neuzeitlichen ..Kavaliers" find. die überall
tapfere Soldaten und fchlecht-e Feldherrn. glänzende Fabnliften und
Märchenerzähler. aber nie klaffifche Geftalter erzeugt haben. - diefe
Menfchen dnrchtränken mit ihrem leichtbeweglickwn Blut. ihrer fpiele-
rifchen Grazie. ihrem fublimen und oberflächlichen Sinn fiir den „bean
geete“ der Rede und der Tat noch heute ihre Nachkommen in Frankreich
wie in Irland. Ein Schein ihres bunten Glanzes flirnmert auch noch iiber
den dunklen Erzen des irifchen Vueitaners Shaw. Jft es vielleicht das
keltifche Erbe. das den furchtbaren Heffer Swift zum Märchenerzahler.
den leidenfchaftlichen Agitator Shaw zum Luftfpieldichter machte?
Judeffen der Ire. den Shaw ganz ohne den Kelten erklären will.
kann ebenfowenig durch das Keltentum allein erklärt werden. Denn es
ift wahr. daß die in gewiffer Beziehung irenähnlichften Menfchen heute
ein Land zeitigt. das ziemlich rein german'ifche Bevölkerung. aber ähn-
liche geographifche und vor allem politifche Bedingungen hat wie die
grüne Jnfel. Die Unraft und Melancholie des überall nahen Meeres.
- die große Maffe der Junenfläche. Siem-Moore und Heide. die gleich
unfruchtbar. gleich großartig und gleich vereinfamend und traurig wirkt
wie das Meer felber - die weiche und feuchte Luft. all das mag feinen
Anteil an der ziellos verträumteu. tatlos bewegten Art des Iren haben.
Wichtiger aber noch als dies „Klima" und der wichtigfte Faktor in der
Charakterbildung des iriichen Menfchenfcblages uber aupt ift das
hiftorifche Schickfal der Infel. Schon die Melancholie der irifchen Land-
fchaft ift zu einem Teil fozufagen ..Kultur“werk. denn es gibt iiberall
Ruinen. verfallene. verlaffene. leerftehende Bauten. Dies Land. das
in einem halben Jahrhundert. von 1841 bis 1891 beinah die Hälfte
_ feiner Bewohner - 350() 00() Menfchen - durch Hungersnot und Aus-
wanderung verlor. driirkt mit den ftets fichtbaren Denkmalen feines Un-
glücks unaufhörlich auf das Gemüt feiner iibriggebliebenen Kinder.

So nährt es Trauer und Zorn. Abfchen und Flucht vor der Welt
in der Brnft diefer Menfchen. die fchon von Geburt her ein Gefchlecht
träunterifcher Weltfliichtlinge und unfchöpferifcher Empörer find. Denn
in der weichen Stille diefes Landes geriet die fpielerifch verftiegene
Kelten-art zur (Stefiihlsfchwelgerei. und die katholifche Kirche kam und
fand hier befferen Boden als irgend. erzog ihre Heiligen. Und es kamen
nach dänifchen und uormannifäten Eroberern die englifchen Herrfcher
iiber dic See. und unter endlofen blutigen Kämpfen wurde Irland eng-
liirhes Land. Aber nie lebendiges. mitfchaffendes Glied des englifchen
Reiche-I. wie Schottland - es war ewig gärende. ewig niedergehaltene
Provinz. Die enatiichen und die eignen Barone verzehrten den Zins
des iriichen Landes in London. und der Ire fah nur mit Haß nach
Ofren, verwiinichte die Siege des Reichs und weidete fich an feiner
Niidetlaae. Denn er war nicht wie der Schotte durch den eigenen
Landesherrn in Perfonalunion Reichsgenoffe des Engländer's geworden.
und war nicht wie der Schotte der Glattbensperbiindete fiir den pro-
teftantifchcn .Kern des Britenvolkes; er war mit Waffengewalt erft von
den ritter-lichen Plantagenets und nachher von den Cromwellfchen
Glaubensftreitern unterworfen -- er. der Katholikl der als Katholik
jedem Erbfeind Englands naheftand. erft den Spaniern. und den
erilierten Staat-ts und den Franzofen danach. So blieb er ein Unter-
diiickter. ein widertvilliaer Knecht in diefem großen fich zu Weltherren;
turn erhebenden Reich. Die katholifche Kirche aber war mit neuen
heißcften Schmerzensbanden. mit dem Bande gemeinfamer Feindfchaft.
einigen Haffes an das Herz diefes Volkes gefchmiedet. nnd ihre Macht
wuchs und wuchs. ..Obwohl die Bevölkerung in Irland fo weit zurück-
gegangen. hat doch der Klerus ftets zugenommen." bemerkte ein frommer
Schriftfteller niit naiver Befriedigung. Doppelt naiv ift dies „obwohl"
- denn alle irifch-patriotifchen Schriftfteller von geiftigem Rang find
darin einig. daß faft mehr noch als der Hunger die tiefe Freudlofigkeit
des ivijchen Bauernlebens Grund der Auswanderung fei; eine Freud-
lofigkeit. die ganz wefentlich das Werk der kirchlichen Zeloten ift. die
ihre ganze ungeheure Macht wider Wein und Weib. Gefang und Tanz
ins- Feld fiihren. Mit ihrem Einfluß. der bei den völlig ungebildeten
und mit Fleiß im Aberglauben erhaltenen Landleuten kaum geringer
ift als der des wundertätigen Medizinmannes in feinem Kral. arbeitet
diefe Priefterfchaft darauf hin. dem Iren diefes Jammertal völlig zu
verleiden. ihn init allem an jenes Himmelreich zu binden. das allein
die heilige römifche Kirche ihren Gläubigen verfchaffen kann. Und fo
wird dies Volk. dem ohnedies jahrhundertelang jedes freie politifche
und wirtfchaftliche Handeln unterbunden war. vollends abgelenkt von
der Erde. ihrem nüchternen Ernft. ihrer ehrlichen Arbeit. ihren wirk-
lichen Geniiffen und fachlichen Eroberungen. So wird die ganze Kraft
dic-fer reichen Raffe nach .innen gedrängt. fo entfteht ein Volk von
Träumern und Selbftbefchauern. Phantaften und Skeptikern; fo entfteht
aus einer ungeheuren Hypertrophie des Innenlebens der moderne Ire.

Das Lieblingsbuch des jungen Shaw war ein älterer irifcher Roman
von Leber. der den Titel fiihrt: „Ne (taz-8 riä - a likEZ 1-0rnan26“,
Diefer Titel erfchöpft nicht nur das Wefen des ganzen Buches. fondern
auch das ganze Wefen des Irländers: Ein Spazierritt wird ein Lebens-
fchickfal. Ein biederer junger Ire leiht fich in einer ritterlichen Wallung
ein Pferd und reitet auf einen Tag aus. verliert das Pferd und
fuiht. weil ihm ein altes Weib etwas von der Wunderbedeutung des
Schimmels fchwaßt. ihm nach wie einem Hort. und läßt fich fo treiben
von Schickfal zu Schickfal. von Ort zu Ort - ein Leben hindurch, Diefe
tiefe Willenlofigkeit. diefe Direktionslofigkeit dem praktifchen Leben
gegeniiber. des Eingefponnen- und Getriebenfein von rein eingebildeten
Werten. diefer tragikomifche Heroismus des durch keine Realität zu
erweckenden Träumers - das ift das Wefen des Iren.
Er ift der Unbehaufte. der nirgends auf Erden daheim ift. und er
liebt felbft fein grünes „Erin“ nur als den Mutterboden feiner Träume.
nicht als ein Land fiir Saat und Ernte und Hausbau. Er ift deshalb der
rechte Auswanderer. der überall Fremde - der Söldner fiir jede
Sache. außer für feine eigene. denn er hat keine eigene; fein Leben ift
ohne Saihgehalt. er ift voll Traum und voll Spott für die Wirklichkeit.
- Horace Plunkett. ein ausgezeichneter. in Irlands Reform prakbifclj
arbeitender Staatsmann. fagt in feiner Schrift über ..Irland im neuen
Jahrhundert“ gelegentlich: Eine praktifche Behandlung der Homerule-
Frage durch die Iren fei unmöglich; denn diefe Idee werde in ihren
Köpfen fofort eine religiöfe. ganz außerpraktifche Vorftellung. die zu
Ekftafen. aber nicht mehr zu Handlungen fiihren könne. Und an anderer
Stelle gibt er diefe charakteriftifche Anekdote: Er fei einmal zu einem
Fußballmateh zwifihen irifchen Mannfehaften gekommen; da habe er die
Spieler zu einem wiift kämpfenden Knäuel geballt erblickt - an einer
ganz anderen Ecke des Spielfeldes aber lag. feit geraumer Zeit fchon
unbemerkt. der Ball! *- So zeigt die kleinfte wie die größte Gelegen-
heit den Iren immer von derfelben Seite: nie feffelt das wirkliche
Ziel. die praktifehe Leiftung feinen Eifer; aus jedem Problem. jede Auf-
gabe zieht er fich nur die größtmögliche Senfation. den ftärkften Ge-
fühlston. den anregendften Traum, Und ift die Ekftafe einmal ausge-
fogen. gilt ihm die Sache felbft nicht mehr als eine faftberaubte Frucht,
Er wirft fie fort und verhöhnt ihre dürftige Trockenheit. ihre plumpe
Form. ihre winzige Menge. - Denn der Ire hat. einmal geweckt aus
feinem Traum. den böfen Blick für die Wirklichkeiten. -er fchaut fie durch
und durch in “ihrer Unvollkommenheit; und ohne Pietät fiir die Relativi-
täten des Seins verhöhnt und verachtet er das lebendige Leben. mißt
und verwirft es an feinen großartigen Träumen.
..O die Träume. die Träume! die qualvollen. herzverfengenden. nie
zu befriedigenden Träume. Träume. Träume! . . . Die Phantafie läßt den
Irländer nie allein. überzeugt ihn nie. befriedigt ihn nie; aber fie iift
fchuld. daß er keiner Realität ins Antliß fehen kann. noch mit ihr zu

handeln. noch fie zu erobern vermag: er kann nur die Nafe riimpfen
über die. die das können. . . . Endlich kommt es fo weit. daß man nichts
Wirkliches ertragen kann: man geht lieber fchäbig und fchmußig herum.
als daß man fich entfchließt. auf feine Kleider zu achten und fich zu
wafchen; man nörgelt und poltert zu Haufe. weil die Frau kein Engel ift,
und fie verachtet einen. weil man kein .Held ift; und man haßt die ganze
Gefellfchaft uni einen herum. weil fie nur aus armen. nußlofen. lieder-
liäjen Teufel-i befteht. wie man felber einer ift. Und über alledem erhebt
fich ein gräuliches. finnlofes. fchadenfrohes Gelächter. Wenn man jung
ift. trinkt man mit andern jungen Leuten und zotet mit ihnen. und da
man unfähig ift. ihnen zu helfen oder fie anzufpornen. verhöhnt und
fpöttelt und fchilt man fie dafiir. daß fie die Dinge nicht tun. die man
felbft nicht zu tun wagt, Und die ganze Zeit lacht man. (acht man.
lacht man!"
Diefer fchmerzvoll wilde Auffchrei fteht in Bernard Shaws Heimat-
ftiick ..Iohn Bulls andere Infel“ - aber erinnert nicht dies pfhchologifche
Bild feltfam getreu an eine große Geftalt aus einer anderen modernen
Literatur? Wer ift der junge Menfch - träumend. verlumpt. zotend.
lachend. fpottend. tatlos - und immer tränmend. träumend: ift es nicht
Peer Gym?!
Norwegens Seele. Peer Ghntl - Ich dachte in der Tat vorhin an
Norwegen. als ich von dem germanifchen Volke fprach. das durch ähnliche
Schickfale zu ganz ähnlichem Wefen. wie die Iren gelangt ift; ich dachte
an Ibfens Gefchöpfe. diefe weltblinden Fanatiker ihres Traumes von
Brand bis Ellida. von Solveij bis Nubek. von Gregers bis Borkmann -
und ich dachte an das Wort; Menfchen find das nicht. aber Norweger!
Nun. es könnten auch Iren fein - könnten es fein. wenn ihnen nicht der
eine hellere fch'a'rfere Ton fehlte. den doch wohl das Keltentum in jene
weftliche Mifchung tat; germanifche Iren. Auch in Norwegen hat eine
geographifche Situation und ein politifches Schiäfa(Jahrhunderte (ang
die ganze Kraft eines Volkes nach innen gedrängt; nichts hat fich in
Arbeit und Tat entladen. alles hat fich innen gefauimelt. hat Geift und
Gefühl überwuchert mit den Fäden einer Traumwelt. Und dann ge-
fchah die Explofion diefer überdrängten Seele. von der Europa noch
zittert. Dann wurden diefe Trarimwandler zu Sehern und Propheten
und trugen ihre Vifionen als kommende ganz weiche Wirklichkeiten in
den Halbfchlaf der anderen Völker. Das war der Aufruhr. Ibfen,
Mit minder dumpfem. aber kaum fchwächerem Schall entlädt nun
Irlands Seele ihre verhaltenen Kräfte iiber Europa. Denn dies Volk.
das in immer erneuter fentimentaler Andichtung die ewig wandernden
..Wildgäufe" zu einem Lieblingsfhmbol macht. das kein Haus hat -
das ift überall zu Haufe. das hat das Zeug zum ..guten Europäer". Und
dies Volk. das in vollkommenen Träumen lebt. das in der wirklichen
Welt nichts fucht - das ift gerade ganz illufionslos. wo es fich der Re-

alität nähert. ganz klar und zhnifch den fentimentalen Halbheiten der
arbeitenden Völker gegeniiber - das hat daS Herz zum vollendetften
Aufklärertum. zur fchonungslofeften Kritik in fich, Zu abfoluter Kritik
- denn am Aendern. Umbauen. Reformieren der wirklichen Welt liegt
dem reinen Iren nichts; er will fie nur durchfchauen und verlachen
können. verlachen mit feinem böfen. weltabgewandten irifchen Gelächter.
mit dem Gelächter des Swift. der die edlen Hauhhnhums liebt - nicht
die Menfchen. Der Ire ift nichts fo wenig wie ein „Romantiker" im
iiblichen Sinne; er durchwirkt keineswegs die Wirklichkeiten mit
Träumen. Mit einem fcheuen. wilden. höchft empfindlichen Stolz hält
er feine Traumwelt in fich feft und für fich feft - da lebt er. Die
Außenwelt fieht er mitleidlos kalt an. er haßt fie faft. weil fie ihn ftört
- er hat kein Intereffe. fie zu befohönigenk)
Diefe fcharfe Zweiteilung. diefe große brutale (innere Reinlichkeit
hindert den Iren. zu irgendeiner Art von „Glück“ fiir fich zu gelangen
George Moore. einer der erheblichften Autoren der neuirifchen Be-
wegung. zitiert einmal den robuften Satz eines Realpolitikers: ..Den
Iren wiirde es längft beffer gehen. wenn fie es nicht immer mit ihren
verdammten Seelen hättenl" -
Das ift wahr; aber das. wa? fie unglücklich macht. diefer ganze
feelenhafte. alle irdifche Realität zerfeßende. vor keiner Lebensbedingung
haltmachende Blick. diefe wie außerweltliche Kritik - das kann doch
fiir andere Völker. die einen ftärkeren realiftifchen Fond. eine hin-
reichend gefunde praktifche Befchränktheit befißen. ein Segen werden:
denn dort kann fie Schranken. nnniiß geachtete. längft nicht mehr nötige.
lebensfeindliche. hinwegfprengen. diefe irifche Kritik. Wie es die nor-
wegifche tat _- wie es überall und immer die jüdifche tut.
Der Ire hat im fozialethifchen Sinne kein „Herz" (_ ..Das Herz
eines IrländerS ift feine Phantafie" -) und deZhalb liebt der Ire nie-
manden. fich felbft am wenigftenl Denn er. der permanente Selbft-
befchaner. kennt fich am beften und haßt das Wirkliche und Begrenzte
auch bei fich, Auch in der eigenen Art verabfcheut diefer Tranfzendente.
diefer grenzenlofe Träumer das Endliche. Es *ift nichtZ weniger als ein
„Paradox“. wenn Shaw fagt. daß kein Ire dem andern fein Irentum
verzeiht. (So gewiß. wie die beften und echteften Inden in einem fehr
tiefen Sinne Antifemiten find - fo gewiß wie jede wahrhaft großzügige

*) Durch feinen ganz freien Blick fiir reale Znfauuncnhänge kann es der
Ire in der praktifchen Welt. einmal zum Handeln gezwungen. fehr wohl zu
Erfolgen bringen; er kann reich und mächtig werden - nur fchövfcriich und
glücklich wird er nicht. weil ihm feine Taten unverbundeu. finnlos. nur halb
ernnhaft find. weil ihm die Wirklichkeit ohne ethiiche Schwere ift. Er ift alZ
Praktiker znnifch und brutal - weil er nichts ernft nimmt als fick) in feinen
Phantafien. Das ift z. B. auch der tief organiiche Znfammcnhang
des fo oft und töricht gefcholtenen vierten Arts im P cer Ghnt mit dem Peer
des Anfangs und Ende?,

Kritik mit Selbftkritik beginnt und in Selbftkritik endet.) Aber wenn
diefer Fremde. Lieblofe nicht eigentlich bauen und fchaffen wird für die
Menfchen - er kann Luft und Licht bringen, weil er zerftört. weil er
niederreißt. Vielleicht ift aueh er beftimmtf *in der Gefchiehte zu wirken
als höchft bedeutfames „Ferment der Dekompofition"? - „Wir Irländer
waren niemals gefchaffen, Farmer zu fein; wir find wie die Indem der
Allmächtige gab uns Gehirne und hieß uns fie bewirtfchaften.“
Gin Kelte, deffen geiftige Agilität durch ein fchweres Schickjal aus
der Sphäre heiterer bunter Sinnlichkeit geriffen iftt ift ein fahlesj hinter»
weltliches Traumreich, ein Träumen der auf die Wirklichkeit mit feind-
lich durchdringendem höhnifehem Blick fieht. ein b'ofer Lacher - das ift
der Ire.

Aönig Jahann

Vom König? . , Eilbrief? . , A11 den Hofmarfchall? , .
Befehl: „Bankett im Schloß zu Setubal!“
- Es ift Bankett in Setubals Balaft . . .
„Lud man den Herzog von Bifeu zu Gaft?“
»- „Der dort den roten Wein oergießt
Und wie fein Glas von Laune iiberfließt . .“
- „Sagh Herzog. was erfchiene euch wohl nah
Elfiihret ihr, man plane euren Tod?“
- „Die Frage ftellt Ihr mir? Das nenne ich Humor!
Ich. König? Eil ich käme ihm zuvor!“
- „Recht fo; ich rette mich vor Deinem Erz“
Und ftößt dem Falfchen rafch den Dolch ins Herz.

l.eo Item-.berg

Fritz t1. Briefen (Hamburg):
„Gefelltchaft“
..Nun denn. allonZ, enfantZ (ie la patrie!" fagte mit der ihr
eigenen geiftigen Grazie die Komnr-erzienrätin. Sie reichte dem General-
konful von Coftarica den Arm. und die Brozeffiou wollte ins Speife-
zimmer.
Eine kleine. aber repräfentable Gefellfchaft. die ießt die Tafel zierte.
Neben der Gaftgeberin. die friiher wohl einen appetitlichen. jeßt
einen mehr nahrhaften Eindruck maahte. der Generalkonful mit feinem
zur Ausgleichung der Glatze kurzgehaltenen grauen Haar. der jovialen
Selbftherrlichkeit des echten Junggef-ellen und ein paar Lachfalten in
den äußeren Augenwinkeln.
Gegenüber der Gatte der Hausfrau. guterzogener Ehemann - be-
fondere Kennzeichen: keine - zu fetten der Baroniu Trigloffftein.
verw. Saniofchin. gefch. Schmidt. geb. Füllenfeld. einer Beaute a. D.
und wegen ihres Namens wie ihrer Weltkenntnis ftets verwendbaren
Freundin des Haufes.
Weiterhin JohnVeterfen. der Großkaufmann. der es für einzig
würdig hielt. ftets ..fer-iös" zu erfcheinen. und der daher feierlich wie ein
Leichenwagenkutfcher dreinzufchauen pflegte. - zumal feit dem Kaifer-
befuch. da der Monarch zu ihm. als einem Mitgliede der Empfangs-
deputation. gefagt hatte: ..Na. Sie. haben ja fogar fiir fchönes Wetter ge-
Fritz von Briefens neues dramatiiches Werk. die oieraktige moderne
Tragödie ..Die oouWildtberg“. wurde vom Deutfchen Schaufpielhau-Z in Hamburg
zur Uraufführung angenommen. Ferner erfcheint aus feiner Feder deninächft ein
Band kiinftlerifch einheitlicher hunioriftifcher Erzählungen ..GeniiitsmenfclWiFF in
einer der erften deuifcheu Verlagsanftalten. iinfer heutiger Originalbeitrag zeigt.
daß ein Kritiker recht hat. der kürzlich iiber Briefen u. a. fchrieb: ..Aber diefer
ausgefprocheu gemiitoolle Dichter erweift auch eine ausgeprägt fatnrifch e Ader.
wenn er auf gewiffe menfchliche Verhältniffe zu fprechen kommt. die ihn zur Sathre
reizen.“ Die Redaktion.

von Briefen
„Gefellfchaft“
forgt!" Seither gab fich John Veterfen als „Freund des Kaiferß“, und
in d e r Vofition muß inan allerdings das Geficht wahren.
Mit ihm war feine Frau erfchienem die fich im Laufe der Jahre
der Miene ihres Mannes anzupaffen gelernt hatte, ftets dunkle Seide und
die Hände meift über dem Magen gefaltet trug. (Nebenbei oblag fie der
gefellfchaftlichen Wohltätigkeit- fchon deZ Anfchluffes bei der Gräfin
Bigottinskh halber: Frau Veterfen zählte felber zwar zur vornehmen
Gefellfchafti die Gräfin aber gehörte zur g a n z vornehmen!)
Sodann faß an der Tafel der Fabrikbefißer und Leutnant d. R. -
Vardon, laut feiner Karte: Leutnant d, R. und cFabr-ikbefiizer - Theo
Reichberg. Er war das.y was man einen Glückspilz nennt: Sein Vater
hatte ihm eine „von felbft gehende" Fabrik hinterlaff-en; - die Dame,
die er zu einer fplendiden Mitgift (fiehe unten) hinzugeheiratet hatte-
war rührend nachfichtig gegen feine gelegentlichen Seitenfpriinge; -
und felbft ein Malheur, das er als Kind einmal hattei gereirhte ihm
nachträglich noch zum Vorteil: er war da mit der Backe in eine Scherbe
gefallen, und das fah jeßt fchlechthin akademifch aus.
Seine Gattin- ibm gegeniiber als Veterfens Tifchdanie plaziert-
wofür er deffen Ehehälfte beigefeßt warf hätte man nach ihrer Er-
fcheinung, hochblond-hager wie fie war, als eine wandelnde Eins be-
zeichnen können. Aber an diefer Eins hängten nicht weniger denn
fech? Nullen! . .
Eine Verfönlichkeit von außergewöhnlichem Reiz fodann war auf
der andern Hälfte der Tafel anwefend: Erwin M, Meher-Vuttbus, der
bekannte Dichter. Er war fo bekannt/ weil er fo viele Bekannte hatte.
Er lebte ganz für feine Kunft und von feinen Coupons?, Und da er
zur Gilde der Ganzmodernen gehörtei die zu dichten glauben wenn fie
drechfeln, fo hatte er es in der Fertigkeiti ftatt fimpler Werte feltne
Wörter und fonderliche Wendungen zu produzieren bereits zu Erkleck-
lichem gebracht,
Dein up t0 ante-Beeten hatte die Kommerzienrätin ihre Nichte
Fräubin Rhea Knackwitz zur Seite gefeßt- ein wennfchon nicht ver-
mögendeS- fo doch auch nicht durch rein äußerliche Reize beftechendes
junge? Mädchen von 29 Jahren.
Neben der eigenen Tochter des Haufes endlich einem ausgereiften
Backfifch- der (bis auf Schnurrbart und Koteletten) „ganz der Vater“
war und „Milli" gerufen wurde- faß der junge Dr, Schweigen Spezial-

arzt fiir Nafe. Hals und Ohren. Er fchien fich. da nicht nur Nafe. Hals
und Ohren. fondern auch die iibrigen Einzelheiten der Kommerzienrats-
tochter recht niedlich anzufehen waren. in diefer Nachbarfchaft nur
wohlzufiihlen; jedenfalls fah er fehr aufgeräumt aus.
Sollte er auch; nach den Dispofitionen der Hausfrau. Das
Gaftmahl. das fie heute gab. war ja. genau genommen. ein ..diploma-
tifches“: Erftens wollte die Kommerzienrätin fehen. wie der einigemal
zur Zufriedenheit konfultierte junge Arzt fich als Gefellfähafter und
neben ihrer Tochter ausnehme; und zweitens wollte fie den General-
konful von Eoftarica. der feit einem Vierteljahr im Haufe verkehrte.
endlich mal die Sehnfucht ihres Mannes nach einem Orden merken
laffen. - bloß durch die Blume natiirlich. Sie hatte fich dafiir bereits
eine Gedankenreihe zurecht gelegt. die für den zu Unrecht angezweifelten
logifchen Sinn des Weibes Zeugnis abgab.
..Sie find vorgeftern nicht in der Premiere gewefen?" begann fie
zu ihrem Tafelritter. ..ich habe Sie wenigftens dort nicht gefeheni“
..Nein. ich war leider verhindert. Habe nur die Kritik und Inhalts-
angabe gelefen; - wieder fo 'n foziales Stück. nicht wahr?“
..Ia ein Stück vom Glück. In neuer Abwandlung die alte Frage.
ob das innere Glück vom äußeren Erfolg. vom materiellen Befiß ab-
hänge.“
Und indem*fie all ihre. mit Lefefrjichten ernährte Ethik zufammen-
nahm. fuhr die Kommerzienrätin gedankentief fort: ..Es ift doch klar.
daß das Glück mit dem Reichtum nichts zu tun hat, Nein. die Kritik
der reinen Vernunft muß einem fagen. daß die Kraft des Gemüts das
wahre Glück der Erdenkinder. die Perfönlichkeit. ausmacht!"
Die Sprecherin weidete fich einen Moment an ihrer glanzvollen
Verquickung von Kant. Fichte und Goethe. Dann fchloß fie. in edlem
Enthufiasmus von ihrem Hummer aufblickend: ..Ich fiir meine Perfon
könnte jedenfalls felbft in einer Dachkammer glücklich feinl“
..Na. nal“ dachte der Generalkonful. und demzufolge erwiderte er:
..Ich zweifle bei Ihrer ausgefprochcm verinnerlichten Veranlagung.
meine Gnädigfte. nicht eine Sekunde daran. daß Sie der Reichtiinier
gar nicht bediirften. um glücklich zu fein!"
Die Kommerzienrätin lächelte befriedigt. Sie war ein kluger
. Menfch. zweifelsohne. Und höchft gebildet dazu. Sprach fie doch mit
Vaffion iiber ..Unterbewußtfein". „Ganglienzellen“ u. dgl. m.. wie fie

auch Damen und Herren durch gntgelernte lateinifche Zitate in Ver-
legenheit fehen konnte!
Aber felbft bei f e h r klugen und gebildeten Menfchen pflegt fiat um
das Geftirn des Geiftes ein mehr oder minder leichter Nebelftreif der
Eitelkeit zu legen. wenn es von dem Kometenfchweif der Schmeichelei
paffiert wird. So nahm die Kommerzienrätin. die fich gern als freie und
eigene „Individualität“ gab. die leere Eloge ihres Nachbarn für volle
Meinung. - obfchon fie doch von Kindesbeinen an des Katechismus der
liebenswiirdigen Lügen. genannt ..guter Ton“. kundig war.
Der Kommerzienrat ujZ-a-uiz, als er feine begabte Gattin dem
Konful fich fo ernftlich widmen fah. fchaute flüchtig-wohlgefällig zu ihr
hinüber. Sie hätte aber auch ohnedies über ihrer fittlichen Begeifte-
rung das materielle Ziel nicht ans dem Auge verloren; dazu befaß fie
zuviel Wirklichkeitsfinn, Und fie ftrebte rafch der nächften Etappe ihrer
Kampagne zu:
..Wir Frauen find wohl "im allgemeinen für eine intimere Auffaffung
vom Glück als die .Herren der Schöpfung! Ich fpreche leider aus Er-
fahrung.“ - ein elegifch gefärbter Blick fchwebte und wies auf den
Kommerzienrat hinüber - ..wenn ich befonders an den männlichen Ehr-
geiz denke. deffen Befriedigung der Mann wohl noch über das häusliche
Glück ftellt!"
Der Generalkonful fchwieg zunächft. Er war nicht mufikalifch ge-
nug. um aus dem Vorfpiel fchon auf die ganze Oper fchließen zu können.
Er war als bloßer Titularbeamter auch nicht durch die diplomatifche --
nicht einmal durch die konjularifche *- Schule gegangen. um genügend
zwifchen den Zeilen lefen zu können. Sein wahrer Beruf und Lebens-
zweck war ja vielmehr der Import ausländifcher Farbh'olzer. Rein fach-
lich machte er denn feinen Standpunkt zum Thema mit den Worten
geltend: ,.Pardon. meine Gna'dige. 'n bißchen Ehrgeiz ift doch ganz nett
-- und vorteilhaft; es gibt doeh einen fehr berechtigten Ehrgeiz!“
.Hierbei dachte er mit ftillem Vergnügen an fein gegliicktes Be-
ftreben. diefer Tage mit unter den Unterzeichnern eines Aufrufs zur
Errichtung eines Denkmals für Johann Sebaftian Bach geprangt zu
haben. Seine Beziehungen zu jenem Komponiften reichten zwar nicht
über die Kenntnis hinaus. daß der Mann fchon lange tot war und auf
der Orgel großartig gewefen fein foll; - aber unter dem Aufruf ftand
e r. da es alphabetifch ging. in nicht geringerer Nachbarfihaft als zwifchen

einem Oberkonfiftor-ialrat und einem Generalmajor z. D.l Wenn d as
nicht Anfehen und Kredit förderte . . .l Was war allein der Aerger
feines gefchäftlichen Hauptkonkurrenten. diefes lächerlichen ..Kom-
miffionsrats". über feinen. des Generalkonfuls. Namen inmitten der
e r ft e n Kreife wert! Und anderfeits. wie mußte Margot. feiner kleinen
Freundin vom Operettenchor. ja. wie mußte der ganzen guten Gefell-
fchaft feine Perfon zwifchen Oberkonfiftorialrat und Generalmajor im-
portieren! , . .
Er konnte. diefen Nebengedanken mit Muße nachhängen. da die
Kommerzienrätin inzwifchen nach der andern Seite hin in ein Gefpräch
fich eingelaffen hatte. Ihr weiblich-diplomatifcher Sinn fagte ihr. daß
fie fürs erfte mit der ftarken Betonung des Ehrgeizes ihres Mannes in
diefer Richtung genug getan habe und nun am beften dem Konful ein
wenig Zeit. darüber nachzudenken. laffe. Deshalb plauderte fie mit dem
Schriftfteller. der. ein bißchen wider fein Gewiffen. die vom Dekorateur
feinerzeit nach Schema II beforgte Ausftattung des Raumes pries, Die
Hausfrau nahm die Lobeserhebung huldvoll entgegen. richtete jedoch ihr
diskretes Augenmerk nebenbei auf ihre Tochter und den Doktor,
Diefes Paar (als folches erfchien es wenigftens fchon in dem
geiftigen Gefichtsfeld der Kommerzienrätin) unterhielt fich zunächft. wenn
auch nicht vom Wetter. fo doch vom Theater. Das Mädchen fchäßte am
meiften Operette. Schwank und derlei dramatifche Kurzwaren. Aber
beim Anblick ihrer grundfäßlich geiftreichen Mama. fowie eingedenk
ihrer guten Erziehung fühlte fie fich verpflichtet. fich auch intellektuell
zn geben. Als er fie daher nach ihren Lieblingsftückchen fragte. nannte
fie im dunklen Drange der U-eberzeugung. daß die Wirkung wichtiger
fei als die Wahrheit. nach kurzem Bedenken: ..Hamleh - Der Kauf-
mann von Venedig. - Fauft. zweiter Teilt"
„Sol“ fagte der Doktor. über diefen abgeklärten Gefchmack der
Jungfrau ziemlich erftaunt,
Seine Verwunderung wurde nicht geringer. als fie ihm als ihre
Lieblings-Opern darauf die vier Stücke des länglich-philofophifchen
Nibelungenringes bezeichnete. Er pflegte nämlich. unbefchadet aller
Wagnerver-ehrnng. während des befonders ausgedehnten zweiten Altes
der ..Walkiire" das Abendbrot zu nehmen.
Der nicht unzutreffende Gedanke kam ihm. daß das Fräulein wohl
etwas auf Eindruck ausgehel Da wollte er ihr denn boa) nicht nach-
ftehen. und mit feiner Ironie fagte er. fcheinbar begeiftert: ..Sie haben

wirklich einen ganz ähnlichen, ausgefprochen literarifchen Gefchmack
wie ich. gnä'ges Fräul'nl Denken Sie: ich habe eine geradezu närrifch
einfeitige Vorliebe fiir Shakefpearer Koßebue und Ealderon!"
Ießt wunderte fie fich.
Das bemerkte der Doktor innerlich fchmunzelnd. Unmittelbar
darauf fragte er: „Schäßen Sie auch einfachere Sachen- Schwänke und
dergleichen?“
„Ach Gottf - wenigerl“
.,Merkwürdig. ich fah bei folchen Aufführungen mehrmals eine
junge Damer die bis ins kleinfte Ihnen ähnelte! - Muß dann wohl
eine andere Dame gewefen feinl"
Sie nickte nur. So gut war fie doch noch nicht erzogent daß fie
bei diefer Wendung nicht erröt-et wäre. Sie fchämte fich offenbart dem
Teufel der konventionellen Lüge den Finger zu einem paZ ae (jeux ge-
reicht zu haben. . . . .
Es war nicht des Doktors Abfichtf fie zu befchämen. Er fing daher
rafch von etwas anderem an. Dem Auge der Kommerzienrätin indeffen
war es nicht entgangen, wie in das Gefpräch zwifch'en den Beiden eine
gewiffe Unficherheit gekommen war. Sie verfolgte rnit häufigeren
Streifblicken die Entwicklung drübenj bis fie ein unerwartetes, ja im
Augenblick verblüffendes (obgleich an fich ihr gar nicht unfhmpathifches)
Intermezzo gewahrte: Milli und der Doktor reichten fich die Händel
War es fchon fo weit?! Nun- felbft wen n es foweit war, die Mutter
wollte die .Tochter wegen eines fo unangemeffnen Benehmens fväter ge-
hörig zur Rede ftellenl . .
Auf der andern Tifchfeite wo Veterfens und Reichbergs einander
gegeniiberfaßenj drehte fich das Gefpräch um die Schönheiten Italiens.
das der Fabrikbefißer mit feiner Gemahlin demnächft zu wiederholtem
Mal befuchen wollte.
„Neinj in Venedig hat mir's damals noch am beften gefallen; -
ich fage Ihnen- ein Effen haben wir da bekommen- bei diefem - na. wie
hieß der Kerl - äh: - na. irgend fo'n „_oni" oder „-init'l Ein
Effe n - *-l So gut haben wir fonft in ganz Italien nirgends ge-
geffen! . . Borziiglichl“
Die Gattin Reichbergs nickte bei diefem Erguß der Begeifterung
ihres Mannes iiber den Höhepunkt feiner italienifehen Erinnerungen.
Auch Veterfen nickte. Darauf ergriff er in der ihm eigentümlichen
umftändliihen, faft folennen Weife das Wort:

..Ja. - wie wir vor"drei Jahren in Italien waren. da faß im
Zuge zwifchen Mailand und Liborno m-ir gegenüber ein italienifcher
Fürft. Marchefe Soundfo. Der Mann kannte von Venedig her den
Kaifer c1 u ch. Wir haben uns da über allerlei mit'nander unterhalten!"
..Konnten Sie fich denn bequem mit ihm verftäud'igen?" fragte
weniger aus Wißbegier. als um Jntereffe zu erweifen. Reichbergs
Gattin. _
..Vollkommenl" gab Veterfen im Bruftton zurück.
..Er fbrach ja ganz gut deutfchl" feßte feine Frau noch hinzu. Eine
Erläuterung. die Veterfeu anfcheinend für fehr iiberflüffig hielt. denn
er ignorierte fie. fich lediglich dem Braten widmend. . . .
Das Tifchgefpräch zwifchen Herrn Meher-Vuttbus und Fräulein
Rhea Knackwiß begann damit. daß fie. während eben eine allgemeine
Unterhaltung int Gange war. ihren Nachbar anredete:
..Sie wollen heute gar nichts zur Bereicherung der Konverfation
beitragen. Herr Meyer?“
Ueber des Dichters Angeficht flog ein Schatten. Daß fie „Meyer"
zu ihm fagte ohne ..Vuttbus“. fchien ihm banaufenhaft. ja verletzend.
trotzdem er (ie facto nur ein geborner Meher war. Diefer Name diinkte
ihm aber zu fchlicht fiir einen Kandidaten der Unfterblichkeit; deshalb
follte das niedliche Städtchen Vuttbus. das die Ehre hatte. ihm das
erfte Licht der Welt geliefert zu haben. mit unfterblich werden.
Die Anfrage des Fräuleins hingegen wegen feines Schweigens kam
ihm nicht nur erwiinfcht. fondern er hatte fie geradezu herbeigefchwiegen.
Denn fie gab ihm die Gelegenheit. j-eßt mit einem eigens zu diefem
Zweck bereitgehaltenen Aphorisnius zu glänzen; fcheinbar fcherzhaft und
fehr vernehmbar zugleich fprach er:
..Große Geifter haben oft Mangel an geiftigem Kleingeld!"
..Wundervoll...l“ fliifterte Fräulein Rhea. halb für fich. halb
fiir ihn. Auch die Kommerzienrätin fand den Ausfpruch efpritvoller. als
fie's dem Sprecher zugetraut. Weniger iiberwältigend wirkte das
Apereu auf den Doktor: Er befaß wohl denfelben Abreißkalender wie
Meyer-Vuttbus. hatt-e den Spruch jedenfalls vor einigen Tagen auch
darauf gelefen.
Fräulein Knackwitz jedoch gab noch keine Ruhe. ..Wie originell.
diefer Ausfpruch!“ fchwärmte fie weiter. dem Dichter zugewandt. Der
fuhr fich fenfibel mit den Fingerfpißen über die fporadifchen Schnurr-

haare unter der Nafej nahm einen verfonnenen Gefichtsausdruck an und
erklärte darauf mit täufchender Befcheidenheit:
„Was wird an diefer kleinen Nebenbemerkung weiter Orig-inelles
fein! Wer weiß- ob fie nicht fchon Vlato oder Sokrates oder fonft einer
gedacht hat! Uns Modernen ift von den Früheren ja fchon alles weg-
gefchnapptl Dafür find wir ihnen in der eigentlichen Kunft. in der
Form iiber! Ideen haben die Leutchen wohl fchon in der Eiszeit ge-
habtf - aber den Stil. den haben wir heute erft: die Kunft alfo, die
Begriffe. die Sprache ganz neu zu nuancieren. zu differenzieren und
potenzieren . . .l“
„Genauer: Fremde Geifteskinder zu adoptieren. anders zu frifieren
und als eigen zu präfentieren!“ feßte der kr-itifch veranlagte Doktor, als
Ohrenzeugef diefem Vaffus hinzu. Natürlich bloß in Gedanken.
Der Dichter fank in fein anfangs beobachtetes großangelegtes Still-
fchweigen zurück. da ihm fonftwelches goldne Wort zur Sache momentan
nicht mehr einfiel. Und feine anpaffungsfähige Nachbarin paßte fich
auch feinem Ruhebedürfnis an, was ihr der foeben fervierte Rehrücken
fehr erleichterte.
Mittlerweile hatte die Baronin Trigloffftein der iibrigen Tafel-
runde einige hiftorifche Reminifzenzen aus ihrer Biihnenzeit gefpendet.
Sie war als junges Ding einmal fechs Wochen in Bagatellrollen tätig
gewefen und erzählte feitdem gern von ihren Trinmphen als Julia-
Ophelia und Gretchen. Es war urlange her. wer hätte fie da noch
dementieren können?
Nachdem fie mit der Gefchichte von dem franzöfifchen Vikomte, der
ihr durchaus ein Schloß in der Normandie zu Füßen legen wollte,
lächelnd gefchloffenf glaubte die umfichtige Kommerzienrät-in. dem
Generalkonful jeßt wieder einige perf'onliche Aufmerkfamkeit widmen zu
follen: fie erkundigte fich alfo hingehendf wie lange er eigentlich fchon den
wichtigen und intereffanten Voften als Vertreter einer auswärtigen
Macht innehabe?
„Erft feit* etwa zwei Jahren." lautete die Antwort.
,.O. man kann wohl auch in diefer Zeit bereits fich um das Vater-
land - hm: wenn es auch nicht gerade das eigne Vaterland ift - ver-
dient gemacht haben! . . . Heutzutage ift man doch iiberhaupt auf dem
Gebiet der Auszeichnungen nicht mehr fo engherzig. nicht wahr?"
Der Generalkonful. der grade kante, nickte verbindlich. ohne fill) in
weitre geiftige Unkoften zu ftjirzen.

Die kluge Frau aber. voll Takt und Taktik. gedachte hiermit die
Fortfetzung ihr-es Kreuzzuges. um diefen nicht zu überftiirzen. bis zum
nächften Diner zu vertagen. Sie plauderte mit dem bevorzugten Gaft
bis zum Schluß der Tafel mit Charme iiber ihr mehr oder minder gleich-
gültige Dinge.
Und nachdem auch der letzte Akt des abendfiillenden Gefellfchafts-
ftiickes - Szene der Salon - vor fich gegangen. empfahlen fich die Ge-
ladenen unter den üblichen Devobions- und Dankesbetenerungen. A -
d
Peterfens und Reichbergs hatten beinahe denfelben. nicht fehr weiten
Weg. Trotzdem der Tag gehalten. was er verfprochen. und ein fchöner
Abend unter dem majeftätifchenl Baldachin des blau-filbernen Firma-
ments feine milde Herrfchaft übte. hatte Reiäjberg fein Automobil be-
ftellt. Er lud Peterfen zum Mitfahren ein. was nicht abgelehnt wurde.
..Es war ganz nett heute abend. nicht?" bemerkte Reichbergs Frau.
während das Auto losfchoß. als ob es noch zehn Meilen zu machen hätte.
..Ach ja. - es ging!" fagte ihr Gatte. die Hand vor den Mund hal-
tend. ein leichtes Gähnen zu bergen. Dabei blißte der extragroße Dia-
mant an feiner Rechten im Dunkeln; und Peterfens Frau. die es ge-
wahrte. meinte im ftillen: ..Doch etwas aufdringlich. folch dicker Brillant.
- Zirkiisreitergefmmack l“
..Sagen Sie mal: _ was fiir 'n Kommerzienrat ift er eigentlich?"
fragte dann Reichberg. in Gedanken noch an dem Ort. den man foeben
verlaffen.
..Von Neuß jüngere Linie!“ erwiderte Peterfen. feriös wie immer
nur einen kleinen moquanten Zug um die Mundwinkel.
..So - ol Ich glaubte immer. er wär 'n preuß'fcherl" kam es
gedehnt aus dem Munde des Fragenden. - ..fo. fol . .
Man war bei Peterfens Villa angelangt. und mit ..vielem Dank"
ftieg dies Ehepaar aus. Peterfens Gemahlin hätte den Weg iiberhaupt
lieber zu Fuß gemacht. da fie an der fixen Idee litt. durch einen gelegent-
lichen Spaziergang von zehn Minuten könne felbft eine Taille wie die
ihre zur Grazie der Schlankheit zurückkehren. Reichbergs Fahreinladung
hatte jedoch fo iiberrumpelnd an den Bequemlichkeitsfinn appelliert. daß
der Drang nach Schönheit dabei einfach abgefallen war.
..Gute Nacht!" erklang es von beiden Seiten; das Auto fuhr weiter.
Und der Chauffeur. der bei der ftillen Luftund dem geräufchlofen Gleiten
der Gummireifen von dem Gefprääf der Herrfchaft jedes Wort hörte.

wunderte fich. obwohl er kein Neuling auf dem Gebiet war. über einige
kritifche Aeußerungen. die den eben fo herzlich Verabfchiedeten galten . . .
Auch der Dichter und der Doktor hatten ein Stück Wegs gemeinfam.
..Gott fei Dank.“ fagte der Literat. ..daß man wieder draußen iftl
Doch rie-.fig ftumpffinnig in folcher Gefellfchaftl Ueberhaupt für unfer-
einen!"
..Na ja!" pflichtet-e der Doktor etwas zerftreut bei. Er hatte feine
eigenen Gedanken. denen er ein Weilchen (ang nachhängte. Dann kam
er unvermittelt *- der Dichter nahm an. i hm zu Ehren - auf die Lite-
ratur zu fprechen. Eine Kerbe. in die Meyer. unter Ausfällen auf diefen
und jenen von den „Anderen“. kräftig mit einhieb.
..Wiffen Sie." meinte der Doktor. ..ich finde. daß neunzig Prozent
unferer „Modernen" die bekannte Goethe'fche Forderung fchlecht erfüllen;
fie find nicht Dichter der Gelegenheit. fondern der Belefenheitl Ohne
eigne Empfindung und Erfindung; das Gefuchte. Gekünftelte in Form
und Inhalt ift daher obenauf. Der dekadente Schwäß-er ift ..geiftreich“.
der wortfelige Aefthet ..feinfinnig". der induftriöfe Nachahmer ein
„Dichter“, Wenn das Knlturfortfchritt ift. dann ift jener Laternen-
pfahl ein Apfelbaum!"
Der Dichter fchaut-e den Doktor fcheu von der Seite an; er fühlte
fich durch deffen Worte ftark beunruhigt, Doch gewann fogleich wieder
fein natürliches Selbftbewußtfein die Oberhand.
..Ia. ja“ - fagte er - ..Sie haben Recht! So find diefe Leutel" . . .
Mehr wußte er momentan nicht zu jagen. Er nahm fich nur vor.
mit diefem rückftändigen Laien über Literatur grundfäßlich nicht mehr
zu fprechen. Er erkannte ihn jetzt fogar im Innerften als ..ekelhaften
Kerl" und verabfchiedete fich beim nächften Cafe von ihm. ohne zu fragen.
ob er mit eintreten wolle.
In dem Bewußtfein wiederum. duräj fein Privatiffimum diefem
Mode-Literaten. deffen Diinke(ihn fchon öfters geärgert. die Wahrheit
gejagt zn haben. ging der Doktor weiter. In einer Drofchke fah er den
Generalkonful an fich vorbeifahren. Der fchien es eilig zu haben.
In der Tat ftrebte der Vertreter von Eoftarica noch dem Operetten-
Reftanrant zu . , . Unterwegs fiel ihm die Rede der Kommerzienrätin
wieder ein. und endlich kam ihm eine Sonderidee:
Abi - ja. fo wird's wohl fein: Er will von mir wohl einen Orden
haben! Offenbarl . . . Armer Kerl. bedauernswerte Frau. wenn ihr
es erfahren werdet: - In Coftarica gibt's gar keine Orden] - - - -

Das Erfte, was die Herrin des kommerzienrätlichen Haufes nach
dem Auszuge der Gäfte tat, war, auf ihre Tochter zuzuftjirzen und fie
wegen des „unglaublichen Händedrucks" zur Rede zu ftellen- - nicht
ohne heftige Neugier- wie es zu folch auffälliger Jntimität fo fchnell
gekommen fei,
Die miitterliche Wißbegier wandelte fich in arge Verftimmung, als
fie von der wortkargen, fragwürdig gelaunten Tochter erfuhr; daß der
Doktor ihr im Laufe des Gefpriichs feine bevorftehende Verlobung mit
einer Dame aus Straßburg verraten habe. Darauf habe fie ihm natür-
lich gratulieren miiffen undl mehr in der Verwirrung als abfichtlich- die
Hand gereicht . . ,
Nach diefer Seite hin waren die Dispofitionen der Hausherrin
fomit fehlgefchlagen. Dafür getröftete fie fich der Hoffnung daß fie in
Sachen des Ordens zum Ziele gelangen werde.
„Ermu'dend, folche Gefellfchaft" - bemerkte der Hausherr, der fich
des diiftern Fracks, der Zwang-?jacke der NormalenÄ allzu Normalen- be-
reits zugunften einer Hausjacke entledigt hatte- - „langftielig und er-
müdend!“
„Man kann fich doch am nächften Tage durch eine längere Ausfahrt
erholen] , . . Nicht wahrx Darling" - fie legte fchmeichelnd die Hände
auf feine Schultern - „Du kaufft mir das Auto?! Ich forge auch fiir
deinen Orden!"
Die Erwähnung des Ordens beruhigte den Kommerzienrat etwas;
immerhin kam ihm die Vermittlungsgebiihr, die feine Frau da begehrte,
ein bischen hoch vor. Doch er war mit feiner Lebensgefährtin noch nie
-anders als durch Nachgeben fertig geworden; fo antwortete er refigniert:
„Schon gut. Sobald ich 'n Orden habef follft du 's Auto hnbenl Aber ich fage dir: wirklich weggeworfnes Geld fiir folch Ding] Du
weißtf fo furchtbar reich bin ich gar nicht] Die Equipage genügt doch
eigentlich wahrhaftigl"
„Na jat „eigentlichl" Aber wie oft (ieft man von Pferden, die
mit dem Wagen durchgegangen find!"
„Nicht fo oft„ wie von Menfchen- die mit dern Automobil drauf-
gegangen findl" gab der Gatte fchlagfertig zur Antwort.
„Ach - Du mußt :immer kleinlich fein! Du gönnft mir's bloß nichtl“
Der Kommerzienrat zuckte die Achfeln und blies mit mißvergnügter
Miene den Rauch von fich.

Die Gattin ließ fich dadurch nicht abfihrecken. Denn wenn der
Mann auch wuchtig wäre wie eine Granate- - das Weib ift widerftands-
fähig wie eine Vanzervlatte.
„Alle Welt hat ein Automobil,“ fing fie vorwnrfsvoll von neuem
an. da fie wußte, daß er durch dauernde Oppofition leicht mürbe zu
machen war. _- „man kommt fich ohne eins förmlich pauvre vor!“
Da drehte fich der Manni der nervös auf der Diagonale des Zimmers
fpazieren gegangenr faft beluftigt um:
„Förmlich paubrel Du Aermftel - Na. nimm mir's nicht übel:
Klotilde: aber folch tiefinnerlicher Gemütsmenfch wie Du follte auf fo
koftfpieligen äußeren Luxus doch mit Freuden verzichten! .Haft Du
nichh wenn ich recht hörte, erft vorhin bei Tifch aus tiefftem .Herzens-
grund verfichert: D u könnteft in einer Dachkammer glücklich fein?l" . . .
Die Kommerzienrätin machte eine indignierte Gefte.
„Laß doch wenigftens deine deplazierten Scherze. Leo!" erwiderte
fie mit kühler Ueberl-egenheit. „Gewiß hab ich's gefagtl In der Ge-
fellfchaftl Du wirft's wohl aber fo gut wie ich wiffen: Was man
da fagt. das foll doch mehr der Unterhaltung dienen!“

Rund
Die Römifrhe Knete im Kampf.
Kurz nach der Thronbefteigung
Pius x.. der Gefchäftsübernahme
durch den Kardinalftaatsfekretär R.
Merry del Val und der Leitung
der vatikanifchen Preffe durch deren
.Chef Umberto Venigni erfchien
die kurze Notiz. daß der Bulletino
..Acta Sanctae Apoftolicae Sedis“
zum kirchlichen Reichsanzeiger er-
hoben fei: alle darin veröffentlichten
päpftlichen und kurialen Dokumente
find dadurch von amtswegen dem
EpiSlopat des gefamten ..katholifchen
Erdkreifes“ bekannt gegeben worden.
Die Bifchöfe. Übte. Runtien und apo-
ftolifchen Delegaten haben unverzüg-
lich den Anordnungen der Römifchen
Centralgewalt Folge zu geben.
Damit war das Konfordat des
Hl. Stuhles mit Rußland vom
Jahre 1847.das Gefeh des König-
reichs Sachfen vom Jahre 1876 fo-
wie alle altverbrieften Einfpruchg-
rechte weltlicher Mächte tatfächlich
umgangen. Durch das .Konfordat
mit Rußland ift der HL. Stuhl ver-
pflichtet. alle Encycliken. Motupro-
pria. Rundfchreiben und Mitteilun-
gen an den röm.-kathol. Episcopat
in Rußland zuvor dem Minifterium
des Innern Rußlands zur Genehmi-
gung vorzulegen. Jahrzehntelang war
der Verkehr dee Vatikans mit feinen
Bifchöfen im Czarenreiche durch die
Hand dee ruffifchen Gefandten in Rom
und dee ruffifchen Minifters des Zn-
nern in St. Petersburg gegangen.
a-u
f (l)
Den Encycliken nun wider den Mo-
dernigmus. dem Konfiftorialerlaß
über die Abfehbarkeit der Pfarrer im
Verwaltungsweg und dem neueften
durch den Prinzen Max von Sachfen
verurfachteu Apoftolifehen Rundfchrei-
ben ..Ex quo nano“ wider die grie-
chifch-orthodoxe Kirche, die nur in
den ..Acta Sanctae Apoftolicae Se-
dis“ veröffentlicht worden find. hat
Rußland die Gültigkeit verfagt. weil
diefe päpftlichen Erlaffe weder der
Kontrolle noch der vorherigen Durch-
ficht durch das Minifterium des Ju-
neru unterlagen. Danach darf in
Rußland der Moderniftenеid nicht
ausgefchworen werden, und die Ab-

feßbarkeit der Pfarrer auf admini-
ftrativem Wege durch den Bifchof ift
nicht erlaubt. Der Minifterpräfident
P. A. Stolypin ordnete darum
an. daß die nach Lublin zur Ab-
legung dee Antimoderniften-Eides
zum 22. Januar zufammengerufene
Verfammlung der kathol. Pfarrer
und Domherren aug den zwei polni-
fchen Provinzen aufzulöfen und ihre
Teilnehmer nach Haufe zu fchicken
feien. Der Kardinal-Staatzfekretär
zeigte fich über diefe Maßnahme der-
art erboft. daß fein Preßchef Venigni
den ruffifchen Minifter des Auswär-
tigen S. D. Sazonoff. der zehn
Jahre lang in Rom lebend die Kurie
aus der Nähe ftudiert hat, als „Kir-
chenfeind“ denunzieren und feinen
baldigen Sturz vorausfagen muß.
Aber nicht nur die Beziehungen
des Hl. Stuhles zum Zarenreiche

unterliegen zurzeit einer fchweren
Krifis,_fondern auch das alte herzliche
Einvernehmen mit Öfterreich-
Ungarn hat eine fchlimme Zeit
durchgemacht.
Der Heilige Stuhl befaß bis vor
kurzem als feine oberften Vertretun-
gen bei fremden Mächten vier Apo-
fkolifche Nunitiaturen erfter Klaffe
mit den Sißen zu Paris, Mad-
rid, Liffabon und Wien.
Die erfte ift feit der Heimkehr des
Mfgr. Venedetto Lorenzelli im Som-
mer 1904 für immer gefallen; die
zweite und dritte find in ihrem
Fortbeftande ernftlich bedroht, und
die vierte -- in Wien - konnte volle
zwanzig Monate lang als Sinekure
ohne die mindefte Mühewaltung für
ihren Inhaber gelten; denn die Ve-
ziehungen zwifchen dem Ballhaus-
palaft in Wien und dem Vatikan zu
Nom waren feit dem 7. Juni 1909
bis Ende Januar 1911 völlig ein-
gefroren, Der Nuntius Mfgr. J.
Granito di Belmonte Fiirft
Vignatelli von Neapel, der am
24. März 1904 im päpftlichen Val-tft
„Am Hof 4“ aufgezogen war, hatte
im Frühjahr 1909 durch feinen Ein-
griff in die inneren Verhältniffe der
Donaumonarchie die Entfernung des
Vrofeffors Wahrmund von der
Univerfität J n n s b r u ck durchge-
feßt. Als Minifter Freiherr Lexa
von Ährenthal diefen Erfolg des
Apoftolifchen Nuntius ableugnete, er-
mächtigte der Neapolitanifche Kir-
chenfürft das „Vaterland“ zur
Veröffentlichung einer Unterredung,
worin der k, u. k. öfterreichifche und
ungarifche Minifter des Augwärtigen
öffentlich Lügen geftraft wurde. Der
Skandal konnte nicht größer fein.
Mit Angeftiim wurde die Abberufung
des Nuntius beim Vatikan gefordert.
Vergebens. Seit dem 7. Juni 1909
mied der Minifter jeden amtlichen
und außeramtliche Verkehr mit
dem Nuntius, der fomit den Zweck
feines Berufes gänzlich verfehlt und
als des Herrgotts unnüßer Koftgän-
ger in Wien laß. Urn einen Druck
auf das päpftliche Staatsfekretariat
auszuüben, mußte der k. u, k. Gefandte
beim Hl. Stuhl Graf Nakolaus Szec-
zen von Temerin in Nom einen län-

geren Llrlaub antreten, während die der öfterreichifchen Regierung ergebenen Blätter feit dem 7. Juni 1909 durchfchnittlich alle fechs Wochen ihren Lefern mitteilen mußten. daß der Nuntius „gehe“. ES war alles vergebens. Endlich ftarb der öfterreichifche Votfrhafter N. Graf von Kheoenhüller-Meßfch in Yaris, der einft nach der Schlacht non Slivnißa durch einen kühnen Ritt, mit einem eigenhändigen Brief des Kaifers Franz Zofef an den Fürften Alexander oon Bulgarien in der Tafche, das 'Königreich Serbien gerettet hatte, und Ührenthal machte die größten Anftrengungen, um von der Regierung der franzöfifchen Republik für das Agrämeni des römifchen Gefundten Sczeczen als Khevenhüllers Nachfolger zu erhalten. Das war nicht leicht; denn Frankreich hatte es nicht oergeffen, daß nur dank dem gefchickten Zufammenwirken des Gefandten Sczeczen mit feinem geiftlichen Berater Monte(von Treuenfeft und dem Kardinal Jan Knjaz Kofcielfko Vuzyna von Krakau das Veto Kaifer Franz Jofefs gegen den Kardinal Nampolla, den Kandidaten Frankreichs auf den Vapftthron, möglich war. Aber auch nach der glänzenden Beförderung des Gefandten

Sczeczen auf einen der vier höchften Botfchafterpoften. wurde der neapolitanifche Fiirft nicht von Wien abberufen. Das gefchah erft, als das ernftliche und langandauernde Unwohlfein des greifen Kaifers Franz Zofef eine nicht allzu ferne Kataftrophe befürchten ließ. Jetzt ift als Belmontes Nachfolger der päpftliche Nuntius in Rio de Janeiro. Monfignor Uleffandro Banana, Titular- -erzbifchof von Pharfaglia. ein Abruzzefe, oordem Profeffor des Kirchenrechts am Seminar von St. Apollinaris zu Nom. Llditore unter Eretoni zu Madrid. und außerordentlicher Delegierter in Peru und Bolivia. ernannt worden, Auf den iiblichen Kardinalshut muß der Fürft Granito Velmonte Pignatelli warten; denn Pius x. will während des „kirchlichen Trauerjahres 1911“ kein [Konfiftorium abhalten und das Gehalt der 22 erledigten Kardinals- .fiße (22000 Frank>(22) einfparen. Die box-haften Römer dagegen meinem. daß Papa Sarto aus Aberglauben die Ergänzung des Wahlkollegiums für feinen Nachfolger fo lange als nur möglich hinausfchiebe. weil er nach Abhaltung jenes Konfiftoriums fterben müffe. Die 9 bringe ihm das Unheil! Neun Jahre atmete Sarto als Kaplan in Tombola. neun Jahre als Pfarrer in Salzano. neun Jahre als Domherr-in Trevifo. neun Jahre als Bifchof von Mantua. neun Jahre als Patriarch von Venedig --. und am 5. Auguft 1903 begann fein Wirken als Papft. *-

Die dritte Macht. mit der grundlos der Kardinalftaatsfekretär N. Merry del Val Streit fuchte und fand. ift Preußen bezw, das Deutfche Reich. Als der Minifterpräfident von Vethmann-Hollweg und der Kultusminifter Trott zu Solz dem preußifchen Abgeordnetenhaufe mitteilten. daß dic Borommäusencyclika ..Edite faepe“ in Deutfchland nicht bekanntgegeben werden dürfe. ordnete gleichzeitig der Staatsfekretär Merry del Val ihre Drucklegung in den ..Acta S. Apoft. Sedis“ an, wodurch fie amtlich der ganzen Chriftenwelt mitgeteilt wurde. Im neuen Heft der ..Acta S. Apoft. Se-

dis“ nun erteilt Papft Pius die Antwort auf den Bericht der deutfehen Bifchofskonferenz von F uld a.

1. Der Papft beglüctwünfcht den deutfihen Epifcopat. daß er den Streit im eigenen Lager durch feine Maßnahmen über die interkonfeffionellen Gewerkfchaften beendigt habe. Die prinzipielle Entfcheidung des Papftes gegen die chriftlichen Gewerkfchaften ift lediglich aufgehoben. Die Sympathien des Vatikans gehören ansfchließlich den ftreng katholifihen Arbeiterorganifationen; der deutfche Epifcopat wird durch feine Pfarrämter langfam und in aller Stille die katholifchen Arbeiter in ftreng konfeffronellen. von den Dienern der Hierarchie überwachten und geleiteten Vereinigungen zufammenfaffen. fo daß jene gemifcht religiöfen Gewerkfchaften binnen kurzem ausgeftorben fein werden.

2. Nach dem päpftlichen Dekret „Qnam fingulari“. d. d. 8. Auguft 1910. fallen die Kinder „im fiebenten Lebensjahr oder friiher" zum Tifche des Herrn geführt werden. Es *fteht zn hoffen. daß Kardinal-Erzbifchof Hubert Anton Fifcher von Cöln bei feiner letzten Nomfahrt ein merkliches Hinauffeßen der Altersgrenze für die deutfchen Kinder zum

Empfang der erften (nicht feierlichen) Kommunion erreicht hat.
3, Gegen das päpftliche Konfiftorialdekret über die prompte Ablehbarkeit der Vfarrer d. d. 20. Auguft 1910 hat der Epifcopat keinen Einfpruch erhoben, Natürlich; denn durch jene Befugnifie ift die bifchöfliche Amtsgewalt ins Ungeheuerliche gefteigert worden. Mit Zähigkeit beharrt der Vapft auf feinem Motuproprio „Sacrorum Antiftitum“ d. d. 8. September, daß alle Vriefter den Antimoderniften-Eid ablegen miiffen. Daz den Univerfitiitsprofefforen gemachte Zugeftändnig, daß fie von die: fem Eid oerfchont bleiben follen, erweift fich in der Praxis als argliftige Tarif-hung. Die Lehrer der Heilswahrhejten werden, wenn fie von dem Difpens Gebrauch machen ,tatfachlich a dioinis enthoben, d. h. fie haben fich aller Handlungen der Seelforge, des Beichthöreng, des Sakramentefpendens und deg Predigens zu enthalten: damit follen fich tatfächlich die Theologieprofefforen ihren eigenen Studenten als die mit der Eapitis Diminutio Maxima in Ehoro Beftraften präfentieren. Von amtswegen wird der „Feigling und Apoftel der Kirche“ und „Mietling der Staatsgewalt“ der katholifihen Studentenfchaft denunziert, deffen Vorträge als der 'Ketzerei verdächtig zu meiden find. Der Vapft in Verfon orakelt, daß die vom Eid Entbundenen in Wahrheit die erften fein follen, welche ale treue Knechte Jefu Ehrifti den Eid fchwören miiffen.
So wird -- der StaatSgewalt Breußens zum Hohn - auf die Theologieprofefforen im Deutfehen Reiche der fchwerfte Druck mit unmoralifcher Znfinuation ausgeübt und dabei keine der kurialiftifchen Drohungen gefpart, nur zum Zweck, daß der eine oder der andere der Theologieprofefforen „aus GewiffenzbedrängniZ“ freiwillig vor den Herren Kopp und Korum, Beuzler und Keppler den Antimoderniftenеid für die Nichtigkeit des neufcholaftifchen Dogmenthemag ablege. Es ift fein lluges Unternehmen der römifchen Kurie, daß fie nach dem Abfall Frankreichs zu den fchlimmen Handeln mit S p a nie n

und Portugal nun auch noch die Streitereien mit N u ß l a n d und dem Deutfchen Reiche hinzufügt.
Spectator alter,

Orientalia.

In der Perle des Demanen-reiches, im „glücklichen Arabien“, gärt die Revolution. Wie ein Zauber-wort fliegt eg von Stamm zu Stamm: Freiheit, Unabhängigkeit vom Großherrn in Stambul, Ein anderer Vadifchah refidiert am gol-denen Horn. Man rühmt ihn feiner Energie wegen - ein Jungtürke. 50 Bataillone Turbantruppen, fo heißt es, find beftimmt, den Aufftand niederzuwerfen. Werden fie ihr Ziel erreichen? Der Vertreter des alten Regimes, Abdul Hamid, pflegte in [einen leßten Jahren vor einer Truppenfendung Nüafprache mit dem Both-haftet Großbritanniens zu neh-men. Er las fein Kismet in den Weifungen, die aus Downtng Street den Vertreter Englands in Konftan-tinopel trafen. Auch er war einft un-gefügig gewefen. Als im Jahre 1903 die Verhandlungen zwifchen England und der Türkei wegen der Abgren-zung deS beiderfeitigen Intereffen-gebieteg fich ihrem Ende näherten,

als die zwifchen beiden Regierungen
getroffene Grenztonventivn dem Sul-
tan zur Sanktion vorgelegt wurde,
da hatte er fein „placet“ geweigert
in der richtigen Vorausfeßung, da-
durch eine Beeinträchtigung feiner
Rechte zu erfahren. Er hatte fich in
feinen Rechten getäufiht. Englands
Agenten zogen von Stamm zu
Stamm, von Scheich zu Scheich, und
bewiefen ihnen klipp und klar, daß fie
frei unter freien Fürften auch ohne
die Bevormundung der Vadifchah in
Stambul leben könnten. Von nun an
wußte Abdul Hamid, daß die 'Kämpfe
welche in der Folgezeit im Süden
Arabiens zwifihen Türken und Ara-
bern ausgefochten wurden, im eng-
lifchen Jntereffe ausgefochten wurden.
Hamids Großherrengewalt über Ara-
bien war gefährlich getroffen, fein
weltliches Szepter gewiffermaßen ge-
fallen - es galt ein anderes hoch-
zuhalten, es galt, mit neuer Kraft
das Khalifat über Arabien auszu-
iiben, Das Mittel aber zur Stärkung
feiner Khalifenautorität follte ihm
die Hedfchasbahn liefern, deren erfter
Vlan feinen llrfprung deutfchen Ein-
gebungen verdantte und hierdurch
das Signum eines wirklich politifch
gegen den englifchen Imperialismus
gerichteten Unternehmens gewann.
Llm der Bahn jedoch jedes böfe Omen
von vornherein zu nehmen, trat
Deutfchland offiziell zurück und aus
dem ftrategifch wichtigen Schienen-
ftrang, der dem Sultan erlaubt, am
Sitze feiner religiöfen Macht über
virtuell eben fo große Militärmacht
zu verfügen wie in Stambul felbft,
wurde die islamitifche Vilgerbahn.
Wer aber in Arabien das Militär-
regiment hat, der wird auch die wirt-
fchaftliche Erfchließung des Landes
durchführen. Zn der Grabesftadt des
Propheten ließ Hamid zahlreiche Ka-
fernenbauten aufführen. Der alte
Schleicher auf dem Throne Moham-
meds wußte, was er tat, als er da-
ranging, mit Hilfe deutfcher Ingeni-
eure den Eifenrveg vom Norden, die
uralten Karawanenftraßen entlang.
nach den heiligen Städten des Islam
zu führen; er wußte, daß die fried-
liche Durchdringung des Hedfchas
ihm neuen Einfluß in Arabiens

Kornkammer, in Yemen, ficherte und
fein Anfehen ftärkte, das Jahrzehnte
lang Englands Agenten vom Aden-
frhen Felfennefte aus untergraben
hatten, Der Bahnbau konnte natür-
liih England nicht gleichgültig fein,
Solange das Werk noch der Nimbus
der Khalifenmaiht umftrahlte, hütete
es fich, einzufchreiten. Als aber die
Bahn bis Maan gediehen war und
man am Goldenen Horn den Wlan
faßte, diefe Stadt mit dem Hafenorte
Akaba am Roten Meer zu verbinden,
um fo durch die Moglichkeit, Truppen
von den Küften des Mittelmeeres,
ohne Benutzung des teuren Suez-
Kanals, über Maan nach Akaba und
von dort zu Schiff nach Hodeida be-
fördern zu können, den ftrategifchen
Wert des Unternehmens zu mehren,
da widerfetzte fich England. Doch der
Sultan mar kriegerifch. Zn unglaub-
lich kurzer Zeit konzentrierte er dank
der neuen Bahn 80000 Mann an der
ägyptifch-türlifchen Grenze - und
da England infolge der Unruhen in
Ägypten nicht kämpfen konnte. fo
trug er einen glänzenden diploma-
tifchen Sieg davon. Der Türkei blieb
der Zugang zum Meere. Doch nicht
lange follte fich der Großherr in
Stambul feines leicht errungenen
Erfolges freuen. -Vritanniens Be-

ftechungspolitik mußte fich aufs neue
bewähren. Mit Hilfe von fogenann-
ten Subfidien gelang es, die einzel-
nen Scheichs in Südarabien den eng-
lifchen Zntereffen gefiigig zu machen,
und allmählich in ihren Gebieten
eine dominierende Stellung zu er-
obern.
Friedlich durchziehen heute eng-
lifcije Karawanen das Land, wo Al-
bions Schilling fprieht, denn die wil-
den Stammeshäupter geben ihnen
ficheres Geleit. Sie fürchten mehr die
Entziehung der vritifcheu Unter-
ftiitzung als Englands Waffen. Geld
und Freiheit, das find zwei mächtige
Waffen, die ihnen Brit-ini":- -- *-"*
litik nerfvricht.
Bon Norden aber, da wälzt es
fich heran, da donnern und ftampfen
die Lokomotiven des Badifchah, und
die Züge, die heute noch fromme
cfZilger bringen, werden einft den tür-
kifchen Soldaten nach Arabien tra-
gen. Mit Waffengewalt wird der
Kalif alle Moslemin unter fein
Zepter beugen. Darum gärt es und
brodelt unter den Stämmen, darum
überfallen ihre Herden die Stationen
der Hedfchasbahn,
Ani goldenen Horn fchwanken die
Minifter. Man fchicl't fünfzig Ba-
taillone in das bedrohte Gebiet -
nein, man macht acht Negimenter in
Tripolis marfchfertig -* man iiber-
läßt zunächft den Aufftand fich felbft.
Beim Lloyd in Bremen fchartert man
ein paar Dampfer für Truppen-
transporte. Vielleicht - und für alle
Fälle. Der neue Kalif fchreckt davor
zurück, die fangt-lichen Anhänger des
Islam feine weltliche Macht fühlen
zu laffen. England fpielt in Siam-
bul “oa banque", Mohammed 7.
wagt nicht den Gegenfaß.
2. Kuweit.
In Mutefarrifltl Has liegt ein
winziges arabifches Fiirftentum mit
einer Hafenftadt am perfifchen Golf
etwa 100 Kilometer vom Schaft-el-
Llrab, der gemeinfchaftlichen Mün-
dung des Euphrat und Tigris. -
Kuweit ift fein heute viel genannter
Name. Sein Herrfcher fteht unter
der Oberhoheit des Sultans in
Stambul und fiihrt den Namen eines
tiirkifchen Kaimakam, Seine Hafen-

ftadt Kuweit aber ift zum Endpunkt
der gewaltigen Bagdadbahn erfehen.
Der letzte Scheich von Kuweit,
Mubarah ihn Sabbah, war ein
ftolzer und ehrgeiziger Herr. Er hatte
fchon lange den phantaftifchen Wlan
genährt, durch Unterwerfung der be-
nachbarten Stämme im Siidoften
Llrabiens ein großes arabifches Sul-
tanat unter fein Zepter zu bringen.
Britanniens Machtvolitil am per-
fifchen Golf wußte ihn hierin wir-
kungsvoll zu unterftützen. Er nahm
Albions icbeiubar uncigenniißig ge-
botene Hilfe bereitwillig an und ge-
ftattete zum Dank die Errichtung
eines englifchen Vizekonfulats in
feiner Hafenftadt. Unter Hiffen der
Nationalflag-ie 3-!: * -
Agent in Kuweit ein. In Deutfch-
land und dem damals noch von Fa-
fchoda her feindlich gefinnteu Frank-
reich ereiferte man fich ftark. Das
Ziel der Bahn, der Umfchlaghafen
am perfifrhen Meerbufen in Englands
Händen kam einer Unterbindung des
freien internationalen Verkehrs
gleich. Hier gewann das Vorgehen
Englands, deffen Diplomaten ja be-
kanntlich nach Lord Eurzons oielge-
teilter Auffaffung dem perfifchen Golf
die Eigenfchaft eines „britifchen
Sees“ znfprecheu, völkerrechtliche Be-

deutung. Auf Deutfchlands und Frankreichs gemeiufame Vorftellungen bei der Pforte traten Albions noch in Transvaal ftark engagierte Staatsmänner den Rückzug an und die rot auf weiß gekreuzte Flagge verfchwand vom Mafte in Kuweit. Aber auch ohne fie blieben Englands Zntereffen in dem kleinen Hafenorte. Er war ja der Schlüffel zu der großen Bahn. deren Traffe quer durch die Gebiete des arabifchen Osmanenreiches die Türkei zu einer militärifchen Großmacht im Zweiftromland machen konnte und eine von englifchet Wiihlarbeit mit fo großer Mühe gefchwächte Einheit fertigen mußte. Großbritanniens Diplomaten waren. als England noch ofiziell. ein getoiffes Befihreeht iiber Kuweit ausübte, ohne weiteres fiir den Ort als Endftation der Bagdadbahn eingetreten. Als Albion fich dann aber fpäter verdrängt fah. als die deutfchtürkifche Verbindung ihm immer frhlagender den Beweis lieferte. daß feine Macht im Orient da endete. wo diefe an Macht gewann. da fuchte es fich von neuem das Proteitorat iiber Kuroeit zu fichern. Es beging dabei den fehlimmeu Fehler. ohne den tiirkifchen Strohmann (den ihm fa jetzt eine andere Nation genommen hatte) die Stämme feiner Suzeräaitiit gefiigig machen zu wollen. Die Scheichs waren wohl für wirkliche llnabhängigkeit zu haben, aber Lockungen von feiten Llugläubiger. hinter denen nur allzu deutlich das Gefpenft der „Unterwerfung" ftand. zogen fie doch die Freuudfchaft und die Abhängigkeit vom Padifchah in Stambul vor. So wurde felbft Mubarah ihn Sab-
* bah wieder zum gläubigen Anhänger des Kalifen.

Aber auch am Vofporus find die Zeiten vorüber. da es hieß: England rechts. Frankreich links. der Sultan in der Mitte. Großbritannien hatte mit dem Tage Hamids Freundfchaft verfcherzt. als feine Botfchafter Sir Philipp Currie es wagte. in einer Audienz den Großherrn in Konftantinopel perfönlich fiir die armenifcheu Maffakers verantwortlich zu machen und ihn mit den Worten Gladftones als ..roten Sultan“ brandmarkte. Mohammeds n. jung-

tiirkifche Politik änderte nichts an
den gefpannten Verhältniffeu. Und
wo einft England unumfchriinkt
herrfchte. da fpricht jetzt der ruffifche
Botfchafter in Stainbul fein Macht-
wort - und neben ihm fteht Deutfch-
land. Die Frage von Kuweit ift
heute zur Frageeines Mächtekonzerts
geworden. das Englands und Frank-
reichs Diffonanzen nicht dauernd zu
ftören vermögen. Gelingt es der
deutfch-türkifch-ruffifchen Allianz mit
friedlichen Mitteln. wie nach den
Stipulationen. welche in Potsdam
getroffen wurden. zu erhoffen ift. die
Integrität des unter türkifcher Suze-
ra'nität ftehenden Sultanats lKuweit
dauernd zu fichern, fo ift damit der
Bagdadbahn der Ausgang zum
Meere. gefichert. Die gegenwärtig ein-
fegende Konfolidierung der euro-
päifchen Politik fcheint diefer Löfung
jedenfalls fiir die Zukunft eine gute
Gewähr zu bieten. *
H. Prehu - v. Demitz (Priiffel).
Strafverfrhirkung und Außenbefchäfti-
gung.
Der fcheinbar radikale Deutfche
hängt tatfächlich allzu fehr am Alten.

befonders wenn es fich in den beliebten Humanitätsmantel hüllt, ift doch der Deutfche der fchlimmfte Humanitätsdufler. Das bedauerlichfte Beifpiel hierfür bietet unfere Strafoollftreckung, die gänzlich unzulänglich. Sie fchreckt weder die Betroffenen, noch erzieht und beffert fie die Übeltäter. Sie loftet 100 Millionen und läßt den Sträfling unerhörter Weife beffer als den Arbeiter und Soldaten wohnen, beköftigt fie fogar öfters befier und teurer als den Landesuerteidiger, der um Ehre des Vaterlandes halber dient. Das ift eine öffentliche Schmach für unfer neraltetes Shftem, und der Einwand lächerlich, daß man die unglücklichen Verbrecher doch nicht hungern laffen dürfe, zumal die Einfperrung fchon genug an ihrer Lebenskraft zehre, was durchaus richtig ift. Alle Welt ift fich dariiber einig, daß die lange Dauer der Gefängnisftrafen völlig wertlos ift und dem Staat bloß unnüßes Geld koftet. Aber wir müffen bei unferem Zeittarif doch die Strafen nach der Schwere der Verfehlung .zahlenmäßig abftufen. Hier oerfagt die bisherige Einrichtung uollftändig und belaftet die Steuerzahler in durchaus ungebührlicher Weife.

Dabei fieht man mit anfcheinend fachkundigem Dünkel auf Verbefferungsoorfchläge herab . Durch Fachkenntnis nicht befchwerte Laien ftoßen in das gleiche Horn, und die fogenannte öffentliche Meinung ift fertig mit ihrem oberflächlichen Llrteile, das fich in Zeitungen faft aller Varteirichtungen gefpreizt und doch gänzlich haltlos kundgibt, Während unfere Gefängnisoerwaltuug von allzu nachfichtiger Milde überftrömt, weitern doch die Sozialdemokraten gegen diefe Schergen der öffentlichen Ordnung, mögen fie auch im preußifchen Abgeordnetenhaufe die faft übertriebene Menfchlichkeit bei der Behandlung der Sträflinge durch den Staat anerkennen. Die viel zu wenig angewandte körperliche Züchtigung wird als fchlimmfte Untat gebrandmarkt, obwohl die tatfächliche Zurüähaltung feitens der Beamten bekannt und durchaus ungerechtfertigt ift. Ich

habe als Mitglied der Auffichtsbe-
hörde über ein Arbeitshaus oft genug
und leider zu wenig die Erlaubnis
zur körperlichen Abftrafung bezw,
oerfchärften Einfperrung felbft von
FraUen, ausgedienten Dirnen wider-
lichfter Art geben müffen und nur be-
dauert, durch gefeßliche Vorfchriften
fo gebunden zu fein, daß felbft diefe
immerhin unerfreuliche Strafe des-
halb wirkungslos bleiben mußte.
Aber ich habe amtlich die bezeichnen-
de Furcht mehr oerbummelter, als
böswilliger Gefeßesübertreter durch-
weg leichterer Art vor geregelter Ar-
beit und dabei größtenteils unter
freiem Himmel in herrlicher Waldes-
luft erfahren. Daraus fchließe ich
mit Recht, daß unfere Gefängnis-
arbeit nicht mit der gehörigen Nach-
driicllichkeit erfolgt und die Beamten
fraglos zu milde find, um den erfor-
derlichen Ernft zu erzwingen.
Bekannt ift, daß Gefängnisarbeit
minderwertig ift, was die Verwal-
tung als Verhängnis hinnimmt, ftatt
auf Abhilfe zu finnen , Jft es nicht
unbillig, daß man diefen Faullenzern
noch Valäfte mit Badeeinrichtung
und Wafferklofets baut, die in
Zellengefängniffen fogar in die Zelle
des beneidenswerten Znfaffen fah-
ren? Troßdem wird in der Vreffe

gegen die notwendige Änderung
diefes veralteten und unfozialen
Syftems mit fcharfen, gänzlich be-
weislofen Schlagworten Sturm ge-
laufen, Die Regierung duldet, daß
Millionen ihrer Staatsbürger
fchlechter haufen, als der von ihnen
mitunterhaltene Sträfling, dem der
Lebensfaden durch die Einfchließung
ficherliih gekürzt wird, was auch un-
gerecht ift. Selbft die doch fonft er-
freulicherweife nicht zimperlichen
„Hamburger Nachrichten“ entfetzen
fich ohne jeden triftigen Grund über
die Verfchiclung fchwerer Verbrecher
und Außenbefchäftigung leichter übel-
täter bei Kulturarbeiten oder Eilen-
bahn- und Kanalbauten.
Daß Auftralien und das Kapland
als Verbrecherkolonie entftanden und
den Grund zu fpäterem Wohlftand
gelegt haben, wird oergeffen und
fchlankweg behauptet, daß England
wegen fchlechter Erfahrungen diefes
Syftem aufgegeben habe. Sogar
Nordamerika ift teilweife mit Ver-
brechern englifcherfeits und in noch
größerem Maße von den Franzofen
befiedelt worden ,Nur Unkundige
können über die großen Erfolge der
fibirifchen Sträflingsanfiedlung aus-
fällig urteilen. Schon find Einöden
blühendes Land geworden, und viel
bedeuten will bei der freilich unzu-
länglichen ruffifchen Leitung, die
durch politifche Nückfichten gebunden
ift.
Wir befißen in der Südfee, fowohl
im iKaifer Wilhelmsland (Neu-
Vomrnern oder Neu-Mecklenburg) als
auch auf der Jnfelflur genügend
Land für fchwere Verbrecher, die zum
Teil wie die Übeltäter in de rLeiden-
fchaft nicht verdienen, daß fie nutzlos
den größten Teil ihres Lebens ein-
gefperrt bleiben, während fie in der
Verfchickung wieder zu freien tüchti-
gen Leuten werden können. Es war
dagegen ein Fehler, daß felbft her-
vorragende Gelehrte, wie der in
diefer Frage fehr oerftändige Bro-
feffor Kohler, an Südweftafrika
dachten, unfere einzige Weißen-
fiedlung. Andererfeits find die Ge-
fetzesübertreter leichter Art zu Außen-
arbeiten zu verwenden, auch wenn
einma lein folcher durchbrennt. Llnfer

Nachrichtendienft läßt ihn doch wieder
der ftrafenden Gerechtigkeit in die
Hände laufen. Statt unfer Land
mit lebensgefährlichen Mefferhelden,
wie den Italienern und Kroaten, bei
Erdarbeiten zu oerfeuchen, erfpare
man dem Staate und den öffentlichen
Verbänden fowie uns Steuerzahlern
einen Teil der Koften und vetlängere
den Sträflingen das Leben in
frifcher Luft. Am wichtigften erfcheint
jedoch die Mitwirkung der Gefange-
nen zur überwachung unferer Moofe
im Süden und der Moore im Nor-
den, die zugleich die Wiederbevölke-
rung des Landes bedeutet. Der geld:
bedürftige Staat hat in den Ge-
fangenen die billigften Arbeitskräfte
und vermeidet dadurch den ftets ge-
tadelten und bisher unoermeidbaren
Wettbewerb mit dem an fich fchon
notleidenden Handwerk. Im April
tritt der Neichstagsausfchuß für die
Abänderung der Strafprozeßordnung
wieder zufammen. Es ift dringend
geboten, daß Praktiker ihre Stimme
in der Vreffe und im Lande erheben,
um der Humanitätsdufelei und dem
alten Zopf im Strafvollzug ent-
gegenzutreten.
Kurd v, Strang.

Rundfchau

Zur Johann-Orth-Tragödie.
Mit der fich in Wien vollziehen-
den zivilrechtlichen Todeserklärung
des Johann Orth, früheren
Erzherzogs Johann Salva-
tor von Öfterreich. fchließt eine dra-
matifche Epifode aus der Gegen-
wartsgefchichte des Haufes Habsburg
ab, die auch ohne die erwählte Stel-
lung des unglücklichen Fiirften An-
fpruch auf hohes pfhchologifches Jnter-
effe erheben könnte.
Wer den hochbegabten Prinzen
nicht perfönlich kannte, vermag fich
- nach den landliiufigen Anfichten
über die forgenlofe Exiftenz, über die
leichten Lebensbedingungen einer
folchen Perfänli-.hkeit - die plötzliche
Verzichtleiftnng auf alle ererbten und
überdies durch pofitioe Berufserfolge
als allfeitig beliebter Truppenfiihrer
noch oerfieiften Borrechte, nur durch
einen drückenden Zwang, durch einen
irreparablen Borftoß, dnrch eine
Kompromiitierung feiner heiklen
Stellung zu erklären. Und doeh war
keine diefer Bedingungen - wenig-
ftens nicht in dem Maße, um die Not-
wendigkeit zu begründen, aus dem
populären Erzherzog den einfachen
Führer eines Handelsfegelfäfiffes zu
machen, eingetreten. Der Fall Orth
ftellt fich als das klaffifche Beifpiel
des Mannes dar, der fich, gegen feine
Jntereffeu, mit aller Kraft dagegen
ftrăubt, in dem Rahmen zu bleiben
und zu wirken, in den ihn das dies-
mal nicht karge Schickfal hineingeftellt
hatte.
Heute (ann es ja ohne Bedenken
gefagt werden, daß der Hang zum
ricahaltlofen Kritifieren aller Riick-
ftändigkeiten den noch jugendlichen
Prinzen in fcharfen Widerftrejt zu
dem damals allmächtigen und als
Sieger von Euftozza in der öfterrei-
.hingen Armee als unantaftbar gel-
tenden Erzherzog Albrecht gebracht
hatte, daß Erzherzog Johann infolge-
deffen zeitlich ohne Kommando ge-
blieben und bei Hof in mindere
Gnade geraten war. Aber fein Geg-
ner ftand an feinem Lebensabend,
und nach deffen Ableben war das
Hindernis für den militärifchen Ehr-
geiz vorausfichtlich befeitigt.
Es ift ferner bekannt, daß Erz-
herzog Johann den damals freien

bulgarifchen Thron anftrebte, daran
aber durch den energifchen Proteft
des Miniiters des Üußern, Grafen
Kalnokr), behindert wurde, der den
offenen Bruch mit Rußland befürch-
tete, wenn ein Habsburger fich an die
Spitze des als ruffifche Domäne an-
gefehenen Balkanftaates gefetzt hätte.
Man weiß aber auch, daß der Prinz
fich fofort den politifchen Bedenken
fügte und die Kandidatur des Cobur-
gers unterftüßte, Bekannt ift auch,
daß die Herzensneigungen des Erz-
herzogs fich einer Bürgerlichen, der
Schwefter der Lokalfoubrette Siiibel,
zugewendet hatten. Bei den zahl-
reichen morganatifchen Ehen .von
Habsburgern und der von der Thron-
folge himmelroeit entfernten Stellung
Johanns kann auch diefer Grund kei-
nesfalls als zureichend fiir die Urn-
wandlung des Erzherzogs in einen
einfachen Handelslapitän angefehen
werden.
Der wahre Grund lag einzig und
allein in feinem perfönlichen maß-
lofen Drang, den ihm gefeßten Nah-
men zu fprengen, der Welt zu zeigen,
daß auch ein geborener Prinz, wie
jeder andere, die Fähigkeit befiße,
reale Arbeit zu leifien, einen Beruf

auszufüllen, in welchem die ererbten Vorrechte keinen Wert darftellen, Nur fo wurde aus ihm - der Befißer und Führer der Santa Margherita, die vor 30 Jahren ganz augenfcheinlich bei der Fahrt um die Südfpiße Amerikas Schiffbruch gelitten und die ganze Vefaßung in den Wellen begrub. Alle Märchen und Legenden iiber das Weiterleben des Prinzen, der von der Senfation einmal in Argentinien, dann in Japan und weiß der Himmel wo noch entdeckt fein wollte, find heute erledigt und widerlegt. Zohann Orth ift tot.

Wer ihn näher gekannt, wer wie ich Jahre hindurch unter feinem Kommando geftanden, wird diefem felten talentierten Fürftenkind nachtrauern, der, ein wahrer Menfchenfreund, jeden einfachen Soldaten vor allem als Menfchen anfah und behandelte, der im Felde und bei Manövern nicht zu bewegen war, friiher einen Biffen zu fich zu nehmen, als bis die Mannfchaften verpflegt waren, den jedes geiftige Schaffen und Produzieren intereffierte, der felbft weit iiber prinzlichen Dilettantismus hinaus die Feder zu fiihren verftand, Mufik- und Theaterkenntniffe befaß. Aus feinem eigenen Munde weiß ich, daß die Legende, als fei er politifch antideutfch gewefen, eine freie Erfindung war. In wacher Erinnerung fteht bei mir auch noch, daß dem Erzherzog beim Befuch des Königs von Italien in Wien nahegelegt wurde, fich vor der Truppenfchau beurlauben zu laffen, um nicht als Vrinz des einftigen Haufes Toskana feine Divifion einem "König, deffen Dhnaftie feine Familie depoffediert hatte, vorführen zu miiffen. Erzherzog Johann wies diefes Anfmnen energifch zurück, er fei hier nur und ausfchließlich öfterreichifcher General und fchäße es fich zur Ehre, dem Verbündeten und Freund feines Kaifers deffen Truppen vorzufiihren. Der König, der hiervon Kenntnis erhielt, überreichte damals dem Erzherzog perfönlich den Annunciatenorden.

v. S.

Der letzte Enkel von Charlotte Buff

Jn den im erften Aprilheft ab: gedruckten Auffaß haben fich zwei

Fehler eingefchlichen. muß im
erften Abfatz ftatt Hannover na-
tiirlich Hainburg und ftatt 1774
felbftverftändlich 1874 heißen.

Die Frühreuniffance der italienifrhen
Malerei in Nachbildungen. Mit
gefchichtlicher Einführung und Er-
läuterungen von Richard Ha-
man n. Verlag Eugen Diederichs,
Jena.

Eine der wichtigfien Kenntniffe
der Pädagogik ift es, *Kenntniffe aus
der Anfchauung zu gewinnen. Merk-
würdigerweife hat in der Kunft-
gefchichte diefe Erfahrung erft feit
kurzem die gelehrte Formelweisheit
verdrängt. llm fo dankbarer muß
man daher ein Buch wie das vor-
liegende begrüßen, das an einer 3u-
fammenftellung von Reproduktionen
es dem Befchauer überläßt, fich felber
einen Begriff von den Ideen und
dem Können der Künftler und dem
Geift ihrer Zeit zu bilden.

„Frührenaiffance, das heißt uns,
nach Wölfflins Definition, fein-
gliedrige, mädchenhafte Figuren, mit
bunten Gewändern, blühende Wiefen,
webende Schleier, luftige Hallen mit
17).)

weitgefpannten Bogen auf fchlanken Säulen. Frührenaiffance heißt alle Mannigfaltigkeit des frifch Gewachfenen, was Art und Kraft hat. Schlichte Natur und doch ein wenig Märchenpracht dabei.“

Vollajuolos David in feiner jünglinghaften Grazie und Schlankheit, Botticellis Madonnen in ihrer zarten, reinen Jungfräuliäzkeit, Ghirlandajos Heilige, die durch die Straßen von Florenz wandeln und nicht nur ihre Tracht, fondern auch ihre Gefichtszüge der Gegenwart entlehnen - all diefe Geftalten befunden: Frührenaiffance ift Naturalismus, Frührenaiffance ift unferer modernen Kunft verwandt, wenn nicht verbriidert! -

Aber für diefe Zeit ift noch ein anderer Zug typifch, der uns auffällt, wenn wir z. B. Benozzo Gozzolis Wandgemälde, Zug der heiligen drei Könige, im Palazzo Riccardi zu Florenz, oder Botticellis Anbetung der Könige, ebendort in Santa Maria Novelle, betrachten. In diefen beiden Bildern _ aber auch noch in andern, wenn auch zuweilen nur fymbolifch, fehen wir die Medici verewigt, die Kunft in den Dienft der Edlen geftellt und fo naturgemäß fich immer herrlicher und üppiger entfaltend.

Das wird freilich mit einem Schlag anders, als Savonarolas Fanatismus wie ein Wetterftrahl herniederfährt und als der Asketismus des Mönchs, im Einklang mit literarifchen, oft ausgeklügelten Tendenzen die Blüte und Kraft der Frührenaiffance erfticlen. Auf Botticellis letzten Bildern gewahren wir demzufolge geradezu Freudlofigkeit und er: müdende Stilifierung.

Aus der Symphonie der 200 Bilder, die in trefflichen Schwarz-Weiß-Reproduktionen vorliegen, konnte ich hier nur einiges von dem Thema herausgreifen. Man betrachte die Werke der Meifter, die im Zeitraum von etwa 1430-1460 gewirkt haben, jedes Mal wird man neue Schönheiten gewähren, neue Gedanken auffpüren und dadurch fein äfthetifches Empfinden und Erkennen bereichern,

Max Kirfchftein.

Muï¬kbeigabe

WZjLnZLjt.
' M0110 kl'k'l'LLlÃ¶xL.
'Ze-,dr Zur'.

(IM-1.x.
- 611- |oit, 0 kel' - 32
Mako.
K__*_*/'
- 3e, Reiz: kl.â€œ- - wo ZUM-ed um] [Zaum.
-uia- cdu, 3.. - se: oil-'8 kickt .ja dol -
Roc'. 'mn M_ - [.121 - eden-Ua - (lot, klnxa Kr - (l. ..k - k..-

Muï¬kbeigabe

u (ec-'xp

...i loi. .j- -1. 'vr
'or- . (len 'i117 * - [ls 'ev-elf' dal]
/x ,*_ *x
Telefone...
'711.- lcen ball' ich bei - ao ima... [an: 'na' 1....., oo 'oi' ich Nikki,
x*
/..
mc - ..-un 1.'
â€žor-.Fo

Zu unfrer Mufikbeigabe
Georg Dittrich
Wenn unferm Leferkreis diesmal
ein ungemein fangbares. fehr melo-
diöfes» durchaus oolkstümliches Lied
mit Georg Vittrichs „Maiene
zeit“ geboten wird. fo gefchieht
dies. weil nach folchen Kompo-
fitionen viel mehr verlangt wird als
nach folchen Liedern. in denen felt-
fame oder zum mindeften un-
gewohnte Harmonien und fchwierige
Klavierbegleitung anzutreffen find.
Wollte man aber den Schöpfer
diefes Liedes nur darnach ein-
fchäßen. fo wiirde man von ihm
ein ganz falfches Bild erhalten.
Wohl hat er eine ganze Anzahl
Werke gefchaffen. die wie diefes
fich an einen größern Kreis als an
die mnfikalifch Hochgebildeten wen-
den. aber auch diefe hat er reichlich
bedacht. obgleich ihm das Schickfal
nicht geftattet hat. fich immer nur
idealen Beftrebungen hinzugeben.
Georg Wafhington Vittrich
ift am 22, Februar 1870 in Dres-
den geboren. Schon mit vierzehn
Jahren befuchte er das dortige
Königliche Konferoatorium. wo u. a.
Franz Wüllner. Felix Draefefe und
Theodor Kirchner feine Lehrer
waren, Wer diefe Namen lieft.
wird fofort wiffen. welche aus-
gezeichnete Schulung der junge
Vittrich während feines fechsjährigen
Befuchs diefer berühmten mufi-
kaliZchen Lehranftalt erhalten haben
mu .
Mit zwanzig Jahren berief ihn
Ernft Schuch an das Dresdner
Opernhaus als Korrepetitor; bald
hatte er nicht bloß die Solo-
mitglieder einzuftudieren. fondern
durfte auch Opern dirigieren; vor
allem aber erhielt er auch. da fein
Vorgefeßter von feiner kompofito-
rifchen Veranlagung eine fehr gute
Meinung hatte. wiederholt Auf-
träge. Vühnenmufiken zu Schau-
fpielen zu fchreiben; fo entftand
feine ziemlich ausgefponnene Mufik
zur „Jundfrau von Orleans“. die
an Stelle der alten von Bernhard
Anfelm Weber treten follte. zu
„Was ihr wollt.“ zu Wilbrandts
„Meifter von Valmhra“ ufw. Am

9. Februar 1894 wurde fogar
Vittrichs einaktige Oper „Marga“
zur Uraufführung durch Schuch ge-
bracht. War diefes Werk auch wie
fo viele andre Opern diefer Zeit
nach dem Vorbild von Mascagnis
auch heute noch durchaus lebens-
ooller „Caualleria rufticana“ ent-
ftanden. fo war fie doch mehr als
eine ftarke Talentprobe; vor allem
imponierte die Stärke und Selbft-
ftändigkeit der melodifchen Erfin-
dung. die iiberhaupt auch fonft
Vittrichs Schöpfungen viel Ve-
achtnng oerfchafft hat. Daß diefe
Oper glänzend inftrumentiert und
durchaus modern gehalten war.
braucht eigentlich nicht erft hervor-
gehoben zu werden. Wenn fie troß
ihrer Vorzüge nicht allzu große
Verbreitung fand. fo lag dies eben

daran. daß damals die Theater
von folchen einaktigen Opern
geradezu iiberfchwemmt waren.
Eine Auszeichnung brachte aber
„Marga“ wenigftens dem jungen
Tonfeßer ein: er wurde Theorie-
lehrer der Kronprinzeffin Luife von
Sachfen. die fpäter fo viel von fich
reden machte,
Um doch einmal aus feiner Vater-
ftadt herauszukommen. zumal am
Hoftheater keine .tiapellmeifterftekle
pakant wurde. ging Pittrich vom
Herbft 1898 ab auf drei Jahre
an das Hamburger Stadttheater.
wo er fich mit der Direktion des
„Fliegenden Holländers“ fehr gut
einftihrte. In .Hamburg entftand
feine zweite. bisher ungedruckt und
auch wohl unaufgefiihri gebliebene
Oper „König Rothers Brautfahrt“
(Dichtung von Max Pittrich), Nach
Ablauf feines Hamburger Kontrakts
war er zwei Jahre als Opern-
kapellmeifter in Frankfurt a. M.
tätig.
Der Wunfch aber. wieder nach
Dresden zuriickzukehren. bewog ihn.
den auch verhältnismäßig weit beffer
dotierten Poften eines erften Kapell-
meifters am dortigen Zentraltheater
anzunehmen. Dort. wo er auch
heute noch wirkt. hat er freilich
nur Operetten zu dirigieren. aber
auch die gar nicht undankbare Auf-
gabe. fiir die dort fehr belebten
Weihnachtsftiicke alljährlich die
Mufik zu fchreiben. Vielleicht hat
er gerade in diefen fein Beftes
niedergelegt. jedenfalls darin den
Weg zu dem Herzen fo mancher
Erwachfenen und zahllofer Kinder
gefunden. Er würde gut tun.
endlich einmal aus der Mufik von
diefen Weihnachtsftiicken eine An-
zahl Suiien fiir Orchefter zufammen-
zuftellen.
Trotz feiner fehr anftrengenden
Theatertätigkeit hat er doch in den
legten Jahren alle feine freie Zeit
auf die Fertigftellung einer den
Abend fiillenden Oper verwandt.
von der er felbft und feine Freunde
viel erwarten, Diefe Oper ..Go-
meia“. deren Diwtung von der
unferm Leferkreis nicht unbekannten
Schriftfteklerin C. von Pommer-Efche

herriihrt und in ihrem ganzen Auf-
bau an die fogenannte große Oper
ankniipft. behandelt in anziehender
Weife die Unterjochung der kana-
rifchen Jnfeln durch die Spanier,
Hoffentlich gelingt es dem Kompo-
niften. mit diefer neuen Oper auf
den Theatern bald feften Fuß zu
faffen.
prof. br. Wilk.. Minn-inn.

Fiir den gefamten Inhalt verantwortlich: l)r. E, E. Friedegg in Schöneberg -
Redakteur der Mufikbeigabe: Alex Jadasfohn in Berlin. - Druck von Richard Falk.
Berlin W, 66. Leipzigerftr. 115/16,

Wil-Er.

7-T_ 7.--

[Mülheim “in-1'_-
4"Marne-77**
natürliches (Iesuncltiejtsgetränlc eine äemiitänjgl.illiinerelbrunnen
Zu beieiiingen (lieg-Zee. ill/lesbaäen)
Lttriscbencles 'l'j8cligetriinlc
non angenehmem Wonlgescnmnclc
l/on norbeugenclem u.11jnwjrlcenclem Ljnkluli
bei (Licht, Nienbetes, blieren-, l-larn- u. [Zinsenleiäen, Zoclbrennen etc.

* _ *l xx)
. a . . k. ., _ _
-- . /- *7_ /
.NWZ/.L- /GW/e//WÖW .. E' ,.7
WWMLZÜÜ 'ÖMZ-WN &MF/w* .'“ * '
KK* 4*“ _ZYX-JF." :f: * *W - x
il 5-* . 7- ' .4.,
- * - Nee-Were

"['nfelgetränlc Zr, Majestät (les l(ai8er8 uncl Königs
königl. kacvjugeu wirkt belebenel uncl erhaltene] auf eien organismuol
Zippetitertegencl Ztokfwecbselfötcterncl klarueäurelöeenä
Zeit fahrnunäerten bewährt uncl ärrtljcli empfohlen!
Zej "lausenäen non lil-2ten im eigenen Gebrauch!

Literatur kostenlos (iin-ct] (lie Zrunnenjnspelctjon in kacnjngen
(lieg-Zee. Wiesbaäen)

,|7
wi

s Fechner
c'itAdolfW
Hann
Vortr

ilbrandts

Keutjkhe Halbmonafsj'ch
W
WWE-Beben bonycCiu-kWlauer
O

MÃ¶nnÃ¶SÃ¼Ã¶ZZTYH?:/M?YMI
55. Jakyrgang. 8d. 157. Heft 429. ErfteÃŸ Waiheft W11

.Or an (fer-neue _K b 'n'
6619W* ing-GefillllfbÃŸblic? ecm 19W!)
unFWeffin'g-.ohochfchule SucYerlirrr.

Regierungsrat Kurd von Strauß:
Neurichtung unfrer auswärtigen Politik

Die Erfeßung des fchwächlichen Herrn bon Schoen durch einen alten Rat des Refforts noch aus Bismarcks Kanzlerfchaft hat einen Wandel veruriacht. der eine endliche Abkehr von der Politik der mit ftetem Mißerfolg aufgedrungenen Liebenswürdigkeiten erhoffen ließ, Die Anfänge waren berheißungsvoll- wenn auch naturgemäß befcheiden. Die Beantwortung der finanziellen Sperre Frankreichs in Ungarn und in der Türkei durch unfre Geldhilfe und die Potsdamer Abmachung mit der Herbeifiihrung eines freundnawbarlichen Verhältniffes waren Zeichen von Tatkraft. Doch die Mißhandlung der deutfchen Bauern in Weftrnßland. deren wir uns hoffentlich amtlich für unfre Kleinfiedlung und Bauernanfeßung bedienen werden. beweift die Hinterhältigkeit der ruffifchen Volitik und den alten deutfchen Haß unfrer flawifchen Schüler. die ihrer Lehrmeifter überdrüffig find. ohne ihrer Zucht fchon entraten zu können.

Zwei ernfte Streitpunkte zeigen fich, wo das Auswärtige Amt den Beweis erwachter Tatkraft und gefchickter Staatskunft liefern muß. follen wir nicht dauernd in unfrer nachbismarckifchen Schwäche bei großen Worten und fehlenden Taten verharren. Marokko und Koweit find die Stichworte. Troß aller Nachgiebigkeit, bei ftetem Zurück- - weichen, haben wir die Unantaftbark-eit des Scherifenreichs und den offenen Zugang zu fein-en Märkten aufrechterhalten, obwohl beide von Frankreich tatfächlicl) täglich berleßt werden. Hinter der friedlichen Durchdringung Marokkos. die offenfichtlich fchon eine militärifche ift. und der fchließlichen Einverleibung droht das große nordafrikanifche Reich Frankreichs als Borland des Mutterlands. deffen fchwarzes und braunes Heer bereits für den europäifchen Kriegsfchauplaß in Rechnung gefiellt wird. Bismarck fuchte fich der Racheluft der Vogefennachbarn durch die Ablenkung nach Tonkin und Tunis zu entledigen, was ein Notbehelf und fchließlich ein Irrtum war. Er felbft war damals dem

Kolonialgedanken noch nicht gewonnen, den er dann nach eigenem Ge-
ftändnis. getrieben von der öffentlichen Meinung. fo genial aufnahm.
daß fein unfähiger Nachfolger die volle .Hälfte unfers afrikanifchen Ve-
fißes verfchenken konnte. ohne ihn wertlos zu machen. Der Ouerriegel
von Südweft- nach Oftafrika mit Hilfe der Burenfreiftaaten war freilich
dadurch befeitigt und ihr Verfchwinden erft ermöglicht. Wir find wider
Willen durch eigene Torheit die intellektuellen Würger der Buren ge-
worden. Aus feinem Kolon'ialreich hat Frankreich erft die Kraft ge-
fchöpft. den Rachegedanken neu zu beleben und ihn dem Kolonialbefiß
dienftbar zu machen. Auch hier wurde Bismarck abfichtslos der Förderer
eines znfammenhängenden nordafrikanifchen Landgebietes. das durch die
Sahara Senegambien und die Tichadfeelandfchaft mit dem Norden
verbindet.
Wir dürfen indeffen diefe Schöpfung nicht zulaffen. nachdem wir
in der Algecirasakte und im fpätern Schoenfchen Februarabkommen
wenigftens die Unberletzlichkeit. trotz aller fonftigen Zugeftändniffe. die
gänzlich unnötig waren. formell gewahrt haben. Das Auswärtige Amt
hat dadurch eine treffliche Handhabe. den nachgelaffenen überwiegenden
politifchen Einfluß Frankreichs als Nachbarftaat Marokkos zu lähmen.
Die Regelung der internationalen Polizei. die ihm und Spanien iiber-
tragen ift. war keine dauernde und muß immer wieder auf beftimmte
Frift von den Vertragsmc'ichten der Algecirasakte genehmigt werden.
Unfre Weigerung hebt die Fortfetzung des europäifchen Auftrags an die
beiden Polizeimächte auf und fchafft uns völlig freie Hand. Dar-in ift
die Vieldeutigkeit der Algecirasakte uns gu'nftig. Nirgends ift der
Wirkungskreis Frankreichs genau umfchrieben oder feftgelegt, Die Feft-
feßung an der Oftgrenze Marokkos und deren Zurückfclnebnng ift ebenfo
vertragswidrig. wie die fortdauernde Befetzung des Schaujagebietes
Der freie Verkehr wird von Frankreich ohne jede Schamhaftigkeit ge-
hindert und der fremde Wettbewerb einfach ausgefchloffen. Ein klarer
RechtsbruWnd eine offenbare Verleßung der Algecirasakte. ein ftich-
haltiger Grund. diefem Staat die Polizeigewalt nicht weiter anzu-
vertrauen.
Die Mächteberteilung ift feitdem eine ganz andre geworden, Der
überfchätzte Diplomat Bülow hat gerade durch die von ihm gewünfchte
Algeciras-Konferenz die Einkreifung Deutfchlands ermöglicht. Oefter-
reich war kein „brillanter“. fondern ein lauer Sekundant. Italien
damals offner Freund Frankreichs und berfteckter Feind des deutfchen

Bundesgenoffen. Es war die Zeit der Extratouren. die der unter dem
Einfluß feiner italienifchen Frau ftehende Kanzler allzu milde duldete.
Jeßt wird Italien durch Oefterreich im Schach gehalten. falls es wieder
folche bundesfeiudliche Anwandlungen hegen follte. Das oftdeutfche
Kaiferreich. deffen auswärtige Volitik damals der Vole Goluchowskh
leitete. ift mit Rückficht auf feinen deutfchen Volksteil und die Macht-
ftellung des auch wieder tatkräftigeren Staats auf die enge und fehr
erfolgreiche Anlehnung an das weftdeutfche Kaifertum angewiefen. Es
hat bereits goldenen Lohn dafür geerntet und fich einen Krieg erfpart.
Auch Rußland geht jeßt nicht mehr ohne weiteres durch dick und dünn
für die fchöne Marianne an der Seine. Diefe Mächteverfchiebung ift
uns alfo günftig. Dazu kommt die politifche Veränderung in Frankreich.
Delcaffe ift wieder ans Ruder gekommen. freilich in einem Amts-
bereich. das fcheinbar mit der auswärtigen Staatsleitung nichts zu
fchaffen hat. Der Schein trügt aber. Zur Durchführung einer kraft-
vollen Volitik bedarf es wehrhafter Machtmittel. Delcaffe ift Marine-
minifter geworden. Als Verichterftatter des Ausfchuffes der Abgeord-
netenkammer hat er mit Erfolg darauf gedrungen. daß die Velletanfche
Mißwirtfchaft befeitigt und mit der falfchen Sparfamkeit aufgeräumt
wurde, Auch die franzöfifche Marine fteht vor einer bereits bewilligten
umfaffenden Vermehrung die fich doch nur gegen den deutfcheu Erb-
feind und deffen Dreibundsgenoffen richten kann. Italien foll geängftigt
werden. dem Frankreich das fichere Tunis entriffen hat. Wir haben
im Kriegsfall aber einen ganz andern Köder. der jedes italienifche Herz
entflammen muß. Korfika und Nizza. die noch heute völlig italien-ifa)
find. Auf der Jnfel der Blutrache find die Franzofen überhaupt ni>ft
heimifch geworden. wie ja auch Napoleon nicht ein echter Franzofe ge-
worden ift. Seine Zeit war eine völlig nußlofe Epifode. die wohl
Kriegsruhm. aber auch die Eutvölkerung gebracht hat. unter der Volk
nnd Land jeht leiden.
Delcaffes Rückkehr zur Macht. die er auf unfer Drängen verlaffen
mußte. bedeutet eine Mißachtung unfres Willens. nicht mehr der Dumme
in der Marokkofrage zu fein. mag auch Herr von Schoen. nicht ganz
richtigerweife. ausgereämet Varifer Botfchafter geworden fein. Man
darf mit Sicherheit annehmen. daß jeder Einfluß diefes ..Befiegten“
Frankreichs künftig ausgefchloffen ift. Um fo deutlicher muß jeßt die
Volitik feines Nachfolgers fein. Jeder Rückfall in die frühere würdelofe
Schwäche wäre verhängnisvoll. Unfre Weltmachtftellung ift felten

günftig. Wir find unfrer Dreibundsgenoffen ficherer als je. Nord-
amerika ift felbft befchäftigt und hat bisher von uns nur Wohltaten
und Freundlichkeiten empfangen. ohne dafür befonders dankbar zu fein
und dem zahlreichen deutfchen Volksbeftandteil des Landes die ge-
bührende Wertfchätzung in der Pflege feiner Eigenart und Sprache an-
gedeihen zu laffen. Die Union ift kein englifcher Staat. fondern ein
volklich ftark gemifchter. deffen angelfächfifch-germanifche Vorherrfchaft
lediglich auf der Mitwirkung des deutfchen Elements beruht. Die
Kleinen, deren Bliffingen die britifch-franzöfifche Anmaßung wohl
wieder geniigend zu Gemüte geführt hat. dürfen uns jeßt auch nicht
mehr als den harmlofen Hans Dampf in allen Gaffen anfehn, der wohl
mit dem Säbel raffelt. aber nie losfchlägt. Es bleibt alfo bloß England.
da Rußland fich mit uns um Frankreichs willen nicht überwerfen wird,
Laffen wir ruhig den neuen Marineminifter an der Place de la
Concorde im Dienfte feines Vaterlandes arbeiten. aber beftehn wir mit
voller Wucht auf unterm Schein der Algecirasakte. die unfre Niederlage
beurkunden follte] Der Ausweg ift gezeigt, Unfre damalige Schwäche
muß unfre Stärke werden! Bleiben wir auch nicht untätig in Marokko,
befonders nicht wirtfchaftlich. ohne die Politik zu vergeffen. die uns
verpflichteh für die Unverfehrtheit des marokkanifchen Staatsgebietes
vertraglich Sorge zu tragen] Der Pfad unferer diplomatifchen Hand-
lungsweife ift uns vorgefchrieben. Befchreiten wir ihn in kühler Be-
rechnung. rückfichtslos! Wir können doch nicht die Bewaffnung der
Kabhlen als Hilfstruppen Frankreichs in einem künftigen Feldzuge
wider uns dulden. Die Sache ift nicht ungefährlich. Wenn fich auch die
Türken 1870 unfterblich bloßgeftellt haben. In China verwandte Eng-
land indifche Soldaten als gleichwertige Krieger mit den europäifchen
Truppen. und Iapan befiegte Rußland. Wir dürfen eine Stärkung
Frankreichs nach diefer Richtung nicht zulaffen und müffen auf dem
völkerrechtlichen Vertrage nachdrücklich beftehn. Es verfchlägt nichts,
wenn das neue Minifterium Monis ftolz verkündet, daß es die Ab-
lehnung erneuter Vermehrung der franzöfifchen Befaßungstruppeu. die
fein Vorgänger befchloffen hat, ebenfalls billigt. Zur offeriert Krieg-
führung ift es jedenfalls noch zu früh. Die geldliche und politifche Um-
garnung des wehrlofen marokkanifchen Herrfchers ift außerdem fo er-
folgreich im Gange. daß es diefes groben Mittels gar nicht bedarf.
Das Heer des Sultans fteht unter franzöfifcher Leitung, der
Schattenfcherif und Frankreich find fchon gleiche Begriffe. Die fchlimmfte

Ahnung deutfcher Vaterlandsfreunde hat fich alfo überrafchend fchnell
verwirklichh was das Auswärtige Amt doch berückfichtigen follte. Unfre
Bindung durch das Februarabkommen ift längft befeitigt und überholt
durch die fortgefeßten Vertragswidrigkeiten Frankreichs. Wir miiffen
nur wiffen, was wir wollen: Verhinderung der tatfächlichen Befiß-
ergreifung des Scherifenreichs durch eine europäifche Macht! die zugleich
einen Vertragsbruch bedeutet. Nur als dem Grenznachbar find Frank-
reich gewiffe Vorre>ite eingeräumt deren tunlichfte Einfchränkung
unfrei* Diplomatie obliegt. Ein kriegerifcher Draufgc'ingerx den wir
fchon einmal entfernt haben- beherrfcht jetzt die franzöfifche Volitik
wieder. Tiefe Drohung darf uns nicht fchrecken- fonft find die Ausgaben
fiir Heer und Flotter wie auch fiir unfre auswärtige_ Vertretung nußlos
bezahlt. Herr von Schoen war weder fein Gehalt noch das der Voll-
ftrecker feiner Weifungen wertt was wir nicht, allzu mildet vergeffen
wollen. Am Vreftige Deutfchlands find wir allet als Steuer-zahlen be-
teiligt. Jeßt kann und muß das Auswärtige Amt feine feit Vismarcks
Abgang vermißte Leiftungsfähigkeit endlich aufs neue beweifen. Er-
freulich ift est daß die öffentliche Meinung ih1n„ hoffentlich rnit Recht-
die gefchwundene Kraft wieder zutraut.
Die Franzofen erleichtern es uns, den Wahn endlich zu laffen- als
ob fie je auf die Revanche verzichten wiirden. Der Senator
d'Eftournelles de Conftantt kolonialpolitifch ein Freund Deutfmlands
nnd Widerfacher Englands ohne die gegenwärtige englifche Freundfchaft
verfcherzen zu wolleiu falbadert mit fchönen Worten im Märzheft der
„Revue“ iiber die dentfG-franzöfifche Annäherung ohne den Frankfurter
Frieden und die doch fchon vollftändige Abtretung des Elfaß und
Lothringens anerkennen zn wollen. Er redet von künftiger Ausgleichungt
verlangt alfo fiir unfer vergoffenes Blut noch nachträglich ein Stückchen
deutfcher Erde oder gar eine Kolonie. Herr Millet iftim Märzheft der
fattfam bekannten/ in England meiftgelefenen „National-Revue" fchon
deutlichen indem er die Aufftellung afrikanifcher Truppen zur Auf-
fiillung der fchwindenden Stämme des Heimatsheers fordert und auf
die Gefittung pfeiftt die folches verbieten könnte, So fieht die erfte
Kulturnation aus die allen Völkern die höchfte Bildung bringen will,
fchwarze Teufel mit Mafchinengewehren und todesmutige Kabhlen auf
arabifchen Roffen. Freilich der Mordbrenner Melac und fein Nach-
folger Napoleon gehörten dem gleiehen Volke an. Das fchwarzgrüne
Band der foeben etwas fpät geftifteten Kriegsdenkmünze foll aus-

drücklich Treue und Hoffnung verfinnbildl-ichen. Alfa genug der kind-
lichen Täufchung. Selbft der friedliche Sozialift Jaures wünfcht bloß
deswegen die Demokratifierung Deutfchlands. damit es dann das Reichs-
land unabhängig mache als Zwifchenftaat. der fofort Frankreich anheim-
fallen würde. was er auch harmlos felbft zugefteht,
Nur ein iiberlegenes Heer und eine ftarke Flotte zur Unterftiißung
einer felbftbewußten Auslandspolitik können uns vor diefer Art der
franzöfifchen Verhöhnung fichern. Selbftberftändlich ift die Mehrzahl
der Frauzofen friedlichend. Aber die Schreier_ haben nach alter ge-
fchichtlicher Erfahrung immer die Zaudernden mitgeriffen. Der Fran-
zofe ift fo vaterlandsliebend und fo ehrgeizig. daß er leicht die kühle
Vernunft verliert. Deutfchland war immer das nur allzu erfolgreiche
Betätigungsfeld feiner Kraft. und diefe Gefchichte kennt er genau.
Unfre nationale Rückgratlofigkeit und Bedientenhaftigkeit gegeniiber
dem Auslande ftachelt ihn unwillkürlich zum Angriff. Noch hofft er auf
den bahrifchen Sondergeiftf über den er durch die franzöfifche Gefandt-
ichaft in München genauer unterrichtet ift. als uns lieb fein kann. Mit
allen diefen Jmponderabilien miiffen wir rechnen. Bisher haben wir
den Franzofen alle Anrempelungen nachgefehn. Eine leider fofort wieder
aufgegebene Ausnahme bildet die Tangerfahrt des Kaifers. die auf den
Rat Biilows und wohl auch Helfteins erfolgte. Aber diefer Tat folgte
ein dauerndes Znrückweichen desfelben Kanzlers und die Entlaffung
Holfteins. womit das Opfer Delcaffes für die Frauzofen gefühnt war.
Es blieb bloß der nußlofe Stachel und die Gewißheit. daß die Deutfchen
fich fchließlich ins Bockshorn hatten jagen laffen, was ihren unftaats-
männifchen Sinn bewies.
Auch England gegenüber hat fich unfre Lage durch das Abkommen
mit Rußland und die Wiedereinrenkung der alten türkifchen Freund-
fchaft wefentlich gebeffert. Die Erfolge Großbritanniens im nähern
Often find dadur>i vollkommen aufgehoben. eine fraglofe Schlappe des
Staats. der Deutfchland beinahe fchon eingekreift hatte, Bei aller Gunft
der Umftände hat das Auswärtige Amt doch auch diefe gefchickt aus-
genußt und das greifbare Ergebnis tatkräftig eingeheimft. Daher
mußte der englifche Staatsfekretär des Auswärtigen auch unfre un-
anfechtbare Stellung in der Bagdadbahnfrage anerkennen. Man hat
fich in Berlin beeilt. ihm deshalb halbamtlich ein Lob zu erteilen, da er
diefe Erklärung angefichts deutfchfeindlicher Ausführungen des Oppofi-
tionsführers abgab, der in einer deutfchen Gerechtfame auf türkifchem

Staatsgebiet eine Beeinträchtigung englifcher Intereffen fehn wollte.
Aber das britifche Auswärtige Amt ließ fich doch eine Hintertür offen.
Es behauptet. die Rechte eines gelegentlich aufftändifchen Scheichs von
Koweit fchiißen zu müffen. der fich unter den Schirm Englands begeben
habe. Koweit ift unzweifelhaft türkifch. Indeffen. die Aufheßung des
Scheichs und deffen Schuß wider feinen türkifchen Gebieter waren wohl-
vorbereitete Schachziige Englands. das klug porausfahf daß dort der
Ausgang der Bagdadbahn fein würde. da das Delta der Doppelfliiffe
keinen Hafen bietet, Die „Norddeutfche“ weift freilich darauf hin. daß
der Endpunkt der Bahn noch gar nicht feftfteht und daß fie fehr wohl
auch einen anderen Hafen als Schluß wählen könnte.
Richtiger wäre es vielleicht gewefen. wenn Deutfchland bei aller
Freundlichkeit gegen England amtlich erklärt hätte. daß es nur ein
türkifches Koweit kenne. Jedenfalls darf der Seeplaß der Bahn. einerlei
ob es Koweit oder ein andrer Hafen fein wird. niemals einen Austaufch-
gegeuftand bilden, um England Einmifchungs- oder Beteiligungsrechte
an der Strecke Basra-Meer einzuräumen. Die Deutfche Bank hat feiner-
zeit England eine weitgehende Beteiligung angeboten. die ftolz ab-
gelehnt wurde. Die franzöfifche Beteiligung hat dagegen üble Früchte
getragen, die nicht fiir das nationale Bewußtfein der Bank fpricht, die
befonders die „deutfche“ heißt. Während fie ziemlich zweifelhafte Werte,
wie am-erikanifche Eifenbahnbonds. füdafrikanifwe Goldanteile und
erotiiche Anleihen mit großem eigenem Verdienft ihren Kunden. zn deren
Schaden übrigens gleich andern Großbanken- empfohlen hat, glaubte fie.
diefen den Gefanitbetrag der Baukoften der Bagdadbahn nicht anbieten
zu können. obwohl er fpielend in Deutfchland untergebracht worden
wäre. Damit hätte aber das deutfche Kapital feine großen Verlufte an
den gedachten auch durch die Dentfche Bank auf den Markt gebrachten
zweifelhaften fremden Werten vermieden. Die Franzofen wurden mit
30 % beteiligt, und dafiir wurde das deutfche Unternehmen. fiir das der
Einfluß des Reichs mit Recht eingefeßt wird. fprachlich ein franzöfifches.
Grundlos wurde ein franzöfifcher Schweizer als Leiter angeftellt, dern
weiter franzöfifch redende Oberbeamte folgten. Die deutfche Dienft-
fprache -ift tatfächlich aufgegeben. die. deutfchen Bahnfchulen nußlos er-
richtet und wohl bald verlaffen. Der fachunkundige Staatsfekretär von
Schoen entfchuldigte diefes antinationale Verhalten der Bahnderwal-
tung für die die Deutfche Bank verantwortlich ift. damit, daß das Fran-
zöfiiche in Kleinafien Vermittlungsfprache wäre, Er verwechfelte die

lingua kran-:a mit dem modernen Französifch. das dort eben fo wenig
gefproäjen wird. wie Deutfch. Die äußere Bahnfprache ift natürlich
türkifch-arabifch. die innere Tienftfprache muß ausfchließlich deutfch fein.
Sanft ift die Bahn ein franzöfifches Unternehmen. dern der Schuß des
Reichs nicht gebührt. Die Ableugnungen der Deutfchen Bank. die fie in
Redaktionen verfucht. find leider haltlos. und fie hat fogar von dem
Anerbieten einer nationalen Zeitung. ihren vermeintlichen Gegenbeweis
veröffentlichen zu wollen. keinen Gebrauch gemacht.
Wir mijffen alfo darauf drängen. daß das Reich dafiir forge. daß
der ausfchließlich dentfche Charakter. wie bei der Großen Venezuelabahn
der Disconto-Gefellfäiaft gewahrt wird. Die Botfchaft und das General-
konfulat in Konftantinopel haben ihrem Befremden darüber auch Aus-
druck gegeben. aber leider beim Auswärtigen Amt unter der damaligen
unzulänglichen Leitung nicht das erforderliche nationale Verftändnis ge-
funden. Das deutfche Kapital. das in Ofenpeft und Konftantinopel das
franzöfifche erfeßt hat. ift auch imftande. die franzöfifche Beteiligung an
der anatolifchen und der Bagdadbahn auszufchalten. Nur muß der
Deutfchen Bank das Gewiffen gefchärft werden, Wahlverftanden im
eigenen Jutereffe wird fie dem Druck der öffentlichen Meinung und des
Reichs gern nachgeben. da fie wohl die Unfchicklichkeit ihres bisherigen
Verhaltens eingefehn hat, Uebrigens find die franzöfifchen Kapitaliften
felbft viel zu vernünftig. diefe unftatthafte Bevorzugung ihrer Mutter-
fprache zu verlangen. die im Orient immer mehr zurückgeht, Die Ver-
breitung der deutfchen Sprache durch die Bahnfchnlen und dentfche Be-
amte muß natiirlich den Abfaß deutfcher Waren fördern. ift alfo nicht
nur national. fondern auch gefchäftlich geboten. Bei der bedauerlichen
Schwäche der fogenannten deutfchen Bahnverwaltung ift daher die Be-
teiligung englifchen Kapitals fiir die Strecke Basta-Meer unerwünfchi.
da gegebenenfalls auch die englifche Sprache auf diefem wichtigen Teile
herrfchend würde. Entweder -ift diefe vorderafiatifche Bahn vom Gol-
denen Horn bis zum perfifchen Golf eine deutfche Verkehrsanftalt mit
deutfcher innerer Dienftfprache. oder ein franzöfifch-englifches Unter-
nehmen. für das das Reich und das deutfche Kapital unniißerweife An-
fehen und Geld eingefeßt haben.
Glücklicherweife hat aber das Reich das Machtmittel in der Hand.
die deutfchen Banken an ihre Pflicht zu erinnern. was das Ausland bei
feinen Banken nicht nötig hat. Haben jemals englifche und franzöfifche
Banken in folcher Weife gehandelt? Hat nicht die lediglich franzäfifche

Banque Ottomane. obwohl fie zugleich türkifche Staatsbank ift. die
Landesfprache unberückfichtigt gelaffen und verkehrt fogar mit der tür-
kifchen Kundfchaft franzöfifch: Es muß daher felbftverftändlich fein.
daß die franzöfifche Sprache aus dem Dienftbetrieb'der beiden deutfchen
Bahnen wieder völlig ausgefchaltet wird. Diefer bei andern Völkern
natürliche Nationalftolz ift aber auch ein gefchäftliches Erfordernis.
Unfer Ausfuhrgewerbe kann verlangen. daß der Gebrauch unfrer Mutter-
fprache und die Errichtung von Bahnfchulen unfre Erzeugniffe den Ein-
gebornen annehmbar und bekannt macht. und zwar in unmittelbarem
Wettbewerb mit den englifchen und franzöfifchen Waren. um deren Ver-
trieb willen Frankreich troß aller KirchenfeindliGkc-it ein tatkräftiger
Gönner feiner alten kirchlichen Anftalten und der ausgefandten Vriefter
und Mönche ift. die zugleich ihr Vaterland vertreten. Aueh unfre Orient-
miffion muß viel fchärfer den nationalen Standpunkt voranftelleu. wie
dies Franzofen und Engländer viel weniger um des Glaubens willen.
als ihres Volkstums halber tun. Ju diefem Sinne möge die Reichs-
regierung zielbewußter und ftrenger auf die kaufmännifchen und ge-
werblichen Unternehmungen und die kirchlichen Anftalten einwirken. da
auch Handel und Miffion einen ftarken nationalen Einfchlag haben
miiffen. um im Ausland Erfolg zu haben.
Hächft lehrreich ift in diefer Hinficht ein Bericht des deutfchen Jeru-
falems-Vereins von diefem Jahre. Vei mehrklaffigen Schulen wird der
deutfche Unterricht von den einheimifchen Arabern gefordert. da die
andern fremden Schulen auch ihre Sprache lehren und dem Araber mit
Recht die Kenntnis einer fremden Sprache als erftrebenswerte höhere
Bildung gilt. Erft die arabifchen Eltern haben unfern Miffionsfchulen
diefe Weisheit beigebracht. da fie fonft lediglich arabifch gelehrt hätten.
was für unfre nationalen Ju'tereffen doch ganz wertlos. aber bezeichnend
für die deutfche Harmlofigkeit und den häufigen Mangel an nationaler
Gefinnung in kirchlichen Kreifen ift. obwohl die deutfchen Templer-
gemeinden genügenden Anlaß zu nationaler Betätigung bieten und die
neuern umfangreichen jüdifchen Anfiedlungen in Paläftina höchft ver-
ftändigerweife die angeftammte hebräifche Sprache als Verkehrs- und
Unterrichtsfprache wieder einführen. Hieraus erhellt. daß die Deutfche
Bank und die von ihr abhängige Bahnverwaltung nicht die allein Schul-
digen find, Um fo dringender tut fofortige Abhilfe not. Wir dürfen
daher auch erwarten. daß die Reichsregierung die Türkei bei der Be-
hauptung ihrer Anfprüche über Kvweit nicht im Stiche laffen wird.

damit fie den Druckmitteln englifcher Staatskunft widerftehe. Wir haben bisher der Türkei fo oft felbftlos geholfen. daß wir endlich auch uns felbft einen Dienft erweifen können. indem wir fie wider fremde Ver» gewaltignng unterftüßen, Bloße Uneigenniißigkeit ift eine Dumm- heit. die wir lieber nicht begehen wollen.
Wir verfolgen in der Türkei keinerlei politifche oder nationale. fon- dern lediglich wirtfchaftliche Zwecke. um unferm Kapital lohnende An- lage und nnferm Handel geficherten Abfaß zu verfchaffen. Anderfeits heben wir dadurch die Kultur Vorderafiens und bilden deffen Markt für die Mehrerzeugnng feines Bodens. den wir miterfchließen helfen. Koweits etwas eigennützige Befchirmung beweift. daß England politifche Zwecke nicht ganz fremd find. Aden ift fchon lange englifcher Befiß. und den arabifchen Unruhen foll der alte ehrliche Iohn Bull nicht fern ftehn. Um fo mehr miiffen wir die türkifche Förderung unferer wirtfchaftlichen Unternehmungen heifchen. So bilden Marokko und Koweit tatfächlich Prüffteine unfrer diplomatifchen Gefchicklichkeit. die fo oft feit Bismarcks Entlaffung vermißt worden ift, Wir hegen aber das erneute Zutrauen zur gegenwärtigen Leitung unfrer auswärtigen Angelegenheiten. daß die Zeit der verpaßten Gelegenheiten und der kraftlofen Nachgiebigkeit endlich abgelaufen ift. um einer aufmerkfamen und tatkräftigen Politik Plaß zu machen. die fich nicht von den Ereigniffen treiben und über- rafchen läßt. In der rückfichtslofen Ausnußung des Augenblicks liegt die Stärke einer erfolgreichen Politik. die uns fo lange gefehlt hat. Das fchädliche perfönliche Gefühlsmoment fcheint auch einigermaßen aus- gefahaltet oder zurückgedrängt zu fein. infofern der Kanzler dem aus- wärtigen Staatsfekretär die Entfwließungsfreiheit zugefichert hat. In- zwifchen hat leider die Deutfche Bank eine anfcheinend endgültige Löfung unter erfiäjtlicher Billigung der Reichsregierung gefunden. die gefchäft- lich vielleicht einen angenbl-icklichen Erfolg bedeutet. aber nationalwirt- fchaftlich jeden Weitblick und noch mehr die Würdigung des vater- ländifchen Intereffes vermiffen läßt. deffen rückfichtslofe Vertretung ge- rade ein Kennzeichen des fremden Großkapitals ift. England und Ame- rika arbeiten faft ftets unter Ausfchließung andern Wettbewerbs und betonen die nationale Sondermacht. Wir fpielen auch gefchäftlich die Weltbürger. die dadurch in fremde Gewalt geraten. die andre Kräfte nicht neben fich duldet. Die Deutfche Bank hat »ihre Gerechtfame für die Golfftrecke_fogar füdlich Bagdads für die Gewährung des Mittelmeer- zugangs Osmanie-Alexandrette aufgegeben. fo daß die kritifche Golf-

ftrecke fo international wird. daß das englifche Kapital zur Bildung einer neuen Eifenbahngefellfchaft aufgefordert werden foll- bei der das deutfche Kapital bloß gleichberechtigt ift. Nur darf das englifche Kapital nicht überwiegen, Statt das englifche Schmollen zu benußen. um deffen Kapital dauernd auszufchaltem nachdem das englifche Auswärtige Amt im Parlament eine Schußherrfchaft iiber Koweit nicht behaupten konnte- find wir wieder friedensfiichtig geworden. Das Loblied der Norddeutfchen Allgemeinen auf diefe Einheimfung eines mäßigen Gewinns unter Aufgabe des wichtigften Endftiicks des angeblich ausfchließlich deutfchen Unternehmens findet eine eigenartige aber bezeichnende Beleuchtung in der Oberhausrede von Lord Eurzon. dem früheren indifchen Vizekönig. der grade die Abmachungen mit dem Scheich von Koweit getroffen hat und fogar auf der perfifchen Küfte als indifchem Vorgelände Fuß faffen wollte. Lord Eurzon erklärte beftimmtt daß England ein fremdes Unternehmen am Verfifchen Golf nicht dulden dürfte und fich einen maßgebenden Einfluß auf die neue internationale Gefellfchaft fichern müßte. Die Zufahrtsftrecke Osmanie-Alexandrette ftrich er als deuifcheu Erfolg heraus-t den er uns großmiitig gönnte. Deutfcher Unternehmergeift und diploniatifches Gefchiak haben damit verfagtt als es galti das volle Ergebnis der günftige'n Konftellation zu fichern. Auch die fachkundigen deutfchen Börfenblätter verkennen diefe Kurzfichtigkeit des deutfchen Kapitals nicht. obwohl fie doch fonft das nationale Moment nicht iibermäßig hoch in Rechnung ftellen. Aber fie fehn richtig die Folgen diefer vorfchnellen Abkunft voraus. fiir die der Suezkanal ein warnendes Beifpiel ift. Im Bedarfsfall kauft England eben die Anteile der Eifenbahngefellfchaft Bag'dad-Verfifcher Golf durch Strohmänner auf. und Albion ift der Gebieter der entfcheidenden Strecke was nicht ohne Wirkung auf den Hauptteil der großen Ueberlandbahn fein wird. Dabei hat England fogar die ausfchließliche Schiffahrt auf den Doppelftrömen gerettet, ohne uns eine Gegenleiftung zu gewähren. Das Auswärtige Amt hätte diefe kleinziigige Krämerpolitik der größten deutfchen Bank nicht unterftiißen und fie nicht gutheißen follen, nachdem fie bereits auf der iibrigen Strecke die deutfche Dienftfprache preisgegeben hatte,

Lebensfchule und Schulleben
Weitere Antworten auf unfre Nundfrage.
Dr. Richard Freund. Vorfißender des Verbandes Deutfcher Arbeits-
nachweife:
1. Mir ift es nicht zweifelhaft. daß zur ..Erreichung des
endlichen Erfolges“ die ..tijchtige Lebensfchule“ unerläßlicher
war. als das ..forgfältige Schulleben". Aber ein ..forg-
fältiges Schulleben" fördert in hohem Maße. ja fchafft viel-
fach die Vorbedingung für ein erfolgreiches Abfolvieren der
,.Lebensfchule".
2. Ob die Deutfchen der Gegenwart im allgemeinen an
einer Ueberwertung der Bildungsfrage kranken? Die Frage.
in diefer Form gefiellt. muß iäf verneinen. Wiffen ift Macht.
und man follte von einer Ueberwertung der Bildungs-
fragen iiberhaupt nicht fprechen dürfen. gefchweige denn fie
als eine „Krankheit" bezeichnen. Der Bildungsdrang dcr
Deutfchen bis in die breiteften Schichten der Bevölkerung
fteht einzig in der Welt und fchafft der deutfchen Nation
eine ungeheure Ueberlegenheit iiber andere Nationen. Es
wäre falfch. diefem Bildungsdrange nach irgend einer Rich-
tung hin entgegenzutreten. Man follte aber dringend
mahnen. über den Bildungsdrang die politifchen
S e i t e n d e s L e b e n s . die Notwendigkeit der ..tüchtigen
Lebensfchule“ nicht zu bergeffen.
3. Dem Streben. auch die praktifchen und liberalen
Berufe mehr und mehr zu akademifieren. ftehe ich nicht
fhmpathifch gegeniiber. ich fehe in diefer Bewegung eine
große Gefahr. Es fcheint mir. als ob hier ein ftark iiber-
fpannter gefellfchaftlicher Ehrgeiz. eine Ueberwertung der
durch Examen patentierten Bildung. eine
ungefunde Rolle fpielt. Es ift jeßt mit Freuden zu be-
grüßen. daß auch die praktifchen Berufe nach einer tüchtigen

.,
.-
Feuerbaw
" hling
['11
Jin
Bm... ,
..c 7.3. ..v

allgemeinen Bildung ftreben. Diefem Streben kann aber
vollauf Genüge gefchehen neben der praktifchen Aus-
bildung und ohne die Zwangsjacke der Akademifierung.
Geheimer Mediziualrat Prof. Dr. Schoeler (Berlin):
Jch bin der Ueberzeugung. daß die Deutfchen der Gegen-
wart im allgemeinen an einer Ueberwertuug der Bildungs-
frage* kranken. Ans dem Schulmeifter von Sadowa ift ein
Thrann geworden. welcher unferer Jugend ihre goldigften
Jahre verbittert. weil ihm zu fein-em und fein-er Schüler
Schaden ftaatliche Machtbefugniffe übertragen find auf
Grundlage abzulegender Prüfungen.
Gleichzeitig muß ich indeffen bekennen. daß es in einem
Staate. welcher feine ftändifche Gliederung eingebüßt hat.
nicht möglich ift. fiir gewiffe Berufszweige eine Barriere zu
errichten. bis zu welcher ihre Fortbildung fortfchreiten foll.
Zweckmäßigkeitsgründe haben bereits entfchieden. daß die
Errichtung von Akademien 'in geordnetefter Form diefen
Fortbildungsbedürfniffen eutfpricht. und wünfche ich nur.
daß wir zum Beften unferer Nation davor bewahrt bleiben.
die Vertreter uuferer freien Berufe in ..diplomifierte" fich
verwandeln zu fehen.
Schriftfteller Otto Ernft (Groß-Flottbeck):
Jhre gefl. Rundfrage möchte ich folgendermaßen beant-
worten:
aa 1. Nach meiner Meinung kann man die Bildungs-
fragen überhaupt nicht zu hoch werten; es kommt aber
darauf an. was man unter Bildung verfteht. Mau verfteht
in Deutfchland noä) viel totes Wiffen darunter. Jin iibrigen
bin ich der Meinung. daß die deutfchen Erfolge. foweit
deren zu verzeichnen find: ganz vorwiegend u-nferem ernften
Streben nach Wiffen zu danken find.
act 2. Dem Streben. auch die praktifchen und liberalen
Berufe zu akademifier-en. ftehe ich nicht fhmpathifch gegen-
iiber. Man ift heutzutage durchaus nicht mehr darauf an-
gewiefen. feine Bildung auf Schulen und Akademien zu er-

werben. und man follte fich von diefer Monopolifieruug
immer mehr befreien, Leider fteckt aber dem Dentfchen der
Irrtum tief im Blute. daß jede Bildung zunftgerecht ab-
geftempelt fein müffe,
ac] 3. Ich habe keine akademifche. fondern feminarifche
Bildung empfangen und. was ich fonft kann und weiß. durch
einfame Arbeit und durch das Leben erworben. Ich bin
überzeugt. daß ich durch eine akademifche Bildung weder
mehr noch weniger geworden wäre. als ich bin,
Ingenieur Chr. Inngkunz (Miinchen):
Ich. ein Ingenieur mit 25 jähriger Praxis. habe infolge
einer meiner Veranlagung (für Ganz-. Organifations-
technik und dergleichen) nicht entfprechenden Schul- und
Prüfungsordnung meine Ausbildungs- und Berufslaufbahn
verfehlen müffen und auch die Spezialkenntuiffe für die von
mir ausgeführten technifchen Werke in der Praxis. nicht in
der Schule. erworben.
Der Hauptfehler unferer höheren Schulen liegt nach
meinen Erfahrungen und Einfichten im fa ch -
fpezia'liftifch - fchablonenhaften Unterrichts-
betrieb. welcher Schüler ohne gehörige Riickficht auf ihre
geiftigen Anlagen. Bedürfniffe. wie dem ge-
mäßen b'ernflichen Entwicklungsziele und
Aufgaben. als Teilmenfchen. nicht als Ganz-
m e n ich e n ausbilden, S, Paulfen hat diefen Fehler in
feinen Ausführungen über ..Die moderne Bildung" fehr
fcharffinnig gekennzeichnet. In denfelben bezeichnet er un-
fere Schulen als Bi ld n n g s f a b r i ken. welche Kennt-
niffe maffenhaft anfeßen und mechanifch ein-
treiben. aber nicht gehörig geiftig verarbeiten-
ode r verdauen laffen. Daraus folgt nach Panlfen:
Die falfche oder halbe Bildung. welche den Bil-
dnngshochmut nährt. aber die Urteilskraft
und dam-it auch das erfolgreiche Wirken fchwächt.
Ferner: indem nnfere Schulen nur den g e d ä ch t n i s -
m ä ß i g e u B e f i ß von Kenntniffen. nicht die lebendige

Kraft und Fähigkeit zu ihrer geiftigen Verarbeitung und
Affimilation durch Zeugniffe befcheinigent begehen fie unter
dem Zwang ihres fchablonenhaften Betriebs eine Art B i l -
dungsfalfchmiinzerei. Denn dadurch werden von
der Schule Leutef die leicht lernen, nämlich auch W i f f e n fpreu aufnehmen. ebenfof ja noch beffer be-
w e r t e t. wie diejenigen, in deren Anlageboden nur
ech t e r W i f f e n s f am e aufgeht und Wurzel faßtf oder
die nur g e i ft i g e N ii l) r ft o f f e mit entfprechender V e r-
d a n u n g s k r a ft aufnehmen, Tiefe Falfchwertung macht
natiirlich auch die Bildungsgrundlagen zur
Anftellung falfch und unhaltbar und ift die
Hanpturfaahe der Ueberfiillungf nämlich der
Geltendmachung und Einfiihrung vieler Fa lfchg e b i l -
deter oderMinderbefähigter in höheren Be-
r u f e n.
Natürlich mußten unfere Schulen aus U e b e r -
b ii r d u n gt oder weil fie ihre Stoffmaffen nicht mehr rich-
tig bewältigen konnteir in fabrikmäßigen Lehrbetrieb ver-
fallen. der dann wieder die gleichfalls ii b er-
bürdend wirkenden Schülermaffen mit vor-
wiegend mechanifchen und reproduktiven
Fertigkeiten zum Lernen anzog und för-
derte
Unfere Schulen bilden nach ihrem Lehrbetrieb nur den
und berufsiiberfiillendf weil fie. ebenfo wie ihre gleichfalls
überbiirdeten Wiffenfchaften den Schwerpunkt auf ihr fpe-
zielles Kenntnismaterial. nicht auf feine V e r a r b e i t n n g
und Verwendung legen und fo auch den Zweck-
g e b r a uch ihres Kenntnis- und Schüler-materials die Ein-
fchränkung desfelben auf das M a ß fein e s G e b r auch s-
feiner Gebrauchsfähigkeit, feines eigentlichen
W e r t e s vernachläffigen. Aber der Zweckgebrauch diefes
wie jedes anderen Materials wird danach beftimmt. wie es
als Element. Teil oder Glied le b e n dige r W e r k e oder
Organifationen nach den Aufgaben und Ord-
nun g e nt hanptfc'ichlich fiir das G a n z e derfelben zu wir-
ken hat.

Unfere höheren Schulen find überbürdet. fabrikmäßig
Klein-. Eng- und Rückblick. nicht den Groß-. Weit-
und V o r blick des Geiftes. fie bilden T ei l-. Mittel-
und Werkzeugmenfchen. keine Ganz-. Zweck-
und Selbftbeftimmungsmenfchen.
Soweit unfere höheren Berufe r ii ck ft ä n d i g. befon-
ders bureaukratifch. fachbefchränkt und -geteilt find. mehr
zur Verforgung als zu höheren Leiftungen be-
anfprucht werden Anftellung. ja fogar Beförderungen in
erfter Linie auf gute Schulzeugniffe ftiißen. find fie mit-
f ch u l d i g. daß unfere höheren Schulen vorzüglich Leute
mit fachbefchränkten. mechanifchen. nachahmenden oder re-
produktiven Fertigkeiten ausbilden. dagegen folche mit felb-
ftändigen. fchöpferifchen und genialen Fähigkeiten vernach-
läffigen.
Aber foweit unfere höheren Berufe unriickftändig find.
die befteu Kräfte und Leiftungen zulaffen. wird in ihnen
vielfach die Erfahrung gemacht. d a ß d i e in de r S ch u l e
gut Oualifizierten praktifch wenig leiften.
ebenfo das Schulwiffen größtenteils un-
brauchbar und fchnell vergeßbar ift. Da zeigt
fich eben. daß nur die von der Schule vernachläffigte Ke r n-
fähigkeit Erfolg hat _und nur die mit diefer le b e n -
digen Kr aft aufgenommenen und verarbeiteten Kennt-
niffe behalten und verwendet werden.
Da nun hauptfächlich die Männer der Praxis.
die an den fchädlichen Folgen und Früchten unferer höheren
Schulbildung zu leiden haben. aus Erfahrung einfehen. daß
der anfchwellende Strom zu und von den höheren Schulen
aus feinen B i l d ung s quellen vielfach verläuft. fo
follten fie auch zufanunenftehen. um eine baldige gründ-
lich e K o r r e k t i o n. eine folidere organifche Faffung und
Zuleitung diefer Quellen. durchzuführen.

Adolf Wilbrandt:
Cornelia
Erzählung.

Cornelia trat ins Gartenzimmer; auf dem Vorplaß hörte fie die Stimme der ..alten Hanne“. die in ihrer temperamentvollen Weife zu fchelten fchien. Mit wem hat fie es heut? dachte Cornelia. lächelte und horchte. ..Und das muß ich doch noch fageu". rief Johanna zurück. während fie die Vorplatztür zum Gartenzimmer aufriß. ..das verftehn Sie nicht! - Was? Sie verftehn es doch? - Nein. gar nicht] Sie junger Menfch. Sie wiffen ja nicht. wer ich bin!"

Die Wohnungstür draußen wurde zugefchlagen; ..weg is er!“ ftieß Hanne hervor und holte Atem. ..Schafskopfl“ rief fie ihm dann nach. ..Hansauaftl - So ein dummer Kerll"

Sie f>)loß die Tür und trat ins Zimmer; nun fah fie erft. daß fie hier nicht allein war. Cornelia lächelte fie gemütlich an: ..Mit wem haben Sie da wieder geftritten. Johanna?“

Die „Alte“ (fie war noch nicht alt. aber früh verwittert) fuhr fich durch ihr dünnes Haar, „Ach, fo ein Hans - - Wieder ? Wann ftreit' ich denn? - - Der Briefträger. So ein neuer - grüner - weiß von nichts. Schnauzt einen aber fchon an wie ein alter!"

„Was hat er Ihnen getan?“

Johanna atmete wieder ftark. fie kam damit leicht zu kurz: ..Geftern bringt er einen Geldbrief für den Herrn Vrofeffor; der Herr Vrofeffor war ausgegangen. Geben Sie nur her. fagte ich. ich will 's unter-fchreiben. Da lacht mir der Grünfpecht ins Geficht: Nee. mein Herz. das geht nicht! ..Mein Herz“. fagt der Hanswurft der. als kennten wir uns fchon hundert Jahr'! - Sie Jüngling. ing' ich. ich bin nicht fo'n gewöhn-licher Dienftbot'. fag' ich. verftehn Sie; in dem Haus bin ich fchon wer weiß wie lang'. und alles wird mir anvertraut. und was hab' ich nicht fchon alles unterfchrieben. und -- Sie kennen mich bloß noch nicht] - Brauch' ich auch nicht. fagt der Kerl. Ich kenn' bloß meine Vorfchriften. Haben Sie eine Vollmacht. die auf dem Voftamt liegt? - Nee. fag' ich; aber - - Na. dann guten Morgen] - Und wupp aus der Tür."

Cornelia wunderte fich noch oft. fie war noch fo jung. Wie das nur möglich ift. dachte fie: die alte Hanne ift oft fo gefcheit. und dann wieder io komifch dumm] - ..Nein fo ein Ungeheuer“. iagte fie. inwendig voll Heiterkeit. ..So ein - Bureaukratl“

Johanna nickte. verächtlich: ..Das fag' ich ja immer. Bureaukraten
und weiter nichts! - Na. wie er nu heut nachmittag wiederkam -
meine Meinung mußt' ich ihm doch noch fagen -“.
..Das hat Johanna Rathfack n och im mer getan!“
..Und was is diefes Biirfchchen dann geworden? F rech is es ge-
worden! Wenn iäi fchon fo ein altes Mädchen wär' und von Poftfachen
noch nicht mehr verftänd'. dann wär' ich wohl etwas unbegabt. Und
dann follt' ich lieber - - Fräulein Cornelia! Jn drei Monaten. im
September. werd' ich fechsundvierzig alt; fo was hat mir noch kein
Menfch gefagt!"
..Es ift unerhört -"
..Solche Hundejungen ftellt die deutfche Reichspoft an!"
..Ia. das ift nicht hübfch von ihr." Cornelia legte ihr eine Hand auf
den mageren Arm: ..Der Mann. der weiß eben noch nicht. was Sie uns
find. Daß Sie unfere Hanne find.“ Sie ftreichelte ihr erhißtes. gutes
Geficht. ..Und nun follten Sie uns doch den Kaffee bringen; die Herren
möchten ihn hier irn Gartenzimmer trinken."
..Haben recht“. erwiderte Johanna. nun wieder ganz im Amt und
ganz Pflichtgefühl. ..Die gute Luft. Der Kaffee is fertig.“ Sie nickte
zuftimmend: ..So 'n Dummerjahn. der weiß das nicht -"
..Und mit der Vollmacht“. fagte Cornelia recht gemütlich. ..da hat
er ja recht!"
..Was? Da hat er recht?"
..Das erklär' ich Jhnen ein andermal. Die Herren kommen. Der
Kaffee!"
Johanna hob die Arme. ..O Gott. ja. Stante pedel“ Sie lief
durch die Vorplaßtür hinaus,
Durch die Tür zum Speifezimmer kam Profeffor Herwarth. Cor-
nelias Vater. mit dem einzigen Gaft. dem Dr. Wurzer. in ftrahlender
Heiterkeit; feine linke Hand lag auf Wurzers Schulter. ..Sehn Sie.“
fagte er mit fanft triumphierender Stimme. ..diefer edle Grieche ift
Jhnen wieder zu Herzen gegangen.“
Der lange Wurzer. der den kleinen Vrofeffor überragte. fchüttelte
bedenklich den Kopf: ..Herr Profeffor. das ift der tragifche. der einzige
Punkt. in dem Sie nicht mein Vorbild find. Jch bin auf fo gutem Weg.
Abftinent zu werden; aber Jhr griechifcher Nachtifchwein und Jhre Be-
redfamkeit -"
..Vielleicht bin ich Gottes Werkzeug. Doktor.“ entgegnete Herwarth
lächelnd. ..Vielleicht fürchtet er. Sie werden ihm zu - verftändig. zu
nüchtern. wenn Sie abftinent werden."
Cornelia nickte; Johanna kam mit dem Kaffee. ftellte Kanne. Taffeu.
Zucker auf den großen Tifch vor dem Sofa; die Haustochter fchenkte ein.
..Fräulein Cornelia hat genickt." fagte Wurzer. ..Sie fürchten das wohl
a u ch ?"

Cornelia laäjte; in der Stimme und in der Körperhaltung des
jungen Gelehrten lag fo oft etwas. daß fie lachen mußte. Sie anwortete
an der Frage vorbei: ..Jch glaub'. ein guter. feuriger Wein fchadet Jhnen
nicht!“
..Wie meinen Sie das? U e b e r h a u pt nicht. oder mir b e -
fo u d e r s nicht?"
..Ach bitte. Herr Doktor. zergrübeln Sie es nicht. Ohne Scheide-
waffer.“
Der Profeffor nahm lächelnd das Wort: ..Cornelia fürchtet fich näm-
lich vor Jhrem zerfeßenden Verftand."
Sie fchüttelte den Kopf: ..O nein. fürchten nicht, Aber -“ fie machte
ein herzlich liebenswürdiges Geficht - .. h ü bfch er fänd' ich es. wenn
Herr Dr. Wurzer die Sachen nicht fo viel auseinander dächte.“
..Sie werden ihr zu klug.“ ergänzte Herwarth.
..Jch fürchte. ich werde Jhrer Tochter zu d u m m."
Herwarth lachte. ..Ju diefem Fall allerdings wär' das wohl d a s -
f e l b e!“
'Der lange. hagere Doktor zog die Schultern zufammen: ..So trete
ich denn zerknirfcht meinen Rückzug an; werde mir aber nachher erlauben.
mit dem Wundertier wiederzukommen. mit diefem vielgereiften Odyifeus.
dem Karl Jakobi. fiir den fich Fräulein Cornelia fo fehr intereffiert.-->
Sie haben die Zeitungsberichte über ihn gelefen. die ich neulich mit-
brachte?"
Cornelia nickte. ..Wie ein Roman! Sein ganzes Leben! - Wenn
das alles wahr ift -"
..Dann ift er ein fehr intereffanter Menfch?"
Sie hörte die verfteckte Eiferfucht in diefen Worten. flog aber dar-
über weg. ..Jntereffant?" fragte fie zurück. ..Viel mehr! -- Ein g a n -
z e r . ein Vo llmenfch! - q Das mit der japanifchen Vrinzeffin. das
kam mir wie 'ne Romanze vor; glauben Sie. daß das wörtlich
wahr ift?"
Wurzer zuckte die Achfekn. ..Ein fo kritifcher. ..zerfetzender" Menfch
wie ich. der glaubt wohl nicht alles. Jch erlaube mir nur. Sie ganz er-
gebenft vor diefem Karl Jakobi zu warnen; fo weit ich ihn kenne. ift er
für fo - begeifterungsfähige junge Damen ein gefährlicher Menfch."
..lim Gottes willen.“ rief Cornelia. ..tun Sie das nicht. warnen Sie
mich nicht: das nimmt mich aus Widerfpruchsgeift für den Menfchen ein!
*- Ueberhaupt. Herr Doktor -“ fie lächelte mit drolligem Stolz -
..wenn man zweiundzwanzig Jahre alt ift. dann braucht man keine War-
nung mehr.“
..Nein - denn es lebe die Freiheit!“
..Warum fageu Sie das?"
..Weil Sie' s fo gerne fageu. Wei(Sie wahrfcheinlich eben dachten:
diefer junge Doktor will mich wieder in meiner Freiheit befchränken.
nieder mit ihm!"

Cornelia lächelte zu Herwarth hinüber. der in ftummer Heiterkeit
zuhörte: ..Sieft du. Vater? Er denkt zu viel. Selbft die Gedanken der
a n d e r n denkt er." Ihre fchlanke. kraftvolle Geftalt richtete fich gegen
Wurzer auf: ..Uebrigens ja. es lebe die Freiheit! Hoch. dreimal hoch] -
Und wenn mein Vater mir weiter gar nicht Gutes getan hätt'. als daß er
mich in Freiheit hat aufwachfen laffen - wie ein wildes Füllen - fchon
darum würd' ich ihn abgöttifch lieben. Ia. ja. ja. abgöttifch; das fag'
ich. weil Sie das Wort nicht mögen. Meinen Vater und meine Freiheit.
die beiden lieb' ich abgöttifch; und Ihre Warnungen lieb' ich nicht l“
Der Profeffor fah auf feine Uhr. wie in tiefem Ernft. ..Drei
Minuten.“
..Wiefo drei Minuten?" fragte Cornelia.
..Die gewöhnliche Zeit. Nach drei Minuten ift der übliche Streit
zwifchen euch in gutem Gang."
Wurzer ftellte feine Taffe weg. die er noch in der Hand hielt (Io-
hanna war längft verfchwnnden): ..Im mache. daß ich fortkomme. damit
Friede wird! - Alfo mit dem Vollmenfchen Karl Iakobi und feinem
Reifegefährten oder Schatten Lettow komme ich wieder. Er hat nur heut
wenig Zeit; er kann nicht erft antreten. wenn Sie aus Ihrem Kolleg
zurück find."
„Das tut nichts.“ erwiderte Herwarth; ..mittlerweile ift das K i n d
ja da. das ihn mit Spannung erwartet. - Ießt will ich nur noch ein
bischen hin und her gehn - meinen Vortrag durchdenken." Er winkte
dem Doktor mit der Hand zum Abfchied; an fo gemütliche Trennungen
waren fie gewöhnt. Dann ging er langfam. finnend durch die offen
gebliebene Tür ins S'peifezimmer und weiter in fein Arbeitszimmer.
feinen üblichen Denkergang.
Wurzer wollte zur andern Tür hinaus; Cornelia hielt ihn durch
eine Bewegung zurück. ..Bitte. Herr Doktor. noch einen Augenblick!
Was meinten Sie vorhin bei Tifch. als Sie von den beiden Menfchen-
arten fprachen? Vater fiel Ihnen dann ins Wort.“
Dem armen Doktor lief ein plößliches Freudelächeln über das Ge-
ficht. da er fo zum Dableiben.aufgefordert wurde; dann ward er fich des
Lächelns bewußt. zuckte mit den Augen und errötete. „Nun“. antwortete
er fo fchlicht fachlich wie nur irgend möglich. ..ich wollte nur fagen: die
einen geben fich n a i v . oder wenigftens halb naiv. fo wie fie find; und
die anderen geben fich fo. wie man fie gerne haben möchte."
..Man? Wer ift ..man"?“
..Der jedesmalige andere. mit dem fie zu tun haben. auf den fie
gerade wirken möchten. Sie fteigen auf ihn ein. zeigen fich nach feiner
Sinnesart; fo fein wie fie können."
..Und Sie meinen. fo einer ift der Karl Jakobi?“
..Ich habe diefen Eindruck."
Herwarth kam langfam. ganz in fich verfonnen. dabei leife fingend
durch die offene Tür zurüä; ging langfam an den beiden vorbei. ohne

fie zu fehn. und dann wieder hinaus. Cornelia war ihm mit liebevoll
lächelnden Augen gefolgt. fah ihm ins andere Zimmer nach. Sie dämpfte
unwillkiirlich die Stimme: ..Wie fchön er ausfieht. nicht wahr. wenn er
fo ganz in feinen Gedanken ift.“
Auch Wurzer fprach nun leifer: ..Mir ift immer wunderbar. daß er
dabei fingen kann." *
..Er weiß es ja nicht. - - Und darum haben Sie mich wohl vor
dem Herrn Iakobi gewarnt?“
..Weil ich ihn fiir fo - fein halte?“
..Fiir fo 'nen ..Einfteiger". ja."
..Aus diefem und aus vielen anderen Griinden hab' ich Sie
gewarnt. Aber da Sie das nicht lieben. fo erlaub' ich es mir nun nie-
mals mehr.“
Ach du armer. magerer Othello. dachte Cornelia. Sie lächelte:
..Alfo fo gefährlich ift er?"
Wurzer fchiittelte feinen abwehrenden Arm: ..Ich fage nun kein
Wort mehr. Mich Ihnen völlig verhaßt zu machen. f o dumm bin ich
nicht!“
Herwarth kam fchon wieder. wieder ganz in fich. Diesmal f u mm t e
er leife; er zerdriiikte fein Tafchentuch in der Hand. wickelte es dann um
einen Finger. Die beiden fchanten wieder fchweigend zu. Er ging um
fie herum und hinaus.
..Wie das wunderbar ift." murmelte der Doktor.
..Was denn?“
„Wie verliebt Sie oft Ihren Vater anfchauen."
„Ach" fagte Cornelia. ..das tun Sie ja auch."
..Finden Sie?" -
..O ja. Zuweilen. - Und haben wir nicht beide recht? Ift es nicht
ein herrlicher Mann?“
Wurzer zog vor innerer Bewegung die Brauen nieder: ..Ich kenne
keinen herrlicheren. das weiß ich gewiß. Manchmal hab' ich förmliches
Heimweh nach den drei Iahren. wo ich hier Sekretär. Mitarbeiter.
Famulus war; wo Sie mich wohl im Spaß ..feinen Sklaven“ nannten.
Meine fchönften Iahrel" Er fah Cornelia fchweigend an; er wiederholte
dann in leifer Schwermut: ..Meine fchönften Jahre. - -- Ia -- ich
wollte gehn. und da fteh' ich noch.“
..Gehn Sie mit Gott." fagte Cornelia heiter. ..und kommen Sie mit
dem Teufel wieder!"
Wurzer bemühte fich zu lächeln: ..Das ift er hoffentlich nicht!“
Er ging zur Tür. die zum Vorplaß fiihrte. In diefem Augenblick
kam der Vrofeffor auf feinem Denkergang wieder aus dem Speifezimmer.
ging an dem Vlaß vorüber. wo Wurzer geftanden hatte. ward träume-

rifch aufmerkfam und blieb ftehn. ..Hier fehlt ja was.“ murmelte er.
..Ahal“ fagte er halb erwachend. ..Da ftand Wurzer und der ift fort.“
..Hier fteht er noch. Herr Vrofeffor." fprach Wurzer in der Tür.
..Hml - Ja."
..Nochmals Adieui" - Wurzer ging hinaus.
* O
Herwarth fah ihm nach. nun vollends erwachend. In feine braunen Augen kam wieder das fo eigen warme. erwärmende und ftrahlende Feuer. das ihn zum ewigen Jüngling machte; das die unverwüft'liche Schönheit feines urgefund rötlichen. ftarkformigen. geiftvollen Gefichtes war. Die darin herrfchende Nafe war groß. aber ohne Uebermaß; Cornelia hatte fie fo vom Vater geerbt. auch in ihrem Mädchenantliß fprach fie nicht zu laut. fie gab ihm nur einen kühnen Zug. an dem man nicht vorbeifehen konnte. Cornelia hatte die Schönheit der Kraft; aber auch Anmut fehlte nicht. Die hohe Geftalt hatte fie von der friihverftorbenen Mutter; fie war faft größer als der Vater. an dem aber alles elaftifch war; an feine zweiundfünfzig Jahre konnte man nicht glauben,
„HW“ murnielte Herwarth wieder. hinter dem verfchwundenen Doktor her. ..Kein alter Römer. wie die in meinem Vortrag, - Aber ein gefcheiter Menfch. Ein philofophifcher Kopf.“
..Lauter Verftand. Ver-ftand!“
Cornelia fchüttelte ihre braunen Locken.
Der Vater lächelte: ..Na. fiir dich hat er Herz genug."
..Ach ja. viel zu viel!“
..Weil das Gegenherz fehlt."
..Könnteft du bis an deinen Tod init ihm leben. Vater?“
l Der Zweiundfünfziger fchiittelte lächelnd den Kopf: ..Er ift niir zu a t."
..Siehft du. dir auch!"
..Ja. mit feinen fechsnndzwanzig. Aber -“
Er fing an zu fingen:
..Wer niemals einen Raufch gehabt.
Der ift kein braver Mann."
Vlößlich legte er einen Arm um fie: ..Fräulein Cornelia Herwarthi“
..Was gibt's?“
..Tanzen wir einen Steirifchen?“
Sie ftarrte ihn an; darauf war fie nicht gefaßt. ..Wenndu deinen Vortrag durchdenkft?"
..Wahl Wir find fertig.“
..Mußt ja ins Kollegl“.
Er fah auf feine Uhr. ..Hab noch zehn Minuten. - Unfern Steirifchen!"
Er begann mit ihr zu tanzen und fang dazu (das hatte er. der Norddeutfche. von feinen Gebirgsreifen mitgebracht):

..Und den Tanz han i zahlt.
Und dös Tanzl g'heart mein;
Der ma nachtanz'n wollt'.
Und der tat mi erft g'frein.“ *)
Eine Weile umtanzte er fie fchweigend. mit luftigen Augen wie ein kreuzfideler Burfch; darauf fang er wieder;
..Juchheiraffafal
Weil ma's Leben no' hamm.
So feid's lufti. mer kimma
So jung nimmer z'famm'l“
Endlich juchezte und jodelte er; dann blieb er ftehn und hielt fie im Arm.
.,Nein.“ fagte fie. doch wieder ganz aufs neue verwundert. ..was bift du für ein junger Menfch!"
,.Jcb?“
..Und willft nun den Studenten die Verfafftcngsgefmichte der alten Römer erzählen!"
..Vhilofophie der römifchen Gefchichte; ja. ja." Er ließ fie los. trat zurück. kam dann langfam in ftrengem Ernft auf fie zu; ein großes Pathos leuchtete aus feinen tiefblickenden Augen. ..O meine Tochter Cornelia!“ fagte er mit einer Stimme. die fie kaum an ihm kannte. und fie kannte ihn doch fo gut. ..Vergiß keinen Augenblick. daß du auf deinen zarten Schultern die Ehre meines Namens trägft; daß dein von Romulus abftammender. ehrwürdiger Vater Earolus Vhilippus Herwarthius heißt! Daß ich wie jener alte Römer. der erhabene Virginius -“ er zog einen Bleiftift aus der Weftentafche A ..dir diefen Dolch in die Bruft ftoßen würde. wenn du meinen Namen befleckteftl“
V ..O Gott.“ rief Cornelia. ..ich beflecke ihn, Jch liebe meinen eigenen ater!“
..Jhr Götter! - Grauenvolll"
..Jch kiiffe ihn!" Sie legte ihren Mund auf feinen.
..Entfeßlichl"
..Jch liebe keinen Mann als ihn!" Sie umfchlang ihn feft.
..O Unnatur! O Abgrund!"
..O Earolns Vhilippus Herwarthiusl" Sie küßte ihn wieder; fie ftreichelte fein rafiertes. bartlofes Geficht. ..Ach du. ich war doch 'ne Gans. daß ich dein Kolleg heut aufgegeben hab' und zu Haufe bleib'. um diefen Weltumfegler Jakobi zu erwarten. Aus gemeiner Neugier. Jch. ionft dein .,befter Student". wie du Schmeichler fagft. - Diefer ..erhabene Virginius". kommt der nicht gerade heute dran?
Er ftrich ihr über das lockige Haar. ..Freilich freilich. Kind."
..Der feine Tochter wirklich erftochen hat?"
Er nickte. ..Auf dem Forum. Die Virginia."
ii) Fragen.

..Und nur um fie vor dem thrannifchen Scheufal. dem Appius Clau-
dius. zu fchiißen. zu retten? Sie hatte nichts getan. ihr war nichts ge-
fchehn?"
..Es follte ihr gefchehn, Seinem Kind l“
Cornelia fann vor fich hin; es überfchauerte fie etwas. Dann fah
fie ihm eine Weile ftumm fragend in die Augen. ..Vaterle.“ fprach fie
endlich. „Sag"
..Was denn?“
..Sag Könteft du das auch? - Du bift fo gut. fo himmlifch gut.
Und fo ..harmonif>)“. wie Wurzer fagt. Kannft aber auch gewittern -
und wie! Jch hab mich fchon gefiirchtet vor deinen Augen; o ja.
das ift vorgekommen, Könnt'ft du mir auch fo 'nen Dolch in die Bruft
ftoßen. wirklich. ernftlich. wie der alte Römer Virginius?"
..Um dich vor Schande zu bewahren? Kind! Jeden Augenblick!“
Sie fchiittelte fich. ift doch fchauerlich. - Aber. o Gott. du haft
ja recht. - Ja. bring mich um. bring mich um - wenn man meine Ehre
- -> oder wenn ich deine -- - ja. auch wenn ich deine. Dann nimm
dein Meffer oder deinen Revolver. und ganz gefchwind bring mich uni!"
Herwarth ftrich ihr lächelnd das braune Gelock von der fchön ge-
wölbten Stirn. ..Aber nun weg von diefen Gedanken. Kind. * Haft
du's ausgelefen? Das Marsbuch von Kurd Laßwiß?"
....Auf zwei Planeten?"“ - Sie fchiittelte träumerifch den noch ans
alte Rom denkenden Kopf: ..Reim ich bin noch drin. - Es hat mich oft
halb närrifch gemacht. Und dann melancholifch."
..Melancholifch? Warum?"
..So furchtbar lebendig wie es ift; daß man oft denkt. fo find fie
wirklich. diefe Marsbewohner. Und die find nun fo viel. viel weiter als
wir; recht erbärmliche Schächer find wir gegen fie; die Menfchheit kommt
einem fo fchofel vor. Wo noch Väter ihre Kinder erftechen miiffen. da-
mit fie nicht -- _- Na. kurz. melancholifch!“
..Ru ja." Er lächelte herzlich. zärtlich: ..Niinm's auch nicht zu
fchwer. Jch könnte dir allerlei fagen -"
..Wenn du nicht ins Kolleg niüßteft. Jch halt' dich auf." Sie drängte
ihn fanft zur Tür: ..Fort. Vaterle. fort!“
Er fah wieder auf feine Uhr: ..Hab' noch drei Minuten Zeit. Brauche
ja nur zweieinhalb bis zur Univerfität! - Erbärmliche Schächer. fagft
du; na ja. in vielem find wir's noch; viele find es noch. Aber wenn dn
an die B e ft e n denkft - nicht an die klügften und gelehrteften. die find
doch noch tüchtig dumm. fondern an die beften -“
..An dich -"
..Vfui; laß mich aus dem Spiel. An die allerbeften; das find auch
fchon W u n d e r . Kindi Gefchaffen wie das Tier. an der Erde klebend
_- und rühren doch fchon mit dem Scheitel an die andere Welt. wo die
Engel wohnen. Edle. große Gefchöpfe. die dem Schöpfer Ehre machen!
w Ach. du kleine Marsmenfchenbeneiderin q laß uns nur unfere Tor-

heiten. unfere Helden. unfere wilden Ehrgeize. unfere Raufgefühle; es
ift junges Blut. es ift Jugend drin. Laß uns unfer Werden;
Werden ift das fchönfte. Freu dich. daß du auch noch wirft! Und wenn
über dich Einfchichtige. die bis jeßt nur ihren Vater liebt. wenn iiber dich
auch einmal das große Schickfal kommt _
..Jch glaub's nicht. Niet“ »
..Es wird auch noch kommen. Und dann werden fich in dir noch
Kräfte auftuu. die du heut nicht ahnft. und du wirft noch ftaunend fageu:
groß. groß ift der Menfch!"
Sie umfchlang ihn plötzlich mit den ftarken Armen. ..Ach du mein
geliebter. fonniger. wonniger Vater!"
Er fah zum leßtenmal auf die Uhr: ..Allerhöchfte Zeit!“ Sich von
ihr losmachend. nahm er feinen Hut vom Flügel; ..ich lauf' durch den
Gartenl" rief er und ftürmte durch die große Glastür hinaus.
f *
1"
Cornelia fah ihm nach. die Stirn an die Scheiben gelehnt. Wie
fagte Vrofeffor Wüllner neulich? fuhr ihr durch den Kopf. So eine - -
Ja; ..fo eine Liebe zwifchen Vater und Tochter hab' ich doch nie gefehn.“
Sie uickte. innig fröhlich. Jch auch nicht!
Johanna kam vom Vorplatz. ein paar Befuchskärtchen in der rot-
braunen Hand. ' Sie reichte fie Cornelia hin; ..unfer Dr. Wurzer kommt
wieder. mit -"
..Jch weiß fchon." unterbrach Cornelia fie. ..Jch laffe bitten."
..Der eine hat Augen - Donnerwetter!“ Damit ging die alte
Hanne wieder hinaus.
Wurzer trat ein. mit zwei Herren in Sommerauzügen wie er;
..Fräulein Cornelia.“ fagte er. ..da bringe ich die ..hohen Reifenden“.
Herr Karl Jakobi. Herr Dr. Lettow."
Das war alfo Karl Jakobi; etwas enttäufcht fah ihn die fich ver-
neigende Cornelia an. Sie hatte. wie man fich fo oft ein voreiliges Bild
macht. einen hochgewachfenen. breitbrüftigen Mann mit ungeheuer männ-
lichem Geficht erwartet. als ..Weltreifender“ tiefgebräunt - und ii b e r-
ha uvt ! dachte fie. Der Herr. der da jeßt vor ihr ftand und fie mit
fonderbar durchdringendem Blick betrachtete. war von befcheidener Mittel-
größe. eher noch fchmal als breit; feine Haut war nicht eben fehr ver-
brannt. die Stirn leu ch t e t e faft. Nur das fchwarze dichte Haar und
die dunklen Augen - - Ja. Augen hat er! fuhr ihr durch den Kopf. Der
Blick verwirrte fie faft ein wenig . . .
Sie faßte fich aber im Augenblick. nahm fogleich das Wort: „Dr,
Wurzer hat's Jhnen gewiß fchon gefagt: ich freue mich. Sie zu fehn!
Mein Vater hat leider fort gemußt; er hofft Sie aber noch zu finden.
wenn er wiederkommt.“ Sie lud die Herren zum Sitzen ein; dabei fah
fie den ..hohen Reifenden“ mit faft naiver Verwunderung und Neugier
an. Sie wiederholte gedankenlos; ..Wenn er wiederkommt . .

Der Herr mit den durchdringenden fchwarzen Augen fchüttelte
lächelnd den Kopf. ..Nein. gnädiges Fräulein. es war nicht fo."
..Was?" fragte fie,
..Die Gefchichte mit der japanifchen Prinzeffin; nicht wahr. Sie
haben auch davon gelefen. in den Zeitungen. Ieder neue Menfch guckt
mich darauf an. Nein. fie hat nicht mit mir durchgehn wollen. Sie
war auch keine japanifche Schönheit. Sie hat nicht gefagt: ..Das ift
mein Erlöferl" Ich hab' ihr nur das Leben gerettet; d a s kann ich nicht
leugnen.“
..Das ift auch fchon was.“ feßte der andere. Dr, Lettow. hinzu; der
..Schatteul“ dachte Cornelia. Er war ungefähr ebenfo gewachfen wie
Iakobi. aber beinahe farblos blond; er trug eine Brille.
..Als Profefforstochter." fagte Cornelia heiter. zu .Karl Iakobi ge-
wendet. ..glaub' ich a uch nicht alles. was in den Zeitungen fteht."
..Nnn.“ erwiderte Karl. ..man glaubt nicht und glaubt doch. Und
ich fiße nun hier und weiß. Sie haben allerlei Sonderbares. Ungewöhn-
liches. ..Romantifchest' über mich gelefen; Sie können fich denken. wie
mich das befangen macht.“
..Befangen? Warum?“
..Weil ich nun doch gewiß fehr ernüchternd wirke; fo gewöhnlich. all-
täglich. So gar nicht ..plöß lich “. originell. dramatifch; wie ich als
junger eitler Bengel zuweilen geträumt hab daß ich wirken wollte: blih-
artig oder feuerwerkig. oder wie ein Theatergott. Nun fißt da Karl
Jakobi aus Buxtehude oder Stixneufiedel. in Rock und Hofen wie jeder-
mann. mit einem Geficht wie jedermann. und der andere denkt: o je!"
Was für ein fchöner Bariton! dachte Cornelia. Sie lächelte: ..Mir
fcheint doch. Herr Doktor. Sie haben Ihr eigenes Gefieht."
Lettow nickte: ..Und wie!“
..Sie fageu „Doktor“. gnädiges Fräulein." entgegnete Karl mit einer
graziös abwehrenden Geberde. ..Ich bin keiner. Ich bin nichts. Allerlei
angefangen. nichts zu Ende geführt. Einmal faft Millionär. dann zehn
Mark; einmal beinahe regierender Fürft - im fchwarzeu Erdteil -
dann bei den Affen im Urwald zu Gaft. Einmal Anlauf zum großen
Dichter; dann - Schwamm darüber. Kurz. 'ne Summe Nichts!"
Cornelia fchaute ihn etwas unficher an. ..Mir fcheint. Sie gehören
zu denen. die fich gerne fchlecht machen."
..Jedenfalls zu denen. die durchaus wahr fein wollen; auf jede
Gefahr. Und die fich entwickeln wollen - a n ch auf jede Gefahr. Alles
fehn. alles kennen lernenl Die Welt. die Welt! So zieh' ich mit meinem
treuen Phlades durch die ganze Welt -t'
Er warf einen herzlichen. warmen. fchönen Blick auf den „Schatten“.
der an feiner Seite faß. Lettow fchlug die blaßgrauen Augen unter
Gnädiges Fräulein. ich glaube halt an feinen Stern. ..Die Welt. die
Welt“ - die wird fich noch wundern!“
„.1

Dupre:
Der Morgen

.,Vrahl nicht mit mir." warf Karl hin. ..Sei ftill."
„Gut" fprach Lettow weiter. ..ich rede alfo nur von der Welt.
Gnädiges Fräulein. da rührt fich was! Da wird und wächft allerlei.
mehr als unfer gutes Deutfchland fich träumen läßt. Auch in dem halb-
verachteten Rußland; aber nun gar in Amerika. im Norden; wirklich
eine ..neue Welt“l Hunderttaufend Zukunftskeime. Da wird gefät und
eeiät -“ .
..Und auch fchon geerntet." fiel ihm Karl ins Wort. ..Und unter
diefen jungen. ungefchlachten Riefen. wie fteht diefer Theodor
Ro of evelt da. ihr Vräfiden-t und Hauptriefe. der Mann der Kraft
und der Tat. Mein Freund. - Sie fehen mich fo überrafcht und ver-
wundert an. Ja. vor einem Jahr mein Freund geworden. Auf den bin
ich ftolz. Jn dem ift eine Welt! Noch nicht Harmonie . . . Aber Gott
und Herr. was ift Harmonie? Schöne Oberfläche. Oueckfilberhaftes
Znfammenrinnen verwandter Niedlichkeiten. Nur in den Unharmo-
nifchen ift die Urkraft. die Wahrheit. die Tiefe!"
Dr. Wurzer rückte fchon eine Weile ungeduldig und gereizt auf
feinem Rohrftuhl; jeßt ftieg die lange Geftalt in die Höhe, ..Erlauben
Sie --- da muß ich doch bitten, Wahre Harmonie muß darum noch
nicht -"
Ebenfo plößlich ftand nun Lettow auf und berührte Wurzer ge-
mütlich am Arm. ..Ach bitte. bitte. Herr Doktor.“ fagte feine farblofe.
gedämpfte Stimme. ..Verzeih'n Sie die Unterbrechung: Sie hatten mir
etwas verfprochen. ich erwart' es fchon lange. Brofeffor Herwarths
Rofen und Chrhfanthemen wollten Sie mir zeigen; eine Berühmtheit
diefer Stadt. Jch bin ein Chrhfanthemennarr. wie Sie wiffen. und ein
Rofenfex." Wicrzer blickte zögernd zu Jakobi hinüber; Lettow lächelte:
..Wenn Sie durchaus für die Harmonifchen fechten wollen. das läuft
Ihnen ja nicht fort, Bitte. jeßt den Garten!"
Er nahm Wurzers Arm und zog ihn fanft zur Tür. ..Alfo gut -
nachher!" murmelte Wurzer. fein Widerftreben höflich unterdrückend.
Die beiden traten durch die Glastür in den Garten hinaus.
..Ein liebenswürdiger Mann." fagte Karl mit feinem freundlichften
Bariton. Er beobachtete Cornelia mit einem rafchen. fcharfen Blick; ihr
Geficht blieb vollkommen :inhewegt Nun wurde fein Blick beruhigt.
ftill. Er fuhr fich träumerifch mit einer Hand über die leuchtende. hohe
Stirn. ..Wovon fprachen wir doch?" fragte er.
..Von den -"
..Ach ja! von den Unharmonifchen. - Vielleicht bin ich blind. Viel-
leicht lieb' und preife ich die Unharmonifchen nur. weil ich felbft einer
bin;" er lächelte obenhin: ..ja. einer von den allerfchlimmften. Jch warne
Sie. als guter Chrift: fürchten Sie fich vor mir! Hinter diefer noch
jungen. glatten. zweiunddreißigjährigen Stirn - ein Chaos. Tier und
Gott - Engel und Teufel - alles!"

..Sie machen fich wieder fchlecht." antwortete Cornelia unerfchrocken.
..Jch hab' wohl gelefen. daß Sie eine fchwere Jugend hatten -“
..Pahl Das ift nichts! Das tat mir nichts. Taufend Gegenkräfte.
Aber die in n e r e n A b g r ü n d e ; die Feuerftröme - fozufagen -
die überfchwänglichen Wiinfche. die ungebändigten Triebe. die gigan-
tifchen Strebnngen. Da harmonifiert fich's nicht! oder erft fpät. nach
viel Kampf und Sturm!" - Karl klopfte an feine Stirn; ..Wenn hier
Glas wäre. und Sie hätten Cherubsaugen“ - er durchbohrte fie mit
einem tiefen Blick: ..es fieht beinahe aus. als hät t en Sie die - dann
wiirden Sie ftaunen und vielleicht auch fchaudern: was hier alles bei-
fammen ift. Jch glaube. ich könnt' einem gehaßten Feind mit Wolluft
das Meffer in der Bruft herumdrehen. langfam. langfam . . , Jch könnte
vielleicht auch denfelben Feind in einer fchweren Krankheit wie ein
Bruder pflegen. Und dann könnt' ich wieder - - kurz. ich werde
Jhnen wohl nicht gefallen.“
_ Cornelia fuhr auf. wie aus einem Traum; fo unerwartet kamen
ihr diefe leßten Worte. Sie klangen ihr fo wunderlich - fo verkehrt.
..Warum glauben Sie?" fagte fie mit einem befangenen Lächeln. _
..Mich ftören die ..inneren Abgründe" nicht, Und die ..Feuerftröme". --
Jm Gegenteil."
Er betrachtete fie wieder fcharf und feft; offenbar zu lange: denn
ein Verziehen des Mundes zeigte ihm. daß ihr das nicht gefiel. ..O ver-
zeihen Sie. gnädiges Fräulein.“ nahm er rafch das Wort, ..Jn der Zer-
ftreuung -t' er lächelte weich. faft kindlich - ..oder auch Verwirrung ver.-
geffe ich manchmal. was fich fchickt. Jhr Anblick. der - verwirrte mich.
Sie erinnern mich fo an meine Frau.“
Vor Ueberrafchung ward Cornelia rot. ..Sie find verheiratet? -
Das wußt' ich nicht.“
..Ich fehe nicht fo aus? -- Doch; ich bin's. Sozufagen. Wir be-
gegnen uns nicht. wir find aber noch Mann und Frau." Er fuchte feine
Worte. ..Wir leben wie im großen Ozean. das eine auf der Entwicke-
lungsinfel. das andere auf der Entfagungsinfel."
Die Worte ergriffen fie. ..Abi auf der -“
..Sie war aber eine herrliche Frau!“ unterbrach er fie; während er
das junge Mädchen wie vergleichend anfchaute. ..Bis ein tiefgrabendes
Leiden fie - - Laffen wir das jetzt. Es ift nicht die Stunde." Er be-
trachtete Cornelia wieder tief. und wie in Wehmut verfinkend. ..Wie ich
aber immer wieder ftaunen muß: was fiir Aehnlichkeitenl"
Cornelia fühlte mit Beklemmung. wie das alles fie befangen machte;
ablenken! dachte fie. ..Bleiben Sie eine Weile hier. Herr Jakobi?" fiel
ihr ein zu fragen.
..Ich hoffe.“ antwortete er. ..Mein Leben ift ein Wirbelwind. Jch
weiß nicht. wie lange bin ich hier. wie lange bin ich dort ?“ Er
lächelte: ..Mein Leben ift. wie ich felber bin. - Hier wohne ich nun bei
- - .Das heißt - -"

J'n ihren Anblick verfinkend verftummte er. Warum fpriht er
niht? fuhr ihr durch die heiße Stirn. Sie wollte reden und wußte niht.
was. Sie fühlte fih auf einmal gar fo jung; oder fo dumm. Endlich
fprah er wieder: ..Sie gehören gewiß a u h zu den Menfhen. die durh-
aus wahr fein wollen."
Cornelia fuhte zu lächeln. ..Sieht man mir das an?“
..Hab' ih recht oder nicht?"
..O ja!" erwiderte fie.
..Zu den Stolzen.“
..Vielleicht zu fehr."
..Zu den Freien."
..Möglichft!“
..Es gibt fo wenige Gefichter. die mir niht in irgend einem Zug
verraten. daß in der Seele etwas Kleines fteckt. Jhr Geficht hat
kein e n folhen Zug; ih hab' ihn ganz umfonft gefucht."
Es ward ihr wieder fhwer zu läheln. fie fühlte fih immer be-
fangener: ..Alfa danach fu h e n Sie? - _ Bitte. laffen wir jetzt mein
Geficht. Bei w e m wohnen Sie hier?"
..Bei dem merkwürdigen Sonderling. dem Baron Marian -“
..Ju der Villa draußen!"
..Ja. in der ..närrifhen Villa.“ wie die Leute fagen. Das heißt. der
Baron ift niht hier. ih wohne da ganz allein. Wir kennen uns aus
Judien . . . Ein fehr romantifher Aufenthalt! Jn diefem hoch-
kultivierten Land. vor den Toren diefer akademifhen. höhftgebildeten
Stadt diefe öde Villa. vernahläffigt. verwildert - aus Gefchmack und
Laune verwildert »- fo hab' ich das nur im Albaner-Gebirge. in Ariccia
gefehen. Wie für mich -" er lähelte leidlih fchliht - ..und mein
..inneres Chaos" gemacht! Wildes Geftrüpp und herrliche Bäume.
Ueppigftes Unkraut und Blumenpraht, Laubgänge. fo verwahfen. daß
fie kein Sonnenftrahl mehr durchdringt. Rafenpläße. die wie Steppen
wuchern. Mitten darin ein Pavillon - auh fhon halb verfallen - wie
die Hütte eines alten Zauber-ers inyeinem Märhenwald; in dem hab' ih
mein Quartier; hab mir's ausgebeten. Da leb' ih wie ein verwunfhener
Prinz! Märhenhafte Stille. Nur hoh oben in den Baumkronen fäu-
felt's wohl. Ein Specht hämmert irgendwo; denn hinter dem Park fteht
gleich der Wald. Ju der Nacht Fledermäufe und Eulen; und jetzt auh
der Mond. Der ließ mich diefe Naht niht fchlafen; ih ftieg aus dem
Bett - aus dem Pavillon - irrte wie ein Geift in meiner fchönen Wild-
nis nmher - magifhe Lihter eingeftreut in die Finfternis - alles ver-
größert. riefenhaft. Alles ungebändigt; und doh auh alles verklärt. Jch
ftand endlih ftill. in diefer Nahtwelt mnherfhauend. und fagte zu mir
wie die alten Hindus: ..Tat twam afi - das bift du!“
Cornelia fah ihn fhweigend an; es war ihr fo wunderlih. fo ge-
träumt: als hätte feine fchöne Stimme. die das alles fo weih erzählte.
fich mit auf fein Geficht gelegt und es fhöner gemaht. Ja. es war all-

mählich fchön. edel männlich fchön geworden. Was fie darin anfangs
enttänfcht oder befremdet hatte. das war alles fort . . . Sie tat einen
langen. tiefen Atemzug. ohne es zu wiffen,
Er blieb eine Weile ftill. Dann fragte er mit diefem weichen Bari-
ton: ..Warnm atmeten Sie eben fo tief?“
..Ach _ es kam nur fo. - Wie Sie das gefchildert haben. - Ia. das
mag wohl romantifch fein.“
..Befuchen Sie mich dort! mit Ihrem Vater. Wird auch Ihnen ge-
fallen _ wie ich Sie. nnn kenne.“
..O wie gern." hauchte fie. ..Gewißl“
1* 1'
'l
Lettow kam mit Wurzer aus dem Garten zurück; er blieb einige
Augenblicke in der Glastür ftehen. ..Herr Dr. Wurzer." fagte er dann.
..hatte wahrhaftig nicht zu viel verfprochen. Eine Rofenprachtl Für
einen deutfchen Profeffor unglaublich; - gnädiges Fräulein entfchul-
digen. Und auch die Chrhfanthemen -- alle Achtung!"
Cornelia lächelte. aus ihrem Halbtraum in die Welt zurückgekom-
men: ..Mein Vater hat zwei Leidenfchaften: Blumen und Studenten."
Lettow lachte. Karl Iakobi lächelte nur: ..Zwei fehr perfchiedene
Produkte der Schöpfung."
Dr. Wurzer ftellte fich etwas heransfordernd vor Iakobi hin; er
hatte im Garten nicht vergeffen. er. der ftreitbare Difputierer. daß er
noch etwas ausznfechten hatte. ..In dem Herrn Profeffor Herwarth." fing
er an. ..vereinigt fich eben alles zur fchönften Harmonie! Das war es
* auch. was ich vorhin fagen wollte: wahre Harmonie - wie im Herrn
Profeffor - was foll denn der fehlen? Die Urkraft? Die Wahrheit?
Die Tiefe? Sie umfaßt ja eben alles. Sie umfchließt die Welt!"
Cornelia zog fich nervös gereizt zufammen; der lange Doktor ftand
ihr auf einmal wie ein dunkler. ftörender Strich in der Welt. ..Um
Gottes willen!" fuhr aus ihr heraus. ..Sie wollen ftreiten. Sie brin-
gen uns ja die D i s harmoniel“
..Durchaus nicht. Fräulein Cornelia.“ entgegnete Wurzer. den fchon
ihr merkwürdig belebtes. erglühtes Geficht eiferfüchtig machte. ..Das
ift nicht die Abficht. Ich lehne mich nur prinzipiell und theoretifch da-
gegen auf. daß man uns aus einer modernen Stimmung heraus die
Unharmonifchen als das Höhere und Tiefere anpreift -t'
Fortfehung im nächften Heft

Wilhelm Conrad Gomoll:

Rainer Maria Rilke

Eine literarifche Studie

Es find zehn Iahre her. daß mir der Zufall eines Tages ein Vers-
buch in die Hände legte. das mich durch feine Abfonderlichkeit und fein
tiefes. weltabgewandtes Innenleben gefangen nahm. Es war Rainer
Maria Rilkes ftilles Buch: ..Mir zur Feier.“ Mitten hinein in eine
Zeit. deren dichterifche Sprache falopp. unartikuliert. künftlich herab-
geziichtet auf dem denkbar niedrigften Vunkt ftand. fprach hier ein Dirh-
ter. deffen Worte die feinfte Kultur des rhythmifchen Klanges aufwiefen.
Traumhaft klangen die Verfe auf. und es war. als ob fie von des
Dichters Rilke Kommen und Gehen fprachen. als ob fie uns feine ftille
Erfcheinung näher bringen wollten:

..Du waiher Wald. inmitten wehen Wintern
haft du ein Friihlingsfiihlen dir erkiihnt.
und leife läffeft du dein Silber fintern.
damit ich feh wie deine Sehnfucht grünt.
Und wie mich weiter deine Wege fiihren.
crkenn ich kein Wohin und kein Woher
und weiß: vor deinen Tiefen waren Türen *-
und find nicht mehr.“

Nun find inzwifchen zehn Iahre in das Land gegangen. Der
vordem herrfchende Naturalismus ift eines fchnellen Todes geftorben.
und die damals verkeßerte. verlachte idealiftifche Dichtung erbliihte zu
neuem Leben, Auch Rilke ift durch diefes Neuerwachen mit in die Höhe
gezogen worden. Wir haben einen Weg zurückgelegt. der uns vom auf-

gelöften Versideal der naturaliftifchen Schule. vom Vrofavers über die Versprofa Friedrich Nießfches. über die Vrofa mit ftrengem Rhythmus und gebundenem Silbenfall - jener Sprache voll üppigwuchernder Bildkraft - mehr oder minder wieder zu der der feftgegliederten Dichtung geführt hat. Und fo ift nun wieder an die Stelle der Dürre die Freude am Wohlklang. an die der fcharfen. fchrillen naturaliftifchen Extreme die mildere Art des deutfchen idealiftifchen Empfindens getreten.

Sehnfucht kann Berge verfeßen. Und fo mußte es wieder dahin kommen. daß die zwei frühromantifchen Lieblingsideen. die auf Shaftesburh und iiber diefen bis auf Vlato zurückreichen: der Gedanke des harmonifchen Menfchen und der Gedanke des Organismus. angewandt auf Natur und Kunft - zwei Jdeenkreife. die der Romantik wie dem Klaffizismus in gleichem Maße gemein find - fich zu neuer Lebenskraft innerlich aufftärkten. Man wollte aus dem zerfplitterten Allzuviel. aus der unüberfehbaren Menge der Kleinforfchungen wieder heraus und erftrebte fo die Einheitlichkeit der Weltauffaffung. die eine Vertiefung der Gefühle verlangte. Ein Wort des Romantikers Novalis wurde das Leitmotiv: ..Nach innen geht der geheimnisvolle Weg. in uns oder nirgends ift Einigkeit“. und was mit dem Wiffen der zerfplitterten Detailforfchung nicht gefunden worden war . . , in mhftifcher Vereinigung mit dem All-Einen fuchte man es von neuem zu ergründen. - ..Einheitliche. ausgeglichene Verfönlichkeiten. Menfchen. deren Innenleben die innere Sicherheit eines Naturprozeffes an fich hat: Dies ift als das Endziel romantifcher Lebenskunft gedacht." - Oskar F. Walzel charakterifierte in feinem Buch über die ..Deutfche Romantik" mit diefen Worten meifterhaft den romantifchen Grundbegriff. - Was fich feit dem Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts langfam bei uns vorzubereiten fchien: die Wiedergeburt der romantifchen Geiftesrichtung. das hat fich nach den Zeiten der voraufgegangenen. energifchen Abwehr heute in vollem Umfange durchgefeßt. Friedrich Nietzfche hat den Uebergang hergeftellt. Nietzfche. der Romantiker. der vom vollkommenen Buch ..alle Akzente der tiefen Leidenfchaft“ gefordert. und der ..alle Vrobleme ins Gefühl überfetzt bis zur Vaffion". Friedrich Schlegel pries den freien. univerfellen Geift. der die Fähigkeit befißt. daß er ..fich bald philofophifch oder philologifch. kritifch oder poetifch. hiftorifch oder rhetorifch. antik oder modern ftimnien könne wie ein Inftrument“. und er zeichnete damit die Geiftesgeftaltuug. die Modula-

tionsfähigkeit Rießfches im ganzen Umfange voraus. der. wie alle
romantifchen Naturen. es fich nicht genug fein ließ. dem Gefühl zu
leben. fondern der jedes Gefühl noch einer befonderen Analhfe unter-
warf. Von Friedrich Nießfche hat die Neuromantik auch jenen* krank-
haften Grad einer hochgefteigerten Reizfamkeit ererbt. die zu der Senfi-
bilität der Form führen mußte. die fich heute bei dem Dichter Rilke
mehrfach in höchfter Vollendung präfentierte. Ju welchem Maße ..die
Richtung“ nun in den l-eßten zehn Jahren einen Umfchwung zum roman-
tifchen Denken erlebt hat. das beweifen allein fchon die vielen guten
und umfaffenden Neuausgabeu. die die romantifchen Dichter und Denker
mit ihren Werken und dickbändigen Briefwechfeln erlebt haben. Da-
neben aber fprechen die fich einftellenden Erfolge der neuromantifchen
Dichtung. die allgemeine Beachtung. die ihre Repräfentanten finden
konnten. für die ne u e n Jdeale - wenn man von einer fo alten Sache
fo reden darf - die unfere Zeit erfüllen . . . .
Rainer Maria Rilke ift Neuromantiker in der ausgefprochenften
Weile. Alles. was wir im Sinne der Romantik als ..Naive und fenti-
mentaliiche Dichtung“ bezeichnen. kann auch auf Rilke eine Anwendung
finden. Alle Vorzüge und alle Schwächen der Romantik. in ihm find
fie neu erftanden. Auch auf diefen Dichter könnte mit Leichtigkeit die
von Hettner und Gervinus ftammende Anficht. daß die Romantiker ..un-
fertige Rachzügler" des Sturmes und Dranges. befonders rouffeaufch-
gefärbter Gefühlsphilofophen find - eine Anficht. die auch heute noch
-fehr populär ift - Anwendung finden. Was man den Romantikern
vorwarf: die ..einfeitige Ueberhebung des Gefühlslebens. befonders der
Vhantafie". ..Vhantomenjagd“ und dergleichen mehr _- Vorwürfe. die
fich auf einzelne. aus dem Zufammenhang g-eriffene Ausfprüche Friedrich
Schlegels und Novalis ftiitzen -- kann auch gegen Rilke ins Feld ge-
führt werden; denn er ift ihnen in faft allen Bunkten geiftig eng
verwandt.
Wie bei Novalis fteigt auch Rilkes Liebe erdenabgelöft bis weit
über die Welt hinaus; fie ftrebt ins Kosmifche hinein. ahnt und fingt
die Unendlichkeit und wird Religion. Und gleich ihm weiß Rilke um
diefe Wunderfchäße. Aber er weiß fie mehr noch als Novalis in fich
felber ruhen. und fie geben ihm die Gefühle einer wunderbaren Ab-
gefchloffenheit gegenüber der Welt. und aus diefer Abgefchloffenheit
fteigen dann feine Dichtungen heraus wie feltfame Vifionen. die ihn.
den echt roniantifchen Ahner. in leßte Tiefen blicken ließen:

..Jäf komme aus meinen Schwingen heim.
mit denen ich mich verlor.
Jch war Gefang und Gott. der Reim
ranfcht noch in meinem Ohr.
Jch werde wieder ftill und fchlicht.
und meine Stimme fteht;
es fenkte fich mein Angeficht
zu befferem Gebet.
Den andern war ich wie ein Wind.
da ich fie riittelnd rief.
Weit war ich. wo die Engel find.
hoch. wo das Licht in nichts zerrinnt -
Gott aber dunkelt tief."
Friedrich Schlegel floß über. wenn es fich um den Ausdruck des
Gefiihls handelte. ..Alles ift heilig für mich". fagte er in der Lucinde.
und er fprach es aus. daß er alle Religionen erneuern möchte. Auch
Rilke werden alle Dinge ans innerem Trieb heraus zu Religion. Durch-
aus romantifch löft er das Chaos auf. das hinter den Erfcheinungen
Ruhende klärt fich ihm ohne Schwierigkeit. und auf diefem Wege des
felbftbe-rftändlichen Aufdeutens ift es ihm nur ein Schritt weiter. um
vom Gottfucher zum Toderklärer zu werden. Am Ausgang des ..Buch
der Bilder" findet fich das wunderbare ..Schlußftiicktß das ich mit feiner
Schlichtheit. feiner lapidaren Form und der ihm dabei eigenen Tiefe
in der Anerkennung feines Wertes getroft als gleichberechtigt neben
..Das trunkene Lied" Friedrich Nießfches: ..O Menfchl Gib Acht!" ein-
reihen möchte:
„Der Tod ift groß,
Wir find die Seinen
lachenden Mundes.
Wenn wir uns mitten im Leben meinen.
wagt er zu weinen
mitten in uns."
Es läßt fich aber die innere Verwandtfchaft des alten und des
neuen Romantikers noch mehr belegen, Sie ftehen in ftarken. feelifchen

Beziehungen zueinander. Frühreif. wie Novalis. ift auh Rilke vor die
Welt hingetreten. Auf den Wegen diefer beiden Dihter find weniger
entwickelnde. als vertiefende Momente feftzuftellen. Rilke ift heute
noch im Grundzug der gleiche. der aus feinen erften Shriften zu uns
fprach. Es gehen von feinen Gedihten in den Bühern ..Traum-
gekrönt" und „Advent“ fhon diefelben reihen Stimmungen aus. wie
fie die Dichtungen des mhftifchen ..Stundenbuhes" oder die beiden Ge-
fänge in „Requiem" enthalten. Gedanklih wie technifh betrachtet.
atmen alle feine Bücher f einen Geift. f eine Art. Und diefe aus-
gefproheue Eigenprägung. die zum Teil allein durh die eigenartigen.
wunderbar klanglihen Wirkungen feiner Dihtungen hervorgerufen
werden. zeigten ihn uns als Meifter der inneren Form. Was die
äußere Form allein betrahtet angeht. fo fteht diefer Neuromantiker
damit auf einer höheren. weit mehr entwickelteren und modernen Stufe
als die Romantiker felbft. So find die Beftrebungen. unferen Sprach-
fchah weiter auszugeftalteu. auh an Rilke niht fpurlos vorübergegangen.
fie fanden vielmehr in ihm einen eifrigen Suher und Förderer. befißt er
fanden vielmehr in ihm einen eifrigen Suher und Förderer. befißt er-
doh die Gabe. durh neuartige Wortzufammenziehungen -* man wird
hier und da unwillkürlich an die Eigenheiten Detlev von Liliencrons
erinnert - ebenfo wie durh die dann wieder völlig naive Art feiner
Sprahe. den Lefenden zu iiber-rafchen, Daß er folhes vollkommen be-
wußt tut. zeigen Verfe wie diefe:

..Die armen Worte. die im Alltag darben.
die unfheinbaren Worte lieb ih fo.
Aus meinen Feften fhenk ih ihnen Farben.
da lächeln fie und werden langfam froh,
Ihr Wefen. das fie bang in fich bezwangen.
erneut fich deutlih. daß es jeder fieht;
fie find noh niemals im Gefang gegangen
und fhauernd fchreiten fie in meinem Lied.“

Seine Beherrfchung des Wortes _- und dabei die abwehflungs-
reihe Verwendung der Alliierationen - ift oftmals bewundernswert.
Manhmal verblüfft er geradezu durh eine Kühnheit. um dann wieder
ganz durh die Shlihtheit feiner Verfe zu wirken. fo wenn er. wie
im folgenden Gedicht. von fih felber fpriht und fingt:

..Ich lebe mein Leben in wachfenden Ringen.
die fich über die Dinge ziehn.
Ich werde den leßten vielleicht nicht vollbringen.
aber verfuchen will ich ihn.
Ich kreife um Gott. um den uralten Turm.
und ich kreife jahrtaufendelang;
und ich weiß noch nicht: bin ich ein Falke. ein Sturm
oder ein großer Gefang.“

Wie Rilke in diefem Gedicht feinem Wefen nachzugehen verfucht. fo hat er es noch in vielen Fällen getan; und fo geben denn feine Bücher die beften Mittel her. wenn man eine Erklärung feiner Perfönlichkeit fucht. Auch feine leßte. mit mehr Realismus durchfeßte Gabe: ..Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“. ift dazu angetan. uns in fein Inneres. fein kompliziertes Gefühlsleben. tiefe Einblicke tun zu laffen. Diefe „Aufzeichnungen“ vermitteln neben Ruhe und Stille geradezu blißartige Erkenntniffe; ihre Worte find feelifcher Natur. alles in ihnen ift Gefühlswert. und als Werkzeuge zur Vermittlung einer äußerlichen. in Paris fpielenden Handlung. kommen fie faft gar nicht in Betracht. Wie feine übrigen Novellen. müßte auch diefer „Roman“ eigentlich als eine lhrifche Dichtung. als ..Gedicht in Praia“ aufgefaßt werden. zumal der innere Reichtum an Rhythmus und feelifchem Klang das Buch zu feinen Gedichten ftellt.

A

Der Dichter entftammt einem alten kärntnerifchen Adelsgefchlecht dem er fich auf das engfte und treuefte verknüpft fühlt. Wie Friedrich Nießfche und Graf Gobineau führt auch er phantaftifch fein Gefchlecht bis in die älteften Zeiten zurück. Hat Nießfche. ausgehend von der Legende feiner gräflich-polnifchen Herkunft. feine Vorfahren zu Prieftern und ,Königen gemacht. erhob Gobineau feinen Stammbaum über die Nachkommen eines nordifchen Piraten. felbft bis zu Odin empor. fo findet fich bei Rilke ein entfprechendes Gegenftück. indem er. in feiner Novelle ..Die Leßten". feine urväterliche Sippe bis auf die Geftalt des alten heidnifchen Heerkönigs Malcorn verfolgt.

Wir können uns vorftellen. daß der Dichter Rilke die Worte Haralds (in ..Die Leßten") eines Tages felber zu uns fpräche: ..Es gab ja wohl Könige in unferem Gefchlecht" . . . . ..Die Sage geht. In lang verlorener Zeit. Vor taufend Iahren“ . . . . ..Ia. wenn du unferen

Namen fagft. leife. - klingt noch der alte Name darin. dumpf. dunkel. wie die Glocke einer verfunkenen Kirche“ . . . Diefe Worte würden fich dann nur mit anderen Stellen feiner Bücher decken. die uns gleich fo den Königsgedanken vermitteln. den er für fein altes Gefchleiht ganz ftille hegt. fagt er doch im ..Buch der Bilder". in dem Gedicht ..Der Letzte":

..Da ftehe ich nun in der Welt und geh
in die Welt immer tiefer hinein.
und habe mein Glück und habe mein Weh
nnd habe jedes allein.
Und bin doch manches Erbe.
Mit drei Zweigen hat mein Gefihlecht geblüht
auf fieben Schlöffern im Wald.
und wurde feines Wappens müd
und war fchon viel zu alt". -

Im alten. düftern Vrag amt). Dezember 1875 geboren. mag es fein. daß die alte Königftadt mit ihren finfteren und ehrwiirdig-tragifchen Erinnerungen feine Vhantafie fchon jung beeinflußt hat. Auf eine fo fenfible Natur wie Rilke mag das Mhftifche diefer Stadt früh eine ftarke und beftimmende Wirkung ausgeübt haben. Diefer Mann hat fich aber feine Kinderfeele bewahrt. Die ..unendlichen Reichtiimer der Kindheit“ ftehen heute noch vor ihm: ..Ich beginne irgendwo hinter meinem zehnten Iahr. dort. wo ich aufgehört habe zu beten.“ fo läßt er eine unter feinen Verfonen reden und gibt auch damit empfindungs-getreu fein eigenes Bild. fagt. daß ihm die Keime zu alledem. was vielleicht noch einmal aus ihm werden follte. aus jenen Zeiten ftammen. Eine fanfte. kindmäßige Weichheit. die allen feinen Werken gemeinfam innewohnt. findet fo ihre Erklärung. Sie bildet einen Hauptteil des Grundzuges im Wefen diefes Dichters. fie überflutet jedes Wort. jeden Vers feiner Gedichte. jeden Sah feiner Vrofa. fie umrankt feine Ge-danken. Alles überzieht fie mit ihrem faft unfagbar feinen Glanz. auf dem wieder Abertaufend feinfte Reize irrifieren - Reize. die eigentlich bisher nur aus weiblichen Seelen geboren wurden.

Aber auch fiir diefe Eigenart Rilkes laffen fich leicht Erklärungen finden; denn in ihm ift eine Fülle von heimlichfter Sehnfucht nach Glück. eine hohe Freudigkeit am Werden der Dinge zufammengetragen. zu der fich tiefgewurzelte Reinheit und Keufchheit ftellt. Und fo ver-

ftehen wir das Wort in den ..Zwei Vrager Gefchichten": ..Ueberhauvt.
wein die Mutter nicht den Weg in die Welt gewiefen hat. der fucht
und fucht und kann keine Türe finden." Und wir fühlen mit ihm in
feiner ihm ganz eigenen Frömmigkeit. die hinter den Dingen von
ihren Seelen weiß und die ihn zu einem fetten zarten Enträtfel-er der
Frauen- und Mädchenfeele werden läßt:
..Mädäjein Dichter find. die von euch lernen.
das zu lagen. was ihr einfam feid.
wie die Abende an großen Sternen.
fich gewöhnen an die Ewigkeit.“
Und indem Rilke* immer wieder fich bemüht. in die Seele des
Weibes einzudringen. indem er fucht. ihre „müden Mädchenleiden" zu
verftehen. werden fie von ihm in ihrer fehnenden Jungfrauenhaftigkeit.
mit der höchften feelifchen Steigerung feines eigenen. reinen Emp-
findens. emporgehoben. Und fie werden nun über den Zuftand von
Fleifch und Blut hinaus. ganz zu Madonnen. die Gebetworte zum Vor-
bild ihrer Jungfräulichkeit fenden. zur Gottesmutter Maria. Bittend-
bekennende Wunfchesworte. die tiefgegründete Sehnfucht nach der das
weibliche Leben erfüllenden Mutterfchaft. legt ihnen der Dichter in den
Mund. die wiederum fo natürlich und irdifch find. wie es Worte und
Dinge nur irgend fein können. indem er fie fprechen läßt:
..O laß mein Leid von deinem Leide.
o laß uns beide
wund von demfelben Wunder fein.“
Und wie. durch diefe fchlichten Verfe. fo gehen durch Rilkes ganze
Dichtung die großen ..Wellen der Ewigkeit“. In ihr ift ganz der Inhalt
und Gefühlsreichtum eines ftillen Lebens. das mit wunderbarer Sprach-
gewalt fein köftliches Innere auszuftrömen vermag. Wenn gleich feinen
Gedichten häufig die äußerlich ftrenge Form fehlt. fo bezwingen fie
darum doch mit ihren inneren Melodien. mit dem Rhythmus ihrer oft
unvergleichbar fchönen Sprache und bringen mit feiner herben. fchickfal-
ergebenen Gedankenfchwere. den Lefenden in ihren Bann. Rilke hat
von Robin. in einem Buch. das er über den großen Vlaftiker gefchrieben
hat. gefagt: ..Er hat mich alles gelehrt. was ich vorher noch nicht wußte.
und alles. was ich wußte. hat er mir geöffnet durch fein ftilles. in
unendlicher Tiefe vor fich gehendes Dafein. durch feine fichere. durch

nichts erfchüttterte Einfamkeit. durch fein großes
Verfammeltfein um fich felbft und fein wachfendes Altern.
in dem alle Dinge zufammengefchloffen find." Radius Um-fich-Ver-
fammeltfein ift dem 'Dichter zum Vorbild geworden. Wie Robin danach
ftrebte. ein Meifter in der Raturbefeelung zu werden. fo tat es auch
Rilke, Die Stille. die Nacht. die Einfamkeit laffeu die Schwingen
feiner Seele aufleben und emporfteigen. und fein kosmifches Emp-
finden fieigert fich dabei mit kühnem Schwung bis ins Grandiofe. bis
ins Mhftifche. bis zum fakrofankten Gefang.
Von Rilkes Schriften find neben den genannten noch zu erwähnen:
..Die neuen Gedichte" (zwei Teile). die ..Gefchichten vom lieben Gott".
..Die Weife von Liebe und Tod des jungen Cornets Chriftoph Rilke".
fowie ein vortreffliches Buch über die Worpsweder Maler. Von Ein-
flüffen. denen der Dichter fich ausgefeßt hat. treten niit befonderen An-
klängen hervor: Nießfche mit feinen Einfamkeitsgedanken. Novalis' Liebe
für die Racht - die Rilke noch betont-er bringt - Lenaus und Chopins
flawifche Schwermut. Maeterlincks Shmbolismns und Mhftizismus -
der ihn fogar bis zu Unklarheiten verleitet - und Verlain. dem er es
gleichtut. indem auch er wie der franzöfifche Dichter ..Mufik. Mufik vor
allen Dingen" verlangt.
Als ein überaus zart befaiteter Künftler. wenn nicht als der über-
haupt zartbefaitetfte. fteht Rilke in unferen Tagen. Seine Weichheit
birgt aber manche Gefahr für kritiklos empfangende. empfindliche Ge-
müter. die ihn leicht zu ftark betont in fich aufnehmen. um dann durch
ihn haltlos zu werden. zu entwurzeln. Das ift feine Schattenfeite
gegenüber dem reinen Licht. das er denjenigen bietet. die fich an der
Seelenhaftigkeit feiner Dichtungen. an ihrer inneren Schönheit und
ihrem Reichtum zu erfreuen vermögen. Rilkes leidende Weichheit. das
Mittel. durch das er wirkt. ift damit aber auch feine Schwäche. vor der
gewarnt werden muß. Der Eindruck müden Dahinwelkens. den er
oftmals heraufbefchwört. fein allzu erdenabgelöftes Schweben auf
feligen Gefühlsinfeln. zeigt ihn auch hier als einen Nachfolger der
Romantiker. als einen Nachfolger Novalis und Friedrich Schlegels im
ganz befonderen. *
..Was hätte aus uns allen werden können und was ift aus uns
geworden." fo foll Clemens Brentano klagevoll auf dem Sterbebett
gefprochen haben. . . . Rufen wir uns das ins Gedächtnis! Und ver-
geffen wir weiter auch nicht. daß fich Goethe von diefen Romantikern

abkehrte. da er ihren allzu ftarken Gefühlsfchwärmereien nicht folgen
konnte. Goethe. der feinem Wefen nach felbft Romantiker war. dern
es vorbehalten gewefen ift. durch feine unvergleichliche Fauftdichtuna
die Romantik abzufchließen und zu krönen, Was Goethe damals an
den Vertretern der Romantik vermißte. war die inn er e Kraft. Er
verlangte fie neben dem Gefühl fo. wie er fie felbft befeffen hat - und
diefelbe Kraft ift es. die wir auch heutigen Tages noch gebrauchen
können. Sollte Rilke diefe ihm fehlende. das Leben feftigende Kraft -
die ftets der ftärkfte Jnhalt einer Literatur fein wird - noch in fich
entdecken und uns durch feine noch zu erwartenden Dichtungen vermitteln.
fo wäre er berufen. noch wertvolleres geben zu können. als es ihm
bisher. durch fein ganz nach der Romantik hinüberreichendes Wefen.
möglich war, Und diefe Berquickung romantifcher Jnnerlichkeit mit der
dem modernen Leben notwendigen Kraftfiille würde gleichzeitig die
Krönung des Neuromantizismus darftellen.

Allein mit Dir

Der Wald fchaut mit oertriiumten Wipfeln
Auf uns in abendlicher Pracht.
Dann weht um uns mit lieben Händen
Den Schleier die verfchwiegne Nacht,
Und ftumm in feligem Entzücken
Genießen wir ein heimlich Glück.
Jn Liebe finden fich die Herzen.
Es kehrt die Rofenzeit zurück.
Du blickft mich an mit heißen Augen.
Und küßt mich leife wie im Traum.
Mir ifts. als ob heruiederfchwebte
Die Gottheit von dem Sternenraum.

_fosef i(arl [Artisten (Wien.)

Dr. Max Goldftauv:
AUS der Tiermhthologie der Griechen
Der Schwan und fein Gefang
[I.
Irgendwelche Beziehung zu Apollo oder feinem Kultus liegt '
weiter auch ftets da zugrunde wo der Name deS Schwanes- Khknosf
an Geftalten des griechifchen MhthuZ oder der alten Heldenfage haftet.
Von zwei folchen Unholden wird uns erzähltf die nicht bloß gleichen
Namens, fondern auch desfelben Wefens find: den einen erfchlägt der
tapferfte Griechenheld des trojanifchen Chklusf Achill den andern der
dorifche Nationalheld Herakles. Vielleicht ift die eine Sage nur eine
Umbildung der friiheren. In beiden nämlich ift der gemeinfame Kern
feindliche?- Verhalten des b'ofen und räuberifchen Königs Khkno-Z gegen
Apoll oder feine ftammen Verehrer und das Strafgericht an Frevler. So
manifeftiert fich in KhknoS' Untergang des Gottes Triumph dem auch
durch die Verwandlung des Ueberwundenen in die Geftalt des gott-
geweihten Vogels ein bleibendes Zeichen gefeßt ward. Der Dämon, viel-
leicht ein folcher der tofenden Brandung erliegt dem leuchtenden Ueber-
winder finfterer Gebräuche dem Gotte des fiegreich eindringenden
Stammes»- dem er weir-hh indem er in ihn übergehtf ein Schwan in den
andern.
Andree Art ift jener Khknosf für deffen Freundfchaft mit Vhaethon
die ergreifende Sage fo gemütvolle Züge gedichtet hat. Zeus macht dem
verwegenen Unterfangen Vhaethonsf die Sonnenroffe zu lenkenf ein
jähes Ende mit vernichtendenr Vlißftrahl. Zerfchmettert finkt der jugend-
liche Sohn des Sonnengottes in den Eridanos-Strom. Mit den un-
tröftlichen Schweftern aber trauert dort verzweiflungsvoll Khknosr der
Freund und Verwandte des Unglücklichew bis Apoll jene in tränen-
fchwere Vappelnf diefen in einen laut klagenden Schwan verwandelt-
dem er gleichnamig ift. Auch ift diefes Vogels Heimat nicht fern dem
Ort der Metamorphofe. Denn der Eridanosf wo Phaeton endet- und

Khknos. der ..laut Klagende". der König des danach heißenden ..Ligher“-
Volkes. zum Schwane wird. trägt feine Wogen in den nordweftlichen
Okeanos. Und an diefen grenzend liegt hoch im Norden jenes nihthifche
Sonnenland. wo die Hhperboreer heiligem Dienfte. vor allem Apolls.
leben. und der Schwan. der den Gott zu ihnen bringt. zu Haufe ift. So
hat die Verwandlung gerade in den Schwan ihre befondere Bewandtnis
und innere Begründung; die eigentliche Bedeutung aber gibt ihr das
Verhältnis des Vogels zu Apoll. Wenn diefer den Iüngl-ing. in deffen
Klage fein eignet: Schmerz um Phaetons unheilvolles Ende mitklingt.
mitleidig zum Schwane macht. fo ift das wie göttliche Verklärung.
Später hat übrigens der Gott auch ihn unter die Sternbilder des Him-
mels verfeßt. wie Zeus das Abbild deffen. der die Leda befruchtet hat.
Licht und Heil und fleckenlofe Reinheit. die fich im Schwan. der
Natur feines göttlichen Urbilds getreu. verkörpern. blieben auch feine
fhmbolifchen Züge. als gefliffentlich die mhthologifchen Gebilde des
So'nnenhaften und Reinen ihre chriftliche Umwertung erfuhren. Zwar
hat die neue Sonne. des Chriftentums Heiland felber. wenn überhaupt.
dann anfcheinend weniger früh und gründlich als fonft. aus dem Schwan
den griechifchen Gott verdrängt. Dafür aber wird in den Zeiten. als der
Kultus der heiligen Iungfrau feinen Höhepunkt erreicht hat. ein Symbol
der Himmelskönigin aus dem Vogel. der ehedem außer Zeus und Apollo
auch Aphrodite verfin-nbildl-icht hatte. Eine Marienkirche an der Mofel.
die den Namen des Schwans trägt. gibt Zeugnis davon. und desgleichen
der Schwanenorden. den Kurfürft Friedrich ll. von Brandenburg ins
Leben rief. und König Friedrich Wilhelm [17. neu erftehen ließ. Und
wenn Lohengrin. der Ritter des heiligen Gral. im Rachen. den der
Schwan an goldner Kette zieht. als Retter in fchwerer Bedrängnis wie
ein Gotteswunder naht. fo leuchtet unter der chriftlichen Hülle viel ger-
manifches Heidentum hervor. und ein Widerfchein ift vielleicht außerdem
dabei von jenem Schwanengefpann. das den Apoll durch die Lüfte zu
und von den Hhperboreern getragen.
Doch nicht allein das Licht bringt Apollo mit dem fonnigen Glanz
feiner erhabenen Erfcheinung. Von ihm ftrömt auch das freudighelle
Singen und Klingen aus. das die Macht finfterer Dämon-en bricht in
der Welt wie in der Menfchenfeele. Und wie denn kein anderes der
heiligen Tiere Apollos fo eng mit feinem gefamten Wefen. fei es von
Anfang an. fei es erft allmählich. verwachfen ift. - auch mit dem
mufifchen Gott. ja mit diefem ganz befonders. fteht der Schwan in Be-

ziehung. Diefem Apollo aber. dem Mufageten. dankt der Vogel nicht
zum wenigften feinen unfterblichen Ruhm und feine Verklärung. die
griechifche Dichter nicht müde wurden. mit frifchen Kränzen zu er-
neuern. Und ift in feiner höchften Idealifierung der goldgelockte. fieg-
haft fchöne Gott. wie er die Kithar mit enthufiaftifcher Verzückung er-
hebt. felbft fpezififch hellenifchen Geiftes. fo ift es nicht minder fein an-
mutiges Abbild in der aufs höchfte gefteigerten Verherrlichung. Mufik-
liebend zwar ift auch der dem Apollo heilige Delphin. und die allbekannte
Sage erzählt. wie Arions Lied einen folchen herbeilockt. der fein Leben
aus Räuberhand rettet. Aber eigenfte Natur ift das Singen unvergleich-
lich mehr beim Schwan. deffen Name es auch befagt in der Sprache der
Griechen wie andrer Völker. .Ihm fchenkte der Gott die köftliche Gabe vor
allen andern Vögeln. auf daß er ihm hell entgegenjuble. wenn majeftätifch
am Firmament das Licht der Sonne erglänzt. Deren belebende und be-
freiende Macht erfüllt gerade des Morgens in ähnlicher Stärke alle Ge-
fchöpfe der Natur. Hoch fteigt die Lerche in die klare Luft und fingt
dazu. wir fagen. fie verkiinde den jungen Tag. Es ift ein Niederfchlag
davon. wenn in den Mythen mancher Völker die heiligen Vögel des Lichts
fingend den Sonnengott begrüßen. der fiegreich* die Finfternis über-
windet. Sobald vom Morgenrot umfloffen. die Sonne anfleuchtet. läßt
der ägyptifche Wundervogel. der Phönix. feinen Gefang hören. und ent-
ziickt laufcht Re felber. der Sonnengott. So preift auch der Schwan
den griechifchen Apoll in der Frühe durch fein helles Lied. wie es bei
Euripides im ..Vhaethon“ heißt. Und der Dichter mag das Motiv aus
volkstüml-icher Vorftellung gefchöpft haben. Voetifche Fiktion aber ge-
ftaltet es mit weiteren Zügen aus nach dem Vorbilde dichterifchen
Schaffens. In Hymnen und Väanen huldigt der Vogel feinem Gatte.
dem er fie an geheiligter Kultftätte abgelernt hat. Denn in Delos wie
in Delphi. das Apoll einft nach alter Tradition als Kitharöde feierlich
begrüßt hat. oder droben im Norden bei den Hyperboreern tönen die
Lieder des Gottes felbft zur Kithar oder Vhorminx. Und ihr Echo hallt
wieder. wo man Apoll vor allen andern Göttern verehrt. an den Ufern
der fchwanenreichen Ströme Lvdiens wie am Xanthos in Lhkien. am
Ben-eins in Theffalien wie am thrakifchen Hebros oder am Strhmon-
Fluffe.

In berühmten Verfen feiner „Vögel" hat Ariftophanes die Wirkung
des Schwanenliedes auf Erden wie droben bei den Olympiern klangvoll
befungen. Vielleicht hat manch einer feiner athenifchen Zufchauer in

der grandiofen Steigerung des Bildes eine parodiftifche Abficht zu er-
kennen geglaubt und fein belächelt; aber auch der wird die hohe Schön-
heit der Verfe zu genießen kaum darüber vergeffen haben. Zu Ehren
ihres Gottes jubeln. fo malt der Dichter aus. die Schwäne am Hebros.
daß es bis zum Aether fchallt; alles fchweigt in der Natur. der ganze
Olymp aber erdröhnt davon. und mit Jauchzen ftimmen in den Hymnus
die Eharitinnen ein und die Mufen. Alfo befingt den Gott der Schwan
früh und fpät. hell in der Freudigkeit der Jugend. tiefer und ergreifen-
der im Alter. Denn fein ganzes Leben ift dem Kultus Apolls und der
Mufen geweiht. wie Euripides -in poetifcher Abficht fpeziell von den
hochheiligen Schwäne-.n des delifchen Sees fagt, Und fo viel Freude und
Wohlgefallen hat der Gott daran. daß er felbft in das Lied des Schwans
mit klingendem Saitenfpiel einfällt. als wäre es der Mufen Gefang im
laufchigen Hain am Helikon oder bei den olympifchen Götterfeften.
Das fchöne Bild diefes Zufammenwirkens hat fich. ein wenig ver-
blaßt. bis tief in das Mittelalter hinein erhalten. Noch fpäte Tier-
bücher erzählen. daß im Hyperboreerlande die Schwäne das Spiel der
Kitharöden mit ihrem Gefange harnionifch begleiten. Und die Erinne-
rung an den Gott. dem zu Ehren einft die Hymnen erfchollen find. klingt
deutlich genug nach.
Aber der Schwan bedarf nicht der Leier Apolls/ Die Begleitakkorde
feiner Melodien tönen aus feinen eignen Schwingen. wenn beim Flug
durch die Luft oder beim Dahingleiten über das Waffer fanfter Wind fie
fchwellt: einer Aeolsharfe gleich. bald leis erfterbend. bald in hellerem
Getön. Denn nur der mildefte aller Winde. der Zephyr. entlockt feinen
Fittichen diefe Mufik. wie feiner Kehle das Lied. So heißt es. und die
Sage mag ein Ueberreft aus alten mythifchen Beziehungen des Schwans
zu Gottheiten des Meeres und Dämonen von Wind und Wetter fein.
Doch ward das einmal vergeffen. und nicht anders als im eigentlichen
Lied des Schwans prägt fich dann auch in der klaugvollen Flügelmufik
eine Beziehung zu dem Gatte aus. der die Kithar fpielt.
Und in dasfelbe Bereich führt noch ein leßtes Detail. wodurch das
niythifch-poetifche Bild Vollftändigkeit erhält. Wie ein einheitlicher
Chor nämlich fingen die in Scharen verfammelten Schwäne. und zu-
weilen klingts wie Wettgefang oder wie ein geteilter Chor in Hall und
Widerhall. Aus naturgefchichtlicher Schriftftellerei zwar erfahren wir
den Zug. und gewiß ift er hier in feiner einfachften Form der Natur
abgelanfcht. Aber feit alter Zeit geben dem apollinifchen Kult einen

befonderen Vomp die Chöre; fo mochte leicht in Anlehnung daran der
gemeinfchaftliche Gefang der Schwäne die Weihe eines Mhthus emp-
fangen.
Jedenfalls ift der Vogel das getreue Abbild des göttlichen Mitfa-
geten felbft. wie ihn griechifche Vhantafie fich ausgemalt. Und von
beiden. vom Gatte wie von feinem Diener. empfangen die heiligen
Weifen und die Kunft insbefondere des Saitenfpiels begnadete Dichter.
in deren Seelen apollinifcher Euthufiasmus glüht, Ein Sänger grauer
Vorzeit aus .Lhkien. dem fchwanreichen Sonnenlande. fang nach alter
Sage auf Delos die erften Hhmnen. An den Feften Apolls. zumal an
den phthifchen Wettkämpfen in der mufifchen Kunft. ringen mit Ge-
fängen folcher Art die gefeiertften der hellenifchen Dichter um den
fchlichten Kranz aus geweihtem Lorbeer. Des Gottes Geburt. fein Er-
fchein-eu und Entfchwinden. fein Saitenfpiel zum Gefang der Mufen.
feine Taten endlich und feine Wunder: das ift der nach altem Brauch
feftgehalteue Stoff. wovon fie bei entfprechendem Anlaß unaufhörlich
fingen und fagen.
Einförmig zwar war der Text; anders duldete es nicht der ge-
heiligte Stil. Aber er war durchaus der Mufik untergeordnet. und die
mag wenigftens fiir neue Klangwirkung geforgt haben. Um fo leichter
konnte freilich die Monotonie des Schwanenlieds. in das nur der be-
gleitende Flügelfchlag Abwechfelung trug. an das hehre Urbild ge-
mahnen. Drum ftellt feinen eignen Lobgefang auf Apoll ein homerifcher
Rhapfode dem des Schwans gegeniiber und ift fich bewußt. dem Gott
damit wohlgefällig zu fein und fich felbft zu ehren. Und außer ihm
haben griechifche Dichter alter Zeit bis auf fpäte Epigrammatiker nicht
aufgehört. fich und ihr von Apoll infpiriertes Lied mit dem Schwane zu
vergleichen oder andern diefen ehrenvollen Namen zu geben. Trivial ift
es trotzdem nicht leicht geworden. das hinderte die Heiligkeit des Vogels.
wo nicht zugleich die Kauft des Dichters. Mit einer gewiffen Vorliebe
macht der pathetifche Euripides von dem Vergleich des greifen Chars mit
dem altersgrauen Schwan Gebrauch und erzielt durch feine Nüancierung
befondere Effekte.
Zuweilen in der langen Reihe wird noch die alte mhthifche Vor-
ftellung wach durch das poetifche Gleichnis. Daß jene aber allmählich
verblaßte und verblaffen mußte. ift die natürliche Entwickelung; der
häufige Gebrauch macht aus folchen Bildern fchließlich Formeln. er-
ftarrte Gleichniffe. Die find der bleibende Gewinn für die Sprache der

Dichter, auch des Volkes nachdem die fchöpferifche Kraft im religiöfen Volksbewußtfein erlofchen,
Lange find tot die Götter Griechenlands, auch Vhoebus Apollo, Verödet ift der Olymp wie der Helikon- und Friedhofsftille laftet iiber den Hainem wo der Gott den Reigen der Mufen eröffnet und zu ihren Gefangen die Saiten feiner Leier gerührt. Aber fo lange der Menfchheit Luft und Leid fich zu Worten und Tönen formt in der Seele eines Voeten und Sängers wird Schwanenlied nicht verhallen. Das überlebt den Gotty dem es feine Ehren fchuldet.
Denn den Klang, der aus des Vogels Kehle dringt- hätte um feiner felbftwillen das Lieblingsvolk der Mufen kaum fo unvergleichlich erhöht. Ein homerifches Gleichnis veranfchaulicht das Getöfe der zur Heeresfchau und Feldfchlacht fich verfammelnden Griechenoölker mit dem Flügelraufchen und Getön vom Flug fich niederlaffender Vogelfcharen. Da ftellt der Dichter Gänfe- Kraniche und „das Volk langhalfiger Schwäne" nebeneinander und malt getreu nach der Natur den Ruf der Schwäne. An den geweihten Sänger Apolls denkt diefer Dichter der Ilias dabei nichtf und das ift ein guter Beweis feiner Unbefangenheit. Späteren aber ift diefe dem Schwane gegenüber meift verloren gegangen. Ein alexandrinifcher und der gefeiertfte römifche Epiker haben beide das homerifche Bild mit Veichränkung auf den Schwan benußt, und dabei wird diefer fiir beide unwillkürlich der liederfingende Vogel. Obgleich wenigftens Vergil anderwärts doch auch naturaliftifch _von den kreifchenden Schwänen fprichh die er wohl felbft oft genug gehört hat. Aber der Diener Apolls und der Mufen hat eben keine andern als meladifche Weifen: und wohllautende Lieder dringen aus feiner Kehle: ganz unabhängig von aller Erfahrung.
Wir im mittleren Teutfchland kennen nur ein rauhesX heiferes Gefchrei des Schwans. Hören wir dann bei Griechen und Römern vom Wohlklang des Schwanengefangs fchijtteln wir wohl verwundert den Kopf iiber die Mär und den feltfamen mufikalifchen Gefchmack, Schon Lukian- der die Vhaethon-Sage ironifiertf erzählt- wie Schiffer auf dem Vo fich über den Schwanengefang luftig gemacht hätten. Und der Spötter war weder der erfte- der fich dazu fkeptifch verhielt noch ift er der leßte geblieben. Johann Heinrich Voß, der bekannte Jdhllendichter und berühmte Verdeutfcher des Homen überbietet noch den Lukian und feine Kritik, um damit das Schwanenlied als mhthologifch-poetifche Erfindung zu erweifen. Aber die naturgefclnckztlickw Seite die davon getrennt wer-

deu mußf hat er dabei eher verdunkelt als aufgehellt. Auch noch Karl
Mülleuhofff der hochgelehrte Germaniftf erzählt am Beginn feiner
„Deutfchen Altertumskunde'Z wie fehr es ihn überrafcht habej in Klaus
Groths „Quickborn“ vom Gefang der Schwäne an unferer Nordfeekiifte
als von etwas ganz Bekanntem zu lefen.
Jeßt freilich kann man fich iiber den uaturgefchichtlichen Sach-
verhalt bequem genug aus jedem Handbuch Belehrung holen, Da wird
feftgeftellh daß außer unferem ftummen ein ftimmbegabter Schwan
exiftiert, der den Griechen mindeftens als Zugbogel aus dem Norden-
ftellenweife wohl auch als Standoogelf bekannt gewefen ift. Wie Vo-
faunen, fo wird weiter berichtet, klingen die Tönef die er meift im Fluge
hervorbringt, und von der Ferne follen fie wie verhallende Glocken fich-
anhören. Jeden der fie vernahmf fchildert die ergreifeude Wirkung; der
Zauber der Landfchaft und der tiefen Einfamkeit nordifcher Nächte tut
indes ficher das feinige dazu. Modulierend freilich fingt kein Schwan;
-- die Lieder-7 die griechifche Vhantafie erträumtf liegen jenfeits pofitiver
Wirklichkeit! weil fie des Gottes find,
Unvergleichlich tönen fie deshalbf ob der Schwan jubelt oder klagt-
die ergreifeudfteu aber ftimmt er anf ein ergrauter Säugerf wenn ihm
die Stunde des Todes naht. Ein unaufhörlich Singen war fein Leben-
fo kann der geweihte Sänger Apolls nicht anders daraus fcheiden als niit
einem leßten Lied, Und daß er fein Ende prophetifch ahnt, gab ihm
wiederum der Gottf der das Zukünftige weiß uud feinen Dienern ent-
hüllt. UefÜylos im „Agamemnon" fpielt darauf an in einem kurzen,
aber vielfagenden Bilde. Ihr Rachewerk am Gatten und an Kaffandra
fündet Klhtämneftra dem Chor: „Da liegt er jaf und fief nachdem als
Schwanenfang fie ihren leßten Todesfchrei getanf liegt dort bei ihrem
Buhlen“. Es ift, als wenn der erbarmungslofe Hohn fich unbewußt mil-
dern wollte durch das Gleichnis von dem in Wohllaut fierbenden Schwan.
Beide- Kaffandra wie der Schwan- ihres Gottes vollf hauchen ihre leßten
Seufzer aus in einem fanften Abfchiedslied. Und Kaffandraf Apollos
Seherinf kannte ihr Gefchick; fie hat esf ehe fie iiber die Schwelle des
flu>)beladenen Atridenhaufes fchrith dem Chor enthüllt. Diefelbe ge-
heimnisvolle Kraft aber hat der Schwanf denn er ift gleichfalls des
Gottes Prophet.
Griechifcher Geift hat auch diefen mhthifcheu Zug der Schwanen-
natur feinfiunig ausgemalt, Fühlt der Schwanf fo erfahren wir- daß
feine Zeit gekommen- dann flüchtet er nach echter Vrophetenart in tiefe

Einfamkeit. um feinen leßten Sang nicht zu profanieren. Dort. welt-
abgefchieden und allein mit feinem Gott. fingt er. und feine Fittiche
raufchen dazu in wunderbarer Harmonie. So fingt auch dem Sonnen-
gotte ein Lied der heilige Phoenix. wenn er in Flammen fich verzehrt.
Und diefer Parallelismus ift ana) alten Schriftftellern nicht verborgen
geblieben. Vom Schwan aber ift es immer und immer durch Griechen
und Römer wiederholt worden. Es ift fein höchftes und fchönftes Lied.
oder fein einziges. wie eine geläufig-e Verfion des alten Mhthus wifl.
Meift deutet man es als Klage; denn fo fühlt ja der Menfch -in jener
bangen Stunde. da fein Los fich erfüllt, Ganz natürlich. daß es der
Glaube des Volkes gewefen ift. Zwar ftand er im Widerfpruch mit**ei.ner
heiligen Saßung der apollinifchen Religion. Fromme Scheu verbot
nämlich. mit Klagen dem Erlöfer aus allem Uebel fich zu nahen. Des-
halb nnterbricht der aefchhleifche Chor warnend Kaffandras Wehruf an
Apoll. Aber dennoch klagt fie. obgleich des Gottes Seherin. doch nur ein
unglückfelig Menfchenkind in feiner höchften Not. Und alfo mengt fich
ein wehmntsvoller Ton auch in das Sterbelied des Schwans.
Aber einer kam. der brachte den Menfchen beffere Erkenntnis auch
hierin. Er verftand mehr. als die vor ihm. vom Leben und von dem.
was danach kommt. Auch in des Gottes geheimnisvolles Wefen und
den Sinn feiner Weisheits- und Heilslehre war er tiefer als irgend ein
andrer gedrungen. Sein Leben hatte am nämlichen Tage begonnen.
wie nach dem heiligen Kalender der Athener das des delphifchen Gottes.
der feine fchüßende und fegnende Hand über ihn gebreitet hielt. Und
ein Schwan des Gottes fchien er felber feinen Mitlebenden. Von einem
feltfamen Traum wußte fein Lehrer Sokrates. den fie zu Delphi den
Weifeften aller Menfchen nannten. zu erzählen: wie ihm vom Altar in
der Akademie ein junger Schwan in den Schoß geflogen fei. um fich dann
mit bezauberndem Gefange gen Himmel zu erheben. Der junge Schwan
war Platon.
Den felber der Gott einem Träumenden in Schwanengeftalt zeigte.
war nicht vermeffen. wenn er vom Schwanenlied richtigere Kunde zu be-
fißen meinte als die Allzuvielen. Im ..Phaedon" legt er fie dem leiden-
fchaftlich geliebten Meifter in den Mund, Zum letzten Mal philofo-
phiert Sokrates mit fein-en Getreuen. und wie er da unerfchütterlichen
Mutes den Tod als Erlöfer rühmt. fteht er vor uns in feiner höchften
Glorie. Die Unfterblichkeit der Seele. zum erften Mal wiffenfchaftlich
begründet. ift fein Schwanengefang. Der ftrömt ihm vom Herzen mit
der jubelnden Zuverficht. daß fich feine Prophezeiung nun an ihm er-

füllen foll. fobald er fich mit feinem Gott vereinigt haben wird. Wie
wenn die Sonne zur Rüfte geht und noch im Scheiben eine folche Fülle
goldigen Lichtes ausftrahlt. daß es die Nebel zerteilt im tiefften Grund
und in fchwindelnder Höhe. Es ift eine Szene von unbefchreiblicher
Schönheit und Tiefe. denn iiber all die Erfchütterung. die jedes fühlende
Herz empfinden muß. hat der Dichtergenius des göttlichen Vhilofophen
einen verklärenden Schimmer zu breiten verftanden. Bang ift die Rede
der Jünger verftummt; was fie noch an Bedenken auf dem Herzen haben.
wagen fie nicht vorzubringen. um den Meifter nicht an das bevorftehende
Ende zu erinnern. Da beginnt Sokrates felber mit fanftem Lächeln
zu reden. Und fein letztes Vermächtnis gleichfam leitet er mit dem
mhtbifchen Bilde vom Lied der fterbenden Schwäne ein. Nie ift ein
feineres. nie eines an paffenderer Stelle und mit größerer Wirkung an-
gebracht worden. Man meint. wie fernes Glockengeläut das Singen der
Schwäne zu vernehmen. die mit hellem Flügelfchlag ihren leßten Atem
aushauchen. Aber. fo deutet der Vhilofoph. nicht fchmerzliche Klage
weckt ihren letzten und fchönften Sang. fondern die Freude. daß fie zu
ihrem Gotte eingehen dürfen. deffen geweihte Sänger fie im Leben
waren. und deffen Vropheten fie in leßter Stunde werden. ..Und da
fie". fagt er. ..das Glück. das ihrer im Hades wartet. voraus erkennen.
fo fingen fie und ,find fröhlich an jenem Tage. ungleich mehr als je
zuvor. Ich halte aber auch mich dafiir. ein Genoß' der Schwäne zu fein
und demfelben Gotte heilig. und nicht fchlechter als fie die Gabe des
Wahrfagsxns zu haben von meinem Gebieter. alfo auch nicht unmutiger
als fie aus dem Leben zu fcheiden." - -- Ein Lied auf Apollo hat
Sokrates. fo läßt ihn Vlaton in demfelben Dialog zu Anfang erzählen.
infolge eines Traumes gedichtet. Im Geift vernimmt man hier
einen Widerhall feiner Dichtung.
Das Todeslied des Schwanes. ein freudiger Hymnus auf Apoll.
feinen Gott und Gebieter. dem er alle Tage feines Lebens gehuldigt:
Die Vorftellung ift des Vlaton würdig und des von ihm geprieſenen
Märtyrers. Freilich ift das keine Weisheit für all und jeden; deshalb
konnte fie die andere nie verdrängen. Man fcheidet nicht leicht ohne
Klage von der fchönen. freundlichen Gewohnheit des Dafeins, Doch
Hochgefinnte hat diefe Auffaffung ftets mit mächtiger Gewalt ergriffen,
Und das Schwanenlied hat fie mehr geheiligt als alles. was fonft zu
feinem Ruhme ift gedichtet worden.
Aber ob es ein Klagen war. ob ein Frohlocken - prophetifcher

Art war es jedenfalls. und fo refultiert auch dies aus einer weiteren
Verfchmelzung des Schwanes mit Apoll. deffen Jnkarnation er dar-
ftellt. Nur ift diefe Gabe des Vogels nicht ausfchließlich griechifcher
Mythus; eine bedeutfamere Rolle fogar fpielt fie in der altgermanifch-
nordifchen Sage. Da ift fie den Vögeln iiberhaupt eigen. befonders aber
jenen tief geheimnisvollen Gewalten verliehen. die in Schwanengeftalt
die Zukunft künden. Jm Urdharbrunnen. an der die Welt umfpannen-
den Efche Yggdrafil. fchwimmen zwei Schwäne umher; dort wehen die
drei düfteren Nornen der Menfchen Schickfale. Und fchickfalver-
kündend und -vollendend wie diefe. find die Walküren. lichte Geftalten
zwar. wie der als Wolkenvogel gedachte Schwan. deffen Namen und
Geftalt diefe Jungfrauen tragen. und dennoch verftrickt in Kampf und
Tod. Jn Schwanenhemden gehiillt oder ganz in Schwäne verwandelt.
fchweben fie auf Wolkenroffen über das Schlachtfeld hin. die Toten-
wahl abzuhalten unter den gefallenen Helden. die fie nach Walhall zu
Odhin führen. Und wenn fie auf wiehernden Roffen oder im Wogen-
gebraus Lebenden künftiges Gefchick enthüllen. dann ift es Untergang
und Verderben. '
So ift Schwanenfang auch hier Todesfang. und die Weifen des
Vogels find klagend. wie fein Sterbelied in der Auffaffung des grie-
chifchen Volkes. Dem galt immer der hohe Norden. das Hyperboreer-
land. als die Heimat des Schwans. Vielleicht haben manchmal grie-
chifche Handelsleute. die den Bernftein aus dem Norden holten. auch
einige verfchwommene Kunde von einheimifcher Sage über den Schwan
mitgebracht. Aber griechifchen Geiftes find die nchthifch-pontifchen Züge.
die anmutige Vhantafie über den Vogel Apolls erfonnen und gebildet
hat. Das lebt bis in alle Ewigkeit. Schwanenfang. fchon bei den
Griechen fprichwörtlich. hat bis auf unfere Tage feinen tiefen Klang
behalten. Vergeblich hat man ihn fchon in alter Zeit angezweifelt und
befpöttelt. wie überhaupt das Schwanenlied. Jn gewiffem Sinne fo-
gar ohne Grund. Denn wie die Naturkundigen lehren konnten. daß
wenigftens die wohllautenden Töne des Singfchwans keine leere Er-
findung find. fo wiffen fie auch zu berichten. daß das leßte Röcheln eines
tödlich verwundeten. oder das Klagen des mit dem Hungertode ringen-
den Schwans wie tönendes Seufzen. und ihr aus einfam düfterer Um-
gebung fchallender Gefang wie eine Unheilsprophezeiung klingt. Aber
das alles find freilich keine* Lieder. und jenes fchönfte von allen. das der
fterbende Schwan' fingen foll. hat nie eines Meufchen Ohr vernommen.

C. Lund (Hamburg):
Hamburger Werft- und Dockbetriebe

Der Schiffbau zählt zu den älteften Jnduftriezweigen Hamburgs. doch find die zurzeit beftehenden Werften durchweg erft nach jener Veri- ode nationalen Auffchwunges. die mit der Gründung des Deutichen Reiches verknüpft war. und zu einer ungeahnten Entfaltung des Han- dels und der Jnduftrie führte. ins Leben gerufen worden. Eine Aus- nahme macht nur die Reiherftieg Schiffswerft und Mafchineufabrik. Sie wurde bereits 1849 von der Firma Joh. Cefar Godeffroh & Sohn gegründet. im Jahre 1881 aber in ein Aktienuuternehmen mit einem Kapital von 21/2 Millionen Mark umgewandelt. Jhren Namen hat diefe auf den Jnfeln Grasbrook und Steinwärder belegene Werft von dem ..Reiherftieg". einem Verbindungsarm der Süder- und Norderelbe. welcher das 4.15 tra große Gelände mitten durchfchneidet und urfprüng- lich für den Stapellauf der neuerbauten Schiff-e benußt wurde. Mehr- fache Erweiterungen des Betriebes führten im Jahre 1904 zu einer Er- höhung des Stammkapitals auf 3 Millionen Mark und zur Aufnahme einer 41/2prozentigen *Schuldverfchreibung in der Höhe bon 11/3- Mil- lionen Mark,

Die Werft befißt zwei mit elektrifch betriebenen Seilbahnen ausge- ' rüftete Helliugsanlagen. welche die Kielftreckung von Schiffen bis zu 150 Meter Länge geftatten. Die zum großen Teil neu errichteten Werk- ftätten find mit den modernften Arbeitsmafchinen ausgerüftet. die teils durch Dampf. teils aber durch Elektrizität oder Vreßluft angetrieben werden. Ju den 60 Jahren ihres Beftehens hat die Reiherftiegwerft 432 Segel- und Dampffchiffe mit mehr als 610 000 Brutto-Regiftertons. fowie über 460 Dampfmafchinen und 767 Keffelanlagen fertig-

Diefen Auffaß haben wir aus technifchen Griinden erft jeßt publizieren können. Er ift etwa vor Jahresfrift gefchrieben worden. Wir ftelleu das im Intereffe des Autors fiir den unerwarteten Fall feft. daß einzelne Daten nicht mehr ganz ftiinmen follten. Die Redaktion.

geftellt; auch zählt fie gegenwärtig fämtliche großen Linienreedereien
Hamburgs viele auswärtige zu ihren Auftraggebern.
Neben den Neubauten find es befonders die Reparaturen an hava-
rierten Schiffew die den Werften lohnende Befchäftigung bringen. Da
nun jährlich mehr als 17 000 See- und 26 000 Flußfchiffe in die
Hamburger Häfen einlaufent ift auch die Zahl der reparaturbediirftigen
Fahrzeuge ftets eine große, Daher haben fich fämtliche Werften mit
fehr leiftungsfähigen Dockanlagen verfehenf fo daß felbft die'kleineren
Werften Hamburgs den vielfach beträchtlich größeren Oftfeewerften in
diefer Hinficht überlegen find, So befißt auch die Reiherftieg-Werft
zwei Schwimmdocks von denen das kleinere bei einer Länge von 100
und einer Breite von 26 Metern eine Tragfähigkeit von 5000 Tonnen
befißt- während für das größere, 11500 Tonsdock die Abmeffungen
155 und 80,6 Meter betragen.
Die Reiherftieg-Docks nehmen unter den ähnlichen Anlagen des
Hamburger Hafens infofern eine Sonderftellung ein- als fie nach den
Patenten der englifchen Firma Clark & Standfield einfeitig offen kon-
ftruiert find! demnach ftatt des l)- einen b-förmigen Ouerfchnitt zeigen,
Man wendet einfeitig offene Docks (Off Shore Floating Docks), die
für die Häfen des Deutfchen Reiches ausfchließlich von der Flensburger
Schiffbau-Gefellfchaft geliefert werdenf hauptfächlich da ant wo die
Wafferverhältniffe die Aufnahme der Schiffe ftatt vom Ende von der
Seite her in das Dock notwendig machen. '
Die Bump- und Kraftanlagen fiir derartig konftruierte Getriebe
befinden fich nicht auf diefen felbftf fondern find in befonderen Gebäuden
am Lande untergebracht wofelbft fich auch die Stößen für die Gerade-
fiihrungen befinden, ohne die das nur mit einem Seitenkaften verfehene
Dock das Gleichgewicht verlieren wiirde. Aus diefer Anordnung folgt-
daß die Docks nicht verlegt werden können, Diefem Nachteil ftehen aber
wieder gewiffe Vorzüge gegenüber. So können die einfeitig offenen
Docks Fahrzeuge von außergewöhnlicher Form und Breit-e aufnehmen;
außerdem geftatten fie dem Licht und der Luft ungehinderten Zutritt
zu den trocken gelegten Schiffen.
Wie alle Werft-en, hatte auch die in Rede ftehende in den Jahren
1908/09 unter der Ungunft der Konjunkturen zu leiden, fo daß man
fich, um umfangreichere Arbeiterentlaffungen zu vermeiden- mehrfach
zur Einfchränkung der Arbeitszeit entfchließen mußte, Natürlich blieben
auch die Dividenden an die Aktionäre gegen den Durchfchnitt der vorauf-

und Dockbetriebe C. Lund

gegangenen 26 Jahre (8 %) nicht unerheblich zurück. Das laufende
Jahr hat vermehrte Aufträge gebrachtf fo daß fich gegenwärtig drei
große Seedampfer im Bau befinden und die Zahl der Angeftellten und
der Arbeiter auf 1800 geftiegen ift.
Größer als die vorftehend befprochene *ift die Werft von Blohm
& Voß: Kommanditgefellfchaft auf Aktienf die 1877 gegründet wurde,
und gegenwärtig mit einem Aktienkapital von 6000 000 und einer
Vrioritätsanleihe von 8240 000 Mark arbeitet, Sie liegt auf der
Jnfel Steinwärder, am Eingang zu den Kuhwärderhäfenf und ift von
drei Seiten mit Waffer umgeben. Das bisher benußte Gelände umfaßt
25 Hektar- doch ftehen weitere 20 Hektar zur Verfügung fo daß fpätere
Erweiterungen der gefamten Anlagen möglich find. Von den vor-
handenen 9 Hellingen öffnen fich die fechs älterenf die den Bau von
Schiffen bis zu L00 Meter Länge geftatten, nach der Elbe, wogegen die
drei neueren in den 10 Meter tiefen Werfthafen ausmiinden. Sie
find mit etwa 40 Meter hohen eifernen Krangeriiftenf auf denen elektrifch
betriebene Hebezeuge von 5 oder mehr Tonnen Tragkraft laufen, iiber-
baut und in erfter Linie fiir die Herftellung von Kriegsfchiffen beftimmt-
was eine Benußung fiir den Bau von Handelsfahrzeugen natiirlich nicht
ausfchließt. Die größte diefer neuen Hellinge geftattet die Kiellegung
von Schiffen bis zu 250 Meter Länge.
Unter den zum Teil doppelt vorhandenen ?llßerkftättenF die mit allen
technifchen Errungenfchaften der Neuzeit aufs rei'chfte ausgeftattet find,
möchten wir neben der Stahl- und Bronzegießerei die Turbinenfabrik
befonders erwähnen da Blohm & Voß die erfte unter allen deutfchen
Werftfirmen wary die den Bau von Turbinenaulagen in ihr Vrogramm
aufnahmen und fich damit einen gewiffen Vorfprung vor den andern
ficherten.
Fiir den Einbau befonders fchwerer Schiffs- und Ausrüftungsteilef
wie Keffelf Mafchinen, Gefchjiße ufw. ftehen mehrere Riefenkräne zur
Verfiigung von denen der größte bei 20 Meter Ausladung 150 Tonnen
a 1000 Kilogramm bei 32 Meter Ausladung noch 50 Tonnen zu heben
vermag und dabei mit fo verblüffender Vräzifion arbeitetf daß er die
fchwerften Keffel bis auf den Millimeter genau auf ihr Fundament im
Schiffsinnern ftellt, Der Werft von Blohm & Voß, die zurzeit etwa
5000 Angeftellte und Arbeiter befchäftigtf entftammen viele unferer
beftrenommierten Doppelfchrauben-Voft- und Vaffagierdampfer und
ftolzeften Segler. Unter den erfteren möchten wir die „VretoriaT

C. Lund Hamburger Werft-

,x x F3- ":'FZ'ZWc-L „ e

„Bulgaria“, „Bhönizia'J den „Graf Walderfee'ß „MoltkeC „Blücher'ß
„König Friedrich Auguf *H „Meteor" und die „Cleveland“ der Hamburg-
Amerika Linie! den „Barbaroffa“ des Norddeutfchen Blondi drei „Cap“-
Dampfer der Hamburg-Südainerikanifcben Dampffmiffahrts-Gefellfmaft
und den „Admiral“ der DeutfÜ-Oftafrika-Linie erwähnenf während an
Segelfcbiffen die Viermafter „Vetfchili“ und „Vangani“ der cFirma
F. Laeisz und das neue S>)ulfck]iff „Vrinzeffin Eitel-Friedrich" des
deutfchen Schulfchiffvereins genannt fein mögen.
Dock) auch am Ausbau unferer Kriegsflotte hat diefe Werft her-
vorragenden Anteil genommenf denn fie lieferte den kleinen Kreuzer
„Condor“, das Linienfcbiff „Kaifer Karl der GroßeT den Turbinen-
kreuzer „Dresden'ß die Vanzerkreuzer „Friedrich Karl", „York'J
„f-:clmrnhorfMy „von der Tann“ und „Moltke'Z deffen Stapellauf im
März d. J. erfolgte und hat zwei weitere Vanzerkreuzer auf den
Hellingen, Die jiingften Vanzerkreuzer find mit Turbinen ausgerüftet
und ftehen den englifrben Schiffen der fogenannten Dreadnougbt-Klafie
weder an Größe noch an Schnelligkeit nach.
Gegenwärtig ift die Werft voll befchäftigt, da fick] außer den er-
wähnten Panzerkreuzern „H" und vier große Seedampfer für
Hamburger Linienreedereien und zwei viermaftige Segelfchiffe von je
3200 Brutto-Regiftertons fiir die Firma F, Laeisz auf Stapel be-
finden.
In bezug auf Dockanlagen fteht die Werft von Blohm & Voß auf
dem ganzen Kontinent an erfter Stelle, da ihre fünf Sibwimmdocks
eine Gefamthebefähigkeit von etwa 80 000 Tonnen repräfentieren. Ihr
35 000 Tone-Doch im Volksmunde fchlecljthin das Riefendock genannt-
ift das größte der Welt. Es vermag das Gewicht von 3500 beladenen
Güterwagen aufzunehmen und felbft Schiffe von der Größe der „Maure-
tania" (White Star-Line) trocken zu legen. Die fechs Vontons diefe?
Docks, die durch durchgehende Seitenkäften zu einem feften Syftem ver-
bunden findf haben bei 48 Meter innerer Weite eine Gefamtlänge von
229 und eine Tiefe von 61/2 Metern. In jedem Seitenkaften befindet
fich eine Dampfkeffel- und Mafchinenanlage zum Betriebe der Zentri-
fugalpumpenf die das gefenkte Dock in weniger als drei Stunden zu
entleeren vermögen. An dem einen Ende ftehen zwei Kräne von je
30 Tonnen Tragkraft während auf jedem Seitenkaften je ein Lauf-
kran von 3 Tonnen a 1000 Kilogramm Hebekraft angeordnet ift. Außer-
dem ift das Dock mit Dampfdnnamos zur Erzeugung elektrifcher Energie

und Dockbetriebe C. Lund
fiir die Arbeitsmafchinen und Lichtanlagen. fowie mit einer äußerft leiftuugsfähigen Luftkompreffionsanlage zum Antrieb der Werkzeugs-mafchinen ausgeftattet und daher von der Werft völlig unabhängig. fo daß es an jeder beliebigen Stelle. deren Waffertiefe für die Senkung ausreicht. in Betrieb genommen werden kann,
Von den vier älteren Docks. die je 3000 (l). 4000 (ll). 17 500 (lll) und l7 000 (lil) Tous zu heben vermögen. find lll und lil fo konftruiert. daß die Tragfähigkeit des erfteren durch Anfügung einer Sektion des leßteren auf 22500 Tous erhöht werden kann. fo daß auch diefes Do> Schiffe von der Größe des Schnelldampfers ..Deutfchland“. deffen Länge 206 Meter beträgt. aufzunehmen vermag. Da Dock lll ebenfalls völlig unabhängig vom Werftbetriebe ift. wiirde es fich gleich dem Riefendock im Kriegsfalle ohne Schwierigkeit in die Nähe der Elbmündung ver-legen laffen. um folche Kr-iegsfchiffe aufzunehmen. die fchwerer Be-fchädigungen oder ihres Tiefgangs wegen nicht an die Werftpläße der Stadt gebracht werden könnten.
Der Werft von Blohm & Voß reiht fich feit Iahresfrift die neue Vulcan-Werft. eine Zweigniederlaffung des weltberühmten Werkes zu Grabow bei Stettin. würdig an. Sie liegt hart an der füdlichen Landes-grenze Hamburgs und umfaßt ein Gelände von 23.2 Hektar. das dem ..Vulcan" auf 50 Iahre pachtweife überlaffen ift. Die Anlage diefes großzügigen Unternehmens machte eine Vertiefung der die Werft auf drei Seiten umgebenden Häfen bis zu 10 Meter unter Niedrigwaffer erforderlich. um einen fichern Ablauf der Schiffe von den Hellingen zu ermöglichen. Von den drei betriebsfertigen Hellingen. deren mehr als 40 Meter hohen Krangerüfte weithin über die Häfen fichtbar find. hat die größte bei 281/2 Meter Breite eine Länge von 280 Meter. während die beiden andern 240 und 194 Meter meff-en. fo daß auf der kleinften noch Schiffe von der Größe der „Cleveland" (Hamburg-Amerika Linie) gebaut werden können. Eine vierte. 205 Meter lange und 38% Meter breite Helling foll hauptfächlich dem Bau von Kriegsfahrzeugen dienen und wird die Kiellegung auch der fchwerften Schlachtfchiffe der Zukunft geftatten. Außerdem wird diefe Helling mit fo leiftungsfähigen Hebe-zeugen und Arbeitsmafchinen ausgerüftet. daß fich bei rechtzeitiger und ununterbrochener Anlieferung der Vanzerplatten die Bauzeit der Schlachtfchiffe um 8 bis 10 Monate abkürzen läßt. Obwohl die Werft noch nicht in allen Teilen plangemäß ausgebaut ift. find ihr doch bereits zwei bedeutfame Neubauten übertragen. nämlich ein Linienfchiff ..Erfaß

Heimdal“ für die Kaiferliche Marine und ein Doppelfchrauben-Voft-
und Vaffagierdampfer für die Hamburg-Amerika Linie. Leßterer wird
felbft deu ..George Wafhington“ des Norddeutfchen Lloyd *iu feinen Ab-
meffungen übertreffen und fomit das größte Schiff der deutfchen Hau-
delsmarine werden. -
Fiir die Ausführung von Reparatur-en befißt die Vulcan-Filiale
zwei Schwimmdocks von 6000 und 1100() Tous Hebefähigkeit. die eben-
falls unabhängig von der Werft arbeiten. Ein drittes. das dem Riefen-
dock von Blohm & Voß in feinen Abmeffungen und in feiner Leiftungs-
fähigkeit gleichkommen foll. wird gebaut und foll in etwa 11/2 Jahren
betriebsfertig fein. Nach vollendetem Ausbau wird die Vulcan-Werft
bei vollem Betriebe 600() Arbeitern und Beamten Befchäftigung geben
können.
Den genannten großen Werften ftehen die ebenfalls auf Stein-
wärder belegeueu Schiffbauauftalten von Heinrich Brandenburg. H. C.
Stülcken Sohn. J. H. N. Wiechhorft. Janfen & Schmilinsky an
Leiftungsfähigkeit zwar nach. da der Vlaßmaugel die längft erwünfchte
Ausdehnung der Betriebsanlagen unmöglich macht. Jmmerhin aber
vermögen auch fie kleinere Seefchiffe bis zu 70 Meter Länge auf Stapel
zu legen. Sie werden demgemäß vorwiegend fiir den Bau von Fifch-
dampferu. Seefchlepvern. Eisbrechern. Fährbooten. Baggerfchiffen und
dergleichen in Anfpruch genommen und leiften nach ihrem Umfange
Vorzügliwes. Die erftgenanuten drei befißen außerdem fehr leiftungs-
fähige Dorianlageu. in denen Schiffe von 3-7000 Regiftertons trocken
gelegt werden können. uni'befchäftigeu Hunderte von Arbeitern.
Endlich wollen wir noch erwähnen. daß fowohl an der Alfter als
am Reiherftieg mehrere Jachtbauanftalten beftehen. die fich ihrer
Leiftungsfähigkeit wegen in der Sportwelt des beften Rufes erfreuen.
Das gilt befonders von derjenigen des Jugeuieurs Max Oerß. dem die
Ehre zuteil wurde. die Vläne für den neuen ..Meteor“ Sr. Majeftät des
Kaifers zu liefern. Wenn ihm nicht auch zugleich die Ausführung des
Baues felbft übertragen wurde. fo lag dies in erfter Linie daran. daß
die Wafferverhältniffe vor der Werft für den Stapellauf eines fo tief-
gehenden Schiffes zu wenig günftig erfchieneu.

Rund
Staatsraifon gegen Frauenehre.
Mit dem anfangs Februar d. J.
auf feinem Schloffe bei Graz hoch-
betagt verftorbenen Grafen Adi-
nolfo Lucchefi - Pulli ift der
Mann von der Schaubühne des
Lebens abgetreten. der als Kind im
Mutterleib das größte Gefchrei und
einen Skandal fondergleichen in der
politifchen Welt verurfacht hat. Um
diefes 'Knaben willen hat feine
Mutter. die fchöne- und energifche
Priuzeffin Maria Carolina von
Neapel, Herzogin von Berry. das
fchwerfte Leid und die tieffte Schmach
erduldet, welche einer ehrbaren Frau
zugefügt werden können. Die Her-
zogin von Vertu war die Witwe des
Kronprinzen und Thronerben des
Königs Charles x. von Frankreich.
Als in der Zulimonarchie 1830 der
ältefte Zweig der Bourbouen Frank-
reichs gefallen und Charles x. in
kopflofer Flucht feine dicke und gicht-
brüchige Perfon über die Grenze
brachte, wollte die Herzogin von
Berry. ihren Knaben auf dem Arm.
die Barrikaden erfteigen, allein der
flüchtige König erklärte feine Schwie-
gertochter für wahnfinnig. Sowie
alsdann Louis Philipp von der orle-
aniftifchen Linie. der Rachkomme des
auf dem Schaffot verftorbenen Phi-
lippe Egalite. auf den Thron gelangt
war. durcheilte die Herzogin Maria
Carolina in Männerkleidern halb
Frankreich. um die Bevölkerung gegen
den orleaniftifchen Ufurpator aufzu-
wiegeln. Das tapfere. gewandte und
fchau
beredte Weib entflammte fogar die
Vende'e zum Aufftand. nur um für
ihren Sohn die Krone zu erringen,
bis fie endlich auf Schloß Blaue ge-
fangen genommen wurde. Während
ihrer langen und harten Haft wurde
entdeckt, daß die Kronprinzeffin, der
Stolz und die Bannerträgerin der Le-
gitimität. die fchönfte Frau Frank-
reichs mit dem furchtlofen Mannes-
herzen - fchwanger war. Adolphe
Thiers beeilte fich. als Minifterpräfi-
dent Louis Philipps die Tatfache, daß
die feit Jahren oerwitwete Kron-
prinzeffin gefegneten Leibes fei. allen
Staaten von amtswegen mitzuteilen.
In amtlichen „Bulletins“ wurde das

Fortfchreiten der Schwangerfchaft mit
allen ihren intimen Einzelheiten, wie
das Erfcheinen der Muttermilch, be-
fchrieben und für den wichtigen Akt
der hohen Gefangenen Beamte. Ärzte.
Hebammen, Wärterinnen und andere
Verfonen als „Zeugen und Urkunds-
perfonen“ wochenlang zuvor ernannt
und zur Beobachtung der Schwange-
ren in ihr Gefängnis gefandt. Der
große Hiftoriker gefiel fich in der .
Rolle des moralifchen Polizeifpitzels,
um ..vor ganz Europa‟ der Poefie der
Legitimität den Todesftoß zu geben.
Es hieß ein Skandal fondergleichen!
Die Herzogin von Berry litt und
fchwieg. Die Ausfchlachtung der
heiklen Situation erfolgte zum Ruhen
der orleaniftifchen ..Dhnaftie“. die
einige Jahre darauf vom Throne
Frankreichs oerfchwand. um nie wie-
der zurückzukehren. Louis Philipp,

der angebliche „Bürgerkönig“, _hatte fchon zuvor bei der Geburt des Grafen Chambord, des bekannten Henry U., den fchnöden Verfuch gemacht, den guten Ruf der Herzogin von Berry zu zerftören ,und er hatte fich fogar zu dem ruchlofen Anfchlag hinreißen laffen, die Kronprinzeffin durch die Explofion von Bomben und Vetarden zu verderben, bevor fie ihren erften Knaben gebar, Durch diefen langen Feldzug amtlicher Verdächtigungen und Schmähungen wurde auf den im Gefängnis geborenen Knaben der Makel eines Baftards ohne irgendwelche Vaterfchaft gehäuft. Daraus zog die Negierungspreffe höchft oerwegene und wüfte Schliiffe auf die fragwürdige „Legitimität“ des Grafen Chambord. Alfa oerlangte es die „Staatsraifon“ im Kampfe gegen eine wehrlofe Frau.- Dem von der Negierungspreffe kunftooll infzenierten Skandal fehlte jede Berechtigung, -

Die Herzogin von Berry war nämlich in regelrechter und geheimer Ehe mit dem Grafen Lucchefi-Vali verbunden, in einer richtigen Gewiffensehe, welche den Segen der Kirche erhalten hatte. Die Papiere diefes Bundes find fpäter in befter Ordnung befunden worden; fie waren von Anfang an bei der kirchlichen Autorität in Nom hinterlegt. Das Jntereffe des „Staates“ und der Familie der Orleans ließ jedoch die Wahrheit nicht aufkommen. Der Skandal hatte einen irreparablen Schaden verurfacht, Charles x., allzeit eine geiftige Null, oerftieß feine Schwiegertochter'c als eine „Gefallene“. Die legitimiftifche Ariftokrarie fchämte fich der Fürftin, weil fie herabgeftiegen war und einen Grafen geheiratet hatte. Nur wenige Getreue, darunter der Dichter und Staatsmann Rene Chateaubriand, verließen die Gräfin Maria Carolina Lucchefi-Valli nicht,

l)r. Franz Lipp.

Zum Gedächtnis von Henry Dunant.

Am Abend des 24, Juni 1859 ftieg ein junger Tourift aus Genf allein ,4nd in tiefe Gedanken oerfunken vom Ausfichtsturm von Solferino („La .pia d'Italia") langfam nach Eaftiglione hinab. Auf einer Fußwande-

rung begriffen, war der Genfer von
ungefähr mitten in eine der blutig-
ften Schlachten des verfloffenen Jahr-
hunderts hineingeraten und fah, in
der Nähe von Solferino notgedrun-
gen ftillftehend, das fchreckliche Ge-
meßel, das am frühen Morgen begin-
nend, den ganzen langen Sommer-
tag hindurch mit fteigender Wut ge-
dauert hatte. Siebenmal hatten die
Viemontefen den Höhenzug von San
Martino zu erftürmen oerfucht,
fiebenmal warf das tapfere Korps
Benedettis die anftiirmenden Italie-
ner zuriick, bis die Sieger auf Befehl
des Kaifers Franz Jofeph abends
9 Uhr zurüclwichen. Die franzöfifche
Garde und das Korps des Marfchalls
Nie(hatten das öfterreichifche Zen-
trum durchbrochen. Jn der tiefen
Stille der anbrechenden Nacht hörte
der junge Schweizer die tiefen Seuf-
zer, das klägliche Wimmern und das
heifere Gefchrei der Verwundeten und
Verfchmachtenden, die nach einem
Tropfen Waffer riefen. Auf dem
weit ausgedehnten Schlachtfelde ver-
nahm er unzählige Stimmen: Hinter
Hecken und Gräben, in den Acker-
furchen, an der Friedhofsmauer,
neben Obftbäumen, an den Abhängen

der Hügel lagen fchwer verwundete Menfchen, Deutfche, Franzofen, Italiener, Czechen, Ungarn, Kabhlen, Mohren, Kroaten, Velen, Rumänen und andere. In mehr als zwölferlei Sprachen tönte der Schrei fterbender Soldaten gen Himmel, der im prächtigften Sternenglanze funfelte. Die wenigen Ambulanzen waren nicht imftande, das ungeheure Werk zu bezwingen, das im Auffuchen, im Verbinden und Fortfchaffen von mehr als dreißigtaufend Verwundeten beftand, die vou San Martino bis Guidizzolo zerftreut lagen. Jede der kriegfiihrenden Mächte hatte ihre Ärzte und Krankenwärter, wenn auch in befchränkter Anzahl, aber diefe riskierten Leben und Freiheit, wenn fie den feindlichen Reihen zu nahe kamen; die Verbandpläße, Berwundetenwagen und Feldfpitäler waren durch keinerlei äußere Zeichen vor dem Angriff oder einem feindlichen Kugelregen gefchiitzt.
An alle diefe Dinge dachte der junge Henry Dunant, als er gegen Mitternacht des 24./25. Juni feine Eindrücke niederzufchreiben begann. Zu Genf am 8. Mai 1828 geboren in einer Familie, welche Calvins Nepublik zahlreiche Nichter/ und hohe Beamte gegeben hat; Neffe des berühmten Bhyfikers Daniel Colladon, bekannt durch feine Studien über die Fortpflanzung des Tous im Waffer und über die Verwendung zufammengepreßter Luft zur Durchbohrung der Berge, hatte Henry Dunant von feiner Mutter, einer Frau von hervorragender Intelligenz und feinftem Empfinden, außer einer oortrefflichen literarifchen Erziehung den Si'nn für eine noble Lebensauffaffung und für Betätigung wahrer Herzensgiite erhalten. Schan als Jüngling fchrieb Mr. Henry ein Buch über die Sklaverei bei den Mufelmännern und in den Vereinigten Staaten von Amerika und feßte fich mit Feuereifer als Apoftel fiir die Verbreitung der Friedensidee ein, Nun mußte er mit eigenen Augen die entfeßlimen Greuel des Krieges aus der Nähe fehen. überall Leichen, fihauderhaft verftümmelte Leiber, von Säbelhieben und durch Bajonettftiche ver-

letzte Körper, unglückliche Verwundete, die erft von der vorriiclenden Kavallerie zerftampft oder von der in rafendeni Lauf auffahrenden Artillerie totgefahren waren, Von allen Seiten brachten die Bauern die jammernden Verwundeten. Caftiglione war zur Hölle geworden: viele taufend Verletzte hatten fich mit ihrer leßten Kraft dorthin gefchleppt, viele waren auf Bahren, Pferden, Maultieren und Laftwagen dorthin gebracht worden. Die Anhäufung der Unglücklichen war fürchterlich. Beinahe alle Ärzte eilten nach Cavriana, ins Hauptquartier des Siegers. Es fehlte an allem. Die Berwundeten ftarben aus Hunger und Durft, und ihre Wunden waren noch am dritten Tage nicht verbunden. Mit wenigen Frauen organifierte Henry Dunant den Hilfsdienft, holte die Matrazeu, Decken und Leintiicher aus den verlaffenen Häufern,- wandelte die [Kirche und das Schulhaus zu Hofpitälern um, ließ Stroh auffchütten, fchaffte Waffer herbei, erbettelte das Brot von der franzöfifchen Brooiantkolonne, forgte für Berbandzeug, Medikamente und Wein. Die Franzofen gaben ihm den Namen: „Le Monfieur blanc“, die weiße Gewandung des Touriften erfchien ihnen als ein

Symbol menfchliiher Güte. Kaum fah Dunant die Krankenpflege zu Cafti- glione in leidlichem Gang, fo eilte er nach Borghetto zum Marfchall Mac Mahon mit der Bitte, die öfterreichi- fchen Ärzte zum Hofpitaldienft per- wenden zu dürfen, die in Gefangen- fihaft geraten, ins Ortegefiingnis ge- worfen und fcharf bewacht wurden. Mac Mahon wieg den jungen Herrn kurzweg ab, der fofort fich an Napo- leon li'. wandte und diefem feine Bitte portrug. Der Franzofenkaifer begriff die Tragweite von Dunantg Jdee und erliefz am 1. Juli den nach- ftehenden Armeebefehl:

„Die Ärzte, Wundärzte und Chirurgen des öfterreichifihen Hee- reg, die gefangen genommen wur- den, wiihrend fie ihre Verwundeten pflegten, follen ohne weitere Be- dingungen fofort in Freiheitgefeßt werden, fobald fie es wünfchrn. Jene Ärzte dee Feindes, die ihre Bemühungen den Verwundeten von Solferino in den Ambulanzen zu Caftiglione widmeten, find er- mächtigt, als die erften nach Öfter- reich heimzukehren.“

Dag war der erfte kleine Schritt zur Neutralitätserkl'cirung der Ver- wundeten und Ärzte, der Ambulan- zen und des Krankenroürterperfonale. Nach Genf zurückgekehrt, fchrieb Duuant daS fairecfliche Buch, das in alle Sprachen überfetzt wurde: „Un fouoenir de Solierino“. Die öffent- liche Meinung non Europa fchien aufs tieffte bewegt, Dunantg Jd'ee reifte: am 9. Februar 1863 fetzte die Wohltiitigkeitsgefellfchaft von Genf eine dauernde Kommiffion ein, um da5 Problem zu ftudieren und mit praktifchen Vorfchliigen oorzutreten. Der erfte Militär, der mit dem gan- zen Gewicht feiner Autorität Du- nants Vorfchlag unterftützte, wat der Königlich preußifche Kriegeminifter A. v. Noon. Seinem Vorwärtsg'ehen im Dienft der Menfchheit folgten Rußland, Frankreich, Öfterreich und Italien, mit mißtrauifchem Zaudern Großbritannien. Vom 26, bie 29. Oktober 1863 perfammelte fich zu Genf die erfte internationale Konfe- renz. Sie befchlofz die Bildung natio- naler Komitees zur Verwundeten-

pflege, die Benützung de*:- Schweizer
Kreuzes inmitten der weißen Arm-
binde als Erkennung-Weichen für den
gefamten Sanitäre-Dienft.
Aber erft der nächfte internatio-
nale Kongrefz, der pom 8. bis zum 22.
Auguft des Jahres 1864 tagte, fchuf
die berühmte Konvention vou Genf
für die Neutralitätoerkl'cirung der
Verwundeten und Kranken, des Sa-
nitütoperfonals und des gefamten
"Sanitätsmateriale im Kriege.
*Damit endlich hielt dag „Note
Kreuz“ als eines der ftolzeften Ka-
pitel warmherziger Menfchenliebe
feinen Einzug in das Völkerrecht der
Kulturftaaten.
Henry Dunant hatte ganz Euro-
pa von Kopenhagen bis Madrid, von
London bis St. Vete'noburg und
Athen durihwandert, um fe'ner Idee
zum Siege zu verhelfen. A 'S lie-'im
Codex des internationalen Kr "SS-
rechtS Aufnahme gefunden, zog er *fi-'h
zurück und wurde vergeffen - da5
übliche Los guter Menfchen, die edle
Ziele ohne egoiftifche Hintergedanken
verfolgen.
Beinahe die gefamte Kulturwelt
geriet anno 1901 in Erftaunen, als
die Hälfte des Nobelpreifeg einem
Herrn Henri) Dunant als dem „holy-
oerdienten Förderer der humanen

Fürforge für die Opfer des 'Kriege-5“
zuerkannt wurde: der Schöpfer des
„Roten Kreuzes“ vom Jahre 1864
war alfo noch am Leben.
Warmer Abendfonnenfchein mit
dem milden Glanz verdienten Ruhme
erfreute noch neun Jahre lang fein
Greifenalter. bis er am 27. Oktober
v. J. zu Heiden im Appenzeller Land
hoch betagt die guten Augen fchloß.
Wer aber hat durch Björnftjerne
Björnfon Norwegens Storthing auf
Henri) Dunant aufmerkfam gemacht?
Der ausgezeichnete Nationalöko-
nom und Sozialpolitiker Emil Ruine-
lin, der als Oberbürgermeifter von
Stuttgart ftarb,
Dr. F. L.
Die Lyrik des Offene.
Man hat manchmal die deutfche
Dichtkunft mit einem Baum ver-
glichen. der leuchtende Blüten und
koftbare Früchte trägt. Für die Voefie
der beiden großen Reiche des Oftens.
China und Japan. weiß ich
keinen beffern Vergleich als den eines
Gartens. eines forgfam gepflegten.
mit raffiniertem Gefchmack entworfe-
nen Gartens mit feltfam gefchnittenen
TaxuShecken, farbenprächtigen. frem-
den Blumen und fchön geformten
Vrunkvafen aus glißerndem Vor-
zellan. Durch folch einen wunder-
reichen Vark wandelt man. in bunt-
feidene Gewänder gehiiklt und laufcht
feltenen und nie gehörten Melodien,
deren Klang und Form gleich an
Nätfeln und Geheimniffen ift. Seit
hunderten von Jahren hat fich in
diefen merkwürdigen Landen nichts
an der Form noch am Inhalt der
Lieder geändert: noch heute dichten
die formkundigen Afiaten die gleichen
Weifen wie ihre funftfiunigen Väter
vor mehr als taufend Jahren, -
Die oollendetften Dichtungen des
Oftens find in China entftandeu.
Dort erfand der nie vergeffene Li-
tai-po vor nunmehr zwötfhnndert
Jahren raufchende Feftgefänge und
füße nieder. wie fie Verlaine zu unfe-
rer Zeit dichtete. Seine Dichtkunft ift
wohl die ausgellügeltfte unter der
Voetik aller Völker. Die chinefifchen
Dichter begniigen fich nicht allein da-
mit. Neimworte und Reimverfchlin-
gungen zu finden, nein, da jedes

Schriftzeichen ihrer Sprache ein gan-
zes Wort ausdrüclt. fo müffen auch
noch die einzelnen Worte
ander korrefpondieren. Ihre Schreib:
weife ift nicht wie die nnfere hori-
zontal. fondern vertikal. **
es ihnen gelungen, in ihren Dichtun-
gen geheime Snnonima und Gegen-
fätze zu verkapfeln. Beginnt der erfte
Vers einer Strophe mit dem Wort
„Sonne", fo iteht ihm das Anfangs-
wort der zweiten Strophe „Mond"
gegeniiber; als zweites Wort folgt
etwa „finkt", felbftredend korrefpo-i-
diert es mit dem gleichen Wort des
nebeuftehenden Verfes ,.fteigt" und fo
fort. - Einmal hat der bereite ge-
nannte Klaffiker Li-tai-po die Schil-
derung eines Vorzellantempels ge-
geben. der auf einem Hügel fteht und
fich in einem See fpiegelt. Er be-
gann damit. ein Schriftzeichen zu
fehen. darunter zwei. dann vier. bis
er fchließlich mit vielen neben ein-
ander gereihten Worten den Spiegel
des Sees befchreibt. alsdann nehmen
die Schriftzeichen wieder in der
gleichen Regelmäßigkeit ab - das
Spiegelbild im Waller -
und wunderbarerweife diesfeits und
jenfeits der Mittelreihe ftehen genau
r 11*--

die gleichen Worte. fo daß das Ge:
dicht mit denfelben Worten (in um-
gekehrter Reihenfolge) aufhört. mit
denen es beginnt.
Es ift nun tatfächlich rein unmög-
lich. ein chinefifches Gedicht in einer
anderen Sprache wiederzugeben. ohne
ihm Gewalt anzutun. Man kann
nur den Inhalt wiederholen. die
Reize der Form gehen in jeder an-
deren Sprache verloren. Allein auch
der Inhalt ift fo wundervoll, daß
man mit fcheuem Staunen vor der
Kultur eines Landes ftehen muß. das
folch große Dichter erzeugte. Ein
köftliches Gedicht - irre ich nicht. ift
es von Thu-fu - erzählt .wie ein
Mädchen auf den Geliebten wartet.
der in den Krieg zog; fie fitzt an
ihrem Stickrahmeu und fticht fich in
ihren zarten Finger. fo daß die Rofe.
die fie fticlt, rot gefärbt wird. Run
weiß fie. daß der Geliebte nicht zu-
rückkehren wird. - Oder das rühren-
de Heunwehlied von Li-hai-po. der
nachts in der Herberge von feinem
Ruhelager den kleinen Lichtkreis des
Mondes auf dem Fußboden fteht und
fich voll Wehmut fagt. daß diefer
felbe Mond auch lei-.ie Heimat be-
ftrahlt. Ich habe einmal verfucht.
ein chinefifches Gedicht nach einer
wörtlichen Vrofaiiberfetzung in deut-
fchen Reimen wiederzugeben. Ich
habe dabei an die fchönftilifierten
Fraixengeftalten auf chinefiickien Zeich-
nungen gedacht, und den fortlaufen-
den Faltenwurf ihrer Gewänder
durch häufige Wiederholung des
Neimilanges andeuten wollen. Es
ift gleichfalls von Li-tai-po und ift
die ..Treppe aus Jade“ benannt.

Die Jadetrepve glitzert vom Tau
im fahlen Vollmondfcheine. -
Die Kaiferin naht. Ihr Gewand ift
blau
wie die herbftlichen Trauben vom
Weine.
Ganz langfam naht fich die fiirftliche
Frau
des Pavillons Schwelle. die eine
beringte Hand betaftet am Bau
die mondbefchienenen Steine.
Auf der Treppe. mit vorgeftrecktem
Hals.
fteht fie und zögernd lüpft fie den
hellen

Kriftallperlenvvrhang.
Gleich des Wafferfalls
glißerndem Schaum auf leuchtenden Wellen
fällt er zur Seite und nocht an des Walls
Steinen und Holz wie ein Riefeln von Quellen. -
Und die Kaiferin hebt das verträumte Geficht.
fie blickt zum Monde. dem klaren.
Durch die Wolke. die fein Strahlen bricht.
glänzt er. einem wunderbaren
Gefäuneide gleichend. das Helden nicht
erringen in taufend Gefahren.
Die Kaiferin träumt. und ein Lüftchen fpricht
mit ihren gewundenen Haaren.

Die chinefifche Voefie hat fich ganz Japan erobert. Dort gilt fie für die klaffifche und wird höher gefchätzt und weit mehr bewundert als die japanifche Dichtkunft. Die Geifhas. die galanten Damen aus Yokiware. die in allen fchönen Künften liebevoll gebildet find. kennen die berühmteften chinefifchen Dichtun-

gen auswendig und forgen fo dafür.
daß fie nicht vergeffen werden. Jn
den letzten Jahrhunderten hat die
chinefifche Dichtkunft die japanifche
ftark beeinflußt. und das mit Recht.
da die japanifchen Gedichte ganz eng
umgrenzt. in eine beftimmte Form,
ähnlich dem antiken Diftichon. einge-
fchloffen find. Für uns ift ein ja-
panifches Gedicht nichts weiter als
ein einziger Sah. Eins der berühm-
teften Gedichte des großen So-jo-Sen-
jo heißt wörtlich überfeßt: Wenn das
Herz des Lotosblattes nicht mit
Schmutz befudelt ift, warum liigi es
dann feinen Tau als Edelfteine?“
Diefe höchfte Einfachheit entfpringt
dem klaffiichen japanifchen Vers-
maß. Das gewöhnliche japanifche
Gedicht (tanka oder uta) *- ich be-
ziehe mich auf das fehr hübfche Büch-
lein „Japanifche Lyrik“ von Julius
K u r t h; Verlag N, Piper, München,
das eine große Anzahl von über-
tragungen enthält - umfaßt 31
Silben und befteht aus fünf Zeilen.
Jeder einzelne Vers hat 5 - 7 - 5
- 7 -- 7 Silben; in fpäteren (nicht
klaffifchen) Epochen ift man mitunter
von der ftrengeu Reihenfolge der
Silben abgewichen. fo verzeichnet
Lafcadio Dearn, der feinfte Kenner
japanifchcr Kultur, Lieder. deren
Silbenfolge variiert. beifpielsweife:

Ka-miYoo ko-noka-ta
Ka-wa-ra-nu mo-no wa:
mi-dzunona-ga-reto
Ko - i mi - chi.

Die wörtliche deutfche Überfeßung
lautet: „Die Dinge. die fich feit dem
Götterzeitalter nicht geändert haben,
(find): das Fließen des Waffers und
der Liebe Lauf.“
Die klaffifche Lyrik der Japaner
entftand in den Jahren 792-1186
der Sei-an Periode. Jn ihr lebten
die „fechs göttlichen Dichter“, unter
denen fich auch eine Frau Ono no
Komochi befand, deren Schönheit in
Japan fprichwörtlich geworden ift,
Eins ihrer bedeutfamften Gedichte
heißt in der übertragung von Jul.
Kurth:

Vergeblich gelebt.
Der Blumen Farbe
Erlifcht und welkt faft während
Ich fie betrachte.

Wie nutzlos auf der Erde
Verwelk' ich alternd felber,

Diefe ftets gleichmäßige Kürze hat dazu beigetragen. daß die japanifchen Gedichte ungeheuer verbreitet und bekannt geworden find. Sie haben die Anregung zu den herrlichften künftlerifchen Arbeiten gegeben; mit Seidenfticfereien. mit Farben und mit Goldlack find die Szenen und Bilder, die fie befchreiben, vertieft und köftlich wiedergegeben worden, Auf Bildern, Käften, Fächern und Tifchen find in koftbaren Zeichnungen die berühmteften Gedichte wieder und wieder feftgehalten worden. und fo hat die japanifche Dichtkunft tief ins Volk eindringen können und immer neue Anregungen zu fchönen Dingen gegeben. -

Die fernen öftlichen Reiche find fo voller ftaunenswerter und feltfamer Dinge. die uns nie ganz erfchloffen werden, zu den bewunderungswürdigften aber find fraglos ihre Dichtungen zu zählen.

Karl Efcher.

Operette.

Jn allen Ecken der großen Bühne. auf der die Menfchen handeln und fprechen. weinen und lachen, leben

und lieben, lauern alte, rückfchauende
Leute und klagen: alles werde de-
kadent, alles überlebe fich, alles fei
früher doch fo ganz anders, fchön,
wahr, heiter und beffer gewefen Die
uralte Selbfttäufchung der fubjektioen
Veränderung." die auf das Objekt
verfchoben wird.
Solange wir noch felbft mit jun-
gen, lachenden Augen dem Masken-
abeuteuer im Ballfaal entgegen-
liefen, ftörte eine freche Gefte, ein
keckes Wort, eine gewagte Pofe durch:
aus nicht die Fülle der Gefichte.
Später finden wir das Karnevals-
treiben abgefchmackt und humorlos,
ftehen fchon mit grenzenlos blafier-
ter Ablehnung im Gefichte da und
reizen felbft zur übertreibung an, die
den Domino, der unfer Eis zum
Schmelzen bringen will, in der Regel
ins Humorlofe und Vulgäre drängt.
Dann heißt es: gemein ift jetzt alles
auf fo einem Maskenball, dekadent
der Fafihing . . .
And im Verhältnis vom Publi-
kum zum Theater ganz das gleiche
Bild. Es liege kein Humor mehr im
Schaffen der Neuen. Erfihöpfung der
Talente in der dramatifchen und mu-
fikalifchen Produktion werde durch
groteske, rüde, fcham- und riickfichts-
lofe Übertreibung zu erfeßen gefucht.
Alles werde nackt gezeigt, nackt ge-
fprochen. Aber ift es nicht wieder
die eigene Blafiertheit, die fo ftarke
Stimulantien begehrt?
Gewifz bewegt fich auch die Pro-
duktionskuroe der Bühnenarbeit in
Tälern und Bergen. Zeitweilig ift
alles unten, Drama, Oper, Operette,
Komödie - dann gehts wieder berg-
an und es drängt fich, Gutes an
Gutes. Aber diefe Wellenbewegung
berechtigt noch lange nicht zu der
troftlofen Anklage der Dekadenz,
Irgendeine Form wird verbraucht,
dekadent, erfchöpft, - aber fofort
taucht wieder eine andere auf, welche
die llnzerftörbarkeit von Geift, Witz,
Erfindungskraft erweift.
Ich will jetzt nur die Operette
erwähnen: Sie ift eine Bühnenform,
die der Mehrheit des großen Publi-
kums - das entnervt und ermüdet
von der Tagesarbeit ins Theater
kommt, mit geringer Fähigkeit und

noch geringerer Neigung, die Löfung
fchwerer Geiftesprobleme aufzuneh-
men, ganz befonders zufagt, weil Hu:
mor und leichtfafzliche Mufik ganz da-
zu angetan find, die gewünfchte phy-
fiologifche Erholung zu bringen. Tat-
fäeunh entftehen auch überall neue
Operettentheater, laffen felbft ernftere
Bühnen die Operette in ihr Reper-
toir fchlüvfen. Operette hier Y
Operette dort, Diefer großen Nach-
frage genügt das Angebot allerdings
nicht. Möglich auch, - daß wir uns
Offenbachs, Joh. Strauß u. a, tat-
temporär nach dem Wellenberg der
Tal befinden. In den
letzten zehn Jahren ift eine llnmaffe
von Eintagsoperetten klang- und
fanglos begraben worden.
Da ich Gelegenheit hatte, auch
ein klein wenig hinter die Kuliffen
zu gucken, kann ich verraten, daß der
Operettenmarkt wieder von allen
Seiten mit neuer Ware angefahren
wird. Die Operettenproduktion fteht
in voller Hauffe,
Ernfie Mufiker find im Begriffe,
zu ihr- abzufchwenken, dramatifche
Autoren, von profeffionellen Witz-
fabrikanten an bis zu Dichtern, die
bisher nur in den Tiefen pfychologi-
fcher Probleme wählten, alle arbei-
ten für die Operette. Wohin man

kommt, welches literarifche Atelier
es auch fei, überall wird an Libret-
arbeitet und gefchneidert, Durch den
tis, an Operettenentwiirfen ge-
Wettbewerb, das wirkfamfte Stimu-
lanzmittel des menfchlichen Schaffens
>- muß vorausfichtlich doch wieder
eine Lluslefe guter Werke gefördert
werden,
Denn in der fchlechten Zeit, die
Veranlaffung gab, vom gänzlichen
Verfall der Operette zu reden, mach-
ten fichs die Herren Autoren und
Komponiften denn doch etwas zu
leicht und zu bequem. Jrgendeine
Koftümzeit, die pikante Frauen-
trachten zuließ, ein paar einfchmei-
chelnde Tänze, einige von Wißblät-
tern abgelegte Wortfpiele - und die
Operette war fertig. Aufrichtig ge-
fagt, kann ich eine mufikalifche Ko-
mödie, die heiter und humorvoll
fein foll, wie der „Nofenkaoalier“,
troß der guten Erzeugungsfirma, im
erwähnten Sinne auch keineswegs
als bahnbrechend gelten laffen. Eine
Komödie, in der niemand lachen
kann, ift keine Komödienleiftung,
Dennoch glaube ich q* ohne die
Diskretion über die in großer An-
zahl im Status nafcendi befindlichen
Operetten verletzen zu wollen - von
der Produktion der Nächftzeit - auf
diefem Gebiet einen großen Auf-
fchwung prophezeien zu können.
Die Operettenform ift nicht dela-
dent geworden.
Die Zukunft wird es erweifeu.
o. S,

„Allgemeine“ und „individuelle“
Bildung.

Dem Schlagwort von der „indi-
viduellen Erziehung“ ift neuerdings
das von der „individuellen Bildung“
an die Seite getreten, Beide ent-
flammen demfelben Boden des mo-
dernen Berfönlichkeitskultus, beide
richten ihre Spitze gegen das hiftorifch
gewordene Schulfyftem, Der Kampf
gegen „das Phantom der allgemeinen
Bildung‟, wie fie unfere höheren
Lehranftalten - nicht bloß das
Ghmnafium, was manche feiner Geg:
ner dem Publikum aufzureden nicht
müde werden - übermitteln, diefer
Kampf datiert nicht von gefteru:
feine Entftehung, Dauer und Schärfe

beruhen darauf, daß man iiber den
Begriff „Bildung“ fich nicht klar oder
einig ift,
Man muß es den Individuali-
tätenziichtern der Gegenwart immer
wieder ins Gedächtnis zurückrufen,
daß der einzelne innerhalb der Ge-
fellfchaft nicht bloß Rechte, fondern
auch Pflichten hat, daß die Selbft-
behauptung unter llmftändeu der
Selbftiiberwindung weichen muß, daß
um ariftokratifch zu reden, das
Ganze über den Teilen ift. Neben der
cBflicht des Staates, feinen Gliedern
möglichfte Entfaltung ihrer Fähig-
keiten und Ausnutzung ihrer Kräfte
zu gewähren, fteht die andere, einer
Störung feines innern Gleichgewichts
vorzubeugen und Kollifiouen, die von
dem Zufammenleben fo vieler
Menfchen mit fo oerfchiedenartigen
Anlagen, Inter-effect und Zielen
drohen, auf ein Mindeftmaß zurück-
zuführen: Erziehung und Unterricht
vor allem haben die Aufgabe, den
Stein zu behauen, daß er fich in das
Gebäude füge, das Auswachfen aller
Leidenfchaften, Neizbarkeiten und
Begierdeu zu hemmen, zum Berftänd-
nis und zur Würdigung fremder Ar-
beit und Eigenart zu fiihren.
Das erftrebt und erreicht unfere

gegenwärtige Gemeinfchaftserziehung: das Leben der Schule, eine Schule des Lebens. In die Kultur, deren wir uns erfreuen und der wir dienen follen, fiihrt die höhere Schule ihre Zöglinge ein, in ihre Ergebniffe und ihr Werden, ihre Zwecke und ihre Aufgaben, erhellt, ftc'irkt und befruchtet das Nationale durch Gegeniiberftellung des Fremden, das Neue durch Vergleichung mit dem Alten, lehrt unterfcheiden und entfcheiden, behiitet vor llnterfchiitzung und Über: fchiitzung, niihrt den Geift, kröftigt den Willen, leitet die Bhantafie - was man kurz alles als allgemeine Bildung bezeichnen kann, infofern es erwünfcht, ja erforderlich ift, dafi wenigftens jeder geiftige Arbeiter im Staate neben feiner befonderen Fach- oder Berufsbildung zu diefem Hineinwachfen in die Kulturgemeinfchaft, zur Orientierung in ihr gelange. Alfa gewinnt der Schüler der höheren Lehranftalt dreierlei: erftens kann er finden und zeigen, friiher oder fpiiter, welches Fach ihn befonders intereffiert, und in welchem er etwas zu leiften hoffen darf; er lernt zweitens den Umfang der gegenwärtigen Kultur kennen, fich darin zurechtfinden und die Arbeit auch auf den feiner Begabung und Neigung nicht gemäßen Gebieten richtig einfchiitzen; er erhiilt endlich die grundlegenden Unterweifungen zur Ausgeftaltung feines fittlichen Charakters. Solcher Bropiidentik bedarf aber der Gelehrte, wie der Kaufmann, der Geniale wie der mittelmäßige Kopf - bedarf jeder, der auf den Namen eines „Gebildeten“ Anfpruch macht. Nous preparer, fagt Spencer - ich ich habe leider nur die franzöfifche iiberfetzung zur Hand - pour la eie compline, ie] est le but (le reciucation; et [er 5eu|e maniere ratio* nelle (ie juger un systeme ci'ectucatjan, c'est cle Zar-0u- Zi quel (legte il remplit ce but,

Man hüte fich alfo, bei dem Worte Bildung ausfchließlich an ein Wiffen zu denken; nur ein Teil jener „allgemeinen Bildung‟ find die Kenntniffe. Freilich keine - quantiie negligeavle Y zu der fie die Gegner der heutigen „Lernfchule“ herabdriicken

möchten, und nicht ohne Grund e -
heben befonnene Männer gegen die
Unterfcha'tzung des Wiffens lauten
Einfpruch. So fchreibt Münch in
feiner Zulunftpiidagogik: „Wie fehr
das Wiffen, auch das Wiffen der
Schulen, doch mit Denken und Ber-
ftehen fich durchdringt, wie vielfach es
auch mit Erregung von Gefühl und
Vhantafie fich verbindet, wie es der
Erwerbung eines gefchloffenen und
nicht allzu örmlichen Weltbildes
vorarbeitet, in wie vielen Beziehun-
gen man im fpäteren Bildungsleben
der feften Grundlage diefes Schul-
wiffens bedarf, wie auch ein fpiiteres
wiffenfchaftliches Studium nur fchwer
ohne folche frühe Befeftigung des
Elementaren aus der Wiffenfchaft
oder ihrer Borftufe fich vollzieht, das
alles pflegt in den weiten Kreifen
der über Schulen Arteilenden ganz
und gar nicht in Betracht gezogen,
nicht empfunden zu werden, Und
ebenfowenig beachtet man, wie die
Erwerbung diefes Wiffens, wie das
„Lernen“ in der Jugend, und gerade
das Lernen nicht praktifcher Dinge,
die wichtigfte Schule des Willens
bildet - während man doch eben
Willensbildung ftatt der Znanfpruch-
nahme des Jntellektes fich als die
große Aufgabe der Zukunft bildet.“
Und farkaftifch fagt er an einer an-

deren Stelle: ..Außerhalb der eigent-
lich wiffenfchaftlichen Kreife nimmt
man das Recht der Ignoranz doch
gar zu unbefangen in Anfpruch.“ Die
Anftrengung des Gedächtniffes können
wir alfo der Jugend nicht erfparen.
wenn wir uns auch vor feiner über:
laftung und überfütterung mit nicht
genügend nahrhaften Stoffen hüten
mögen. Daß troß aller mnemotech-
nifchen Künfte. pfychologifchen Ber-
ankerung. Zuhilfenahme von An-
fchauung und Wiederholung ein gut
Teil des auf der Schule Gelernten im
fpäteren Leben oerblaßt oder ganz
entfchwindet - und zwar nicht bloß
in den fprachlich-hiftorifchen. fondern
auch in den mathematifch-natur-
wiffenfchaftlichen Fächern -. darf
uns nicht irre machen: wenn wir
neben unferer Berufsarbeit der Um-
welt intereffiert und verftändnisvoll
gegenüberftehen. uns in neuen Zeit-
ftrömungen und Wiffensgebieten ver-
hältnismäßig rafch zurechtfindeu. fo
verdanken wir das der uns von der
Schule mitgegebenen Kraftquelle all-
gemeiner Bildung.
Demnach müßte es nun freilich
eine Schule geben. die alle Aus-
ftrahlungen der Kultur wie in einem
Brennpunkte fammelte: und in der
Tat hat bis zur Mitte des vorigen
Jahrhunderts fich das Gymnafium
allein diefer Aufgabe unterzogen.
Aber eine Fülle neuer Kulturwerte.
die die neue Zeit brachte. machte auch
fchon in der Schule Teilung der Ar-
beit nötig: die Teilnahme des poli-
tifch erftarkten Baterlandes am Welt-
verkehr. die Erweiterung unferer
Naturkenntnis gaben den modernen
Fremdfprachen und den exakten
Wiffenfchaften erhöhte Bedeutung
und führten zur Gründung von
Schwefteranftalten. deren jede einen
Ausfchnitt aus der Kultur befonders
pflegte. ohne indeffen ihre Schüler
mit ausfchließlicher Einftellung auf
einen Beruf und allzu gebundener
Marfchroute zu entlaffen. Jetzt läßt
fich. oder fagen wir vorfichtiger. ließe
fich das Grundgefeß allen Unterrichts
..Durch ein Minimum von Stoff. d. i.
durch einen engbegrenzten Stoffkreis.
ein Maximum von Kraft zu er-
zeugen“ (Logon) leichter durchführen;

denn bei jeder Schulart muß der
Unterricht. wenn er nicht in ein enzy-
klopädifche sDurcheinander zerfallen
folk. in einer Gruppe von Fächern
feinen Schwerpunkt haben .Es ift
eine Rückbildung. wenn man die
Lehrpläne der drei Typen der höhe-
ren Schulen - befonders das Gym-
nafium leidet darunter _- mit foviel
Lehrfächern und Lehrftoff belaftet.
daß die hiftorifch als notwendig er-
kannte Differenzieriing dadurch auf-
gehoben wird. und eine Annäherung
des einen Typus an den anderen zu
erftreben. Man verfteht. weshalb
wir die ..Einheitsfchule" ablehnen.
Freilich der Übelftand liegt nun in
den Dingen und ift unvermeidbar.
daß der Schüler durch einen
Bildungsgang. der aufs Geratewhl
und ohne Kenntnis oder unter Ber-
kennung feiner befonderen Neigung
und Begabung gewählt worden ift.
in eine Bahn gedrängt werde. in der
er nicht zur Entfaltung feines eigent-
lichen und beften Könnens kommt.
Aber einigermaßen wird er durch die
Gleichberechtigung der drei Schul-
typen und zuläffigen Ergänzungs-
prüfungen korrigiert.
Nach alledem ift es durchaus un-
angängig. gerade das Gymnafium
aus der Reihe diefer Anftalten her-

als befonders reformbedürftig hin-
auszugreifen und feine Bildungsziele
zuftellen - wie dies feine Feinde
tun. Von einem cogite intrare ift bei
uns Gymnafialleuten längft nicht
mehr die Rede; die Gymnafien be-
ftehen keineswegs ausfchließlich auf
Grund eines hiftorifchen Rechts. fon-
dern mit Rückficht auf Kulturzufam-
menhänge. die jeßt noch dauern. wie
fie bei ihrer Gründung maßgebend
waren; die Gymnafien find keine
Verforgungsanftalt für eigenfcnnige
Vhilologen. fondern werden immer
noch getragen von der Gunft eines
nicht verächtlichen Teils der Bevölke-
rung. der ihre Verdienfte um die
Volksbildung und ihre Eigenart zu
fchäßen weiß; die Gyninafien find
keine Vorfchule fiir folche. die das
Studium der alten Sprachen zu ihrem
Lebensberufe machen wollen. fon-
dern vermitteln allgemeine Bildung
mit befonderer Betonung von Dis:
zipliuen und Methoden. die es an
Wirkung auf Intellekt. Vhantafie
und Willen mit jedem andern Lehr-
plan aufnehmen. Mögen feine
Wege fiir Leute. die vom Brot allein
leben und nur Wechfel auf Sicht
ziehen. Umwege fein: der kürzefte
Weg ift nicht immer der befte oder
wenigftens lohnendfte. Die neulich
von einem Reformer herangezogenen
Stimmen aus der eit des Gymnafial-
monopols. die eines Raumer. Spil:
leke. felbft Wiefes. die an dem herr-
fchenden Syftem lKritik üben. gehören
doch einer Veriode an. die einiger-
maßen überwunden und durch frucht-
bareren Unterrichtsbetrieb abgelöft
ift; auf keinen Fall können die Be-
denken. die von diefen Männern
gegen die Schule. wie fie damals
war. ausgefprochen wurden. heute
dem Gnmnafium allein zur Laft ge-
legt werden. Der Mangel an ..wah-
rer Originalität“. an ..freitätiger
Eharakterkraft und Fähigkeit der
Initiative“. für den man die allge-
meine Bildung verantwortlich machen
will. und dem man neuerdings
durch Teilung der Vrimaner in eine
fprachlich-hiftorifche. philofophifch-lite-
rarifche und mathematifch-natmwif-
fenfchaftliche Gruppe abzuhelfen rät,
zeigt fich doch fchwerlich nur bei Gym-
nafiaften; das dagegen vorgefchlagene
Mittel aber weifen wir im Hinblick

auf die Mannigfaltigkeit der Schul-
typen. im Intereffe der Allgemein-
bildung. wie fie von uns verftanden
wird. und der Einheitlichkeit und
Zielfetzung des Lehrplans zurück. Wie
individuelle Erziehung bei mittel-
mäßigen und wertlofen Individuali-
täten zur Vergeudung von Lehrkräf-
ten. bei ftarken und leidenfchaftlichen
zum übermenfchen und zu fittlicher
Anarchie fiihren würde. fo indivi-
duelle Bildung zum allgemeinen
Fachlehrertum und zu kulturfeind-
licher Einfeitigkeit. „Führende Gei-
fter„ laffen fich nicht züchten wie
Raffehunde, und ein lächerlicher Irr-
tum ift es. daß die Einfeitigkeit das
Kriterium des großen Mannes fei;
wahrhaft bedeutende Menfcheu
haben in der Regel eine überrafchende
Allgemeinbildung. mögen fie immer-
hin in einem Punkte die größte Kraft
gefammelt haben. Allerdings eignet
fich der einzelne die von der Schule
gelieferte Bildung je nach feinen An-
lagen in mehr oder weniger großer
Breite und Tiefe an. macht fie mehr
oder weniger zu feinem Eigentum -
weshelb Baulfen ftatt von allgemei-
ner. lieber von verfönlicher Bildung
geredet wiffen wollte. - aber gleiche
Abftufungen finden wir aus dem

nämlichen Grunde auch bei der Ve-
rufsbildung.
Perfönlichen Wünfchen und Kräf-
ten ift man durch Vermehrung der
Schultypen. durch die Neformanftal:
ten, durch Kompenfationen bei Ver-
feßungen und beim Abiturienten:
examen. neuerdings auch durch die
fogenannte Wahlfreiheit entgegenge-
kommen - aber foll das Niveau der
Volksbildung überhaupt nicht fiuken
und fallen die gebildeten Stände
nicht alle Führung unter fich ver-
lieren, fo fahre man fort, ihnen auf
der Schule eine möglichft breite Bil-
dungsbafis zu geben. auf der fi"
dann die für ihr wirtfchaftliches
Fortkommen wichtige Berufsbildung
aufbaue. Diefe überlaffe man der
Fachfchule. der Fakultät, der Berufs-
tätigkeit und endlich privater Vor-
lehrt. fchon der für irgendein Fach
bereitung. zu der. wie die Erfahrung
ftark intereffcerte oder veranlagte
Schüler Zeit findet.
„Allgemeine“ und „individuelle“
Bildung find keine fich ausfchließen-
den Gegenfäße: jene ift die ununt-
gängliche Vorausfetzung diefer, diefe
die Krönung jener.
Eugen Grünwald,
Was ift oornehm?
Was ift vornehm? - Die einen
fagen: Luxus und Glanz. imponie-
rende Erfcheinung. vollendete Sicher-
heit; die anderen: Einfachheit, Zu-
rückhaltung. Schlichtheit. Beide ha-
ben recht, und beide unrecht, Vor-
nehme Formen, die nicht der Aus-
fluß des Empfindens find. gleichen
dem wertlofen Kiefel. deffen verloge-
ner Glanz den Kenner nicht täufcht;
Lauierkeit des Herzens ohne tadellofe
Formen dem ungefchliffenen Edel-
ftein. an dent wir achtlos vorüber-
gehen. Aber feht dort auf dunklem
Samt, fchlicht und doch von unver-
gänglichem Wert, den wafferklaren.
hundertfach gefrhliffenen Diamanten.
in dem das Licht fich freudig bricht.
Diefer Stein ift echt und fchöu. ift -
wahrhaft vornehm!
Doch fchon fteigt eine zweite
Frage vor uns auf: Wie werden wir
folch vornehme Menfcheu? - Nicht
leicht ift der Auffiieg zu wahrer
Vornehmheit; muß doch ein jeder aus

eigener Kraft. mit eigener Gefahr
über Stein und Klippen klimmen.
hinauf bis zum erfehnten Ziel! Aber
des Führers helfende Hand kann ihm
die Aufgabe erleichtern.
Freilich. nur einem ficheren, er-
probten Führer wird man fich an-
vertrauen. llnd ein folcher ift ein
Buch, das foeben aus berufener Feder
erfchienen ift*). Der es gefchrieben.
hat fich in guten und böfen Tagen
ein warmes Herz bewahrt, hat felbft
von Kindheit an in der „Gefellfchaft"
gelebt. feit langen Jahren Hofluft
geatmet. So vermag er es wohl. das
ganze Leben des Menfchen vor uns
aufzurollen. Wir lefen vom Prak-
tifchen und Unpraktifchen in der
Wohnungseinrichtung und Führung
des Haushalts, vom vornehmen Ton
im Familienkreis. von Konverfation
und Korrefpondenz. Des Hausherrn
und der Hausfrau Pflichten lernen
wir kennen. echte Gaftfreundfchaft.
frohe Gefelligkeit und alles. was da-
zu gehört. Einladungen, Tifchordnung.
t) Hans Joachim von Krampen. Was
ift vornehmt Vom Herzens- und ge-
fellfchaftlcchen Takt. Mit acht Künft-
blattern. in zwei Farben gedruckt.
Preis 8 Mk.. in Leinen geb. 1() Mk..
tn echt Pergament geb. 12 Mk. Ver-
lag Dr. B. Langenfcheidt. Berlin-Groß-
lichterfelde.

Menü, Tafelfchmuck und die Kunft
des Seroierens. Wir hören, wie wir
korrekt uns kleiden, wie wir Vefuche
machen und empfangen, wie wir uns
in der Öffentlichkeit, bei Familien-
fefteu, bei Trauer, im Theater, beim
Sport, im Straßengewirr oder auf
Reifen bewegen. Wir fühlen uns hei-
ulifch in der „Gefellfchaft", im Salon,
im Ball: und Feftfaal, bis zum feft-
lichen Zeremoniell des Hofes hinauf.
So find wir nach Möglichkeit vor
jedem Verftoß gefichert, vor dem Fluch
der Lächerlichkeit gefchützt, der den
Beften im Augenblick unmöglich
machen kann, der fchon manche Lauf-
bahn, manche ftille Hoffnung, man:
ches Lebensglück für immer vernichtet
hat. -
Einige Proben aus der überfülle
des Gebotenen werden die Eigenart
des Werkchens am beften zeigen. Wie
richtig ift es z. B., wenn im Kapitel
„Vom Verloben“ dem „Eonrmacher"
ins Gewiffen geredet wird: „Mein
Freund, fehen Sie denn nicht. daß Sie
die junge Dame mit Ihren Aufmerk-
famkeiten kompromittierenf) Daß Sie
mit diefer Ausfchließlichkeit, mit der
Sie ihr im Ballfaal oder auf der
Eisbahn huldigen, die übrigen Be-
werber von ihr fcheuchen? Man
nimmt an, Sie nahten ihr mit „Ab-
fichten‟, mit „ernften Abfichten‟, und
tritt achtungsvoll zurück, um Ihnen
freie Bahn zu laffen, um Ihre Bewer-
bung nicht zu hindern. And Sie, Sie
fehen nur das Spiel, genießen den
Verkehr mit dem hübfchen, befcheide-
nen Mädchen, das Ihnen fein junges,
unfchuldiges Herz entgegenträgt, ge-
nießen fkrupellos alle die Annehm--
lichkeiten, die diefer Verkehr nach fich
zieht: Anteilnahme und Intereffe an
allem, was Sie betrifft und angeht,
Familiengefelligkeit, ein Ihnen ftets
gaftlich geöffnetes Haus.
Sie aber, mein Herr, wußten fich
im geeigneten Moment, wie Sie mit
Lachen oerfichern(noch immer recht-
zeitig rückwärts zu konenztrieren und
den Kopf aus der Schlinge zu ziehen.
Das ift gewiffenlos! Sie nehmen die
„kleine Epifode mit“, Sie tragen
einen Namen mehr in Ihr Leporello-
album ein und '- „drücken‟ fich, im
Augenblick, wo Sie die Erwartungen

bis haarfcharf an die Erfüllung her-
antrieben, Und das Mädchen? Wohl
ihr, wenn dies Liebesfpiel ihr nicht
„das Ereignis ihres Herzens“ war,
das fie mit bitteren Tränen und mit
heißem Weh bezahlt! Aber hatten
Sie auch nur einen Gedanken an den
Ruf des Mädchens, das nun nach er-
folgtem „Rückzug“ dem Gerede und
Gefpött der lieben Nächften ausgefeßt
bleibt? Muß ich es Ihnen erft
fagen, wie zart der Nuf eines Mäd-
chens ift? Die Blütezeit der Jugend
ift kurz. Wer gibt ihr die Monate,
die Jahre vielleicht wieder, die fie in
bangem Warten, in oergeblichem Hof-
fen und Sehnen verbracht, die ein
freuentliches Spiel fie gekoftet? Muß
ich es Ihnen erft klar machen: So
handelt kein Gentleman! llnd be-
fäßen Sie alle Äußerlichkeiten eines
folchen, und noch den Zauber be-
ftrickender Liebenswürdigkeit dazu, -
zum Kern der Vornehmheit find Sie
noch nicht gedrungen, zu echter, un-
oerfälfchter Nitterlichkeitl“
llnd Madame Etikette fchüttelt
den weißgepuderten Kopf: „Den
Schild vor die Frau, ihr Herren!"
An anderer Stelle ift von Kran-
kenbefuchen die Rede. Ein Bahn ift
angelangt, es ift Pflicht der befreun-
deten Dame, der Wöchnerin pecfön-
“III

lich den Glückwunfch zu dri' *en*
„Leife foll man eintreten- keifc- auf-
treten, nicht ftürcnifch mir Kuß und
Händedruck und warcreicher Begrü-
ßungsrede über die Ruhende herfal-
len, nicht das Zimmer mit lautem
Lachen und gefchäftiger Unruhe er-
füllen. llnd was man tut und was
man fagt, es ift nur wohlgetan und
wohlgefagt, wenn es freudigen Wi-
derhall im Herzen der jungen Mut-
ter wachzurufeu geeignet ift. Nur
nicht trübe Worte, Mahnungen, eit-
les Befierwiffen und :wollen hier am
Lager einer fchonungsbediirftigeu
Frau, und vor allem nicht das Her-
aufbefchwören von Erinnerungen an
Körperqual und Schmerzen durch un-
zarte Fragen, durch fchreckhafte Er-
zählungen und Berichte! Es gibt
doch fo viel zu loben, fo viel zu be-
wundern dort im Zimmer bei Mut-
ter und Kind: Die Bflegerin macht
den denkbar beften Eindruck, oerftän-
dig, umfichtig fcheint fie ihr Amt zu
verftehen. Bloß nicht Ratfchläge auf-
drängen, andere als die angewandten
Methoden eigenfinnig loben und als
beffer hinftellen! Das ärgert nur
und ändert nichts. Und wäre das
kleine Neugeborene mit feinem ver-
fchrumpelten Gefichtchen gelb und
mager, anzufehen wie ein kleiner Ehi-
nefe, - es ift trotzdem ein Ausbund
von Schönheit! Die Mutter fieht es
ja nicht anders, und weshalb ihr das
Glück fchmälern, das ihr aus Kinder-
augen entgegenlacht? Der kluge
Blick, die fiißen Händchen, das Münd-
chen und die Winzigkeit der Finger-
chen, es bleibt noch genug zu loben
übrig, felbft am kleinen, runzligen
Mongolen!“
Llnd endlich fei aus dem (Kapitel
„Vom Servieren“ ein kleines „Miß-
verftändnis“ berichtet, das der Ber-
faffer felbft miterlebte: „Berta, das
„Mädchen für alles“, wird ja nicht
gerade dem Beifpiel jenes Bierde-
burfchen nacheifern, der kurz nor dem
Diner für den erkrankten Diener ein-
fpringen mußte und nun noch im leh-
ten Augenblick rafch von der Haus-
frau die nötigen Weifungen erhält:
„Die Speifen werden den Gäften von
links dargereicht, alle gebrauchten
Teller, Gläfer, Beftecke nehmen Sie

von rechts fort! Der frifche Teller, das frifche Befteck werden auch von rechts hingeftellt. An dem Gafte norbeilangen darf man niemals, Sie feßen fich die zu präfentierende S>)iif-fel auf die linke Hand, die rechte Hand legen Sie auf den Rücken.“

„Die Hausfrau fprach,
Der Knabe lief . . ,“

Llnd als er mit der erften Schüffel hinter der Ehrfurcht gebietenden Gattin des Kommandierenden Generals ftand und fie ihr darbot, legte fich feine rechte Hand warm und eindrucksvoll auf den entblößten Nacken der im feftlichen Hofausfchnitt prangenden Dame , . .

Diefe wenigen Broben werden genügen, um erkennen zu laffen, daß nicht nur die Fülle deffen, was uns das Buch erzählt, feinen Hauptwert bildet, fondern vor allem die herzgewinnende Art, in der es zu uns fpricht. Dies gibt dem Werke einen befonderen Reiz, dem nichts Ähnliches auf dem Gebiete des „Guten Tous“ an die Seite geftellt werden kann. Es ift ein Buch für jedes deutfche Haus, das überall, wohin es auch kommt, Freude und Segen bereiten wird. Mit diefer Aufgabe gehe es hinaus, in alle Schichten des Volkes, wundere es vor allem zu unfern heranwachfenden

Söhnen und Töchtern, ebne ihnen den
Weg zu Erfolg und gewinne ihnen
Achtung und Liebe; denn nichts wur-
zelt fo zäh, Wahres und Falfches,
Gutes und Böfes, als die Saat, die
in den Herzen der Jugend aufgeht.
Dr. Erwin Rex.

Max Liebermann. Eine Kunftgabe,
4 Textbilder und 14 Bollbilder
(Kunftblötter) nach feinen fchönften
Werken. Mit einer Einleitung in
Mappe. Verlag von Jof. Scholz
in Mainz.

Eine neue Kunftgabe, Max Lie-
bermann gewidmet, liegt aus den*
Verlag von Jof. Scholz, Mainz, vor.
Wir haben an diefer Stelle wieder-
holt auf das Kunftgaben-Llnterneh-
men hingewiefen, das die Bielgeftal-
tigkeit und den Reichtum der deut-
fchen Kunft fo dankenswert weiteren
lKreifen zugänglich machen hilft. Die
vorliegende Gabe bringt aus dem
großen Schaffensgebiete des Meifters
14 große Blätter und 4 Textbilder,
die von den oerfchiedenen Entwick-
lungsftufen des Künftlers Zeugnis
geben. Sein Selbftbildnis leitet die
Reihe ein, es folgen die Kleinkinder-
fchule - Im Hofe des Waifenhaufes
- Das Altmännerhaus - Alte Frau
am Fenfter - Die Schufterwerkftatt
- Flachsfcheuer - Die Neßflickerin-
nen - Die Frau mit den Ziegen -
Die Schöferin - In den Dünen -
Vortritt Friedrich Naumanus _-
Strandbild - Die Reiter am
Strande. - Alles oortrefflich gelun:
gene Reproduktionen, in verfchiede-
nen zu jedem Bilde fein abgeftinun-
ten Tönen. Auch diefes Heft koftet
wie die anderen Kunftgaben von
Kalckreuth. Leibl, Miller, Thoma
ufw. nur 1 eit. "4'

Fiir den gcfamtcn Inhalt verantwortlich: |)r. E. E. Friedegg iu Schöneberg -
Druck von Richard Falkx Berlin W. 66, Leipzigerftr. 115/16.

t.

natürliche-:8 (iesuncilieitsgetrönlc aus (lem [königl. Mineralvrunnen
Zu ?schlugen (lieg-822. Wiesvacien)
hilfe
f Zigats- g R x* Quelle
[F(reiner-K7*
'c lZrtriZeiienäW "l'i8ciigeträn1c

*k Wu angenehmem Wohlgescnmaclc.
l/on rrotbeugenclem u. bejlwirlrenclem [Zintluli
bei (Zieht. Diabetes. dlleren-. l-larn- uncl 8188en]eiclen.80cidrennen etc.

Ö" "..eerxuts/waee/(t...
.. .- .* , . -x-
. . „-

f . 'l'aielgetränlc Zr. Majestät (les [WiN-.rs uncl Königs.
lfönjgl. kacbingen wirkt belebenck uncl erbaltenck auf cken 0rgaoi8n1u8l
Ippetjtantegencl 8tofimecb821förc1ernc1 klarnsäurelösencl.
Zeit jahrtiunclerten bewährt uncl ärZtlicli empfohlen!
88i 'l'uusenclen ron MrZten im eigenen Gebraucht
Literatur kostenlos (turen (lie 8runnenjn8pelctj0n' in ?schlugen
(lieg-862. Wiesbucien)

_--
Hans Memling:
Ein Heiliger
..ee u
0 k x-
' k
...e .
e ..ce .
i "f c .
'er'
ec q .
k
'ee e eck' _
e
'f k 't.' c
zu
ke... cke.. r .
u
e ..eck ..u '
K. ec cc .W
k c K
fr .
e fkk Ã–
e e e '
ff..
c... .
k e a.
tc
f
'ff .-
f r .fkk
y
fc- c
e
fe..- ee.-
..c ..tft
k e
e..
v f

mcE511 y.
x
Seucj'che Halbmonarsjbhriï¬
?cyan-Wegeben vMbcCurkRaÃ¶lcmer
OmbundSÃ¼dsee-resseswe?
55. Jahrgang. Bd. 157, Heft 450. Zweites ZUaihefi (Jil

.9 (F n' „K v e'n' un
ôeëêÿiägäîämäzä e” 19 9
un? effingÿœÿfcÿufe guÿerfim
0
N

Oberftleutnant Nogalla von Bieberftein:
Der Feldzug der Türkei in Yemen
Mit dem am 6. April nach heftigen Kämpfen erfolgten Ein-
marfch der türkifchen Truppen Jzzet Pafchas in das von den auf-
ftändifchen Arabern unter dem Scheikh Jdris zernierte. in der
Region zwifchen Sanaa und Menaha vom Imam Yahia ver-
teidigte Sanaa. die Hauptftadt des Vilajets Yemen. und mit der
infolge einer Aufforderung des Groß-Scherifs von Mekka begonnenen
Unterwerfung einiger Stämme des Yemen-Gebiets Afhr. kann eine
ernfte Gefahr für die junge Türkei als befchworen gelten. die um
fo bedeutender war. als fie in füngfter Zeit mit dem gefährlichen
Aufftande in Albanien zufammenfiel. wenn es fich auch nicht. wie
zuerft angenommen. bei dem Aufftand um eine religiöfe Bewegung
handelte. Man hatte geglaubt. der Widerftand der Araber Yemens
und Afhrs gelte dem. daß die „junge Türkei" den Ungläubigen
gleiche Rechte zuerkenue. wie den Moslems. und daher den wahren
Glauben verrate. und nicht mehr würdig fei. den Islam zu ver-
treten. und Befchüßer des heiligen Gebiets von Mekka und Medina
zu bleiben. Damit aber wäre das türkifche Khalifat. das an die
Schirmherrfchaft Mekkas geknüpft ift. ernftlich gefährdet und die
Stellung der Türkei unter allen Moslems der Welt erfchüttert
worden. Diefer Annahme trat jedoch bald die andere gegenüber.
daß der Aufftand politifche Ziele verfolge. und daß in Yemen und
Afhr die Autonomie angeftrebt werde. Allein beide Annahmen
beftätigten fich nicht. vielmehr werden die Vorgänge in Südarabien
heute in der kleinafiatifchen Preffe als Folgeerfcheinungen der Ein-
führung der Verfaffung betrachtet. welche die Yemenaraber an
der Ausübung ihres Jahrhunderte alten Räuberhandwerks hindert.
indem fie den Staat verpflichtet. ihnen das Handwerk zu legen.
Eine „arabifche Frage" im politifchen Sinne fei nicht vorhanden.
und ebenfowenig ein nationalpolitifches Endziel. Immerhin wird
jeht aus Konftantinopel die Gründung einer arabifchen Partei
im türkifchen Parlament berichtet. die den größten Teil feiner
68 arabifchen Vertreter umfaßt. Die neue Partei bezweckt in erfter
Linie die Fürforge für die Erhaltung und Entwicklung der arabifchen
Nationalität. und daß der Unterricht in allen arabifchen Schulen
in arabifcher Sprache erteilt wird. und in den arabifchen Gegenden
nur Araber oder der arabifchen Sprache. Bräuche und Sitten

völlig kundige Verfonen als Beamte angeftellt werden. Jedoch
wird in politifcher Beziehung ein felbftändiges Vorgehen der
arabifchen Partei nicht vorausgefehen. Überdies fteht in Kairo
die Abhaltung eines mufelmännifchen Kongreffes für Ägypten
bevor. mit einem Wort. es regt fich auch in der füdweftlichen Welt
des Islam. Aus den Berichten der Tagespreffe und dem iiber
den Gegenftand vorliegenden. militärifchen. gefchiehtlichen und
geographifchen Material läßt fich bereits heute ein Überblick iiber
den intereffanten türkifchen Feldzug in Yemen geben.
Das noch in voller Umgeftaltung begriffene Heer der Türkei
erhielt durch die Empörung der Araberftämme in Yemen früh-
zeitig Anlaß. eine größere kriegerifche Probe feiner Fortfchritte
und der jeht tatkräftigen Leitung der Politik der Bforte abzulegen.
Noch ift die befchloffene Bildung von 7 neuen Armeekorps mit
etwa je 4 Refervedivifionen. wobei das 14. Korps nach Yemen
kommen foll. nicht durchgeführt. und noch ift der Bau der Hedfchas-
bahn von Damaskus nach Mekka in feiner leßten. beträchtlichen
Teilftrecke unvollendet. fo daß der ganze Transport der für die
Unterdrückung des Aufftandes erforderlich erachteten 35 000 Mann
auf dem Seewege erfolgen mußte. Bekanntlich hat die Pforte
hierfür 5 große Dampfer in Deutfchland gekauft. Die türkifche
Regierung foll entfchloffen gewefen fein. wenn nötig 150 000 Mann
nach Yemen zu fchicken.
Nicht die Anzahl der aufrührerifchen Araber war es. obgleich
man fie auf 50 000 und felbft. 100 000 Köpfe fchäßte. die fie zu einem
fehr achtunggebietenden Gegner machte. fondern vielmehr die
Terrain- und namentlich die klimatifchen Schwierigkeiten des
Kriegsfchauplatzes und der wilde und kriegerifche Sinn feiner an jene
gewöhnten. abgehärteten und bedürfnislofen. gut bewaffneten
Bewohner. die. ihrer friiheren. vollen Unabhängigkeit und ihres
erfolgreichen Widerftandes gegen die Türkei und andere Mächte
des Orients eingedenk find. und mit dem Kriegsfchauplaß ihrer
Heimat völlig vertraut. dem Gegner zwar weit weniger in offener.
rangierter Feldfchlacht. wie vielmehr im ermüdenden Kleinkrieg
entgegenzutreten imftande waren. Dazu kamen die weiten Räume
des fchwierig paffierbaren. gebirgigen Kriegstheaters. Diefes.
das heutige türkifche Bilajet Yemen. umfaßt bei einem Flächeninhalt
von 191 000 qkm und etwa 750000 Bewohnern ein Gebiet von
über der Größe halb Preußens. Das heutige Yemen bildet den
Kern des alten. großen. gleichnamigen Reiches. das dftlich und ftidlich
von Mekka gelegen. die Südweftecke Arabiens. den Landftrich
zwifwen Hedfchas. Nedfched. Hadrumaut und dem Roten Meere
nebft dem heutigen Afhr und anderen Gebieten und der damaligen
Hauptftadt Saba (heute Mareb) mit etwa 21/2 Millionen Bewohnern
umfaßte. Hier herrfchten im Altertum die hiftorifch nachgewiefene

Königin von Saba und die Himjariten. diefe angeblich 21/2 Jahr-
taufende. und noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts gebot der
Imam von Sanaa über 30 Vrovinzen. Yemen war das ..Arabia
Felix“ der Alten. da'Jes in feinem Handel mit Weihrauch. Myrrhen.
Zimmt. Kaffee und anderen koftbaren Produkten die Quellen
großen Reichtums befaß. Dem Angriff der Türken im 16. Jahrhundert
erliegend. und über ein Jahrhundert. von 1517 bis 1630. von ihnen
beherrfcht. wurden diefe vom Scheikh Kafun bis auf einige Küften-
pläye aus Yemen wieder vertrieben. jedoch 1872 von den
Türken von neuem erobert. Allein die dftlichen Diftrikte Mareb.
Jam. Saade und andere erkennen noch heute die türkifche Herrfchaft
nicht an. die neuerdings infzenierte jungtürkifche Verwaltung und
Steuerhebung bilden einen Hauptgrund des heutigen Aufftandes
der Stämme Yemens. Dazu kam die Behauptung der Araber.
daß ihnen die Türken ihre zu Kaffeepflanzungen geeigneten Län-
dereien geraubt hätten. und daß die türkifchen Beamten beftechliä)
und unwiffend feien. Ferner aber. wie erwähnt. daß die junge
Türkei den Ungläubigen gleiche Rechte zuerkenne wie den Moslems.
damit den wahren Glauben verrate und nicht mehr würdig fei.
den Islam zu vertreten. Nach anderer Lesart verfolgte der Auf-
ftand politifche Ziele und wurde mit ihm .wie bemerkt. Autonomie
für die Gebirgsgegend Yemens und Afyrs angeftrebt.
Zur Beurteilung der für die türkifchen Operationen in Betracht
kommenden Verhältniffe des Kriegsfchauplaßes mögen folgende
Angaben dienen. Von der ..Tihama“. der Küftenebene von Afyr.
und einer Lücke in dem den Weftrand Arabiens begleitenden Küften-
gebirge bis zur Südecke Yemens an der Straße von Babel-Mandeb
erftreckt fich der füdliche. zerklüftete an Gipfeln reiche Teil des Ge-
birges. der Dfchebel et Yemen. Diefer fteigt bis zu 3200 w auf.
und wird in der Breite von Sanaa zu einem ausgedehnten Ge-
birgslande. das zum Diftrikt el-Djaud und den fandigen Ebnen
von Mareb fteil abfällt. Sanaa liegt 2130 w hoch. und die es um-
gebenden Gipfel überragen die Ebene noch um 650-1300 m. Von
diefen Gipfeln herab kommen zahlreiche Gebirgsftröme. welche die
tiefen Felstäler bewäffern. aber nur bis zur dürren Tihama. der
Küftenebene. gelangen. wo ihr Waffer nur noch unterhalb “der
leichten Sanddecke zu finden ift. Obwohl die fteilen Gebirgsabhänge.
von denen das weiche Erdreich längft heruntergefpült ift. meift öde
und vegetationslos find. findet man doch manche Gebirgsregionen
kultiviert und produktiv. wie z. B. die füdlichen Landfchaften Yemens.
Das ganze weftliche Randgebirge ift zwar meift fteil und felfig.
aber es fehlt doch nicht an Bäumen. Quellen und Bächen. fo daß
der ganze Landftrich bis zum Südrande gut bevölkert ift. Überhaupt
findet man überall. wo Waffer vorhanden und Bewäfferung bewirkt
werden kann. Bäume und umfchloffene Felder. und zwifchen den

wilden. bafaltifcheu Bergen ziehen fich lange. gut bewäfferte Täler
hin. In den nach Süden und Offen geftreckteu Tälern weiden die
Heerdeu der Beduineu. in deu nach Norden und Weften gerichteten
wohnen feßhafte. fleißige Laudbauern. deren Dörfer durch Gärten.
Balmengruppen und große Kaffeeplantagen verfchönert find,
Das Bewäfferungsfyftem ift namentlich iu Yemen zu hoher Voll-
kommenheit gedieheu. Tiefe Brunnen. Ziffernen und tri>)ter-
artige Refervoirs fammeln das Waffer. das in der Regenzeit in
Strömen herabftürzt und in der heißen Jahreszeit fchuell wieder
verdunftet. Mit Hilfe der künftlichen Behälter vermag man jedoch
die Kaffeeplantagen im üppigften Gedeihen zu erhalten. Von
den ftufenweife angelegten Refervoirs nußt man zunächft die unterften
bis zu ihrer Entleerung. füllt diefelben dann aus den höher gelegenen
und trägt endlich im Falle der Not das Waffer aus tieferen Brunnen
und Zifternen zu den Refervoirs. auf deren Inhalt das Beftehen
des ganzen Anbaus gegründet ift. Größere Flüffe fehlen. wie
überhaupt in Arabien. das 3 156 000 qkm. fomit etwa 1/4 der Fläche
Europas umfaßt. gänzlich. Was das Klima betrifft. fo gehört die
Küfte des Roten Meeres und fomit die Yemeus zu den heißeften
und ungefundefteu Gegenden der Erde. da auch die Nächte keine
Kühlung bringen. In den Ebenen zeigt das Thermometer ge»
wöhulich nachts 370. am Morgen 430 und am Tage felbft an den
fchattigften Stellen 459 Eelfius. Beim Wechfel der Jahreszeit tritt
häufig der ..Samum“ ein. im völlig regenlofen Sommer herrfcht
der ..Vaffat“. In den gebirgigen Teilen ift das Klima verhältnis-
mäßig gemäßigt. und in Sanaa. dem Hauptzielpunkt der türkifchen
Operationen. kennt man Schnee und Eis. Nach der in den Frühling
fallenden Regenzeit tritt jedoch auch dort große Hitze ein. und man
rechnete für den Feldzug auf Temperaturen über 45". und fchon
jezt litten die türkifchen Truppen in ihren warmen Uniformen viel
unter der Hiße. zumal bis zum Gebirge das Triukwaffer warm und
fchlecht ift. fo daß Dyfenterie und Verdauungsftöruugen häufig
vorkommen und von Indien eingefchleppte Beftfälle auftreten;
die Cholera dagegen ift felten. Die an die Hitze und fchlechtes Waffer
gewöhnten Araber leiden unter jener um fo weniger. da fie. nur ein
Schurzfell um d'e Hüften tragend. im iibrigen ganz nackt find. Ihre
guten Waffen uud Munition erhalten fie durch Schmuggel vom
Roten Meere her und aus dem unabhängigen Hadramaut. Sie ver-
fügen außer einigen veralteten. früher den Türken abgenommenen
Gefchühen des Imam Yahia weder über Gefchüße noch iiber
Mafchinengewehre. und waren überdies wahrfcheinlich zum Teil
noch mit Lanze und Säbel bewaffnet. daher zum Kampfe in
offener Feldfchlacht gegen die mit modernften Feuerwaffen gut ver-
fehenen türkifchen Truppen nicht geeignet. fonderu nur zum

Kämpfe in Bergpofitionen und zum Guerillakriege gegen die
Verbindungen der Türken.
Beim Ausbruch der Unruhen beftand die türkifche Befaßung
in Yemen und Afyr aus 3 fäjwacheu Divifionen der 39. (Sanaa).
40. (Hodeida) bzw. 41 .(Afhr) in einer Gefamtftärke von nur 16 000
Mann. und diefe waren an einzelne befeftigte Punkte. die Kellas.
des Gebiets verteilt. wo fie den kriegerifcheu Scheikhs'Widerftand
leiften konnten. wurden jedoch beim Beginn des Aufftandes iu Stärke
von etwa 10 000 Manu in Sanaa. in weit geringerer in Ebha in
Afhr zufammengezogen. Von Sanaa aus hat diefe Befatzung ver-
fchiedeue Ausfälle unternommen. vermochte fich jedoch in Anbetracht
der numerifch weit überlegenen Streitkräfte der beiden_ Führer
der Aufftändifchen. des Jmam Yahia und des Scheikh Jdris. in keinen
Kampf mit diefen einzulaffen. Offenbar in orientalifcher Über-
treibung wurde deren Stärke. wie erwähnt. auf 100000. wahr-
fcheiulich richtiger auf 50 000 Manu gefchäßt. von denen 20 000 Mann
eine dem' Imam Yahia völlig ergebene Kerutruppe fanatifcher
Anhänger bildeten. Die übrigen 30000 Manu waren. wie ver-
lautete. ihm zugezogene Beduinen. die fünf Maria Therefiathaler
Monatfold und Verpflegung oder zehn Maria Therefiathaler (etwa
30 Franken) ohne Verpflegung erhielten. Die Hoffnung auf reiche
Beute bei der Befiegung der Türken. namentlich an Waffen und
Munition. dem gefchätztefteu Befiß des Beduineu. der im Norden
Sanaas für ein mittelgutes Gewehr bis zu 200 Maria Therefia-
thaler zahlt. war es. die fie dem Imam zuführte, Bei einer früheren
Belagerung Sanaas wurden bereits viele Gewehre erbeutet. die der
Jmam feinen Anhängern überließ. und das Gleiche hoffte man vou
der jetzigen. Schon Mitte Februar war ein Teil des Heeres des Jmam
unter Niederbreuuung verfchiedeuer Dörfer und Ermordung ihrer
Bewohner und anderen Greuelu bis iu die Nähe Meuahas. 60 1cm
füdlich Sanaas. vorgedrungeu. und fchickte fich zu einem Angriff
auf die Hafeuftadt Hodeida an. Seitdem war die Verbindung
zwifchen Hodeida an der Küfte. in deffen Nähe die türkifcheu Truppen
bei Ras el Ketib gelandet wurden. und Sanaa. bis zum 15. März
völlig unterbrochen. Die von deu Türken errichtete Heliographen-
linie hatte völlig verfagt. Bereits am 11. und 12. Februar waren
die erften türkifcheu Hilfstruppeu. im ganzen 2800 Mann des zweiten
Armeekorps mit vier Feldgefchüßen und 250 Maulefeln. bei Hodeida
eingetroffen und gelandet. Bei ihnen befanden fich viele Offiziere.
die früher in Yemen ftaudeu. Die Truppen hatten. wie man berich-
tete. ein gutes Ausfehen. kein einziger Erkrankungsfall war auf dem
Transport vorgekommen. auch die Maulefel hatten ihn gut über-
ftanden. Die Truppen trugen neue Uniformen und waren mit
Schußtücheru gegen die Sonne fowie mit Gamafcheu und gutem
Schuhwerk verfehen. Jnzwifchen wurden bedeutende Streit-

kräfte nachgefandt, und fo beftand das Expeditionskorps, deffen Ober-
kommando an Stelle Abdullah Vafchas der Chef des türkifchen
Generalftabesf Jzzet Wafchaf übernahmf aus 34 Bataillonenf meift
Linientruppen und aus Redifs, Da die Stärke der erftern auf nur
600 MannF die der Redif-Bataillone auf 800 Mann angegeben wirdf
fo ift die Jnfanterieftärke nur auf etwa 21 000 Mann zu veranfäflagen.
Dazu kam wenig Kavallerie, da das fteinige Gebirgsland zwifchen
Hodeida und Sanaa zum Aufklärungsdienft für Kavallerie wenig
geeignet iftf auch die Araber dort im Gegenfatz zum Nedfched iiber
faft gar keine Vferde verfügen, fondern nur über Efel, Maulefel
und Kameele. Es follten daher Äroplanef für den Auftliirungsdienft
verwandt werdenf und es wurden zu diefem Zwecke fechs Äroplane
in Frankreich beftellt. Zum Expeditionskorps gehörten ferner eine
Anzahl Schnellfeuergefchüßbatterien und illiafchinengewehre7 fowie
technifche Truppenabteilungen und der Heeres-train, fo daß die
Gefamtftc'irke des Expeditionslorps die angegebene von 35 000 Mann
erreicht haben dürfte. Über den til r k if ch en F e l d zu g s 3-
plan verlautete das Folgende; Die türkifchen Truppen rückten
in drei Kolonnen gegen die Aufftändifchen vor und waren auf die
Küftenorte Mokha (nicht Mekkaf wie irrtümlich angegeben ward)
an der Straße von Bub el Mandeb7 Hodeidaf 17 0 km füdlich Mokhas-
in AfhrF bafiert. Von Mokha aus erfolgte der Vormarfch einer
Divifionlängs der Landfchaft Titz nach dem 295 km entfernten
Sanaa (230 km Luftlinie) auf ziemlich gut unterhaltner Haupt-
ftraßef und daher hier nicht unter bedeutenden Schwierigkeiten.
Das Vorgehen der zweiten Kolonne erfolgte von Hodeida im Tale
über Badzix und Hadzilef dann auf fteilem Pfade nach Menaha
und hierauf bis zu dem 164 [im entfernten Sanaa auf fchwierigen
Gebirgswegen. Der Vormarfch der nördlichen Kolonne vollzog
fich von Kunfuda (oder Confida) nach dem 230 km entfernten Ebha,
dem Zentrum des Gebiets Afhrf auf meift eben-eme jedoch zuletzt
anfteigendem Gelände. Ebha war wie Sanaa von den Aufftändifchem
und zwar erfteresv om Scheilh Jdris zernierh und es follten daher
beide Plätzef und zwar Sanaa durch die beiden fiidlichen Kolonnen,
Ebha durch die nördliche entfeßt werden. Die Verbindung zwifchen
Ebha und Sanaa war unterbrochen und bis dahin hatten nur Kara-
wanen unter Bedeckung heimifcher Scheikhs jene Strecken paffiert,
Militärpatrouillen und Abteilungen vermochten nicht die Ver-
bindung zwifchen beiden Orten aufzunehmen. Die erften Zufammen-
ftöße in Yemen fanden in den erften Tagen des März zwifcben dem
regierungstreuen Stamm Anal und einer 4000 Mann ftarken Truppe
Aufftändifcher ftattf wobei diefe unter bedeutenden Verluften zurück-
gefchlagen, dagegen der regierungstreue Stamm Teffie unter er-
heblichen Verluften von den Aufftändifchen zum Rückzug gezwungen
wurde. Vom Oberkommandanten der Truppen in Yemen ging am

11. März die Meldung ein. daß er von Menaha und Hadzile her
einen kombinierten Angriff unternahm. um die Orte Lehab und
Sulus im Bezirk Haras von Aufftändifchen zu fäubern. Nach drei-
tägigen Kämpfen feien die meiften Dörfer und Befeftigungen in die
Hände der Truppen gefallen. 'Weitere Aufftändifche hätten fich
ergeben. Das Gros der Truppen des Expeditionskorps verließ
Hodeida zum Bormarfch auf Menaha am 10. März. Das Korps
regulärer Truppen und arabifchen Aufgebots Riza Behs hatte
bereits etwa am 10.März Menaha als Bafis erreicht und war
in Fühlung mit der Befatzung Sammaas. Menaha follte als Stüh-
punkt des Vormarfches. offenbar zur Sicherung des Trains und der
Vorräte aller Art gegen Anfälle der zahlreichen Gegner. befeftigt
werden. Der einer franzöfifchen Unternehmergruppe übertragene
Bau der Bahn von Hodeida über Menaha nach Sanaa wurde.
da noch außerhalb des Aufftandsgebiets liegend. fortgefeßt. Der
ftarke Stamm Vazat. der dem Scheikh Jdris unterfteht. unternahm
inzwifchen einen Angriff auf die türkifchen Truppen. erlitt jedoch
eine fchwere Niederlage. wobei der regierungstreue Scheikh Hadi
jene mit feinem ganzen Stamm unterftüßte. Hierauf wurde dem
türkifchen Zentralkomitee in Saloniki am 16.März vom Kriegs-
fchauplah in Yemen gemeldet: „Die Truppen gingen auf Efchehir.
Ebha (fomit in Afhr) und Hugzeile vor und trieben die Araber
überall iu die Flucht. Die Mafchinengewehre richteten unter ihnen
große Berheeruugen an. Sie verloren in den letzten zwei Gefechten
200 Mann. die türkifchen Truppen 40 Tote. Der Scheikh Yahia
foll auf englifches Gebiet geflohen fein. Die telegraphifche Ver-
bindung zwifchen Hodeida und Sanaa ift wiederhergeftellt.“ Erft
Ende März gingen die Expeditionstruppen in 2 Kolonnen von
Menaha durch das bergige Gelände von Nimjar in der Richtung
auf Sanaa vor. In der Gegend von Hadfchara unternahmen die
Araber mehrere erfolglofe Vorftöße. zogen hierauf in der Richtung
von Meabir und Beni-Mukabil ab und planten vergeblich. von
Schebam aus Menaha zu bedrohen; denn die türkifche Verbindun s-
linie Menaha-Hodeida blieb gefichert. Nach wiederholten Kämp en
hatte fich die türkifche Vorhut mit der bisher zernierten Befahung
des füdweftlich Sanaas gelegenen Poftens. Sina Pafcha. am Z. April
vereinigt und wurden die den Ort Benifchualb an der Straße nach
Sanaa belagernden Aufftändifchen zerftreut. Die übrigen Auf- -
ftändifäfen konzentrierten fich nunmehr in Beittirum. Meffadfchid
und Hasmie zwifchen Sinan Pafcha und Sanaa. eine andere Kolonne
zog nordweftlich auf Haddfche ab, Der .Imam Yahia befand fich in
Erdfchab nordweftlich von Sanaa. Am 4. April rückten die Truppen.
nachdem fie eine fefte Stellung der Aufftändifchen nach zweiftündigem
Kampfe genommen hatten. gegen Sanaa vor und wurden mit den
Streitkräften des Imam Yahia. die fie am Vormarfch zu hindern

verfuchten. in einen heftigen Kampf verwickelt, Die Aufftändifchen
leifteten noch in den Defileen weftlich Sanaas vergeblichen Wider-
ftand und zogen dann in die Wüfte ab. fo daß die türkifchen Truppen
am 6. April in Sanaa einrücken konnten. Der Aufftand gilt damit
als erlofchen. und daß eine türkifche Kolonne bei Ebha das von feiner
Befatzung erfolgreich gegen alle Angriffe verteidigt wurde. zu jener
Zeit in einen Hinterhalt fiel und 100 Tote verlor. fowie der noch
am 8. April in 6 Orten der Umgebung Sanaas geleiftete. vergebliche-
Widerftand. bei dem die Aufftc'indifchen mehrere hundert Tote ver-
loren. vermag daran nichts zu ändern. Nach den zahlreichen heftigen.
für die Aufftändifchen fehr verluftreichen Kämpfen ift nicht an-
zunehmen. daß fie den Widerftand. etwa fpäter aus der Wüfte
hervorbrechend. fortfetzen. fondern daß fie Aman verlangen. und
erhalten werden. Die türkifche Regierung ift bereits darauf bedacht.
nach der vollftändigen Unterdrückung des Aufftandes in Yemen
und Afhr an eine Neugeftaltung der Verwaltung diefer Gebiete
zu fchreiten. welche Bürgfchaften für eine durchgreifende Ver-
befferung der Lage der Bevölkerung und für die dauernde Erhaltung
normaler Zuftände bieten foll. Zu diefem Zweck wurde von der
Regierung in Konftantinopel eine Kommiffion berufen. die fich mit
der Feftftellung der in Yemen und in Afhr einzuführendeu Re-
formen befaffen foll, Ihr liegt bereits ein Entwurf vor. deffen Be-
ratung demnächft in Angriff genommen wird. Für ihn kommt
befonders auch die Behandlung des nordöftlich von Sanaa lie-
genden fchönen und fruchtbaren „Saadegebiets“ in Betracht. das.
wenn es auch fcheinbar zum Vilajet Yemen gehört. völlig unter
der Autorität des Scheikhs Seid Dahiani fteht. der von den Zeidis.
die das erwähnte Gebiet bewohnen. als Khalif anerkannt wird.
und. früher dem zweiten Imam des Gebiets. Yahia. feindlich
gegenüber ftehend und ihn noch 1908 bekämpfend. feinen Frieden
mit diefem zu machen genötigt war. Somit bietet fich der jungen
Türkei in Arabien die weite und fchwierige Aufgabe der endlichen.
fefteren Angliederung und gefteigerten Kultivierung des bisher
nur in lofem Zufammenhange mit dem Kern des osmanifchen
Reiches befindlichen gewaltigen Gebiets.
Der Höchftkommandierende. Jzzet Vafcha. meldete am
14. v. Mts. aus Sanaa. daß fich die über Mokha-Taiz dicht
nördlich des englifchen Schußgebiets Aden vormarfchierten 4 Ba-
taillone. die eine rechte Seitenkolonne der Hauptarmee darftellten.
und etwaigen Waffenfehmuggel über Aden verhüten follten. nach
unbedeutenden Gefechten in Sanaa mit der Hauptarmee vereinigten.
Die von Reuter verbreitete Eingeborenen-Namrimt von der Ber-
nichtung diefer Kolonne wird auch dadurch widerlegt. Außer diefer
Kolonne find 4 weitere Bataillone von H o d eid a mit den neu
befchafften Gebirgshaubitzen eingetroffen. Jzzet Bafcha fäubert

nunmehr die Umgegend von Sanaa. um dann in nordweftliäjer
Richtung ins Innere vorzubringen. Er nähert fich dadurch der
ArmeedesGroß-ScherifsvonMekka.dermit6000Mann
und 3000 Kameelen von Mekka. ge en Ebh a. die Hauptftadt
der von Seid Idris aufgewiegelten ?Provinz Afyr. vorgeht. Der
Groß-Scherif hat auf feinem Marfch von dem türken-freundlichen.
zentralarabifchen Herrfcher. Iben Refchid. Verftärkungen in Höhe
von 4000 Mann und 800 Kameelen erhalten. Weiterhin rücken
acht türkifche aktive Bataillone. die in verfchiedenen Hafenorten
von Afyr und Hedfchfchas ausgefchifft wurden. mit Gefchützen und
Mafchinengewehren an die Hauptmacht des Großfcherifs heran.
In zwei Wochen dürfte der Einzug in Ebha erfolgen.
Die Verlufte der Aufftändifchen in Sanaagebiet während des
erften Drittels des April werden auf 1500 Mann gefchäßt. während
die der türkifchen Truppen etwa ein Drittel diefer Zahl betrugen.
Über die Situation in Afyr. wo 'Said Idris Ebha bloäierte. wurde
außer den fich nicht beftätigenden Nachrichten von türkifchenSchlappen.
bis zum 13. April nichts weiteres bekannt. Am 14. April aber brach.
einer Konftantinopler Meldung vom 20. April zufolge. der Groß-
cherif von Mekka mit 9000 Mann in drei Kolonnen gegen Afyr
auf. Eine Kolonne von 30 Mann unter Scherif Haidar rückte gegen
Sabiha vor. Eine andere Kolonne von 1500 Mann wurde von dem
Abgeordneten von Mekka. dem Scherif Abdulah. befehligt. Das
Zentrum. beftehend aus 4500 Reitern. wurde vom Großfcherif
mit feinen drei Söhnen kommandiert und marfchierte gegen Said
Idris.
Zwei auf Konfida bafierte Bataillone der Hedfchasdivifion mit
4 Gebirgsgefchützen und 2 Mafchinengewehren unterftützten das
Zentrum. und man hoffte. Said Idris mit beiden Kolonnen zu
umfaffen und ihm einen vernichtenden Schlag beizubringen. Über-
dies verfügte der Großfcherif über ftarke Referven. In Anbetracht
der fortdauernden Erfolge der türkifchen Truppen in Yemen wird
in Konftantinopel an den amtlichen türkifchen Stellen wie in den
diplomatifchen Kreifen der Bewegung in Afyr und Yemen keine
befondere Bedeutung mehr für die gefamte innere Fuge des otto-
manifchen Reiches beigelegt. Die Beforgniffe. die von Manchem
infolge der Gleichzeitigkeit der Bewegung in Yemen und der Er-
eigniffe in Albanien geäußert wurden. erfäjeinen nunmehr entkräftet.
und die Behauptung. daß an zwei weit voneinander gelegenen
Punkten der Türkei in bedenklicher Weife an dem Beftande des neuen
Regimes gerüttxlt werde. hat die Berechtigung verloren. Die Auf-
ftändifchen in Yemen weichen vor den Truppen überall zurück
und haben die Widerftandskraft eingebüßt.

_-

Adolf Wilbrandt:
Cornelia
Fortfeßung.

..Prinzipiell und theoretifchl“ fiel Cornelia ihm ins Wort. ..Ihre alten Lieblingsworte. Wir brauchen hier heute beides nicht. Wir find ganz zufrieden. Laffen Sie uns nur. wie wir findl“

Wurzer ftand tiefbetroffen da; in jedem Ton diefer ihm fo be- kannten Stimme hörte er etwas. das ihm neu war und fremd. Er blickte von Cornelia auf Jakobi. und von dem wieder auf Cornelia. ..Wie wi r find “; er wiederholte langfam ihre letzten Worte. ..Sehr wohl. Zu Befehl. Ich will ja nicht ftörenl“ - Durch ein felbftgewiffes Lääfeln Jakobis gereizt fprach er dennoch weiter: ..Ich wollte mir nur erlauben. fo ganz nebenbei zu bemerken: etwas befonders Tiefes oder gar Ur- kräftiges kann ich in den gepriefenen Unharmonifchen nicht fehn; habe mich ganz vergebens bemüht, Habe nur gefunden. daß es die kr an k - h a ft M o d e r n e n find - die aus ihrer Unvollkommenheit eine Tu- gend und aus ihrer pathologifchen Befchaffenheit eine erlogene Gefund- heit machenl“

..Was ift Ihnen. Herr Doktor?“ fagte Cornelia. ebenfo gereizt wie er. ..Sie feheu dabei Herrn Jakobi fo merkwürdig an. Wollen Sie d en als ..krankhaft Modernen“ ä?“

Karl wehrte überlegen lächelnd ab: ..Bitte. bitte. laffen Sie. Sie fehn ja. daß ich Herrn Doktor Wurzer ruhig reden laffe.“

Wurzer verbeugte fich gegen Karl: ..Ich danke.“ Er wendete fich gegen Cornelia. fein gerötetes Geficht ward blaß: ..Aber Sie nichtl Sie find auf einmal - ich weiß nicht. wie - als wären meine Reden ein unerfreuliches. läftiges Geräufch. das Sie in einem - idyllifchen Frieden ftört. Warum. weiß ich nicht. Aber vor der Tatfache - natürlich _- zieh' ich mich zurück. Falle nicht mehr läftig. Auf Wiederfehn -» aller- feitsl“

Er hatte feinen Hut genommen und war mit ein paar feiner langen
Schritte aus der Tür.
..Herr Doktor -i" 'rief Cornelia nach der erften Verblüffung; es
war. als erwachte fie jeßt erft ganz. Wurzer war fchon hinaus. Sie
wollte auffpringen. ihm nach; irgendetwas lähmte fie. Sie warf einen
ungewiffeu Blick auf Jakobi; dann ftarrte fie iu die Luft.
..Was war dem Dr. Wurzer?" fagte Karl Jakobi fo hin. ..Jch ver-
ftehe nicht.“
..Jch auch nicht!" fagte Lettow.
Hinter der Glastür tauchte der Profeffor Herwarth auf; er kam.
wie er gegangen oder vielmehr gelaufen war. durch den Garten zurück,
Eine Hand über die Augen haltend fpähte er ins Zimmer hinein; dann
uickte er zufrieden; ..da find fie nocht" hörte man ihn durch das Glas.
Er öffnete die Tür. Cornelia ftand auf. ..Mein Vater." fagte fie. ihn
den Gäfteu vorftelleud. die fich auch erhoben.
Herwarth trat ein. hieß fie willkommen und fchüttelte ihnen die
Hand. ..Joh erkenne die Herren beide nach deu Zeitungsbildern."
Karl lächelte: ..Und ich Sie an dem Fräulein: der Blick." Er fah
auf feine Uhr. mit einer Art vou Seufzer: ..Und dabei ift leider uufere
Stunde reiuweg abgelaufen; ich kann Jhueu nur Guten Tag fagen und
Auf Wiederfehul"
Herwarth uickte: ..Auf Wiederfehn bei Jhueu. und dann. hoff'
ich. an einem fchöuen Abend hier l"
..Jch wüufche mir nichts befferes." erwiderte Karl und verneigte
fich. Er trat dann vor Cornelia. die ihm ihre Hand ftumm entgegen-
ftreckte; er nahm fie und hielt fie eine Weile. ..Guädiges Fräulein *- es
war meine befte Stunde in diefer Stadt."
Er ging zum Vorplaß hinaus. Auch Lettow nahm Abfchied; feinem
Oreftes uachbliäend fprach er mit feiner grauen Stimme: ..Nicht wahr.
dem geht viel im Kopf herum."
Mir nun auch! dachte Cornelia. Sie hatte nichts mehr erwidert;
fie mochte oder konnte nicht reden. Jhre Augen fchauteu in die Erde
hinein. '
Vater Herwarth ftand. ohne fich zu rühren - fie waren nun allein
- und beobachtete fein Kind. Nach einer Stille fing er fachte an:
..Merkwürdige Augen - diefer Jakobi - und ein intereffanter Kopf."
.. W i e . Vaterle?" murmelte Cornelia. ganz verträumt.
Sie hört nicht? dachte Herwarth.

Auf einmal ftand Wurzer wieder in der Tür; „Fräulein Cornelia!“
ftieß er etwas fchwer heraus, bewegt und wohl au>) zerknirfcht.
„Was gibt's?" fragte fie.
„Ich - ich war fchon weg; da bin ich wieder. Bitte um Vergebung.
Meine Heftigkeitl Was für ein Unfinn. zwifchen Ihnen und mir, Es
-» es überrumpelte mich. übermannte mich. Zum erftenmal. feit wir
uns kennen. In diefer Weife zum erftenmall“
Sie fah den Doktor an; fie fah aber wohl durch ihn hindurch; wenig-
ftens fchien es dem Vrofeffor fo. „Ach“ fagte fie. „das war ja nichts-
Ach das tut ja nichts.“
„Geben Sie mir die Hand, Fräulein Cornelia?"
„Alle beide. Da.“ Sie hielt fie mit einer Art von Lächeln hin.
„Danke danke!“ hau>]te erf alle beide drückend. „Auf Wiederfehnl“
Er war wieder draußen. Cornelia fchaute wieder den' Boden an.
Herwarth hatte beide beobachtet; nun ging fein Kopf langfam hin
und her. Was ift? dachte er. Was ift meinem Kind?
' '
*
Vierzehn Tage waren verftrichen; der Juni ging dem Ende zu.
Herwarth hatte diefen Nachmittag nach der Vorlefung lange mit feinen
Nofen geäugelt. ihren Duft genoffen. auch ihnen Gutes getan„ wie alle
Tage; nun faß er unter dem Baldachin. der fo angenehm vor der Sonne
fchiißte. im bequemften Lehnftuhl. und hörte die redfelige und wie immer
eifrige„ auch geberdenreiche Johanna an, Sie. fie allein hatte den Herrn
Obermedizinalrat. den Hausarzt gefprochen; während des Kollegs war
er dagewefen. Sie ftand vor ihrem Vrofeffor und fchüttelte denKopß
wie fie ihn vor dem anderen gefchüttelt hatte: „Nee, Herr Obermedizinal-
rat. fagte ich d a s is nicht dran fchuldl"
„Wann war der alte Herr hier?“ fragte Herwarth.
„Na. es is wohl 'ne gute Stunde her. Sie waren noch nj>)t lange
fort.“
„Aber Cornelia fchon lange."
„Ja Jawohl.“
„A n g e g r i f f e n „ meint er. fähe Cornelia aus?“
Johanna dachte gewiffenhaft und ausdrucksvoll nach; dann entfchloß
fie fich und antwortete: „Ich glaub'. Herr Vrofeffor. er fagte: an-
gegriffen. So wär' fie ihm vorgekommen. geftern auf der Straße Und
er drückte fich den Stock gegen's Kinn, das tut er ja gern. und fagte: Hat i

CanaÃ¼
WeftfÃ¤lifche MÃ¼hle
F. o.

wohl zu viel ftudiertl oder zu viel gelebt! - Aber g a r nich t f hab' ich
geantwortetx und hab' lächeln miiffen. Herr Obermedizinalrat, da täu-
fchen Sie fich! Diefe ganze Zeit- feit die Weltumfegler hier find- zwei
Wochen ift unfer Fräulein gerade befonders viel in der Luft gewefen!
hab' ich ihm gefagt. Hat mit den Herren geradelty gerudert, gefegelt;
auch geritten find fie. Neef zu viel ftudiert hat fie nichtl Davon kommt
daS nicht!“
„Jar wovon kommt es denn?“ fagte Herwarth- mit den Brauen
zuckend. „Der alte Herr hat ja recht." Er tippte auf fein rechtes Auge:
„Tiefe Augen hat fie. Keine gute Farbe.“
Johanna zuckte gleichfalls mit den Brauen; fie ahmte oft ihrem
Vrofeffor nach- ohne daß fie'Z wußte. „Sehn Sie -- ich denk' manch-
mal -"
„Nah was denken Sie fchon wieder? -- Nur heraus damit.“
„Sehn Sieh Herr Vrofeffor: diefer berühmte Mann- der Karl
Jakobi. Jn Afien haben fie ja fo viele fonderbare Krankheiten. Viel-
leicht hat er eine davon mitgebracht und unfer Fräulein damit an-
gefteckt!"
Herwarth ftand auf; fein Gefiekt blieb ernft, „Johanna, diefe Ver-
mutung gehört zu Jhren beften; ift ein echter Johanna Rathfack."
„Sie glauben nichh daß das möglich ift?"
„Dem Mann fprißt ja die Gefundheit aus* allen Voren. Sie und ich
z u f a m m e n find ja nicht fo gefund!"
„Er guckt einen aber fo - fo merkwürdig an, Herr Vrofeffor, Stellt
fich hin und fagt nichtT und guckt einen durch und durch - alZ kämen
feine Augen hinten wieder raus. Neulich hätt' ich mich doch beinah um-
gedreht -“ fie tat es jeßt - „als wären nun feine Augen oder was da
hinten. - Das mag ich g a r n i ch t f Herr Vrofeffor."
„Und darum- glauben Sie, ift er nicht gefund?“
Etwas kleinlaut zuckte Johanna mit den Achfeln: „Jar gefund mag
er ja doch wohl fein. Abery Herr Vrofeffor - nehmen Sie? nicht übel
- ich mag ihn nichtl"
Herwarth lachte herzhaft, „Das geht Jhnen wohl ö f t e r fo!"
Aus dem Haufe kam die „AngegriffeneC die vom Vater fchon heim-
lich erfehnte Cornelia; bei dem warmen! fonnigen Wetter war fie nach
ihrer Luft fo leicht wie möglich gekleidet, frei an Hals und Armen; wie
gut es ihr ftehtl fuhr durch den verliebten Vater hin. Sie ging zwifchen
Wurzer und Lettowl den Hut noch auf dem Kopf; blaßl aber in heiter-

fter Stimmung. fchien es; Herwarths Aug' und Ohr glaubten freilich
eine künftliche oder doch uervöfe Uebertreibung zu verfpüren. ..Guten
Abend. Vaterlel“ rief fie fchon von weitem. ..Da find wir wieder!“ Sie
kam näher und winkte mit der Hand wie mit einer Fahne: ..Der Ein-
fiedler in der ..uärrifchen Villa“ läßt dich herzlich grüßenl“
..Mich auch?“ fragte Johanna.
..Nein. alte Hanne. Sie nicht.“
..Muß ich alfo weinen gehn.“ Johanna ging zum Haus zurück. Ein
leßtes Wort mußte fie aber doch noch fagen. fie brummte es vor fich hin:
..Nee. dies Durchunddurchgucken. das mag ich nicht!“
..Alfo ihr wart endlich bei ihm in der Villa." fagte Herwarth. nach-
dem er die Herren begrüßt hatte.
..Ja. es ift komifch.“ verfeßte Wurzer. Der Gute hatte. fein eifer-
füchtiges Herz wie ein Vögelchen in der gefchloffenen Hand. diefe
beiden Wochen tapfer miterlebt. ..Jeden Tag wollten wir hin; immer
kam was anderes.“
Cornelia warf ihren Hut auf den runden Tifch unter dem Zeltdach.
ftrich fich die aufgeregten Locken zurück. ..Eine unternehmende. ruhe-
lofe. gefüllte - eine fchöne Zeitl“
..Vielleicht etwas zu ruhelos.“ murmelte Herwarth. - ..Und die
Villa? Jft fie wild genug?“
Lettow lächelte: ..Selbft für die lebhafte Phantafie Jhrer Tochter;
und das will was heißen.“
Cornelia warf fich auf einen Seffel: ..Ein T r a um. Vaterle! Ich
dachte einmal: ich bin auf dem M a r s l Aber nein. da ift wohl zu viel
Kultur. Hier in der Villa darf die alte Natur fo ganz tun. was fie
will; das beraufcht fo. weißt du. Der alte bemoofte Pavillon. beinah
auch fchon wieder Natur geworden. fo mitten in der himmlifchen Wild-
nis drin. Die Tür ftand offen; man fah das Bett. Ein ueugieriges
Eichkäßchen war hiueiugefprungen. hockte auf dem Bett. als wär' es fein.
Als wir aber näher kamen. hufchl mit ein paar prachtvollen Sprüngen
war es heraus und auf einem Baum. Und eine Nachtigall fing au zu
fingen; fo früh am Tag. Und die Häher fchuarrten. Und das hohe Gras
wiegte fich in dem leifeu Wind. Da fo zu wohnen. Vaterle. Jn dem
Traum zu fchlafeu. Das ift Poefiel“
..Du greifft dir aber an den Kopf.“ verfetzte Herwarth. ftand auf
und trat vor fie hin. ..Und wie fieht mein Mädel aus? So. daß fie
mir gar nicht gefällt.“

..Jch gefall' dir nicht? - Ach. mir ift fo gut. Nur - ein dummes
Kopfweh hab' ich -"
Er zog fie iu feiner Unruhe vom Stuhl empor. ..Das feh' ich ja.
Die gefpannte Stirn." Er fchüttelte fie ein wenig au den Armen:
..Mädel du!"
..Liebes Vaterle." Cornelie lehnte fich an ihn. weich und träume-
rifch.
..Kopfwehl W o h e r denn das?"
..Ja. das frag' ich au ch. Woher? Jch verfteh* es nicht. So luft-
fromm wie wir jeßtgelebt haben - gar nicht zu verftehnl - Jch möcht'
mich eine Weile aufs Bett legen. weißt du -"
..Kind _1"
Sie ftreichelte ihn leife: ..Nichts befonderes. mein Vaterle. Ju einer
Stunde. einer halben Stunde ift es wieder vorbei!" - Ju Gedanken
verfinkend. ohne daß fie's wußte. fing fie an zu murmelu: ..Man muß
nur - - Jch will nur - -"
Auf einmal. auch unbewußt. lehnte fie fich mit einer gewiffen Heftig-
keit au Herwarth. als flö g e fie zu ihm. Sie fchlang einen Arm um
feinen Hals. wie fich feftzuhalten. ..Vaterlel" ftieß fie toulos heraus.
Verwundert. faft beklommen neigte Herwarth fich gegen ihre glü-
hende Wange uud fragte: ..Was ift?"
„Was ift?" wiederholte fie.
„Wovor fliehft du denn?" warf er halb lächelnd hin und fchüttelte
fie leife,
Es war. als erweckte das Schütteln fie. ..Ja. ja. - Ja. ja. - Ach.
die Herren wundern fich wohl. wie verzogen ich auf mein Vaterle bin.
Jch uiuß mich wohl fchämeu. Zweiundzwanzig Jahre] - - Eine halbe
Stunde ruhn. Dann ift's wieder gut." Sie ftrahlte heiter: ..Morgen
wieder gefund und ..luftik"l"
Cornelia ging laugfam ins Haus zurück; alle faheu ihr nach. ..Jch
hoffe." fagte Lettow. feine ftillen Gedanken unterdrückend. ..das Fräu-
lein ift fchnell wieder hoch. Wenn man fo frifch und voll Leben ift -
wir ftauuen immer -"
Ju Herwarth rührte fich der Vaterftolz: ..Ja. in der ift wohl Leben
genug!"
Lettow feßte feinen Hut wieder auf: ..Jch empfehle mich für heut.
Herr Profeffor; wollte nur das Fräulein mit nach Haufe bringen. Der

Abend neulich hier im Garten, war fo wunderfchön; Jakobi und ich, wir
fprechen noch jeden Tag davon.“
„Jch denkey wir wiederholen ihn noch."
„Falls wir noch einige Tage bleiben. wie gern!“
Lettow nahm Abfchied und ging. „Jch follte nun ja auch - -“.
fagte Wurzen griff zu feinem Hut, blieb dann aber ftehn. „Jndeffen -
Herr Vrofeffor - erlauben Sie eine Frage. Haben Sie noch ein paar
Minuten Zeit?“
„Für meinen alten Famulus immer. Was haben Sie da hinter
diefem ernften -“ er lächelte - „bedeutendem fchwerbeladenen Ge-
ficht?"
Wurzer tat einen tiefen Atemzug. „Möchten Sie mir's nicht ungut
nehmen„ lieber Herr Vrofeffor; und nicht mißverftehn; mir erfcheint es
wie eine Gewiffenspflichtl Jch fühle mich Jhrem Haus fo angehängt;
wenigftens anhänglich , . . Der ift nun alfo vierzehn Tage hier; das
heißt, fo lange kennen Sie ihn, Sie und - Fräulein Cornelia. Und
ich. der ich immer mit dabei war -" er warf rafch und leifer hin: „ich
dachte. es ift gut - ich hab' ihn nun auch natürlich beffer kennen ge-
lernt. Jhn und diefen Lettow„ den er feinen Vhlades nennt; den ich
feinen Schatten und feinen Helfershelfer nenne. Jch hab' aber auch
herumgehorcht ; - ich dachte; es ift gut. Und da hab' ich denn
Blicke in feine Vfhche getan - Blicke - - lieber Herr Vrofefforl"
„Sie atmen ja förmlim fchwer. Nur frifch. frei heraus!"
„Cs ift ein zu gefährlicher Menfch. Herr Vrofeffor. Schlimmer als
ich ahnte! Seine Frau, die fchon einmal geiftesgeftört war. dann ge-
nefen ift„ aber immer fchwerfinnig. nervenkrank - durch ihn ge-
w o r d e n . fagt man. da er ihr beftiindig untreu ift . . . Nämlich dem
anderen Gefchlecht fo zugetan - immer neue Abenteuer - oder Leiden-
fchaften - - Verzeihen Sief ich erzähle konfus. Seine Art zu leben
ginge mich ja auch fonft nichts an; aber die - Ruchlofigkeitf
durch die er feine Opfer gewinnt -"
„Ruchlofigkeit?“
' „Herr Vrofeffon es find die beften Quellen, die wahrheitsliebendften
Menfchen . . . Jch hab' von Jhnen Kritik üben, wiffenfchaftlich zweifeln
gelernt; aber hier verftummen Zweifel und Kritik l“ - Er wiederholte:
„Seine Opfer gewinnt. Wohl nicht alle „ felbftverftändlich; aber viele
fängt er fo. Er redet ihnen vor - daß er beredt ift. das wiffen Sie -
redet ihnen vor. er heirate fie, fobald fie fein geworden find. Aber find

fie das - in gutem Glauben - und durch feine „Romantik“. feine Künfte
verführt - dann gerät er außer fich: die Frau. feine Frau. die fchon in
die Scheidung eingewilligt hatte. ift wieder rabiat geworden. will nicht.
weigert fich! - Manche meinen fogar. die ganze Frau fei von ihm er-
funden; aber nein. ich weiß jetzt gewiß. fie lebt. Irgendwo. halbver-
fchollen. elend. Alles andere - fei Lüge. fagt man. Mörderifche Lüge!“
Herwarth. der wieder gefeffen hatte. ftand erfchüttert auf; es iiber-
lief ihn. Seine Cornelia . . . „Omi“ machte er. fich faffend. ..Alfo fo
ein Menfch, - Ich habe keinen Grund. an Ihren Gefchichten zu
zweifeln; denn _- wenigftens daß er unwahr ift. hab' ich auch
gehört. So will er des Präfidenten Roofevelt Freund fein und er
kennt ihn kaum . . . Ich verftehe. warum es Sie drängt. mir das zu
erzählen; - und feien Sie ruhig. ich mißverftehe Sie nicht. Sein
Verkehr mit meiner Tochter - fo - fo eifrig - es ging mir fchon
im Kopf herum. Nur weil Sie mit dabei waren. ließ ich es gehn.
Heiliger Gott! Ift das aber f o ein Menfch. dann -“
..Wenn ich Ihnen meine Gewährsmänner nenne. dann glauben Sie
es gewiß!“
..Ia. die follen Sie mir nennen. Wurzer. - Ich bin tief er-
fchrocken -“
..Ein fo vollendeter .Heuchleri Ein fo abgefeimter. ausgelernter
Komödiantl“
Herwarth lächelte einen Augenblick: ..Ach mein lieber theoretifcher
Wurzer. fo fchulmäßig. fo „gelernt“. gemacht find ja diefe weltklugen
' Fälfcher nicht. Jeder hat einen echten Grund. etwas Angeborenes; der
eine feinen Humor. der andere feine Gemütlichkeit. der dritte fein
fchwärmerifch Dunkles. feine „Romantik“. wie Sie fagenc- das ift
Kär* l Iako bis Fall. Allmählich. wenn fie weltklug werden. dann
entdecken fie: das ift meine Waffe! Und nun bildet jeder feine an-
geborene Gabe fich zum Nahen aus. macht fich aus diefer .Haut ein Kleid.
das er anlegen und ablegen kann. wie's ihm gerade taugt; es täufcht fo
gut. es fchillert fo echt. denn es ift doch immer noch ein Stück von ihm.
Die große Waffe im Dafeinskampf!“
Wurzer. der fechsundzwanzigjährige. fchüttelte fich. ..Pfui. eine ge-
meine Welt.“
..Ia. wer fich nicht vorfieht. den zerreißen die Sirenen! - - c"ch
gehe alfo noch mit Ihnen. Sie fageu mir. von wem Sie's wiffen. und
wie. Diefe himmlifchen langen Juni-Abende - da treibt mich's durch

die Straßen.“ Er nahm feinen Hut und *rief Johanna. die eben in
der Gartentür des .Haufes erfchien.
..Herr Profeffor?" antwortete fie. und kam gelaufen.
..Wenn meine Tochter wiederkommt - fie ift in ihrem Schlaf-
zimmer - fo jagen Sie ihr. ich bin fortgegangen. aber bald wieder
hier.“
..Sehr wohl. Herr Profeffor."
Johanna lief ins Haus zurück. ..Alfo Sie Rabe. kommen Sie!"
fagte Herwarth und hängte fich in Wurzers Arm. Sie gingen der
alten Hanne nach.
* I
'
Cornelia kam die Treppe wieder herunter. in ihrem Zimmer hielt
fie es doch nicht aus; die Ruhelofigkeit in ihr war zu groß. Sie hatte
ein weißes Tuch feft um den Kopf gebunden. das tat ihr fchon wohl;
und ihr tat doch auch wunderlich wohl. was fich ihr alles fo unwider-
fprechbar befeligend im Herzen rührte . . . Unten hörte fie Schritte.
Stimmen. fie erkannte fie; der Vater ging mit Doktor Wurzer fort.
hinter ihnen fiel die Haustür zu. Allein] dachte fie. O wie gut] Sie
trat ins Gartenzimmer. fie fchloß die Augen; nun fah fie wieder den
Pavillon. in dem Karl Jakobi wohnte. und die herrliche Wildnis. Es
fchien ihr. als gehöre fie mit dazu. Das Eichkäßchen im Vavillonl Wie
füßl Und wie märchenhaftl Ach ja. ging ihr durch den Sinn. wer
auch einmal fo hineinfchlüpfen könnte - und ein wenig gucken.
horchen - und hufch wieder auf dem Baum]
Sie nahm endlich das Tuch vom Kopf. warf es auf den Tifch. Es
trieb fie zum Flügel. eines ihrer Lieblingslieder. das Goethefche Veilchen
von Mozart. erklang wie leifes Geläut in ihr. ..Eigentlich fchrecklich
fentimentall" fprach fie vor fich hin. ..Aus einem ganz. ganz andern
Jahrhundert!“ Sie feßte fich aber doch. fpielte und fang. mit fchwer-
mütig leifer Stimme:
..Ach denkt das Veilchen. wär' ich nur
Die fchönfte Blume der Natur.
Ach nur ein kleines Weilchen.
Bis mich das Liebchen abgepflüekt
Und an dem Bnfen matt gedrückt!
Ach nur. ach nur
Ein Viertelftündchen langt“

Jndem fie fangt öffnete fich leife die Tür; Karl Jakobi trat ein.
Sie fah und hörte ihn nicht, Von einer wonnigen Wehmut erfüllt fang
fie weiter:
„Achl aber ach! Das Mädchen kam
Und nicht in Acht das Veilchen nahm
Ertrat das arme Veilchen.
Es fank -"
Sie hörte ein halberfticktes Räufpern, erfchrak und fuhr auf. „Wer
ift da? Wer ift da?“ - Jeßt fah fie ihn; er ftand noch nahe bei der
Tür und lächelte. „Sie find's!"
„Ja" erwiderte er; „verzeihen Sie. - So erfchrockenl - Jhre
Johanna läßt Jhnen fagen, Jhr Vater ift fortt wird bald wieder-
kommen. - Hab ich Sie f o f ehr erfchreckt?"
„Wie find Sie denn auf einmal hier?“ Sie runzelte unwillkürlich
die ftolzen Brauen.
„Etwas - etwas Unüberwindliches hat mich hergezogen; die
Menfchen nennen es Sehnfucht. Als Sie aus meiner Villa fort waren
-- und diefe Nachtigall fo unfinnig fang - ich hielt's nicht aus] Auf
einmal ftand ich dann auf der Straße an Jhrer Ecke; ich fah Jhren
Vater und den Doktor Wurzer fortgehen - fie fahen mich nicht. Bin
ins Haus getreten. Hab' Jhrer Johanna gefagt, daß ich mit einer
wichtigen Nachricht komme die Sie fchon erwarten. Da ließ fie mich
ohne weiteres ein . . . Ach Fräulein Cornelia! Wie ift mir ums
Herz. Nun fehe ich Sie bald nicht mehr. Meine Zeit ift um.
Nächftens, allernächftens fort!"
Cornelia ftand noch am Klavier. bisher regungslos; die leßten
Worte trafen fie fo hart, ihr war faft- als müßte fie umfallen. Sie
lehnte fich an den Flügel an; fo ftand fie doch feft. „Allernächftensl"
wiederholte fie. Nur das eine Wort brachte fie heraus,
„Ja," fagte er. „So ift's."
„Warum -?"
„Fräulein Cornelia- Sie wiffen ja. Meine Zeit -“
„Jft um." - Sie fammelte und feßte fich; erfuchte ihn ftumm„
fich auch zu feßen. Mit möglichft fefter, faft harter Stimme fprach fie
dann weiter: „Sie werden fich wundern, wie - verträumt ich bin.
Wie fonderbar ich bin. Jch höre das fo ruhig mit an, daß Sie
von Sehnfucht fprechen. Daß Sie unfrer Johanna was vormachen.

Daß Sie auf der Straße - - Was Sie wohl von mir halten?
denken?"
„Daß Sie das beiter unfchuldigfte herrlichfte Mädchen find, das
ich rund um die Erde gefehen hab'l"
„Ach?“ fagte fie mit einem frhwaohen Lächeln. „So herrlich bin
ich? - - Verzeihen Sie* mein Kopf ift nicht gut - meine Gedanken
find fo - - ich berftehe wohl den Sinn der Worte nicht reiht. -
Darum möcht' ich bitten -“
„Nein- nein!" rief er und fchüttelte die Hand und den Arm.
„Warum fagen Sie denn fchon Nein?" -
„Sie wollen mich bitten, fortzugehen. Hören Sie drei Worte!
Wir find nie allein. Auf einmal reißt mich mein Schickfal wegx und
wir wiffen nichß wer wir find- und wir kennen uns nicht!"
„Drei Worte! - - Nun- fo fagen Sie."
„Gefiern zum erftenmal - als wir in zwei Booten auf dem Waffer
fuhren - da fah ich endlich nur Ihr (Hein-hh nur in Ihre Augen.
Da hab' ich Ihnen von meinem Schickfal erzählt - bis die andern
kamen. Diefe Frau , . . Meine unglückfelige Frau] an die Sie mich
immer wieder erinnert haben; das ift auch kein Wunder. Es war fo
viel Holdes in ihry fo viel Liebreizendes. Erft die furchtbare Krankheit,
die hat's zerftört; ihr Geift ift wieder klarf aber ihre feelifche Blüte
ift fort. Wie ihr eigner Schatten - faft follt' ich fagen: wie ihre
Karikatur -* lebt fie da im Gebirge, allein- in gewollter Einfamkeit,
Aber als wäre ein Dämon in ihr: freigeben- loslaffen will fie mia!)
doch nicht! Und fo muß ich denn- fo jung wie ich bin - eben zweinnd-
dreißig - als vermählter Witwer durchs Leben gehn; allein
und gekettetr frei und ohne Wahl] »- Das lähmt mich fo, Darum
werd' ich nichts . . .“
„Oo wie können Sie nur fo reden/ fiel Cornelia ihm ins Wort,
in Mitleid vergehend. „Sie nichts werden *- Sie!“
Er ftreckte die beiden Arme aus, fo ftarkl fo leidenfckmftlich, daß
fie zufammenfuhr: „Wenn man fo hohe Ziele hat] Wenn man fo
goldene Träume hat] Und dabei von Kraft und Leben und Luft ge-
fchwelltl - O Gott- wenn ich mit einem gleichgeftimmtem gleich-
begabten Menfihen - verzeihen Sie, Fräulein Cornelia: wenn ich mit
einem fo herrlichem gefunden, freien- edlen Wefen wie Sie leben,
werden könnte!“ - Cornelia erzitterte. Ein rafcher Blick flog zu ihm

hinüber; dann überfchauerte es fie. Sie ftarrte vor fich hin. ..Fräulein
Cornelial" fuhr er fort; er hatte das alles gefeheu. ..Mau hat Jhuen
aber vielleicht - Unfreuudliches. Abfchreckeudes über mich erzählt --"
..Wiefo?" - Sie blickte flüchtig auf. - ..Abfchreckeudes? -* Nein."
..Jch dachte. Und wenn's noch nicht war. fo kann es jede Stunde
gefcheheu; von folchen Pfeilen find ja alle Köcher voll. Jch laffe fie
fliegen. wie der ..wackere Schwabe“ in Uhlands Gedicht. uud gehe wie
der ..meines Weges Schritt vor Schritt". Aber Sie. Sie - vor
Jhuen will ich ganz fo fein. wie ich bin. Die Laft. die ich hier auf
dem Herzen habe - - Jhuen will ich alles geftehenl"
Cornelia erbebte wieder. Sie warf einen bangen Blick auf ihn:
..Geftehu -"
..Ja. es ift eine Art von Schuld; ich betracht' es als Schuld! - Jch
hab' heißes Blut; die inneren Feuerftröme. von denen ich Jhuen einmal
fagte; und die ewige Menfcheufehufucht nach Glück! Nicht erft in
diefen Wochen hier *-- meinem neuen Frühling. meiner zweiten Jugend.
meiner allerfchönfteu Zeit - nein. fchon einmal ift es wie eine Flamme
von oben über mich gekommen. Auch ein edles. holdes Gefchöpf. Auch
ein deutfches Mädchen. Und grade damals durfte ich hoffen. meine
Frau wird in die Scheidung willigen; fie fchieu dazu geneigt - oder
war es auch. Jch warb um die andere. die iäj liebte. ' Sie gab mir ihr
Herz - und dann - >- gab mir a l l e s. Darauf - o wie grauenhaft!
Mir wird wieder todeselend. wenn ich daran denke. Darauf. als die
Frau da hinten im Gebirge von diefem. meinem Schickfal hört. als ich
ihr meinen Wuufch aus Herz lege. um die Scheidung bitte - der
Dämon bäumt wieder auf iu ihr. Nein! Um keinen Preis! Niemals!
- Jch fahre hin; vergebens. ..Du bift mein und du bleibft es auch!"
- Wie ein Gefcheiterter. Zerbrocheuer. Vernichteter komme ich zu der
andern zurück. Die glaubt fich von mir verraten. verwünfcht mich.
raft in wilder Leideufchaft - dahin ueigte fie - verläßt mich über
Nacht. ohne Abfchied. Jft übers Meer gegangen. ich weiß nicht wohin.
Verfchollen. Nie vou ihr gehört."
Er ftand auf. Er ging laugfam durchs Zimmer hin. Cornelias
Augen folgten ihm mit ftarrem. fich allmählich feuchteudem Blick; fie
rührte fich fonft nicht.
Er blieb wieder ftehn. ftand nun Aug' in Aug' mit ihr; es war ihr
wieder. als fpräche aus dem tiefen. rührendeu Blick der fchöuen Augen
feine wunderbar weiche Stimme mit. ..Das ift's." warf er dann mit

einer Gebärde hin. „Das liegt nun wie ein Fluch auf mir. Wenn
ich einmal freier atme. fröhlich oder hoffend in die Sonne fchaue. fo
rührt mich etwas hinten an der Schulter an. wie eine gefpenftifche
Knochenhand. Jch bin der wagemutigfte Menfch und kann nichts mehr
wagen. Jch bin wie zum Hoffen geboren und darf nichts mehr hoffen.
Hab' fonft ein fo reines Gewiffen und gehe wie ein Verbrecher in der
Welt herum. - Das. das lähmt, Das ift's.“
Er lehnte fich ans Klavier. Cornelia ftand nun auf, da er fo
regungslos erftarrte; ein unausfprechliches Mitleid trieb fie hin und
her. zur Gartentür, die fie öffnete; wie um frifche Luft in die Bruft
zu fangen; zur Speifezimmertiir. von der fie auf ihn zurückblickte wie
auf den tiefften Jammer der Welt. So hatte fie noch nie. noch nie
das Leid eines Menfchen mitgefühlt, So hatte fie fich noch nie ge-
fehnt: beizuftehenl zu helfen] - Es zog fie endlich unwiderftehlich. zu
ihm; er regte fich noch immer nicht. Sie fah ihm eine Weile ftumm
in die Augen. Mit ihrem weichften Ton fing fie an zu fprechen: „Ach
wie gern fagte ich Jhnen etwas Gutes. Jrgend einen Troft.“
„Es gibt wohl keinem“ murmelte er.
„Gibt es wirklich keinen? - Wenn ich Jhnen nun fagte -"
Die Lippen brachten es noch nicht heraus. fie fchloffen fich jung-
fräulich.
„Was denn?“
„Warum foll ich's nicht? - Jch hab fo grenzenlofes Mitleid mit
Jhnen. - Jch hab Sie fo lieb. - Jch liebe Sie.“
„Cornelial" rief er. Cr ftand und ftarrte. als faßte er es
noch nicht.
„Jch hab noch nie einen andern als meinen Vater geliebt. Nun
ift es aber -- wie fagten Sie - wie eine Flamme von oben iiber mich
gekommen.“ Sie legte fich die rechte Hand auf die Stirn. auf die
Bruft; als wäre ihr traumhaft feierlich zumut. „Aber gehn Sie jeßtl
eh mein Vater kommt."
„Cornelial" rief er wieder. Er griff nach ihren Händen. wollte
fie an fich ziehn.
„Reim“ fagte fie; weich und-mild bittend; „rühren Sie mich nicht
an] - Was foll nun werden? Jch weiß es nicht. Laffen Sie mich's
in Ruhe - o Gottl „in R u h e"l - laffen Sie mich's„ fo gut ich kann.
ftill mit mir bedenken. So wie die andre; die verfchollene. fo werd'

ich's nicht machen; weder fo noch fo. Aber - ich weiß noch nicht. Ich' begreif's noch nicht! Drum feien Sie gut. gehn Sie fort!“
Karl fah ihr noch einmal tief. forfchend in das verklärte Geficht; er fah fo feierlichen Crnft darin; er entfchloß fich. zu gehen. Sick) vor ihr verneigend. erwiderte er: ..Ich tue. was Sie wollen. - Cornelia! So war mir noch nie! ..Das Leben ein Traum“ - fo war's noch nie. Ich noch nie fo gerührt! und noch nie fo glücklich! - Alfo gute Nacht.“ Er lächelte entfagend: ..Wie ein guter Knabe.“
..Defto mehr geliebt! - - O gehen Sie. Gehen Sie.“
„Bis auf Wiederfehnl“
Cr ging; er grüßte noch von der Tür zurück. Als fie allein war. bedeckte fie ihr gliihendes Geficht mit den kalten Händen.
*k *
1K
Am nächften Tag dämmerte der Abend. Cornelia irrte im .Haus umher. hinauf und hinunter; fie hatte noch einmal den Briefkaften geöffnet. wieder nichts gefunden. Was war mit Karl Iakobi ge- fchehen? Warum kam nichts von ihm? Nur am Morgen hatte auf ihrem Frühftücksplaß ein Kärtchen gelegen. mit fünf leeren Worten: „Verhindert. wohl den ganzen Tag.“ Was verhinderte ihn? - Hab' ich ihm geftern abend zu viel gejagt? dachte fie. wieder auf der Treppe ftehend. auf dem Weg zu ihrem einfamen Zimmer. Hat's ihn hinter- drein befremdet oder abgeftoßen? - Ach. fchalt fie fich. ich bin verrückt. Seine Erfchütterung. feine Rührung geftern. feine Selig keit. Wie kann ich denn zweifeln? Macht das Lieben denn fo verrückt? - Vaterle! * Dein Kind. Was haft du für ein Kind! - Es zog fie zum Zimmer des Vaters hin. der war nicht zu Haus; irgend eine unbeftimmte Sehn- fucht zog fie *- oder auch nur der Aberglaube. die leßte Hoffnung: vielleicht find' ich dort etwas! Sie ftieg wieder hinunter und trat in Herwarths geliebtes Arbeitszimmer ein. Wie oft machte fie fich dort etwas zu fchaffen. nur um den teuerften Menfchen einen Augen- blick in feinem Lehnftuhl. am Schreibtifch zu fehen; oder. wenn er fort war. wenigftens feinen Raum zu fehen. mit feinen Büchergeftellen und Bildern zu liebäugeln. die Infchriften auf den vielen Fächern und Schubladen zu lefen: ..Römifche Verfaffungsgefchichte“. ..Die Kaifer- zeit“. „Athen“. ..Sokrates und Plato“. ..Neuere Philofophie“. Sie war das richtige Profefforskind und war ftolz darauf. Ihr war das alles fo vertraut. wie wenn fie durch die Straßen ihrer Vaterftadt ging . . .

Vor dem mit Papieren bedeckten Schreibtifch ftehend. nach einem flüchtigen Blick. fchüttelte fie den Kopf. Nein. auch hier kein Brief. keine Karte von Karl] Cr fchrieb nicht! - Nur ein Zettel lag da mit Herwarths Schrift; fie fah näher hin; ..für Cornelia“ ftand darauf. Sie las: ..Jch bin zum alten Obermedizinalrat gegangen; komme wohl nicht zum Abendeffen; bin aber bald nach neun zurück." Ach. dachte fie. plötzlich gerührt - ihr Herz war fo weich. irrte hin und her wie fie felbft - und fie küßte den Zettel; ach. wie viele folche Blättchen hat er mir in diefen Jahren gefchrieben! Alle aufgehoben. Wie fchön. ach wie wunderfchön waren diefe Jahre] - Und jeßt? - Wenn der andere nun kommen wird? - Sie fuhr bei dem Gedanken zufammen; als würde die Tür nun aufgehen und er träte ein. Ob das auch andere haben. dachte fie. wenn fie lieben müffen? Sehnfucht und Furcht zugleich? Oder Furcht und Sehnfucht? - Sie breitete die Arme aus. nach dem Geliebten; ..Karl Jakobil" hauchte fie in die Luft. es war fo füß. feinen Ruinen zu hören. Dann tat ihr auf einmal das Herz wieder weh. daß fich ihr Geficht verzog; o Vaterlel Baterlei fprach etwas in ihr.

Jeßt ging fie wirklich auf. die Tür; und wieder fuhr fie zu-fammen. Aber nein. Karl war's nicht. Johanna trat ein. vom Vorplatz her. ein Briefchen in der Hand. ..Aha. h i e rl“ fagte fie. ..Jch hab' Sie gefucht, Das hat nämlich eben ein Dienftmann gebracht."

Sie warf einen mißtrauifchen. argwöhnifchen Blick auf das Briefchen: ..Jch k e n n' ja doch die große Schrift? Jft das nicht von d e m?"

Cornelia nahm es. ihr Geficht beherrfchend. ..Von wem?“

..Von dem Weltumfegler?"

..Das wird fich ja zeigen. Bitte. laffen Sie mich jeßt . . .“

Johanna murrte etwas und ging. Cornelia hatte fchon gefehen: von ihm] Sie riß das Billet auf und las: ..Jch irre in den Straßen umher. Unter einer Laterne fchreib' ich dies. Jch muß Sie noch fehenl Ja. das Schickfal treibt mich fort; aber ich hab' Jhnen Wichtiges. Wichtigftes zu fagen. Wenn's heute Abend noch möglich wäre] Jft es möglich. fo brauchten Sie nur ein Licht anzuzünden und für eine Minute auf der Straßenfeite an ein Fenfter zu ftellen. Jch hoffe] Es hängt die ganze Zukunft dranl"

Cornelia erzitterte. Sie fchob das Briefchen in ihr Kleid. am Bufen; fie ftarrte vor fich hin. dann aufs Fenfter. Herwarths Arbeits-

zimmer lag an der Straße; ein Leuchter ftand auf dem Schreibtifch; Feuerzeug daneben. Muß ih das tun? dachte fie; ihr Kopf gab aber fchon die Antwort: er nickte. „Die ganze Zukunft?“ Seine, ihre Zn- kunft? - Sie zündete die Kerze an, ftellte den Leuchter ans Fenfter; fah auf die dunkelnde Straße hinaus; fchrägüber; an der Ecke. ja; dort fah fie den geliebten, gefürhteten Menfhen ftehn. Jhr war, als fun- kelten feine fhwarzen Augen zu ihr ins Zimmer herein , . . Sie zählte hundert; dann trug fie den Leuchter zum Tifch zurück. Jeßt hatte er ficher das Licht gefehnl - Sie legte fih die Hand aufs Herz; es fchlug gar fo ftark, Wie anders auf einmal ihr Leben] Sie hatte niht mehr gewußt. was Heimlichkeit ift. Jeßt - in d i e f e ni Z im m er l Alle Nerven bebten. Dann war's aber auch; als jauhzten fie . , .

Draußen ward geklopft, Sie rief mit fefter Stimme: „Hereinl“

Karl trat in die Tür; er fprach zum Vorplaß; offenbar zu Johanna. zurück: „Jawohh denn das Fräulein erwartet mihl“ Dann fhloß er die Tür und blieb dort noh ftehn; mit den Augen grüßend. „Welch ein Widerfehn . . . Gottfeidank] - Nicht wahr; Jhr Vater ift niht zu Haus. Sonft hätten Sie ja niht -"

„NeinC antwortete fie. „Aber fprehen Sie noh etwas leifer, bitte; vielleicht, daß Johanna horht."

Er nickte und trat näher. „Teuerfte Cornelia] - Bitte, feßen Sie fih; laffen Sie mich ftehn. O was für ein Tag war diesl Und vorher die Nacht! -* Die größte Seligkeit, die ich je erlebt hab'; je! Aber immer wieder der zagende, an den Kopf greifende Zweifel: kann es möglich; kann es wirklich fein? Und dann die herzlähmende Todes- furht: wird ihre Liebe a u s d a u e r n ? Wird fie; wenn es zu kämpfen gilt; auh den Kampf beftehn?"

„Wenn es zu kämpfen gilt?" Cornelia hob den Kopf. „Dann ge- wiß. Das ift ja erft Liebe. die kämpfen kann. Meine kann's gewißl“ ,

Die Vläffe in feinem Geficht; die ihr beim Eintreten aufgefallen war, verfhwand; er lächelte ein wenig: „Ja, fo hab' ih Sie mir auch gedacht. Ueber allen Mädchen und Frauen] - Dann kamen heut die Gefhäfte, die Menfhen; und fraßen mir den ganzen Tag. Jh hab mich wohl durch Jahre als Riefe, als Titane gefühlt. zu viel unternommen; das räht fih jeßt. Sie zerreißen mihl Jch mußte auh zur Reife rüften . . . Aber teure Cornelia] Hören Sie! Schon vor fünf Tagenl als ih fühlte: ohne Cornelia Herwarth kann ih niht mehr leben; ih _

muß um fie werben auf Leben und Tod - da hab' ich an meine Frau
gefchrieben; hob' ihr gefchildert. wie es mit mir fteht. wie es in mir
ausfieht; mit Worten. die wohl ein Herz rühren konnten. hab' ich ihr
gefchrieben: jeßt- jeßt gib mich frei! - Sie haben fie auch gerührt. Das
Edle in ihr hat gefiegt. Heut ift ihre Antwort gekommen - ganz fo
romantifch hochgefinnt. wie fie doch immer war und ift. Sie habe es
noch einmal überlegt. Sie wolle mich nicht zugrunde richten. Dies ihr
letztes Wort: wenn ich die Gegenliebe diefes angebeteten Mädchens er-
ringe - und wenn diefes Mädchen wirklich das hohe, herrliche Wefen
fei. das ich ihr gefchildert - wenn es fo lieben könne. wie man lieben
miiffe- mit allem weiblichen Opfermut - wenn es mir feine Seele, fein
Leben, alles bedingungslos hingebe - dann wolle fie vor der in Ehr-
furcht zurücktreten! mir die Freiheit geben. die ich dann verdiene. Sie
wolle fich dann auch zum Opfer bringen. nichts fcheuen - „bösliche
Verlaffung" - oder was fonft das rafchefte. befte Mittel fei, mich von
ihr zu fcheiden. Das beteuerei gelobe. fchwöre fie hiermit. Das find
ihre Worte!"
„Das beteuere -"
„Das gelobe und fchwöre fie. - Geliebtefter aller Menfchen! So
fteht es nun. So fteh' ich vor Ihnen!"
Cornelia ftand auf; ihre Lippen- ihre Wangen. ihre Augen brann-
ten. „Ja. und was glauben Sie nun? Daß ich da noch fchwanke? Hab'
denn ich keinen Opfermut? Konnt' ich mir denn Liebe je ohne Opfer
denken? - Ach. wie Sie da ftehn- mit dem wieder fo blaffen Geficht-
mit diefen fragenden Augen -. fo find Sie ja gerade der rechte für mich,
Und ich fühle wie unfere Zeit - frei fühl' ich mich. frei. Ja. mich
Ihnen geben. um Sie zu befreien! Damit Sie nie mehr fagen kön-
nen: Das lähmt mich, darum werd' ich nichts!"
Sie war ihm entgegengetreten. er ihr auch; wie wenn zwei Sterne
unwiderftehlich zufammenfallew fo fank fie ihm an die Bruft.
..O du Süßeftel" hauchte er gegen ihre Wange, fuchte ihre Lippen.
„Ein Engel vom Himmel hat zu mir gefprochenl"
„Was foll nun gefchehen?" fagte fie nach langen Küffen. noch in
feinem Arni.
„Ich muß fort. Ich muß fort. - Wenn du mit mir gingftl"
..Wann?"
„O wenn du könnteft -- noch diefe Nacht!"

' 1
1 1. 1' e "
' 1
. 1 o* 1 1 , 1 1 "J
B J '7*' 1 7,. 1 1:
..1 :r 1 1
7 * ' * 1 1
e'.
' 4 ' 1'
1
'k' d .. 1 J 1, " 1 ' 1
,1 '.' . . Ü* .d . *1: ' ' 1.
a 79.,. 1 1 .'" 1 e
1 . , '1 1 ..,

Jacopo Palma der Aeltere: Maria mit dem Kinde vor Johannes dem Täufer und der heiligen Katharina.

Cs durchzuckte fie. Mit einem wirren Blick fchaute fie umher. Sie fammelte ihre Kraft. - ..Wohin?“
..Auf eine Reife durch Deutfchland. die vereinbart ift; mein Pvlades Lettow hat's gemacht. E r mit un s. wenn du willft -“
Sie fchüttelte den Kopf. es leuäftete in ihren braunen Augen: ..Nein. i>f will dir fageu. wohin! Ch du für die andern lebft. mußt du mich z u ihr bringen - zu deiner Frau. im Gebirg. Und du fagft ihr dann -“
Sein Arm war von ihrer Säfulter weggefunken. fo hatte ihn das überrafcht. erfchreckt. Arglos fragte fie: ..Warum zuckteft du?“
..Ein plößliches Mißgefühl.“ antwortete er fchnell gefaßt. ..Wenn man Iahre lang vermieden hat. diefe Frau zu fehen . . . Aber fag nur. fag nur. Es wird gewiß das Rechte fein. Du kannft nur das Rechte fageu. Und ich tu'. was du willft!“
..O wie find Sie gut.“ Sie zog feine .Hand an ihr Herz: ..Nein. verzeih - wie bift du gut! Ia. du führft mich zu ihr und fagft ihr: Da ift fie. fo wie du's willft, Hat alles verlaffen. alles hingegeben. will nichts als mein Glück! - Und dann wird fie glauben. nicht wahr. Nur auf einen B rief von dir - was kann man nicht fchreiben? Sehen muß fie mich. Und alle Scheu und Scham überwindend muß mein Mund ihr fageu: ich gab mich für ihn! nun gib du ihn mir!“
Die fchwärmerifchfte Opferfeligkeit der Iugend erftrahlte aus ihrem unfchuldigen. liebevollen Blick. aus dem ganzen edlen Geficht. Cs fchien ihn tief zu ergreifen. es beraufchte ihn; er küßte ihre Hände. er drückte fie an feine Bruft. ..Ia. ja. ja.“ fprach er auf die .Hände hin. ..Du Einzige! Du Unbegreifliche! - Ia. ja. du haft recht. Zu ihr. zu ihr. So viel Zeit muß mir Lettow fchaffen. müffen fie mir laffen.“ Cr faßte fie mit beiden Armen: ..Aber dann fofort! fofort! Meine füße Heldin. noch diefe Nacht!“
Cornelia dur>ffuhr es kalt. Sie überwand fich; Heldin! dachte fie.
.. Wie das?“ fragte fie nur.
„Im Garten meiner Villa. da treffen wir uns; bei dem Pavillon. Die Gartentür. die beim Wald. durch die ich euch geftern hinausließ -“
Sie nickte. ..Ich weiß!“
..Die laffe ich offen. Dort ift's ftill und tot. niemand wird dich fehen. Du nimmft nur das allernotwendigfte mit - ein Handtäfchchen -“

„Ja, ja.“
..Alles andere kaufen wir unterwegs] Geld hab' ich genug.- Beim Pavillon erwart' ich dich. warte bis du kommft. Du kommft aber b a l d M“ '
„Ja ia.“
..Und du kommft g e wiß l“
,.Gewißl“
Er hielt fie an beiden Schultern. ihr fanft in die Augen lächelnd: ..Schwör's!“
..Warum fchwören? Jch fagt' es ja.“
..Meine Seele zittert. Sie glaubt noch nicht an fo viel Glück.“
..Ol Jft deine ftarke Seele fo fchwach? - Aber da du fo rührend lächelft - und fo blaß dazu. Ja. du mein Geliebter. ich fchwör'sl“
Er dankte ihr durch einen glückfeligen Blick. ..Nun zög' ich mit dir durch die Hölle durch] - Aber nein: ins Paradies. -- - Aber ehe dein Vater heimkommt. fort! Jeßt nur mit diefem Händedruck. Doch mit dem heißeften Dank. nichts als Lieb' und Wonne und Glück. Jch erwarte dicht“
„Boldt bald!“
K *
k
Karl war aus der Tür. Cornelia ging ihm nach. horchte durch das Schlüffelloch; drückte fich eine Hand auf das plößlich hämmernde Herz. Dann fich wieder faffend. die auffteigenden Gedanken wie mit beiden Händen von fich fcheuchend. öffnete fie und rief hinaus: ..Johannal - Sind Sie da. Johanna?“
..O ja.“ erklang es ganz in der Nähe. auf dem Vorplaß. ..Bin fchon da. Was foll ich?“ Johanna trat in die Tür. die blonden Brauen niedergezog'en. die dünnen Lippen zufammengepreßt.
Cornelia erfchrak faft über diefen Anblick; ihre Nerven erzitterten heut fo leicht. ..Johanna. was machen Sie für ein finfteres Geficht?“
..Mach' ich ein finfteres Geficht? - Das wollt' ich ja gar nicht.“ brummte die alte Hanne verftockt; ..war mir's nicht bewußt. Jch dacht' nur ans Abendeffen: das wartet fchon fo lang'. Na ja. es war ja der Herr Jakobi hier; der hat jeßt immer fo dringendes. Kommt ja alles vor. Nein. ein finfteres Geficht. das hab' ich nicht gewollt.“
..Na. dann ift's ja gut.“ entgegnete Cornelia; fie wollte nicht zeigen. wie Johannas Wefen fie ftachelte und reizte. ..Das Abendeffen - -

ich werd' eine Kleinigkeit effen. was Kaltes; dann will ih aber gleih
zu Bett. Mir ift niht reht gut; ich -“
„Schon wie d er niht? - Aber Fräulein Cornelia. Was ift denn
das? Sie. die immer fo kerngefund -l"
„Schütteln Sie nur den Kopf niht fo. Man darf doch einmal
w e n i g e r kerngefund fein; „kommt ja alles vor“. wie Sie eben fagten.
Jh will mir's wegfchlafen. Wenn der *Vater kommt - fo fagen Sie
ihm -"
Cine plößlihe Bewegung wollte fie übermannen; es fhlug ihr -
etwas auf das Herz. Mit all ihrer Macht hielt fie ftand. „Nein. nein.
nein." verbefferte fie fich. Jh fchreib's ihm auf. Schreib's ihm felber
auf. Und dann - etwas effenl"
Johanna ward weich. das kam immer bald. wenn fie mit Cornelia
uneins war; „fchon gut." brummte fie fanft. „Nämlich. Sie müffen
doh auh bedenken. Fräulein Cornelia: wenn man fo an Jhnen hängt.
Shon fo viele Jahre! Und fo bleich wie Sie diefe Tage find -*“
„War ih wohl fchon öfter.“
„Daß Sie mir nur nicht krank werden] Ne - das will ih niht!"
„Jch auh niht.“ fagte Cornelia mit einem erzwungenen Lächeln,
..Jeßt gehn Sie nur. Morgen - bin ih ganz gefund!“
„Gott geb'sl Amen!"
Johanna ging. Cornelia. wie eine Nahtwandlerin. im Traum.
faß am Shreibtifh nieder; ein Wort an den Väter! fo viel wußte fie.
weiter nihts. Jhm ein Wort: zum Abfhied - - Sie nahm eine Feder.
ein lofes Blatt; ..Ah mein Vaterle" fing fie bei dem Liht der Kerze an
zu fhreiben. Ah mein Vaterle . . . Sie fah die Buhftaben auf dem
Vapier; fie ftarrte fie eine Zeitlang an; endlih fprah fie fie vor fih
hin: ..Ach mein Vaterlel" - Darüber erwahte fie, Als hätte ein Bliß
in ihr Hirn geleuhtet - fort vom Vaterlel fühlte fie anf einmal. Jhn
verlaffenl noh diefe Naht! -
Die Feder fiel ihr aus der Hand. Sie brah in Weinen. in Schluch-
zen aus. Sie fhob das Blatt von fih weg: „ih kann nihtl ih kann
nicht! - M o r g e'n . m o r g e n . Vater!" Sie fah wieder die drei
Worte auf dem Blatt; fchnell ergriff fie es wieder. zerriß es. fteckte es
in ihre Tafche. „Morgen. morgen. Vater!"
Es war ihr. als hörte fie feine Stimme. als hörte fie ihn kommen,
O Gott. ihn niht fehn! - Feig. in jäher Angft. floh fie aus der Tür.
auf die Treppe und zu ihrem Zimmer hinauf.

Cornelias überreizte Sinne hatten falfch gehört; Herwarth ging
noch durch die verdunkelte Stadt. drei. vier Straßen entfernt, Wurzer
neben ihm. An einer Ecke hatten fie fich getroffen; „ich hatte es g e-
h off t ,“ fagte der Doktor. auf feinen geliebten Vrofeffor nieder-
blirkend. „Ich fehnte mich danach. I>) betrachte es als ein Glück.
daß ich Sie. und Sie allein, angetroffen habe!“
„Nach Glück fehen Sie aber gar nicht aus.“ erwiderte Herwarth.
„Nur her, was Sie bei der Seele haben; gehn Sie mit nach Haufe.
Wut-zer. begleiten Sie mich. Ich berftehe fchon: wieder die Gefchichtel“
„Wieder die Gefchirhte, Herr Vrofeffor.“ antwortete Wurzer leife,
obgleich eben kein Menfch auf der Straße ging; „ja. das ift's ja eben]
Mir ift fchon ganz erbärmlich zumut: ich fpiele fchon die Rolle des
Volizeifpißels, des Angebers, des Naderers, wie die Wiener fagen; und
das liegt doch nicht in meiner Natur. Dazu dann das and ere - -
wozu meinen Kopf in den Sand ftecken. Sie mit Ihren feelenkundigen
Augen haben 's ja doch längft gefehnl“
„Daß Sie meine Tochter -?“
„Ich fchäme mich ja auch nicht. Ift es denn 'ne Schande? Auch
daß es unerwidert ift. deffen fchäm' ich mich nicht. Ich v e rf ch w eig '
es ja. Es geht ja niemand was an! Nur daß Sie jeßt denken könnten:
der läuft-mir das Haus ein und lauert mir auf und macht diefen
Iakobi fchlecht aus gemeiner Eiferfurht-“
„Aber mein lieber- guter -“
„Das nagelt mir die Worte im Halfe feft! Das erftickt mich. das
erwiirgt mich, lieber Herr Vrofeffor!"
Fortfeßung im nächften Heft

Erich Felder:

Dalmatiuifche Reife

Noäj immer darf der Globetrotter den Öfterreichern vor-
werfen. daß fie Dalmatien. das Sonnenland der Monarchie. ver-
uachläffigen. Mancher überlegt fich ja den Befuch. um die Sache
zu befchlafen und fchließlich mit einer feffelnden Reifebefchreibuug
vorlieb zu nehmen; wie jener Naturfreund. der im fchönfteu Früh-
jahr eine laufchige Grotte auffucht und im feuchten Dämmer ein
Gedicht über die Sonnenpracht des Lenzes lieft. An Büchern über
Dalmatien herrfcht kein Mangel. aber auch als literarifche Pfad-
fucher gingen meift Ausländer voran; Fortis erzählte fchon 1778
dem franzöfifchen Publikum in feiner „dalmatinifchen Reife“ von
dem Leben der Morlakeu. Marmier hat fich vor einem Viertel-
jahrhundert mit Dalmatieus Sitten und Gebräuchen befaßt. Dunkiu
fchilderte feinen Laudsleuten iu Wort und Bild. wie dort Sport
und Jagd gedeihen. und eins der ftimmungsvollfteu Bücher über
das wunderfame Land ftammt von der Engländerin M. M. Holbach.
Allgemach wuchs die Literatur über Dalmatien auch in deutfchen
Landen an. es fei nur an Heinrich Nos. Mot-ih Band und last not
least an Hermann Bahr erinnert. der nebftbei auf der Rückkehr
von Abbazia einmal bemerkt: ..Späteftens in St. Peter fängt
ficher einer an: Wenn Dalmatien iu England wär l“ _ Man könnte
alfo glauben. ein Land. das fo in aller Leute Munde lebt. bedürfe
keiner weiteren literarifchen Propaganda. Nun. zum Teil ergaben
die Schilderungen des fonnumgoldeten Königreichs höchft fubjektive
Stimurungsbilder. wie Bahrs Buch. aus dem wir weniger Dalmatien
als den wandelbarften deutfchen Autor von einer neuen Seite
kennen lernen; in den meiften Fällen aber handelt es fich um ge-
diegeue. durch zahllofe Bädekerfterue erleuchtete Reifeführer. die
keinen Meufcheu zum Reifen verführen. Es fehlte das Werk. nach
deffen Lektüre der freie Mann feine Koffer packt und zu Cook geht.
und juft folch' ein fuggeftives Buch ift jüngft in der Serie ..Kunft
und Natur in Bildern“ bei den Brüdern Rofenbaum in Wien er-
fchienen; 46 Seiten Text von Arthur Rößler und 144 Jlluftrationen
nach Aufnahmen von Bruno Reiffenftein - das Verhältnis düukt
mich beherzigeuswert für modernpopuläre Monographien über
..Kunft und Natur“. - Wir fchiffen uns in Trieft ein. das Rößler
als öfterreichifches Neapel preift- eine fo ficher wirkendeSchmeichelei

wie wenn man einem Deutfchen fagen würde. er gleiche einem
Englishman. Und nun genießen wir in behaglichfter Gefellf>faft
das Feriengefühl der Reifeluft. fehen ein Märchen aus taufend
und einer Nacht nach dem andern zur Wahrheit werden. fpüren
im engen Winkelwerk fteiler Gaffen verborgenen Zügen des Volks-
charakters nach und ftehen bewundernd in den reichgefchmückten
Schiffen altersgrauer Dome. Weite Wagentouren in brütender
Sommerfchwüle wechfeln mit erquickenden Rundfahrten auf blauer
Wafferfläche; wir fehen würzig duftende Blumen aus fprödem
Felsgeftein fprießen. fo in Lacroma. dem Lieblingsfiße des Kaifers
Max. fprudelnde Wafferfälle murmeln uns ihr eintöniges Wiegen-
lied. Auch im leiblichen Befinden bleiben die abenteuerlichen
Wechfelfälle einer Südlandsreife nicht aus: vom juckenden Elend
orientalifcher Nächte erholt fich der Reifende bei den wienerifchen
Fleifchtöpfen des berühmten Ragufaner „Hotel Imperial“; nur
ein Geift. der ftets verneint. wie Bahr konnte die entfcheidende
Bedeutung befagter Fleifchtöpfe für die Löfung der dalmatinifchen
Frage negieren,
Aber ich bringe unferen verdienten Reifemarfchall in Miß-
kredit. wenn ich ihn als unterhaltenden Caufeur kennzeichne. ift
doch für viele amüfant gleichbedeutend mit feicht; ein Vorurteil.
das von ..unwiderftehlichen“ Neife- und Kunft-Dampfplauderern
fattfam genährt wird. - aber doch ein Vorurteil. Wer die Ghm*
nafiaftenanfchauung überwunden hat. daß Langeweile die Mutter
des Unterrichts fei. wird gern geftehen. daß Rößlers Werk eine
Fülle von Belehrung über die dalmatinifchen Kunftdencmale. über
Land und Leute enthält.
Diefe Zeilen bezwecken nicht. das Reifetagebuch im Auszuge
wiederzugeben; nur einige der markanteften Etappen feien berührt.
- Auf der nördlichften Jnfel des Archipels taucht gleich einer Vifion
aus dem Hades die Silhouette von Arbe. der toten Stadt. aus den
Fluten empor. Jm Mittelalter hat die Herrfchaft der Veft diefer
ftillen Schönen für immer ihr melancholifches Gepräge aufgedrückt.
Wie Revenanten fchleichen gedrückte Menfchen durch düftere Ziffernen-
höfe und Kloftergänge. feltfame Tierfraßen grinfen den Wanderer
von den Faffaden venetianifcher Valäfte an.
In Zara. der Hauptftadt des Königreiches. herrfcht emfiges
Treiben. von ferne gleicht der kuliffenartige Aufbau der Häufer-
zeilen einem vielfarbigen Theaterprofpekt. Die romanifche Bafilika
wird als fchönftes Gotteshaus Dalmatiens gerühmt. und das be-
deutet viel; man denke nur an die römifch edlen Tempelformen
des Domes von Spalato. das fLöwenportal der venetianifch-gotifchen
Kathedrale von Sebenico. die eigenwüchfigen Steingebilde in der
Bafilika von Tran. den einfamen Glockenturm in Arbe. deffen
Stimme filbern klingt. wie jene der holden Frauen. die der Sage

nach ihren Schmuck geopfert haben. um des Geläutes Wohllaut
zu erhöhen. Von Zara aus ladet uns Profeffor Jofo Modric zu
einer lehrreichen und kurzweiligen Motorfahrt ein. Verkörperte
Providenz der Reifenden. lebende Reklame des Landes. bedeutet
er für Dalmatien. was der queckfilberne Julius Pojman. Direktor
des Bades Ilidze. für Bosnien ift. - der Treffliche. von dem ich
überzeugt bin. er werde dereinft die Pofaune im Tale Jofaphat
durch feine Werberufe übertönen.
In keiner dalmatinifchen Stadt ift das „Einft“ lebendiger
als in Spalato. Geringere Refte der Vergangenheit wurden zu
Ruß und Frommen der Fremden in die Räume eines überfüllten
Mufeums eingefangen. doch noch umfängt diefe Vergangenheit
unentrinnbar mit fteinernen Armen die gefamte Altftadt. die in
das dreißigtaufend Quadratmeter umfaffende Mauergeviert des
Diokletian-Palaftes eingebaut ift; dreitaufend Menfchen haben fich
an den Schwibbbgen. in den Nifchen und Engpäffen des gewaltigften
Monumentes römifcher Zäfarenallmacht angefiedelt.
Nach diefem düfteren Wahrtraum erwachen wir in der orien-
talifchen Buntheit der Gartenftadt Ragufa zum frohbewegten Leben
der Gegenwart. Alle Trachten des Landes vereinigen fich auf der
verkehrsreichen Stradone-Promenade zu immerwährendem Karne-
val; doch über dem lauten Feilfchen des Marktes. der gefchäftigen
Betriebfamkeit des Hafens fei der feierlichen Stille nicht vergeffen.
die auf dem zhpreffenumfäumten Friedhof. in den Kreuzgängen
der Klöfter und um ftille Brunnen brütet. Das herrlichfte Ge-
bäude der Stadt ift der Rektorenpalaft. in feiner jetzigen Geftart
ein Werk des Donatello-Schülers Michelozzi; er bereitet auch den
Zunftgelehrten viel Freude. weil fie (wie bei fo vielen dalmatinifchen
Bauwerken) über Herkunft und Alter früherer beam: rasten ftreiten
können.
Zum Schluffe eine Dampferfahrt in der Bocche di Cattaro.
an deren Ufer. wie wir vernehmen. ein venetianifcher Palazzo
(kein Luftfchloß) um bare 100 Gulden käuflich ift; wenn d a s die
Idealiften nicht begeiftert. dann ift den Dalmatinern kaum zu helfen.
Sicherlich wird Rößlers frifch-lebendige Reifefchilderung dem
Sonnenlande neue. treue Freunde gewinnen; die Brücke zwifchen
Nord und Süd ift gefchlagen. feit wir Dalmatien nicht nur in im-
preffioniftifchen Momentaufnahmen und fteifleinenen Bädeker-
Befchreibungen. vielmehr auch im Bilde vor Augen haben. und
darum gilt von dem Buche. was der Autor im Borworte feiner
Monographie über Rudolf von Alt ohne falfche Befcheidenheit
jagt: ..Das Hauptfächlicheindem Werke aber find die Illuftrationen."

Rechtsanwalt Dr. Ernfi Heilborn (Breslau):

Grillparzers Rechtsgedanken und der Vorentwurf zu einem Deutfchen Strafgefeßbuch

Eine Unterhaltung

Haben Sie fich einmal mit dem Rechtsgedanken irgendeines Dichters befaßt? Sie fagen. daß Sie die Tendenzbücher nicht lieben. ,Ich habe derartige Schöpfungen auch nicht im Auge. Der Dichter wird das Recht nicht bereichern. wenn er fich eine Rechtsfrage vornimmt. um fie nach allen Seiten zu beleuchten. Wenn die Rechtsgedanken des Dichters der Betrachtung wert find. fo handelt es fich um Gedanken. die ihm bei der Behandlung der großen Fragen des menfchlichen Lebens im Laufe feiner philofophifchen Erwägungen. im Gang der Rede und Gegenrede feiner Helden mühelos. wie von felbft eingekommen find. Gerade diefer Zufammenhang mit dem großen Ganzen des menfmlichen Dafeins. die höhere Warte. der weitere Gefichtskreis machen ihre Bedeutung aus. Dazu kommt freilich die Schönheit der Form. Der R e ch t s - philofoph muß beweifen. feine Darlegung muß erfchöpfend fein. So wird aus der einen Idee ein dickes Buch. das nur zu Wenigen fpricht und überall dem Angriff ausgefeßt ift. Die Schönheit der Form macht den Gedanken zum Allgemeingut; fie gibt ihm ewiges Leben und läßt die Pfeile von Gegnern kraftlos zurückprallen. Denken Sie an den neuerdings wieder herangezogenen ..Nathan den Weifen“. der die Gleichberechtigung der Religionen und ihrer Bekenner im Staate behandelt. Denken Sie an das Goethefche Wort: ..Es erben fich Gefetz und Rechte. wie eine ewige Krankheit fort. Vernunft wird Unfinn. Wohltat Plage“. Gehen Sie die klaffifchen Dichter aller Zeiten durch. und keiner wird Sie mit leeren Händen entlaffen. Aber ein Dichter überragt fie alle in feinem Reäjsgefühl.

..Daß Ihr an Gott nicht glaubt.
Sei Euch etwa erlaubt . . .
Aber was fehlt und was fchlecht.
Jft das Gefühl für das Recht:
Daß Euch der Nußen. das Mein

Gott und Göße allein.
Daß der Vortrag Euh ein Spiel
Nichts als ein Mittel zum Ziel.
Das. wenn den Zweck Jhr erreiht.
Eben auh briht wieder leiht.“
Kein Dichter außer Grillparzer hat fih fo für die Achtung des
Vertrages begeiftert. Freilich mögen Ihnen die herrlihen Uhland-
fhen Worte einfallen:
„Daß bei dem biedern Volk der Schwaben
Das Recht befteh't und der Vertrag.“
Aber das Rehtsgefühl ift der Kern des Grillp'arzerfhen Empfindens*
..Hätte ih nie etwas anderes gefhrieben. als wobei es fih darum
handelt. ob Hans die Grete bekommt oder niht bekommt. ih wäre
der Abgott der Staatsgewalten gewefen“. So fhreibt er in feiner
Selbftbiographie. Das Rehtsgefühl. das weder Rückfihten noh
Verbeugungen kennt. hat auh feine politifhen Gedanken durh-
drungen. und feine Aufrihtigkeit paßte niht zu den höfifhen An-
fchauungen unter der Herrfhaft Metternihs.
..Gerehtigkeit hielt ihre Wage mitten.
Ihr Arm traf hoh und niedrig gleiher Kraft;
Jhr fragt. wer ritt? niht: wer wird überritten?“
Das mußte fih ein Hofmann fagen laffen. der eine Shußwahe über-
ritten hatte. und die Betrahtung der Bildfäule Jofephs ll. gab
dem Dihter den Anlaß. den Zeitgenoffen das Zeitalter jenes
Fürften vergleihend vor Augen zu halten,
Das Meifte hat er uns auf dem Gebiete des S t r a f r e h t s
gegeben. Sie haben reht. wenn Sie auf Sophokles ..Antigone“.
auf Shillers „Räuber“ oder „Wallenftein“. auf moderne Dichter.
wie Jbfen und d'Annuncio hinwiefen. deren Werke nahezu fämtlih
das Strafreht berühren. Nur ift es merkwürdig. daß Grillparzer
Fragen behandelt. welhe die gegenwärtige Strafrehtswiffenfhaft
noh befhäftigen. und manhes. was ihm ein Vroblem erfhien.
finden Sie in unferem geltenden deutfchen Reihsftrafgefeßbuh in
f e in e rn Sinne gelöft.
Haben Sie die tragifhe Vecwicllung in der ..Ahnfrau“ in Er-
innerung? Jaromir. feinen Eltern geraubt. unter Räubern auf-
gewahfen. kommt auf das Shloß des Vaters. flieht. als man nah
ihm fahndet. und tötet in der Dunkelheit den erften. der fih
entgegenftellt; es war fein Vater; von feinem Vater hatte Jaromir
kein Wiffen. und auh den Gaftgeber hatte er niht erkannt. Als
Jaromir die Wahrheit erfährt. briht er in die Worte aus:

,.Ja. ich tat's. fürwahr! ich tut's!
Aber zwifchen Stoß und Wunde.
Zwifchen Mord und feinem Dolch.
Zwifchen Handlung und Erfolg
Dehnt fich eine weite Kluft.
Die des Menfchen griibelnd Sinnen.
Seiner Willensmacht Beginnen.
Alle feine Wiffenfchaft.
Seines Geiftes ganze Kraft.
Seine brüftende Erfahrung.
Die nicht älter als ein Tag.
Auszufiillen nicht vermag. . .
Ja der Wille ift der meine.
Doch die Tat ift das Gefchick. .,
Meinen Wurf will ich vertreten.
Aber das nicht. was er traf!"

Betrachten Sie einmal den FallJaromir an der Hand unferes Straf-
gefeßbuches. Bei Totfchlag an einem Verwandten ift eine Zuchts
hausftrafe von mindeftens zehn Jahren zu verhängen. während dar
Mindeftmaß nur fiinf Jahre beträgt. wenn der Totfchlag an eine
anderen Verfon verübt wird. Aber eine allgemeine Vocfchrift
befagt. daß Tatumftände. welche die Strafbarkeit erhöhen. dem
Täter nicht zuzurechnen find. wenn fie ihm nicht bekannt waren.
Die härtere Strafbeftimmung wiirde alfo auf, Jaromir keine An-
wendung finden. Zu demfelben Ergebnis wird die Beftimmung
des Vorentwurfs zu dem neuen Deutfihen Strafgefetzbuch führen.
wonach vorfäßlich nur der handelt. der' die Tat „mit Wiffen und
Willen" ausführt. und zum Wiffen ift grundfäßlich erforderlich. daß
die zum gefeßlichen Tatbeftand der ftrafbaren Handlung gehörenden
Tatumftände dem Täter bekannt waren.

Müßte ich mich mit diefer nüchternen Auseinanderfeßung be-
gnr'igen. fo wiirde ich die angeführte Stelle nicht erwähnt haben.
Mit den Worten „Handlung und Erfolg" greift aber der Dichter über
den Rahmen des Falles Iaromir hinaus, „Erfolg" ift der Fach-
ausdruck der Strafwiffenfchaft für das verderbliche äußer e Ge-
fchehnis. das durch den Täter verurfacht ift. ohne Rilckficht auf den
Willen des Täters. während „Handlung" das Gefchehnis als Be-
tätigung des W illens bedeutet. In der Befreiung von dem
Eindruck des äußeren Gefchehniffes und dem Übergang zur Et-
forfchung des inneren Willens ift der bedeutfamfte Entwicklungs-
ftrom des Strafrecht-Z zu finden. ein Entwicklungsftrom. der mit der
Ausbreitung der Kultur. der Befiegung des Rachetriebes und dec
Reinigung der religiöfen Vorftellungen langfam fich Bahn bricht.
bald gefördert und bald gehemmt durch die ungeklärten Volks-

anfchauungen. aber noch weit entfernt von feinem Endziele. Jm
Anfang der Kulturentwickluug fteht der Meufch noch ganz unterm
Baune des unheilvolleu Ereigniffes. des Todes oder der Verletzung
eines Angehörigen oder der Befchädigung feiner Habe. Handelt es
fich um Tötung eines Meufcheu. fo befteht die Vorftellung. daß der
Verurfacher des Todes gerichtet werden müffe. mag es auch eine
unveruünftige Sache. ein Tier. fein. Sie finden Spuren hiervon in
der Bibel. und auch die grie>)if>)-italienifche Rechtsgefchiäjte hat
religiöfe Zufammeuhäuge. welche diefe Auffaffuug erkennen laffeu.
Andrerfeits entwickelte fich das Prinzip. es follte Gleiches mit
Gleichem vergolten werden. damals erfcheiuend als eine Milderung
des Rachetriebes. heute mit Entfeßen betrachtet. Erft als man
zwifcheu fühubaren und nicht fühnbareu Verbrechen zu unterfcheideu
begann. war ein Standpunkt gewonnen. um in das Jnnere des
Täters zu fehen. Aber die Geldfühne der älteren Zeit entwickelte
fich überall zu einem fchematifchen Tarif. der jede Verletzung nach
Mark und Pfennig abwog. Das germauifche Mittelalter ift ganz
von der Haftung für den Erfolg beherrfcht. ein Rückfchritt gegen-
über dem Erfordernis des Bewußtfeins des Unrechts. des (101118
muluß. das die Römer für alle Delikte mit Ausnahme der Tötung
des Meufcheu aufgeftellt hatten. Und das geltende Strafrecht?
Wer fich an einer Schlägerei beteiligt. durch die der Tod oder die
fchwere Körperverletzung eines Dritten verurfacht wird. ift fchon
wegen diefer Beteiligung. falls er nicht ohne fein Verfchulden in
die Schlägerei hiueingezogen wurde. mit Gefängnis bis zu drei
Jahren zu beftrafeu. Hierbei ift es gleichgültig. ob er den Getöteten
oder verleßten Dritten überhaupt berührt hat. und ob ein folcher
Ausgang der Schlägerei vorauszufeheu war. Jft durch eine Körper-
verletzung der Tod des Verleßten verurfacht worden. fo wird der
Täter. der diefe nachträgliche Wirkung nicht erwartet hat. mit
Zuchthaus- oder Gefängnisftrafe von mindeftens dreijähriger Dauer
belegt und felbft hei milderndeu Umftändeu mit mindeftens drei
Monaten Gefängnis beftraft. Allerdings haben fich in der Straf-
rechtswiffenfchaft Stimmen erhoben. welche_ forderten. daß in den
Fällen. in denen der Täter nach dem Gefeß für den nicht vorfäßlich
oder fahrläffig herbeigeführten „Erfolg“ verantwortlich gemacht
wird. das vorgefchriebeue härtere Strafmaß dann nicht anzuwenden
ift. wenn der Erfolg nur durch eine ganz ausnahmsweife V er-
k e t t u n g v o u U rn ft ä n d e u herbeigeführt wurde. Aber die
Praxis kehrt fich an diefe Auffaffungsweife iu der Regel nicht. und
auch der Schwurgerichtsvorfitzeude will in feiner Rechtsbelehrung
von diefer Theorie nichts wiffen. wenn der Verteidiger auf eine
folche Verkettung der Umftände hinweift.
Jch habe Grillparzer im Verdacht. daß er die Ausdrücke „Haud-
lung“ und „Erfolg" feinen Rechtsftudien entnommen hat. von

denen er immer mit Mißachtung fpricht. Um fo verdienftlicher ift es. wenn er damals. als die Strafrechtswiffenfchaft fich noch in den erften Entwicfiungsftadien befand. mit folcher Leidenfchaft gegen die ausfchließliche Berückfichtigung des „Erfolges“ zu Felde zog.
Nun werden Sie fragen. ob für die Zukunft ein befferes Recht zu erwarten ift. Bei den einzelnen Strafbeftimmungen nicht.
Nach dem Vorentwurfe foll bei Körperverletzung mit tödlichem Erfolge die (bei Zubilligung mildernder Umftände) auszufprechende Mindeftftrafe fechs Monate betragen. alfo das Doppelte gegenüber dem geltenden Rechtsfaß. Aber wir dürfen uns mehr befriedigt fühlen. wenn wir die allgemeinen Vorfchriften lefen. Hiernach foll in allen Fällen der Haftung für den nicht gewollten Erfolg die im Gefeß vorgefehene. erhöhte Strafe nur dann eintreten. wenn der Täter die M ö g l i ch k e it feines Erfolges vorausfehen konnte.
Die erhöhte Strafe wird alfo für die Fahrläffigkeit verhängt. mit der fich der Täter feinem verbrecherifchen Tun hingegeben hat.
Der Gefichtspunkt diefer befonderen Art der Fahrläffigkeit würde aber die fchweren Strafbeftimmungen nur in Fällen rechtfertigen. in denen die Fahrläffigkeit immer unverzeihlich wäre. Es fehlt eine weitere Beftimmung. welche die erhöhte Strafe wegfallen läßt oder - abgefehen von dem Strafrahmen der mildernden Umftände - wieder einigermaßen herabfeßt für die Fälle. bei welchen fich der Täter in einer verzeihlichen. die Überlegung raubenden Aufregung befunden hat. Oder es müßte noch allgemeiner beftimmt werden. daß die Vorausfehbarceit von dem Geiftes- und Gemütszuftand des Handelnden aus geprüft werden foll; denn am grünen Tifch wird man in der Regel geneigt fein. dem Täter vorzuwerfen. daß er das Unheil für möglich halten mußte. Immerhin ift nach dem Entwurfe die ausnahmsweife Verkettung von Umftänden zugunften des Täters zu berückfichtigen. ,
Hören Sie jeßt die Verteidigungsrede Jaromirs vor feiner Geliebten:

..Unter Räubern aufgewachfen.
Großgezogen unter Räubern.
Früh fchon Zeuge ihrer Taten.
Unbekannt mit milderm Beifpiel.
Mit dem Unrecht des Befißes.
Mit der Menfchheit füßen Pflichten.
Mit der Lehre Lebenshauch.
Mit der Sitte heil'gem Brauch:
Wirft du wohl den Räubersfohn.
Wirft. Gerechte. ihn verdammen.
Menfchen ähnlich. fchroff und hart.
Wenn er felbft ein Räuber ward.
Ihn verdammen. wenn er übte.

Was die taten. die er liebte.
Und an feines Vaters Hand
Dem Verbrechen fich verband?
Weißt du doch. wie beim Erwaäfen
Aus der Kindheit langem Schlummer
Er mit Schrecken fich empfand;
Seinem fchwarzen Lofe fluchte.
Zweifelnd einen Ausweg fuchte.
Suchte. Himmel! und nicht fand.“
Grillparzer behandelt hier die Frage der moralifchen Ver*
wirkung. Die Momente find gefchickt zufammengeftellt: Umgebung
und Vorbild. Befißlofigkeit. die Schwierigkeit. in eine geordnete
Tätigkeit einzutreten. Was follen wir mit den Menfchen anfangen.
die fich im Zuftande eines chronifchen. durch ihre Lebensverhältniffe
herbeigeführten Verbrechertums befinden? Sollen wir fie hart
oder milde beurteilen? Die meiften Richter betrachten mit Entfeßen
den Menfchen. der. mit einem langen Strafregifter ausgerüftet. fich
wieder einmal vor ihnen zu verantworten hat. ohne fich darum zu
kümmern. wie diefer Menfch auf die Bahn des Verbrechens gedrängt
worden ift. Manche Vorfißende haben eine joviale Art. mit folchen
Verbrechern zu verhandeln; aber die Strafe. für welche fie fchließli>j
ftimmen. ift darum nicht milder. Es ift die Anficht vertreten worden.
daß man vor einer befonderen Art der moralifch Verwirrten. den
unverbefferlichen Gewohnheitsverbrechern. unter allen Umftänden
die menfchliche Gefellfchaft fchüßen und fie darum auf Lebenszeit
in Verwahrung nehmen müßte. ohne fie zu beftrafen. Es würde
zu fehr von den Grillparzerfchen Gedanken abführen. wollte ich
hierauf näher eingehen. Jedenfalls ift die Freiheitsberaubung auf
Lebenszeit nicht angebracht. wenn noch ein guter Kern in dem
Menfchen vorhanden ift. mag es auch fchwer fein. ihn zu finden.
Auch das Wort ..unverbefferlich“ darf nicht leichtfinnig ausgefprochen
werden. Nur darf man fich nicht einbilden. daß jemand durch eine
Gefängnis- oder Zuchthausftrafe gebeffert werden könnte. Das
geltende Strafgefeßbuch fchweigt ganz von den moralifch Verwirrten.
Der Vorentwurf hat fich auf dief em Gebiete die Arbeit leicht
gemacht und im wefentlichen gegen Grillparzer Stellung genommen.
Nur folche Perfonen follen milder (nämlich nach den Beftimmungen
über den Verfuch) beftraft werden. deren freie Willensbeftimmung
zur Zeit der Handlung in hohem Grade dadurch gemindert war.
daß fie geifteskrank. blödfinnig oder bewußtlos waren. Das Gericht
foll anordnen können. daß fie nach Verbüßung der Strafe in einer
Heil- oder Pflegeanftalt zu verwahren find; die Dauer der Ver-
wahrung wird dann von der Landespolizeibehörde beftimmt. Auch
die Trinker erfahren eine befondere Behandlung. Ferner will ich

die Vorfchrift nicht unerwähnt laffen. wonach das Gericht Schär-
fungen der Zuchthaus- oder Gefängnisftrafe anordnen kann (ge-
minderte Koft oder harte Lagerftätte). wenn die Tat von befonderer
Bosheit. Rohheit oder Verworfenheit zeugt -» eine bedenkliche.
der Prügelftrafe verwandte Form der Peinigung; denn je roher
die Strafe. defto roher das Verbrechen.
Jm übrigen vermiffen wir auch im Vorentwurfe eine Löfung
des Problems. Von zweifelhaftem Werte ift die fchematifche Be-
ftimniung. wonach der vielfach (niindeftens fünfmal) in gewiffer
Weife Beftrafte eine langwierige Zuchthausftrafe erhält. wenn er
ein neues Verbrechen oder vorfätzliches Vergehen verübt. das ihn
in Verbindung mit feinen Vorftrafen als..gewerbs- oder gewohnheits-
mäßigen Verbrecher“ erfcheinen läßt. Man bildet fich ein. den
Thpus des ..gewerbs- oder gewohnheitsmäßigen Verbrechers“ zu
kennen; aber die Anwendung diefer Strafvorfchrift wird der Praxis
viele Rätfel aufgeben. Die meiften Richter werden fie vorausfichtlich
auf einen Jaromir anwenden - vorausgefetzt. daß fie eine folche
Perfönlichkeit zu fehen bekommen; denn die „Räuber“ zeigen in
Deutfchland auf der Anklagebank felten ein romantifches Geficht.
Es wird fich fragen. ob der eingewurzelte verbrecherifche Hang.
der den Gewohnheitsverbrecher kennzeichnen foll. wirklich ein
Anhalt für feine fchwere Schuld ift. oder ob nicht diefer verbrecherifche
Hang aus einer moralifchen Verwirrung zu erklären ift. welche
ihrerfeits lediglich auf den von Jugend auf gegebenen Lebens-
verhältniffen des Verbrechers beruht. Hierbei möchte ich auf den
Begriff der befonderen Rohheit zurückkommen. den ich vorhin
erwähnte. Die rohe Handlung eines Fleifchers wird felten eine
b ef o nd ers rohe fein. weil fein Beruf ihn notwendig zu einer
gewiffen äußerlichen Rohheit führt. Das feine überlegte Zufammen-
ziehen eines wucherifchen Netzes kann von größerer Rohheit zeugen
?slikwr folgenfchwere Fauftfchlag eines jähzornigen Mannes aus dem
o e.
Sie verweifen miä) hier auf die Stelle in der ..Medea“. an
welcher der König fagt:
..Des Herzens böfes Trachten treibt zum Böfen“ und Medea
antwortet:
..Was fonft zum Böfen treibt. zählft Du für nichts ?“
Das fiihrt uns auf die allgemeinen Strafzumeffungsgründe.
Statt jeder Erörterung kann ich die anerkennenswerte Urfchrift des
Vorentwurfs anführen. welche den Richter verpflichtet. alle
Umftände zu berückfichtigen. die für eine höhere oder geringere
Strafe fprechen. Keinesfalls foll er hierbei unberückfichtigt laffen
dürfen: die in der Tat hervortretende verbrecherifche Gefinnung. die
Beweggründe des Täters. den von ihm verfolgten Zweck. den zur
Tat gegebenen Anreiz. die perfönlichen und wirtfchaftlichen Ver-

hältniffe des Täters. den Grad feiner Einfiht. die Folgen der Tat
und das nahträglihe Verhalten des Täters. feine Reue oder fein
Streben. die Folgen der Tat wieder gut zu mahen. Sie würden
erftaunt fein. wenn Sie heutige Strafurteile lefen und daraus er-
kennen. wie gering die Mühe ift. die der Rihter aufwendet. um fih
fhlüffig zu mahen. ob er eine Gefängnisftrafe von einem Jahre
oder von zwei Jahren verhängt. wie gering das Material ift. welhes
ihm als Handhabe für die Strafbemeffung dienen kann. Leider
fehlt es in dem Vorentwurf an einer Erklärung. w el h e r Zweck.
w e l ch e n Anreiz. w el ch e perfönlihen und wirtfhaftlihen Ver-
hältniffe als ft r aff h är f e n d und welhe' Umftände als ftraf-
nrildernd berückfichtigt werden follen. Das Ergebnis wird fich je
nah den ftrafrechtlihen Anfhauungen und allgemeinen Über-
zeugungen des Richters verfhieden geftalten. Wer mit politifhem
und wirtfhaftlihem Kampfe vertraut ift. wird Handlungen. in
welhen politifhe oder wirtfhaftlihe Beftrebungen als Anreiz oder
Zweck der Tat zutage treten. milder beurteilen. weil er weiß. daß
der Kampfeseifer die Überlegung beeinträhtigt. und weil diefen
Handlungen zumeift wenigftens ein Körnhen Idealismus (ge-
noffenfhaftliche Ziele im Gegenfaß zu rein perfönlihen Jntereffen)
zugrunde liegt. Ein gebildeter Menfh fteht vor dem Rihter. Jft
die Bildung ftraffhärfend? Ja. denn die Bildung ift geeignet.
einen Anftoß zu geben. der den Täter von feiner Tat ablenkt. und
fo hat der gebildete Menfh eine größere Shranke überftiegen. als
der ungebildete. N ein . denn mit der Bildung ift eine größere
Empfindlihkeit für die Äußerlihkeiten des Strafvollzuges verknüpft.
und der gebildete Menfh. der einem Gefangenenauffeher gehorhen
muß. wird Qualen leiden. die ein Gefangener nicht kennt. der im
gefellfhaftlichen Leben keine höhere Stufe einnimmt als der Auf-
feher. Man mache nur den Verfuh. die Strafzumeffungsgründe
im einzelnen in Paragraphen zu bringen und zur Erörterung zu
ftellen. und man wird überrafht fein. welhe Gegenfäße hierbei zu
erkennen fein werden.
Cine packendere Kritik der Aufzählung von Umftänden. die nah
dem Vorentwurf in jedem Falle berückfihtigt werden follen. wird
fih Ihnen aufdrängen. wenn Sie wieder den Dihter hören. welher
den Jafon fagen läßt:

..Es ift des Unglücks eigentlihftes Unglück.
Daß felten drin der Menfh fih rein bewahrt.
Hier gibt's zu lenken. dort zu biegen. beugen.
Hier rückt das Recht ein Haar und dort ein Gran.
Und an dem Ziel der Bahn fteht man. ein andrer.
Als der man war. da man den Lauf begann.“

oder die Medea die geplante Tötung der eigenen Kinder mit den
Worten verteidigen läßt:

..Oder der Ingrimm. am Herzen nagend.
Macht fie arg. fich felbft ein Greuel:
Denn wenn das Unglück dem Verbrechen folgt.
Folgt öfter das Verbremen noch dem Unglück.“
Wie viel heller wird die Lage eines Verbrechers durch das eine
Wort ..Un glü ck“ beleuchtet. als durch die Redeweife von feinen
„perfönlichen und wirtfchaftlichen Verhältniffen“! In einer folchen
Aufzählung darf das Unglück als wichtigfte Befonderheit nicht un-
erwähnt bleiben. Gibt es doch den Übergang von der rein perfön-
lichen Lage des Verbrechens zu den fozialen Urf ach e n des
Verbechens. In der Zeit der jüngften amerikanifchen Krifis brachte
die Zeitung die Nachricht. daß in Chicago in drei Tagen fünfhundert
fchwere Raubanfälle. vermutlich von Arbeitslofen. begangen worden
feien. und noch heute ftehen wir unter dem Eindruck der Vorgänge
in Moabit.
Aber auch eine Stellungnahme zu d e r Triebfeder menfchlichen
Handelns. die in ihrer Kraft der Not gleichbedeutend an die Seite
tritt. zur Lieb e. frei von jeder Heuchelei. das ift eine gerechte
und gewichtige Forderung an das Strafgefeßbuch der Zukunft.
„Man ftrafe mich. ich will ja gerne büßen.
Doch du follft mich nicht ftrafen. Iafon. du nicht!
Denn was ich tat. zu Liebe tat ich's dir.“
Medea ift befcheiden. denn fie will eine harte Strafe auf fich nehmen;
aber auch der Strafrichter foll die Liebe als mildernden Umftand
gelten laffen. Sie wollen noch weiter gehen. Sie denken an die
Fälle aus der jüngften Zeit und meinen. ein Liebeswahnfinn müßte
noch ganz anders berückfichtigt werden? Aber wie? Kann die
Beftimnrung des Vorentwurfs über die verminderte Zurechnungs-
fähigkeit Anwendung finden und foll unter jenen Umftänden die
Liebe als ein Zuftand der Geifteskrankheit gelten. der die freie
Willensbeftimmung in hohem Grade vermindert? Ein kühnek
Gedanke. aber er ift nicht ganz von der Hand zu weifen. und die
G ef ch w o r e n e n werden vielleicht dafür Verftändnis zeigen
können. wenn der Vorentwurf Gefeß wird. Mit größerer Zuverficht
könnten Sie auf die Verwirklichung Ihrer Auffaffung rechnen-
wenn die vom lehren Naturforfcher-Kongreß gebilligte Faffuug des
ö ft e r r e i ch if ch en Vorentwurfs bei uns Eingang fände. Denn
nach diefer Rechtsarbeit foll es für das Vorhandenfein der ver-
minderten Zurechnungsfähigkeit genügen. daß die Fähigkeit des
Täters. das Unrecht feiner Tat einzufehen oder feinen Willen diefer
Einficht gemäß zu beftimmen. infolge eines andauernden krankhaften
Zuftandes wefentlich vermindert war.

Den gehaltvollften ftrafrechtlichen Ausfpruch Grillparzers finde
ich in den Worten der Medea:
..Wo keine Macht ift. ift keine Vergeltung“.
Sie wundern fich. daß ich diefem kurzen Salze. auf den in dem
Zufammenhange. in dem er fich findet. kein fonderliches Gewicht
gelegt ift. eine fo große Bedeutung beimeffe'y Es ,ift einer jener
wertvollen Gedanken. die dent Dichter. wie zufällig eingekonrmen
find. Mit jenen Worten wird die Grundlage des Strafrechts berührt.
die rechtsphilofophifche Frage. wie der Staat dazu kommen durfte.
ftrafend in das Leben 'der Meufcheu einzugreifeu. die feiner
Gewalt unterworfen find. Mau hat früher die vielen Auffaffuugen
hierüber in zwei Gruppen eingeteilt. die man als unverföhnlich
einander gegenüberftellte. indem man fich der alten Einfchachtelungs-
begriffe „abfolut“ und „relativ" bediente: Danach begründet der
eine Teil der Philofophen und Strafrechtler das Recht des Staates.
zu ftrafen. nut dem hierbei verfolgten Zweck. namentlich mit dem
'Zweck der Abfchreckung des Verbrechers durch die Strafandrohung.
der felbftverftäudlich die Vollziehung nachfolgeu muß. oder der Ab-
fchreckung gerade durch den Strafvollzug oder dem Zweck der Befferung
oder der Uufchädlichmachung. Andere wollen das Strafrecht un-
abhängig von einem folchen Zweck mit einer dem Staate notwendig
obliegenden Pflicht begründen; das nannte man die ..abfoluten“
Strafrechtstheorien. Unter den letzteren fpielt der Gefichtspuukt
der V e r g e ltu n g die Hauptrolle. Jm übrigen möchte ich die
Gefichtspunkte des göttlichen Befehls. der Sühne (der läuternden
Kraft des Schmerzes). der Hegelfchen dialektifcheu Verwirklichung
des Rechtsbegriffs. wonach die Strafe die Nichtigkeit des gegen
den Allgemeinwillen fich auflehnenden Einzelwillens feftftellt. oder
der Wiederherftelluug des durch das Verbrechen angerichteten
intellektuellen Schadens erwähnen. um Jhuen zu zeigen. wie viel
Anftreuguug man aufgewendet hat. um das Problem zu löfen.
Angefichts der Beliebtheit. deren fich die römifchen Schriftfteller
in der erften Hälfte des vorigenJahrhunderts erfreuten. wird es Sie
nicht wundern. daß man fich hierbei gern an einen Sah des Seneca
anlehnte. der fich feinerfeits wieder auf Plato berief. indem er fagte.
ein kluger Menfch ftrafe nicht. w e il gefehlt wurde. fondern d a mit
er für die Zukunft der Verfehlung vorbeuge; Vergangenes laffe
fich ja nicht ungefcheheu machen. Daß diefer Gedanke in einem
Auffatz über den Zorn und nicht in einer amtsrechtliäjen Abhandlung
enthalten ift. hat jene Theoretiker nicht geftört. Und doch muß die
Betrachtungsweife eine ganz andere fein. wenn die Staatsgewalt
gegenüber der Gefamtheit der ihr unterworfeuen Perfonen auf-
geboten werden foll. als wenn es fich nur um das erzieherifche
Verhalten des Einzelnen gegenüber einem Zögliug halten foll.

Sie find darüber erftannt. daß man fich überhaupt fo den Kopf
zerbrechen foll. um die Strafgewalt des Staates und das Strafrecht
zu rechtfertigen. Dann teilen fie in gewiffer Weife den Standpunkt
der Verfaffer des Vorentwurfs. welche fich zu keiner beftimmten
Strafrechtstheorie bekennen wollen. Sie meinen. wenn es keine
Strafe gäbe. könnte ja jeder den anderen nach Belieben totfchlagen.
berauben. beftehlen. ihm feine heiligften Güter nehmen. und der
Staat hätte keine Macht. um feine wichtigften Anordnungen durch-
zufeßen. weil die Haftung mit dem Vermögen und der polizeiliche
Schuß für fich allein nicht ausreichen. Gewiß. dies ift die einfachfte
Begründung des Strafrechts. Das Strafrecht ift notwendig. weil
es zur Aufrechterhaltung der ftaatn'chen Ordnung unentbehrlich ift.
und die Abfchreckung durch Strafandrohung ift nur das Mittel
zum Zweck. nicht der Zweck felbft. Aber damit können fie nur die
Strafbarkeit der Verfehlungen begründen. daß das Mittel der Straf-
androhung aufgeboten werden muß. um die Güter der einzelnen
Menfchen zu fchützen oder der Staatsautorität- Nachdruck zu verleihen.
Ob aber die Abtreibung beftraft werden muß und ob gerade die im
geltenden Recht vorgefehene fchwere Strafe gerechtfertigt ift. darüber
gibt Ihnen jenes unbeftimmte Gefühl der Selbftverftändlimkeit.
mit der Sie das Vorhandenfein der Strafgewalt im Kulturftaat
betrachteten. keine Auskunft mehr. ebenfowenig darüber. ob es an-
gebracht ift. daß die falfche unredliche Ausfage ftraffrei bleibt. wie es
das geltende Recht beftimmt. oder ob nicht vielmehr eine Beftrafung
für angebracht zu erachten ift. wie fie jeßt der Vorentwurf vorfchlägt.
Und wenn Sie erft das ungeheure Gebiet der geringfügigen Über-
tretungen vornehmen. wie das Gehen auf einem durch Warnungs- ,
zeichen gefchloffenen Vrivatwege. deffen Sie fich fo und fo häufig
wiffentlich oder unwiffentl'ch fchuldig gemacht haben. fo fehen Sie.
daß fich die Frage der Notwendigkeit der Strafe in eine Frage der
Zweckmäßigkeit verwandelt. Sie verlangen. daß ich meine Auf-
merkfamkeit zunächft den großen Delikten zuwende. und betrachten
den Gefichtspunkt der Vergeltung als den idealeren? Gut. Sie
können fich fogar auch auf die gefchichtliche Entwicklung berufen.
In den Anfängen der Kultur war bei den meiften Völkern der
Vergeltungsgedanke die Ouelle des Strafrechts. Es handelte fich
dabei weniger um die Befriedigung der perfönlichen Rachfucht
des Einzelnen. welcher gerade durch die Aufbietung der Staats-
gewalt eine Schranke gefeht wurde. als um die Genugtuung für die
verlegte Ordnung der Gefamtheit. Darum'bei den fchweren Ver-
brechen der gänzliche Ausfchluß des Täters aus der Gemeinfchaft
der Volksgenoffen (oder die Todesftrafe) und bei den minder fchweren
Verfehlungen ein genau abgeftuftes Vergeltungsfhftem. Selbft
bei der Blutrache handelte es fich nicht um eine rein private Ge-
nugtuung. fondern um die Erfüllung einer Sippenpflicht. welche

auf einer ethifch-religiöfen Vorftellungsweife beruhte. Noch heut
hält es mancher Vorfißende im Schwurgericht in einer Mordfache
für angebracht. bei Belehrung der Gefchworenen den Vergeltuugsfaß
der Bibel anzuführen. Ich will aber Grillparzer zu Hilfe rufen.
um Sie zu widerlegen. um nachzuweifen. daß der ideale Gefichts-
punkt uns nichts helfen kann. weil er zu ideal ift. „Vergelten“
heißt ein Entgelt in Geftalt eines Übels geben wie für eine gute
Leiftung ein Entgelt in Geftalt einer Annehmlichkeit. für die Ware
der Kaufpreis gegeben wird. Von einem Entgelt kann nur die Rede
fein. wenn ein Maßftab für die Bemeffung vorhanden ift; fonft
würde die Gegenleiftung. der Kaufpreis. zur Formfache. falls die
Gegenleiftung geringfügig ausfällt. oder zum Gefchenk wird. falls fie
übermäßig hoch ift. Daher feßt der Gedanke der Vergeltung im
Strafrecht voraus. daß es möglich fei. für jede Handlung ein Maß
feftzuftellen. nach dem fie beftraft werden foll. dergeftalt. daß die
Strafe der genaue Entgelt der böfen Tat ift. Bei Anwendung des
Satzes „Aug' um Auge. Zahn um Zahn“ glaubte man ein folches
Maß feftgefeßt zu haben. Aber war wirklich damals das Auge des
Künftlers nicht mehr wert. als das des Steinklopfers oder der ein-
zige Zahn des greifen nicht mehr wert als ein beliebiger Zahn des
jungen Mannes? Die Umftände der Tat konnten gar keine Berück-
fichtigung finden. Und das geltende Strafrecht? Es begnügt fich
dann. bei allen ftrafbaren Handlungen. bis auf wenige Ausnahmen.
Strafrahmen feftzufeßen. innerhalb deren der Ri ch te r die Strafe
auszuwählen hat. Nach geltendem Recht wird der Diebftahl mit
Gefängnis beftraft. Jft es ficher. daß es keinen Fall gibt. in dem nicht
eine mildere Strafe am Platze wäre? Das geltende Recht macht nur
eine Ausnahme für die Entwendung von Nahrungs- oder Genuß-
mitteln zu alsbaldigem Verbrauche. Danach kommt der Täter
mit Haft- oder Geldftrafe fort. wenn er eine Flafche Branntwein
entwendet. um fie möglichft bald auszutrinken. während eine Frau.
die fich ein paar Strümpfe für ihr frierendes Kind zueignet. mit
Gefängnis beftraft werden muß. Der Vorentwurf will hier Abhilfe
bringen und den aus Not begangenen Diebftahl an Gegenftänden
des wirtfchaftlichen Verbrauchs oder Gebrauchs ebenfo milde be-
ftrafen. wie die zur Befriedigung eines Gelüftes begangenen Ent-
wendung von Nahrungs- oder Genußmitteln. Ift es ferner ange-
bracht. den einfachen Diebftahl niemals mit der fchwerer Strafe
des Zuchthaufes zu belegen. etwa auch dann nicht. wenn der Dieb
das gefamte Vermögen eines Anderen im Werte von mehreren
hunderttaufend Mark geftohlen hat und den Ort. wo er es verfteckt
hat. nicht verraten will. um fich nach Verbüßung der Strafe des
Genuffes diefes Vermögens zu erfreuen? Der Vorentwurf fieht
bei dem einfamen Diebftahl für befonders fchwere Fälle eine Zucht-
hausftrafe bis zu fünf Jahren vor, Wir wiffen aber noch nicht. ob

der Vorentwurf Gefeß wird. und das geltende Strafrecht ift bereits
40 Jahre lang angewendet worden. Bei vielen Punkten widerfprechen
fich die Forderungen. die man an die Abänderung des geltenden Straf-
rechts ftellt. Die Regierung hielt es auf Anregung mancher Stimmen
für notwendig. daß möglichft fchnell. fchon vor der allgemeinen
Umfaffung des ganzen Strafgefeßbuches. unter anderem der Straf-
beftimmungen betreffend die Beleidigung geändert würden; voraus-
fichtlich wird aber diefer Teil des befonderen Gefeßentwurfes an dem
Widerfpruch der Volksvertretung fcheitern. Viele Strafbeftimmungen
des Vorentwurfs find von bedeutenden Kennern des Strafrechts
beanftandet worden. obfchon die Berfaffer die gefamte moderne
Literatur des Strafrechts vor Augen hatten. Der Gefeßgeber
wird niemals beweifen können. daß alle Handlungen. die er
mit Strafe belegt. auf Grund allgemeiner Erwägungen wirklich
Strafe verdienen. und daß alle Strafrahmen. die er aufftellt. wirklich
richtig bemeffeii find. Für die Beleidigung eines deutfchen Prinzen
und für die Gottesläfterung hat der Vorentwurf denfelben Straf-
rahmen beftimmt, Nicht zu reden von der noch fchwierigeren Frage.
ob die gewählten Strafmittel die richtigen find. Will doch der Vor-
entwurf die Feftungshaft ganz abfchaffen und der Geldftrafe und
Haftftrafe einen weit größeren Umfang verfchaffen als nach dem
geltenden Recht. Nun gar die Strafzumeffung durch den Richter.
Wenn Diebftahl mit Gefängnis von einem Tage bis zu fünf Jahren
beftraft werden kann. fo beftehen in jedem Falle hunderte Straf-
möglichkeiten. Niemals wird der Richter fagen können. die von ihm
verhängte Strafe fei die einzige. welche fich mit den von ihm ange-
führten Gründen rechtfertigen ließe. Nach dem Vorentwurfe foll
die Machtbefugnis des Richters noch bedeutend erweitert werden.
..Wo keine Macht ift. ift keine Vergeltung“. Medea meint dies
freilich fo. daß gerade für ihre ungeheuerliche Tat fich kein Maß
finden laffe. Aber heut bildet fich jeder große und mancher kleine
Verbrecher ein. daß feine Handlungsweife von außerordentlicher
Befchaffenheit fei. Jedenfalls läßt fich der Grillparzerfche Gedanke
verallgemeinern: Der Staat kann überhaupt keine Vergeltung
ausüben. weil ihm das Maß fehlt. Zu den vielen anderen Theorien
könnte fich fo eine Theorie der Befcheidenheit gefellen. Die Straf-
rechtspflege ift. wie die gelernte Rechtspflege. ein menfchlicher Akt.
der all den Mängeln unterworfen ift. die mit der menfchlichen
Einfeitigkeit und den befchränkten Mitteln unferes Erkenntnis-
vermögens zufammenhängen. Deshalb möge bei jedem einzelnen
beftehenden oder in Ausficht genommenen Strafgefetz geprüft
werden. ob es wirklich für das Staatswohl notwendig ift. daß die
Menfchen von der beftimmten. nicht gebilligten Handlungsweife
durch eine Strafandrohung abgefchreckt werden oder ob nicht durch
andere Mittel der genügende Schutz gewährt werden kann. Es möge

vom Staate für eine gute Kenntnis der Strafgefeße bei allen geforgt
werden. welhegdiefe Strafgefeße angehen. Es mögen politifhe Ver-
breher und andere in einem Verbreherwahn befindljhen Men-
fchen. welhe glauben. einer fittlihen Vfliht folgen und troß des
Strafgefeßes die Handlung begehen zu miiffen. milder beftraft werden.
Es mögen die Menfhen. welhe infolge fittliher Verwirrung die
Strafandrohung mit fittliher Gleihgültigkeit betrahten. eine be-
fondere Behandlung erfahren. Es möge auf den inneren Vorgang
bei dem Täter. niht auf die äußere Wirkung der abgefhloffenen
Handlung das entfheidende Gewiht gelegt werden.

Der eine Alang.

Was weißt du. Wind. ftets neue Lieder?
Die meinen haben nur einen Klang;
den fand ih immer und immer wieder.
fo oft ih mein Weh den Nähten fang.
Das ift wie der Kreislauf von Monden und Sternen.
geht ewig durh ein unendlihes Reich
in weite. aus Nebeln auffteigende Fernen
und bleibt doh immer fih felber gleih.
Ju dumpfen Worten ein ewiges Lallen
von Menfhenleid und Weh und Wahn
geht wie ein Shatten dem Erdenwallen
meines müden Dafeins ftehts voran. *

Vaul Altheer (Zürih).

-.1.-J-

M. Jafie:
Sprüche
Unbedeutende Menfchen haben oft ein fuffifantes Lächeln. um ihre innere Leere zu verbergen.
Leichter ift geheiratet als entheiratet.
In der Lotterie gibt es bekanntlich nur wenige Treffer. Die meiften Spieler find fchon zufrieden. wenn fie mit 70 herauskommen. Genau wie in der Ehe.
1
Es gibt unendlich viele Klavierfpieler - und doch nur fehr wenige Klavierpoeten. l
Ein Mann kann nie fo fch ö n . aber auch nie fo häßlich fein wie eine Frau.
Der Schlaue kommt in Berlin weiter als der Kluge.
t
Dem Kritiker geht es wie dem Kapitaliften; kommt man ihm freund-
lich. dann denkt er. man will etwas von ihm haben; kommt man ihm aber nicht freundlich. dann gerät er in Zorn.
k
Beethoven zwingt zur Aufmerkfamkeit; bei Brahms muß man fich zur Aufmerkfamkeit zwingen.
F
Ie öfter ein Theaterftück gegeben wird. defto weniger Wert pflegt es zu haben.

Freunde die einem ftets nur Angenehmes fagen- find keine Freunde.
*
Je weniger eine Dame provoziert- defto begehrenswerter ift fie.
Vlatonifche Liebe ift dauerhafter als finnliche weil fie fich nie ganz erfehöpft.
t
Der liebe Gott hat es fo eingerichteh daß der Glücklichfckninende es meift noch lange nicht ift.
Zerfplitterung ift der größte Feind des Genies,

Tony Cunnftatt:
Friedrich Lieuhard

In einer Zeit. die im allgemeinen zwar viel Wefens macht. voll
idealen Forderungen. in der aber der Einzelne über Ideale im per-
fönlichen Leben eher fkeptifch zu lächeln pflegt. als fich felbft zum
Wirken in. für und mit folchen zu bekennen. tun uns Männer not.
die ftarken Geiftes und zielbewußten Willens diefen höchften inneren
Aufgaben leben. Naturen. die ideales Menfchentum in fich tragen
und ausftrahlen mit unbefiegbarer Leuchtkraft - Erheller von
Wahrheitsbahnen. Schönheitszielen. Viele halten fich dafür. Viele
werden dafür angefehen. Und doch find es nur Reproduktivnaturen;
fie tragen in fchwacher Hand ein fremdes Licht. -- wenn es der
Sturm erlöfcht. wiffen fie nicht. wie es neu entzünden. Anders die
Schaffenden. die felber ftarke Flammen find. Solches Licht kann
nicht erlöfchen. weil es aus fich felber genährt wird - Geift. Seele.
- Herz. Gemüt - wie wir es nennen wollen. - fpeift den gött-
lichen Funken von innen heraus zu wunderbarer Kraft. Gibt es in
der Neuzeit viele folmerVerfönlichkeiten in der deutfchenLiteratur')
Ich denke. fie wären fchnell aufzuzählen. Viel zu wenig aber find
fie noch Befiß des Volkes in feiner Gefamtheit geworden. Man
wende nicht ein. daß unfer heutiges Leben zu ftark materialiftifche
Anforderungen ftelle. um noch Zeit für Vflege von Idealen zu laffen.
ja. daß das eigentliche Ergreifen idealer Lebenszwecke dem modernen
Menfchen etwas mit feinem Wefen Unvereinbares geworden fei.
Dem ift nicht fo. Wir haben vielleicht vielfach eine andere Aus-
drucksweife dafür gewonnen. wir haben ..verkleidete“ Ideale. aber
wir h a b e n fie und - wiffen es oft felbft nicht. Das B e w u ß t-
fe i n dafür zu wecken. folchen Strebenswillen zu fördern. ift der
Beruf des Dichters, Auch „Zeit“ haben wir für Ideale - trotzdem
Jeder einwenden wird. daß er ..keine Zeit“ habe. Seine Ideale
müffen eben dann in der idellen Durchdringung und Auffaffung
jeweiliger Lebensaufgabe oder Arbeit liegen. Diefe Erkenntnis
zu Tage zu bringen. liegt wieder im Beruf des Dichters. Aber nur
eines echten Dichters. der felbft ideal fühlt. fchafft und lebt - nicht
in Utopien. fondern im Boden der Wirklichkeit wurzelnd.

Friedrich Lienhard Tony Canftatt
In Friedrich Lienhard ift dem deutfchen Volk ein folcher ge-
treuer Eckart erftanden. der ihm helfen will. feine alten. inneren
idealen Güter zurückzuerobern und zu erh alte n . der fo recht
zu den Auserwählten diefes hohen Berufs gehört. Nun ift es an uns.
feine Ziele klar zu fehen. feinem Wickert breite Bahn zu fchaffen -
ihn nicht nur einem begrenzten Kreis voll Gebildeten. fondern
der Nation als Helfer und Freund zu zeigen. Wir hoffen. ein weniges
durch diefe Zeilen dazu beizutragen.
Zu den fchäßenswerteften Eigenfchaften Lienhards gehört.
daß er. obwohl unter franzöfifcher Herrfchaft als Elfäffer aus elfäffifcher
Familie geboren. doch urechteftcs D e u t f ch t u m als Dichter und
als Menfch verkörpert.
Das Elfaß wird fett alters eine Heimat des Gefanges und der
Dichtkunft genannt. Seit dem Wirken des Benediktinermönchs
von Weißenburg. Otfried. erftand eine ganze Schar von Minne-
fängern; Gottfried von Straßburg erwarb fich Unfterblichkeit durch
feine Märe von Triftan und Ifolde. Sebaftian Braut. Muruer.
Fifchart. Mofcherofch. Grimmelshaufen pflegten die Satire. Pfeffel.
der körperlich erblindete. geiftig um fo fehendere Wahrheits- und
Schönheitsfucher. hat fich fo recht in die elfäffifche Volksfeele hinein-
gefchrieben und ift wohl am beften gekennzeichnet durch die eigenen
?Worte die man in feiner Vaterftadt Colmar auf das Pfeffeldenkmal
eßte:
„Nie hatt' ich ein Gefühl gelogen.
Nie dacht' ich anders. als ich fchrieb.
Und hat ein Jrrwahn mich betrogen.
So war's. weil er mir Wahrheit fchien.“
- _ Von früheren elfäffifchen Dichtern wären noch auzuführen
Lameh. die Dichterfamilie Stöber. der Lhriker F. Otte. - fie alle
aber blieben wie Candidus. Mühl. Dürrbach. Hirtz. mehr Gehalten
ihrer Zeit und ihrer engeren Heimat. Dramatifchem Gebiet
wandte fich nicht ohne Glück Ludwig Schneegans zu. deffen Maria.
Königin v. Schottland (ein feltfam-waghalfiges Unternehmen. nach
Schiller denfelben Stoff zu dramatifieren) fogar einige Aufführungen
, in den fechziger Jahren des vor. Iahrh. an der Münchner Hofbühne
erlebte und der es auch verfuchte. Gottfrieds ..Triftan und Ifolde“
zum erftenmal für die Bühne lebendig zu geftalten. Doch kam dies
Werk nicht zur Aufführung. - Von dem auf elfäffifchem Boden
heimifchen halbfranzöfifchen. halb deutfchen Dichtern. deren es eine
ganze Anzahl gibt. fei nur Erckmann. der mit Chatrian Verbündete
und heute noch Vielgelefene. erwähnt.
In der Neuzeit gibt es keine bedeutendere Erfcheinung der
elfäffifchen Literaturzals Friß Lienhard. zugleiäj keinen deutfchen
Dichter. der ihn an Mut und Kraft im Kampf für ausfchließlich

ideale Ziele überträfef ja wenige nur, die in ähnli>)en
Bahnen wandeln.
' Fünf Jahre vor Ausbruch des deutfch-franzöfifchen Krieges
wurde Fritz Lienhard als ältefter Sohn eines fpäterhin mit zahl-
reicher Familie gefegneten Lehrers im unterelfa'ffifahen Dörfchen
Rothbach geboren. Früh zog es ihn zur Literatur und bereits während
der in Straßburg und Berlin verbrachten Univerfitötsjahre ent-
ftanden die erften eigenen literarifchen Verfuche: eine Novelle im
Wertherftil7 die idealiftifch ausklingenden Dramen„ Naphtali" und
„Weltrevolution“. - In feinem fpäter erft erfchienen Buche „Helden“-
einem Strauß von teils gefchichtlichen, teils in dichterifcher Vhan-
tafie gefchauten, teils dem Leben entnommenen Skizzen heldenhafter
Erfcheinungein hat Lienhard in der erften Skizze „Der Dichter“
feinen eigenen inneren und äußeren Entwicklungsgang während
der erften Schaffensperiode gezeichnet. Um feines heißen Strebens
willen, im Ringen fürIdeale hat er Iahre hindurch äußerlich gedarbt7
innerlich fchwer gelitten. Namentlich unter den Eindrücken eines ge-
wiffen modernen Literatentums- an das er mit fuchender Seele
und hochgefpannteften Erwartungen herangetreten war. Unter der
Erkenntnis daß allesf was je wahrhaften Dichterfeelen als hoch
und heiligf als einzig erftrebens- und darftellenswert galtf hier be-
fchmußtf verhöhnt und mit Füßen getreten wurde von folchenf
die fich als geiftigen Extrakt eines „Volks der Denker“ fühltenf als
Vertreter geiftiger „Elite“f brach Lienhards auf Edelftes und Höchftes
gerichtetef darum hier fo fchwer verwundete Natur, körperlich und
feelifch zufammen,
Er fühlte, daß nur fchleunige Flucht aus der Großftadtf deren
Staub er endgültig von den Füßen fchüttelteF ihn retten konnte.
In den heimatlichen Waldbergen fuchte er Gefundung, Und
feine im Grunde fo gefunde Schaffensfraft erftand aus der Krife
nur um fo ftärker und reiner. Seelifche Befriedigung fchrieb er fich
durch die „Wasgaufahrten'ß „Neue Ideale“ und „Gedichte“. Wie
die Sonne aus den Wolken bricht hier des Dichters unbefiegter
Kampfesmut hervorf fein freudiger Glaube an den idealen Kern
des Menfchentums. Selbft im humorvollen „Till Eulenfpiegel“
weiß Lienhard das fhmbolifch anzudeuten. -
In Gottfried v. Straßburg und der „Öl, Odilia“ dramatifiert
Lienhard zum erften Male Stoffe aus Gefchichte und Sagen der
Heimat in tiefpoetifcher Auffaffung7 wenn auch nicht überall in
durchaus bühnenwirkfamer Geftaltung. Beide Dramen wurden
in Straßburg erfolgreich aufgeführt. - Als Ergebnis von Reifen in
Skandinavien und Schottland entftanden: „Nordlandslieder“
und die Tragödie „König Arthur'J die dramatifche Darftellung des
Kampfes zwif>)en keltifchem Heidentum und Chriftentum, --
Ein 1900 erfchienenes Bändchen „Burenlieder“ leiht der Vegeifterung

für die Helden jener Kämpfe Ausdruck. während im Jdhll ..Die
Schildbiirger". den Luftfpielen: ..Der Fremde“ und „Münchhaufen“
wieder der dem Dihter ebenfowenig als ernftes Aufflammen
fremde. lächelnde Humor zu feinem Rechte kommt. -
Wollen wir aber das großzügigfte Bild von Lienhards dih-
terifcher und dramatifcher Bedeutung gewinnen. fo müffen wir
uns vor allem mit feiner Wartburgtrilogie vertraut mahen. - drei
unabhängig voneinander gefhaffenen Dramen aus den bedeutendften
Epochen der Wartburg. 1903 erfhien ..Heinrich v. Ofterdingen“,
Weiterhin ..Die heilige Elifabeth“ und als drittes: „Luther“. Der
Grundgedanke. der fih als roter Faden durh alle Shöpfungen
Lienhards zieht. ift: im Feuer des Kampfes oder der Leiden ge-
läutertes Heldentum. Und was auh für Modulationen durch feine
dichterifchen Shmphonien wogen. - immer ift der mähtige Schluß-
akkord ein: Empor! - Dabei niemals ein Sichverlieren in Ge-
fühlsüberfhwänglihkeit oder unmännliher Weichheit. ftets markige
Kraft. die in charakteriftifchen Strichen geftaltet. wie wir fie an
Rembrandts oder Dürers Radierungen lieben und bewundern.
Das ift Lienhards Kunft. - In den ..Thüringer Fahrten“ ftrömt
feine Liebe zu Thüringens Wäldern und Weimars klaffifh-geheiligter
Vergangenheit aus. letztere noh intenfiver durh die Herausgabe
der ..Wege nah Weimar“. (1905-6 als Zeitfhrift. jetzt in Buh-
form erfhienen. 6 Bde.) Hier fuht Lienhard das Frühlingskeimen.
Wahfen und Reifen zur Klaffizität deutfcher Literatur durh die
bedeutendften Zeiterfheinungen. von denen fie beeinflußt wurde.
in großen Zügen zu fchildern. Weniger ein Zufammenhang. als durch
aneinandergereihte Auffäße. poetifche Bruchftücke. die allerdings
in gewiffer innerer Verbindung ftehen. Das Verbindende. für
fheinbar fehr weit Auseinanderliegendes: - Homer. Shakefpeare.
Friedrih d. Große. Kant. Herder. Jean Vaul ufw. bis zu Shiller
und Goethe und die Urfahe für das vielfahe Abfchweifen von der
Vergangenheit zur Gegenwart. zu neueften literarifhen Erfhei-
nungen ift der Gedanke: zu zeigen. daß großes Wirken
nur von heldenhaft großer auf Jdeale gerihteter. nah vernünft-
gemäßen Grundfähen ftreng handelnder Verfönlihkeit ausgehen
kann. Mit Lienhards eigenem Ausdruck gefagt: die idealiftifhe
Linie aus der Gefamtliteratur herauszufchälen. ..Auh der Dihter
muß Held fein." - ..Menfh fein. ift auf alle Fälle
wichtiger. als Literat“. Diefe beiden Worte kennzeichnen Lienhard
wohl am kürzeften und beften. _ In den Wegen nah Weimar
wird jeder Denkende reihe Quellen der Anregung nah mannig-
fachften Rihtungen finden. - neue Beleuhtungen uns fheinbar
fo vertrauter gefchihtliher oder literarifher Verfönlihkeiten - immer
aber ein Licht unbedingter W ahrh eit. Wir ftehen bereits an
der Wende einer der beklagenswerteften Literaturperioden. (man
.q

kann auch fagen: Kunftperioden. denn ähnliches gilt für Malerei
und Blaftik - für leßtere am wenigften) in der man Wahrheit.
zumeift nur im Gemeinen und Häßlichen fu>)te und fand. Lienhard
hilft uns. wo es vonnöten mit fcharfgefchliffenem Schwert den neuen
Weg freilegen. der immer d a. aber den Meiften verborgen war.
weil Dorngeftrüpp. Difteln und Neffeln ihn überwuchert hatten.
Wenige fanden Mut und Kraft. ihn zu gehen. Viele hatten nur ein
überlegenes Lächeln. w'eil fie andere Wege für die wahren hielten.
bis diefe plötzlich in Sümpfen oder Abgründen endigten. Gibt
es wirklich einen anderen? Haben uns nicht alle Großen ftets ge-
zeigt. was uns nun Lienhard aufs Neue lehrt? Nicht he rab.
fondern emp o r! - Wuchtig klingt diefer Ton auch aus feinem
Drama ..Wieland der Schmied“. das befonders viel im Harzer Burg-
theater aufgeführt wurde.
Lienhard. der wohl eben auf der Höhe feiner Schaffenskraft
fteht. hat bisher neben kleinli>)er Anfeindung in Jahren bitteren
Kampfes auch viele Verehrung und reiche Anerkennung gefunden.
Zu den f chönften Erfolgen gehörte u. a. die rückhaltlofe Bewunderung
und Zuftimmung. die ihm vonfeiten Wildenbruchs. der Weimaraner
und des Bayreuther Kreifes (Chamberlain u. a.) zuteil wurde.
Bezeichnend ift es für den Dichter. daß er fich wohl der Anerkennung
freute. trotz keineswegs glänzender. äußerer Lebensverhältniffe
es aber ftets verfchmähte. irgendeiner Vartei oder Klique zu dienen.
..Auf fich felber fteht er fo ganz allein“ paßt für Lienhard wie für
kaum einen andern. Selbft die Leitung eines Hoftheaters. die ihm
angetragen wurde. fchlug Lienhard aus rein idealen Gründen aus.
weil ihm zur ausfchließlichen Verwirklichung feiner künftlerifchen
Gedanken und Ziele dort nicht genügend freie Hand gelaffen war. -
Vielleicht möchten folche Einzelzüge die Lefer diefes Auffaßes. die
noch nicht genügend mit Lienhards Werken felbft vertraut find.
verleiten. fich von ihm das Bild eines fehr von fich eingenommenen.
verächtlich auf die Mitwelt herabfchauenden Dichters zu machen.
Daran täten fie großes Unrecht. Nichts liegt Lienhard ferner.
Seines Wertes foll und muß fich jeder Künftler bewußt fein. will er
was Rechtes leiften. Indeffen läßt fich edle Befcheidenheit wohl
mit folchenr Stolz vereinen. und das ift Lienhards Art. Sein Beruf
ift ihm im tiefften Sinne Auswirkung der der Menfchheit dienenden
Liebe. und von heiliger Begeifterung durchglüht erfüllt er ihn.
weder von Tadel noch Lob beirrt. Er fchafft. was er fchaffen m u ß. 4
- Merlwürdig bleibt. wie])r. Wachler vor einiger Zeit fehr
richtig im „Tag“ betonte. daß faft alle großen deutfchen Hofbühnen
bisher dem Dramatiker Lienhard ihre Tore verfchloffen hielten.
Aus Tendenz kann es kaum gefchehen fein. vielmehr ift wohl der
Grund darin zu fuchen. daß das Publikum ftets nach nervenprickelnder
Senfation verlangt und erft nach und nach wieder zum Sinn für

Größe und reine Schönheit erzogen werden mußte. Einer folcher
berufenften äfthetifchen Erzieher der Volksfeele ift Lienhard. -
Auf einer Bogefenreife begriffenf machte ich kürzlich in Straß-
burg Halt und war dort fo glücklichf einer längeren Unterrednng
mit dem Dichter teilhaftig zu werden. Schlicht wie Lienhards ganzes
Auftreten als Meufchf ift fein elfäffifches Voetenheim. Er befißi noch
einen zweiten ftillen Dichterwinfel in Thüringifcher Waldeinfamkeit;
Familienrückfichten veranlaßten ihn jedoch ihm jetzt lange
fernzubleiben und fich in Straßburg der Pflege des kürzlich ver-
ftorbenen Vatersf wie der Sorge für jüngere Gefchwifter mit zu
widmen. Der Geift Lienhards ift überall in feiner Umgebung zu
erkennen: reich der Bücherfchaß, der die Wände decktf - Reprä-
fentanten edelfter Geifter aus der Blütezeit antiker Literatur bis auf
die Neuzeit. Vietätvoll find die Möbel aus altem Familienbefiß
erhalten und haben nicht einem einzigen neuen Eindringling Vlaß
gemacht, Freundlich grüßt die Wartburg von der Wand herab.
die dem Dichter fo bedeutungsvolle Schaffensantriebe gabf die
Hintergrund und Rahmen zugleich für feine größten dramatifchen
Werke bildet. Nur wenigen anderen Bildern ließen die Bücherregale
Raum. Werke zu hiftorifchen Studien bedecken den Schreibtifch
und zahllos find die Grüße und Anliegen aus aller Weltf die an
Fritz Lienhard gerichtet fich hier anhäufen. Erzählte er niir doch
wie felbft aus fernften Weltteilen ihm Kunde werdet daß feine Werke
warme Anhänger gefunden; - ein Zeichem daß Lienhards_ ge-
funder Optimismus fich laugfam, aber ficher Bahn bricht. Es liegt
etwas Siegfriedhaft-Kühnes in Lienhards Artf die doch zugleich
mit abgeklärter7 innerer und äußerer Ruhe gepaart ift. Nur diefe
wird man gewahr im perfönlichen Verkehr, In der zarten Geftalt
diefes Mannes mit den faft etwas leidenden Zügenf dem weichen
leicht ergrauien Haan den kurzfichtigen dunklen Augenf deren Aus-
druck leider durch Augengläfer etwas verloren geht (Goethe be-
dauerte das bekanntlich immer befondersf wenn ihm jemand mit
folchemHilfsmittel der Sehkraft begegnete- da es hindertf dem Seelen-
fpiegel der Augen auf den Grund zu fchauen) würde man nicht
Leicht auf den erften Blick den wagemutigenf ftarken Kämpfer fuchen7
er er ift. -
- Jm Juli 1908 erfchien in Weftermanns Monatsheften aus
K. Engelhards Feder ein Auffaß über Lienhard als Lhrifer (mit Bild).
Darin heißt es u. a. von feinen Gedichten: „fie find wie ein eifenhal-
tiger Bornf der das Blut erfrifchtf f in d nicht nur lebensfreudigf
fondern fie m a ch e n auch lebensfroh“ - - und weiterhin: „Es
geht mir bei Lienhards Gedichten wie bei Kant: „Ich werdeficherer7
ftiller. fiolzer“ - „In Lienhards Lyrik ift eben nicht nur Stimmungf
fondern auch - Weisheitf Lebensweisheit.“

Tony Canftatt Friedrich Lienhard
Der ..Tür-mer“ (der Lienhard längft zu feinen fleißigften Mit-
arbeitern zählt). bringt feit dem Herbft feinen erften Roman
..Oberlin“. der nächftes Iahr in Buchform erfcheint. Die
Handlung fpielt im Elfaß. Liebevollfte und eingehendfte Gefchichts-
ftudien an Ort und Stelle liegen auch diefem neuen Werke zugrunde.
und man hat mit Recht gefpannt diefem Erftling auf einem von
Lienhard bisher noch nicht betretenen Schaffensgebiete entgegen-
gefehen.
Eng zufammengedrängt finden wir des Dichters Richtung
in dem feinen Band ..Friedrich d. Große“ (aus d, ..Wegen nach
Weimar") befchließenden: K ein e r v e r z a g e!
Keiner verzagel
Jegliche Guttat
Die Du gegeben.
Sei es ein Wort nur
Winzig zu achten.
Wandelt fich wirkend
In Geiftchen von Licht.
Und die erfchaffnen
Scharen der Schönheit
Kehren zu Dir heim.
Der fie gedacht hat;
Kommen und dienen
Und danken dem Meifter.
Der fie gerufen
Ins rofige Licht.
Alfo erzeugt fich
Ieder hienieden.
S elbft fein Gefolge.
Ihm ift gegeben
Fülle der Gnade.
Wickingermächtig
Kann erzwingen
Königsgefolge
Oder Gezücht.
Du-fei ein König!

Rund
Geld oder Soldaten!
Sir Edward Grey vom Foreign
Office in London fetzte am 18. Ok-
tober vorigen Jahres den Mahi-
habern in Teheran als Ultimatum
drei Monate Frift, innerhalb deren
fie die Straßen in Südperfien für die
englifchen Handelskarawanen ficher
zu machen haben. Danach foll das
jahrzehntelange Siehtum der Anar-
chie und des unausrottbaren Bri-
gantentums in Perfien binnen neun-
zig Tagen geheilt fein. andernfalls
fchickt der Dr. Eifenbart in Downing
Street SW. London ein Dußend
Offiziere mit etlichen Taufend Mann
indifcher Truppen aus Gwadar oder
Karacki weftwärts. um dem kranken
.Werfer den am Meer gelegenen Lan-
desteil zu amputieren. Nur 3 Mo-
nate Zeit, um mittels Eingeborenen
und englifchen Offizieren einen
Sicherheitsdienft auf einem Neß pri-
mitiver Straßen von fünftaufend
Kilometer Länge zu organifieren. die
bis zu ahtzehnhundert iKilomete'r
entfernt von der Landeshauptftadt
liegen. - heißt mit Bewußtfein Un-
mögliches verlangen. Diefes „uni-
matum“ dient alfo als Vorwand.
Wozu? Etwa dazu. um fchon
drei Jahre nah dem Abfchluß des
leßten Abkommens zwifchen 'Groß-
britannien und Rußland zum Schluß-
akt, zur Aufteilung von Firdufis
Neth, zu fhreiten? '*
Bei der Abmahung vom Jahre
1907 hat Rußland den Löwenanteil
f cx-.-._...,a,. ._.e u
am Landbefiß erhalten. Die dem
Moskowiterreich zugeteilte Einfluß-
zone umfaßt Afferbeidfchan. Khhraf-
fan mit der Hauptftadt Teheran und
den bedeutenden Städten Tabris.
Njefht. Barferufch. Aftrabad, Ka-
fhan. Jffahan. Jedz und Mefhed.
Die Großbritannien eingeräumte
Zone im Süden ift befheiden. umfaßt
jedoch das gefamte Küftenland von
Beibehan. Bufchir, Lingab. Bender
Abbas. Djask und Gwater und be-
raubt den alten Nebenbuhler des
guten Hafens Bender-Abas für
immer; jener Hafen beherrfht die'
Meerenge von Ormuz. Der Verzicht
Nußlands auf jenen feit einem Jahr-
hundert erftrebten Hafen am Arabi-

fchen Meer genau zur felben Zeit.
als es durch den unglücklichen Feldzug
gegen Japan auf die eisfreien Häfen
von Dalny und Port Arthur am
Gelben Meer verzichten mußte. darf
als ein Opfer ganz befonderer Trag-
weite angefehen werden. Dadurch. daß
Großbritannien fich obendrein den
Sultan von Maskat dienftbar ge-
maht. kann es jeßt tatfächlich den
Berfergolf als fein mare claufum
behandeln; diefe Frage wird bren-
nend. fobald erft die Bagdadbahn
von Basta bis Kweit im Lande El-
Hafa weitergeführt fein wird.
Rußland griff fofort nah Ab-
fchluß der Abmahung - alter Ge-
wohnheit entfprehend - über Ber-
fiens Nordgrenze ins Innere, um zur
Unterdrückung rechtzeitig ausgebro-

chener Unruhen feine Truppen über Tabris und Aftrabad gegen Teheran vorzufchieben. So oft die ruffifchen Soldaten in ihre kaulafifchen Garni-fonen zurückkehren follten, fchiclte die Vorfehung eine Demonftration oder Revolution als Gottesgeißel auf irgendein Reft herab, deffen Rame vorher keines Europäers Ohr je vernommen hat; durch diefes Unheil wurde ftets von neuem der Ruffen Abmarfch in die erfehnte Heimat vereitelt. Am 14. November wurde fogar das Haus des ruffifihen Agen-ten in Kafchan von der Menge er-ftürmt. Ein ganz fchlimmer Zwi-fchenfall! Zwar erklärte die perfifche Regierung unverzüglich, in jenem Haufe wohne ihr Llntertan, der größte Spitzbub' im ganzen Werfer-land, der zur Verhöhnung feiner Nachbarn von Zeit zu Zeit eine ruffi-fche Fahne aufziehe, allein mit die-fer Verwahrung gofz die perfifche Re-gierung nur Öl ins Feuer der ruffi-fchen Entrüftung. Rußland gab den BefiheidF jener perfifche Schelm fei vom ruffifchen Konful in Jffahan als fein Agent aufgeftellt worden, und wegen der ihm angetanen Llnbill habe der Minifter der Auswärtigen Angelegenheiten Verfiens fich im Staatslleid zur -ruffifchen Gefandt-fchaft zu begeben, um feine unter-tänigen Entfchuldigungen vorzubrin-gen.

über das bedrohliche Vordringen Rußlands hat fchon im September der Bankier Lynch, der Eigentümer der Dampffchiffahrtsgefellfchaft Bag-dad-Baffora, einen Hilferuf im „Manchefter Guardian“ veröffent-licht: „Während das Verferland wahre Proben eines aufrichtigen Re-formeifers und energifihen Fortfchrit-tes gibt, was tun England und Ruß-land? Diefes weigert fich, feine Truppen aus dem nördlichen Lan-des-teile zurückzuziehen, wenn es als Entgelt nicht bedeutende Handels-oorteile erhiilt. Llnd England fchrei-tet nicht ein, um diefer Politik un-nüßer Quälereien ein Ende zu be-reiten. So lange Ruffentruppen in Werften ftehen werden, werden fie nur Unruhen ftiften) um Rußland immer von neuem den Vorwand zu geben, neue Truppen ins Land zu

fchiclen ohne Ende - - "
Allein Rußland ftellte fich taub
für alle diefe Vorftellungen. Jn-
zwifchen verfucht Großbritannien
feine alterprobte Politik des Dar-
lehns. Wer mit großen Summen
eines fremden Landes Gläubiger
wird, avanciert noch zu deffen Gb
bietet. Darum empfinden die Jung-
perfer gerade fo wie die Jungtürken
einen heiligen Abfcheu vor ausländi-
fchem Gelde. Als im Frühjahr die
langwierigen Vorverhandlungen end-
lich zu einem gewiffen Abfchluß ge-
langt waren, erhielten die geldbe-
dürftigen Werfer die Bedingungen
für ihr befcheidenes Darlehen im
Haufe des ruffifchen Gefandten zu Te-
heran eröffnet; fie lauteten:
1. Der Voranfchlag, wie die auf-
genommenen Gelder zu verwenden
find, ift den Gefandtfchaften Ruß-
lands und Englands zu unterbreiten;
2. Zwei europäifche Kommiffäre
nehmen Vlaß in der überwachungs-
fommiffion und fünf in den oberften
Ämtern der Verwaltung;
3. In ihren Einflußzonen haben
Rußland und England das Recht des
Vorzugs für den Eifenbahnbau;
4. Dringend ift die Organifation

der Gensdarmerie zur Bewachung der Straßen mit europäifhen Offizieren.

Im Frühling diefes Jahres erfchien nun ein Herr Savord Ruete als Abgefandter der ..Deutfchen Bank“ in Teheran. der Sohn der Vrinzeffin Salme Bargafch von Sanfibar. die vor dreißig und mehr Jahren oon dem Hamburger Kaufmann H. Ruete aus dem Valaft des Sultans Said Bargafh entführt wurde, Das Deutfche Reich unterftützte feinerzeit die Anfprühe der Vrinzeffin Salme gegen ihren Bruder Ali Said Bargafch bis zu dem Zeitpunkt. als der Reihskanzler von Caprivi das Taufhgefchäft abfchloß. für das unfihere Sanfibar das ftrategifch wihtige Helgoland einzuhandeln. Die deutfchen Handelsintereffen traten durch die offene Tür ein und erlangten die Konzeffion für eine deutfche Dampffchiffahrtsgefellfchaft auf dem Urmiafee und Zugeftändniffe für die Handelsftraße von Diabekr durch Kurdiftan über den Wanfee in die Provinz Afferbeidfchan. Da Rußland den Bau einer Eifenbahn von Tiflis über Eriwan und Ordubad nach Tabris mit Gabelung bei Kafwi'n nah Teheran und Jffahan plant. fo nahm Deutfchland feinen Vorteil wahr. bei den Vourparlers von Votsdam fih *den Anfhluß der Bagdadbahn von Mofful oder von Bagdad nah Hamadan und Zffahan zu fichern.

Jm Vordergrund der Berferpoli-.tik fteht die Anlehensfrage. Das weite Land (dreimal größer als das Deutfche Reich. mit einer Bevölkerung oon knapp neun Millionen Einwohnern. worunter 2.7 Millionen Nomaden) befißt reiche Raturfchäße; diefe zu' heben. wills Kapitalien. Rußland. Großbritannien und Frankreich arbeiten mit vereinten Kräften und Mitteln. Rußland. das in Madame Marianne eine allzeit willige Geldgeberin verehrt. wünfcht als Makler 21/2 Vrozent netto einzufteclen; denn es bietet den Verfern dasfelbe Geld zu 6 Vrozent an. was es in Baris mit 3% Brozent verzinft. Die Kofaken im Norden und Großbritanniens Teerjacken im Süden fcheinen mit einem und demfelben 'Kriegs-ruf zu operieren: ..Ent-

weder nehmt ihr gelben Verfer unfer
Darlehen an. oder die fremden Trup-
pen verlaffen nimmer euer Land!“
Regierungen und Banken arbeiten
einander in die Hände. Lange Zeit
hindurch lebte die englifche ..Banque
Jmperiale“ in erbittertem Kämpfe
mit der ..Banque d'efcomte et des
Vrets“; allein kaum war der deutfhe
Bankier auf der Bildfläche erfhienen.
fo fhloffen die erbitterten Konkur-
renten fofort ihren Frieden. um den
Dritten in feiner Initiative zu behin-
dern. Mit ihrem Vorfhlag zur zwei-
ten Bedingung. daß als überwach-
ungskommiffäre und hohe Verwal-
tungsbeamte fieben Franzofen ins
Verferland gerufen werden follen,
haben Rußland und Großbritannien
den geheimen Kuliffengeift auf die
Weltbühne gezerrt und die Solidari-
tät ihrer Volitik mit der franzöfifhen
Republik im fernen Offen enthüllt.
Gegen diefe finanziellen Raub-
züge. die naturgemäß mit der Ver-
nichtung der perfifchen Staatsfouve-
ränetät enden müffen. hielt der Scheik
Ilbeibulah als Abgeordneter von Ai-
din namens der Jungperfer und
Jungtürken. in Konftantinopel eine
flammende Rede; am 17. November
tagte unterm Vorfiß des Vrofeffors
Sadrel eine große Volksverfamm-

lung in Teheran. die gegen die ruf-
fifch-englifche Bedrückung Verwah-
rung einlegte und den Deutfchen
Kaifer als Schuhpatron der Moflim
anrief, Die Ehrlichkeit der deutfchen
Politik hat einen guten Klang. Die
redliche Abfuhr des Deutfchen Nei-
ches. an der wirtfchaftlichen Erfihlie-
ßung und Kräftigung der muhamme-
danifchen Länder mitzuarbeiten ohne
Eroberungsgelüfte. wird für die wei-
tere Entwickelung der perfifchen
Frage von hoher Bedeutung fein.
Dr. Franz Lipp.

Die portugiefifchen Juden auf der
Wanderfchaft

Die Welt erlebt die Wiederkehr
des Gleichen! Jm Sommer des Jah-
res 1755 ließ Don Sebaftiano Car-
valho e Melle Graf von Ageras und
Markgraf von Pombal 139 Jefuiten
gefangen feßen und nach drei Tagen
auf ein Schiff bringen. Als der Ka-
pitän den energifchen Minifter König
Jofefs fragte. wohin die Reife gehen
folle. erwiderte Pombal als Mann
von Geift: „Wir fchicken Ihre Nei-
fenden nach Rom als Gefchenk des
erzkatholifchen Landes Portugal für
den Heiligen Stuhl.“ Die ftreng
katholifchen Reiche Spanien und
Neapel folgten Portugals Beifpiel.
und am 21. Juli 1773 hob der Papft
Clemens mu. Ganganelli durch die
Bulle: „Dominus ac redemptor“ die
Gefellfchaft Jefu auf. Am 28. No-
vember 1910 erhielt Papft Pius x.
die von dem Pater Provincial Luiz
Cabral namens der aus Portugal
ausgewiefenen Zefuiten zufammen
mit dem Chefredakteur der „Civilts
cattolica“ P. Brandi ausgearbeitete
Denkfchrift: „Die Stimme der Opfer.“
Darin wird Einfpruch gegen die Kon-
fiskation der Güter erhoben. aber
gleichzeitig eingeräumt. daß die Ge-
fellfchaft Jefu. fett Pombals Gefeß in
Portugal verboten. fich unter dem
falfchen Namen: ..Vereinigung für
den Glauben und für das Vaterland"
einfchlich und nur im geheimen Per-
kehr mit dem General in Nom die
Bezeichnung: „Ordensprooinz Lufita-
nia“ gebrauchte. Das Märchen von
den fechs Miinchen. welche als Opfer
der betrunkenen Soldateska den Mär-
tyrertod erlitten. wird nicht mehr

aufrecht erhalten. dafür jedoch ein an-
derer amüfanter Schwank aufgetifcht.
Der Prooincial Luiz Cabral fchreibt:
„Wer diejenigen waren. welche mit
Priefterkleidern angetan aus dem
Jefuitenklofter Campolide feuerten,
wird nicht allzufchwer zu erraten fein;
denn auf dem Kampfplatz von Cam-
polide felber wurde ein Gefallener
diefer oerkleideten Patres gefunden.
durchbohrt von der Kugel feiner Ka-
meraden. der unter dem Priefterkleid
die Militäruniform trug.“ Danach
foll ein portugiefifcher Soldat fich ins
Jefuitenklofter eingefchlichen. dort
eine Soutane über fich geworfen und
auf feine Kameraden gefeuert haben,
um den Sturm auf Eampolide und
feine, eigene Fufilierung zu erzwin-
gen! Energifch wird von den Schüß-
lingen der Königin Amelie der Por-
wurf. daß die Jefuiten Feinde der
Republik feien. zurückgewiefen und
erklärt; „Die Gefellfchaft Jefu hat
nicht das Geringfte wider die republi-
kanifchen Einrichtungen als folihe.
Als das abfolute Regiment in Enropa
herrfchte. haben die großen Schrift-
fteller der Gefellfchaft Jefu, die auch
heute noch als Meifier in der Philo-
fophie und Theologie gefeiert find.

mit Klarheit die fundamentalen Prinzipien der Demokratie gelehrt; heute leben gerade die Ordensprooinzen, welche den größten Wohlftand und die höchfte Freiheit genießen, in republikanifchen Staaten.“ Schließlich wird fogar von der Armut des Jefuitenordens geredet!

Die von der Republik Brafilien zurückgewiefenen Jefuitenpatres Vortugals fuchen Zuflucht in Belgien und Öfterreich.

Spectator alter.

Zur Einfiihrung der drahtlofen Telegraphie auf der deutfchen Hochfeefifchereiflotte

Der erfte Verfuch zur Ausrüftung von Hochfee-Fifchereifahrzeugen mit Apparaten für drahtlofe Telegraphie ift in der zweiten Hälfte des oerfloffenen Jahres erfolgt und hat fich auf die in Geeftemünde beheimateten Herings-Dampflogger „Berthold“ und „Diedrich“, fowie auf einige dem Frifwfifchfang obliegende Danipfer erftreckt. Seitdem ift über den Verkehr der genannten beiden Dampflogger mit dem in der Nordfee zum Schutze unferer Fifchereiintereffen ftationierten Kreuzer „Zieten“ in den Mitteilungen des Deutfchen Seefifchereioereins (fiehe Nr. 10 der Mitteilungen) ein eingehender Bericht erftattet worden, der unzweideutig erkennen läßt, welchen hohen wirtfchaftlichen Wert die Neuerung für unfere fchwer ringende Hochfeefifcherei in Zukunft haben wird. In dem Berichte find rund zwanzig Gefpräche wiedergegeben, die an fechzehn nerfchiedenen Tagen mit dem Kreuzer geführt wurden. Zn den meiften Fällen betrafen fie die Fangergebniffe, indem der „Zieten“ den beiden Fangfchiffen mitteilte, welche Logger er auf See angetroffen, wo er fie angefprochen habe und was für Fänge fie gemacht hatten, während andererfeits die Dampflogger „Diedrich“ und „Berthold“ dem Kreuzer dte ihrerfeits gemachten Fänge und Beobachtungen zukommen ließen Die auf Grund diefer Mitteilungen möglich werdenden Vergleiche der Fangergebniffe führten dazu, daß diejenigen Logger, die minder begün-

ftigt gewefen waren, bereits im Laufe des nächften Tages die reicheren Fanggründe auffuchen konnten und infolgedeffen Fänge machten, die fick) bis zu dreißig Kantjes (Tonnen Heringe in der auf See iiblichen Packung) pro Nacht höher ftellten als vorher. Die Verftändigung zwifchen den Dampfloggern und dem Fifchereikreuzer gelang in einem Umkreife bis zu feohzig Meilen, würde fich aber entfchieden noch beträchtlich weiter, ja über das ganze für die Heringsfifcherei jeweilig in Frage kommende Gebiet der Nordfee erftreckt haben, wenn man mehr Stationen, d, h, mehr mit Funkfpruchapparaten ausgerüftete Logger zur Verfügung gehabt hätte. Immerhin aber waren die gewonnenen Nefultate nach Beendigung der Saifon derartige, daß der Bericht des Deutfchen Seefifchereioereins nicht anfteht, die Ergebniffe als ein „markantes Zeichen des Beginns eines neuen Entwickelung-sabfchnitts der Seefifcherei“ zu bezeichnen,

Doch nicht dem Austaufch von Mitteilungen über Fangergebniffe allein dienten die ftattgefundenen Gefpräche. So hatte einer der Dampflogger mit einem fremden Fangfchiffe eine Kolliffion gehabt und

wünfchte. den Sachverhalt zu Protokoll zu geben. Die drahtlos abgegebene Meldung erreichte den Fifchereikreuzer „Zieten“ und veranlaßte diefen. ohne Säumen die Unfallftelle aufzufuchen. Als er eintraf. fand er bereits das holländifche Fifchereifchuhfchiff. das mit der Aufnahme des Tatbeftandes befchäftigt war. an Ort und Stelle. Für den Kapitän des deutfchen Loggers erwies es fich nun von befonderem Vorteil. daß er den Sachverhalt in feiner Mutterfprache zu Protokoll geben und von deutfchen Zeugen beftätigen laffen konnte. In einem andern Falle diente der funkentelegraphifche Verkehr mit dem Fifchereikreuzer dazu. das ungenaue Befteck des Loggers. der neue Fanggründe auffuchen wollte. zu berichtigen. Wenn auch in diefen beiden Fällen eine eigentliche Not der Fifcher fahrzeuge nicht vorlag. fo zeigen fie doch. daß in Fällen. wo Hilfe dringend erwünfcht erfcheint. bei allgemeinerer Einführung der drahtlofen Telgraphie diefe Hilfe rafch zur Stelle fein kann.

Über die Nefultate. die non den .mit Funkfpruweinrichtungen oerfehenen fünf Fifchdampfern erzielt wurden. find detaillierte Veröffentlichungen unferes Wiffens allerdings noch nicht erfolgt. weil die maßgebenden Stellen den Zeitpunkt anfcheinend noch nicht für gekommen erachten. fondern einen gewiffen Abfchluß der Verfuche abwarten wollen. Allgemein aber verlautet. und der dem 3. Schiffahrtstag kürzlich vorgelegte Jahresbericht beftätigte dies. daß auch für den Frifchfifihfang die Einführung der drahtlofen Telegraphie von erheblichem Ruhen gewefen ift. indem mit Hilfe derfelben nicht nur beffere Fänge erzielt werden konnten. fondern fich auch den Kapitänen die Möglichkeit bot. bereits von See aus ihre Fänge. nach Sorten gefondett. für die Verfteigerungen anzumelden und andererfeits noch auf See von ihren Needern Weifungen entgegen zu nehmen. welcher Markt jeweilig angelaufen werden folle. wodurch fich Zeit und Unkoften erfparen ließen. Daß die mit den fünf Fifchdampfern gemachten Erfahrungen durchaus befriedigen müffen, erhellt außer-

dem aus dem Umftande, daß der
Deutfche Seefifchereioerein inzwifchen
einen Schritt weiter gegangen ift und
gegenwärtig vier Hochfee-Segel-
fifchereifahrzeuge. darunter zwei Fin-
kenwärder und einen Blankenefer
Kutter. fowie den vielgenannten
Motorkutter ..Vräfident Herwig‟
ebenfalls mit Einrichtungen für den
Funkfpruchverkehr ausrüften und ihre
Führer auf der Hamburger Naviga-
tionsfchule in der Bedienung der
Apparate ausbilden läßt. wofür die
Koften vom Neichsamt des Innern
(Neichsfifchereifond) hergegeben wer-
den. Vekanntlich haben die Winter-
ftürme der letzten Jahre unter der
Segelfifcherflotte ftark aufgeräumt-
Die vielen Totalverlufte ließen erken-
nen. daß die Fifcher auf hoher See
von den Stürmen völlig überrafcht
worden fein mußten. fo daß fie felbft
mit Preisgabe ihrer Netze oder fon-
ftigen Fanggefchirre nicht imftande
waren. einen fchiißenden Hafen zu er-
reichen. Da die Segelfifcher - die
Finkenwärder fowohl als auch die
Blankenefer Fahrzeuge auf See
vorwiegend zu Gruppen vereinigt auf
den Fifchgründen arbeiten. dürfte es
in Zukunft möglich fein. fie von Nord-
deich bzw. einer andern drahtlofen

Station aus von dem Herannahen der atmofphiirifchen Strömungen fo frühzeitig zu unterrichten, daß fie ihre Maßnahmen danach treffen können. Die vermehrte Sicherheit des Betriebes aber in Verbindung mit reichlicheren Fängenx, wie fie nach der Einführung des Funkfpruchoerkehrs allgemein zu erwarten find, wird geeignet fein, den weiteren Niedergang der Hochfeefifcherei nicht nur aufzuhalten, fondern dem mehr als hundert Jahre alten Gewerbe vorausfichtlich auch einen kräftigen Jmpuls zu neuem Auffchwunge geben, was fowohl im Jntereffe unferer Hochfeefifcher als auch der [Kaiferlichen Marine, die aus den Kreifen der Seefifkher ihr beftes Rekrutenmaterial bezieht, mit Freuden zu begrüßen ware.

C. Lund.

Ein Anarchift der Gefühle

„Der Fremde“ von Nen-.4. Schickele.

Aus gewiffen kurzlebigen Zeitfchriften kann man etwas von den tieferen Herztönen junger Kulturen heraushorchen, Wer auf diefen mittelbaren Herzfchlag achtet, kennt fchon feit Jahren Nenä Sthickele, - feine kleinen! faft wütig-temperamentoollen Effays über Gedichte, Dinge des Tages, Tänzerinnen, über alles, was auf die Nerven wirkt. Gr ift ein „Verferker mit zuckenden Händen“, einer, deffen Empfindlichkeit ungewöhnlich ift, wie feine Kraft. Jn allem, was er fchreibt, ftrömt er fich fchmerzhaft, in glückfelig empfundenen Schmerzen, ganz aus, wirft fich, wie eine Holothurie unter dem Griff des Forfthers, gleichfam aus feiner Haut heraus, um mit animalifcher Gewaltfamkeit aus der nächften Jmpreffion wieder neu gebildet zu werden.

Schon der ganz junge, der fiebzehnjährige Schickele, der vor bald zehn Jahren im Elfafz ein Sturmblatt herausgab und fo etwas wie das Haupt einer literarifchen Räuberbande wurde, war ganz fo, wie heute der in feinen perfönlichften Formen kriftallifierte, ausdrucksf'cihiger gewordene Dichter eines dokumentarifchen Romans ift, wi' vor ein paar Jahren der Verfaffer eines

Bandes aufraufchend wilder, nur für
ihn ganz beftimmter Rhythmen war,
die er als „Gedichte“ herausgab. Es
ift, als ob alles Äußere ihm nur
Material wäre, das an feiner Form
nichts ändern kann. Als ob er ge-
nau fo geworden wäre, wenn er
ganz allein in Eisbergen füße -' ein
intellektueller Nobinfon Crufoe, der
der Dienftbarkeit der Welt nur auf
eigene Fauft teilhaftig werden kann.
Nun hat er aus dem Chaos von
Eindrückenj die fein Leben waren,
etwas wie den Roman feines Lebens
bilden wollen, Er glaubte, fich aus
feiner elfäffifchen Heimat heraus er-
klären zu können, als ein Produkt
aus Franzöfifch und Deutfch in ihrer
erzwungenen Vermengung.
Deshalb verlegte er feine Geburt
in das Kriegsjahr: Vaul Merkel,
fein Held, mit dem ich ihn identifi-
ziere, wird geboren, während fein
Vater als franzöfifcher Offizier in
der Schlacht bei Wörth fällt, So
wöchft er unter der erften Generation
des germanifierten Elfaß auf und
könnte nun fo recht ein typifcher
Deutfch-Elfäffer werden.
Jn Belfort wird ein Nachefeft ge-
feiert, aus dem die franzöfifihe

Seele aufzifcht und heiße. wütende
Lichter hin über die Grenze wirft -
die Trikolore weht über den Tag,
und Paul Merkel fteht aus ihren
Farben etwas Erwärmendes, die
Farben der Liebe. Der rote Löwe
von Belfort „hängt wie ein unge-
heurer Fetifch im unreinen Schein
einer Feuersbrunft - als ob er im
niichften Augenblick aufftiinde und die
Felswand auseinander fprengte."
Die Marfeillaife bricht aus den Maf-
fen heraus, ein Orgelpunkt aller
Äußerungen der Taufende - e'r
glaubt, fie zu fehen. Und als er
nachts zu feiner Mutter zurückkehrt,
fagt Paul Merkel: „Mutter, ich bin
hier in Frankreich fo warm und
glücklich! Du bift ja ganz Frank-
reich für mich_ Ich habe dein Herz
gefehn, Mutter, das war fchöner als
die Sonne. Ganz bunt vor Liebe
und warm . . . .“
Später fucht fich Paul Merkel in
Paris eine Heimat. Paris ent-
täufcht ihn; er hatte erwartet, ein
freies Land zu finden, in dem das
Volk fein eigener Herr fei. Er findet
„einen Kampf ums Dafein, etwas,
worin er eine unoerfchämte Don
Quixotterie erkennt, eine Orgie der
Dummheit, in der der Größenwahn
der Mittellofigkeit zum Gefeß er-
hoben war.“ Eine Hölle fcheint ihm
diefe Republik, „Die einzige anftän-
dige Haltung, die man einnehmen
konnte, war, zu zeigen, daß man die
Hölle verachte" Er verfucht, Lite-
rat, Sozialift zu werden, lernt die
Hauptakteure feiner Partei verachten
und reißt fich los.
Seine Mutter verfchwindet aus
feiner Welt, und endlich verläßt er
auch feine Geliebte, die hinreißend
ergebene, tief weibliche Malva. Er
löft fich von allem, was Menfchen
aneinander bindet, Nation, Partei,
Familie, der Geliebten, um fich ganz
als Fremder zu fühlen, den ungeheu-
ren Gefühlen der Einfamkeit'iiber-
laffen.
Soweit der Roman des Elfäffers,
der mir nicht typifch fcheint. Frei-
lich hat die Stunde, in der fein Held
eingebettet in das Blut feiner Mut-
ter lag und fie es fpiirt, daß irgend-
wo fein Pater mit tapferen Augen
das Leben unter preußifchen Säbeln

läßt, feine Seele fo wild gemacht, fo
offen für Schreie und Farben; der
Tag von Belfort hat ihm den Sinn
für Symbole in die Reroen geprägt..
Die Atmofphäre von Rationalhaß,
die ihn umgab. als er heranwuchs,
hat mit ihrer Glut alles in ihm zu
rafcher Entwicklung getrieben. Die
Enttäufchungen von Paris haben
feine Loslöfung vom Leben der an-
dern befchleunigt. Aber dennoch
glaube ich, daß andere Ereignifie
unter anderen Bedingungen denfel-
ben Paul Merkel hätten erftehen
laffen, der fich eines Reifetages plötz-
lich bewußt wird, ein Fremder zu
fein, überall. und der fich mit den
geöffneten Organen des Losgelöften,
mit den Augen des nie Gefättigten,
dem „großen Pan der Reifen und
der Vox Angelica feiner Orgel, dem
D-Zug“ gibt, der fich jedem Eindruck
hinwirft und von Sekunde zu Se-
kunde fchriitweife lebend endlich da-
hin gelangt, eine Tote lieben zu
können!
Darin liegt es: der Fremde ift
er, weil er aus den Banden feiner
Kultur herauswifl, weil er nicht
unter Feuerlijndern oder Südfee-
Jnfulanern geboren ift Halb Kind,
halb Barbar. zitternd vor Erreg-

famkeit. empfänglich wie die Emul-
fion einer photographifhen Vlatte
- in einer Welt von Menfchen. die
vorwärts. rückwärts blicken. Fäden
fpinnen und Türmhen bauen.
So verliert diefer Roman immer
mehr der Handlung Ramen. Ein
erkennbarer Lauf führt zur Höhe
jener Barifer 'Krifen mit ihrer letz-
ten Sezeffion - dann ftürmt das
ganze elementare Stück Leben. das
Vaul Merkel heißt. und feine Ge-
fhihte mit ihm und die Gefhihte
aller Menfhen diefes Buhes. in
weißen Flocken über die Riffe.
So ift dies Buh kein Roman,
fondern ein Dokument des Jmpref-
fionismus. der dem Shreibenden
den Stoff aus den Händen reißt
und fich felbft gibt. als etwas niht
zu Befchreibendes.
Der Knabe Vaul Merkel fühlt.
..man muß Kind fein. um niht
verloren zu gehen. Wiffend unbe-
deutlich.“
Der Erwahfene fagt: ..Wir müf-
fen fanatifhe Jmpreffioniften werden.
die von der Hand in den Mund
leben. wir müffen gründlich verzich-
ten. aber unbedingt und bis auf den
Grund der Seele verzichten. Man
findet nirgends eine Siherheit. als
im fchrankenlofen. feelifchen Anar-
chismus . . . Wir haben alles Dikta-
torifhe abgelegt und wandeln als
Barfüßler in feelifhen Bezirken.
Wir erfreuen uns einzig der Erinne-
rung: Alles Schöne lebt unvergäng-
(ih in uns weiter .weil es unabhän-
gig vom Gegenftand ift. der es uns
vermittelt hat.“
Die kritifche Frage wäre alfo
nicht: Jft Shickeles Buch ein Ro-
man. der Roman des notwendig
Fremden. das gelöfte Problem deffen.
der von den Dingen beherrfht wird.
fondern nur: Jft etwas an diefen
Zmpreffionen. find fie Beweife für die
Sehkraft eines Ungewöhnlihen.
geben fie etwas?
Ich glaube. in allem. was ich hier
fchrieb. habe ich mein „ja“ vielfach
gefprochen. Ein Brevier ift dies Buch
- eine lyrifche Anthologie in Vrofa.
fo ftark. daß jedes Stück erfhreckt.
fo mufikalifch und fo pittoresk. daß
man endlich nicht weiß. ob man alles:
dies Lied der Heimat. dies Wirbeln

der Städte und Menfchen. dies ele-
mentare Liebesleiden. vor allem aber
das große Spiel des Meeres und das
Lächeln Venedigs - in Klängen. in
Farben oder in Worten genoffen hat.
Mit Entdeckeraugen ift hier jedes
Vartikel des Lebens gefehen. der
Stimmen des Ozeans find mehr ge-
worden. ein neuer Klang von Liebe
aufgefprungen. Dem Schnellzug, dem
Hotelzimmer. dem Bahnhof find
Stimmungen entriffen. die noch kei-
ner geben konnte.
Ich vergleiche Shickele niht und
fuhe keine Beziehungen; es ift. trotz >
manher Verwandtfchaft. etwas ganz
Eigenes hier. die Erhabenheit einer
Individualität! Sie mag an Vielen
abgleiten. denen das Organ für diefe
perfönliche Rote fehlt. der gute
Empfänger wird diefem Geber viel
danken.
Wenn das Buch einen Fehler
hat. ift es niht der. daß es kein Ro-
man ift. fondern. daß es faft einer
geworden wäre und manchmal einer
werden fo llte. Es könnte ganz zu-
fammenhangslos fein. wie man es
auch lefen kann und fogar lefen follte.
Aus den vielen Gefängen des
ekftatifh durhlebten Lebens. das
dies Buh füllt. will ich hier. aus

lauter gleich Schönem heraus. die
leßte Stimmung geben, die mir als
Beweis dienen fall:
..Ellen ftarb langfam. wie die
Tage heißer wurden. Paul faß helle
Nächte lang in den Eascinen. an
großen Wiefen. die wie Seen waren.
zwifchen fchimmernden Taxushecken.
die vom Himmel nur ein kleines. tief-
blaues Stück mit zitternden Sternen
fehen ließen. im Gefang und in den
Düften. und fühlte Ellen fterben.
Aber er empfand ihren Tod als eine
lehre Verwandlung: in ihrer grenzen-
lofen Hingabe löfte fich Ellen ganz in
ihn auf. er wurde ihr lebendiges
Grab . . .
Sie rief ihn nicht. und er wagte
nicht. ihrer beiden erhabenfte Ein-
famkeit, die fich für immer vereinen
follte. zu ftören. Er ließ fie fterben.
Endlich. am Morgen nach ihrem
Todestag. fah er fie. Sie erfchien
ihm wie das Spiegelbiko einer ent-
fchwundenen Geftalt. das wunder-
barerweife in einem ftehenden Waffer
zurückgeblieben ift und nur ganz leife.
aber unaufhaltfam verfinkt. Er
beugte fich über fie. um ihren Mund
zu lüffen, auf dem wie die Verfteine-
rung einer Blüte ihr Lächeln lag; er
tat es nicht, Er betrachtete ihn nur.
wie er noch nie ein Ding betrachtet
hatte; er hielt ftill. weil diefer Mund
fich deutlich in feinen eigenen Lippen .
formte, Als er ihn ganz aufgenom-
men hatte. erhob er fich. trat an einen
Spiegel. der neben dem Bett hing.
und küßte ihn.“
Balder Olden.
Vublikumsgloffe
lier“.
Was Dresden. Miinchen und an-
dere Mufikftädte fchon glücklich hinter
zum „Kofenkaoa-
fich haben. das großgefchrieene mufi-
kalifche Ereignis „Der Nofen-
kavalier“. in welchem der Ton-
dichter der wildbrünftigen „Salome"
walzerträllernd und in fchlechter Mo-
zartmaske und der Dichter der düfte-
ren „Elektra“ abwechfelnd zuckerfüß
girrend oder dann wieder im derben
Wäfchermädelton der Wiener Maria
Therefienzeit kommen. wird ja nor-
ausfichtlich unter Beihilfe von Fach-
rezenfion und Eefchäftsreklame bald

Welteigentum. Eemeingut des Pu-
blikums - dies- und jenfeits des
großen Waffers werden.
Wie fchon die überfchrift zeigt. er-
greife ich nicht als beftellter. berufe-
ner oder beeideter Fachkritiker das
Wort zum „Nofenkaoalier“. Nur als
befcheidenes Teilchen des großen
mechanifchen Gemenges „Publikum“.
das der chemifch fefteren Kenneroer-
bindung gegenüber - zumeift nur
als quantitä - oft fogar als quan-
tite negigleable gilt.
Als folches Partikelchen kümmern
mich die gelehrten und halbgelehrten
Hinweife auf kontrapunktiftifche Ef-
fekte. auch etwaige Orcheftrierungs-
großtaten der Vertonung durch Rich.
Strauß. ebenfowenig wie entdeckte
Spuren von Erdgeruch und richtiger
Milieuftimmung im Texte von Hugo
v. Hofmannsthal.
Zwei Eindrücke bin ich bei der
Vorführung diefes mufikalifchen Er-
eigniffes. fiir das fich doch gute Dar-
ftellung. Neinhardt'fche Jnfzenie-
kunft einfeßten. nicht los geworden.
Und diefe beiden Empfindungen
follen es auch rechtfertigen, daß ich
mir geftatte. ein Publikumsurteil
auszufprechen. das fich nur zum
kleineren Teil mit dein Tamtam
deckt. das für die angebliche Mufik-

komödie als heitere Errungen-
fchaft modernen Geiftesfchaffens
angefrhlagen wird. Erftens kommt
man im Nofenkaoalier - ich wieder-
hole, „man“ ift hier nur Publikum
- nicht einen Augenblick weder durch
die Mufik noch durch die Dichtung
darüber hinweg, *daß hier zwei fonft
akkreditierte Talente fich abfeits
oder vielleicht auch jenfeits
ihres Könnens betätigen, nur
um zu zeigen, daß fie auch „das‟
können, wenn fie es nur wollen.
Könnten fie es aber tatfächlich, würde
fich diefer Eindruck gewiß nicht feft-
feßen. Zweitens haben weder Mufik,
fo viel Wiegen und Biegen im
Walzertakt auch künftlich hineingelegt
wurde, noch Text der „luftigen“ Ko-
mödie auch nur ein Moment auf-
richtigen Lachens, einen Augen-
blickausbruch von Heiter-
keit im Auditorium auslöfen
können. Im „Nofenkaoalier“ lacht
niemand, weint niemand, vergißt
niemand, daß er eine gekünftelte
Extratour von zwei auf andere Ton-
art geftimmten Meufcheu vor fich hat.
Mehr zu fagen ift fiir eine Gloffe
aus dem Publikum über eine „luftige
Mufikkomödie‟ kaum nötig.
Frhr. o. Stetten (Miinchen).
Robert E. Peach, Die Entdeckung des
Nordpols. Etwa 400 Seiten Text
mit iiber 100 Abbildungen. Preis
elegant gebunden 15 oil. Verlag
von Wilh. Süßerott, Berlin W. 30.
Als im September des Jahres
1909 der Telegraph die Nachricht ver-
breitete, daß es dem amerikanifchen
Forfchungsreifenden Robert E. Peach
gelungen fei, den Nordpol zu erreichen,
zweifelte mancher, ob das wohl wirk-
lich der Fall fel, denn von den Nei-
fenden, die den Kampf um den Nord-
pol aufgenommen haben, war jeder
immer nur eine verhältnismäßig kurze
Strecke über den äußerften Nord-
punkt feines Vorgängers hinausge-
kommen. Nur Fridtjof Nanfen war
es bei feiner kiihnen Fahrt mit der
„Fram“ befchieden gewefen, feinen
Vordermann um 300 Kilometer zu
überholen. Aber 5 Jahre fpäter war
der Hauptmann Cagni von der Ex-
pedition des Herzogs der Abruzzen
wieder um 50 Kilometer über Nanfen

hinausgekommen. Und diefer nörd-
lichfie Punkt Eagnis war noch 385
Kilometer vom Pole entfernt, eine
Strecke von Berlin bis Frankfurt am
Main! Dabei ift das Eis des Po-
larmeeres nichts weniger als glatt
und eben, fondern im Gegenteil das
denkbar fchwierigfte Gelände, ein
Trümmerfeld von Eisklippen und
Eisfchollen aller Größen und For-
men. Wenn *man aber das eben er-
fchienene Buch von Pearr) über die
Entdeckung des Nordpols gelefen hat,
fo muß man fagen: es ift kein Zwei-
fel mehr möglich, Peary hat den
Nordpol erreicht! Seit dem Jahre
1886 hat Pearr) mit dem ewigen Eife
gerungen. Die Zeiten zwifchen den
einzelnen Reifen benutzte er, um die
Ergebniffe der letzten Expedition auf-
zuzeichnen und um die nächfie vorzu-
bereiten. Den Nordpol Zu erreichen,
war ihm Spdrtehrgeiz und nationale
Eitelkeit.
Als Penn) am 6, Juli 1908 mit
feinem befonders ftark gebauten
Schiffe aus dem Hafen von Neuyork
abdampfte, um feine achte Reife in die
Arktik zu beginnen, war er 53 Jahre
alt. Im hohen Norden an der Grön-
landkiifte nahm er eine ganze Anzahl

von Eskimofamilien und 246 Hunde
an Bord und kam nach einer höchft ge-
fahroollen Reife durch den mit trei-
benden Eisbergen gefüllten Smith-
fund und Nobefonkanal am 5. Sep-
tember bei Kap Sheridan an, dem
nördlichften Punkte. den je ein Schiff
mit eigener Kraft erreicht hat. Die
letzten Herbfttage benützten die Män-
ner. um Nenntiere. Mofchusochfen
und Eisbären zu jagen. damit die
Expedition während des Winters fri-
fches Fleifch hätte. Dann begann die
fiinf Monate lange Nacht! Schon
wenn man die Worte ausfpricht: fünf
Monate lange Nacht. fühlt oder we-
nigftens ahnt man. wie fürchterlich es
fein muß, fie zu ijberftehen! Sobald
es wieder anfing. dämmerig zu wer-
den _ am 1. März 1909 - ging die
Expedition auf das Eis des Volat-
meeres. eine ftattliche Schar. zufam-
men 24 Männer. 19 Schlitten und 133
Hunde. Nach ungeheuren Anftren-
gungen kam Wear-,n am 6. April am
Nordpol an. Aber er hatte nur noch
feinen Negerdiener und vier befon-
ders intelligente und kräftige Eski-
mos bei fich. die fünf weißen Beglei-
ter und die andern Eskimos hatten
vorher umkehren müffen. da es nicht
mögli chwar. für alle Männer ge-
nügende Nahrungsmittel mitzuführ-
ren. Nachdem zahlreiche Beobachtun-
gen ausgeführt waren, verließ die
Expedition am 7. April den Nordpol
und erreichte unter Aufbietung der
letzten Kräfte am 23. April die Küfte
wieder. In 54 Tagen war alfo
Beach faft 1500 Kilometer über die
Eiswüften des arktifchen Meeres da-
hingezogen. - eine fportliche Rekord-
leiftung. der kein anderer Nordpol-
fahrer etwas ähnliches entgegenftellen
könnte! Nachdem das viele Meter
dicke Eis des Smithfundes aufge-
brochen war. trat Vearys Schiff am
18. Juli 1909 die Rückreife an und
kam am 5. September in Indian Har-
bour an. von wo der Telegraph der
Welt die Nachricht übermittelte. daß
der Vol entdeckt fei.
Bearys Buch über die Entdeckung
des Nordpols bringt eine Fülle von
exakten wiffenfchaftlichen Beobachtun-
gen. Befonders intereffant ift die
Schilderung von dem Leben und den

Sitten der Eskimos. Aber das Werk
ift dabei nicht gelehrt. fondern im
Gegenteil amüfant und fteenweife
fpannend wie ein guter Roman.
Einen befonderen Netz hat Vearys
neues Buch in den mehr als hun:
dert zum größten Teil wundervollen
photographifchen Abbildungen. Als
Gefchenkwerk für jeden Gebildeten
von größtem Reiz. *F

Muï¬kbeigabe

lim-298 hiuZikZtÃ¼ok l.
Robert Lise', 0p, 7 [Left l.
Kudjx. e] 3a...

"1.170,

'
"WW
XY Kp(>

x ' Z -N *-

Muï¬kbeigabe

ein ("kein
' rasche.-

Zu nnfrcr Mnfikbeigabe

Robert Ebel

Der Zufall fpielte mir kürzlich ein ziemlich umfangreiches Mufik-heft in die Hände. den ..Hieronymus Lorm-Chklus“ von Robert Ebel op. 6 (Verlag: Eifoldt & Rohkrämer. TempelhofBerlin). Nicht weniger als 19 Lieder waren darin vereinigt. die übrigens auch in einer Einzelausgabe vorliegen. Von vornherein war mir klar. daß nur ein ernft angelegter. mit tiefem Gemüt begabter. poetifh fiihlender Mufiker fich gerade diefe Texte zur Kompofition gewählt haben kann. Je mehr ih mich aber in diefe Liederfammlung vertiefte. defto mehr kam ih zu der Ueberzeugung. daß ihr Autor fie nur aus innerftem Drange. aus wahrem Herzens-bedürfnis gefchaffen haben müßte. Jedenfalls hat er die rihtigen Töne für die oft ja recht wehmutsvollen Texte des Dichters gefunden. Das muß man auh anerkennen. felbft wenn man mit Einzelheiten der Auffaffung niht ganz einverftanden ift oder manches gequält und mühfelig findet. Offenbar ift Ebel. der diefen Chklus fchon 1909 her-ausgegeben hat. als er ihn fchuf. nah vielfah ein Ringender gewefen. Veröffentlicht lag von ihm nah ein Heft ..Wanderlieder“ op. 5 vor. deffen nähere Bekanntfchaft zu mahen fih auh lohnt.

Daß Robert Ebel ein wirklicher Tondichter ift. daß er zu der großen Maffe der auf äußere Er-folge bedachten. rafch und ohne innern Antrieb produzierenden Tonfeßer niht gehört. läßt fich aus dem Klavierftiick deutlih erkennen. das mit Bewilligung des Verlags Eifoldt & Rohkrämer hier oeröfient-liht werden darf. Es eröffnet eine Serie ..kurzer Klavierftücke“. die Ebel vor wenigen Tagen als op. 7 herausgegeben hat. Alle diefe 10 Stücke. die zum Teil übrigens ebenfo wie die Begleitung zu dem ..Lormcvklust' den Klavier-fpielern keineswegs leichte. aber ftets iniereffante Aufgaben zuweifen. ftehn inhaltlih hoh iiber der ge-wöhnlihen Klavierliteratur und weifen ftets eine perfönliche Note

auf. In ihnen gibt der Kompo-
nift auh fchon freier. um nicht zu
fagen. innerlih gefeftigter als in
dem ..Lormcyklus“. feine Lebens-
auffaffung ift nun auh nicht mehr
eine einfeitig fhwermiitige. viel-
mehr kommt ein gewiffer Frohfinn
und Humor gelegentlich in durch-
aus gewinnender Weife zum Durch-
bruch. fodaß fich diefe kurzen
Klavierftiicke ficherlich einen viel
größern Freundeskreis gewinnen
werden als der tiefernfte ..Lorm-
chklus“. der auh nur von wirk-
lihen Vortragskünftlern völlig er:
fchöpfend zu Gehör gebraht werden
kann.
Ueber den Lebenslauf Ebels ift
nur wenig zu fagen. Geboren ifi
er 1874 in Berlin. wo fein Vater

königlicher Kammerinufiker (Fagot-
tift) war. Er verlor ihn fchon
mit 31/2 Jahren und wurde von
feiner Mutter erzogen die ganz
fchroff feinen mufikalifchen Neigun-
gen entgegentrat. obwohl an feinem
Talent kein Zweifel war. da erx
ohne Klavierunterricht gehabt zu
haben fchon frühzeitig ganz von
felbft Konipofitionsoerfuche unter-
nahm. Seine fehr fenfible Natur
litt außerordentlich unter diefer
mufikalifchen Abneigung feiner
Mutter. die es aber doä) zuließ.
daß er nach feiner Konfirmation
wenigftens in eine Mufikalien-
handlung zur kaufmännifchen Aus-
bildung eintrat. Erft nach dem
Tode feiner Mutter. als er fchon
alt warl konnte er das Klavier-
fpiel erlernen. Noch vier Jahre
blieb er als Gehilfe in dem Mufi-
kaliengefchiift. dann aber machte
er fich frei. um ganz der Mufik
zu leben. Seinen Lebensunter-
halt mußte er freilich zunächft fehr
kiiinmerlich durch fchlecht bezahlte
Stunden friften. aber mit eifernem
Fleiß ftudierte er bei Wilhelm
Zeißx einem Schüler Friedrich
Kiels/ Theorie und bei Philipp
Scharwenka Klavier! um fich
durchfetzen zu können. Wenn er
auch heute noch ziemlich weiß
wenigftens als Komponifh von
diefem Ziel ift (das zu erreichen
fiir ihn. der auch heute noch höchft
fenfibel ift und abfeits von der
Heeresftraße feiner Gedankenwelt
lebt. fo braucht er doch namentlich
feitdem er Lehrer an dem bekann-
ten Konferoatorium Klindworth-
Scharwenka ift. fich nicht mehr
durchzuhungeriy wie in den erften
Jahren. nachdem er dem kauf-
männifchen Beruf Valet gefagt
hatte.

prof. ()r. Willi. .Altmann

Für den gefaniten Inhalt verantwortli : [)r. E. E. Friedegg in S öneberg *-
Redakteur der Mufifbeigabe: Alex Judas ohn in Berlin. - Druck von
'chard Falk.
Berlin W. 66. Leipzigerftr, 115f16.
Unverlangte Manufkripte fenden wir nicht zurück. wenn ihnen
k nicht Rückporto beiliegt. _-

32()

"4'
'.1'

Ein angebliher It ub e n s
(Die Figuren an der Seite ftanlmcll
zweifellos von einem geringem Bible()
| N...

**I NZZ(x'

7*,
e
.a
F* -
e
. 7
HW; ELW

W5 UFSâ€œ :Zeitfch riï¬enxYerlag GmbH:
u - Be'clinWZo/TiaunjkeinerfkrZ
55. Jahrgang. 8d. 157. Heft 451. Erftes Zuniheft l9!!

.2) an Ã¤erneuenK n v re'n'
&Viel (ng-Gelellf'ehafkc e 1 WW
unFWeffinEg-Hoehlchule gucYc-rlin.

Das Note Kreuz
I.
Als der unfterblihe Genius Dantes die äiuina commeciia fhuf.
führte die Bifion den Dihter auf feiner Wanderung ins Jenfeits.
zu den abgefhiedenften Geiftern der Böfen. die durch Charon an die
Tore der wehkla-genden Höllenftadt gebracht werden. über deren
Vforte zum Eingang in das Tal der Finfternis und des Schreckens
die Worte der vollkommenften Verzweiflung und Hoffnungslofigkeit
gefhrieben ftanden: .‚hascinte ogni spter-nnen 70i cb'entrate“.
Und Dante. -deffen Blick auf diefe Jnfchrift fällt. wendet fih
zu dem ihn begleitenden Shatten. der ijhn ins ..inter-no“ hinab ge-
fiihrt hat. mit dem Ausfpruh: „Meiften fhrecklih ift der Sin-n
diefer Worte.“
Um fih fhauend. gewahrt er dann all das -Weh. von dem die
Grundfeften in den ewigen Räumen widerhallen. Er fieht die-
jenigen. hinter denen fih das Tor des Schreckens mit jener Jnfchrift
für ewig gefchloffen hat. und er malt ein fo furhtbares Bild von
den Qualen der Verurteilten. die vergeblich Tag und Nacht den
zweiten Tod herbeirufen. ohne ihn finden zu können. er entwirft
eine fo ergreifende. tieffinni-ge und zugleich erhobene Shilderung
vom Reihe *der Shatten. daß fein Gang in diefes Totenreih eine der
großartigften dichterifchen Shöpfungen wurde und für alle Zeiten
geblieben ift.
Doh wahrlih! Hätte der große Dichter niht eine (iii-ina
commeclia aus dem Shattenreihe fhreiben wollen. wäre es ihm
nur darum zu tun gewefen. das Antliß des Wahnfinns und der
Verzweiflung zu malen und den Abgrund menfhlicher Leiden auf-
zudecken. feine Vhantafie würde niht nötig gehabt haben. den Flug
ins Jenfeits zu nehmen und Lucifer herbeizurufen. um durch den
Vefthauh feines Atems Tod und Verderben zu verbreiten.

Alle jene Höllenpein. die Dante Alighieri die böfen Seelen im
intern() erdulden läßt. war hier auf Erden in Wirklichkeit bereits
überreichlich vorhanden.
Auf der Schwelle der eigenen Türe des großen Verbannten
lagerte fie. durch die Straßen und Gaffen feiner durch die jahr-
zehntelangen Kämpfe der Guelfen und Ghibellinen verwüfteten un-
glückfeligen Vaterftadt fchritt fie und pflanzte ihren SäjnierzeiisfÖrei
von einem Tore zum anderen.
Und waren es nur die Kämpfe jener längft entfihwundenen
Tage, die die gelben Fluten des Arno rot färbten vom Blute der
Erfchlagenen und die einft fo blühende Stadt in Entfetzen und Grauen
erbeben machten?
In der ganzen Welt war es nicht anders.
Wo immer die Kriegsfurie ihre Fackel fehwang trug fie Schrecken
und Vernichtung in ihrem Gefolge. Ob der Kampf an den Ufern
des Arno. in der Heimat des unfterblichen Sängers'. tobtet und in
den Mauern der ftolzen Stadt entbrannt war. die in wahnfinniger
Berbendung ihren größten Sohn zum Tore hinaus gejagt hatte, oder
im kühen Norden. wo die Zweige der Eiche ihre Schatten über die
Gefallenen breitete.
Höllenpein und Qual waren überall die unzertrennlichen Ge-
fährten des Kriegsgottes.
Sie ftarrte aus den verglaften Augen der auf den Schlachtfeldern
Geftorbenen und umfpielte die bleichen Lippenj auf denen das große
Schweigen ruhte.
Sie ran-g die flehenden Hände der Schwerverwundetent die mit
ihren zuckendent blutenden Gliedern in feuchten Gräben gebettet
waren. und lag auf den lechzenden Lippen der Verfchmachteten, die
die Wein des Durftes' verzehrte und die vergebens nach einem Trunke
Waffer riefen* bis das ungehörte Rufen in ftiller Nacht ver-
ftummt war.
Und wer befchreibt das Entfeßen und die Todesqualen jener, die
im Starr- und Wundkrampf nach der Schlacht vom Felde fiir tot
aufgelefen und in einem jener M-affengräber, wie fie noch die Schlacht
von Solferino aufzuweifen hatte. begraben worden waren?
Welch ein Erwachen! Und welch ein Sterben! - Nur 'die Feder
eines Dante würde vermocht haben. jene Qualen zu fchildern.

Und über diefem großen Sterbenf das von einem Ende der
Welt zum anderen reichte das' ganze Völker aufrieb und von der
Erde fortfegte- als wären fie nie dagewefenl ftand Jahrhunderte und
Jahrtaufende lan-g das Wort des großen Florentiners mit unficht-
barer Flammenfäjrift gefchrieben: „I-350mm 0311i Zyeranea 70i
cb'entrate“.
Alle jener welche vom feindlichen Stahl getroffen fchwerver-
wundet den Boden der Schlachtfelder bedeckten- hatten wenig oder
gar keine Hoffnung auf Rettung; fie war vielmehr völlig dem
Zufall überlaffen.
Nirgendwo weder im Altertum, noch im Mittelalteri ja noch
nicht einmal zu Anfang des 19. Jahrhunderts, war eine allgemeine.
gefchwei-ge denn organifierte Fürforge für die im Felde Gefallenen
und Verwundeten vorhanden.
Wohl fchloffen einige kriegfiihrende Staaten Verträge mitein-
ander -wegen Auswechfelung ihrer Gefangenen und Verwundeten.
Aber abgefehen davonf daß fich derartige Abkommen meiftens nur auf
die Offiziere bezogen und den gemeinen Soldaten unberiickfichtigt
ließen, wurden fie aueh- wenn die gegenfeitige Erbitterung
ihren Höhepunkt erreicht hatte, nicht innegehalten. Es war auch
üblich, daß der Sieger, nachdem der Kampf aus'g-etobt hatte, das
Schlachtfeld nach feinen Verwundeten und Toten -abfuchte. Aber
felten oder nie war Zeit dazu vorhanden. dies gründlich tun zu
k5nnen- zumal diefe Tätigkeit nicht von gefchulten Krankentra'gernl
fondern von Soldaten- die felbft bis zum leßten Moment in der
Sihlacht geftanden und bis zum Tode erfchöpft waren, nebenher aus-
geübt wurde,
So kam in der Regel die Hilfe falls fie iiberhaupt vorhanden
war, nur den leichter Verwundeten zu ftatten- und jene ungezählten
Scharem die zwifchen Leben und Tod fchwebten- und durch überreiih-
lichen Blutverluft fo erfchöpft waren, daß fie kein Lebenszeichen mehr
von fich geben konntenf blieben liegen und ftarben am Wundbrand
unter den entfeßliehften Qualen.
Welche feelifche Verzweiflung aber mußte* neben der phhfifchen
Matter erft alle diejenigen ergreifenl die Hilfe nahen faheni und die
doch niemand aufhobl weil nicht genug Hände vorhanden waren-
allen zu Hilfe kommen zu können.

Und wie geftaltete fich erft das Los der Gefallenen des ge-
fchlagenen Feindes? In wilder Flmht war »ex dabongeeilt und hatte
feine Verwundeten auf dem Sohlachtfelde zurückgelaffen. Ihr Schickfal
war in der Regel ein fo furchtbar-es, - wir brauäien nur an die
beftialifehen Graufamkeiten erinnern durch die der große Tnrenne
feinerzeit feinen Kriegsruhtn verherrlichte, _ daß diejenigen, die der
augenblickliihe Tod erreicht hatte, noch als glücklich zu preifen waren.
Und die Dichter aller Zeiten und Zungen überboten fich in
Triuinphgefängen- die dem heimkehrenden Sieger entgegenfihalltem
und rühmten es lauft wie viele Feinde er erfehlagen hatte. Die
Saitek der Lafer für diejenigen aberr die mit ihrem Blute und ihren
Lei-den den Sieg bezahlt hatten, blieben Jahrhundertelang ftumm und
unberührt. Nur vereinzelt erfcholl dann und wann ein Klagelied
für die im Felde Gefallenen, das ebenfo fehnell -berftu-mmte- wie die
Seufzer derer verhallt waren, die auf dem Felde dabingeftreckt lagen.
Man hatte fich eben im Laufe der Jahrhunderte daran gewöhnt
und nahm es als eine unveränderliehe Begleiterfcheinun-g jedes Krieges
und als' ein unumftößliihes Faktum hinr daß nur ein verfihwin-dend
kleiner Teil der im Felde Gefallenen zu retten feix und daß der
Hauptprozentfatz unwiderruflich zugrunde gehen müffe.
Und jene Opfer der Krieger fie wurden im Leben der Völker dem
welken Laube gleich geachtet- das der Sturmwind von den Bäumen
geriffen hatte und das welken- und fterben mußte, weil es gebrochen
und der Vernichtung geweiht war.
Es wiihrte lan-ge, bis die Erkenntnis fich Bahn brach daß ein
großer Teil der im Felde Verwundeten gerettet werden konnte- wen'n
es gelang- ihnen rechtzeitig Hilfe zu bringen! und daß die Fiirforge
fiir fie bereits auf dem Sihlaehtfelde einzufeßen hätte.
In dem großen Gefange des unfterblichen Meifters', den wir zu
Anfang unferer Ausführungen erwähnten ift es Beatricens liihte,
hehre Geftalt- die der Dichter mit dem großen Zauber feiner hohen,
reinen Liebe verklärt- der er im Reiche der Schatten wieder begegnet
und durch die er das Mitfühlen und Mitleiden verkörpert welches
die Vforten der Hölle fprengt und die Riegel an den Toren der
Finfternis löft.
Und auf Erden wurde die Vifion des Dichters zur Wahrheit.
Es war das „Mitleiden“ mit dem ganzen unendlichen Jammer-

den jeder Krieg von neuem aufrollte, welches fich in einzelnen, höher begabten Naturen fo tief einfenkte und Wurzel faßte, daß es bahn- breehend neue Wege fchufi um feinen Stempel der ganzen Menfchheit auf »die Stirn zu drücken.

Die vom „Mitleiden“ diktierte Forderung einer gleichen Fiir- forge für alle i-m Felde Verwundeten, mithin auch die Verwundeten des Feindes, ohne Unterfchied der Nationalität und des Ranges hieß nichts anderes-r als den großen Humanitäts'gedanken -hinauszutragen auf die Schlachtfelden wo die erbittertften Leidenfchaften tobtenl mitten hinein auf die Stättet wo das Rad der Zeit ins Rollen ge- kommen war, und ein neues Blatt Weltgefmichte mit blutigen Lettern ge-fchrieben wurde.

Der Gedanke der Unoerleßlichkeit aller im Felde Verwundeten war fo groß und von folcher Tragweite daß ihn zunächft nur eine verfchwindend kleine Gemeinde zu faffen vermochte.

ll

Un den Ufern des Genfer Sees erhob jener Mann feine Stimme, der diefen Gedanken zuerft als' zündenden Funken in die Welt warf.

Henri Dunantf der Sohn eines wohlangefehenen Genfer Vatriziersf war beim Ausbruch des italienifchen Feldzuges 1859 iiber die Alpen gegangen* hatte fich felbft in den Dienft der freiwilligen Krankenpflege geftellt und feine Erfahrungen auf den Schlachtfeldern von Magentaf Solfärino und vor Caftiglione gefa-mmelt. Und das- was er dort erlebt, brachte er in feinem Buche: „Un som/enn- (1e Zoliärjno“, vor das' Forum *der Öffentlichkeitf und zum erften Male war es, als ftünde der Wendel am Räderwerkf der die große Kriegsweltuhr in Bewegung feßte- auf einen Augenblick ftill,

Aller Augen richteten fich auf den Verfaffer,

So entfeßlich hatte man fiel) das Elend nicht -gedaihh wie es dem Lefer aus diefen trockenen Zeilen entgegenftarrte. Und das Sihlimmfte warf ‚daß jene, die es aus' eigener Erfahrung kannten- zugeben mußten, *daß die gegebene Schilderung vollkommen der Wirk- lichkeit entfprach. Immerhin war es doch nur ein verfchwindend kleiner Bruchteil des ganzen Jammers. den ein einziges Augenpaar gefehen und feft-gehalten hatte und der nun ans Tageslicht gezogen wurde.

In der Schlacht von Solfärino hatten zwei Heere von 300000
Mann ununterbrchen 15 Stunden lang in der glühendften Sommer-
hiße mit folcher *Erbitterung gegeneinander gekämpft, daß ganze
Divifionen. als die Munition verfchoffen war. mit dem Bajonett auf
den Feind losftiirmten; und als auch Säbel und Vajonett zerbroehen
waren. fchlug man mit Gewehrkolben und Feldfteinen in rafender
Wut aufeinander ein.
Am Abend diefer Riefenfchlacht bedeckten über 40 000 Verwundete
den Schauplatz des Kampfes. Alle Pläße der umliegenden Ort-
fchaften und alle Gebäude waren vollgepropft mit Berwundeten. und
die Einwohner überboten fich in faft übevmenfchlichen Anftrengungen
bei ihrer Pflege,
Die Tatfache aber. daß noch nach 8 Tagen nach der Schlacht nicht
alle Berwundeten geborgen waren und daß man noch ganze Knäuel
Schwerverwundeter auffand. über deren zerfeßte Glieder. als fie
bereits hilflos am Boden hingeftreckt lagen. die fchweren Fahrzeuge
der Artillerie fortgefahren waren. und daß man die alfo Verfti'un-
melten unter Bergen von Menfchen- und Pferdeleichen hervorgezogen
hatte. bewies die vollftändige Ohnmacht und Unzulänglichkeit der
ftaatlichen Sanitätseinrichtungen gegeniiber einem Elend. das folche
Dimenfionen angenommen hatte.
Die Fortfchaffung der Verwundeten vom Gefechts'plaß war in
jenen unglücklichen Tagen von Solfcirino nicht organifiert und im
Gefundheitsdienfte des Heeres nur höchft dürftig vorgefehen. Es
blieb im wefentlichen den Kameraden iiberlaffen. auf ihren Armen
oder Gewehren die Schwerverwundeten aus 'der Gefechtslinie fort-
zutragen und auf den elendeften Karren. die ihre Schmerzen
bis zur Raferei fteigern mußten. vollzog fich der Transport der U11-
gliicklichen bis' zum Verbandplatz.
Hier angelangt. waren es dann einige wenige Ärzte. die in
einem Chaos fondergleichen. ohne Verbandftoff und Inftrumente.
Hilfe bringen follten. nach der Taufende und Abertaufende fchrieen.
deren Leben wohl in den erften 24 Stunden nach -der Verwundung
noch zu retten gewefen wäre. fiir die aber eine Hilfe nach Tagen
überhaupt zu fpät kam.
Die Augen der ganzen Welt auf diefe Zuftände hingelenkt zu
haben. die überall. wo Schlachten gefchlagen wurden - bevor das

Rote Kreuz feine fegensreihe Tätigkeit entfalten konnte - auf dem ganzen Erdball niht viel anders wie vor Solferino waren. und die vollftändige Ohnmacht der Militärfanitätsbehörden ihnen gegeniiber aufgedeckt zu haben. das war das unauslöfhlihe Verdienft Dunants. Doh er tat noh mehr.
Von Mitleid durhglüht und mit dem feften Entfhluffe. jenen beklagenswerten Opfern der Kriege. um die fih Staat und Gefell-fhaft bisher fo wenig gekümmert hatten. Hilfe zu bringen. kehrte er vom Shlahtfelde von Solferino nah Genf zurück.
Und von diefer Stunde an beherrfhte ihn nur der eine Gedanke: eine Neutralitätserklärung fiir alle im Felde Verwundeten und ihre Vfleger. gleihviel. welher Nationalität fie angehören. durch zufeßen. die einzelnen Staaten zu diefer Annahme bereits vor Aus-bruch des Krieges vertragsmäßig zu verpflichten. ein gefhultes Vflegeperfonal heranzubilden. das in Friedenszeiten fachmännifch vorgebildet den kriegfiihrenden Armeen auf dem Fuße zu folgen hatte. das alles waren im wefentlihen und in allgemeinen Umriffen die Hauptpunkte. die Dunant bei feinen Reformen anftrebte. und die fpäter in der fogenannten Genfer Konvention vom Auguft des Jahres 1864 ,auf feinen Antrag angenommen wurden.
Um diefes Ziel zu erreihen. feßte er fein ganzes Leben. feine volle Kraft und fein Vermögen ein. um fchließlih felbft -bettelarm nah langen Kämpfen und der Arbeit eines Menfchenlebens die Sahe fiegen zu fehen. für die er den Eckftein gelegt und die in der Folge unter dem Namen des „Roten Kreuzes“ die Welt erobern follte.
Als der edle Mann mit feinen beiden Gefährten. Mohnier und General Dufour. zuerft das' oben genannte Vrogramm enthüllte, er-fhien es auch den .wohlwollendften Beurteilern als eine lächerliche Utopie. wie es fih würde verwirklihen laffen. daß drei Vrivatperfonen den Souveränen der einzelnen Staaten und ihren Vertretern eine neue Bahn vorfhreiben und fie zu ihrer Befreiung vertrags-mäßig würden verpflichten können. ,
Außerordentlih harakteriftifh fiir die Nationen und für die Vfhhologie der einzelnen Völker beahtenswert war das' Verhalten ihrer Regierungen und offiziellen Organe bei der Gelegenheit. wo fie zum erften Male zu den von Dunant aufgeftellten Forde-rungen Stellung nehmen -mußten.

Das französische Kriegsministerium verhielt fich zunächft ab-
weifend. ja feindlich gegeniiber allen Reformen* obwohl doch die
Söhne des eigenen Landes zu Taufenden und Ahertaufenden feiner-
zeit das Schlachtfeld von Solferino bedeckt hatten, und diefe fxhroffe
Wiehnung erfchwerte umfomehr die Vorwärtsbewegung der ganzen
Angelegenheit, als gerade die franzöfifche Militärverwaltnng für
unfehlbar galt und Yaris damals noch die tonangebende _ftolze
Schöne wart nach deren gnädigem Stirnrunzeln die ganze Welt
blickte und gewöhnt war* fich ihre Gefeße vorfchreiben zu laffen.
Dunant aber gehörte zu jener kleinen Schar der Einfamen, die
das Salz der Erde find. womit man würzet. Je mehr Steine ihm
in den Weg geworfen wurden- eine defto emfigere Tätigkeit entfaltete'
er, um durch feine zahlreichen Verbindungen die leitenden Kreife
umzuftimmen. Nachdem es ihm gelungen war. die Barifer Tages-
preffe und eine ganze Reihe führender und bedeutender Männer des
Jahrhunderts. u. a. Renan. Elifee Reclus; Ferdinand Leffeps, fiir
diefe große Sache zu begeiftern, war dem zuvor erwähnten Stand»
punkt das Grablied gefangen. Jene ungezählten Scharen die ohne
eigenes Urteil find. abhängig von der Meinung andererj folgten, wie
das fo üblich ift. von felbft nach, nachdem die Richtung einmal an-
gegeben war.
Im Lande Kants trat der kategorifche Imperativ in den Border-
grund der Bewegung. Das Vfliihtbewußtfein. das Verantwortlich-
keitsgefiihl gegen diet die ausgezogen waren. um den heimat-
lichen Herd zu fchiitzen. wurde zur Triebfeder einer umfangreichen
Tätigkeit. In Preußen. das in der ganze Welt zurzeit als das
moderne Sparta gilt* und deffen Kriegskunft und Kriegsführung als
vorbildlich betrachtet werden. hatte fchon 'der Adlerblick aus dem
leuchtenden Auge des großen Friedrich. frühzeitig erkannt. daß eine
Fürforge fiir die im Felde Berwundeten erfte Bflicht jedes geordneten
Staates fein mußte.
Die Anfänge davon befinden fich in einem Vertrage vom
September des Jahres 1759- den der alte Friß mit Frankreich unter-
zeichnet hatte. worin es lakonifch heißt: „Man wird fiir die beider-
feitigen Verwundeten forgen. fie werden zu effen bekomm-en. auch
Arzenei erhalten und die Koften werden von beiden Seiten verrechnet
werden.“
:Zn-3

Leider wurden diefe fchönen Vorfäße durch das nachfolgende
furchtbare Kriegselend gar bald iiber den Haufen geworfem und
jener Vertrag des' großen Königs blieb ein papierner, dem in Wiek-
lichkeit niemand nachkam.
Nirht viel anders geftaltete fich die Fürforge der Bevwundeten
in den Freiheitskriegen. Grauenvolle Zuftände, die fich die Feder
fträubt, wiederzugeben, entrollten die Schlachten von Leipzig und
Waterloo.
Diefe unaufhörlichen Kriege und verzweifelten Kämpfe einer
Nation um ihre Freiheit, die bittere Notwendigkeitf immer wieder zu
den Waffen greifen zu -müffen. um die Grenzen des eigenen Landes
zu verteidigen, hatten im Laufe der Jahrhunderte ein Gefchleän
herangezogen* in dem jeder Staatsbürger in erfter Linie Soldat war.
Von diefem Gefichtspunkt aus brachte man in Preußen allen
Reformen, die dem Schuhe der Soldaten galten, und die for wie die
Beftrebungen der Genfer Konvention, ins' Mark und Herz des eigenen
Volkes griffenf das“ weiteftgehende Berftändnisl die wärmfte Auf-
nahme von Anfang an entgegen.
Die preußifrhe Militärverwaltung verhielt fich genau entgegen-
gefeßt wie feinerzeit die franzöfifche und wünfchte von Anfang an.
Dunants Forderungen zu einem Gefeß von internationaler Be-
deutung auf das Schild gehoben zu fehen.
Der preußifche Kriegsminifter von Roon war der erfte Kriegs-
minifter von ganz Europa. der fofort auf Dunants' Vorfchlag, in
diefer Sache eine diplomatifche Konferenz einzuberufen, einging.
Preußen unterzeichnete als einer der erften Staaten die Genfer
Konvention.
Die Regierungen von Baden, Württemberg und Sachfen taten
das Gleiche und-erfaßten die Reformvorfchläge Dunants mit folcher
Begeifterung, daß diefer felbft in feinen Aufzeichnungen immer
wieder voll Dank hervorhebt- wie feine Ideen in Deutfchland augen-
blicklich verftanden und angenommen worden feienl und daß er dort
nicht nötig gehabt habe, auf langen Umwegen Schritt für Schritt
die Bahn zu erobern.
Einen wefentlichen Anteil an diefer glücklichen Konftellation
hatte unzweifelhaft das preußifche Königshäus- das fich nicht damit
begnügte- Dunant an den Hof zu rufen und ihn mit Ehrungen aller

Art zu überhäufen. fondern das auh durch perfönlihe Arbeit die
Sahe kräftig förderte.
Vor allem war es die Kaiferin Agufta. die eine in weiteren
Kreifen viel zu wenig gekannie und gewürdigte Tätigkeit in diefer
Rihtung entfaltete. Auf jeder Ausftellung. bei jeder fih bietenden
Gelegenheit. befanden fih die von der hohen Frau preisgekrönten
Entwürfe und Erfindungen auf dem Gebiete der Kriegskrankenpflege.
So feßte fie. gelegentlich der Wiener Weltausftellung 1873. zwei
goldene Medaillen für hirurgifhe Erfindungen aus und opferte
perfönlih unausgefeßt hohe Summen für Befhaffung der beften
Jnftrumente. Sie berief Sanitätskonferenzen. die den Anftoß zu
immer neuen Berbefferungen und Bervollkommnungen auf dem
Gebiete der kriegshirurgifhen Tehnik gaben. und gründete den Vater-
ländifhen Frauenverein. durh den bereits in Friedenszeiten eine
Aumee wohlgefhulter. für die Pflege gut vorbereiteter Frauen aus-
gebildet wurde.
Wie bald Preußen in die Lage kam. von diefen Verbefferungen
Gebrauch zu mahen und die Genfer Konvention zu betätigen. follte'
die Zukunft nur allzu fhnell lehren.
Im Januar 1865 war es der Konvention beigetreten. und 1866
brah der Krieg gegen Öfterreih aus, Eine der erften Taten König
Wilhelms l. nah der Kriegserklärung war die. daß er eine Prokla-
mation veröffentlihte. in der es hieß: ..Die in der Genfer Konvention
unterfhriebenen Verpflichtungen würden von feiten Preußens auh
gegenüber den Berwundeten des Feindes ftrikte inne gehalten wer-
den“. obwohl er. trotz der verdoppelten Anftrengungen. die
Dunant in jenen Tagen entfaltete. niht zu bewegen gewefen war.
der Konvention beizutreten. Es bedurfte erft der Erfahrungen von
Königgräß. bis Öfterreih die Konvention annahm. leider viel zu
fpät. denn durch diefe Verzögerung fiel der preußifhen Sanitäts-
verwaltung auh die Sorge für den verwundeten Feind zur Laft.
und durch diefe Überbürdung und die noh zu wenig organifierte
Brivathilfe ftand auh die Shlaht von Königgräß im Zeihen unzu-
reichender Militärfanitätseinrihtungen und Hilfeleiftungen.
In großartiger Weife aber hatte fich bei diefer Gelegenheit die
Privatwohltätigkeit geregt. Das deutfhe Volk hatte freiwillig viele
Millionen zur Pflege feiner Berwundeten hingegeben. Da es aber

an einer zweckmäßigen Organifation fehlte. blieb ein großer Teil
diefer Liebesgaben unterwegs liegen. kam zu fpät in den Depots an
und ging vielfah ganz verloren.
Erft der Krieg von 1870/71 brahte den glänzenden Beweis
dafür. daß die in den vorhergehenden Feldzügen gemahten Er-
fahrungen niht ungenutzt geblieben waren. *
Die Ruhepaufe. die zwifhen den Kriegen von 1866 bis 1870 lag.
hatte die preußifhe Militärverwaltung dazu benußt. großartige Ver-
befferungen durchzuführen. dergeftalt. daß troß der zahlreihen. in
kurzen Intervallen folgenden Schlachten. die den Feldzug von
1870/71 befonders harakterifierten. nirgendwo ein fühlbarer Mangel
an Ärzten. Vflegern und Krankentransportmitteln hervortrat. fon-
dern daß fogar bei den ungeheueren Verluften und der hohen Zahl
der Verwundeten in den Shlahten von Spihern. Gravelotte und
St. Vrivat fämtliche Verwundete fpäteftens 24 Stunden nah der
Schlacht verbunden und untergebracht worden waren.
Daß es gelang. fo überaus günftige Refultate zu erzielen. war
niht zum wenigften der Tätigkeit. die das Rote Kreuz in jenen
denkwürdigen Tagen entfaltete. zu danken.
Unmittelbar nah Ausbruh des Krieges 1870/71 hatte das
Zentvalkomitee der -deutfhen Vereine vom Roten Kreuz. das nah
einem im Jahre 1869 getroffenen Abkommen die vermittelnde Stelle
der einzelnen Deutfhen Landesvereine bildete. zufammen mit dem
Vaterländifhen Frauenverein. feine Tätigkeit für die großen Kriegs-
aufgaben aufgenommen.
Der größte der ihm angehörenden Vereine war der preußifhe
Landesverein. der bereits im Jahre 1864 gegründet. fpäter den
Namen „Vreußifher Landesverein zur Vflege 'der im Felde ver-
wundeten und erkrankten Krieger“. und im Jahre 1890 den Namen
..Vreußifcher Landesverein vom Roten Kreuz". angenommen hatte.
Jhm unterftanden 150 Zweigvereine vom Roten Kreuz in den
einzelnen Brovinzen.
'Die gameinfame Tätigkeit diefer umfangreichen Organifationen
und die anderer Vereinigungen. die fih in den Dienft der frei-
willigen Kriegskrankenpflege geftellt hatten. zu denen auh die
Maltefer-. Johanniter- und Georgsritterorden gehörten. regelte ein
Königlicher Kommiffar und Militär-Jufpekteur.

In jenen Tagen. wo die Begeifterung fo groß war. wie kaum je
zuvor im Lande. find dem Deutfchen Zentralkomitee in barem Gelde
und Materialien 60 Millionen Mark zugegangen.
Profeffor Billroth aus Wien fchrieb damals an den öfterreichi-
fchen patriotifchen Hilfsverein:
..Etwas Großartigeres. nicht nur in materieller Beziehung. fon-
dern befonders in Ordnung. Organifation und aufopfern-der Tätig-
keit. von Männern und Frauen aller Gefellfchaftsklaffen. ift wohl
noch nie dagewefen und ift auch nur in einem fo vom Geifte des
Gefeßes und begeifterter Vaterlandsliebe durchdrungenen Volke. wie
dem deutfrhen. möglich. Bewundernswert ift der Mechanismus einer
folchen Völkerwanderung; denn hier follte man glauben. halb
Deutfchland fei in Bewegung.“
In früheren Feldzügen. und namentlich in denen von 1864
und 1866. war es immer wieder als ganz befonderer Mangel hervor-
getreten und empfunden worden. daß die im Kriege fo wichtige und
unentbehrliäze freiwillige Krankenpflege und Hilfe in vielen »Ber-
einen und Vereinchen ihre Kräfte zerfplitterte und aus Mangel an
Organifation und einheitlichen Leitung dem großen Ganzen. dem fie
zu dienen wünfchte. empfindlich Abbruch tat. Durch die zuvor er-
wähnte Neugeftaltung waren zum erften Mal diefe Grundfchäden
befeitigt und hierdurch die Bahn frei geworden. auf der das Rote
Kreuz hohe Leiftungen erreichen follte. .
Das ideale Ziel der Hilfeleiftung und Pflege aller inn Felde
Verwundeten. fchlang zwar ein verwandtfchaftlich gemeinfames Band
um alle Orden und Vereine. die fich unter das Vurpurkreuz fchar-
ten. aber nicht mehr wie früher war ihre Verwendung im Bedarfs-
fall von den jeweiligen .Ordens- und Vereinsleitern allein abhängig.
Der Staat hatte die freiwillige Pflege im Kriege in feine Verwaltung
genommen. er leitete und unterftüßte fie. und fie blieb von nun an in
ihrer gefamten Tätigkeit aufs engfte mit ihm verbunden.
Wie viele Vfeile in einem Köcher vereint. von gefchickter Hand
geworfen. felten ihr Ziel verfehlen mögen. gelang es durch diefen Zw
fammenfchluß aller verfügbaren Kräfte. geleitet von einer Zentral-
ftelle aus. ein überaus ficher funktionierendes. zielbetvußtes. weitver-
zweigtes und doch bis in die kleinften Details mit peinlicher Genauig-
keit arbeitendes Ganzes zu fchaffen. in dem auch das kleinfte Teilchen

?SLO Z- »VZ-„9S
„TKKG-:ZW „ZZ-ZW .- _.__

41*.
y'
'(_c
'c
"7...

Kraft nicht verloren ging und fich zweckmäßig dem Gefamtwohl ein-
zureihn und anzugliedern vevmochte.
Daß fich diefe Einrichtungen im Kriege 1870/71 gut bewährt
hattenr wurde nicht nur von -deutfiher Seite- fondern auch vom Feinde
lobend anerkannt. Hector Malotf einer der gelefenften fra* zo-
fifchen Romanfchriftftellerf fchreibt wörtlich dariiber: „Die gewaltige
Überlegenheit der deutfchen ärztlichen Sanitätseinriihtm.g..i gegen-
iiber den unfrigen habe ich bei Vont-ä-Mouffon an mir perfönlirh er-
fahren, Die deutfchen Organifationen fin-d wunderbar* ihre Vfleger
trefflich vorgebildetl überall wurden wir mit Wohlwollen behandelt
ufw.“ Der Verfaffer des Buches „Deutfehe und Franzofen, Feldzugs-
erinnerungen“ äußert fich noch weit lobender und LSon le Fort
empfiehlt im Jahre 1887- in de“ Revue des deux-mondes, der fran-
zöfifchen Militärverwaltung die preußifchen Sanitätseinrithtungen
geradezu als muftergii..(g.
Nachdem der Friede 1870/71 gefchloffen und an Stelle der zu-
vorigen Angft und Sorge die Rubel die die Sicherheit gibt- wiederum
in die Gemüter der Menfchen eingezogen war- erinnerte man fich der
fegenfpendenden Tätigkeit- die in fchwerer Zeit überall von den Ver-
einen vom Roten Kreuz ausgegangen wary und erkannte die Zweck-
mäßigkeit fiir das gefamte Volkswohl, eine Samariterarmee, die fich
alfo bewährt hattet auch in Friedenszeiten auf dem Fuße zu halten
und ihre Dienfte zur Verfiigung zu haben. Infolgedeffen löfte fich
*in großer Teil der Roten Kreuz-Vereine nach Beendigung des
Krieges nicht wieder auf und übernahm eine doppelte Miffion: Die
Vorbereitung auf den Kriegsfall, die Ausbildung im Kriegs-Sani-
tätsdienft und die Friedensarbeit auf dem weitverzweigten Gebiete
der Wohlfahrtspflege. Jnfonderheit wurde die Tätigkeit der Frauen-
vereine vom Roten Kreuz gar bald ein wichtiger Faktor auf dem
großen Gebiete der fozialen Fiirforge; denn der Vaterländifrhe
Frauenverein befchränkte fich nicht nur darauff Krankenhäufer zu
gründen, er fihuf air-h Volksheilftätten, Arbeitergärten- Tuberkulofe-
Heilftätten und zahlreiche -gemeinnühige Einrichtungen. Im Kriegs-
fall hält er ein ganzes Heer aufs forgfältigfte ausgebildeter Kranken-
pflegerinnen- Hilfsfchweftern und Helferinnen in Bereitfchaft.
Nicht minder bedeutungsvoll wie die Tätigkeit der Frauenver-
eine geftaltet fich die der Zweigvereine in den Vrovinzenl der

Sanitätskolonnen und der Genoffenfhaft freiwilliger Krankenpfleger
im Kriege. Zahlreihe Wohlfahrtseinrihtungen. Unfall- und
Rettungsftationen find das Werk diefer großen Organifationen. Jin
Frieden eilen ihre Korps bei allen gefahrbringenden Ereigniffen zu
Hilfe und unvergeßlih bleibt ihr tatkräftiges Eingreifen bei der Ro-
buritexplofion bei Annen am 28. November 1906 und bei dem großen
Unglück auf Grube Rheden am 28. Januar 1907.
Für den Kriegsfall ftellen fie Geldmittel. Ausrüftungsmaterial.
Lazarette und eine Armee wohlgefhulter. bereits in Friedenszeiten
aufs forgfältigfte ausgebildeter .Krankenpfleger und Träger zur Ber-
fügung.
Jn dem Eentraldepot der Vereine vom Roten Kreuz in Neu-
babelsberg bei Berlin. fowie in den Depots der Provinzen. lagern in
großen Speihern Baracken. Lazaretteinrihtungen. Bekleidungs- und
Ausrüftungsgegenftände für den Kriegsfall. Ein bis ins kleinfte.
ausgearbeiteter Mobilmahungsplan diefer großen Samariterarmee
wird ftändig bereit gehalten. der vom erften Tage der Kriegserklärung
an in Kraft tritt.
Wenn troß alledem die freiwillig-e Pflege und mit ihr die Or-
ganifationen des Roten Kreuzes niht. der Minerva gleih. die dem
Haupte Jupiters fix und fertig entfprang. vom erften Tage an da-
ftand. wenn fie verfhiedene Stadien der Entwicklung zu durhlaufen
hatte. fo ift der Grund davon niht zum wenigften darin zu fuhen.
daß wir im Jahrhundert der Tehnik und der Mafhinen leben.
Unaufhörlih werden neue Erfindungen und Verbefferungen auf
dem weiten Gebiete der gefamten Kriegskunft gemaht. Alle Ele-
mente find in ihren Dienft getreten. und alle Erfindungen der
Neuzeit dienen. in früher nie dagewefener Vollendung und Vervoll-
kommnung. Kriegszwecken.
Auf dem Waffer bohren fih dem Feinde unfihtbare Torpedo-
gefchoffe den Shiffen in die Flanke. und zu Lande werden fortgefeßt
neue Shußwaffen erfunden.
Das ganze Kriegsfanitätswefen und *damit die Tätigkeit des
Roten Kreuzes ift aber aufs innigfte mit der gefamten Kriegskunft
und den tehnifhen Fortfhritten derfelben verbunden. Jnfolgedeffen
trird eine fortgefeßte Anpaffungsfähigkeit und gefteigerte Leiftung
von ihnen gefordert. dergeftalt. daß man noh niht die allerneuefte

Erfindung. die Eroberung der Luft. und die hieraus fih ergebenden
Konfequenzen. die die Times zu dem Shmerzensfhrei veranlaßte:
..Was nüßt es uns. daß wir eine Jnfel find. wenn fie uns können
durch die Luft kommen". mit in Erwägung zu ziehen brauht. um zu
verftehen. daß bei fo vielen verbefferten und vollkommenen Werk-
zeugen. die zur Zerftörung der Menfhen erfunden werden. die An-
ftrengungen. Menfhenleben zu erhalten. Verwundete zu retten. in
gleihem Verhältnis verdoppelt werden müffen.
Noch ift der Tag niht »angebrohem den Dunant mit Seherblick
vorausahnte. als' er fhrieb: „Jn dem Augenblicke. wo die eine Hälfte
der Menfhheit zu d'en Waffen greift. muß die andere notwendig als
Samariter aufftehn“.
Es fehlt noch vielfah an neuen Bereinsorganifationen und über-
all an Mitteln. um eine Sanitätsarmee von folher Ausdehnung. wie
die kriegfiihrende fie erfordert. ihr ebenbi'crtig g-egenüberftellen
zu können.
Zurzeit umfaßt das Rote Kreuz die entgegengefeßteften Staaten
auf beiden Halbkugeln der Erde.
Troß diefer Ausbreitung-find noh weite Ländergebiete. die fih
fogar einftmals einer uralten Kultur erfreuten. von diefem großen
Humanitätswerk unberührt geblieben. niht zu gedenken jener Völker.
die von Herrfhern vom Range und Stämme Seiner Majeftät des
Königs Ketfchewoio. im Zululande. regiert werden. der es für feine
vornehmfte Vfliht erachtet. feine Gefangenen aufzufreffen.
Auf feinem Si'egeszuge durh die Welt hat das Rote Kreuz alle
europäifhen. die meiften amerikanifhen und viele afiatifche Staaten
erobert.
Ein einigendes Band internationaler Menfhenliebe verknüpft
unter feiner Fahne die verfhiedenften Völker und fogar Raffen mit-
einander. Von einem Ozean zum anderen. zu Waff-er und zu Lande.
winkt das Vurpurkreuz überall da. wo Blut fließt.
Jn einem Jahrhundert. das durch Varteikämpfe und Leiden-
fhaften zerriffen wird. in einer Zeit. die mehr trennt als bindet. ift
es der ruhende Vunkt geworden. von dem aus das Licht der Nähften-
liebe weit hin ftrahlt und die entfernteften Winkel erleuhtet.
. Jn den Tälern und auf den Höhen pflanzt es fein Banner. deffen
Symbolik die Völker der verfhiedenften Zungen zu deuten verftehen.

Das Rote Kreuz

Im Gewühl der Schlacht weift es den Weg zum Verbandplaiz. daß
der fuchende Blick der Verwundeten es überall zu finden vermag. und
geheiligt ift *die Stätte. wo es fein Zelt aufgefchlagen hat. an deffen
Schwelle die feindliche Kugel „Halt“ machen muß.
Alle Gaue im deutfchen Reich. Nord und Süd. hält es zu ge-
meinfamer Friedensarbeit eng umfchlungen. und lodert die Kriegs-
fackel glutrot empor. hoch über allen leuchtet fein Kreuz. ein Sinnbild
* werkiätiger Menfchenliebe: Troft der Kämpfenden. Heil der Ver-
wundeten. Zuflucht der Sterbenden.
I.Stakemann.

Lebensfchule und Schulleben
Weitere Antworten auf unfre Rundfrage.
Prof. Dr. L. Heck.
Ihr Run-dfragebogen will niht fo reht fiir mih paffen. Ich
muß Ihnen nämlih öffentlich geftehen. daß ich von unferen an-
geborenen Anlagen und Fähigkeiten das Meifte und das' Befte. von
allem Übrigen aber. was den Menfchen machh fehr viel weniger
halte. Der Menfh ift eher alles andere als ein weißes Blatt, auf
das man fhreiben kann was man will; niht einmal der New_
geborene ift ein folches. und in gar vielen Fällen wird die Erziehung
und Schulbildung niht viel mehr leiften können als auf dem von
vornherein fhon ziemlich vollgefhriebenen Blatte die anftößigen
oder weniger fhönen Stellen nah Möglihkeit zu mildern. zu ver-
wifhen oder ganz ausznwifhen. U13. wenn das gelingt! Bei diefer
Grundanfhauung kann ih mich iiber Shul- und Bildungsfragen
niht allzu fehr aufregen, bin vielmehr überzeugt. daß jede Shule
die mir ooranftehende. weil charakterbildende Aufgabe erfüllt. daß
der heranwahfende Mann lernt, mit vollem Ernft und Eifer auch
folhe Dinge zu *betreiben un-d gewiffenhaft zu erledigen die ihm an
fih weniger Jntereffe einflößen und weniger Freude mahen. Über
die akademifche Bildung im befonderen habe ich, von den eigentlichen
Gelehrtenberufen im engften Sinne abgefeheni die Meinung, daß
fie den brauhbar Geborenen gewiß für das Leben niht weniger
brauchbar maht. Zugleih bezweifle ich keinen Augenblicki daß die
Gefamtleiftung eines Volkes im Konkurrenzkampf - eine fried-
lihe Wehrkraft fozufagen - viel weniger abhängt von einzelnen
Helden und Genies. als von 'der Höhe des Maffendurchfhnittes.
Diefer war bei uns' in Deutfhland während des ganzen vorigen
Jahrhunderts fchon hoch- konnte uns aber im internationalen Wett-
ftreit erft dann, auch außerhalb unferer Landesgrenzen fühlbari reht
hoch erheben, als er *durch unfer neues Deutfhes Reih das nötige
politifche FUn-dament erhielt. Wiffen ift Maht. An diefen Sad

müffen wir Deutfhen füglih zu allererft glauben; fin-d wir es doh,
die ihn in unferer Zeit den anderen Kulturvälkern am beften be-
wiefen haben und fortdauernd noh beweifenl Da ift es' nur natiir-
lih, daß alle unfere Berufsftände diefe Waffe fih zu eigen mahen
wollen. auh in ihrem feinften und fhärfften Shliffe: der akademi-
fhen Bildung. Was foll fie einem Kaufmann, einem Shaufpieler
fhaden. folange fie nur niht zur Einbildung fiihrt?! Daß in den
„praktifhen und liberalen“ Berufen. wie Sie fie nennen, min-der
brauhbare „Akademiker“ niht die Oberhand gewinnen werden zum
Shaden brauhbarerer Nihtakademiker und der Sahe. dafiir wird
die gefunde Intereffenpolitik der Bridatunternehmungen fchon
forgen. und wenn man in Zukunft von den Brauhbaren vielleiht
verlangen wird. daß fie auch Akademiker -in ihrem Berufe find.
d. h. die beften und hähften Shulen befuht haben, die es fiir ihren
Beruf gibt: nun, fo wird man diefe eigentlihen Wertfhaffer fiir die
Sahe und das' Vaterland dadurh gewiß niht weniger brauhbar
machen.

Geheimer Kommerzienrat Franz Maekowsktj (Dresden).

In Beantwortung Ihrer fehr gefhätzten Zufhrift erlaube ih
mir die geftellten Fra-gen nah hefter Überlegung dahin zu beant-
worten:

Zu Frage l: Teilweife ja. Wenn auh niht gerade kranken.
fo doh mindeftens leiden.

Zu Frage LL: Nein.

Zu Frage ll!: Meinerfeits ohne akademifhe Bildung. halte
ih für den praktifhen Beruf eine gute. gediegene Shulbildun-g, ohne
Akademie oder Unioerfität. für ausreichend, doh läßt fih fhwer jagen
was für den einen oder andern beffer ift und fhneller zum Erfolge
fiihrt. Glück gehört wohl auh hier dazu.

Roda-Roda.

Die menfhlihe Gefellfhaft ift unökonoinifh wie die Natur.. Die
Natur läßt den weiblihen Karpfen Millionen Eier laihen - niht
ein Dußend Nachkommen entftehen daraus. Auh die Gefellfhaft
hat ihren Karpfenteih: das Ghmnafium.

34*.).

Diefer Zuftand ift aber natiirlich und gefund - fo unangenehm
er fiir die im Dafeinskampf Unterliegenden fein mag.
Jeh glaube, die Überlegenheit der Deutfchen iiber andere Völker
_ Überlegenheit im Handelf in der Jnduftrie - beruht zum guten
Teil auf ihrer ghmnafialen Vorbildung.
Verlagsbuchhändler Hermann Ehbock
Es ift fchadef daß nicht definitiv darüber abgeftimmt wird. ob'
»die Akademien weiter exiftieren follen 'oder nicht., So bleibt die
Frage eigentlich - akademifch. Es ift kein Zweifel, daß in Deutfch-
land (und fämtlichen anderen Kulturländern!) viele lebendige
Kräfte durch das Horhfchulwefen paralhfiert werden. Das gefchieht
damn wenn Menfchen mit rein praktifchen Fähigkeiten und geringer
geiftiger Begabung fich aus Ehrgeiz. Eitelkeit oder der Sucht nach
einer höheren fozialen Stellung auf die Akademie begeben, dort
Dinge aufnehmenl die fie niemals verbauen, die ihnen niemals
fruchtbar werden können und dafiir ihre eigentlichen Gaben brach-
liegen und verkiimmern laffen.
'Die Akademien find ausfchließlich fiir Menfchen da. die eine
wiffenfmaftliche Grundlage für die produktive Tätigkeitf zu der fie
fich geeignet fühlenf nicht entbehren können. Wer ohne das' aus-
kommt. erfpart einen zeitraubenden Umweg. Wer eine Laft mit
feinen Armen heben kann, braucht fich nicht erft einen komplizierten
Krohn zu konftruieren.
Daß die Männer der großen praktifchen Erfolge meiftens ohne
Hochfchulbildung fin-d, das verurteilt die Hochfchulen durchaus noch
nicht. Männer diefer Art find Ausnahmeerfcheinungen und wiirden
Ausnahmeerfcheinungen bleiben, auch wenn man alle Hochfchulen
fchlöffe. Es wäre verkehrt, daraus ein Gefeß ableiten zu wollen.
Jch glaube kaum. daß jemand. der auf dem Gipfel des Lebens
ftehtl es als' ein *Glück empfinden kann, wenn er keine Hochfchule
befucht hat. »Wiffen ift fiir den Tätigen Macht und nur für den
Untätigen Ballaft. Die amerikanifchen Kröfuffei die größten Erfolg-
Menfchen der Gegenwart, geben Jahr fiir Jahr Millionen und Aber-
millionen für Hochfchulen. Das deutet nicht gerade auf eine Gering-
fchäßung des Geiftes- der auf Akademien gefördert wird.

Alex van Gülpen (Emmerich)
Auf Ihren Fragebogen. den ih mit Ihrem Werten vom 23.
d. M. erhielt. mähte ih erwidern. daß ih im allgemeinen auf die
erfte Frage mit „Ia“. auf die zweite mit „Nein“ antworte. Die
dritte Frage möhte ih etwas umftändliher beantworten.
Ih bin feinerzeit nah Abfolvierung von Oberfekunda von dem
Ghmnafium abgegaugen und habe dies' niemals bereut. Wohl habe
ih fehr bedauert. daß ich die Zeit. welche ih verwenden mußte für
das Auswendiglernen von lateinifhen und griechifchen Vokabeln und
fiir das Eintrihtern der betreffenden Grammatiken. nicht auf andere
Wiffenfhaften. wie Sprahen. Chemie. Zliaturwiffenfchaft. Tehnik
ufw. verwenden konnte. Wenn ih noh einmal anfangen könnte.
möchte ih die Hälfte meiner damaligen Ghmnafialbil-dung mit
einem ordentlihen Zeihenunterriht umtaufhen. Der hat mir bei
der Arbeit am meiften gefehlt. weil in meiner Familie eine gewiffe
tehnifhe Begabung vorhanden ift. Moderne Sprahen und Natur-
wiffenfhaft habe ih. fo viel es neben der Arbeit ging. privat nah-
ftudiert. Das habe ich gerne getan. während mir die Ghmnafial-
ftudien eine Laft waren. die ih nah Erhalt des Zeugniffes für den
Einjährigendienft gern beifeite legte.
Einerfeits fin-d für die Wiffenfchaft akademifhe Studien not-
wendig. andererfeits find Akademien und Univerfitäten *Treibhäufer
Es mögen Staat und Kirhe ein Intereffe daran haben. dort ihre
Beamten und Priefter nah gewiffen Shablonen zu erziehen. Sie
wreden für den Wehrftand und die Verwaltung der materiellen und
geiftigen Güter erzogen. Alle übrigen Erwerbsftände. die den
Staatsorganismus ernähren. bedürfen kaum einer akadeniifchen
Ausbildung. denn fie leben in fich fortwährend ändernden Verhält-
niffen. denen fie fih anpaffen müffen. wenn fie niht zugrunde gehen
wollen. Die akademifhe Bildung könnte diefe Anpaffungsfähigkeit
und die natürlihe Entwicklung fehr leiht nachteilig beeinflufien.
befonders da in den Kreifen ftets neue internationale Faktoren mit
oft großem Einfluß auftreten,
I. Tews.
Ih bin niht *der Meinung. daß der Drang nah Bildung und
Wiffen ein übergroßer ift. Dem Deutfhen von heute gelten beide

Dinge vielleicht fogar recht wenig. Aber unfere gefamten öffent-
lichen Einrihtungen und neuerdings auh das gewerblihe und das
freie Berufsleben find fo angelegt. daß die gut bezahlten und einfluß-
reihen Stellungen nur Leuten mit Shulpatenten zugänglih find.
Darum hat ein Vater nichts Nottvendigeres zu tun. als feinen Kin-
dern -» nah der großen „Reform" auh den Mädhen! - die am
höhften bewerteten Vatente zugänglih zu machen. Shulpatente zu
erreichen. ift heute die lohnendfte Befhäftigung; manher „arbeitet“
in feinem ganzen Leben nur fo lange. bis er diefes Ziel erreicht und
damit zur Staatskrippe Zutritt erlangt hat. Was er dann noch tut.
ift niht mehr fo wihtig. Dagegen fpielt ein patentlofer Menfh.
auh wenn er über ganz fhäßenswerte Kräfte verfügt. überall eine
traurige Rolle. Er ift nichts' und gilt nihts. und wenn er etwas
kann. muß er für viel weniger als fein Konkurrent mit Shiclpaten-
ten arbeiten; zu einer einflußreihen Stellung bringt er es nur aus-
nahmsweife. und wenn es der Fall ift. muß er jeden patentierten
Dummkopf um Verzeihung bitten. daß er ihm feinen Vlatz niht
längft abgetreten hat. Hätte manher felf-made-man ein Dr. vor
feinem Namen oder auh nur den Einjährigenfhein in der Tafhe.
fo hätte er viele Türen. die fich ihm erft fpät öffnet-en. von vorn-
herein offen gefunden.
Ich kann nur meine Meinung dahin ausfprechen. daß unfere
'Jugend keineswegs zu viel. häufig aber viel zu wenig lernt. und ih
bedauere es jedesmal. wenn von irgend einer Stelle eine Lofung
ausgegeben wird. die auh nur dahin mißverftanden werden könnte.
daß Schulbildung etwas Minderwertiges oder Ucberflüffiges wäre.
Aber alle Bernünftigen follten fih dahin vereinigen. daß der ..Ge-
fchulte“ bei der Bewerbung um irgendein Amt feine Tühtigkeit eben-
fo nachweifen müßte -wie der „Ungefchulte" und daß man auh dem-
jenigen. der niht den Vorzug hat. auf höheren Shulen die traditio-
nelle Zahl von Jahren gefeffen zu haben. nah Möglichkeit Gelegen-
heit gibt. feine Tühtigkeit in verantwortungsvollen Berufen zu be-
weifen. Jn allen Berufen. in ftaatlihen und kommunalen Ämtern
wie in privaten Lebensftellungen. follte jedem Tühtigen ohne Rück:
fiht auf feine allgemeine Bildung der Weg nah oben frei gehalten
werden. Man follte aufhören. eine Schulbildung zu bezahlen. die
für den betreffenden Beruf gar niht erforderlich ift. Jn der Gefell-
fhaft wird allgemeine Bildung immer ihren Wert behalten. im Be-

rufe follte nur nach dem gefragt werden. was der Beruf verlangt,
Aber daran hindert uns nicht eine Überfchähung des' Wiffens. fon-
dern foziales Vorurteil. die ftille Neigung. gewiffe Berufe auch den
Angehörigen beftimmter fozialer Schichten zu refervieren. Der
Schulfchein ift hierbei nur das Werkzeug einer ziemlich tiefftehenden
fozialen Moral . Wenn das Schulbänkedrücken aber weniger einträg-
lich würde. würde auch die Zahl der Schulen und Studenten von
felbft kleiner werden.
Alfo weniger erfeffene Berechtigungen. mehr Schulbildung. vor-
urteilslos bewertet. ohne Rückficht auf die Art der Schulen und die
Art des Bildungsganges. Alle lernfreudige Jugend mag lernen.
nach Herzens'luft. je mehr. um fo beffer. Das fcheint mir das Er-
ftrebenswerte zu fein. Es würde nicht gut tun. der Lebensfchule gar
zu viel zu überlaffen. Alle Erfahrung beweift. daß eine ungenügende
Ausnützung der Iugendjahre fich durch keine noch fo günftige Lebens-
fchule voll erfeßen läßt. Die Schule macht freilichxkeine Talente.
fie macht erft recht keine Genies. diefe werden geboren; aber fie
gibt dem Talente und *dem Genie wertvolle Werkzeuge. ohne die auch
das befte Talent und das größte Genie fich nicht mit vollem Erfolg
betätigen können.

Adolf Wilbrnndt:
Cornelia
Fortfeßung.
Herwarth mußte lächeln: „So aufgeregt. fo - temperamentvoll
hab' ih Sie ja noch kaum gefehen. Faffen Sie fih, Doktor. Ich weiß
nur, was ich wiffen foll. in Ihre inneren Angelegenheiten dränge ich
mich nicht. Und daß Sie nicht aus niedrigen Beweggründen handeln"
- er lächelte nun reht von Herzen - „dazu kenne ich Ihre kantifch-
platonifch-transzendentale Seele zu gut!“
„Ih danke Ihnen. Herr Profeffor. Ich danke Ihnen. Alfo daß ich
dann zur Sache komme -“
„Und ohne Schonung. Was gibt's?"
.,Gefahr. Herr Profeffor. Offenbar Gefahr! - Jakobi war
geftern Abend in Ihrem Haus -“
„Reini"
„Er war dort. Ihre Johanna - in einer gewiffen UnruheF
S o r g e 7 wie ich ihr anmerkte - fie hat mir's heut erzählt. Sie fagen
aber „Nein“. Alfa Ihre Tochter hat Ihnen nichts gefagt."
Tief betroffen ftand Herwarth ftill. „Nicht ein Worti - Siei die
- mir fonft alles, alles -“
..Dazu der auffallende feelifche Zuftandr in dem fih Fräulein Cor-
nelia offenbar befindet; fogar Ihrer Iohanna ift es aufgefalleni ih
hab's wohl gemerkt. Heut mittag war ich ein paar Minuten dort; Sie
*waren niht zu Haufe; Fräulein Cornelia empfing mich. Sie fah aber
aus wie - - ih bin faft erfhrockenj befter Herr Vrofeffor. Sie ver-
ftand mih kaum. Oder fie hörte niht. Ih mußte an Traummandler
denken -"
zHm!" murmelte Herwarth erfchiittert. - „'s ift ja wohl was
dran.“

„Jetzt gegen Abend - wohl von meiner Unruhe hinausgetrieben
- war ih in der Marianfchen Villa„ in Iakobis Pavillon; Jakobi war
niht dort, Nur fein Schatten. Lettow; er ordnete Papiere die er in
einen Koffer packte. Wird_ fchon abgereift? fragte ich. „O ja.“ fagte ert
„es wird gereift! Wir waren ja länger hierj als wir wollten; nun
muß man aber doh ein Ende machen. Man verlangt den Jakobi ja
überall!" - Wann wird denn gereift? fragte ich. Er wollte etwas
fagen; dann befann er fih aber - das fah ich - und zuckte mit den
Ahfeln. Und mit einem lauernden Blick auf rnih - ich möchte fagen.
mit einem Verbrecherblick - bei Gottj dafiir halt' ich ihn -- kurz. mit
einem Blick. der mir einen Stoß gab, warf er dann fo hin: „Noch un-
beftimmt. Je nachdem, Wir erwarten noch dies und das!"
„Und was meinen Sie denn daß er dabei dachte?"
„Herr Vrofeffor - bittet lachen Sie mich nicht aus. Bittq feien
Sie auch nicht böfe. Ich glaube - ich glaube -"
„Nax heraus damit."
„Es - gilt Ihrem Kind!"
Herwarthftand .wieder ftill. Ei* holte tief ::nd fhwer Atem; er
warf einen langen Blick auf Wurzen dann in die Luft. „Da fteht ja
fchon meine Laterne" fagte er dann fheinbar ruhig; „wir find alfo
gleich zu Haus, Dann kann man alfo die alte Hanne befragen; »-
bittej kocnmen Sie mit. Kritifche Unterfuhung des Tatbeftandes. Nach
unferer im Seminar gelernten Methode; was? Und dann. wenn's fein
mußt nah der Volizeimethode , . . Ja„ fo ift das Leben!“
Er lachte, Wurzer überlief es. Sie gingen weiter und traten ins
Haus.
Auf dem Vorplaß ftand fchon Johanna und wartete auf ihren
Vrofeffor; die Wachfame. wahfam wie ein treuer Hund, hatte ihn kom-
men hören. Herwarth fhloß die Tiir. „Guten Abend7 Johannw“ fagte
er mit vollkommener äußerer Ruhe. „Herr Jakobi war geftern abend
hier -"
Sie wollte reden. Er winkte ab: „Ich weiß. War er auch he n te
hier?“
„Jaj heut' Abend Herr Vrofeffor."
Diefe neue Botfchaft durhriefelte ihn. Sein Gefiht blieb ftill.
„Wann denn?“
ift noh niht lange her. Herr Vrofeffor, Sie waren niht zu

Haufe. da ging er zu Fräulein Cornelia; ..das Fräulein erwartet mich."
fagte er.
..Wo ift Cornelia?" fragte Herwarth.
„In ihrem Zimmer. Hat im Speifezimmer nicht viel gegeffen.
wollte fchon fchlafen gehen.“
..Schlafen gehn? Warum denn?“
„Jhr wär' nicht fo recht."
..Jft fie fchon la n g e in ihrem Zimmer?“
..Eben erft gegangen.“
..Dann laff' ich fie bitten. zu mir zu kommen."
Johanna ftieg die Treppe hinauf; Herwarth faßte den Doktor am
Arm und zog ihn mit in fein Arbeitszimmer. Dort brannte nun ftatt
der Kerze die Lampe. Johanna hatte fie foeben gebracht. Herwarth
warf feinen Hut auf den Tilch; er zerrte an feiner Wefte. am Hals-
fragen des Hemdes; Wurzer fah. wie er mit feiner Erregung kämpfte.
Dem Doktor war felber weh genug. er litt aber doch von Herzen mit;
der V a t e r l dachte er. - ..Lieber Herr Vrofeffor." brachte er mit Mühe
heraus. ..follt' ich nun nicht gehn? Der Vater und die Tochter allein?"
..Ach ja. Wurzer. Sie haben wohl recht. Jch dachte eben wenig.
Jeh hab's nicht bedacht. Bleiben Sie nur noch. bis fie kommt! - -
Lieber. guter Doktor. Cornelia Herwarths Vater - ver-
ftehen Sie. was das ift? - Er hat nicht genug acht gegeben. hat's zu
leicht genommen: fo denken Sie. Ja. fo denken Sie] Aber - C or -
nelias Vater! Jch ftand auf Granit. ging auf Felfen hin. Sie
und ich. wir waren wie eins!“ '
..Verzeihen Sie. lieber. teurer Herr Vrofeffor. Wenn meine Jugend
da ein Wort hineinreden darf -“
„Bitte! Reden Sie."
„Ich habe mir fchon lange erlaubt zu denken: wohl zu fehr zur
Freiheit erzogen! Da kann fich auf einmal der Felfen in -“
Herwarth unterbrach ihn mit finfterem Lächeln: ..Guter Wurzer.
das verftehn Sie nicht, - Aber davon ein andermal. Ich höre. fie
kommt!“
7'- ik
*
Cornelia trat ein; fie blieb bei der Tür. ihr Bufen hob und fenkte
fich ftark. die Augen ftarrten glühend aus dem blaffen Geficht. Wurzer
verbarg fein Erfchrecken. er ftammelte aber etwas ungefchickt: ..Guten

Abend. Fräulein Cornelia. Ich wollte eben gehen. Alfo gute Nacht.
Herr Profeffor.“
..Auf morgen!“ warf Herwarth hin. Wurzer ging durh die an-
dere Tür hinaus, ..Es geht dir niht gut?“ fragte Herwarth. mit dunk-
ler. angeheiferter Stimme. ..Johanna fagt's.“
..Morgen wieder beffer." ftieß Cornelia hervor. ..Beffer. Darum
- wollte ih jeßt zu Bett.“
..Wenn du wirklich zu Bett willft. halt' ih dih niht lange. Muß
nur etwas reden - bereden - mit meinem Kind. Niht wahr. es ift -
eigen. es ift wunderbar. wie unfer Zufammenleben fih verändert hat;
in den leßten Wohen. Wie hätte fih das zum Beifpiel je ereignen
können. was wir heut erleben: du trittft in mein Zimmer und wir
fagen niht Guten Abend. niht „Kind“ und niht ..Vaterle“. Du ftehft
dort. ich hier. Und uns beiden ift fhwer ums Herz und wir fagen's
nicht.“
..Lieber. lieber Va --“
..Niht wahr. das ift wunderlih.“
Cornelia fuhte eine Weile hilflos nah Worten; fie legte eine Hand
an die Stirn. ..Verzeih Mein fhlehter Kopf.“
..Es ift niht dein fhlehter Kopf. Sondern daß du fort wi llft.
Mit dem andern da.“
..Vater m!"
..Ia. nun ftarrft du mih an; mit Geifteraugen. Woher ih das
weiß? - Bon dir. Ih feh's ja auf deinem Gefiht. So fremd find
wir uns doch noh niht geworden. daß du mir fo einen - Mords-
gedanken verbergen kannft. Cornelia! Kind! Es ift wahr! Wirklich.
blutig wahr! Diefes Mädel da - diefes Unfhuldsgeficht - Karl Phi-
lipp Herwarths Cornelia - die will ihn verlaffenl“
Sie faltete die Hände: ..Bitte. fprih niht fo; ih halt's niht aus.
Ich hab da an deinem Shreibtifh gefeffen. dir was auffhreiben wollen;
das du auf meinem Bett gefunden hätt'ft. Hab' dann niht gekonnt.
Wollte morgen-“ _
Herwarth hob die Arme: ..Es ift wahr! Es ift wahr! Mein
Ki n d l“
..Ia.“ nickte fie. ..dein Kind. Dein von dir erzogenes - ah. nur
nah Deinem Sinn lebendes Kind! Hör mih an. mein Baterle; fhau
mih niht fo fremd. fo - unväterlih an. Das große Shickfal. von

dem du zuweilen fagtefh das ift iiber mich gekommen; - ich hab? nicht
gerufen! Ich foll einen Menfchen glücklich machen; ach, wär's nur das.
Einen Menfchenl den mir Gott gefchickt hat- den foll ich erlöfen; ich foll
ein herrlicheT großes, durch fo viel Druck und Unglück gelöhmtesi
krankes Leben retten, Haft du mich nicht dazu erzogenl du mein Vaterler
recht Großesl Schöne? zu wollen? zu tun? Haft du mich nicht auch zur
Freiheit von der Welt erzogen? Was tu' ich denn ander-Z? Danach
[eb' ich nun! Als dein rechtes Kind; ach mein Goth wenn ich dich auch
verlaiien muß. Wirft mich einft verlaffen- fagteft du fo oft; und ich
wollt? nicht hören- hielt dir den Mund mit den Fingern zu." Sie iank
vor ihm auf die Kniee nieder. „Nun ift'Z doch gekommen!"
„Jch will dir fagenr was ich iiber ihn weiß - iiber diefen Men-
ichem den dir Gott gefchickt hat. Diefer Karl Jakobi den du erlöfen
und retten willft - er will dich denielben Weg führen! den fchon
Dußende mit ihm gegangen find - der mit Schande und Verzweiflung
endet.“ Cornelia fprang auf. „Er hat eine Frau -“
„Ich weiß!" rief fie. „Ich weiß!" .
„Er hat eine Frau- die zur Scheidung bereit ift- wenn er ein Lieb-
chen verführen will die aber wieder „nein“ fagtf „niemals“, wenn?
gefchehen ift -"
„Ich weiß- Vater! So ift's nieht!"
„Er hat eine Frau, die an ihm dahinfiechh die durch ihn vernichtet
und elend ift; die fo elend ift- wie du werden wirft, wenn du nicht auS
deinem Traum erwachft. Wenn du nicht auf deinen Vater hör-ft »- der
dir in feiner* Angft- feinem Entfeßen zuruft: Du follft fein neueftes
Opfer fein!“
Cornelia wehrte mit dem Kopf, mit den Armen- mit der ganzen
fich windenden Geftalt wehrte fie all die furchtbaren Worte ab: „Ich
weiß allesl Vater. Es ift alles andersl anders. Sie verleumden ihn!
Sie veräftern ihn!“
„Unglückliches Kind. Du weißt, du weißt. Nun io iag'x was
weißt du?"
„Daß er felber fich fchuldig fpricht- aber fchuldlos ift] - O du mein
guter, gerechter, milden liebevoller Vater - nur gegen ihn nicht ge-
recht. Gegen ihn berheßt; belogen. Er hat mir ja alles gefagtr ge-
beichtet, von felbft- ungefragt! um fich eine Luft vom Herzen zu wälzen
- um mir die ganze Wahrheit zu geben * ganz fox wie er ift. Ein er

ift es fo ergangen - fo. wie du fagft. Eine hat er elend gemacht. Weil
feine Frau ihr Wort zurücknahm. ihn nicht laffen wollte; wie er fie
auch angefleht und befchworen hat. Das liegt ja auf feiner Seele.
Vater. „Wie ein Fluch“. fo fagt er. O hätt'ft du ihn geftern Abend
gefehen. „Ich geh' wie ein Verbrecher in der Welt herum.“ ..Ich darf
nichts mehr hoffen!“
..Das war geftern. Was hat er dir heut gefagt? Ich weiß.
er war wieder hier!“
„Daß er doch wieder hoffen darf. hat er mir gefagt. Ein Brief
von feiner Frau. Sie gelobt. fie fchwört ihm jeßt. ihn freizugeben.
jedes Opfer zu bringen. damit die Scheidung -“
„Ahl“ rief Herwarth. „Das fchwört fie jeßtl Und was fo r d ert
fie?"
..Daß er für die Liebe. von der er ihr gefchrieben. Gegenliebe findet;
fo ganze und große und opferfähige Gegenliebe. daß ihr Herz ihr fagt:
vor der mußt du weichen] die gehört zu ihm! - Und fo ift er mit den
großen. fragenden Augen vor mich hingetreten --“
..Und du in deinem fchwärmenden Opfermut - - So fag' ih
dir nun. daß er ein Lügner. ein Schurke ift! ein ehrlofer Ver-
führer - der diefe unfchuldigen. begeifterungsfähigen Herzen kennt -
der euch betört und vernichtet!“
„Woher kennft du ihn? Warum kennft du ihn beffer als ich? -
Haft du auch wie ich in fein Herz gefehen? Oder fprichft du nur nah.
was dir andere fagten?"
..Andere. die ihn kennen. Ehrenwerte. rechtfchaffene Menfchen. die
niht wollen. daß fo ein Verblender und Verderber immer neue Opfer
erwürgtl“
Cornelia fah zur Tür hin: „Wurzer - der ging eben fort. Der
alles glaubt. was man gegen einen - Nebenbuhler jagt. Bon dem
haft du's. Vater!"
..Von wem hat er's ? Bon Männern. an die ich glauben muß.
Und von wem haft du's ? Von einem - Meteor. das dir plößlih
über den Himmel fährt; einem fremden Mann. den du vor ein paar
Wochen noch nie gefehen hatteft. Der fagt dir: erlöfe mih. indem du
dich mir zum Opfer bringftl Und durch einen erfundenen Brief »-
den er dir niht gezeigt hat. niht wahr -“

3G Â»amp-?ZVS Y
â€žLZD-Zw er?? . .

..Ich kann ihn ja m o r g e n fehen. wenn ich will.“
..Morgen ift er ebenfo falfch wie heut. Kennft du die Schrift diefer Frau? Kann er nicht fchreiben. was er will?"
Cornelia rang die Hände. ..Vateri Vaterl Vater! Du. der himmlifch gerechte - der Vhilofoph - der nie vorfchnell urteilt - du wüteft gegen diefen Mann] an den deine Tochter glaubt! Bin ich denn ein Schulmädel? Bin ich denn von Sinnen?"
..Es fcheint fo. Seine Satanskünfte -"
Herwarth trat auf fie zu. die wachfende Erregung riß ihn hin; fie wich erfchreckend zurück. ..Ich bin dein Vater.“ rief er. ..du bift mein Kind. und ich foll dich retten! »- ..Opferfähige. ganze Liebe" - die willft du ihm geben. Mit ihm in die Welt hinein -“
..Mit ihm zu diefer Frau! feiner Fraul an die du nicht glaubft. Vor das Geficht diefer Frau - deren Brief er gefälfcht hat, Zu der Frau. die ihm doch in der erften Minute fageu könnte: Was wollt ihr hier? Was fprichft du von einem Brief? Was für einen Brief hab' ich dir gefchrieben?"
Herwarth fah. hörte. fühlte. wie in feinem Kind der Troß. der Stolz. die Auflehnung wuchs; ihm f>)woll mehr und mehr das Herz.
..Ia. fo fängt er dich] Eh' ihr hinkommt zu diefer Frau. hat er - -“
Die Worte wollten ihm nicht über die Lippen. ..Cornelial Cornelia! Hat er dein Opfer hingenommen - hat er dich verlaffen!"
Das Wort durchfuhr fie; die Bleiche ward totenblaß. ..Gott im Himmel!" ftammelte fie. wider ihren Willen erfchüttert; ..was du allesglaubft, Was für ein Teufel er in deinen Augen - -"
Es ging ihr aber auf einmal ein neuer Gedanke wie eine Befreiung über das Geficht. ..Aber das Opfer. das du denkft - das. das bring' ich nicht. Sei doch ruhig. Vater. Das nicht!“
..Jch foll ruhig fein? Wenn ich in deine glühenden Augen feh' - dies verwandelte. verheerte Geficht - dies fchwärmerifch verziickt'e Schauen? Du willft auch nur für eine Stunde wiffen. was du tuft?“ Wenn feine Augen und feine Stimme dich anflehn: gib mir die ganze. die große Liebe. um mich zu erlöfenl?"
..Er wird nur verlangen. was ich geben kann. Aber wenn meine Augen glühn - Vaterlei wenn fie fchwärmerifch. verzückt. wie du fagft - - das Schickfal. die große Liebe ift über mich gekommen.
Einft ift fie auch über dich gekommen. Und fonft wär' ich nicht.
Du. mein junger. mein alles verftehender. mein herzlieber Vater. ver-

fteh' nun doh auh dein Kind; laß ihr ihre Freiheit. gönn' ihr ihr Glück. erkenne Gottes Willenl“
..Gottes Willen! S a t a n s Willen! Er foll mir mein Kind niht “verderben und zugrunde richten." Die Empörung. der wilde Grimm brah aus ihm hervor:...Jh duld' es niht! Er foll niht!“
.,Ih bin für die Ehe mündig. Vater -“
..Nun. fo bift du mündig -- ich bin aber dein Vater und bleib's! - Das Gefeß. das Gefeß - - in mir ift ein anderes Gefeß; das fchreit hier im Herzen. das jagt durh mein Blut. das bebt mir duch den ganzen Leib: rette dein Kind! - ..Dir deine Freiheit laffen“ . . . Ia. ja. ih hab' dih zur Freiheit erzogen - z u f e h r . fagte der - der Wurzer - ob zu fehr oder niht. was tut das hier. Ich laff' dich dem Berderber niht! Ich laff' dih niht in den Abgrund ftürzen! Meine Tohter niht!“
..Was willft du denn tun? Sag! Was willft du tun?“
..Diefes Höllenfeuer in deinen trotzigen Augen. So weit hat er dich gebracht? - Was willft d u nun tun? - Sprih! fprich! Gib Antwort! Wenn du auh mündig bift. Ich. dein Vater. frage dih. und ih will es wiffen! Oder haft du ihm verfprohen. heimlih zu fliehn wie ein Dieb bei Nacht? Für den Vater gibt's keine Wahrheit mehr?“
..Vaterl Vater!“
..So fprich!"
..Jh hab' ihm verfprohen zu kommen; ja. Diefe Nacht noch; ja. Was ih mitnehmen will. da draußen liegt's, Wie kann ih ihm helfen und ihn befreien. wenn ih das niht tue? -» Für ein großes. opfer-freudiges Leben haft du mich erzogen; wollt'ft du mih nun halten?“
Er erbebte am ganzen Leib. ..Ein Kind. das feinen Vater rafend macht] Nein. ih glaub's noh niht: ift das mein Kind? Wir. wir beide haben fo einig gelebt? - Ich befhwöre dih. du da - eh' ih ganz von Sinnen komme - fag mir ein gutes Wort. Sag mir. daß du bleibft wo du bift! auf den Mann verzihteft - dih niht in feine Fang-arme wirfft -"
..Vaterl Du vergißt. zu wem d'u fprichft!“
..Zu einem Kind. das mißraten will. Das feine Ehre _ meine Ehre - - Virginius! Virginia! Was fo ein alter Römer konnte. heiliger Gott. das kann ih auh. Eh du dem in die Arme fpringft -4 Eh' kannft du mih töten?"

„Es wäre dir befferf da tot auf der Erde liegen. als - als feine -
feine -“ .
„Sag's nur! Sag's nur!“ fchrie fie* jeßt wild und außer fich wie er.
"Sein entehrtes Liebchen -“
„Nun- fo tu's! fo tu'sl“ Sie ftürzte zum Schreibtifch riß eine der
Schubladen auf. zog einen Revolver hervor. „Dein Schuß gegen die
Einbrecher - da! Stets geladenf fagft du. Nimm ihn, nimm ihn!“
Sie drückte ihn ihm in die Hand.
„Du bift toll. Deine Augen brennen -"
„Deine nicht? Deine fehn ja aus wie der Tod. Gutf fo mach mich
tot! wenn du mich lieber mordenf als meinen eigenen Weg gehn laffen
willft.' Meinen Weg zum Glück meinen Vflichtenweg meinen Opfer-
weg -"
„Deinen Schandeweg! - Cornelia - großer Gott - - ich
befchwöre dich zum leßten Mal. Du bift nicht miindig geworden, um
dich zu entehren. um den guten Namen -"
„Ich werd' mich und ihn nicht entehren. Aber meinen Weg werd'
ich gehn. Was ich ihm gefchworen hab. ja, das werd' ich halten!“
„Jhm gefchworen haft -“
„Ja- ich hab gefchworenl Daß ich kommen will und mit ihm
zieh'n. Z u fein e r F rau - feiner Freiheit. Willft du mich lieber
tot fehn. fo in's!" Sie ftellte fich vor die Tür und breitete die Arme
aus: „Driick' ab! Schieß' zu! Sonft geh' ich hier hinaus, fort. Oder
wenn du mich einfverrteft. geh' ich morgen fort. Oder ich fvring'
zum Fenfter hinaus; um mein Wort zu halten. So mach' mit mir ein
Ende und fchieß!"
Herwarth hielt den Revolver noch in der zitternden Hand. Er
fchloß die Augenr er warf ihn auf den Tifch. „Ich kann doch mein Kind
nicht töten!"
„Leb wohl!"
Sie war draußen.
*
Es hatte fchon eben elf gefchlagen, ging auf Mitternacht. Der
Mondf zuweilen überwölkt. zuweilen in freiemf filber-goldenem Glanz,
fchien in den halbverwilderten Garten der Marianfchen Villa hinein.
wanderte iiber den gelinden Abhangr unter dem er lag- und iiber den
hochbiiumigen Wald. Er leuchtete auch durch die offene Tür in den

Pavillon hinein. den Karl Jakobi bewohnte. umkofte drinnen einige
zierliche Gartenmöbel. den Wandfchirm vor dem Bett. Karl lag auf der
Bank neben der Tür. völlig ausgeftreckt. Er hörte eine Nachtigall
fchlagen; er laufchte auf jede Regung im Wald. in den Büfchen. glaubte
kommende Schritte zu hören; dann feufzte er wieder einmal. und er.
wohl der ungeduldigfte der Menfchen. übte fich in Geduld. Der Mond-
fchein war fo fchwül >- und fo füß. Ob ihr doch der Mut verging?
fuhr ihm durch den heißen Kopf. Ob ihr Herz niht Stich hält? --
Nein. dann weiß ich ni ch ts vom Menfchen. In der ift eine Frau und
ein Mann. Was fie gelobt hat. das führt fie durch] - - Nachtigall.
Nachtigall. mach mich nicht verrückt] - Ihm war. als hätte er noch nie
fo mit Oual gewartet. Er lag. die Hände unter dem Kopf verfchränkt.
und wunderte fich tief: wie das in ihm gewachfen war. er wußte nicht
wie. Zuerft die übermütigen. frechen Gefühle - ..die muß mein wer-
den“ - „die wird mein" - dann ward's ernfter. ernfter -- und jeßt.
dachte er. bei Gott. verliebt! Sehnfucht. zum Gedichtemachen. Nafen-
des Verlangen. diefe Keufche. Stolze. Heiße - -
Er horchte wieder und richtete fich auf: Schritte! - Kam fie?
Cornelia? - Nein. es war da hinten. da oben im Wald. niht im Park.
Jemand kam gegangen. unfichtbar. er fing an zu fingen; nach feiner
jungen Stimme und ihrer fehr mangelhaften Schulung fchien es ein
Student zu fein. Er fang wenigftens ein ..gebildetes“ Lied:
„Du Schwert an meiner Linken.
Was foll dein heit'res Blinken?
Schauft mich fo freundlich an.
Hab meine Freude dran.
Hurra! Hurra! Hurra!“
Karl hatte fich wieder ausgeftreckt und hörte mit einer Art von
Andacht zu; es klang in der ftillen Mondnacht fo gut. Der Sänger war
näher gekommen. jeßt gab's vollen Ton:
„Ia. gutes Schwert. frei bin ich.
Und liebe dich herzinnig.
Als wärft du mir getraut
Als eine liebe Braut.
Hurra!“
Was fingft du von „Braut“. du Mufenknabe. dachte Karl und
wälzte fich hin und her. Mach mich niht verrückt]

Der Mufenknabe war vorübergezogen, es klang allmählich ferner
und ferner:
„Zur Brautnachts-Morgenröte
Ruft feftlich die Trompete;
Wenn die Kanonen fchrein.
Hol' ich das Liebhen ein.
Hurra!“
Ießt. jeßti - Karl fprang auf. Leife fang die Gartentiir; er
kannte fie. Er legte fih beide Hände vor die Brnft. Wie göttlich.
dachte er. wenn das Herz fo zittert. Wird das eine felige Nacht!
Cornelia kam gegangen. in leihtem Mantel und Hut. ein gefülltes
Täfchhen an den Arm gehängt; der Mond beleuchtete eben das ernfte.
charaktervolle. edel fchöne Geficht. Die fhlanke Geftalt ging mit feftem
Schritt. ihre innere Erregung follte fich niht zeigen; der Mund er-
zwang nun auch ein Lächeln. ihn hold zu begrüßen. .,Ia. da bin ich
wirklich.“ fagte fie. „Haft wohl fchon gedacht. ich käm* nicht mehr? Ich
halt' immer Wort!" *
Er kniete vor ihr nieder. „Selig dankbar] Selig!“
..Den Schlüffel in der Gartentiir hab' ich abgezogen. *- O fag.
Kein Menfch kann uns hören? Kein Menfh kann uns fehn?"
„Kein Meufch kann 1ms hören, noch fehn.“ Er nahm ihre beiden
Hände und küßte fie. „So glücklich haft du noch niemand gemacht, Und
noch niemand. niemand hat mich fo glücklich gemacht! -* O du!"
Er uinfaßtc ihre Kniee. Cornelia trat fanft zurück. „Laß laß.“
Er fah fie etwas verwundert an; er ftand auf. Ihr Geficht fo
ernft? * Er lähelte: „Dann in meinen A r m en ; fol“
Sie entzog fich ihm; mit einer fonderbaren. beinahe feierlichen
Gebärde -- doch hold - wies fie ihn zurück. „Tu mir die Liebe - das
nicht! M Hör mich an und -" -
„Ih verfieh' diht nicht.“ unterbrach er fie. „Du kommft zu mir
und du fagft: „das nicht"?"
„Ah laß mich dir's erklären. fei gut. Ih bin hergeftürzt - weiß
niht wie - von dem beften, geliebteften Menfhen weg - in Zorn und
Entfeßen gefhieden , . . Weißt du. was das ift? Und unterwegs die
Verzweiflung um mih her. über mir. hinter mir. wie ein Nachtgefpenft.
„Was tuft du? Wo gehft du hin? Wem. wem bift du davongelaufen?“
Ich aber immer weiter. weiter - zu dir! Und damit ih weiterkönnt',

damit ih niht am Weg verginge; hab' ih mir gelobt - - O fieh mih
niht mit fo finftern; fhwarzen Augen an, Ich w o l lte z u dir . dar-
um hab' ih's gelobtl“
„Was haft du gelobt?"
„Vaterl fhrie es in mir. während ih fo weiterging; ih gelob' es
dirl Und das mußt du mir nun verfprehen. verfprehen; Karl; daß
auh du es halten willft. Alles hingeben. ja: Seele; Leben, den guten
Namen bei den Menfhen - u nd d e n Vater - jeßt, jeßt auh den
Vater - bis er wieder an mih glauben, mih wieder liebhaben kann.
Mehr kann man niht tunl Glaub mir! Mehr kann man niht tun!
Ju die Arme nehmen - das niht. Erft wenn ihr gefhieden feid; erft
wenn ih dein werden kann; das hab' ih meinem Vater gelobt!"
Karl betrahtete fie eine Weile ftumm. feine Worte und Gedanken
fuhend. Er biß fih auf die Lippe; als er aber fah; mit wie bangem
Blick- fie dem zufhaute fah er fie mitleidig und liebreih an. „Du
Armer Blaife. Verftörte du, Dein fiißes. fo tragifh ernftes Gefiht! -
Wie von böfen Geiftern verfolgt bift du hergelaufen; haft in deiner Not
furhtfame Gedanken, unfinnige Worte _ »- haft niht mehr gewußt.
was du tuft." Sie wollte widerfprehen. er bewegte die Hand gegen
ihren Mund: „Nein du haft niht mehr gewußt* was du tuft! * Liebfte,
Geliebte; komm zu dir. Deine Glieder zittern ja. Seh dih. ruh' dih;
hier.“ Er drückte fie mit zarter Berührung auf die Bank nieder; neben
der er ftand; er ftellte ihr Täfhhen daneben; er blieb vor ihr ftehn und
lächelte fie an. „Schau, was hier für ein Frieden ift. Horh, wie die
Nachtigall fingt. Hier wirft du dih wieder faffen; wieder zu dir
kommen, Wo foll dir denn wohl werden, du fiiße Verftörte, wenn niht
hier bei mir? - Meine Erlöferin. Wird dir wohl?“
Wenn du fo hold und gut zu mir fprichft, o dann wird mir wohl!“
„Willft mih nah erlöfen?“
„O Gottl Wär' ih denn fonft hier?“
„Dann jag' diefe böfen Träume weg. Ja, es find nur böfe Träume;
ein Alb hat deine arme Seele gedrückt. Hat dir verzweifelte Worte
aus* der Bruft gepreßt; an die glaubft du nun. Shan aber um dih; du
Verträumte; Liebfte: wer und wo wir find? Zwei, die fih gefunden
haben; in der tiefen Stille. Auf der Fahrt nah dem Glück, nah der
Freiheit; zu der du mir helfen willft." Er faß neben ihr nieder; fhaute

fie bewundernd und verlangend an; ..Und der Mond auf deinem himm-
lifch holden Geficht. Er darf es berühren. ich nicht? All deine Lieb-
lichkeit und Herrlichkeit. da fißt fie. zwei. drei Zoll von mir; bift zu mir
gekommen. um dich mir zu geben; und nun foll ich diefe Welt von Glück
dem nichtsnußigen M on d da laffen und wie ein vom Kloftertor weg-
gejagter Bettler davongehn?“
Cornelia bewegte fich gequält auf der Bank, ..Bitte bitte. red'
nicht fo."
..Willft du mein Blut zum Rufen bringen. ftatt es felig ftill zu
machen? - Jch hab dir's gefagt: fo ein harmonifch mild Verklärter.
das bin ich nicht. Engel und Teufel! Tier und Gott! - Verzichten -.
ein Wort wie Sterben fiir mich. Wer mich lieben will. muß mir*
auch Liebes tun. Sonft gießt er mir in den Wein. den er mir an die
Lippen feßt. das Gift der Entfagung und ich fterbe dranl - Ja. bei
Gott. das ift wie Mord. Das ertrag' ich nicht. Wenn ich di-r nun fage.
du Albträumerin: martere mich nicht. liebe mich. gib dich in meine-
Arme hin. fonft vergebe ich. fonft töteft du mich!?" '
Cornelia ftand auf. Wie wenn fie etwas auswendig Gelerntes
herfagte. fprach fie auf ihn nieder: ..Wenn dir einer fagt: erhöre mia).
fonft fterb' ich. dann denke nur: der lebt noch langel“
Er ftarrte zu ihr hinauf. ..Was ift das? Was fall das?
..Das hat mir mein Vater gejagt.“ antwortete fie.
„Dein Vater] Immer dein Vater! - - Wie du daftehft - fo
ruhig - als könnte dir hier nichts gefchehn. Siehft du nicht. wer ich
bin? Daß du an einem Abgrund, ftehft?" Mit einem wilden
Lächeln rief er fie an: ..Cornelia! Hör zu.“
..Jch höre ja.“
„Wenn ich dir nun fage: martere mich nicht. fonft bring' ich
d i ch u m ?“
Sie fchiittelte den Kopf. auch ein wenig lächelnd. Sie fprach auf
ihn nieder wie vorhin: ..Wenn dir einer fagt: erhöre mich. fonft töt' ich
dich. dann fieh ihm feft nach den Augen und nach der Hand. aber fürcht'
dich nicht!“
„Hat er dir d as a u ch gefagt?“
„Ja, Mein Vater.“
Karl fuhr in die Höhe. ..Höll' und Tod! So mag ihn -“
Er brach ab. ..Um Gottes willen!“ rief Cornelia. ..Verwünfche
meinen Vater nicht(Hoffe meinen Vater nicht!“

Er faßte fih und fhüttelte. noch finfter. den Kopf. ..Wie kann ih.
wenn es dein Vater if .“
..Jh bitte. ih befhwör dih. Karl. brih mir niht das Herz! Wu'
du fühlen kannft - o. du kannft fo viel - wie ih an diefem Vater
häng'. und was ih ihm heut angetan hab' um deinetwillen. und wie's
in mir auslieht - dann verlangft du niht mehr von mir. als ich geben
kann. Ihhab dir meine Liebe gezeigt; o glaub mir. ih hab's getan!
Größere Opfer. als ih dir heut bringe. hat noh nie ein Weib gebracht;
denn keines liebt feinen Vater mehr als ih. Und wenn ih fo. wie ich
bin. zu der Frau da komme. wird fie zufrieden fein. Nun zeig d u mit
deine Liebe! Laß mir mein Gelöbnis! Verlang nichts mehr!"
Ein leßtes finfteres Zncken im Gefiht iiberwindend. fank Karl
wieder aufs Knie vor ihr. '
Cornelia wollte erfchrocken zurücktreten; fie blieb ftehn. aber uu-
gewiß. ..Was tuft du da? Was willft du?“
..Was ih muß, Ich will den Saum deines Kleides küffen; fei
ruhig." Er küßte ihr Kleid. ..Du Hehre! Du Heilige! - Ia. du bifi
mir heilig. Sollft und wirft es fein. Was ih da alles gefagt habe.
vergib mir das. Die Feuerftröme - der Vulkan in mir! *- Aber du
haft ihn befprohen. nun liegt er ftill. Und auf unferer Fahrt nach der
Freiheit. nah dem Glück. wohin wir auh kommen. er foll nie mehr
flammen!“
wie tut das gut, - O. nun bift du wieder ganz du felbft; der
große. der herrliche Menfh. an den ich mein ftaunendes und jauhzendes
Herz gehängt hab'. Ah. fteh auf. fteh auf. Ein Mann wie du follte
vor keinem Mädchen knien. Ich danke dir von ganzem Herzen. Steh
auf!“
Er erhob fih und lähelte ihr liebreih zu. ..Shan hinein in den
Pavillon.“ fagte er; ..dort fteht mein Bett - fiir diefe Naht dein
Bett. Dort follft du bis zum Morgen ruhn und -“
..Ich denke. wir fahren noh diefe Nacht?“ _
..Darin irrt' ih mich, Lettow hat mir hier einen Zettel hinter-
laffen. eh' er in die Stadt ging: unfer Zug. der befte. fährt erft am
Vormittag. So lange ift der Pavillon dein!“ Er lähelte: ..Wenn du
dih nicht fürhteft. in diefer Wildnis allein _-“
Sie fhüttelte den Kopf. ..Ich bin tapfer. weißt du.“
..Du fchließeft dih ein; der Shlüffel fteckt in der Tür. Niemand

kommt hierher. Ich gehe in die Vorftadt. ins nächfte Wirtshaus; hab's
im Vorbeigehen gefehen; fiir fo einen unverwöhnten Globetrotter gut
genug Morgen. eh' von der Villa der Diener kommt. bin ich wieder
hier. Dann führ' ich dich zur Bahn. zum Zug.“
„Ach“ hau>fte fie. „wie - rührft du mich. Wie ift alles gut. was
du fagft und tuft.“
„Willft du nun fchon ruhenf fo fag's. Dann nehm' ich aus dem
Pavillon mit. was ich fiir Nacht und Morgen brauche. und als dein ge-
treuer, gehorfamer Sklave fag' ich: Gute Nacht!"
„Gute Nacht?" wiederholte fie, unentfchloffenx träumerifch. _
„Diefes „Gute Nacht" - er blickte ihr heiter in die Augen - „ift
nicht ganz unzweifelhaft klar; foll es heißen: ja, geh! oder: es eilt nom
nichtl?“ -
„Ach du follteft wohl gehn. 's war ein fchwerer Tag. Und wir
fahren morgen weit, nicht wahr?"
„So weit wie du magft. Alfo der gehorfame Sklave verneigt fich,
und ohne die ftreng erhabene Herrin zu berühren. fagt er: Gute Nacht!"
Sie fah. er wollte gehn. Ueberrafchh mit wehmiitig verwundertem
Uusdruck'ftieß fie ein „Acht" hervor.
Er ftand ftill. „Was fagt diefes Ach?"
„Es - es war mir fo wunderlich, Diefer Abfchied. Ohne eine
H a n d.“
„Alle Händel wenn du willft. Ich wollte nur mit fklavifcher Treue
dem Verbot gehorchen: berühr' mich nicht!" '
„Reim fo war es nicht. Wenn du mir die Hand. die - Bruder-
hand geben willft. zur Guten Nacht *-“
Fortfeßung iin nächften Heft

Max Ludwig:
Der Maler Wilhelm Steinhaufen
Wo auch von Steinhauiens Werken die Rede ift- meift wird
nur das Gegenftändliihe feiner Bilder einer Betrachtung unter-
worfen.
Es wird alfo nicht überflüifig fein, Steinhauiens Gemälde auch
einmal als Werke der Malerei anzufehen.
Wer Steinhaufenfchen Bildern in einer Ausftellung begegnet-
wird fofort beim erften Anblick das Verfönliche fehr ftark bemerken.
Sie find ftiller, verhaltener als die iibrigen. Sie reden gedänipfter
als inan es fonft gewöhnt ifti und verichmiihen es) durä) einen
prunkdollen Farbenmantel das Auge des Bei-hauers zu blenden.
Sie fehen uns nicht herrifeh an wie Könige, fondern ruhig und ab-
wartend wie einfache Menfchen. Und doeh find fie ariftokratifch trotz
ihres demokratifchen Ausfehensx das fie gerade aus» ihrer Umgebung
heraushebt.
Um Steinhaufens Bilder zu eharakterifieren, möchte ich ein
mufikalifches Gleichnis anwenden. Es gibt Gemälde die inan als
Oreheftermufik bezeichnen könnte-l wiihrend man für eine zweite
Gruppe den Ausdruck: ,Kammermufik anwenden kann. Es wird
Temperamentsfache des Befchauers fein, welcher von beiden Gruppen
er den Vorzug geben will. Daß die dritte Gruppe erft in weitem
Abftand kommt und gar keine Mufik ift- fei nur der Vollftändigkeit
halber erwähnt.
Steinhaufens' Werke nun find Kammermufik. Orchefterfanfaren
wird man unter ihnen vergebens furhen. Er liebt es, feine Bilder
in großen. ruhigen Linien aufzubauen und es ift nur logifih daß
er auch milde Farben liebt. Es geht ein f-anftes Lemhten von feinen
Bildern aus. Man könnte iagenr daß feine Farben mehr innerlich
als materiell find, Aber man darf das nicht mißderftehen. Er
malt ftets nur Eindrücke die das Auge empfing. Doch ioiebr er

fich auh ins einzelne vertiefen mag. er fieht alles im Zufammen-
hang. Auch wenn er einen Naturausfhnitt wiedergi-bt. wird es
immer ein Ausfhnitt aus dem Raturganzen fein. Er *gibt eben
niht nur Oberfläche. fondern auh Inhalt. Daher ift ihm die
äußere Shönheit der Dinge immer nur ein Abglanz der innern.
Und fo fehr auh die äußere Shönheit fein Auge gefangen nimmt.
fo möhte ih doch behaupten. daß diefe innere Shönheit auf feinen
Bildern dominiert und auh *vielfach feine Farbe gleihfam verklärt
und das Ganze merkwürdig durhfihtig maht. Am meiften wohl
auf feinen Landfhaften. die diefen Grundzug feiner Perfönlichkeit
am reinften wiedergeben. Sie und eine Reihe mehr lhrifher Bilder
find - da ih fein Gefamtwerk als Kammermufik bezeihnet habe
»- die lihten Oberftimmen in diefem.
Aber auh dunklere und herbe Akkordfolgen fehlen in feinem
Werke niht und bilden zuweilen fogar den Generalbaß. Die tiefen
Shatten. die zu Zeiten über die Erde kriechen. durften auh im
Kunftwerk niht fehlen. und ebenfo wenig auh ein andres dunkles-
das das Auge des Künftlers hinter allem Dafein fah. Schon äußer-
lih wird der herbe Ernft diefer Bilder durh eine düftere. gleihfam
glanzlofe Farbe harakterifiert. Ihre Wirkung beruht meift nur
auf dem Kontraft zwifhen hell und dunkel. und oft genügen ihm
fchon zwei Farben. um die Stimmung feftzuhalten. Die Einfach
heit. die fein ganzes Schaffen kennzeichnet. ift hier bis zur
purita-nifhen Strenge getrieben. Nur da und dort dämmert auh
einmal ein freundliherer Himmel darüber. und gelegentlih lächeln
fogar ein paar Sterne hinein. Aber die innere Shönheit. von der
ih fprah. leuhtet auh aus dem herbften und ftrengften feiner Bilder
heraus. Doch fagt fie dem Befhauer felten bei der erften Bekannt-
fhaft: da bin ich! Sondern fie will. daß man näher hinzutrete!
Dann erft wird fie ihre Zunge bekommen. wie fo manches große
Mufikwerk. das erft nah wiederholtem Hören zu fprehen beginnt.
Steinhaufens Temperament möhte ih ein verfhloffenes trennen.
obwohl es ein Wilderfpruh zu fein fheint. wenn man feine lhrifhen
Bilder beirahtet. Es ift wahr: hier läßt er fein Gefühl voll aus-
ftrömen. Aber andererfeits gibt er fih um fo zurückhaltender. je
ernfter er wird. Und dort. wo fih feine Verfhloffenheit zur Kühn-
heit auswähft. deutet er mehr an. als er ausfpriht. Diefe Zurück-
haltung bewirkt auh. daß er die Darftellung des Stürmifhen. Ge-

waltigen und gewaltfam Bewegten in der Natur möglihft meidet. Doch fehlen auh die dramatifhen Akzente in feinem Shaffen niht. aber er faßt auh den bewegten Vorgang ftets von feiner mildeften Seite auf. Allgemein gefagt. wird Steinhaufen weder zu den Dramatikern unter den Malern zählen. noh eigentlih - f. viel auh dafiir zu fprehen fheint - zu den reinen Lhrikern fondern zu den Epikern. Ö Q

In der zeitgenöffifhen - alfo modernen - Kunft nimmt Stein-haufen eine eigenartige Stellung ein.

Mitten unter die Arbeiten „moderner" Maler gehängt, wird ein Steinhaufenfhes Bild bei fliihtigem Überblick als' das Werk eines „llnzeitgemäßen" erfheinen. Und gewiß ift wenig Modifhes in der äußeren Erfheinung feiner Gemälde. Man kann ihn niht irgend einer „Iften“-Gruppe zuteilen. Seine Farbe legt er in dünnem Auftrag über feinen Bildgrund. und feine Tehnik ift fo einfah und unauffällig wie möglih. Auh die Wahl feiner Stoffe *- wenn man an die religiöfen Bilder denkt - wird manche als „unzeitgemäß“ bezeihnen. Der Name Uhde ift kein Beweis fiir das Gegenteil. Uhde wirkte gerade dadurh modern, daß er feine Stoffe zeitgemäß - im wörtlihen Sinne - zu ge-ftalten verfuchte. alfo durh äußerfte Realiftik feiner Auffaffung. Auh Steinhaufens Darftellung feiner Themen ift zeitgemäß und realiftifch aber in ganz anderm Sinne als die Uhdifhe. Denn auch Steinhaufens Realiftik ift die eines Ariftokraten. während die Uhdifhe mehr »demokratifh ift. (Auh bei reinen Wirklihkeitsmalern kann fih ein ungefähr gleihes Verhältnis fin-den, z. B. wie zwifhen Whiftler und Menzel.) Diefer Gegenfaß tritt auh in Farbengebung und Tehnik deutlih hervor. Es genügt. »diefen Unterfhied ange-deutet zu haben; es liegt niht in meiner Abfiht. hier einen Künftler gegen den andern auszufpielen.

Wer alfo naturaliftifhe Malerei im gewöhnlihen Sinne bei Steinhaufen fuht, wird fih vergebens bemühen. Dec iiblichen Shlagworte wird man fih vor feinen Bildern niht erinnern. Und doch ift Steinhaufen ein durhaus moderner Künftler. fobald man unter „modern" niht nur pointilliftifhe Malerei begreift oder ein mehr oder minder kühnes' Furiofo des Vortrags. Er arbeitet weder paftos. noh mit fihtbaren Vinfelftrihen und bevorzugt eine gleich-

mäßige Bildoberfläche. Aber fchon in der Größe und Einfachheit
der Darftellung. nach der ja unfere' zeitgenöffifche Malerei wieder
mit fo heißem Bemühen ftrebt. ift er außerordentlich modern. _
modern bis auf Giotto zurück. Und modern wie die großen Meifter
aller großzügigen Jahrhunderte ift er auch in der Ausfchaltung und
Unterdrückung aller Einzelheiten. die nicht notwendig zur Bildidee
gehören. Er kann freilich auch das Kleine und Kleinfte lieben. und
zuzeiten fcheint es ihm Hauptzweck feiner Darftellung zu fein. Aber
auch hier gibt er ftets' die Umwelt mit und reißt es nie aus dem
Naturganzen heraus.

Technifch und geiftig bedient er fich hierzu häufig des Lichtes
als Darftellungs-. richtiger gefagt: als Offenbarungsmittels. Nicht
nur des einfachen Tages'lichtes. das ja über alle feine Bilder einen
filbrig-grauen Schleier legt. fondern eines mehr vifionären Lichtes.
So erhalten feine Bilder jene Tiefe und Weite. die ihren Grund in
feiner Naturanfchauung hat.

Und gerade in feinem Naturempfinden zeigt fich am augen-
fälligften. wie durchaus modern im beften Sinne des viel miß-
brauchten Wortes Steinhaufen die Weltdinge fieht. Der kleinen
intimen Landfchaften. auf deren Entdeckung unfere Zeit fo ftolz ift.
finden fich viele bei ihm; auch aus frühefter Zeit. Er liebt es. die
Schönheit zu fchildern. die in ftillen Winkeln fchläft. fei es in dunklen
Waldecken. wenn die Abendwolken darüber flammen. oder wenn
die Morgenfonne durch die Baumkronen herabfickert. Auch in feinen
Landfchaften befchränkt er fich gern auf das wefentlichfte. und unge-
wöhnlich ift oft die Knappheit feiner Motive. Jch erinnere mich
eines Frühlingsbildes von fehr ftarker Stimmung. auf dem er zur
Erzielung des Eindrucks wenig mehr bedarf als eines einzelnen
blühenden Baums. der vor einer weiten. aber ganz einfachen Ferne
fteht. Dennoch ift diefes noch eins feiner komplizierteren Land-
fchaftsbilder. Es gibt noch andere. die gegenftändlich faft nichts
darftellen. Etwa ein fich neigendes Feld mit ein paar leichten *
Wolken darüber. Oder einen einfamen Strauch mit etwas Wiefen-
bordergrund. oder einen Rofenbufch mit einem einfachen Getreide-
feld dahinter. Und *doch hört man auf diefen Bildern die Lerche
oder die Stille fingen. und fühlt die Morgenfrifche oder das' heiße
Brüten des Mittags.

Auch über den malerifhen Ausdruck wären nah der Erwähnung
des Gegenftändlihen noh einige Worte zu fagen. Diefer Künftler.
der fo abfeits von allen Zeitftrömungen zu ftehen fheint. ift ihnen
in Wirklihkeit vorausgeeilt. auh wenn er niemals nah diefem oder
jenem Prinzip gemalt hat. Er hatte fhon früh felbftändig fehen
gelernt. Er war fhon ein moderner Maler. lan-ge ehe die moderne
Malerei als folhe proklamiert worden war. Er hat ganz von felbft
Freiliht gemalt. als' man in Deutfhland noch niht daran dachte.
und als es auch noch kein Verdienft war. Im Städelfhen Mufeum
zu Frankfurt a. M. hängt eine Landfhaft. die fo kühn und
impreffioniftifh in Auffaffung und Farbe ift. daß man fie ruhig
unter die Werke der ftärkften Impreffioniften bringen könnte. Und
ein Jmpreffionift ift er auh 'wirklih geblieben. aber Steinhaufenfher
Rihtung. *Eindrucksmalerei ift fhließlih fein ganzes Werk. Ein-
drucksmalerei vom Idhllifhen bis zum Dämonifhen. Zuweilen
fhlägt der malerifche Ausdruck. um einem ftarken Eindruck gerecht
zu werden. ins Phantaftifhe um. So fehen uns auf einem feiner
Bilder die Bäume wie Gefpenfter an. und felbft kleine naturaliftifhe
Züge. wie der im Nahtwind wehende Vorhang auf dem Bilde des
Nicodeinus. können wahrhaft mhftifh wirken. Das Dämonifhe ift
auh in rein l-andfhaftlihen Shilderungen hier und da zu finden.
Ich erinnere mih befonders einer Studie aus dem Engadin und
eines andern Hohgebirgsbildes'. das durh den einfachen Gegenfaß
des fonnenbefhienenen Vordergrundes zu den diifteren Schatten
einer halb nebelverhüllten Felfenfhluht geradezu eine drohende
Wirkung ausübte. - Von ganz ander-er Art wie-der - reine Zu-
ftandsfhilderungen _ find feine Bodenfeelan-dfhaften. auf die ih
noch hinweifen möhte. »Wie mir überhaupt fheint. als ob dem Land-
fhafter Steinhaufeu noh viel zu wenig Freunde erftanden wären.
Was um fo mehr befremdet. als' Steinhaufens Naturempfinden
wahr und einfach und im malerifchen Ausdruck fo überzeugend ift.
daß diefe Bilder ohne weiteres verftanden werden müffen.
j ß
N_-
Bei allen feinen Gemälden. gleihviel. ob fie Landfhaften dar-
ftellen oder Figurenbilder find. ift der Helligkeitsgrad eines Bildes
fhon ftets der Träger der Stimmung. oder ift. rihtiger ausgedrückt.
durh deren heiteren oder ernfteren Inhalt bedingt. Es' gibt auh

Bilder von ihm. auf denen wir faft mehr eine Andeutung von Farben fehen als die Farben felbft. aber das ift nur die Konfequenz feiner malerifihen Empfindung. Diefe find es. die dem Befahauer am wenigften entgegenkommen werden. aber gerade diefe find es auch. die die Gefühlsenergie. die ihnen innewohnt. am ftärkften iiber-mitteln.

' * 'l

Wie bei jedem guten Meifter werden auch in Steinhaufens Bildern die Hauptfachen durch Konzentration des Lichts oder durch Steigerung der cFarbe betont und wird das' Auge fofort nach dem geiftigen Mittelpunkte geführt. Seine Köpfe find von einer feltenen Ausdruckskraft und wirken troß aller Ruhe in der Darftellung durch die eindringliche Deutlichkeit ihrer Mienenfprache. Auch die Zeich-nung und Sprache feiner Hände möchte ich befonders hervorheben. Ihre Eigeiitümlimkeit ift fo auffallend. daß man ein Steinhaufen-fches Bild als folches erkennen wiirde. auch wenn man alle übrigen Teile des Gemäldes verdeckte und nur irgend eine Hand freiließe.

f * *

Auch in feinen Monurnentalwerken ift der Künftler derfelbe und folgt den gleichen Gefehen feines Schaffens. Die Eigen-tümlichkeit und Feinheit feiner Farbenempfin'dung treten hier. wo die Farben durch einen ganzen Raum „klingen können. f-aft noch deutlicher hervor als bei den Tafelbildern. Bezeichnen-d ift. daß bei aller Größe der Geftaltung und Großzügigkeit der Gruppierung feine Farbe anih hier eine gedämpfte Sprache redet und nur den Brennpunkt der Kompofition ftärker betont. Steinhaufens Bilder wollen nicht dekorativ fein im gewöhnlichen Sinne und find es in einem höheren. Seine Bilderreihen find überfichtlich auf den erften Blick und zwingen gerade »dadurch das Auge des Befchauers. näher zuzufehen.

Er liebt eine gewiffe Würde und Ruhe an feinen Figuren. und es wird kein Zweifel fein. daß er für die Darftellung auf den Haupt-gemälden feiner Wandchklen und auf den meiften größeren Staffelei-bildern die ruhigeren Momente wählt. wiihrend er fiir die bewegteren Szenen die kleineren Formate bevorzugt.

Einige feiner bewegteften Kompofitionen hat er übrigens mit
der Radiernadel auf der Zinkplatte ausgefiihrt.
Steinhaufens Kunft feheint auf den erften Blick nahe mit
Thomas Art verwandt zu fein, und man hat fogar feine Malerei
gelegentlich geradezu nur als eine Abart der Thomafchen bezeithnet.
Nichts ift falfcher! Es wird niäft unnötig fein. darüber einmal
einige Worte zu fagen. Zwar ift ein Vergleich zwifchen zwei Künft-
lern ftets mißlich und einem von beiden gefchieht immer Unrecht.
Doch will ich auch nicht vergleichen. fondern nur darauf hinweifen.
daß beider Reiche wohl Nachbarftaaten. aber durchaus felbftändig
find. Zwifchen beiden Künftlern ift nicht mehr Wefensgleiehheit als
zwifehen zwei Individuen der gleichen Raffe. Steinhaufens Ver-
hältnis' zur Natur ift ein ganz anderes als das Thomas. Auch die
Naturanfihauung beider ift eine ganz verfchiedene. und fomit aueh
die Naturdarftellung.
Ich möchte nicht geradezu behaupten. daß Thoma mehr Realift
wäre und Steinhaufen mehr Jdealift. Das wäre zu grob und das
Wort „Jdealift“ könnte irreführen. Und doch ift etwas Wahres
daran. Es wird weniger mißverftändlich fein. wenn man den
Gegenfaß fo formuliert: Thoma liebt die Dinge. wie er fie fieht;
Steinhaufen fieht die Dinger wie er fie liebt. Beide ftehen der Natur
ganz unbefangen und mit offenem Auge gegenüber. aber Stein-
haufens Begriff von der Natur ift weiter. Thoma fieht die Welt
vom Tale aus. Steinhaufen von der Höhe. Thoma hat den Vorteil.
daß feinem Talmenfehenauge hinter jedem Bergesriicken anders-
artige und fo noch nicht gefehene Dinge auffallen; Steinhaufen den.
daß er in ihnen das Gleichartige und den Zufammenhang erkennt
und ihm überall die Höhenmelodie durchklingt. Thoma ift härter.
robufter und dennoch lhrifcher; Steinhaufen weicher. fenfibler.
mhftifeher. und auch feine Herbheit refultiert aus' diefen Eigen-
fchaften. Diefe Unterfehiede bedingen aueh die Eigentiimlichkeiten
der Technik der beiden Meifter, die man bei näherem Zufehen be-
merken wird. Steinhaufens Maltechnik ift lockender. aufgelöfteri
der Zug feiner Umrißlinien und *der Thpus feiner Figuren fehr ver-
fihieden von der Art Thomas. Auch fein Geftaltenkreis ift ein
anderer. Thoma bleibt derb gegenftän-dlich, auch wenn er religiöfe
Darftellungen gibt. Steinhaufen religiös. auch wenn er rein gegen-

YZJZW maÃŸ-..Zu YO
â€žZÃœZZZO xxo-:mw .k _.-

ftän-dlich fchildert. Steinhaufen fteht alfo mehr in einem gegen-
fählichen Verhältnis zu Thoma als in einem verwandten. Und wo
beide wirklich einander zu berühren fcheinen. wird man weniger von
Gleichartigkeit fprechen können. fondern eher von Ergänzung.
j * *
Man könnte ebenfo auch der Beziehungen zu andern Meiftern
noch mehr fin-den. So führt mancher Weg von Giotto. Maffaccio.
Rembrandt zu Steinhaufen herüber. und mancher - fcheint es -
auch von neuzeitlichen Meiftern. Aber wer wollte da ein Ende
finden und zu entfcheiden wagen zwifchen dem. was einem Künftler
felbft gegeben ward. und dem. was ihm andere gaben? Es' ift auch
gleichgültig. wenn der Menfch und fein Werk fo eins fin-d wie bei ihm.
* *
Jede Zeit hat die Bilder. die fie verdienti. könnte man einen
bekannten Sah variieren. Und ich möchte hinzufügen: Jmmer noch
einige darüber! Diefe find es. von denen am wenigften gefprochen
wird. Die Steinhaufenfchen gehören auch dazu. Mag unfere Zeit
deffen eingedenk fein!

Wir alle find . . .

Wir alle find der Traurigkeit ergeben
Und wiffen nichts von fröhlichen Gebärden,
Wir kämpfen friedlos gegen unfer Leben.
Jn dem die Tage immer trüber werden.
Und unfer aller Vein ift. daß wir fragen.
Daß wir zu deuten fuchen. zu ergründen.
Daß wir uns' felbft an harte Kreuze fchlagen
Und felbft beftrafen unfre eignen Sünden . .

Leo Heller.

Die Coruelia-Elegie des Vroperz
Freie Nahdihtung. :exe
Höre. Geliebter. nun auf. mein Grab mit Tränen zu tränken;
Tut fih das düftere Tor keinem Gebete doh auf!
Sind wir im Tode einmal dem Gefeße des Orkus verfallen.
Sperren dem fehnenden Sinn eherne Riegel den Weg.
Dringt auh dein flehender Ruf ans Ohr des Hüters der Halle.
Bleibt es' doh ftumm in der Gruft. wie du mit Seufzen auch pohft.
Ja die Götter des Lihts. die laffen durh Bitten fih rühren;
Charon - ift er bezahlt. wendet er nimmer fih um.
Hinter der Toten erklang der Tuba traurige Weife.
Als meine Fackel gefenkt hatte zur Erde der Gott.
Retten konnt' es mih niht. daß dir ih. Paulus. vermählt war.
Daß eine weinende Shar Kinder mein Lager umftand.
Daß ih der Ehre genoß. des Cornelius Tohter zu heißen;
Afhe bin heut ih - und fünf Finger. fie heben mih leiht.
O ihr Nähte der Qual. ihr trägen fthgifhen Fluten.
Als ein Shatten umfhweb' hier ih den freudlofen Ort.
Aber mußt' ih auh gleih vorzeitig fheiden. ih fhied doh
Shuldlos; zeige fih denn gütig .der Gott mir gefinnt.
Reines Herzens. fo trete ih hin vor die rihtende Urne.
Hinter der Aakus thront. daß er mir künde den Spruch,
Neben ihm fitzen die Brüder. und bei dem Seffel des Minos
Steht der Erinhen Chor. laufhend in fhweigendem Ernft.
Sifhphus laffe jeßt ruhen den Stein. ftill ftehe Jxions
Ouälendes Rad. und die Flut weihe niht täufhen-d zurück.
Wenn fie *des Tantalus hafhende Hand zu faffen fih mühet;
Stumm. an die Kette gebannt. liege der höllifhe Hund.
Denn ih rede allnun. und lüg' ih. will ih der Shweftern
Strafe. den rinnenden Krug. tragen zu ewiger Pein.
Darf je eine des Ruhms glorreiher Ahnen fih rühmen.

Die Cornelia-Clegie des Vroperz

Ich dann darf es getroft. wenn ich der Väter gedenk'.
Fragt im hifpanifihen Land. fragt Afrikas durftige Erde.
Griechenland fraget. fie tun alle das Gleiche euch kund:
Die mich zeugten. erlamhten Gefihlechtes waren fie beide,
Auf Trophäen des Ruhms bauten fie beide ihr Haus.
Und nicht brachte dem Ruhm. den fie erbte. Cornelia Schande;
Selber ein leuchtendes' Glied reiht fie der Kette fich an.
Als man das Mädihengewand der früh Umworbenen auszog.
Als mir der Schleier der Braut -duftig umwallte das Haarr
Zog ich in dein Haus. Paulus. - ach um fo frühe zu fiheiden;
Setze mir dies auf den Stein: ..Einem ftets war fie getreu."
Gerne ertrag' ich das ftrengfte Gericht; bei der Afche der Ahnen
Darf ich es fchwören. ich hab' nie die Venaten verleßt.
Würdig deiner. fo hütete ich das Feuer des Herdes. -
Und bis zur Fackel der Gruft blieb ich. die immer ich war.
Hatte mir doch die Natur vererbt der Ahnen Gefeße;
Mutter. wann hab' ich dich je außer im Tode betrübt?
Wann dir Tränen erpreßt als nur an dem traurigen Tage.
Wo um die Tote die Stadt. wo auch der Kaifer geweint?
Aber nun klagt mir nicht länger; mit Stolz ja darf ich es preifen:
Wenn ich auch früh von euch fchied - kinderlos fchied ich doch nieht.
Du mein Levi-dus. du mein Vaulus. die ich geboren. -
Als' man die Augen mir fchloß. ftandet zu Häupten ihr mir.
Tochter. du blühendes Reis. in jenem Jahre entfproffen.
»Wo dein Vater die Zuiht übte als Zenfor von Rom.
Bleib ein lebendiges Bild von Zenforwürde und Reinheit;
Gleich deiner Mutter fei einft ein e m Gemahle getreu.
Stüßt mir mit Reihen von Enkeln 'das Haus; gern läs ich den Nachen
Weiß ich doch. firher verbürgt ihr mir des Stammes Gedeihn.
Und nun. Lieber. lege ich dir die gemeinfamen Vfänder.
Daß du fie hüteft. ans Herz; fiehe. du bift nun auch ich.
Sei du ihnen jeßt Vater und Mutter; das Häuflein der Meinen.
Fortan fchlingt es allein dir um den Nacken den Arm.
Wenn du die Weinenden küffeft. dann küffe fie auch von der Mutter;
Streichelft du träftend ihr Haar. denke. ich ftreichelte mit.
Aber wenn d u weinft. feien fie nicht dir Zeugen der Tränen;
Nahn fie zu munterem Gruß. täufrhe die kindliche Schar.
Laß dir die Stunden der Nacht zu einfamer Klage genügen
37).

Die Cornelia-Elegie des Vroperz

- Nein. nicht einfam; ich will häufig als Schatten dir nahn.
Sprichft du dann wieder wie einft die alten kofenden Worte.
Trauter. dann laufehe dem Laut. der dir Erwiderung beut.
Aber foll kommen der Tag - und nimmer will ieh es dir wehren -
Wo dem verödeten Haus' wieder die Herrin du gibft.
Euch dann bitt ich. ihr Kinder: feid freundlich und lieb zu des Vaters
Zweiter Gemahlin - fie beut euch dann auch freundlich die Hand.
Und nicht lobt eure Mutter zu fehr; mit der erften verglichen.
Legt fie ein törichtes Wort leieht als Beleidigung aus.
Sollen mir aber auch noch die kommenden Tage gehören.
Doppelt *dann mahne ich euch: Sehmückt fein verlaffenes Heim!
Übet euch früh in *der Kunft. dereinft fein Alter zu lindern.
Daß ihm die Sorge nicht naht. wie fie den Einfamen fucht.
Und die Jahre. die mir das Sehickfal herbe verfagt hat.
Füg' es den euren hinzu. daß er fich freue als Greis. . .
Wahrheit hab' ieh gefprochen. Erhebet euch. Richter. und faget.
Ob ich verdiente den Dank. den mir die Erde gezollt.
Würdigen tut fich der Himmel ja auf; o wäre ich würdig.
Daß zu *der Ahnen Gefehlecht fehwebte mein feliger Geiftl
-Vaul Gerhardt (Stegliß).

Robert Saudek:

Eine ruffifche Marie Grubbe

Kein Zweifel. die Kultur. die uns Mitteleuropäer vevweihliht. hat uns auh die Fähigkeit der großen Leidenfchaften genommen. hat abgriindige Gegenfäße in uns überbrückt und unfere Empfindungen und Gedanken auf die breite Alltagsfläche des goldenen Mittelweges abgelenkt. Unfer Leben leidet dann darunter; wir fühlen uns in der Welt der Kompromiffe. der Ausgleihe. der Bequemlihkeiten fo wohl. wie ein fpäter Nahkomme der einft ftahlharten Römer fih zur Zeit des körperlichen Niedergangs feiner Raffe ftundenlang in einem lauwarmen Bad wohlig und behaglich fühlen mohte.

Rein. wir entbehren niht und merken den Mangel kaum. Nur unfere Literatur. der Gradmeffer unferer Empfindungen. ift verflaht und dient faft nur noh der Unterhaltung. Wie lange ift es wohl her. feitdem in Deutfhland .das Buh einer großen Leidenfchaft. das Bekenntnis einer erfchiitternden Liebe gefhrieben wurde? Vielleiht haben wir feit Werthers Leiden kein gleich hinreißendes Paffionsbkenntnis mehr erlebt.

-Von drüben. aus jenem Reihe. -deffen Barbarei und graufige Zertiffenheit nur peinlihe Gefühle in uns weckt. aus dem großen flawifhen Reih. dem wir uns durch unfere Kultur fo überlegen fühlen. aus Rußland kommt wohl hier und da ein Buh zu uns. das noch von unferer Zivilifation der Kompromiffe unbeleckt ift. aus abgründigen Tiefen fhöpft und Szenen vor -unfer Auge ftellt. bei deren Lektüre unfer Atem ftockt. die Pulfe fliegen. bei deren Vorftellung wir Shtvahnervigen beinahe hilfefuhend um uns' blicken. um die aufgewühlten Empfindungen in harmlofen Gefprähen mit unferesgleihen abdämmen zu laffen.

Ein folhes Buh las ih eben. an einem folhen Markftein bin ich eben erfchüttert vorbeigefhritten. -

Robert Saudek Eine ruffifhe

-Der Verlag von Rütten 6e Loening in Frankfurt vermittelt uns die Bekanntfhaft des ruffifhen Dihters Stefan Zeromski durch die Herausgabe feines umfangreihen Romans ..Die Gefhihte einer Sünde“. Die üble Erfahrung. die wir in den lebten Jahren mit deutfhen ..Bekenntnisbühern" gemaht haben. läßt uns den Titel der Dihtung als -gefhmacklos empfinden. Wäre der Name der Heldin. Eva. zum Titel gewählt worden. fo hätte der Verlag mit der leifen fhmbolifhen An-deutung auf das erfte Weib vielleicht eine ftärkere Wirkung erzielt. als durh die auf den Bühermarkt zu-gefhnittenen fenfationslüfternen Worte. Doh das Mißtrauen des Lefers fchwin-det fhnell. Bald fhon heben fih Einzelgeftalten plaftifh vom Hintergrunde des kleinbürgerlihen ruffifhen Milieus ab. bald fhlägt auh unfer Herz im Rhythmus einer früh entfahten Leiden-fhaft. die zwei jungen Menfhen die Befinnung raubt. fie aus der Welt ihres kümmerlihen Seins in traumhafte Gefilde delirienhafter Vorftellungen entführt. es Naht fein läßt. wenn fie fih niht fehen- und ftrahlenden Tag. wenn fih ihre Augen begegnen. Erinnerun-gen an die großen Vaffionen. die fih in unferer Weltliteratur fpie-geln. tauhen auf. Abelard und Heloife fheinen den Gräbern ent-ftiegen zu fein. und mählih und unheilkündend fhleiht das Motiv unü-berwindlih tragifher Hinderniffe in das Gefüge der Harnw-nien. briht fih durch die jubelnde Tonfülle Bahn. klingt immer lauter und dröhnender und übertönt fhließlih die aufjauhzende Freude der Liebe. Die beiden trennen fih in der heimatlihen Groß-ftadt und fin-den fih in der Geborgenheit des Landes elend wieder. Er mit durhfhoffner Lunge. fie als feine Vflegerin. Aus der keufhen Samariterin. aus *der barmherzigen Madonna wird eine liebestolle Magdalena. der graue Alltag der Entbehrungen wandelt fih zu para-diefifhen Freuden. das trübfelige Unglück zu jauhzender Lebens-luft. Bis' das Shickfal fie ein zweites. ein leßtes Mal trennt. Sie fieht ihn erft in der Todesftunde wieder. Sie irrt verzweifelt durch das Leben. vegetiert hoffnungslos dahin. fühlt fih Mutter. fieht fih verahtet. verfpottet. ohne Hilfe. wird zur Mörderin ihres Kindes. Von da ab wird fie zum Opfer ihrer Shönheit. einer Marie Gruibbe. Jaeobfens unvergängliher Geftalt. vergleihbar. Ihr keufheftes Empfinden wandelt fih im langfamen Werdegang zu feelenlofer Leidenfhaftlihkeit. da fie zu einem verwundeten Wild wird. hinter dem die Kavaliere jeden Alters und jeden Standes“ auf

ihrer Fluht durh Europa herjagen. Die rein äußerlihen Gefheh-
niffe *der Fabel. die Stationen ihrer Lei-denfhaft und ihres Sünden-
falls gemahnen lebhaft an Hermann Sudermanns bekannten leßten
Roman ..Das hohe Lied"; Dutzende von Berührungspunkten könnte
man aufzählen.
Und dennoh. weih ein Unterfhied. welhe Kluft zwifchen beiden
Werken. welhe entgegengefehten Welten! Sudermann ift amüfant.
kurzweilig. hat bunte Farben auf feiner Valette. weiß eine ganze
Mnge von Menfchen mit naturaliftifher Treue zu fchildern. ift be-
daht und haushälterifh in feiner Tehnik. berehnet die Spannungs-
energie des Auf und Nieder feiner Erzählung. Zeromski rehnet
niht. überlegt niht. kontraftiert niht. und erzielt dennoh niht durch
bewußt gelenkte Tehnik. fon-dern durch die Fülle feines gefühls-
mäßigen Ahnens. Erkennens und Wiffens Wirkungen. die niht
amüfieren. fondern erfhüttern. Szenenbilder. die niht unterhalten.
fondern hinreißen. Konflikte .die niht ..fpannen". fondern unfere
tiefften Empfindungen aufwühlen. Jn Monte Carl-o. in Nizza. in
Corfika. in Varis und in Wen rollt der Stein von Evas' Schickfal
weiter. läßt fie im Liebeswerben des' Mannes. der ihren erften Ge-
liebten niederfchoß. die Geliifte der Nahe auskoften. läßt fie in die
Hände von Verbrechern fallen. deren Welanfhauung fie um der Ent-
führung der eigenen Shuld willen lockt. läßt fie fih dem Manne
weigern. der ihre fchon hal-b verderbte Seele zu lauterften und rein-
ften Empfindungen emporzutragen fähig wäre. läßt fie ihn wider
Willen morden. gemeinen Menfhen in die Hände fallen. auf der
Flucht vor fich felbft im Sinnestaumel einer Dirnenlaufbahn unter-
tauhen und zu tiefften Abgrüncden niederfinken.
Und dennoh ift im Grunde alles nur ein Jrrtum. nur die Wir-
kung zufälliger Fügungen. nur jener Theaterzufall. der das Weib
um einen Tag. um 24 Stunden früher auf der Suhe nah einem
Menfchen eine Jagd durch Europa antreten läßt. um ihn nah Jahr
und Tag. als es zu fpät ift. wiffen zu laffen. daß jener erfte niht un-
treu war. fondern zur felben Stunde fie fuhte. zur felben Stunde
den Scheinbeweis ihrer Untreue empfing.
Haben Zufallsfügungen Evas Shiekfal beeinflußt? Vunkt für
Vunkt. Station für Station zeigt uns *der Dihter. daß fie es getan
haben; und dennoch glauben wir ihm niht. Wir fehen und fühlen.
daß das. was gefhah. naturnotwendig im innerften Wefen des ge-

heßteu Opfers begründet war. und daß zwar manhes Äußere anders
hätte gefhehen können. im Grunde aber doh niht anders gekommen
wäre. Es ift der Fluh der wehrlofen weiblihen Shönheit. der fih
hier erfüllt. und der auh den Vorwurf von Sudermanns ..Hohem
Lied“ bildet.
So vollwertig und eht die Seelenanalhfe der Heldin ift. fo wun-
dervoll ergreifend ihr Dulden gefhildert wird. fo führt auh diefes
fhöne Werk jene Shlacken mit. ohne die ein ruffifher Roman leider
niht denkbar ift. Beinahe alle Männer. mit denen Eva in Be-
rührung kommt. lieben es. zu ..philofophieren“. Oh. diefe ruffifchen
Philofophen! Was *das Hirn eines Durhfhnittseuropäers längft
überwunden hat. was uns wohl noh als oberflählihes Shlagwort.
nie mehr aber als Problem erfheinen mag. begießen fie mit echt
ruffifher lauwarmer Wafferfuppe phrafenhaften Gefhwätzes und
verwäffern alle Dinge im Wortbad volksrednerifher Floskeln.
Diefe ruffifhe Philofophie hat der Lefer ruffifher Romane. fo
beläftigend fie auh ift. nun einmal in Kauf zu nehmen; fie ift die
negative Begleiterfheinung großer künftlerifher Taten. Ein Ruffe.
der ein Frauenfhickfal fhildern will. nimmt auh diefe Gelegenheit.
wie jede. wahr. um feine billigen fozialen Weisheiten loszuwerden.
Wir lefen über die Weisheiten hinweg und laffen uns nur von dem
rein Menfhlihen des Shickfals' feffeln.
Anders als in unferer Welt. muß fih folh ein Frauenfhickfal
jenfeits der Grenzen. in jenem Reihe erfüllen. von dem wir wiffen
und hier wieder einmal erfahren. daß von ihm im pfhholo-
gifhen Sinne das Wort gilt. das nordamerikanifhe Parvenus
troßig im Sinne der Gel-dmaffen von ihrer Heimat gebrauhen. das
Wort von den unbegrenzten Möglihkeiten.

H. Vogel:
Der weiße Pfau
Die Königin langweilte fich.
Ach fo fehr langweilte fie fich! - In weichen feidenen Kiffen lag
fie auf der fehattigen Teraffe in einer Couchette. Ein Band. rot und
gold gebunden. zarte Lieder eines Verliebten. war ihrer Hand ent-
fallen; fie fah mit leerem Blick hinaus in den Garten: - die grad-
linigen. frharf befrhnittenen Taxushecken mit den ausgefchnittenen
Figuren - wie langweilig! Wie langweilig die bunten Blumen-
arabesken auf dem breiten Parterre vor dem Schloß. . . . . wie lang-
weilig »- wie langweilig das eintönige Plätfihern der
Fontäne - - - - --
Jin Baffin fihwammen die Goldfifihe und gliherten in der
Sonne. Sie kannte fie alle. Wie oft hatte fie fie gefüttert. . . . -
Und die Steinbilder dahinter. vor den Lauben. . . . . da war
die Sehäferin im gefchürzten Kleid. mit dem viel zu runden Bein-
das feichte Lächeln um den üppig gefchwungenen Mund - und der
Jäger. der immer Tag ein Tag aus' in fein fteinernes Hifthorn blies.
- - Da war Diana. -mit flüchtig gefpreizten Fin-gern den zwergen-
haften Hirfih am Geweih bän'digend. und Mars mit den wallenden
Locken und dem aufwärts gerichteten fchmachtenden Blick . . . und
Frau Venus . . . und der kleine Amor mit den Pfeilen. die er nie
abfehoß. . . . . ,---
Veräahtlich kräufelten fich ihre Lippen. und die weiche Hand ftriä]
die baufchende Seide ihres Morgengewandes glatt. . . Frau Venus
, . . und Amor! . . . . Und ihre Gedanken nahmen eine
freundliche Richtung. und in ihrem fchönen Auge regte es fich. wie
geheimes Leben. Aber nicht lange! nicht lange! Auch der Faden
war bald abgefponnen . . . . . . Sie langweilte fich! . . . . .
Auf dem kleinen vergoldeten Tifchihen an ihrer Seite ftand eine
Klingel. ein zierliehes' Figiirehen i-m Reifrock und in die Hüften ge-

ftemmten Armen und einem hell tönenden Silberklang. Danach
griff fie.
Sofort ftürzten aus dem Innern des Sihloffes die Damen her-
-aus und die Kavaliere und die Diener. 'Und alles ftand mit tiefem
Bern-eigen um das Lager der Königin.
..Unterhaltet mich". fpraeh fie. ohne die Augenlider zu heben.
Da brachten die Diener ihren Lieblingspapagei; doch der
hatte feinen fehlechten Tag und plauderte allerhand unartiges Zeug,
Und die Damen hatten koftbares Gefehmeide und feine. feine Spißen.
die ein Händler in Schloß gefandt; -- und die Kavaliere flüfterten
viel Schönes und Süßes über den bean-jour ihrer entziickenden Herrin
und legten die Hand aufs Herz und klirrten mit dem Degen.
Da war befonders einer. ein junger fchlanker Edelmann in
apfelfarbigem Habit. deffen zärtlichen dunkeln Augen die Buder-
loeken ganz befonders gut ftanden und der unter dem kühn naä) oben
geftrichenen Schnurrbiirtehen ganz eigenartig verführerifeh zu lächeln
verftand. Der ließ fich zu Worten ganz befonderer Kühnheit hin-
reißen. Er glaubte. es wagen zu dürfen; denn die Angebetete hatte
ihm fchon manch heimlich aufmunternden Blick gegönnt.
Doch ihre Laune war heute keine gnädige. Wie fad und abge-
fchmaekt klangen die verbrauchten Schmeiiheleien und Sihwiire. Sie
wandte fich ab.
Sollte fie ausfahren in der goldenen Staatskaroffe und fich von
der_ Landbevölkerung huldigen laffen? - - - - - Sollte fie im'
Vark fpazieren gehn. das höfifch erzogene Windfpiel am rofigen
Bande führend? - _ - - - Oder follte fie auf der Wiefe mit den
Damen und Herren ihrer Umgebung Ball oder Blindekuh fpielen?
Sie langweilte fich! Mein Gott! - Wie fie fich langweilte! - -
Ratlos ftand alles umher. der Narr hatte fchon einige zornige
Blicke erhalten. da er. allen Refpektes bar. fich Dinge zu fagen er-
laubte. -*- Dinge. die die Königin fich felber nicht getraut hätte von
ihrer königlichen Berfon zu denken.
Es war doch nicht ihre Schuld. daß fie fich langweilte. fich fo
langweiltel . . . .
Mit einem Seufzer ftand fie auf. Nun wollte fie doeh in den
Garten gehn; vielleicht in der Nofenlaube niederfißen und fich von
ihren Fräulein etwas zur Laute fingen laffen. Sie raffte ihr Kleid

zufammen und ftieg in den hohen Stöckelfhuhen fih wiegend die
Stufen hinab.
Unten auf der Kiesteraffe brannte die Sonne unbarmherzig.
Und ihr grelles Licht blendete die Königin. daß fie mit den Augen
blinzeln mußte.
Ah und ihr Teint! Ihr viel bewunderter. oft befungener apfel-
bliitenzarter Teint. Mon Dieu. Sommerfproffen. Sonnenbrand.
Nicht auszudenkeni
Und fhnell boten die Damen ihr Sonnenfhirm und Fächer. In
allen Farben und Formen boten fie ihr dar. Jede hoffend. daß der
Gefhmack ihrer Laune den ihrigen wählen möhte. Sie wählte einen
aus zartem Rofa. war fie doh heute. troß aller Künfte ihrer Kammer-
* frau. blaffer. als es ihrer jugendlihen Shönheit anftehen mochte.
Nun ging fie einige Shritte hinein in den Park. dorthin wo'
die Sonne weniger heiß war. Jm Shatten der alten Rotbuhe. faft
verborgen unter den tief hängenden Aften. ftand eine weit ausge-
bauhte Steinbank auf dem faftig grünen Rafen. Dort ließ fie fih
nieder. Gefhäftig eilten die Kavaliere herbei mit Kiffen und der
junge Beau im apfelgrünen Habit breitete eines aus rotem Sammet
unter ihre zarten Füße. - Da faß fie nun. und alles ftand mit
untertänigeni. beglücktem Lächeln und wartete.
Aber fie fhwieg. - Zürnte fie? War fie betrübt? - Ach nein.
ah nein. - Sie langweilte fih nur fo über alle Maßen. - -
Da trat aus den Büfhen des großen Rafenplaßes. gegenüber der
Bank. auf der die Königin faß. mit laugfam gravitätifhem Shritt
ein weißer Pfau hervor. Stolz. wie eine filberdurhwirkte Braut-
fhleppe. zog er den weißen Schweif hinter fih. das zierlihe Krönhen
mit kokettem Wippen auf dem Köpfchen balanzierend, Nun traf
ihn an einer offenen Stelle die Sonne, Ein Zurückwerfen des fhlan-
ken Halfes. ein Zittern des Gefieders und dann entfaltete er plötzlich
das mähtige Rad.
Pompösl -»
„Abi" entfuhr es der Königin. denn fie hatte durh die halbge-
fchloffenen Lider das Tier bemerkt. und in dem Kreis der Kavaliere
ward ein ftauuendes Gemurmel vernehmbar. und einer flüfterte dem
andern. aber fo. daß es die Königin hören konnte. Ausdrücke höhften
Entzückens zu.

Aber fie hörte es niht oder wollte es niht hören.
Und wie der königlihe Vogel fo im Shatten feines eigenen
prähtigen Sonnenfähers über den fonnengebadeten Rafen fhritt.
da durhdrang die Königin ein ihr ganz fremdes. neues Gefühl. Da
kam ihr der kleine rofige Shirm. mit -deffen elfenbein gefhnißtem
Griff ihre läffige Hand fpielte. fo dürftig. fo unköniglih vor. Sie
ließ ihn zu Boden fallen und nah-m ihn niht wieder. als der Apfel-
griine mit glühendem Eifer ihn aufhob und ihn ihr darreihte.
„Ruft mir den Auffeher der Gärten". befahl fie. ohne den be-
gehrlihen Blick von dem *herrlihen Tier zu wenden. das jeßt lang-
fam in den Sträuchern verfhwand.
Der Mann kam. Mit tiefem Bückling. fo daß fein fhwarz ge-
wickeltes Zöpfhen weit von feinem grauen Kopf abftand. und mit
einem Kraßfnß bei jedem Shritt nahte er fih der hohen Frau.
..Maitre Etienne“. redete ihn die Königin huldvoll an. denn fie
kannte den wunderlihen Alten. ..Ich will mir einen Sonnenfäher
machen laffen aus den Federn des weißen Vfaus. Wollet fie mir
bringen.
Maitre Etienne mahte einen noch tieferen Bückling und
fharrte mit dem Fuße noh ehrfürhtiger im Sande: ..Euer könig-
lihen Gnaden zu dienen". hub er an. ohne aufzublicken. Aber er
rührte fih niht von der Stelle. _
..Nun?" mahnte die Königin und bei den Kavalieren machten
fih Zeichen der Ungeduld bemerkbar. als fie fahen. wie die Fußfpiße
auf dem roten Kiffen nervös zu trippeln begann.
..Euer königlihen Gnaden zu dienen". begann abermals der
Alte und zögerte wieder.
Doh die Dame erzürnte fih und ließ ihn ungnädig an und
mahnte ihn an feine Geh-orfamspfliht und ftampfte mit dem Fuße
auf und befahl.
..Ih will es Vhilippe. dem Gärtnerburfhen fagen“. wih Maitre
Etienne aus. ..der Vfau gehört ihm“; und empfahl fih mit erneuten
Bücklingen und Kratzfüßen und einem fhrägen Blick. der die Königin
von der Seite traf. .
Ganz erfhöpft fank die Königin in die Kiffen zurück. Der Mann
hatte fie aufgeregt. hatte ihre Geduld auf eine harte Vrobe geftellt.

und das fhadete ihr und das verurfahte ihr Flimmern vor den
Augen.
Und wieder ftanden die Kavaliere ratlos. Unmut auf den Ge-
fichtern. die Hand am Degen. “
Eilig nahte fih eine Kammerfrau mit dem Riehfalz. doch die
Königin wehrte unwillig ab. Da war ja fhon Vhillipe der Gärtner-
br-rfche. Ohne Shen trat er vor die Geftrenge.
..Bringft du die Federn?“ rief ihm die Königin entgegen. in-
dem fie fih halb aufrihtete.
Der Jüngling verneigte fih. 'daß ihm die braunen Locken in
die Stirn fielen. ..Verzeiht. edle Dame". fprah er befheiden.
Doh fie fiel ihm ins' Wort: ..Du bringft fie mir niht. Der
Vfau ift dein Eigentum. Gut. Jh kaufe ihn dir ab. Was du ver-
langft. wird man dir geben. Hundert Dukaten will ih dir geben für
die Federn deines weißen Vfauen."
..Verzeiht abermals". fuhr der Burfhe fort. und er errötete bis
zu *den Wurzeln feiner braunen Locken; ..der Vfau ift mir niht feil.“
und indem er *die Arme bittend ausbreitete: ..Laßt mir meinen
weißen Vfau. Herrin." flehte er. ..verlangt nur diefes niht. -
Jch bin euer Kneht und gehorhe jedem eurer Befehle und bin am
Abend dankbar. wenn ih euch am Tage dienen durfte. Und alle
Blumen der Welt wollte ih euch holen. Die Zweige der höhften
Bäume und die Blüten. die man nur mit Gefahr des Lebens auf
den fhroffen Fels'abhängen pflückt. Und alle Vögel der Welt will
ich euch jagen. Ich habe ein fiheres Auge und meine Bühfe erreicht
alles. Den Reiher. der weit über dem See fhwebt. und den Adler
in den höhften Höhen der Luft und den fheuen Auerhahn. wenn er
balzend im Waldesdickiht lauert. Sie alle tragen königlihe Federn.
wohl wert. euer königlich Antlih vor den fengenden Sonnenftrahlen
zu fhiißen. Aber meinen weißen Vfau - - - - - nein. Herin.
meinen weißen Vfau. den kann ich euch niht geben.“
Jn maßlofem Staunen. fprahlos vernahmen die Kavaliere das
Unerhörte. daß ein Untergebener. ein ganz gewöhnliher armer
Gärtnerburfche. ein Menfh. der feine Haare niht puderte. der keinen
Degen trug. ein Menfh. der überhaupt kein Menfh war. einem
Wunfch. einem Befehl ihrer Königin den Gehorfam verweigerte.
Sprahlos blickten fie bald die Königin. bald den unmanier-

lihen Knaben an. auf ein Zeihen des Zornes wartend. um ihrer
fhrankenlofen Ergebenheit Ausdruck zu verleihen.
Aber mehr noh wuhs ihr Entfeßen. als die Königin gar niht
außer fih zu fein fhien. Faft wie Neugierde fprah aus ihrem Blick.
als fie den vor ihr Stehenden anfah! *
..Sag mir doh“. begann fie. und ihre Stimme war klangvoll
und fie fprah fhneller als fonft. ..Sag und weshalb niht deinen
weißen Pfau. du eigenwilliger Menfh?“ -
..Herrin.“ fprah Phillipe einfah. ..ich habe ihn groß gezogen.
ih füttre ihn mit meiner Hand. er hört meinem Lockruf und folgt
mir. wenn ih am andern Ende des Parkes arbeite. Seht. ih bin
fremd hier und fhicke mih fhwer in die Sitten und Gebräuhe
meiner Genoffen. Und fo liebe ih diefen Pfau. wie den Freund
meiner einfamen Stunden und meiner Augen fhönfte Luft.“
Die Königin fhien zu finnen. einen Moment. einen kleinen.
kaum merklihen Augenblick fhloß fie die Lider über den Augen. doh
dann warf fie fih zurück. faft zu heftig für eine Königin.
..Er liebt ihn“. höhnte fie. ..hört ihr's. ihr Herren. er liebt
ihn! - Er liebt einen Pfau. der Knabe liebt ihn fo fehr. daß er
ihn mir niht geben kann.“
Und ihr filbernes Lahen hatte einen fharfen Klang und der
junge Edelmann hätte niht fagen können. ob der Blick. den fie ihm
zuwarf. Gutes bedeutete.
Ja. die Königin lachte. lahte noh immer; lahte. daß der kleine
fhwarze Mouhe auf ihrer Wange faft in dem Grübhen verfhwand.
lahte. daß der leiht verhüllte Bufen in ihrem tiefen Ausfhnitt
zitierte. lahte. wie es einer Königin zu lahen kaum geziemt.
Aber ohne fih beirren zu laffen. den ftrahlen-den Bli> auf das
lahende junge Wei-b geheftet. fuhr der Jüngling fort:
..Ihr folltet ihn fehen. meinen Pfau. wie ih ihn fehe. und ihr
würdet ihn lieben. wie ih ihn liebe. Wenn ihr ihn fähet. wie er
der aufgehenden Sonne zum Gruß fein Rad entfaltet. wenn die
Tautropfen wie taufend Diamanten und Edelgeftein in den Gräfern
hängen und er fhreitei hindurh. als fei .die ganze Praht feiner
königlihen Shönheit untertan. - -
-Wenn ihr ihn fähet. wie er unter den blühenden Rhododendron-
büfhen auf dem bemooften Geftein der Baluftrade fih fonnt und

fein Schweif einem riefelnden Wafferfall gleich den Spiegel des
Weihers berührt. daß fich fein Bild in dem tiefen Goldbraun des
Waffers mit dem Weiß der Lotosblüten mifcht.
Wenn ihr ihn fähet in der fehwülen Luft des Treibhaufes. wo
unter den herabhängenden Palmenwedeln die leuchtenden Blüten
der Kakteen einen rötlichen Schein auf fein Gefieder haurhen. und er
fteht zwifihen all dem üppigen Wachfen und Blühen felber wie eine
große. reine. feltene Blüte.
Oder ihr fähet ihn majeftätifeh fchreiten. durch den fchmalen
Weg zwfichen den hohen Zhpreffenreihen. wenn er bei untergehender
Sonne fein Nachtla-ger fucht. Und er fich dann fchlafen-d wiegt in
den fchüßenden Zweigen der alten Linde. währen-d des blauen Mond-
lichts Strahlen ihn zu fuchen fcheinen.
O Königliche Frau. wenn ihr ihn fähet. wie ich ihn fehe. ihr
würdet ihn lieben. wie ich ihn liebe.“
Staunen lag auf *den Zügen der Königin. Staunen und noch
etwas anderes. was wohl fchwerliih einer der Kavaliere -bei einer
Königin zu deuten vermocht hätte.
Und fie fchaute den Burfrhen an mit großen fremden Augen.
und aus ihren halbgeöffneten Lippen flog der Atem fchneller und
die Hände hatte fie feft ineinander gelegt. als halte fie da etwas. was
ihr leicht wieder entfliegen könnte.
Und fie fagte lange nichts und faß wie in Gedanken verloren.
und der große Junge fah zu ihr herüber und wurde zaghaft. ob er
wohl die Herrin erzürnt habe. und es fchoß ihm eine Blutwelle bis
hinauf zur Stirn und er ftrich fich die heißen Locken aus dem Geficht.
„Du wun-derlicher Knabe". begann fie endlich. und ihre Stimme
klang ihr felber. als käme fie aus einem anderen Lande - ..fag mir
noch mehr - fag mir. was faheft du noch? - Sag mir. was liebft
du noch?“
„Ich liebe der Blumen Duft. wenn die Knofpe fich verfchließt
und zum erften Mal ihr füßer Odem ihrem Inneren entftrömt.
Ich liebe »der Vögel reine Stimmen. wenn fie liebelockend im
Dickicht der Fliederbüfche fich bergen.
Ich liebe die Quelle. die kriftallhell dem Innern der Erde ent-
quillt. und den leifen Wind. der liebkofend über das junge Gras
ftreicht.

Ich liebe den geheimnisvollen Schein des Mondes in warmen
Sommernäihten. un-d ich liebe das warme. lebenfpenden-de Licht der
Sonne. wie es das Geöft der Rotbuche zerteilt und fich in den weichen
Falten eures lichten Kleides verfängt.
Ich liebe alles'. was fchön ift! - - - fchöne Frau!"
Ein Glück. daß die letzten Worte. als er das Knie beugte. in
jähem Flüftern verhallten. Die Königin hätte fich fonft erziirnen
müffen.
Sie wandte fich ab und fah doch das tiefe Evblaffen feiner Wange
und fühlte *doch das Zittern. das ihn bis in *die Fingerfpißen
fehiittelte. und hörte das Klopfen des Herzens unter der heftig
atmenden Bruft.
Und fie fchritt an ihm vorbei.
„Gut." fprach fie. ..du magft deinen Vfau behalten. Aber ich
will ihn fehen. wie du ihn fiehft: in der aufgehenden Sonne. wenn
die Tautropfen in den Gräfern funkeln. - im Spiegel des' fehlafen-
den Weihers. - im Treibhaus. wenn »die Blüten der Kakteen fein
Gefieder rötlich färben. im bleichen Lichte des Mondes. und in den
warmen Sonnenftrahlen. wenn fie . . . .
Joh will ihn fehen. wie du ihn fiehft. Vielleicht liebe ich ihn.
wie du ihn liebft. . . . . Deinen weißen Vfau! - - - - - -
Und 'du follft mich rufen. um ihn mir zu zeigen. Und deshalb-
follft du Zutritt zu mir haben. jederzeit. Und bei Tag und bei Naiht
follft du zu meinem Dienfte bereit fein."
Sie reichte dem noch immer Knieenden die Hand zum Kuffe und
fchritt hoheitsvoll an den verblüfften Kavalieren vorüber.
..Es ift Mondfchein heute Abend." fprach fie. indem fie fich noch
einmal zurückwandte. ..erwarte mich."
Es war ein rc'itfelhafter Blick. der fein Auge traf. daß ihm die*
helle Glut in das Antliß fchoß und ihm die Sinne zu fehwinden
drohten.
Von dem Tage an langweilte fich die Königin nieht mehr.

Rund
Die ..gepanzerte Favit“.
Dänemark in ihren Griffen.
Die beiden fo betitelten fenfatio-
nellen, vom größern Teil der eng-
lifchen und von der gefamten däni-
fhen Preffe in ihrer Tendenz des-
avouierten und gemißbilligten Artikel
des „Daily Expreß“. erfheinen unge-
achtet deffen von folchem Jntereffe,
um ihre bisher nur auszugsweife
ganz kurz erfolgte. völlige Wieder-
gabe zu rechtfertigen. da fie eine be-
merkenswerte Jlluftration der noch in
einem Teil der öffentlichen Meinung
und der militärifh-politifchen Fah-
kreife Englands herrfchenden deut-
fchen Antipathien und militärifchen
Anfhauungen bilden.
Der „Daily Expreß“ erklärt. daß
jene Artikel zeigten. wie Deutfchland
im Laufe feiner maritimen Entwicke-
lung Dänemark in die Mafhen feiner
weitfchichtigen Pläne gebracht habe.
Holland aber fei im Verfolg diefer
Politik ebenfalls überredet, einen
Verteidigungsplan anzunehmen. der
vortrefflih mit den Bedürfniffen
übereinftimme und zugleich nachteilig
auf die unabhängige Stellung Bel-
giens einwirke.
Der nach Dänemark entfandte
Sonderberihterftatter des ..Daily
Expreß“ fhreibt aus dem vielgenann-
ten Hafen der dänifchen Weftküfte.
Esbjerg; „Seit dem denkwürdigen
Befuch eines mächtigen englifhen
*Gefhwaders an diefer Küfte. 1908,
der mit bedeutfamer Schnelligkeitder
ickluu
unerwarteten Demonftration 11 gro-
ßer deutfcher Kriegsfchiffe vor Esbjerg
folgte, hatten die Bürger diefer Han-
delsftadt keine Gelegenheit. das glän-
zende Schaufpiel eines Flottenbefuhs
zu genießen. Jch bezweifle, daß fie
dies bedauern, und glaube im Gegen-
teil. daß fie beten, daß der Tag. an
dem Deutfhe und Engländer ihnen
den nähften Befuch abftatten, noch in
weiter Ferne liegen möge. Zurzeit
machen aber eine Menge beunruhi-
gender Vorgänge die Gemüter in
Esbjerg und längs der ganzen däni-
fhen Grenze beforgt. Die Atmofphäre
ift mit dunkeln Gerüchten über fieber-
hafte Tätigkeit Deutfhlands an der
Grenze gefhwängert, eine Tätigkeit.

die unmittelbar nah der Abfahrt der
englifhen Flotte 1908 begann, Die
Antwort Deutfchlands auf die letzte
englifche Flottendemonftration: eine
zweigleifige Eifenbahn längs der
Weftküfte Schleswig-Holfteins ift
heute für jeden, der fie befichtigen
will. erkennbar. Jene Bahn wurde
vor einigen Monaten vollendet und
ift heute zur Verwendung gegen Eng-
land. wie ein Nafiermeffer am Hals
des Gegners. bereit. Jin Augenblick
des Kriegsausbruchs kann Deutfh-
land in weniger als 12 Stunden ein
Armeekorps nah Jütland werfen.
Mit ihrer charakteriftifchen Energie
und beharrlichen Entfchloffenheit ha-
ben fih die Deutfchen der Aufgabe
der Vorbereitung für den unvermeid-
lihen Zufammenftoß an der einzigen
verwendbaren. neutralen Flotten-

bafis an der Weftküfte Jütlands unterzogen. Die von uns befuhte. neu ausgeftaltete Militärbahn ift als die weftlihe ..Stammbahn“ bekannt. und ein neues zweites Gleis. das die wihtigften Garnifonftädte jener Gegend verbindet, ift von Tondern nah Bedfted. an der dänifhen Grenze. gelegt. Man bedarf niht des Urteils eines Eifenbahnfahmanns. um den Grund der plötzlihen Umwandlung der eingleifigen Bahn in eine Hauptlinie zu erkennen. Die fieben bedeutenden Militärdepots an der Linie. die von Kriegsoorräten und Munition ftarten. fprehen eine beredte Sprahe. Der Vaffagieroerkehr dient hauptfählih militärifhen Zwecken. denn fchon bei der nur eingleifigen Bahn gab es kaum genug Vaffagiere, um einen Verkehr von fechs Zügen täglich zu rechtfertigen. Der Handelsverkehr der beiden Provinzen vollzieht fih auf der öftlihen Bahn. eine zweite zweigleifige. die öftlihen Diftrikte Shleswig-Holfteins durhquerende Linie. der alte. zuverläffige Handelsweg. der Dänemark mit den großen Induftrie- und Handelszentren Deutfhlands verbindet. Esbjerg hat in einem Seekriege Deutfhlands mit England für Deutfhland keinen befonderen Wert. aus dem einfachen Grunde. weil Deutfhland andre. und zwar nähere. eigene natürlihe Häfen zur Verfügung ftehn. Allein der Wert Esbjergs für England wäre unfhätzbar. daher muß eine englifhe Landung in diefem Hafen von deutfher Seite um jeden Preis verhindert werden. Der Hafen von Esbjerg ift zurzeit nur Schiffen von unter 22 Fuß Tiefgang zugänglich; allein diefer Zuftand wird fich mit der Vollendung des neuen Hafens. für den der dänifhe Reichstag 420 000 Vfd. Sterl. bewilligte und deffen Bau fortfhreitet. vollftändig ändern. Der neue Hafen; wird Handelsfhiffen großen Tonnengehalts fihern und leihten Zugang und vollkommenen Schuß gewähren und vermag leiht. zur Benußung von großen Kriegsfhiffen verwendbar gemaht zu werden. Mit Esbjerg. als dem dänifhen Hauptexportplaß für England. hauptfählih für Nauhfleifh. Speck. Butter und

Eier. in den Händen Deutfhlands. wiirde der englifhe Lebensmittelmarkt fhwer gefchädigt werden. Den Deutfhen ift auh völlig klar. daß Esbjerg. wenn es die Engländer befeßen. fhnell zu einem fehr nützlichen Stützpunkt für englifhe Operationen in der Nordfee geftaltet werden kann. obgleih die Stadt bis jeßt völlig unbefeftigt ift. Ihre gefüllten Magazine. ihre beträchtlichen Kohlenoorräte und anderes Brennmaterial. ihre oollftändigen Anlagen fiir große und kleine Fahrzeuge. ihre Werkftätten und Neparaturmaterialien wiirden fie zu einer oortrefflih ausgerüfteten Zwifhenbafis für britifhe Gefhwader in der Nord- und Oftfee machen. die die notwendige Blockade der deutfhen Häfen herbeiführen wollen, Eine andre höhft wichtige Maßregel Deutfhlands gegen England gelangt demnähft in Schleswig-Holftein zur Ausführung. Es find Vorbereitungen getroffen. fämtlihe kleinen Garnifonen im Offen beider Provinzen nah dem Weften zu verlegen. und felbft Sommerfeld. ein obfkures Städthen an der dänifhen Grenze. erhält eine bedeutende Garnifon und wird Stabsquartier eines Generals. Überdies foll eine beträchtlihe Truppenzahl nah Hufum und

Tönning an die Seeküfte gelegt wer-
den, wiihrend auch die ftrategifch wich-
tige Jnfel Romö. weftlich Schleswigs.
eine ftarke Befaßung erhält. und
ftarke Befeftigungen um den vortreff-
lichen Hafen Ofterbn an der Südweft-
küfte der Jnfel angelegt werden follen.
Als leßtes geeignetes Glied in der
langen Kette deutfher Vorbereitun-
gen fiir einen Seekrieg in diefen Re-
gionen wurden neuerdings eingehende
Vläne für die Umwandlung des
Königshafens an der Rord-Weftfeite
der Jnfel Sylt in eine erftklaffige
Torpedobootftation und eine vor-
übergehende Bafis felbft für größere
Schiffe. dem preußifchen Kriegsmini-
fterium vorgelegt. Gegenüber allen
diefen aggreffiven Vorbereitungen
Deutfchlands und feinen unaufhör-
lichen Bemühungen. feine ftrate-
gifchen Vofitionen an allen Stellen
feiner Grenze zu verftärken. kann es
niht überrafchen. wenn fein nähfter
Nachbar. Dänemark. den ewigen
Druck der gepanzerten Fauft an fei-
nem eigenen Grenzgebiet fühlt. Tat-
fächlih kann Shakefpeares Ausfpruch
Hamlets über den Zuftand Däne-
marks nie mit größerm Recht Anwen-
dung finden als im gegenwärtigen
Zeitpunkt.
Ein andrer Artikel des Spezial-
Korrefpondenten des ..Daily Expreß"
in Kopenhagen fchildert. wie Deutfch-
lands militärifche Vorbereitungen zu
einer ernften Drohung für Dänemark
wurden. und feßt auseinander, wie
Dänemark. auf die Gefahr aufmerk-
fam geworden. einen Landesverteidi-
gungsplan entwarf. jedoch vom Kai-
fer veranlaßt wurde. ihn auf unbe-
ftimmte Zeit zu oertagen. mit der
Drohung. daß er als eine Beleidi-
gung aufgefaßt wiirde. ..Die Dänen".
fhreibt jener Korrefpondent, ..find in
der Gefchihte als eine Nation höf-
licher Optimiften. jedoch fanatifher
Kämpfer. wenn zur Erhebung ge-
bracht. bekannt. Jhre erhabene Gleich-
gültigkeit gegeniiber den größten na-
tionalen Gefahren. wird wahrfcheinlih
nur von der ihrer englifhen Vettern
erreicht, jedoch mit dem wefentlichen
Unterfhied. daß fie Dänemark bereits
die Hälfte feines Gebiets in einer
Reihe internationaler Händel koftete,

für die es vollftändig unvorbreitet war, Roh bis vor wenigen Jahren erkannten die Dänen den Ernft der deutfchen Bedrohung nicht, und erft als das Kriegsgefpenft bei den Marokkohändeln feine Schatten über Europa warf. erwahten die dänifchen Politiker aus ihrer Lethargie und bereiteten fih vor. ihr Land zu verteidigen. Dies gefhah 1904. Ein aus allen Parteien des Reichstags erwähltes Verteidigungskomitee wurde fchleunigft gebildet. um über die wirkfamften Verteidigungsmittel zu berichten. Das Komitee beeilte fich jedoh niht. und erft fünf Jahre fpäter. 1909. erfolgte fein Bericht. Seitdem befand fih das ganze Land in Gärung wegen des nationalen Verteidigungsgefetzes. das den Fall von niht weniger als vier Kabinetten innerhalb 18 Monaten herbeiführte. ein unerhörtes Ereignis in einem Lande, wo die Minifter ihre Ämter mehrere Jahrzehnte behielten, Schließlich wurde in beiden Kammern vor wenigen Monaten ein Kompromiß gefchloffen. das Auffehen und Erregung hervorrufen mußte. Am 12. Februar 1909 erhob fich der damalige Minifterpräfident und Landesverteidigungsminifier und Führer der Liberalen, Reergard. im Folkething und

brahte das neue Landesverteidi-
gungsgefeß der Regierung ein. Zn
einer feurigen, von glühender Vater-
landsliebe durhwehten Rede befchwor
er das Haus. für den Augenblick alle
Parteiftreitigkeiten und Kleinen Eifer-
fühteleien aufzugeben und unverzüg-
lih zu erkennen. daß fich das Land
in ernfter Gefahr befinde. und die
zur Sicherung der künftigen Integri-
tät Dänemarks erforderlihen, verhält-
nismäßig großen Summen zu be-
willigen. Seit Deutfhland. erklärte
er, die Stellung einer erftklaffigen
Seemacht erreicht hat. einer Seemacht
von fo hervorragender Bedeutung. fo
daß es heute dem mähtigfte'n
feiner Gegner beim Verfuh. die Ein-
fahrt in die Oftfee zu erzwingen. um
öftlihe Häfen zu blockieren. ernfte
Hinderniffe in den Weg legen kann,
hat fih die Möglichkeit. daß die dä-
nifhen Gewäffer der Schauplatz ern-
fter Kämpfe werden, beträchtlich geftei-
gert. Die Regierung erahtet die vor-
handenen Landesbefeftigungen als
völlig unzureichend. Es ift unfere
offenbare Pfliht. danah zu trahten.
daß Kopenhagen als das wihtigfte
Lebenszentrum des Landes und die
Hauptbafis unferer Armee. in gehöri-
gen Verteidigungszuftand gefelzt wird.
fowohl die Land- wie die Seefront.
Wir find überdies feft überzeugt. daß
keine Verteidigung unferer Neutrali-
tät ohne entfprechende Landbefefti-
gungen vollftändig zu fein vermag.
In übereinftimmung mit diefer
überzeugung fchlagen wir vor. in
Hinzufügung zu unferen Seebefefti-
gungen. eine Reihe vorgefchobener
Feldbefeftigungen quer durch die Zn-
fel Seeland in 17 engl. Meilen
Länge (41/4 deutfhe) anzulegen mit
einer fogenannten Flankenbefeftigung
an jedem Ende am öftlihen und weft-
lihen Seeufer, und die ganze Befefti-
gungslinie in angemeffener Entfer-
nung von Kopenhagen zu errihten.
Zh erahte diefen Teil unferer natio-
nalen Verteidigung für abfolut uner-
läßlich .für die Sicherung unferer Reu-
tralität nah allen Seiten und als die
einzige Bedingung. unter der unfere
Pofition von allen Mächten tatfäch-
lich als neutral und als ohne An-
lehnung an irgend eine befondere
Macht anerkannt wird. Der Minifter

fhloß mit den bedeutfamen Worten:
..Ein Mann in meiner Stellung hat
Gelegenheit, viele Dinge zu beobach-
ten. die anderen unzugänglih find.
Ich wiederhole ausdrücklich. daß es
-eine gebieterifhe Notwendigkeit ift.
unfere Neutralität zu fihern. und daß
dies nicht gefhehen kann. wenn Ko-
penhagen niht ftark auf der Land-
feite befeftigt if.“ Dies war eine
verftändige Rede eines patriotifchen
Premierminifters und die überwie-
gende Meinung der Nation
ftimmte ihr be. Trotz alle-
dem wurden die von Reer-
gard und den heroorragendften mili-
tärifhen Sahverftändigen Dänemarks
fo ausdrücklich empfohlenen Landbe-
feftigungen. durch die fhwere Hand
Deutfhlands unterdrückt. zu nichte
und alles wieder aufgegeben. Rach
den längften und ftürmifhften Debat-
ten in der Gefhihte des dänifhen
Parlaments ift nunmehr befhloffen.
die Landbefeftigungen aufzugeben und
zu vernachläffigen und den Betrag
von nahezu 40 Millionen Mark auf
die Anlage von Küftenbefeftigungen.
die Errihtung von Seeforts. die Ver-
befferung des Seeminenfhftems und
den Reft auf die Torpedobootflotte
und ihr Verwandtes zu verwenden.

was felbftverftändlich in feiner (be-
famtheit im Kriegsfall zwifchen Eng-
land und Deutfchland für Deutfchland
von unfchäßbarem Wert fein wiirde.
Daß diefe überrafchende Linderung in
der Politik vier dänifcher Kabinette
durch ftrenge Winke und wenig er-
füllte Drohungen aus Berlin bewirkt
wurde. fteht ficher außer Frage. Allein
daß die Regierung Englands in Still-
fchweigen dabei verharrte. überfteigt
menfchliches Verftändnis, Es bedarf
keiner großen Einbildungskraft. um
zu erkennen. daß die allmärhtige ..ge-
panzerte Fauft“ im geheimen inzwi-
fchen am Werk war, den fchwächeren
Nachbar daran zu verhindern. wirk-
fame Vorbereitungen für den Ge-
brauch feiner fämtlichen militärifchen
Hilfsmittel im Fall von Feindfelig-
keiten zwifchen zwei Eroßmächten zu
treffen. Auch mangelt es nicht an
Augenfcheinlichkeit zur Unterftützung
diefes öffentlich erörterten Vorgangs.
eine Augenfcheinlichkeit. die keine offi-
ziellen Dementis und plaufible Er-
klärungen zu vernichten imftande
waren. Die folgende autorttative
Mitteilung eines hervorragenden dä-
nifchen Staatsmanns wird genügen.
die Situation zu beleuchten. ..An-
fangs Januar 1909. als die Einbrin-
gung des Landesoerteidigungsgefeßes
im Folkething als bevorftehend er-
klärt wurde. verftändigte der Kaifer
die dänifihe Regierung durch feinen
*Kopenhagener Gefandten, daß jeder
ausgearbeitete Plan der däntfchen
Landesverteidigung als eine Beleidi-
gung Deutfchlands betrachtet und der
öffentlichen Meinung Deutfchlands
fehr zuwider fein würde.“ Die Folge
war. daß die Einbringung des Ee-
fehes geheimnisvoll vertagt wurde.
und kurz darauf ging der dänifche
'Kronprinz nach Berlin. um' König
Frederik aus Anlaß des Geburtstages
des Kaifers zu vertreten. Dies war
wenigftens die offizielle Lesart. allein
in Wirklichkeit. wie damals auch von
einflußreichen dänifchen Zeitungen be-
hauptet wurde. war der Kronprinz
der Träger einer mündlichen Miffion
der dänifchen Regierung an den
Kaifer_ Unmittelbar vor diefem Bor:
gang waren die Verhandlungen für

einen neuen Handelsvertrag zwifchen Dänemark und Deutfchland plötzlich deutfcherfeits abgebrochen worden. wahrfcheinlich unter Betonung des kaiferlichen Mißfallens und um den dänifchen Reichstag zu warnen. fich nicht mit dem Schweif des deutfchen Adlers Freiheiten zu erlauben."
Einige Wochen fpäter fand der Kaifer Gelegenheit. die Schraube nochmals anzuziehen. indem er dem deutfchen Gefandten *in Kopenhagen, Grafen Henckel von Dvnnersmarck. Urlaub gewährte. ein Urlaub. der fich zu einer kaiferlichen Erlaubnis geftaltete. den diplomatifchen Dienft ganz zu ver-laffen. Die dadurch entretende Va-kanz blieb auffällig lange. für die längfte Periode feit dem Kriege von 1864. unbefeßt. Man könnte ganze Seiten mit ähnlichen Augenfcheinlich-keitsbeweifen erfüllen. allein das Vor-ftehende wird genügen. Es zeigt. daß Deutfchland feinen Weg in Dänemark gefunden hat.“
Diefen Verdächtigungen Deutfch-lands gegenüber erklärte der dänifche Minifter des -Außern. daß weder offi-ziell noch inoffiziell je von irgend einem fremden Staat ein Druck auf Dänemark ausgeübt worden fei. we-der vor Einbringung der Landesver-teidigungsgefeße im Reichstage noch während ihrer Durchführung. Das

Hauptorgan der Regierung. „Niget“. aber erklärte. daß man in Dänemark hinfichtlich der Maßregeln militärifcher Natur, die Deutfchland jenfeits der Staatsgrenze bewerkftelligte. fich nicht über irgend etwas zu befchweren gehabt hat. Es konftatierte. es fei kein wahres Wort an der Behauptung des ..Daily Expreß". daß die deutfchen militärifchen Veranftaltungen in Schleswig. die ein natürlicher Ausdruck für die ganze militür-politifche Entwicklung in Nordeuropa feien. Unruhe. Beforgnis oder Angft ber-oorgerufen hätten. und hob hervor, daß ftaatsrechtliche Verhältnis zwifchen Deutfchland und Dänemark fei ftets vollftändig korrekt gewefen und könne weder auf der einen noch auf der anderen Seite Anhaltspunkte zu Mißtrauen geben.

Zn Holland hat deffen Vreffe den Lärm der internationalen deutfch-feindlichen Vreffe ebenfalls des-cwouiert, und ebenfo gefchah dies dort minifteriellerfeits wegen des angeblichen deutfchen Kaiferbriefes. Wie fich die befchloffene Ausführung der Befeftigungspläne. namentlich aber die Verwendung der Vliffinger Befeftigungen. auf Grund der Verhandlungen zwifchen Holland und Belgien geftalten wird. das die Verficherung Hollands wünfcht. fie in Kriegszeiten nicht zur Sperrung der Schekdemündung und des freien internationalen Verkehrs mit Antwerpen für Kriegs- und Handelsfchiffe zu gebrauchen. bleibt abzuwarten. Dagegen find die Beftrebungen des franzöfifchen Minifters Vichon. eine Revifion des Garantievertrages von 1839 anzuregen. endgültig gefcheitert.

Oberftleutnant
Nogalla von Bieberftein.

Bismarck. Sein Leben und fein Werk, Von Gottlob Egelhaaf. Stuttgart, Carl Krabbe Verlag. Erich Gußmann 1911.

Ein Hiftoriker, deffen Name unter denen der lebenden deutfchen Gefchichtsfchreiber von gutem Klang ift und oft genannt wird. zumal er in den letzten Jahren mit feiner wertvollen ..Gefchichte der neueften Zeit“ befonders großen Einfluß gehabt hat und fich durch die ..Volitifchen Jahres-

überfichten feit 1908" weitere. allgemein anerkannte Verdienfte erwirbt. hat diefen ftattlichen und dabei doch handlichen Band gefchaffen aus einer Beobachtung heraus. die ficher fchon mancher gemacht hat. der fich aus Beruf oder Zntereffe mehr oder weniger oft in die deutfche Gefchichte des letzten halben Jahrhunderts vertiefen will oder darin nachfchlagen muß. „Bei einer Durchficht der Bismarckliteratur". fo fchreibt der Verfaffer im Vorworte feines neuen Werkes. ..hat fich mir ergeben. daß wir recht wenig nicht zu knapp und nicht zu ausführlich gehaltene Darftellungen feines Lebens von wiffenfchaftlichem _Wert befißen." Diefem. wie gefagt. auch von mancher anderen Seite fchon lange empfundenen Mangel hilft Egelhaaf durch fein Bismarckbuch beftens ab. Daß er wie wenige zum Bismarckbiographen berufen ift. daß er vor allem imftande ift, ein Buch über Bismarck zu oerfaffen, ..das dem Lefer neben einer zufammenfaffenden Darftellung auch die Möglichkeit" bietet. ..fich über die Probleme" im Leben und Wirken Bismarcks und über ..die einfchlägige Literatur zu unterrichten". das weiß jeder, der Egelhaafs „Gefchichte der neueften Zeit" einigermaßen aufmerk-

farn gelefen hat. Ja. gar mancher. der darin z. V. das Kapitel über Bismarcks Rücktritt mit kritifchem Nachdenken geprüft hat, mag wohl fchon dem Gedanken nahegekommen fein: von dem Manne, der diefe fcharffinnige Unterfachung angefteklt und trotz des Verfagens und Verfiegens authentifher Quellen gerade über diefes der jüngeren deutfchen Gefchichte angehörige Kapitel dennnoh die Wirklichkeit, den tatfächlichen Vorgang offenbar vollkommen richtig feftgeftellt hat. möhte man einmal auch eine Schilderung des Lebens. Wefens und Wirkens Bismarcks lefen, die fich. foweit das möglich ift, aus dem Rahmen einer pragmatifchen Gefchihte der neueren Zeit heraushebt und das Hauptgewicht auf die Biographie legt. Und nun da diefes Buch vorhanden ift, wird jeder gern und freundig anerkennen, daß unfer Volk um eine wirklih wertvolle hiftorifh - biographifhe Monographie reicher geworden ift; Angehörige aller Parteien werden gern zugeftehen, daß fie von der Lektüre oder dem eingehenderen Studium diefes neueften Egelhaaf Nahen und Vorteil ziehen können, auch für den Fall. daß fie dem Verfaffer niht in jedem Urteil und jeder Auffaffung zu folgen vermögen. Doh verträgt das Werk in feiner maßvollen. würdigen und großzügigen Durhführung auh folche Kritik, ohne in feinem hohen Werte zu verlieren. Daß es angefichts unferer neueften politifchen Auseinanderfetzungen und der kommenden Neihstagswahlen juft zur rechten Zeit erfheint. weil es an fich und durch die reichlichen Nachweife weiteren Materials zugleich vielen gar wichtige Auffchlüffe über Werdegang und Entwicklung des Deutfchen Neiches bietet, darf man dem Verfaffer und Verleger auch mit Dank befheinigen. *gif

Deutfche Denkftiitten in Italien

Das Jtalienfahrertum mit Bädecker und Käftner'fchem Neifepaffepartout oder unter dem Schutz einer Stangen- oder Eookherde fteht bei uns immer noch in voller Blüte. trotz aller Nodomintaden der Jtalianiffimi und aller liebevollen Bemühungen.

den „Barbaren“ das Leben fo unange-
nehm wie möglich zu mahen. Ewig
und immer fheints bleibt die alte
Sehnfucht lebendig, die die alten
Kaifer über die Alpen trieb. die alle
deutfchen Künftler magnetifh nach
Süden zog von den früheften Zeiten
bis auf die Gegenwart . „Wie wird
mih nach der Sonne frieren“ fchrieb
Düren an Willibald Pickheimer. als
er das gelobte Land verlaffen mußte,
um in feiner ehrfamen Nürnberger
Meifterftube weiter zu wirken. Seinen
Spuren folgten Hunderte - nicht
immer zum Segen für ihre felbftän-
dige Entwicklung; vom 16. bis ins 19.
Jahrhundert, bis zu jenem genialen
Unzeitgemäßen. der mit ganzer Seele,
mit jeder Fafer an der fchöuen
Fremde hing und noch in feiner
Grabfchrift der grau-nebligen Heimat
das berühmte Zeugnis ausftellte:

Hier ruht Anfelm Feuerbach.
Der im Leben Vieles malte;
Fern vom Vaterlande. ach.
Das ihn immer fchlecht bezahlte!

Auch das ift eine „deutfche Denk-
ftätte in Jtalien“. Auch das weckt
wehmütige Erinnerungen; niht nur
der Turm von Aftura und die alten

Kaifergräber zu Palermo. Was
Italien unfern Künftlern kulturell.
anregend. was es iiberhaupt als an-
regende Kraft bedeutet. das fieht auf
einem andern Blatt. als die Kriegs-
fahrten der Imperatoren. der römi-
fhen Kaifer deutfher Nation. die als
gute. getreue Anhänger des heute
wieder fo modernen ..Imperialis-
mus“ über die Alpen zogen. um in
Rom die Weihe aus Vapftes Hand
zu empfangen. Es war ein Traum;
aber der Traum des Cäfarenpapis-
mus hat doh nicht nur Leihen. Blut
und Efeu gefät und geerntet; er hat
und Eifen gefät und geerntet; er hat
doch niht mit wilder Barbarenluß ge-
häuft. Rein, wenn man auh das
Hohenftaufenfhickfal in feiner ganzen
konfeauenten Tragik auf fich wirken
läßt. muß dan doh geftehen, daß da-
mals wertvolle Ideen und Anregun-
gen aus Welfhland gebraht wurden.
Sie beftimmten die ?Kultur des reifen
und ausgehenden Mittelalters und
überlieferten der Reuzeit einen wohl-
bereiteten. aufnahmefähigen Boden.
Italien und Deutfhland hatten fih
vereinigt - auf niht allzu lange -
aber die Kulturwelle war doh troß
aller nationalen Gegenfätze von
einem zum andern hinübergegangen
und hatte auf lange hinaus eine ge-
wiffermaßen höfifche. mehr internatio-
nale als volkstümlihe Bildung ge-
gründet. die fiir den auffteigenden
Humanismus in beiden Ländern den
beften Nährboden abgab,
Auh das Leben und Wirken all
der andern Deutfhen ift vorüberge-
raufht und in dunkle Tiefen hinab-
gefunken. die den Befilz Italiens er-
kämpft. erftritten und genoffen haben.
Alles vorüber, dahin. - die Ruinen
fagen es. und die Gräber fagen es.
*nigs Enzio in Bologna.
die erbarmungslofen Lehrmeifter, Die
Kaiferthrone find zertrümmert wor-
den. die Valäfte find eingeftürzt. und
der ganze Waffenglanz der deutfhen
Italien durhziehenden Heere ift
heute nihts mehr als ein mattes
Wetterleuhten im grauen Gewölk
der Vergangenheit. So fhließt Ro-
bert Kohlraufh fein Vuh*), in dem
er die Shlahtfelder und Gräber.
Kirhen und Valäfte. Denkmäler und

verwitterte Erianerungszeihen auf
italienifhem Boden oorüberziehen
läßt. die einft vor vielen Jahrhun-
derten Zeugen hohfliegender Vläne
und tiefer Erniedrigung des impe-
rialiftifhen Kaiferwillens waren. Es
ift eine lange Reihe von Kämpfen.
Siegen und Niederlagen. ein eigen-
artiges Wehfelfpiel von Dur und
Moll. das fih da entfaltet. ein Lied
bald Hymnus. bald Totenklage. Die
glänzende Erfheinung des ..Kaifer
Friedrih lobefam“ wehfelt mit dem
Kerker des liederreihen blonden Kö:
Wir fehen
Heinrih vor Canoffa. die fhöne
Adelheid. Gemahlin des erften Otto.
auf der Rocca di Garda; der ver-
hängnisoolle Glanz der eifernen
Krone auf dem Haupt des erften
deutfhen Kaifers in Sankt Veters
Dom. Und in all dem erhebt fih noh
die größte deutfhe Tragödie auf ita-
lienifhem Boden. der elende Unter-
gang des letzten Staufen auf .Karl
von Anjous Befehl.
..Auf diefem kurzen Vergesrafen hier,
nur wen'ge Monde find es. zehten
wir.
er und das Edelvolk. in hohem Raum
*) Deutfhe Nicaragua-Intim
von Robert Kohlraufh. Stuttgart.
Verlag Robert Lug 6 cnt.

und drüben war Italien wie ein
Traum.
llnd zög ich heut. ich käme doch zu
fpät;
Schon krönte fih die junge Majeftät.
Das Edelblut empfing den Ritter-
ioblag.
Jch aber fluhe meinem Unglückstag.“
Ein Knehtlein kommt bergüber:
..Gib Befcheid“.
Der Staufenknabe thront in Herrlich-
keit'.>
Ja. Herr, Er litt gemah den Todes-
ftreich
llnd thront getröftet nun im Himmel-
reich."
So hat Conrad Ferdinand Meyer
die traurigfte deutfhe Erinnerung
auf italienifchem Boden dichterlih
verklärt_ ..O Mutter, welch furcht-
bare Nahricht wirft du von mir er-
halten!“ follen die leßten Worte des
jungen Fürften gewefen fein; ganz
Deutfchland war die Mutter, der
diefe Kataftrophe die letzte große
Hoffnung. den letzten großen Traum
alles umfpannender 'Kaiferherrlichkeit
raubte. Noch manches deutfhe Heer
zog über die Alpen. noch manhe
Schlacht wurde zwifchen Guelfen und
Ghibellinen ausgefohten. aber un-
widerruflih und unrückbar bedeutet
Conradin das letzte Kapitel deutfher
Herrfcherträume* in Italien.
Es ift ein Verdienft [Kohlraufchs.
daß er es unternommen hat, in po-
pulärer Sprache den Geift der Ver-
gangenheit neu zu befhwören. Wenn
es auh nur Shatten find, die aus
den Gräbern fteigen. wenn auch der
große Völkertod vieles in einen Ne-
belfhleier gehüllt hat. fo lernen wir
doch aus der Gefchihte. Und die
Weltgefchihte ift ja. nah dem Aus-
fpruch eines Großen. das Weltgericht.
Bernhard Jhringer.

Jean-Jacques Rouffeau als Opern-
kompouift

Der große Vhilofoph und Väda-
gog. der geiftreiche Verfaffer des
„Emile“. der ..Neuen Heloife“. der
-..Bekenntniffe“ war auch ein tühtiger
Mufiker. Er betrieb zwar die Mufik.
obwohl er das Tehnifche eifrig ftu-
diert hatte, nur zu feiner Erholung.
leiftete aber in der Kompofition für
feine Zeit ganz Beträchtlihes. Als

die 1752 von Deutfchland nah Frank-
reich übergefiedelten italienifchen
Sänger in Varis das Jntermezzo
Vergolefis. die berühmte Serva Va-
drona (die Magd des Herrn) auf-
führten. da trat Rouffeau als 'einer
der erften aus den Reihen der na-
tional-ehrgeizigen Franzofen heraus
und ging zum Lager der italienifchen
Mufik über. Rameau. Campra und
vor allem Lullt) fhienen den Franzo-
fen in der fteif-langweiligen Art ihres
Schaffens unantaftbar; Nouffeau
wagte es aber in feiner .‚Lettre fur
la mufique francaife‟, diefe mufilali-
fhen Abgötter zu bekämpfen und fih
zum begeifterten Anwalt der italie-
nifchen komifchen Oper. der fogenann-
ten Opera buffa zu machen. Er trat
niht nur mit Worten für diefe neue
melodifhe und graziöfe Mufik. die
fooiel natürliches Empfinden in fich
barg. ein. fondern verfertigte felbft
ein Singfpiel. das ganz in den Glei-
fen der italienifchen Mufik lief. Es
hieß ..Der Dorfwahrfager“ (Le devin
du village) und kam zuerft bei einer

Feftlichkeit des franzöfifhen Hofes in Fontainebleau. in Anwefenheit des “Königs Ludwig 10/. und der Pompadour. zur Aufführung. Der Herrfher war fo entzückt über die Mufik. daß er. wie es in einem Briefe heißt, „die Arien den ganzen Tag hindurch mit der falfheften Stimme feines Königreihes fang“. Die Pompadour hat fpäter fogar die Rolle des Hirten felbft gefpielt. fie zeigte fih gern in Hofenrollen. Die von Rouffeau ebenfalls erdihtete Handlung ift fehr anmutig. ein Sentimentalität und Heiterkeit mifhendes Shäferfpiel. Die Hirtin Colette erhält mit Hilfe eines geriebenen Dorfwahrfagers ihren von einer eitlen Modedame in Feffeln gefhlagenen Geliebten zurück. Bemerkenswert ift die Anfügung eines ausgedehnten Rondeaus an die fchon glücklih gelöfte Handlung. Da gibt der Verfaffer des Emile ein paar gute Lehren mit auf den Weg, und er fagt dem 'Könige und feiner Geliebten fchadenfroh einige unverftandene Grobheiten. wenn er folgendes fingen läßt:

„Wirft man auf andre mal den Blick.
Kehrt man doh bald zur Pfliht
- zurück.
Allein in Städten geht es frei.
Da lieben fie oft zwei und drei.“

Die Mufck ift fehr zierlich und gefällig, fie ähnelt am meiften der fälfchlich Gluck zugefhriebenen ..Maienkönigin“. Das Leipziger Stadt- t h e a t e r brachte das Werk letzthin nach vielen Jahrzehnten wieder einmal zur erfolgreihen Darftellung. Die Bühne felbft gab dabei ein Abbild jener Uraufführung in Fontaineblau vor dem Hofe.

Dr.Georg Kaifer (Dresden).

Der Dihter Guhau

Verfe eines Philofophen. deutfch nahgedichtet und eingeleitet von Ud o G a e d e; Alexander Duncker. Verlag. Berlin,

Jean Marie Guhau als Philofoph ift durch die Herausgabe feiner Hauptwerke in R. Eislers philofophifh-foziologifher Bücherei*). wie au'ch die ihn behandelnden Schriften von Earlebah. El. Shwarz. El. Zitron u. a, in Deutfchland kein Unbekannter mehr. Wir fhätzen in dem früh ver-

ftorbenen Denker neben Rießfhe
einen der tieffften und von heiligem
Ernfte durhglühten Philofophen der
neueren Zeit. - Weniger bekannt
als Guhau der Denker ift Guhau der
Dihter. Im Jahre 1881 erfhienen
Guhaus lvrifh-philofophifche Ge-
dihte (vers d'un philofophe) in erfter
Auflage und haben bis heute zahl-
reihe Reuauflagen gefunden.
Udo Gaede. deffen Name dem mit
der philofophifhen Literatur Per-
trauten bereits bekannt ift durch feine
1908 erfhienenen vergleichenden Stu-
dien über Shiller als Vorläufer
Rießfches (Schiller und Rießfche als
Verkündet der tragifchen Kultur.
Berlin. Hermann Walther. 1908) hat
fih der dankenswerten Aufgabe
unterzogen. eine Auswahl von Gu-
yaus philofophifchen Gedihten nach
der fcebenten Auflage der ..Vers d'un
philofophe“ in deutfhe Verfe zu
übertragen und fie in einem kleinen
Buhe zu vereinigen. das eben jetzt
im Verlage vonAlexander Dun-
(ker. Berlin. erfhienen ift. Mit

*) Bd.)(. Die Knnft zum iozialen
Leben. - Bd. x111. Sittlichkeit ohne
Pflicht. 1909. - Bd. xx. Die Irre-
ligion der Zukunft. 1910.

möglichfter Treue und liebevollem
Eingehen in Guhaus Individualität
hat Gaede die gedanken- und ftim-
mungsreichen Verfe Guyaus deutfch
nachgedichtet. Guvau liefert in fei-
nen philofophifchen Gedichten den
Beweis, daß die neuere. auf kritifch-
wiffenfchaftlither Grundlage beruhende
Vhilofophie. die fo vielfach als anti-
religiös, atheiftifch oder auch mate-
rialiftifch gefcholten wird. ebenfo
fähig und berufen ift, tiefe dichte-
rifche Schöpfungen heroorzurufen, wie
ehedem die naiv-phantaftifche Reli-
gion oder Mythologie: *
..Wenn wir Gott leugnen. wird die
Welt
Drum minder fchön? Liebt der den
Himmel nicht.
Der ihn für einfam und oerödet
hält?“ -
Denn nicht die Welt ift es. die
uns all die Schönheit fchenkt. die
wir wahrnehmen. fondern unfer
Auge, das fähig ift, in der Welt all
die Schönheit zu fchauen. '
Faft alle Grundzüge der Guyan-
fchen Philofophie finden auch in fei-
nen Gedichten ihren Ausdruck. -
Guhau fieht tn der Natur nicht mehr
wie die Religion das Walten eines
ewig-gültigen .liebevollen Wefens'; er
betrachtet nicht mehr wie die opti-
miftifche Philofophie die Welt als
die Verkörperung der Idee des Gu-
ten; fondern wie fchon Schopenhauer
das tieffte Wefen der Welt in einem
blinden, zügellofen Willen zu finden
vermeinte und Nießfche zu der über-
zeugung gelangte. daß die Natur
..jenfeits von gut und böfe“ ftehe, er-
kennt er die im Weltall wirkenden
Kräfte als tndifferent ,gleichgültig
gegen die Leiden. Freuden und Ge-
fihicke der Menfchen'; man dürfe der
Natur. diefer Unfumme von mannig-
faltigften Kräften. keine Abfichten
unterlegen wie etwa dem menfchlichen
Handeln. Das Meer in feiner urige*
heuren Naftlofrgkeit wird ihm zum
Symbol des Lebens und der Welt
überhaupt, das Meer, das ewig be-
wegliche. tofende und ruhelofe. dem
wir für all feinen *Kraftaufwand
keine Antwort auf unfere Frage:
„warum diefes Peitfchen. Schlagen

und Stoßen“ ablaufchen können.
„In deiner Flut. die fich am Fels zerichlägt,
Erfcheint mir. Ozean, das Bild der Welt.
Des allgemeinen Kriegs. Es fteigt und fällt
Das Leben, wie die Woge. wind-bewegt.
Und raufcht und ftrömet. ohne Weg und Ziel.
Und glänzt, wenn irgendwo ein Lichtftrahl fiel
Aus reiner Höhe, und zerfchellt am Strand.
So. eine Menfchenwelle. winzig klein.
Steig' ich und falle, und im Himmelsfchein
Erglänzt mein Denken und zerrinnt im Sand.
Wie hier zeigt fich faft in allen Gedichten Gnhaus tief-religiöfe Jiatur: das Gefühl der Winzigkeit des Einzelmenfchen. diefer Feder. die vom Spiel des Windes getrieben wird. diefes Waffertropfens. der fich im Ozean verliert. beherrfcht ihn. wie kaum einen feiner Zeit. Und doch ift Guhau nicht Peffimift, nicht Weltfchmerzler geworden. wie fie das Geiftesleben der beiden vergangenen Jahrhunderte in fo überreicher Fülle gezeitigt hat - ich nenne nur wahl-

los Byron. Muffet, Leopardi. Lenau, Heine. Lorm. ferner Schopenhauer. Bahnfen. Mainländer. Ed. von Hartmann »- fondern mit freudiger 3u-oerficht bejaht er das Leben. Ift die Welt mit ihren übergroßen Rätfeln. der wir gegenüberftehen wie die Kinder. die am Meere fpielen und von der gewaltigen Flut nicht mehr erhafchen als ein wenig Schaum - an fich ein Bild, das uns ob feiner Troftlofigkeit oerzagt und trübe machen könnte, fo liebt Guhau das Leben um des Menfchen willen. der diefe kalte, gefühllofe Erde bevölkert. um der Hoffnung willen, mit der ihn der Menfch erfüllt.

Wohl bekennt er:

„Des Weltalls tieffter Kern
Enthiillt fich immer uns, gleich einem Stern,
Den ew'ge Weiten unferm Blick entziehen“,

wohl fühlt er immer wieder die Nichtigkeit des Einzelmenfchen in diefem großen. übergroßen Weltall. in dem jeder* nur ein einziges Wort. eine Silbe ift. die oerhallt, fobald fie gefprochen wurde, und nimmer wiederkehrt, - aber der Wert des Lebens ruht nach ihm in der fozialen Gemeinfchaft. in der Einheit aller Kräfte, die fich Hand zu Hand reichen und in gemeinfamem Streben felbft dem Leben Wert verleihen. Der Einzelmenfch ift für Guyau nicht' ein ifoliertes Wefen, fondern das Glied eines Kollektioorganismus und als folches nicht nur egoiftifch und rezepttv. fondern ebenfowohl altruiftifch und produktiv. So fcheint für Guhau alles Leben auf'einer Harmonie von Egoismus und Altruismus zu beruhen, der Expanfionskraft des Menfchen. über fein Bedürfnis hinaus aufzunehmen und in der Fortpflanzung, im künftlerifchen Schaffen. im Mitgefühl und Wohltun die Schranke des „Ich“ zerbrechend fü r andere zu wirken:

..So klärt fich mir des Lebens dunkle Schrift:
Nicht mir gehöre ich. Denn alles Sein
Naht nur im Ganzen. Nichts ift es allein.

Doch der Natur unendlich reiches
, Leben
Wacht voll in jeder Bruft. Sie hält
und trägt
An ihrem Bufen. was fich lebend
regt.
Macht alle gleich und einigt. was
fich flieht."
In der Einigung der Menfchen er-
blickt Guyau das Ziel der kommen-
den Entwicklung, in dem Aufgeben
des Einzelindividuums für die In:
tereffen der gefamten Menfchheit:
..Es wächft das Glück, das Leid
wird minder fchwer,
Ze mehr es fühlen: ja, ich glaube
dran.
Einft kommt der Tag, wo niemand
mehr
Sich einfam freuen oder här-
men kann.
Wo aller Menfchen Denken und
Empfinden
In e in s oerfchmilzt. ein Echo ohne
Ende .
In jeder Seele klingt und aller
Hände
Zu einer Kette fich zufammenfinden,
Von deren Gliedern eins im an:
dern lebt,
Wenn eins getroffen. jedes
mit erbebt.
Und wenn das Leid uns fo zu-
fammenfchließt.

Mit jedem Schlag nur ftärkre Ein-
heit ichqfii.
Verliert er felbft an Bitterkeit und
Kraft.
Und war's das Mitleid. das den
Schmerz verfüßt,
So tritt der Schmerz jetzt an des
Mitleids Stelle
Wird felber nun zu neuen Glückes
Quelle.“
Darin ift dann für Guvau aller
Peffcmismus überwunden. und er
kann als Grundfaß feines Denkens
die fchöuen Worte fprehen: „Vivre
c'eft avancer; Vorwärtsfhreiten nur
heißt leben.“ m Und fo fcheint ihm,
dem Lebensfreudigen
„Die Zukunft einzig als der Preis
des Glückes, -
_ Sind auch die Götter erlogen.
erdihtet.
Aufwärts und vorwärts mit feftem
*' Shritt!
Und die Menfchheit folgt mir und
wandert mit.“
Guhaus „vers d'un philofophe“
find eine reihe Quelle zu geiftiger
Verfenkung, ein Born an Schönheit
und reifer Lebenserfahrung; es ift ein
Werk, das die glücklihfte Vereinigung
von Lyrik und Philofophie darftellt,
das ebenfo den nach lnrifchen Shön-
heiten Suchenden wie den Denkei
und Philofophen anzuregen und zu
erfreuen verfpricht. - Man muß Udo
Gaede das Verdienft zufprechen. daß
er uns mit feiner trefflihen Über:
fehung Jean Marie Guvau in einem
neuen Lichte zu fehen gelehrt hat.
und es ift zu hoffen. daß der deutfche
Dichter Guvau in der Gaedefhen
Faffung in unferem Lande die
gleiche Sympathie und freudige Auf-
nahme finden wird. wie fie ihm in
Frankreich fhon feit etwa 20 Jahren
und mehr zuteil geworden ift. -
Kurt Joachim Grau, Berlin,
Gefchichten aus dem alten Pitaval
Herausgegeben nach der von
Schiller getroffenen Auswahl und um
weitere Stücke vermehrt von Paul
Ernft. Drei Bände. Jnfelverlag.
Leipzig.
Mit diefer neuen Ausgabe der
„Caufes etlebres“ des Pitaval. die
zuerft 1734 in Paris ans Licht traten,
wird eines der meift gelefenen und

im beften Sinne fpannendften Bücher
für die deutfhe Literatur zurückge-
wonnen. Jn diefen „berühmten
Rehtsfällen“ hat das Leben felbft
Romane gedichtet, abenteuerlicher,
verwickelter und zugleih tiefer, als
esf menfhliche Phantafie wagen
dürfte, ohne in Unwahrfcheinlichkeiten
und Sentimentalitäten zu verfallen.
Gerade davor wird aber das Werk
Vitavals durch feine aktenmäßige
Treue und fhlihte Realiftik bewahrt.
So kann es denn auch in unferer Zeit
die Rolle fpielen, die ihm Schiller
vor hundert Jahren zuwies: als
Kampfmittel zu dienen gegen jene
fchlehte Unterhaltungslektüre, deren
unverähtliche Elemente. nämlich
leidenfchaftliche und verwickelte Si-
tuationen, es in nvh höherem Grade
befißt, ohne doh anderfeits ihre ver-
derblihen Eigenfchaften zu teilen.
Und fo erfcheint diefer neue Pitaval.
wie er hier mit neuer Auswahl und
teilweife neuer übertragung hervor-
tritt. als wirklich zeitgemäß und als
Mufter eines guten Erholungsbuhes.
Auguft Kopifch: Heitere Gerichte.
Für den vierten Band „Des Er-
bes“, einer Sammlung Deutfcher

Schriften*) hat Ernft Liffauer heitere Gedichte von Auguft Kopifch auegewählt und eingeleitet. Diefer fchmale Band ift um fo willkommener, als er einen Dichter, von dem faft nur „Die Heinzelmännchen“ bekannt find, wieder in den Buchhandel bringt. Sonft findet man einige Gedichte von Kopifch in den Hausbüchern von Avenariue und in dem Dentfchen Valladenbuch von Wilhelm o. Scholz. Erlaubte nun die Befchränkung auf den Humor, ein erftaunlich hohes Niveau ohne jede Senkung feftzuhalten, fo haben wir zwar nicht ein vollftändiges Bild vom Dichter erhalten, aber doch die reine Spiegelung jener Seite genießen dürfen, die Kopifch'S ganze Bedeutung darzuftellen fcheint. Von den ernften Gedichten find die beften in die Vorrede Liffauers eingeftellt worden, und ez find gerade folche, deren Stoffgebiet die heiteren weitauS erfüllt. Hexen und Rixen, Elfen und Teufel, Zwerde und Feen tanzen in KopifchS Welt und treten den Menfchen gütig oder neofifch, .roadenfroh oder hilfZbereit entgegen. [Kopifch hat ein ftarkeZ Volkzbewufztfein und wählt nicht nur märchen- und fagenartige Stofe, fondern geftaltet auch allgemeine Volksempfindungen in Liedern hiftorifchen oder biblifchen Inhalte.. Stets ift es die Natur, die er zu feinen Gedichten in überfinnliche oder reale Beziehung feßt. Der Müller, der Jäger, der Landsknecht; der Fifcher, der Vfaffe, der Amtmann, der fahrende Student. die typifchen Geftalten *dee Volkslieder., treten bei ihm auf. Aber afleS dies ift nicht angelernt oder aufge-

anftalt Hermann Ehbock.
*) Concordia, Deutfche Verlage-

klebt, fondern perfönliche Notwendigkeit und entfpricht einem gleichgeftimmten Gemüt. Kopifch ift nicht in dem Sinn Lyriker, daß er ganz perfönliche Empfindungen geftaltet, aber er ift es dadurch. daß er empfundene und in ihm lebende Geftalten in die Welt feiner Kunft feßt. Die frifchen Darauflosgänger und gutmütigen aulpelze, die waghalfigen Vurfchen, die felbft den Teufel prellen, find feine Lieblinge. Er fchreibt Lieder für

Zecher, aber nicht als literarifcher
Anakreontiker, fondern felbft als
trinkfefter Mann. Denn Kopifch, der
im Volke lebte und als Dichter aus
dem-Volke fchuf, war fo, wie er fich in
feinen Werken gab, einfach, deutfch
und natürlich, Der Nhythmuo und
Klangzauber feiner Verfe ahmt nicht
etwa Volkslieder nach, fondern will
durch da5 kunftvolle Zufammenwirken
einer beluftigenden Onomatopoefie
mit plaftifchen Bildern den Eindruck
von VolkSliedern erwecken. ohne daß
fie eg find. Dabei ift er ein Form-
künftler, der immer neue Strophen
und Neimoerfchlingungen erfindet,
mit taufend Lichtern funkelt und
blißt und ftreng nach dem Gefetz
dichtet, das er einmal aufgeftellt hat.
Die Vorrede Liffauers ift vortrefflich
und befchreibt alles, was dem ein:
gehenden Betrachter an KopifchZ
Verfen und an Lyrik iiberhaupt auf-
fallen kann. Nur die eigentliche For-
mulierung fehlt, daß Kopifch ein
Kunftdichter des Volksliedftoffes ift,
umfomehr, als man fie jeden Augen-
blick erwartet und der Autor die ent-
fcheidenden Begründungen angeführt
hat, Die beften Gedanken fpricht
Liffauer über Kopifchs 'Hör- und Seh-
kraft aus. „Eben die Sicherheit der
Anfchauung und die dadurch erzeugte

Selbftverftändlihkeit der Darftellung
bewirkt. daß wir entrückt das Natur-
gefeß vergeffen und alle diefe unwirk-
lichen Vorgänge als natiirlih
empfinden.“ Der Charme und die
Komik der Gedihte. die. auf 100
Seiten rein gedruckt. nur 50 Vf.
koften. follten das Buch in weitere
Volkskreife tragen,
Felix Stöffinger,
Charles Dickens. Ausgewählte Ro-
mane und Novellen, 1. Band. Da-
vid Copperfield. Mit Einleitung
von Stefan Zweig, Leipzig.
Jnfel-Verlag, Jn Leinen 6 „tt,
Die Dickens-Ausgabe des Jnfel-
Verlages umfaßt folgende Werke:
1, David Copperfield. 2. Der Rari-
tätenladen. 3. Nickolas Rickleby. 4.
Die Vickwickier. 5. Weihnahtserzäh-
lungen und Oliver Twift. 6. Martin
Chuzzlewitt. Jeder diefer Teile bildet
einen Band in der Tafhenausgabe
auf Dünndruckpapier mit Goldfhnitt,
in Leinen oder Leder gebunden. da-
gegen zwei Bände in der Bibliothek-
ausgabe auf ftärkerem Vapier. die
geheftet und in Leinenband erfchie-
nen ift, Es liegt bisher der erfte
Band. betitelt „David Copperfield“.
vor. Troß des Umfanges von 1107
Seiten ift die Tafhenausgabe außer-
ordentlich handlih. Ausftattung und
Druck find vorzüglich.
über Dickens felbft etwas zu fa:
gen. erübrigt fih wohl. Der Text
der vollftändigen deutfhen Ausgabe
des „Copperfield“ wurde unter Be:
nußung älterer übertragungen neu
geftaltet. Er ift in jeder Beziehung
muftergültig. Die folgenfchwere
Frage: ..Was heißt überfeßen?“ ift
in unferen Tagen neu aufgeworfen
und neu beantwortet worden, Viel-
leicht find wir doh zu hiftorifh und
zu wenig naiv geworden. Eine wirk-
liche Aneignung war nie durch ängft:
liche Treue. nie durch übermütige
Modernifierung erreicht worden, Die
Voß und Schlegel und Wilamowiß
erbauten fih über dem Vaterland der
Dichter und dem eigenen ein drittes
Reich, von dem aus neue Eroberungs-
züge möglih waren. Jn der vor-
liegenden Dickens-überfetzung find
alle Vorzüge des englifchen Originals
vereinigt. ohne daß der Nahdihter

fich an irgend welhe Einzelheiten der
Urform zu fehr gebunden hätte. Der
Gedanke des englifchen Dichters hat
hier wirklih in der deutfhen Sprache
einen adäquaten Ausdruck gefunden.
alles ift wirklih treu und dennoch
fchlank, rund und klar wiedergegeben.
Die Geftalten treten an uns heran
als echte Dickensfhe Wefen. an die
wir glauben miiffen. weil fie lebendig
find und ungefälfht vom Scheitel bis
zur Sohle. Alles entfaltet fich mit
innerer Notwendigkeit. und alles ift
fern von effekthafhender Senfation.
die dem Lefer vor Spannung den
Atem rauhen foll. Wie der Dichter
felbft mit künftlerifchem Ernft und
äußerfter Vertiefung fchafft. fo ver-
langt er auch vom Lefer behagliche
Verfenkung in das reihe Detail. in
die Fülle von Geftalten. die er uns
vorzuführen liebt, Und diefe Abfiht.
diefen dihterifchen Willen fpiegelt die
überfetzung getreu wieder,
Die Bilder von Vhiz wurden nah
der erften Ausgabe des Romans (in
zwanzig monatlichen Lieferungen.
London. 1849/50) wiedergegeben.
Das Buh ftellt. alles in allem. eine
wertvolle Neuerfheinung auf dem
Büchermarkt dar. C. R.

-n-s-

Das Wefen der modernen deutfchen Lyrik. Bon Margarete Susmann (9. Band der Sammlung ..Kunft und Kultur". Herausgegeben von Profeffor Dr, W. p. Oettingen).
Diefes Buch will in knappen Linien das Bild der modernen Lyrik zeichnen und fie in ihren Grundzügen auf die Bewegungen der Kultur. der fie entftammt. zurückführen. Es fuht die moderne Lyrik gleihmäßig aus den hiftorifhen Bedingungen wie aus dem Wefen der Lyrik felbft zu entwickeln. das - im Gegenfatz zu der herrfchenden Anfhauung - als ein ftreng objektives begriffen wird, Das Buch hat fich die Aufgabe geftellt, der Lyrik ihre autohthone Stellung zurückzuerobern und fie von den angrenzenden Geiftesgebieten fharf abzugrenzen. Die efoterifhe Blüte unferer heutigen Kunft wird als notwendige Erfcheinung begriffen und gewertet. Es ift eine fehr geiftvolle. anregend gefhriebene Arbeit. deren hübfche Ausftattung ebenfalls Lob verdient.
Die Jagd geht auf! Zwölf farbige Tierbilder. auf Kunftdruckpapier gedruckt und mit Paffepartout verfehen. Zweite. veränderte Auflage. Preis in Mappe. 42 >(30 Zentimeter groß. 5 etc. Verlag J. J. Weber. Leipzig.
An diefen farbenprähtigen Bildern. die dem Pinfel erfter Meifter der Tiermalerei entftammen. wird jeder Tier-. Zagd- und Kunftfreund feine aufrihtige Freude haben. Sie erwecken in dem weidgerehten Jäger die Erinnerung an den ganzen Jahreslauf des Weidwerks und laffen die fröhlihen Tage vom Aufgange der Jagd bis zum letzten Halali in feinem Geifte lebendig erfheinen. Die Bilder eignen fih wegen ihrer guten Reproduktion ganz vorzüglih zu vor-, nehmem Wandfhmuck.

Für den gefamten Inhalt verantwortlih: l)r. E. E. Friedegg in Shöneberg - Druck von Rihard Falk. Berlin W. 66. Leipzigerftr. 115/16.

"'I

.
...
..
. o
. . ....
e... *.'.
.
... co
o u ....
o.
O. O
. a
....
'..
. . .
I '.'
... o
.. . o
. ....
O... O...
... .
... .
.
....
.
.... O.
. ..e
. ..
o...
' O
. .
....

.'''

Bildnis Richard Wagners

F K q
une-SW
Deuffche Halbmonafy'j'chfifi
WZegebm WRCWWW

ö UGS" 'Zeitfch rifienVerlaZ GmbH."
W u - Bäc-linWZU/Iaunj'eeineclkc'z
35. Jahrgang. Zd. 157. Heft 452. (Zweites Zuniheft 1911

.Organ (ferneuenKunfivei-einigung
öecx'ejffng-(Zefellfihafc
uno-CeffinCg-Hochfchufe SucYerfin.

Regierungsrat Kurd von Strauß:
Die deutfche Weftmark jenfeits der Reichsgrenze

Die Blicke der deutfchen politiiihen Welt find wegen der er-
betenen und bewiefenen Nibelungentreue für die deutfchen Brit-der
im Donanftaate naä) Südoften gerichtet. Der 'deutfche Erbfeind hat
jedoch ftets weftwärts geftanden und uns nicht nur in der Marokko-
frage an fein ungefchwäehtes Dafein erinnert. Wir haben ganz ver-
gefien, was die nationale Forderung der Befreiungskriege und des
letzten franzöfifchen Hel-denftraufzes war: Elfaß und Lothringen fo-
wie die Niederlande nicht nur dor-mals öfterreichifcher Herriehaft und
die Sahweiz diefe beiden Landiihaften natürlich unter Wahrung
ihrer ftaatlichen Selbftändigkeit. Die unnatiirliihe Verbindung
Hollands mit den fiidlichen Niederlanden war eine Sihwc'irhlichkeit
Preußens; das den flüchtigen Oraniern wegen ihrer nahen Ver-
wan-dtichaft. obwohl fie nichts für ihre Befreiung getan hatteni eben-
fowenig wie die Holländer felbft- völlig grundlos daS ganze noch nicht
franzöfifih gewordene burgtrndifche Erbe zuiihanzte. Wären die
Oranier geichickter gewefen, hätten fie wenigftenS das niederdeutfibe
Geprc'jge des Südft-aates erhalten oder wiederherftellen können.
Die rin-deutfche ipanifch-öfterreiÖifÖe Regierung hatte in der
Zeit *der kulturellen franzöfifchen Vorherrfihaft franzöfifcl) anitiert
und damit die Wallonen- eigentlich oerweliihte Vlameni trotz ihrer
Minderzahl fprachliih zu Gebietern des LandeÖ gemacht. Die Fran-
zofent die eben in der Revolution die Südniederlande ,aeranjbt hatten,
zettelten 1830 einen durchaus franzöfifchen Aufftand in ledi*'*
franzöfifchem Jnt-ereffe an. um eine Sekundogenitur der Orleans
in dem jeßt Belgien genannten Sü-dniederland zu errichten. Diefer
Anf-Mag frheiterte an Preußens Wideripruchi das das katholiiehe
Gebiet den verwandten Ooaniern nicht wieder retten konnte. Das
eigenniißige Frankreich galt als Befreiet; und franzöfifrh blieb
Trumpf. Der Riß mit dem deutfchen Mutterlande wurde dadurch

nur tiefer, zumal da es fich vorher nie um diefes einft reichfte
deutfche Land gekümmert hate. 1790 hätte Preußen gegen den Ver-
zicht auf Warfchau die öfterreichifihen Niederlande, das heutige Vel-
giem eintaufchen können und fich dadurch eine unvergleichliÖe Welt-
ftellung fchon vor -der Gründung des neuen Reichs errungen. Die
Angft vor Frankreich das' es doch 1806 niederfihlugt und der Mangel
jeglichen Volksgefühls auf dem ganzen deutfchen Volksboden ließen
Preußen das polnifehe Land vorziehen, um es nachher mit Recht und
zu feinem Segen zu verlieren- nachdem es viele Millionen zu defien
Gefittung nutzlos aufgewendet hatte, Den polniichen Dank für diefe
Kulturtat kennen wir ja jeßt geniigend.
1870 brachte einen nationalen Unfichwung unfrer nieder-
deutichen Brüder an der Schelda und Maasmündung- aber die fran-
zöfiiche Regierung felbft unter dem internationalen Leopold ll., aus
dem Gefihlechte der internationalen Koburgert blieb davon unbe-
rührt. Auch jetzt find *die geießlichen Erfolge der Vlamen nur mäßig.
Sie haben freilich eine ftaatsrechtliche Gleichberechtigung beider y
Sprachen erreicht, und zwar in einem Lande, das fogar amtlcY zu
drei Fünfteln niederdeutfch und fonft verwelfcht ift; aber die Amts-
und Verkehrsfprache ift franzöfifch geblieben. Dieier Zuftand ift
für das deutfänfte Lend des alten Reichs» das die frühefte- ftolzefte
und rei-hite Städtebultur aufwiest eine nationale Sahmach. Die
fpaniiÖ-öfterreiÖifche Mißwirtichaft und die antinationale Wal-
lonenregierung haben das gewerblich wieder hochaufgeblühte Land
im national unwiirdigen Bild'ungsftande des franzöfifchen 18. Jahr-
hunderts verharren laffen. Der elfäifiiche Bildungsiwwindel der
Franzöielei hat Belgien fchon ieit Jahr-hunderten beherricht, da ja
die burgunidiichen Fürften als Sproffen des franzöfiichen Königs-
haufes eine natürliche Vorliebe für ihre Muttertprache betundetenC
die allmählich der höfifch gewordene Adel teilte. Damit wurde die
oberfte Verwaltung franzöfiert- die für ganz Europa vorbildlich ge-
worden ift.*)

*) Walther. Die bturguncdifchen Zentralbehörden unter Maxi-
milian l. und Carl 7., Leipzig 1909 bei Dunker u. Humblodt, Ein
grundlegendes Werl für die europäifche Verwaltungsgefchig'zle über-
haupt, die urkundlich die Entftehung der behördlichen Einrichtung
diefes erften deutleh-europäiichen Staates nachweift.

Die deutfrhe Begeifterung über die franzöiifrhe Niederlage unter dem dritten Napoleon hat nicht lange vorgehalten . Die Liberalen Belgiens neigten in alter Berblendung weiter zu ihrem welfxhen Bedränger »und Unterdrücker, hatte doch Ludwig LU(fchließlich den ganzen niederländifrhen Süden, Südflanderni Artrecht und das alte Reichsftift Kammerich (Cambrah) geraubt. 1815 wurden diefe fran-zöfifrhen Gewalttaten ebenfo vergeffem wie die Entfremdung des Elfaß nnd Lothringens. Die Klerikalenx die fich auch hauptfächlich aus Vlanien ergänzenx waren ihrem angeft-ammten Volkstum *treuer als ihre politifchen Widerfaiherr denen die Bart-*i und die hohlen franzöfifchen Freiheitsreden iiber das Vaterland und die eigne Volk-heit gingen.

Frankreich betreibt das fpra>)li>)e und politiiihe Venoelfihungs-gefihäft mit dreifter Offenheit. Nicht nur wirkt unter amtlicher Förderung der Brüffeler Gefandfchaft die Alliance francaife in Bel-gien, fon-dern man gründete eine eigene belgifche Gefellfchaft pour la vulgarifation de la langue francaife. Was tat Deutfchland? Es duldeter daß die horhdeutfrhe Sprache in Belgifih-Luxemburg von der Regierung einfach unterdrückt wurde. Jeßt erft ift eine befcheidene Duldung, aber ohne jede Mitwirkung der deutfohen Regierung er-reicht. Die frechen Übergriffe Frankreichs, die Brüffelr daS alte vlä-mifehe Gemeinwefen- als Klein-Yaris betrachten und ungleiche-ut franzöfieren, haben keinerlei Widerftan-d der belgifchen Regierung oder auch nur der Bevölkerung im allgemeinen ausgelöft. Die vlä-mifche Bewegung ift entfihioden trotz mancher kleinen Erfolge rück-läufig geworden.

Diefer Zuftand ift für das benachbarte denn-he Mutterland hör-bft gefährlich. Wir können nicht dulden- daß Belgien mit feinen bald 7 Millionen urfprünglirh rein deutfchen Bewohnern in abfeh-barer Zeit fprarhlich unferem Erbfeind angegliedert wir-d, dem die politifiHe Einverleibung mit Sicherhet folgen muß. Während Frank-reä) in jederr auch völkerrechtlich unerlaubten Weife heßt und fran-zöfiertr find wir amtlich völlig untätig. In den politifÖ fihon fran-zöfifcl) gewordenen Niederlanden müffen wir mehr denn 1 Million Volksgenoffen als unferm Stamme verloren buÖen,*) ohne freilich

*) Kurd von Strang. Das verwelfchte Deutfrhtum jenfeits der

die Hoffnung aufzugeben. daß es noch eine deutfche Revanche geben wird. die fein Vorrecht der Frauzofen ift.
Völlig unbeachtet ift ein Vorfall geblieben. der fich beim jüngften Kaiferbefuch in Brüffel crbgefpielt hat. Der belgifche König. der des Deutfchen und Vlämifchen völlig mächtig. deffen Gemahlin eine Wittelsbacherin ift. begrüßte den kaiferlichen Nachbar. der .doch das Mutterland des belgifchen Volkes vertritt. franzöfifch. während. dankenswerter Weife. der Kaifer deutfch antwortete. Auf dem Rathaus fprach jedoch auch er franzöfifch. da die belgifche Regierung eine deutfche Rede offenbar nicht wiinfchte. Schade. daß der hohe Herr nicht vlc'iinifch gefprochen hat. was bei feiner Sprachgewawdtheit wenigftens für die kurze Antwort wohl möglich gewefen wäre. Auf diefen Ausweg fin-d natürlich weder das Auswärtige Amt noch der deutfche Gefandte an Ort und Stelle gekommen. Leider verftehn wir ja alle *bloß in Schrift und weniger in Wort diefe niederdeutfche Mundart. ohne fie zu fprechen. Trotzdem war diefes Zugeftändn'is der franzöfifchen Antwort auf die franzöfifche Anfrrache des Bürgermeifters *der Vlamenftadt ein politifcher Fehler. zumal auf dem Rathaufe zuvor Varifer Gemeinderäte mit nationaliftifcher Gefinnung natürlich auch franzöfifch gefeiert worden waren. Die Rührigkeit der Franzofen ift nur anzuerkennen und befchämt uns doppelt. wenn wir unfrer nationalen Gleichgültigkeit und Verftändnislofigkeit gedenken.
Wir kennen unfre eigene Gefchichte nicht. während die Franzofen noch offen die Raubluft des Sonnenkönigs bezeugen und aus diefem nicht gerade freiheitlichen Gefühl kein Hehl machen. Bourbonen. Revolution. Napoleonen. Orleans und die dritte Republik find fich in diefer durchaus echt-en Empfindung fchrankenlofer Ausdehnungspolitik auf deutfche Koften gleich und einig. Wie fticht diefe Kraftäußerung von unfrer nationalen Schwäcblichkeit ab. die nicht daran denkt. den Frauzofen bei .den oft gebotenen Gelegenheiten den Raub des franzöfifch gebliebenen Lothringens und Flan-derns endlich wieder abzujagen. nachdem wir 1871 in Unkenntnis der Gefchichte fogar das elfäffifche Belfort mit dem Sundgau Frankreich gelaffen haben. Der Berluft Elfaß-Lothringens hat die Anftrengungen der

Weftmarken des Reichs. Berlin-Leipzig 1903. Lurkhardt. Zweite ergänzte Auflage.

Franzofen in Frankreich gefteigert. Jin einft deutfchen Lothringen
erftanden die fihlirnmften franzöfifrhen Chauviniften,
Noch kläglicher ift die Haltung Hollands, das beim beften Willen
iefncn rein uiederdeutfchen Charakter nicht verleugnen kann. Hier
herrfcht offene Engländer- und Franzofenfreundfchaft und bittere
Deutfchenfeindfchaft, obwohl das Mündungslan-d des Rheins von
feinem deutfchen Hinterland abhängt und Deutfchlands Macht allein
die englifche Aneignung der holländifchen Kolonien verhindern kann.
Bekanntlich waren Englands indifche Kolonien und das Kapland
hoflämdifcher Befiß. Das fchwache Holland konnte nicht einmal
Bor-neo halten- deffen Nor-dfirfte herrenlos wurde, Wir befeßten fie
nicht„ um das mißt'rauifche Toihterland nicht zu ängftigen, worauf
England *bedenkenlos zugriff, ein Voogefchmack des' Lofes von Hol-
ländifih-Indien - wenn Deutfchlankds Flotte es nicht fchirmt. Bei
unberhohlener Abneigung gegen das ielbftlofe und ftets hilfsbereite
Mutterland verließen fich in jüngfter Zeit die Nord- und Südnieder-
lande troß ihrer felbftmörderifchen Zuneigung zu den Weftmärhter
nicht nicht auf deren aufdringlich zur Schau getragene Freundfchafd
fondern fuchten fich gegenfeitig zu ftiißen- .was uns nur lieb fein kann
und fogar felbft aus eigener Kraft für ihre Sicherheit zu forget!, die
nur England *und Frankreich bedroht. Holland will endlich feine
Seezugänge *befeftigeni alfo gegen einen englifÖ-franz'o'fifchen Über:
fall gerüftet fein.
Der *deutfche Bundesftaat wiirde auf Verlangen ficherlich gern
diefe ihm einft entzogenen Tochterfiaaten unter Wahrung ihrer Selb-
ftändigkeit wieder in feinen Verband aufnehmen, wiihrend die Weft-
niiiclnc nur an die Unterdrückung diefer nationalen Unabhängigkeit
denken- um fich wie Frankreich, territori-al zu verftärken. oder, wie
England um Rhein-x Maas- und Scheldemündungen als Einfallä
toi-r der» Feftlandes zu beherrfclien. Wirtfchaftlich kann aber Deut-
lanr feine wiehtigften Flußmiindungen nicht dauernd in fremder
Hana laffen. Eine Befeßung durch die Weftmächte wäre der Krieg-?-
fall und wiirde einen Waffengang auf Leben und Tod veranlaffen.
Schon das gegenwärtige Verhältnis ift unleidliä), wenn fiir") die Eni-
pfindungen der Holländer und Belgier nicht iin-dern und endlich der
Franzöfierung Einhalt getan wird, ldie auch nach Holland übergreift.
In den vornehmen Kreifen *des Haag?- und Anifterdams wir-d fait aus-
iehließlich franzöfifih gefprochen. Die Schriftfprathe leidet ftark unter

der Fremdwörterfeurhe und ift durch entfchieden widerdeutßhen Soß-
bau fchon entartet. x
Die öffentliche Meinung des alten Mutterlandes muß fich über
diefe Verfchandelung »deutfchen Volksbodens auf deffen älteftem Ge-
biete klar werden und mit der Abwehr franzöfierender Beitrebungen
nicht zuriickhalten. da die amtliche Volitik leider verfagt. Glück-
licherweife haben wir einen Bundesgenoffen. der bei unfern deutfchen
Außenlanden eine große Rolle fpielt. *den Geldbeutel. Holland ift
von uns abhängig als Handelsdurwgangsland. während Belgien
gewerblich ebenfalls enge Beziehungen zu uns unterhält. Auf wirt-
fchaftlirhem Felde können wir daher einen hcilfamen Druck auf die
von uns' abhängigen Nachbarn ausüben. wenn fie die Stimme des
gemeinfamen Bluts niiht hören wollen, Die Sprache fpielt jedoch in
diefer Frage eine große Rolle. Wir müffen auf deutfchen oder
vlämifhPolländifÖen Verkehr dringen und bei uns felbft die Griin-
dung belgifcher Erwerbsgefellfchaften mit franzöfifcher Gefchäfts-
fprache nicht dulden. Ein Erlernen der fchönen niederde-utfchen Mund-
art der beiden Niederlande fchadet uns Hochdeutfchen auch nichts. zu-
mal fie dem Blatt ähnlich ift. Diefe Höflichkeit find wir den Vlamen
und auch Holländern. aber auch der Pflege aller Zweige unfrei:
Mutterfprache fchuldig. Der Weftfale derfteht jeden Stammes-
genoffen an der Scheide und Maas. Wir Hochdeutfchen gebrauchen
aber Franzöfifch als Verftändigungsfprache, Als alter Förderer der
plämifch-deutfchen Verbindung muß ich aber den Mangel an volk-
liiher Aufmerkfamkeit gerade auf deutfcher Seite beklagen. Andrei:-
feit. foll der nationale Volkswille auch die Reirhsregierung aus ihrer
höchft bequemen. wenig ftaatsweifen Zurückhaltung auffchemhen und
zu zielbewußter Bekämpfung der franzöfiichen Ausdehnungsperfuche
veranlaffen.
Die fozialiftifche Kundgebung in Vrüffel bei der Parlaments-
eröffnung »durch .den König bewies den gefährlichen Einfluß der fran-
zöfifrhen Nachbarin. der die franzöfifch gefinnten Sozialiften bewußt
oder abfichts'los voraribeiten. Als ein Vlame in feiner Mundart die
Königin horhleben ließ. fchrien ihn :die Schüler eines Blanc fran-
zöfifch nieder. Der Sozialiftenfiihrer. ein Vlame. rief freilich. daß
die pöbelhafte Aufführung nicht der Verfon des Königs' gelte; aber
vorher hatten die Genoffen das Staatsoberhaupt auf dem Ritt vom
Schloffe zum Parlament mit den Vapierfchnißeln eines Aufruf-Z be:

warfen_ Die Folgen der Anlehnung auch klerikaler Kreife an Frank-
reih dürften jetzt han-dgreiflih genug in die Erfheinung getreten
fein. Jahrhunderte lang waren gerade die Siidniederlande der aus-
gepliinderte Shauplaß französifher Kriegs: und Raubluft.*) Das
fhwache Königtum Belgiens' von Volkes Gnaden ift arg gefährdet-
und der königlihe Kaufmann und Lebemann auf dem Thron hat dem
glückliherweife ganz anders gearteten Nachfolger eine üble Erbfhaft
hinterlaffen, fo gefhickt auh die kongolefifhe Staatsgründung war.
Frankreich hat ein Vorkaufsreht auf diefe belgiihe Kolonie und
ift ihr afrikanifher Nachbar. Auch hier ift Teutfhland der ftarke
Schild des olämifhen Tohterlandes, das französifchen Lockungen fo
zugänglich war wie nur ldas' Mutterland in der Zeit feiner Zerriffen-
heit und Erniedrigung. Im ftarkbevölkerten Nordfrankreih- deffen
Departements Calais und Nord vlämifhen Bluts find und die be-
trähtlihften Kohlenlager des' Landes enthalten- alio die Grundlage
feiner fhweren Juduftrie bilden, wohnen außerdem fait 1 Million
Belgier als Werkfiihrer und Arbeiter, wie auh in der Literatur und
Breffe in Yaris Vlamen überall herbortreten. Das französifh ge-
bliebene Lothringen birgt die einzigen wertvollen Erzlager Frank-
reihs- alfo alles alter deutfher Reihs- und Volksbo-den, auf dem
fih das französifhe Großgewerbe mit Eifen und Kohle aufbaut.
Frankreich vermehrt fih lediglich durch die hoh und niederdeutfhe
Einwanderung. die eben aus Belgien ftammt. fonft wären fchon
Stillftand oder rihtiger Rückgang eingetreten.
Mit unferm eigenen Blut und den Bodenfhäßen des alten
Reichs' frifhen wir daher die fchwindende Kraft des Gegners auf.
Die Auseinanderfeßung ift noch niht abgefhloffen. da auh der leßte
Waffengang -die alte Schuld an Deutfhland niht beglichen hat. Ge-
fhihtsun-kunde und Befheidenheit haben nur einen Teil deutfhen
Eigens zurückgefordert und die deutfhen Außenlande an den Strom-
miiwdungen niht vor *der fortfhreitenden Berwelfhung und poli-

*) Gropengießer. Geiaminckte Blätter aus meinem Tornifter, Berlin 1910, Wiegand
Eigentlich ein friihes Kriegevuh eines tapferen Fiifiliers des Regiments 80. Der
Verfaffcr fhildert jedoch darin auh die Franzofenzeit im heimatlichen Thüringen
nach Jena- wo mit viehifhcr Mordlnit und emeinftet Raubfu t die granae [131'0'1
teilweife als Rheinbundsihiißerin gchanft hat, was wir in alfher Hunianitäts-
dufelei nicht vergcffen iollten. da diefe Auspliinderung uns bis zur Gegenwart
wieder arm geweiht hat. nachdem wtr die Nahwehen des 30-jährigen Krieges
gerade überwunden hatten.

tifrhen Vergewaltigung durch Frankreich gefichert. Der Erbfeind forgt
ja felbft durch feine unermüdliöhe Revaniheluft dafiir, daß fick) diefe
Wunde an unferm Volkskörper niiht fchließt. Der Entfiheidungs-
kampf ift nur aufgehoben- und die Kunft unfrer Diplomatie ift es*
ihn wie 1870 zu beftimmen. Freilich miiffen wir uns erft felbft dar-
über klar fein, was wir verloren und was wir zu fordern haben.
Diefe Erkenntnis ift bei uns' nur wenig verbreitet - auch in amt-
lichen Kreifen.
Der Verfaffungsentwurf fiir die Reichs-lande hat in der Voll-
.verfaminlung leider eine günftigere Aufnahme gefunden. als man
nach den Vreßftimmen vermuten durfte. Gerade die Nationallibe-
ralen ließen ihre gewiehtigen nationalen Bedenken fallen und be-
nutzten die a-blehnende Haltung der Konfervativen nicht um das
Zentrum kalt zu ftellen. Andrerfeits konnte der Vartikularismus
der Mittelftaaten auf feine Reiihsfreudigkeit geprüft werden. Das
grundlofe Gefihrei der Französ'linge von dem Untertanenlande
Elfaß:Lothringen ift leicht durch die Verleihung mehrerer Bundes-
ratsftimmcn zu entkräftent die aber der Kaifer fiihrt. Dies wollen
die Vreußenhaffer nicht. Über den harmlofen Vorfehlag fogar alt-
deutfcher Stimmen- den Statthalter damit zu betrauenf ift national-
politifil) und ftaatsreihtlirh iiberhaupt nicht zu reehten.
Widerfinnig ift die Lebensläuglichkeit des jeweiligen oberften
Stellvertreters des Kaifers. Jeder Beamte wird ftaatshaushalts-
mäßig dauernd angeftellt. Bedeutet dies aber, daß er wider feinen
Willen nicht entlaffen werden darf, fo ift es nationaler Selbftmord.
Bisher waren fa'mtliche Statthalter untauglich; der geiftreiibfte
Manteuffel. vielleiiht der gefährlichfte. Der gegenwärtige Träger
der Reichsgewalt hat fiel) weder als Offizier noch als Diplomat be-
währt, um dafiir auf den Statthalterpoften abgefehoben zu werden.
Er ift lediglich ein fiir fein Fortkommen gefihiekter Günftling. der
als' gänzlich faihunkundig durch folgenfchwere Liebenswiirdigkeit
feinen faiblichen Man-gel auszugleichen flieht. Fiir jeden Kenner der
Landesverwaltung ift »daher die Lebensläugliehkeit auf ihre Unftatt-
haftigkeit 'bereits nachgewiefen. Dazu ift der Voften völlig nußlos.
Ein Staatsfekretär geniigt. Trotzdem ziehe _ich die deutfche Bezeich-
nung fiir den Leiter des reichsländifcknn Minifteriums vor; Er-
fparnis mehr als' 250000 Mark, wovon 200 000 Mark allein auf

das Gehalt des nußlofen und bisher bloß fchc'iidlichen Statthalters
fallen. Der Verfaffer der Gefetzvorlage kennt eben Elfaß-Lothringen
nicht. Er ift amtlich nur Oftelbier gewefen. was verhängn'isvoll, wie*
fehr ich den Staatsfekreta'r Delbrück auch fonft frhäße.
Der Feldmarfämll Manteuffel hat kurze Zeit vor feinem Tode
feinem vortragenden Rate Jordan felbft bekannt, daß er feine Ver-
föhnungspolitik als gefcheitert betrachte. Letzterer hat es' mir felibft
erzählt. Troßdem wandelt fein ebenfalls militärifcher. alfo gänzlich
unerfahrener Nachfolger die gleiche Bahn. Die Beamtenfrhaft iii
frhon von -diefer Regierungsfchwäche angefteckt. wofür ein peinliche-s
Beifpiel der Bezirkspräfident von Lothringen liefert, der die Lor-
raine fportive aufgepiippelt hat. um fie dann auf Berliner Weifung
aufzulöfen. Als Gatte einer Franzöfin. liebt er deren Mutterfprache
auch amtlich zu pflegen. was überall in Deutfrhland möglich wäre.
nur nicht in der Weftmark. '
Um den Einfluß der Notabeln. der fchnell heraufgekoanmenen
Fabrikanten und Vaftetenbiicker zu brechen. wäre ich mit einem de-
mokratifchen Wahlrecht einverftanden. Aber die Sozialdemokratie
un'd das Zentrum. die rote und die fchwarze Internationale: find
die lachenden Erben. Daher erfcheint eine Verhältniswahl geboten.
Der Abbe Wetterle ift wohl das Mnfter des verwelfcheneden Volks-
hetzers. Eine erfte Kammer, die fich auf die dem franzöfißhen Bil-
dungsfchwindel huldigenden Notabeln ftützen muß. bildet keinerlei
Gegengewicht. verft'arkt bloß die echt deutfche Fremdenliebe der
Reichsländen denen unerhörter Weife die Regierung die fchmachvolle
Zeit der Fremdherrfrhaft, befonders aber die Zeit der beiden Na-
poleone. als mildern-den Umftand fiir ihre Fremdenfucht anrechnen
will. Wenn nur Frankreich diefes echte deutfche Kernland fo fchonend
behandelt hättet wie das Mutterland, das einfach da*: Bekenntnis
zum angeftammten Bolks'tum zu fordern hat! Wir miiffen mit diefer
wehlei'digen Milde endlich brechen. Die Elfa'ffer find die harte
Herrenfauft von ihren franzöfifrhen Gewalthabern gewohnt und ver-
tragen die ,weiche deutfche RegierungÖhand nicht mehr.
Der Prozeß gegen (die Drahtzieher und die Berfiihrten der Lor-
raine fportive hat gezeigt. daß wohl das Meßer Gericht die Würde
und Ehre der St-aatsgewalt zu wahren imftande ift. daß dagegen die
kaiferliche Regierung eine folrhe rückgratlofe Schwäche gezeigt hat.
daß die Säuberung des Meßer Bezirkspräfidiums »dringend geboten

ift. Der als Beamter unmögliche Geheime Regierungsrat Heiß ift
nicht der allein Schuldige. Statthalter und Vrüfident find ebenfo
unfähig zu ihrem Amt. diefen jugendlichen Schreiern und Gefeßes-
verächtern “die Strenge der geordneten deutfchen Verwaltung zu zei-
gen. Sie wiffen eben nicht. daß die feit Jahrhunderten der deutfchen
Bevölkerung aufgedrungene franzöfifche Sprache gar nicht deren
Mutterfprache ift. aber als Kampfmittel gegen die deutfche Herr-
fchaft gilt. Kirche und Schule müffen daher diefe Fremdfprache mit
allen Mitteln ausmerzen. Wir dürfen nicht dulden. daß eine fran-
zöfifch gefinnte Geiftlichkeit -deutfch fprechende Bauernjungen künftlich
zu äußern Franzofen macht. Die Schule darf nicht den Glauben auf-
kommen laffen. als ob deutfch bloß die wünfchenswerte Staatsfprache
fei. die dem Herzen der Kinder fernfteht. Sie ift die Mutterfprache.
deren fich auch ausfchließlich die Behörden zu bedienen haben. wie dies
auch das Melzer Gericht fo taktvoll und beftimmt getan hat'. während
der Bezirkspräfident -mit Vorliebe franzöfifch fpricht. Hier liegt die
Wurzel alles Übels. Die Sprache ift das Kennzeichen des uralten
deutfchen Volksbodens. der durch ein-e franzöfifche Gewaltherrfchaft
verwelfcht ift. Der Gegenfaß fü-ddeutfche Demokratie oder richtiger
franzöfifche wider ..preußifche Autokratie") find gleißnerifche. lüg-
nerifche Redensarten. ,mit .denen ehrgeizige Heger. mögen fie auch
Briefter und Iuftizräte fein. die harmlvfe Menge und die unkundige
Regierung täufchen. Nicht von Straßburg. fondern von Berlin aus
muß das' Land regiert werden.

*) Worüber auch Kuhlemanns politifche Erinnerungen (Berlin
1911 Kurtius) lehrreichen Auffchluß geben. die daher nicht nur
feinen nationalliberalen Gefinnungsgenoffen zur Lektüre empfohlen
werden können.

Erinnerungen eines hohen preußifchen
Beamten
Jm Jahre 1900 ift in Berliin mehr als 80 Jahre altf die
Exzellenz-Frau Flora von Vommer Efche geftorhen. Jhr Gatte-
Friedrich von Vommer Eiche, brachte es bis zum General-Steuer-
Direktor - übrigens ein Voftent der feither abgefrhafft wurde. Diefe
Funktionen erfüllt gegenwärtig der Finanzminifter. Friedrich von
Vommer Efche war wegen feiner ungewöhnlichen Fachkenntniffe
fehr gefchäßt und durfte fchon als Geheimer Regierungsrat viel bei
Hofe verkehren. Frau Flora zählte noch nicht 25 Jahre, als' ihr
Gatte Geheimrat wurde. Mit ihrer bezau'bernden Frifche war die
jünge Frau Regierungsrätin in den ein klein wenig als philiftrös
verfchrieenen Berliner Geheimratskreifen ein belebendes Element.
Frau Flora war eine brave, ordnungsliebende deutfche Frau-
fie führte über ihre kleinen Erlebniffe bei Hofe ein Tagebuä)y und
diefes hat die Tochter im Vorjahr als fchlankes Büchlein bei der
Hofbuchhandlung E. S. Mittler in Berlin erfcheinen laffen. Friedrich
von Vommer Efche ift im Jahre 1870 geftorben. Einer der Söhne-
Robert- ftarb 1898 als Wirklicher Geheimer Oberregierungs'rat und
Vrovinzial-Steuer-Direktor der Vrovinz Brandenburg. Er war un-
vermählt geblieben und fiihrte mit Mutter und Schwefter einen
gemeinfamen Haushalt. Aueh er war ordnungsliebend, fiihrte eben-
falls ein Tagebuch und diefes Tagebuch hat die Schwefter vor kurzem
bei der Hofbuchhandlung Karl Siegismund in Berlin heraus-
gegeben.*)
Zu den Werken, die einen Beitrag zu den politifchen Jntimita'ten
jener großen Zeit bilden, gehört das Tagebmh Roberts von Vommer
Efche n icht, EZ' läßt uns merkwürdigerweife auch große wirtfchaft-
liche Zufammenhänge nicht ahnen, und wir vermiffen in diefen Er-
innerungen vor allem eine Betrachtung der Gründerjahre, wie man
fie gerade von dem Steuergewaltigen der Provinz Brandenburg
erwarten darf. Wenn Robert von Vommer Efche zu Haufe die»
Feder zur Hand nahm, um feine Tages- und Abenderlebniffe zu
fkizzieren, dann hatte er eben den hohen Beamten mit dem Bürorock
*l Catharina von Vommer-C-fche, AuB dem Tagebuch meines Bruderß.

zugleich abgelegt. und fo fpiegeln fich in den mehr als 250 Druckfeiten
umfaffenden Band faft nur gefellfchaftliche Ereigniffe wieder. Der
gefellfchaftliche Verkehr im Salon der Mutter wurde von 1862 an in
der Tat immer größer. und man mußte fogar einen eigenen Kalender
über die Daten der Diners und Soirees führen. Bei befondern
Anläffen erfchi-en auch Bismarck im Haufe. und Moltke ging bis in
die leßten Tage ein und aus.
Auf einer feiner ungezählten Reifen fah Robert von Vomcner
Efche aus der Nähe den Fürften.Gortfchakoff. nahm aber merk-
würdigerweife die fich einem fo hohen Beamten leicht darbietende
Gelegenheit nicht wahr. den intereffanten ruffifchen Staatsmann
kennen zu lernen. Er fchreibt bon ihm: ..Im Grand Hotel Ouchh
lebte er. mit einem recht wüften Getriebe um fich her. Er hatte eine
große Suite bon Zimmern und lebte. 'wie eben ein ruffifcher Fürft
lebt. Verfchiedene Damen zweideutigfter Art umgaben ihn. und
abends konnte man die ganze Gefellfchaft rauchend und Champagner
trinkend im Vark des" Hotels fißen fehen. Wir fahen uns das nur
aus der Vogelperfpektipe an. denn »ich wollte mich auf einen Verkehr
mit dem Fürften gar nicht einlaffen. der übrigens. wie es allen
ruffifchen Diplomaten eigentümliäf. äußerlich außerordentlich liebens-
würdig ift, Ich halte es aber rnit unferm Feinde Napoleon. der
treffend fagte: „Starte-.2 le ru88e: er 70118 twin-eier ie veredelt.“
Eine ebenfo unpolitifche Natur wie Robert von Vommer Efche
war Graf Philipp von Eulenburg. der nachmal-ige deutfche Bot-
fchafter in Wien. das gefürftete Opfer der Skandalaffäre. die bis
heute ihren gerichtlichen Abfchluß nicht gefunden hat, Nach allem.
was man fpäter erfahren hat. fcheint ihm Robert von Vommer Efche
nicht ganz unrecht getan zu haben. wenn er von ihm fchrecibt: ..In
Rinkefta*) war ein befonders gern gefehener Gaft der Verlobte
von Ellen Bohnftedts befter Freundin aus Stockholm. der Gräfin
Augufta Sandels. Sie war die einzige Tochter der Witwe Gräfin
Sandels. Der Bräutigam hieß Graf Vhilipp Eulenburg. der aber
nic anders genannt wurde als ..Der fchöne Vhili“. Im großen
Saale von Schloß Rinkefta ftand ein prächtiger Flügel. und oft ließ
der mufikalifche Graf feine Hände über die Taften gleiten. um
Näckens Volska. die fchwedifche Nationalhymne. erklingen zu laffen
oder auch nordifche Melodien. Bardengefänge. herborzuzaubern.
Man war in Exftafe. wenn er fpielte. Auf Rinkefta war es zwifchen
der Gräfin Augufta und dem fchönen Vhili zur Verlobung gekommen.
Wir konnten uns an der Schwärmerei für den Grafen nicht be-
teiligen. er fchien der Mutter zu wenig männlich. hatte nach ihrem
Sinn etwas entfchieden Weichliches an fich. Er rafpelte ihr zu viel
Süßholz. trug einen ganz graden Scheitel. und der Schwung feines

*> einem fchwedifchen Landgut

Hanns Sprunfg:
_,-l-.Ue '_-
Selbftbildnis* im KoftÃ¼m

.du
er.
ke.-
,.

Haars war fo künftlich hergeftellt. wie bei einem ganz glatt ge-
ftriegelten Pferd. Das Haar glänzte und duftete von einem feinen
Parfüm durchs ganze Zimmer. Seine Unterhaltung war reines
Zuckerwaffer. das Brautpaar war aber felig. Man durfte den guten
Bohnftedts ihr Entzücken nicht ftören. fie glaubten vor allem. die
Grafen von Eulenburg wären eins der uraltadligen Gefchlechter.
und wir ließen fie natiirlich bei dem Glauben. Was f-agt doch unfer
großer Bismarck darüber? Er meinte. das Eulengebirge (beim
Zopten in Schlefien) rangiere unter die Höhenziige. die man nicht
anders bezeichnen könne. denn als einfache niedrige Hügel. Deffen-
ungeachtet wäre es nicht ausgefchloffen. daß fich darunter auch einmal
ein Haupt in größere Höhe recken könne. So war ja auch der
Minifter des Innern von größerm Format. Sonft ein großer Hage-
ftolz nach außen. war er den Eingeweihten als ein Verehrer der
allerliebften Pauline Lucca bekannt. Bismarck hat fchon behauptet.
daß andre Fähigkeiten als zur Mufik in Phili nicht fteckten, So
herrlich fie nun für einen Diplomaten als Zugabe ift. die Mufik
allein macht es nicht.
Die Mutter des' Provinzial-Steuer-Direktors durfte fich eine
Freundin des Kaifers Friedrich nennen. und fo konnte Robert von
Pommer Efche mancherlei erfahren. was andern Sterblichen nicht zu-
gänglich ift. Dennoch erhebt fich feine Betrachtung eines großen
Ereigniffes. die Verheiratung Wilhelms ll. mit der Prinzeffin von
Schleswig-Halftein. kaum iiber das Niveau der Betrachtung eines
intereffanten Gefellfchaftsfalls'. wenn er fchreibt: Diefe Heirat
unferes künftigen Kaifers ift das eigenfte Verdienft und Werk des
eifernen Kanzlers gewefen. Seiner klugen Politik. feiner Vater-
landsliebe und feinem prophetifchen Geift war es klar. daß das
englifche Blut. das englifche Shftem fiir unfer Herrfcherhaus viele
Gefahren in fich birgt. daß es fiir die kommende Generation ein
brennendes Bedürfnis wäre. wieder reines deutfches Blut zu ge-
winnen. Und die Prinzeffin von ..SÖleswig-Holftein. ftammver-
wan-dt“. wie es im alten fchönen Lied heißt. ift echt deutfch. Sie ift
in Primkenau in Einfachheit groß geworden. Das war fchon das
Rechte. Bismarck nahm fich ja nie ein Blatt vor den Mund, Er
war nicht gut zu fprechen auf die Kronprinzeffin Viktoria - trotz
aller Hochachtung vor ihrer Bildung und ihrem reichen Wiffen. Er
hat fich nicht geni-ert. einmal zu fagen. fie habe wohl deutfche Kinder.
aber kein deutfches Herz. Er ftand auch perfönlich gar nicht gut
mit ihr. Es gab verfchiedene Störungen im Königlichen Palais -
eben wegen des englifchen Empfindens -. aber der treffliche. unfag-
bar güti-ge Kronprinz ließ feine Frau gewähren. um Ruhe und
Frieden zu haben. Sie konnte furchtbar heftig fein. wenn etwas
gegen ihren Willen gefchah. fie zeigte fich aber bezaubernd liebens-
wiirdig. wenn alles nach ihrem Wunfch ging. Sie war in kleinen

Dingen eine echte Engländerin. zum Beifpie(liebte fie leidenfchaftiich
die Zugluft - fo fehr. daß man fich im kronprinzlichen Valais
m-indeftens einen Schnupfen. wenn nicht fchlimmere Erkältung holte.
Alle Fenfter waren weit aufgeriffen - beim kühlften Wetter.
Mutter wußte das* fchon und drapierte vorfichtshalber das bei Hofe
vorgefchriebene Decollete immer mit Spitzen oder Tüll. Kaiferin
Augufta war iiber die geradezu fibirifche Kälte bei den kronprinz-
lichen Herrfchaften verftimmt und kam faft nie hin. Bei ihr war es
immer fchön warm. Darüber dachte wieder die Kronprinzefiin
fchlecht. und fie äußerte eines Tags entfchieden. folche Treibhausluft
vertrage fie nicht. könne fie nicht leiden. -
Einige Zeit war der Dichter Herr von Butliv Haushofmeifter am
kronprinzlichen Hofe. ein ebenfo charmanter Menfch wie feine Frau.
Man-hen Zug der Kronprinzeffin lernte Mutter ganz privatim durch
ihn kennen: gar manches. was hinter den Kuliffen paffiert ift. Die
engl-ifchen Neigungen für die Erziehung der Kinder. für die Be-
reitung der Spreifen. Der Dichter von ..Was fich der Wald erzählt“
war eine fo ehrliche. biedere Natur. daß er hauptfächlich wegen der
..Anglomanie" nicht allzulange aushielt.
Eine ganz andre Verfönlichkeit. die fich aalglatt in die Verhält-
niffe zu finden weiß. ift Herr von Rormann. Er und feine Gattin
nehmen die Dinge. wie fie find. und wenden fich danach. Wenns die
hohen Herrfchaften allein wären. wenn man mit ihnen immer direkt
zu verkehren hätten. ginge es noch - aber man weiß ja. wie viele
andre Dinge dazwifchen liegen. wie felten in diefen Sphären der
fchnurgerade Weg eingefchlagen wird. Das Ehepaar von Normann
fteht fehr freundfchaftlich_zu Mutter. und fie hat viel Segen ft-iften
können durch das „Sprachrohr“ v. Normann. das der Kronprinz fehr
gern hat: manche Unterftüßung eines armen Invaliden kam dabei
heraus. manche Beförderung ehrenwerter Leute im Amt. die lange
ungerecht zurückgefeizt waren. Herr v. Rormann gilt fonft für einen
Fuchs. fiir das. was Fritz Reuter ..Sluusuhr“ nennt. Jedenfalls
berfteht er es'. fich nach je der Windrichtung zu drehen. Für Mutter
aber war er immer hilfreich.“
Von dem Staatsminifter Bötticher berichtet er: ..Da fällt mir
ein. was doch die hohen Stellungen neben ihren Lichtfeiten auch für
fchlimme Schattenfeiten haben. Das empfindet mein guter Freund
Bötticher. der Staatsmiuifter. recht fehr. Zuerft die heikle Gefchichie
mit dem Welfenfonds. lieber: Schwamm drüber. Dann das Gefeß
mit den Invaliden-Marken. worüber viel räfonniert wird. Mir ge-
fällt die Zilebefache auch nicht. und meinem guten Bötticher hat fie
den Spitznamen ..Der Klebeminifter“ eingetragen. Er ift ein präch-
tiger Kerl. und der arme Mann hat viel unter Redereien zu leiden.
c'Daran hat die hübfche Gattin. fein Sophiechen. fchuld. Ihre Hof-
toiletten. die Fefte. der ganze Haushalt mit den vielen Kindern koften

enorme Summen. Sophiechen ift wie ein junges Mädchen - eine
geborene Berg aus Stralfund. ihre Herkunft ift alfo nicht gerade
berühmtt aber fie hatte ein hübfches .Lärvchen und auch ein wenig
Geld vom Vater- aber im Laufe der Jahre wurde es immer knapper-
troß des Miniftergehalts reichte es nicht, und fo entftanden peinliche
Situationen. Freilich fanden fich hilfreiche Freunde, insbefoudere
Graf Douglas der fogenannte Kaligraf.
Acht was gibt es doch für fonderbare Käuze in der Welt! Graf
Douglas ift neuerdings erft gegraft worden. Sein Reichtum ftammt
aus den Kalibergwerken in Llfchersleben. Er hat natürlich keine
Ahnen, möchte fich aber für fein Leben gern welche anfchaffen. Des-
halb rnacht er gerade eine Reife nach der Heimat des alten fchottifchen
Grafen Archibald Douglas. wird dort nach alten Douglas-Ahnen-
bildern herumftöbern. und für fchweres Geld wird es ihm fchon ge-
lingen! fich alte Ahnen aus Kunfttrödelhandlungen zufammenzu-
fchaffen. Er muß erft eine Douglas-Llhnen-Galerie auf einem feiner
Schlöffer haben. die Bilder werden dann in Vrunkrahmen gefteckt,
dariiber kommt feine neunkugelige Krone, darunter der Name des
Grafen foundfo. und die Sache ift allrigiit. Ach, wenn man aber
den Grafen Douglas fieht! Vornehmheit läßt fich nicht kaufen, fo
groß auch die Macht des Geldes ift. Jedenfalls läuft halo Berlin
zu feinen üppigen fx'iners. Die Gräfin. auch nur bürgerlicher Her-
kunft. hat viel Charme - ich trau ihr freilich nicht ganz, fie kommt
mir wie ein Käßchen vor. das wunderlieh, famtweich ift. gegebenen-
falls aber auch gehörig kratzen kann. Zwifchen Bötticher-Z und
Douglas herrfcht die allerinnigfte Freundfchaft. Gräfin Douglas
hat Bötticher außerordentlich gernf faft möchte ich behauptein daß
ein bischen Liebe dabei ift! wüßte ich nicht. wie lieb und gut Bötticher
zu feinem Sophiechen ift. Bötticher ift einer der reizendften Menfcheiu
die ich kenne. Darüber kann nur eine Stimme herrfchen. Eine
andre Heirat wäre fein Glück gewefen- ich weiß auch, daß feine erfte
Liebe einer edeln und ebenfo hochftehenden wie bedeutnden Dame
galt. Wir waren in Stralfund fehr viel zufammen und hatten ein-
ander wahohaft lieb. - So fehr Bötticher auch hofiert wird. er be-
wahrt feinen Freunden die Treue und ift der alte geblieben. Am
nettften find feine ganz kleinen gemütlichen Abende, wenn er Fritz
Reuter vorlieft, .was er vortrefflich verfteht - mit dem richtigen
plattdeutfchen Tonfall und einer glänzenden Ausfprache."
Ju dem Bande finden fich auch Erinnerung-en an gefellfchaftliche
Beziehungen zur Vrinzeffin Friedrich Earl. zum Grafen und zur
Gräfin Walderfee, desgleichen zu Jofeph und Amalie Joachim. zu
Adolf Menzelt dem Burgtheaterdirektor Dingelftädt und feiner
Gatt-inf der berühmten Sängerin, den Miniftern Rudolf Delbrück.
Eampha-ufen und vielen andern.

So ift das Buch geeignet. uns große. mittlere und insbefondere
kleine Geftalten aus den letzten Jahrzehnten preußifcher Gefchichte
vertrauter zu machen. Menfchen mit klein en privaten Wiinfchen
und Hoffnungen.
Ur. Ernft Friedegg.
Frauen.
Es war alles fo traumhaft in uns.
Nun find wir erwacht.
Es war alles fo ftill und verweht
Und doch fröhlich. wenn wir gelacht.
Wir warfen das Tän-delgetvand
Längft achtlos bei Seit'.
Wir ftreben und lernen und leben
Bewußt und ftolz. Doch von Zeit
Zu Zeit - ganz felten und ftill -
Wird unfer Auge umfäumt -
Wir geftatten die Klage nicht
Um den Traum. den wir verträumt.
Miriam Ef.

Karl Bleibtreu:
Das Weib im Leben Goethes und Bhrons
Ich habe hier vor kurzem verfuht. am Beifpiel Friedrihs des
Großen und Napoleons *den Beweis zu fiihren, daß das Genie bei
Frauen wenig Verftändnis findet. Um den Beweis zu vervoll-
ftändigen, möhte ih mih heute den zwei größten Sh'opfern modernen
Geiftes zuwendent deren Liebesleben wir genau fo gut kennen, wie
das Napoleons und Friedrichs des Großen. nämlih dem Verhältnis-
Goethes und Bhrons zum Weihe.
Beide erfreuten fih befonderer äußerer Vorzüge. Bei Goethe
fheinen fih die bekannten Herzensleidenfhaften feines fpäteren
Lebens' (Minna Herzlieb. Ulrike v. Leveßow) auf Vlatonifhes be-
fhränkt zu haben. *die feiner Jugend höhftwahrfhe-inlih auh. Denn
für den intimeren Verkehr mit Friderike ift ein Beweis niht er-
bracht worden. und die Werther-Erfindung für Lotte Keftner blieb
erotifh auf gehöriger Diftanz. Bleibt alfo nur fein Verhältnis fiir
die alternde Vrerieufe. Frau v. Stein, Mutter zahlreiher Kindery
die fih in einigen wenigen Fällen ihm erotifh hingegeben zu haben
iheint. Von wahrer Liebe kann hier gewiß niht die Rede fein.
Denn das' bösartige felbftifhe Verhalten der vornehmen Dame, fo-
bald Goethe fih aus dem unnatiirlihen Halb-Verhältnis losmahte
und der trauten Vulpius zuwandte. zeugt von recht geringer Be-
teiligung ihrer fchönen Seele an dem Glück. einen Goethe lieben zu
dürfen. Unter allen Frauen. mit denen Goethe zu tun hatte. er-
fheint dem Unbefangenen Chriftine als die menfhlih wertvollfte.
Eine urgefunde, kreuzbrave. dem gewaltigen Liebhaber und Gatten
verehrungsvoll hingegebene Natur voll eigentiimliher weibliher Klug-
heit. Das Staunen. warum große Männer fih „einfache“ Genoffinnen
wählen, beruht auf naiver Verkennung der feeliihen Unterfhiede von
Mann und Weib. Das. was beim männlihen Geifte als hervor-
ragend auftritt, wäre beim Weihe Unnaturf und die nah angebliher
Genialität ftrebende Emanzipierte bietet das äußerfte Gegenteil
deffen. was beim Weihe genial genannt werden könnt-e, Der Sah-
in Herzensdingen fei das' Weib ein Genie, der Mann nur ein Talent-
gibt hier eine gute Ahnung der Wahrheit. Die ungebildete Frau

Ilja, über die jede moderne Bildungsbeftreberin die Nate rümpfen
müßte, braucht eben nicht felbft den Fauft zu fihreiben. doch fie
vermag den Fauftfchöpfer unter ihrem Herzen zu tragen. Desgleichen
vermag die hübfihe robufte Chriftine mit dem Herzen ihren Mahadö
zu erfaffen und ihm zwar keine „himmlifehen", aber irdifche Rofen
ins Leben zu flechten. hierdurch fein Genie pflegend und fo ein Ver-
dienft um die Menfchheit erwerbend. Und doeh. fo weit wir hier
gehen. wer möchte behaupten. daß feine Frau und fogar feine Mutter
einen auch nur annähernd richtigen Begriff von der einzigartigen
Größe diefes Menfchen hatten! Sie begriffen ihn fozufagen menfch-
lich als Berfönliihkeit. und das ift viel; doä) in diefem Sinne hat ja
fogar Jofefine. in ihrer Weife auch nur eine ariftokratifthe Vulpius
anderer Art, ihren feltfamen Llnbeter Bonaparte intuitiv erfaßt. wo-
von ihr merkwürdiger Brief an eine Freundin zeugt. Überhaupt darf
man die Geringfchäßung einer Stael und Remufat für die ungebildete
Befehränktheit diefer Kreolin nicht wörtlich nehment wie das all e- >
mein gefchieht und womit man mittelbar auih den Großen, der li'ie
liebte herabfeßt. Man weiß jat was man von Urteilen der Frauen
über andre zu halten hat, und nun gar eiferfüchtiger Frauen. „Ach,
' ieh habe ihn zu fehr geliebt, um ihn nicht haffen zu lernen/' bekennt
die Remufat. und .die Aufdringliehkeit der dicken Stadl fchlug nur
nach verfehmähtem erotifihem Llnerbieten in lebenslange „ideale"
Feindfihaft gegen den „Tyrannen" um. Bah. die wahre Liebe .ift das
nicht! Wenn Napoleon diefe Damen. die feine Egeria fein wollten.
fich fernhielt- fo hat er doch wenigftens der Remufat und ihrer ganzen
Familie viel Huld bewiefen. Wäre alfo an ihrer „Liebe" oder
Bewunderung etwas Olnftändiges gewefen, fo hätte nicht Groll ver-
fchmähter Erotik fich in gehäffiger Medifance äußern können. wie im
Klatfihbuih der Remufat und in den Jnvektiven der Sta'e'l, mit der
Napoleon übrigens lange große Geduld hatte, Kurz, wo immer man
die Frauen Napoleon fich nähern fieht -* von einer unbekannten
Geliebten „Madame X" wiffen wir nur. daß Taine in feinem
Napoleonpamphlet fich auf deren unpublizierte Memoiren beruft -.
erfcheinen fie im übelften Lichte. Haffen oder auch verraten konnten
ihn die Männer (faft durchweg die unanftändigen). aber nie be-
'kundeten fie eine folihe Refpekt- und Vietätlofigkeit wie die Wei-ber.
die ihn teils verrieten. teils aus brutalftem Egoismus als' „Egoiftenf
verleumdeten. Man lefe die Memoiren des Staatsrats Vasauier,
eines Llntibonapartiften. oder des' Generals Fon. eines Republi-
kaners: mit weleher freimütigen Bewunderung fie trotzdem des Ge-
ftürzten gedenken. Das Köftlichfte leiftete übrigens Frau Berna-
dotte, fißengebliebene Braut des Hauptmanns Bonaparte. die ihrer
Herzenskränkung. eine folohe Karriere verfehlt zu haben. in Stiche-
leien auf -die „Alte" (Jofefine) und vor allem in ununterb'roihenen
Intrigen gegen ihren einftigen „Geliebten" Luft machte, während

Napoleon aus Rückficht auf fie den perfiden unfähigen Bernadotte
protegierte und wiederholt fchonte.
Nun kommen wir zu dem Geniale-n. dem man einen frag-
würdigen Nimbus von Donjuanerie und Frauenbezwingung ange-
dichtet hat. weil die männliche Phantafie - und nur diefe wird ja
mit Druckerfchwärze propagiert - es' fich nicht anders denken konnte.
Schön wie ein Traum. vornehm nach Geburt und Haltung. welt-
beriihmt. obendrein vom Zauber des Rätfelhaften. Geheimnisvoll-
Dämonifchen umgeben. ein Genie befonderer Art. ein infpirierter
Apollo. zugleich ein Sänger und ein Held - wir müffen die Frauen
dem Dichterlord Bhron zu Füßen gelegen haben! So denkt der
Mann. der naiv das Weib nach einer mehr oder mjnder idealen
Schablone beurteilt und meint. der Poet an und für fich iei fchon
ein Frauenidol. Welcher Irrtum. den die Beographien init aller
Dichter und Künftler Lügen ftrafen! Man denke nur an Dante.
Milton ufw.
..Diefes blaffe Geficht ift mein Schickfal!" wird als thpifcher
Ausruf britifcher Ladies beim Anblick Bhrons zitiert. Welche Über-
treibung! So rief eben bloß die exaltierte Ladh Lamb. die gleich
zeitig nach der erften Begegnung mit Byron das Berdikt abgab:
..Schlechd verrückt und gefährlich". was freilich auf fie felbft vor-
züglich vaßte. jedoch dem von Grund aus' edeln Dichterlord gegen-
iiber an den Spruch mahnt: ..Du gleichft dem Geift. den du begreifft.
nicht mir.“ Diefe erprobte Ehebrecherin verfolgte den Schönen mit
ihrer finnlichen Leidenfchaft. bis er fie ganz durchfchante. und ihr den
Lanfpaß gab. worauf fie einen infamen Schmähroman ..Glenarvon"
losließ und ihn als Satan fchilderte - wohlgemerkt gefahrlos. nach
dem Ehefcheidungsfkandal. wobei 'die abgefchüttelte Mätreffe natiirl ich
ihre Kufine. Lady Bhron. als Märthrerin anfchmeichelte. Dies
wäre Nummer Eins. wo aber fteckt Nummer Zwei in der Leporello-
lifte des gefeierten Salonlöwen? Mühfamfter Forfchung gelang
nicht. anch nur ein zweites Verhältnis' Bhrons in London aufzu-
ftöbern. Auch während der Haroldfahrt blieb es bei rein platoni-
fchen Beziehungen. und der geniale engelfchöne Jüngling hinterließ
nirgends tiefere Spuren in Frauenherzen. Um gleich vorzugreifen:
fein fpäteres angebliches Lafterleben in Venedig befchriinkt fich auf
eine ganz kurze Periode und zwei Fornarinas. die ihn mit derfelben
fchmußigen Glut begliickten. wie fie ein beliebiger anderer Fo-
reftiere genoffen hätte. befonders wenn er reich und fchön war. Außer-
dem befchenkte ihn noch eine liederliche englifche Miß. Schwägerin
Shellehs. in Genf mit einer natürlichen Tochter Allegra. eine hiibfche.
'aber ganz gewöhnliche Perfon. die fich geradefogut eine-m andern
Lord an *den Hals geworfen hätte. Die grüne Jugendefelei vor der
Haroldfahrt. von deren Aus'fchweifung man geheimnisvoll munkelte.
das ift nun zum Entzücken gar! Der ..Harem" Junk-er Harolds

fchrumpft höchft monogamifch auf eine einzige (fonft unbekannte)
Verfon ein. und das Wort monogamifch gewinnt hierbei noch einen
ominöfen Wörtlichkeitsfinn. wenn unfere eigene Theorie darüber
ftimmt. Diefe Unbekannte. welche den jungen Lord in Männer-
kleidern zu begleiten pflegte (der Rage in Lara) und von ihm
wegen ihrer verbliiffenden Ähnlichkeit als Bruder ausgegeben wurde
(..Sie glich von Antlitz mir. von Haar. von Auge. in allem felbft
bis zu der Stimme Ton war fie mir ähnlich“. heißt es im Manfred.
deffen wahren geheimnisvollen Untergrund man fo gröblich als
dichterifches' Inzeftbekenntnis mißdeutet hat). fpielt neben Lady
Bhron und Therefa Guiccioli die einzige nennenswerte Rolle feines
fo überaus fpärlichen Liebeslebens. ‚Ein fchönes Mädchen unteren
Standes. die fich in ihn aus der Ferne verliebte und ihn in London
um „Rat“ anging. ob fie zur Bühne gehen folle. erhielt von ihm die
nobelfte Hilfe. aber nicht den kleinften erotifchen Brofamen. Die
Damen des Highlife aber. *die ihn begönuerten. wie die fchöne Gräfin
Yerfeh. ließen fich nicht täufchen. Sie fchienen inftinktiv zu folgern:
das ift ein Wefen höherer Art. aber kein Mann im landläufigen
Sinne. und nur richtige Männer taugen für weibliche Bediirfn'ii *'
Diefe Auffaffung ftimmt auch ganz mit der unglücklichen Iugend-
liebe Bhrons' zufammen. als er feine Angebetete (Mart) Ehaworth)
verächtlich lachen hörte: ..Glaubft du denn. ich mache mir was aus
dem lahmen Inngen?l“ In der Tat fcheint Bhrons Lahmheit den
Weibern wichtiger gewefen zu fein. als fein Antliß. das fpirituell
fchönfte. das man wohl je auf Erden fah. felbft fo kühle Beobachter
wie Walter Scott zur Begeifterung entflammend (..Nie entiprach
jemand fo fehr dem Bilde. das man fich von einem infpirierten
Dichtergotte macht.“) Nun fchildert zwar die Gräfin Guiccioli in
ihren ..Erinnerungen an Byron“ den bezaubernden Eindruck. den
fie empfing. als fie ihn zum erften Male erblickte. Auch polierte fie*
nach dem Tode ihres Abgotts als feine wahre Witwe, Allein. fo
rührend der Bhronkult-us ihres Buches wirkt. wiffen wir doch heute.
daß der romantifche Nimbus. mit dem man dies fünfjährige Ver-
hältnis umwob. auf Illufion beruht. Bhron war fich über die Ober-
flächlichkeit und geiftige Unbedeutendheit feiner it-alienifchen Ge-
liebten völlig klar. und wie wenig fich zuletzt feine Gedanken mit ihr
befchäftigten. zeigt fein gleichgültiges Schweigen in Miffolunghi. wo
in der Sterbeftunde nur der Name feiner wirklichen Gattin auf feinen
Lippen fchwebte. Wer aber Bhrons Edelfinn kennt. ahnt zur Ge-
nüge. daß er von der Tiefe ihrer Liebe recht geringe Begriffe hatte.
und fieh da. wir fehen diefe Dichtergeliebte nicht anders' handeln als
die Napoleongeliebten. Die fo fentimental Vofier-ende heiratete
fpäter einen franzöfifchen Marquis. der fie feierlich unter Freunden
vorzuftellen pflegte: ..Wu femme, uncienne main-288e (16 [10ml
Zz'ron.“ So bleibt unfer Suchen nach einem Weihe. das einigermaßen

tiefere Empfindung für ihn nährt-e, feltf-amerweife auf jene be-
fhränktf die ihm angeblih das fhlimmfte Leid antat. Es muß arg
um Bhrons Liebesleben beftellt fein, wenn wir feine gefhiedene Frau
als die einzige erahten. die ein Verftändnis für die Größe des
Mannes hatte. Jh mag hier niht meine mehrfach verfohtene
Enthüllungs-Theorie erörternt wonach d-ie unglückliche Ladh Bhron
völlig in ihrem Rechte war. nur aus gänzlich anderen Griinden, als
die klatfhhafte Welt ahnte. Nach meiner Meinung hat nc'imlih
Byron jene Unbekannte feiner Jugendperiode geheiratet aus reinem
Edelmut. hielt fie für geftorben während feiner Haroldfahrt (Lieder-
chklus „Am Thhrza") und wurde erft fpäter nah feiner Verheiratun
unfanft aus diefem Traum geweckt. Die näheren Umftände* wie un
wann Ladh Bhron davon Knde erhielt und wann er felbft - wohl*
erft nah der Scheidung -, entziehen fih unferem Wiffen. Jedenfalls
erfcheinen beide Frauen in wenig idealem Lihte. Wenn die erfte
fih für tot ausgegeben hatte, durfte fie fih niht plötzlih fpäter
wieder mit ihrem legitimen Kinde melden; wenn die zweite auh
tief empört fein mohtef fih fo als Mutter eines illegitimen Bigamie-
Kindes zu fühlen, fo wußte fie doh zweifellos; daß Bhron nicht
wiffentlih diefe Shuld auf fih lud. Die ftrenge Härte ihres Vor-
gehens, das tödliche Schweigen über ihren Sheidungsgrund. das den
noch nichts ahnenden Gatten zur Verzweiflung brachte. das ge-
fliffentlihe Unwiderfprohenlaffen der infamften Jnzeftverleumdung,
deren Ungrund fie kannte und deshalb mit Bhrous verleumdeter
Halbfchwefter ftets in engfter Freundfhaft verblieb. das noh an
ihrem Lebensende verübte Berfteckenfpiel init der Beecher-Stowe.
deren zudringlihes Ausfragen fie 'durch zweideutiges Ausweichen in-
direkt zu keckften Shliiffen verleitete - das alles ift wenig fchön.
Dagegen dürfte ftimment daß fie vom „göttlichen Genius ihres ver-
ewigten Gatten“ ftets' in Ausdrücken liebevoller Bewunderung fprah.
Alle legendären Anekdoten des Gegenteils find erlogener Klatfch, wie
fie überhaupt eine hohgebildete und felbft poetifh veranlagte Verfon
gewefen ift. Und wenn man erfährt. daß fie feinem Andenken un-
verbrühlich treu blieb, obfhon fie niht einmal ein volles Jahr mit
ihm zufammengelebt hatte und ihr langes Leben fortan großen
Wohltätigkeitswerken widmete hochbetagt immer noh als „Ladn
Bhron" ihre Tage befchließend, fo erfheint fie uns unter allen
Frauen, die mit Genies enge Verbindung hatten, noh als die achtung-
wertefte. Trotzdem aberf welher »Mangel an Ehrfurcht, an wahrem
Berftändnis. an felbftlofer Aufopferung für ein höheres Wefen! So
fehen wir ftets dasfelbe Shaufpiel: entweder völlige's naives Unver-
ftändnis fiir die Bedeutung *des genialen Menfhen oder eine bis zu
fhamlofer Untreue gefteigerte Vietätlofigkeitt die im Genie nur den
Mann fiehtt und zwar einen fexual niht verlockendeu- fogar innerlich
abftoßenden. Weil das Genie notwendigerweife in einer höheren

Sphäre lebt und immer Sachliches (Begrifflich-Gedankliches) erftrebt. fieht das' ganz im Verfönlichen aufgehende Weib ihm _fremd gegeniiber.
Wir leugnen freilich nicht. daß fich auch Ausnahmen von der Regel finden können. wo die Frauen für einen Genialen fofort Shnipathie empfinden und fogar rührende Hingebung entfalten. Bei derlei hochzuverehrenden AusnahmeerfGeinungen wird jedoch klar werden. daß dann gewiffc Nebeninftinkte des Weibes fich auslöfen. pvr allem der Mutterinftiukt. das Bemuttern eines Unpraktifchen oder Verkannten. eine unfexuelle Zuneigung für Güte und Gemütsweichheit. wie fie hier und da dem genialen Intellekt iich paart. Immer aber ift es dann die menfchliche Verfönlichkeit. an die fich folche Frauenliebe knüpft. So begriff die dicke Mathilde nie. daß ihr Henrh Heine ein berühmter großer Mann. fondern nur. daß er „gut" fei. Man darf fich alfo durch fcheinbare Ausnahmen nicht täufchen laffen. Weit entfernt. mich mifoghnen Verzerrungen eines Weininger oder Laura Marholms Anfchwärzung des eigenen Gefchlechts anfchließen zu wollen. alle weiblichen Tugenden in Ehren haltend. behaupte ich nur: die fo poetifch befungene Sexualität ift ihrem Wefen nach antigeni-al. geiftige Zuneigung ein antifexualer. daher antiffminer Zuftand.
Nichts wäre irriger. als aus diefer bitteren Auseinanderfeßung eine irgendwie cnifoghne Tendenz herauslefen zu wollen. Dies liegt mir um fo ferner. als ich jede folche Anfchauung fiir kleinlich und höchft unphilofophifch halten wiirde. Das' Weib hat eben im Haushalt der Natur andere Gefebe zu erfüllen als der Mann. Alle Irrungen über das Wefen der Frau. alle Vorwürfe gegen fie entfpriugen dem uralten Mißberftän'dnis des Mannes: fie. die richtige Mutter Erde. fei nicht Gäa. fondern Urania. Erft konftruiert man einen Engel. und wenn dann die Flügel fehlen. fchwefelt man von einer Sphinx. während das ganze Rätfel in dem Ödipusworte liegt: . . . aus einem Vunkte zu knrieren." Dies wollen wir nicht einmal zhniich. d. h. bloß phhfiologifch gemeint wiffen. fondern pfhchologiici" das Weib erfiillt feine Aufgabe und feine Natur in der Fähigkeit. zu lieben. Wohlgemerkt aber. fehr irdifch zu lieben. mit gefundem Realismus. wie es die Erhaltung der Art will. Ob das Weib von vornherein nicht polhgamifch und nur der Mann polhgamifch angelegt fei. läßt fich keineswegs ficher entfcheiden. In der Tierwelt merkt man nichts davon. und wo dort das Männchen einen Harem hält und feine Weibchen eiferfiichtig überwacht. liegt nur gerade fo brutaler Zwang eines gewaltfam angemaßten Herrenrechts vor. wie beim Menfchen. Daß beim normalen Weihe manche phhfiologifchen Urfachen tatfächlich eine keufchere Zurückhaltung verlängert nnd hieraus auch pfhchologifch fich ein zäheres Fefthalten an Monogamie entwickelt haben mag. möchte ich zugeben. obfchon Zhaiker es leugnen.

Eine tiefe _Leidenfhaft ift ohnehin ihrem Wefen nah monogamifh.
und die Frauen find eben fähiger zu tiefen Leidenfhaften als'
Männer. Flatterhaftigkeit. wie man fie fälfhlih fiir die Frau ver-
allgemeinert. oder berehnende Kälte in der Erotik zeigen bei der
Frau fhon etwas Unnormal-Männlihes. Umgekehrt verdient der
Wahn männlicher Ideologie. das Weib als Madonna und Venus
Urania anbeten zu wollen. kein Mitleid. weil auh er aus dem
'Egoismus entfpringt. wie der Frauenläfterer We-ininger treffend
darlegte. Es ift ja bequem. fiir die eigene polhgamifhe Siindhaftig-
keit Abfolution bei einem künftlih erträumten Ewig-Weiblihen
makellofer Reinheit zu fuhen. Nun find aber Männer und Frauen
unendlich differenziert. das Ullgemeinwort ..die Frau" wirkt im
Munde der Männer ebenfo komifh wie ..de r Mann" in den Feder-
iibungen weibliher Blauftriimpfe. Es gibt fehr viele polhgamifh
angelegte Frauen. felbft wo es nie tätlih zur Erfheinung kommt.
die fih feufzend in die Ein-Ehe mit einem gleihgiiltig Geworbenen
fügen. und auh manhe monogamifhen Männer. bei denen Geift
und Gemüt fo überwiegen. daß die polhgamifhe Neigung der Sinne
ihnen nihts anzuhaben vermag. Gerade weil nun jeder Geniale
etwas Wei-blihes (Gehören-des) in fih tragen muß. fheint er im
allgemeinen weit eher zu tiefer Leidenfchaft fähig. als andere
Männer. Bei unfern großen Beifpielen fteht außer Frage. daß
Napoleon (Jofefine). Goethe (Frau v. Stein). Bhron urfpriinglih
viel tiefer. d. h. monogamifher liebten als ihre Ideale und nur die
erkannte Wertlofigkeit der Augebeteten fie davon befreite. Die ver-
fluhte traditionelle Vhrafenhaftigkeit der Männer im Erotifhen hat
zwar kiirzlih wieder ein Mahwerk von Marcel Vrevoft gezeiitiat.
worin die „edle" Volin Walewska dem ..Egoiften" Napoleon gegen-
iibertritt. als ob der Voetafter nie von der Volin unwitrdiger eil-
fertiger Heirat gehört hätte. Durh derlei läppifhe Unwahrhaftig-
keiten wird immer wieder ein Legendenfhleier gewoben. Man wende
niht ein. daß eine Wertlofigkeit in allen Einzelfällen vielleicht auf
Zufall beruhe. Bei anderen Frauen wäre das Ergebnis genau das-
fel-be geblieben. Wir wollen auf die meift tragikomifhen Liebes-
abeuteuer eines Rouffeau. Rihard Wagner ufw niht anfpielen Man
frage aber einmal jeden Genialen. der ausnahmsweife von Frauen
leidenfhaftlih geliebt wurde. ob er dies feiner Genialität zufhreibt.
oder jede der betreffenden Frauen. ob fie auf feine Genialität Wert
legten. Bei gründliher Verneinung wiirden d_ie Frauen fogar naiv
geftehen. daß fie entziickt wären. wenn dies wegfiele. Höhftens fühlt
fih davon ihre Eitelkeit anfangs gekißelt. niht aber. wenn fie den
Mann wirklih lieben. Und das ift gar niht auffallend. weil die
Frau einen Herrfhinftinkt der Sexualität im Leibe
trägt. fih als' gewaltige Elementarmaht fühlt
und die Erotik fiir das einzige weltbe-wexnde

L e b e n s g eh e i m n i s hält. Naiv und inftinktiv fagt fie fich:
Genie hin. Genie her! Ich als Mutter Erde. als reale Sexualität.
bin wichtiger und mächtiger als alle idealen Genietaten.
Wer rechten Lebenseinblick gewann. wird Eduard Engels
Schmähungen gegen Frau von Stein ebenfo belächeln. wie den ent-
rüfteten Widerfpruch der Goethephilologen. die erneut jene kindifch
felbftifche Narrerei bekunden. fich erträumtes Frauenideal nicht
rauhen laffen zu wollen. Die gute Stein war mit Recht empört.
daß der geblendete Genius fich endlich die Augen rieb und nun frifeh
nach gefundroher Sexualbefriedigung griff. ftatt nach ungefunder.
mit ideologifcher Selbfttäufchnng gefchwängerter. Wenn man die
Frauen zu etwas macht. was fie nicht find und nicht _fein fallen. fie
anfchirärmt ..der du von dem Himmel bift". indeffen fie ftärker als
der Mann au der Erde kleben. fo trägt man nur felbft die Schuld.
So fälfcht z. B. Mantegazzas fade Süßlichkeit wi-derlich in der Gegen-
überftellung. wie felbftifch der Mann und wie felbftlos die Frau liebe.
Hier werden rein künftliche Verftrickungen der fozialen Entwicklung
als Naturfhmptome ausgelegt. Freilich. bei dem größeren Liebes-
bedürfnis der Frau und ihrer gefeffelten foz-ialen Lage kommt un-
zählige Male vor. daß fie mit verzweifelter Selbftverblendung. nach
dem Satz: ..Zn der Not frißt der Teufel Fliegen“. einer frivolfinn-
lichen SWnliebe zum Opfer fällt. Denn der Mann. meift umfonft
nach fe i ne m Ideal fnchend. greift bei feiner größeren Bewegungs-
freiheit »auch verzweifelt nach Surrogaten. und da kann man fich
nicht mut-dern. wenn er dabei die Rechte feiner Selbftfutht wahrt.
Wo er aber wirklich liebt. mit Leib und Seele. fteht er der Frau an»
Treue nicht nach. Nur eins ftimmt: daß die Frau. wenn fie
wirklich liebt -- Scheinliebe zwingt fich ihr genau fo auf. wie dem
Manne .durch zufälligen Kaufalnexus -. fie der Stimme der Natur
hingehender und ansfchließlicher gehorcht als der Mann. Ihre naive
Einheitlichkeit verbietet ein Auseinanderhalten von Sinnlichkeit und
Gemütsliebe. wie der Mann es kennt. (Das Phänomen. daß er
gleichzeitig die Eine finnliäj. die Andere feelifch liebt.) Deshalb
haben beide recht und beide unrecht. die behaupten. das Weib fei
finnlicher. oder umgekehrt weniger finnlich als der Mann. Plato-
nifche Liebe ift dem Normalweib (wohl zu unterfcheiden von jenen
25 bis 50 Prozent heutiger verkehrter Kulturweiber. die laut Sexual-
medizin im beftimmten Punkte gefchlechtlich indifferent find) un-
bekannt und zuwider. daher der phantaftifche Madonnenkultus nur
das Ewigweibliche fchändet und beleidigt. Dagegen verfchmilzt bei
ihr. w e n n fie wirklich liebt. die Sinnlichkeit fo mit der Liebe. daß
die eine als bloßes Begleitmoment fich der andern völlig unter-
ordnet. Sie erftrebt dann nicht mehr den Sinnen-gewiß wie der
Mann. es' fei denn vorübergehend anfangs aus phhfiologifchen
Zwangsgründen. Jede Meffalina ift ein unnormales Mannweib.

wiihrend die Fr-auenfclnvärzungen von Schopenhauer bis Weininger
hierin das Llrweib fuchen. (Natürlich gibt es viel mehr unbewußte
feelifche Meffalinen. als man glaubt. doch der Prozentfatz diirfte trotz-
dem nur ein geringer fein. geringer als bei konträrfexualen Nei-
gungen beiderlei Gefchlechts. fo wie auch die männlichen Don Juans
nur eine Ausnahme bilden.) Nun wird aber der Mann durch feine
fonftige Lebensaufg-abe von fo ausfchließlicher Hingabe an die Liebe
abgezogen. die auch nicht feiner Mannheit entfpricht. weil diefe ihn
mehr auf Kampf als behaglichen Genuß hinweift. Und dies fteigert
fich natürlich ungemein beim Genialen und Helden. Wenn alfo die
Frau fonft feufzend fürlieb nimmt. daß fie dem geliebten Mann
nicht „alles" fein kann. fo wird ihr Haß gegen die fonftigen Lebens-
intereffen des Mannes verzehnfacht. fobald fie beim geiftigen Schöpfer
oder Tathelden auf ein unbekanntes Land ftößt. zu dem ihr jeder
Zugang fehlt. das aber „ihres" Manne wahre Heimat vorftellt.
Will man alfo ganz gerecht fein.. fo wird man die Scheu. allmählich
den Abfcheu des weiblichen Egoismus vor der feftgemauerten. in fich
verfchloffenen. unnahbaren Jchfucht des Genialen begreifen. Denn
ift er wirklich genial und heldifch. fo läßt er ein Dilemma in der
Wahl : opfere deine Liebe oder dein Werk! gar nicht zu. Das Werk
fteht ihm taufendmal höher. In diefem Sinn hatten die Frauen
ftets recht. über „Egoismus" der Genialen zu klagen. Man denke
an Miltons Gattin. die ihm fchon nach den Flitterwochen aus'riß.
weil er ein langweiliger Pedant und gräßlicher Egoift fei! Lenaus
und Grillparzers verfchrobene impotente Minne machte die Frauen
zum leidenden Teil. Wenn Goethe fein Klärchen dem Egmont nach:
ftreben läßt. fo hat er eben in diefem liebenswürdigen Bonvivant
weder einen echten Helden noch einen fchöpferifch Genialen konter-
feit. Das abfcheuliche Papierdeutfch des 5. Aktes' bringt einen frem-
den ungefunden Zug in die lebensvolle Wahrheit des Übrigen. denn
..die Freiheit“ ift nie Egmonts' Geliebte gewefen. hat nie ..fein Klär-
chen“ bei ihm verkürzt. und fo trifft nichts von unfrer fonftigen
Thefe für dies poetifche Beifpiel zu.

*..Was will ich denn. als was du willft? Alfo die Bruderhand."
Er nahm ihre entgegenkommende Hand; er neigte fich. um fie zu küffen; dann fchüttelte er aber den Kopf. ..Nein. das nicht. - NUr fo!“ Er drückte ihre Hand an feine Bruft. ..Damit du fühlft. wie mein Herz für dich fchlägt.“
Sie lächelte ein wenig: ..Daß es fchlä gt. das fühl' ich wohl.“
..Ganz und nur für dich! *- -- Alfognte Nacht.“
Weich. gerührt gab fie es ihnc zurück: ..Gute Nacht!“
Er ging zwei Schritte; dann blieb er ftehn. ..Hollal Da ging ich beinahe ohne alles fort. Muß ja noch im Pavillon meine - -"
Er kam zurück; er trat auf die Schwelle; blickte noch einmal hin-aus. ..Horch wie fie fingt. - O. wie fchön ift die Nacht. Wie das Mondlicht zaubert. Warum trennen wir uns denn gar fo früh? Bis acht kannft du ruhn. Wenn wir noch eine Viertelftunde auf der Bank da fäßen . . , Oder fagt die Herrin Nein?“
..O nenn' mich nicht Herrin. ich bitte dich. Mag's nun nicht mehr hören. Nein. ich fag nicht Nein. Eine Viertelftunde. O fag mir. wie es werden wird!"
Sie faß wieder nieder; er feßte fich zu ihr. ..Wie es werden wird? Ein Varadies wird es werden; wenn wir dem Gott in uns ge-horchen und mit freiem. großem Sinn feinen Willen tun] Diefe Frau hat doch ein edles Herz; wenn fie dich fieht und hört. wenn deine Seele fich vor ihr auftut. wird fie im Geift vor dir niederknien. Und fie wird dir fagen: Nimm ihn! Du und nur du bift für ihn gefchaffeni“
..Ach -> ich bin fo wenig. Aber fie foll nur fagen: nimm ihn -“
..Mit einem Schwefterkuß wird fie es dir fagen. Wie ich dir jetzt fo gern mit einem Brnderkuß fagte: ja. nur du. nur du bift für mich aeicbaffenl"
..Bitte. laß. laß. laß.“ fagte fie mit ianftem Vorwurf. Sie fuchte dann zu lächeln: ..Brüder küffen nicht."

Ein fpanifches Frauenportrait (angeblich
raviire:
G
o
-
von V e l a s q u e z) Rembrandt

..Küffen fie nicht?"
„Nein“ '
Er legte zwei Finger auf feinen Mund: ..Ihr Lippen. dann ge-
duldet euhl - - Wie wunderbar mild. wie füß ift die Naht. Leßte
Juninaht. Der Frühling ift gegangen. aber der blühende. glühende
Sommer ift da, Er durhfhwült die Luft. Er geiftert wie edler Wein
irn Blut. Fiihlft du das auch?“
Cornelia nickte. ..So fhwiil.“
..Wie ein heißes Läheln ift's, Wie fie dazwifhen fhmettert und
flötet. unfere Nahtigall! - Kann man das hören. ohne daß das Herz
auseinandergeht? - Du glücklihe Nahtigall. Dih erregt wohl auh
die Naht. und das kleine Herz. die Liebe. aber dih befreit dein Ge-
fang. Uns befreit hier nihts! - -- Sag ih .. uns "? Jh tumbes
Kind. Die hier neben mir fißt. die quält ja nihts. In der ift's kühl
wie das Mondesliht. Shwefterkühl. Und was den Bruder quält. das
fühlt fie nicht!“
Cornelia ftand auf. ..Jh bitt' dih. ih bitt' dih. fei ftill. Oder
fonft *- Gute Naht! - Was haft du verfprohen?"
..Hab' ih was verfprohen? O mein Gott. hätt' ih's niht getan
Diefe Nacht! Diefe Naht! Sie maht mih verrückt!“
..Eh fie _ eh fie auh mih verrückt maht. geh. Shan mih niht fo
an. ih bitte dih. Jh hab' an dein Wort geglaubt wie an Gottes Wort.
Willft du mir's niht halten?"
„Jch will's halten. ja. Shick mih nur niht fo ungnädig fort; fiß'
noh einmal in Frieden bei mir!“ Er zog fie auf ihren Vlatz zurück;
fie fuß ftill und ftumm. ..Wie fall ih denn fhlafen in diefer Naht?
Jh werd' gar niht fhlafen. Ich werd' hier draußen liegen - auf der
Bank *- im Gras - im Mondfhein - wenn du gegangen bift. Wie
ein verbannter Königsfohn in der Wüfte. fo werd' ih hier liegen.“
..Jh befhwöre dih - hör auf. Du fhlägft mir mit jedem Wort
aufs Herz. Du wollteft fort. in die Vorftadt gehn; haft du das ver-
geffen?"
„Ach" feufzte er. ..wie du mih mahnft und mahnft. - Aber deine
Stimme wird weih; » weih wie diefe füße Naht. Wer hat auh
ein Herz in der Bruft und bleibt da wie ein Marmelftein? - Leßte
Juninaht. Nah eine von den kürzeften; beinah fo kurz wie das Glück.
O. fchenkteft du mir ein wenig Glück! Fühl doh. wie die Luft. wie
das Laub. wie das Liht erzittert - wie wenn alles verlangte nah
Glück. Wie wenn's von den Bäumen herunterflüfterte: Verfäumt fie
niht. die kurze Naht! Verpaßt niht das Glück!" 4 Er faßte ihre
zuckende Hand. ..Ach wie fie zittert. deine warme Hand. Laß - mein
Mund foll ihr -"
Sie fprang auf. ihm die Hand entreißend, Wie wenn fie um Hilfe
tiefe. rief fie in die Nacht hinaus: ..Vaterl Vater] Vater!“ Ihre wilden

Augen ftierten in die Luft: ..Ich hör' feine Stimme. Vater - Vater!"
..Unfinn. Du träunift.“ fagte Karl. durch ihre überlauten Rufe
doch etwas gefchüttelt. ..Ich höre nichts -“
..Dort fteht er!“ rief fie. in die Büfche ftarrend, ..Im Dunkel dort.
Sein Geficht! Es leuchtet -"
..Nur ein Mondesftrahl. Nichts. nichts. Komm zu dir!“
..Er winkt mir. Er ruft mich ja. ..Dein Gelöbnis!“ ruft er. ..Dein
Gelöbnisl“ ruft er. Seine Augen winkenl"
..Heiliger Gott] Es ift nichts." Karl faßte wieder ihre Hand.
mit aller Vorficht. zart. brüderlich; er ftreichelte fie; allmählich ward
fie ruhiger. ..Armes. verftörtes. blaffes Liebchen.“ fprach er wie zu
einem erregten Kind an fie hin; ..faffe dich; komm zu dir] Schau feft
hin. Nur der Mond in dem fchwarzen Dickicht. Niemand winkt.
niemand ruft." Er ftrich ihr fanft. leife. fchmeichelnd über das Geficht;
..ja. nun wird's in den Augen ftill. Der Traum. der darin gefpenfterte.
der ift fort. Sie fehen wieder hell und klar] - - Aber weißt du -
fo verlaff' ich dich nicht. Nein. mein armes Kind. da drinnen allein.
mit diefen Aengften und Gefichten. laff' ich dich heut nicht. Rein. ich
bleib' bei dir! Dein Schutz. Irgendwo da drinnen ift wohl noch ein
Plaß. Dein Kamerad. nun fürs ganze Lehen!"
Sie ftarrte ihn an. als wollte fie fagen: hab' ich recht gehört?
..Ich - verfteh dich nicht.“ fagte fie. als fie Worte fand. ..Weißt du
nicht mehr. was wir abgemacht haben?“ Sie deutete mit dem
bleichen Finger ins Gebüfch: ..Was ich ih m gelobt hab?"
..Süßes Kind." erwiderte Karl. wie man eine Verftörte zur Ruhe
fpricht; er glaubte noch immer an feinen Sieg. ..Ja. ich weiß es noch.
Aber fei ruhig. Faffe dich] Ueber fo ein Eelöbnis geht die Liebe
weg. So ein Gelöhnis ift wie der Mondfcheintraum. den du eben
träumteft. Unfere Liebe. Kind!"
Jeßt fuhr er aber doch zufammen. als fie wieder auffprang;
..Vaterl Vater!" fchrie fie. als ftände der vor ihr. ..Vateri Du haft
recht] Du. du. du haft recht!" Sie raffte ihren Mantel auf. der ihr
früher von den Schultern geglitten war. und ftürmte hinweg. Doch
fich noch einmal zurücktvendend rief fie: ..Lügnerl Verführer! Per-
derberl .Jetzt ieh' ich dir ins Herz. Ich haffe dich! Ich verachte michi"
..Reim nein. nein." ftieß er hervor. die erfte Betäubung ab-
fchüttelnd. ..fo nicht. So entflieht man mir nicht." Er lief ihr nach
und ergriff fie am Arni, ..Du bleibftl Du hörft „i“
' ..Kein Wort mehr mit dir - du Ungeheuer!" Sie riß fich los. fie
ftieß ihn mit all ihrer Kraft zurück. daß er taumelte und zu Boden '
ftürzte, Als er wieder aufrecht ftand. hörte er. wie fie die aufge-
fhloffene Gartentür von draußen wieder zufchloß.
* .
*

Es war heller Tag. nach diefer kurzen Nacht viele Stunden fchon.
Johanna. mit grämlich verfchlafenem und unausgefchlafenem Geficht.
trat in des Profeffors Arbeitszimmer; fie hatte Staubwedel und
Wifehtuch in der Hand. hielt aber den gedankenfchweren Kopf gefenkt.
ohne aufzublicken. Sie ging zum Fenfter und öffnete es, Als fie
zurückkam. um abzuftauben. fah fie. daß auf dem Schreibtifch. in dem
vollen Tageslicht. eine Kerze brannte. tief herabgebrannt, Sie wurde
völlig wach vor Schreck. Nun fah fie erft, in feinem Arbeitslehnftuhl
faß der Profeffor. mehr liegend. feitwärts weggefunken. Er fchlief.
..Großer Gott!" entfuhr ihr. So hatte fie ihn noch nie gefehen.
Darüber wachte er auf. Er fah fchlaftrunken umher und in
Johannas fahles Geficht, ..Was ift? - Wo bin ich denn? - Hier?“
..An Ihrem Schreibtifch. Herr Profeffo-r." ftammelte Johanna.
..Und das Licht da - beinahe in den Leuchter hineingebrannt. Sind
hier eingefchlafenl"
..Ja. ja. Und fchon heller Tag." - Herwarths heimlicher Grain
erwachte wieder; er ftand auf und wandte fich wie von ungefähr ab.
fuhr fich durch das verwilderte Haar. ..Hab fie brennen laffen. Bin
fo eingefrhlafen.“
..Gar nicht zu Bett gegangen, O du meine Güte!"
Er löfchte das Licht. ..Die A r b e i t. Johanna. Ich blieb fo lange
bei der Arbeit auf. Und dann - - Wie fpät ift es denn?"
..Spät. fpät. Herr Profefforl Ich bin ja auf den Tod erfchrocken.
als ich aus dem Bett ftieg und auf die Uhr fah, So fpät bin ich
ja wohl noch nie aus den Federn gekrochen. feit ich beim Herrn
Profeffor bin! Hab mich verfchlafen wie 'ne junge Dirn'; fchäm'
mich ordentlich.“ Sie verzog die Brauen. um aus ihrem geheimen
Kummer Aerger zu machen: ..Das kommt von dem verdammten - -
von dem verwünfchten Waäien; wenn man die halbe Nacht fo daliegt
und nicht fchlafen kann!"
..Sie an ch nicht -“
..Nein. ich auch nicht. - Und nun wird alles zu fpät. Bitte um
Vergebung l"
Herwarth tat das durch eine Gebärde ab. ..Jft die Poft fchon da?“
..Ja. Herr Profeffor, - Nur Zeitungen. Liegen auf dem Früh-
ftückstifch.“
..Sonft ift - nichts gekommen?"
..Sanft ift nichts gekommen. - Ach. Herr Profeffor -i" - Sie
unterdrückte einen Seufzer. der fchon lange herauswollte; es lag ihr
etwas auf der Zunge. fie traute fich nur nicht. Die Wohnungsglocke
fchlug an.
..Es läutet." fagte er und ftand auf.
„Ja, - - Wird wohl auch nichts fein.“

Iohanna fchlich hinaus. Was follt's denn auch fein? dachte Her-
warth und warf eine unfinnige Hoffnung weg. Das ift aus. Kein
Wiederkommen! - Es fchüttelte ihn. Er fuhr fich mit der Hand über
die müden. etwas entzündeten Augen. die fich. wie in der Nacht. wieder
feuchten wollten. Sie irrten nach oben; du! dachte er. du Geift der
Welt. du nancenlofer - den man fich doch immer wieder wie ein
Lebendiges denkt. Ießt hab' ich auf der Welt nur noch dich; ftehe fo
graufig verlaffen da. Hab' ich's falfcl) gemacht? Hab' ich mein Kind
zu fehr zur Freiheit. ohne Zwang erzogen? Ich dachte: fo ein edles.
reines. ftarkes Gefchöpf wie die! V o r b i l d . Fr ei h eit und Lie b e.
dacht ich . . . Nun bin ich irre an mir - und möchte weinen wie
ein Kind. Ich bin fo tief gebeugt. du Namenlofer . .
Er fühlte fich zum Sterben gebeugt.
Iohanna kam zurück: ..Ach. verzeihen Sie. Herr Vrofeffor. Ob er
nicht ein paar Augenblicke mit Ihnen fprechen könnt'. Doktor Wurzer
nämlich. Es wär' ihm fo wichtig. fagt er. Er will dann gleich wieder
gehen.“
Herwarth fah an fich hinunter: noch ungewafchen und ungepflegtl
- ..In Gottes Namen.“ antwortete er nach kurzem Zögern. flüchtig
feufzend; Johanna ging. Was will der fchon wieder? dachte er. Rach
dem Mädel fragen! - Mit jäher. grimmiger Entfchloffenheit knöpfte
er den Rock über der Bruft zufammen: darüber wie ein alter Römer
hinweg!
..Guten Morgen. teuerfter Herr Vrofeffor.“ fagte Wurzer. der
nach fchüchternein Klopfen und kräftigem ..Herein“ ins Zimmer trat.
..Sind Sie böfe. daß ich Ihnen fo früh ins Haus falle? Ich hatte
keine Ruhe. Und vielleicht. dachte ich. ift es Ihnen auch erwünfcht.
zu hören - zu wiffen -“
..Was bringen Sie?" fragte Herwarth mit offenherziger Ungeduld.
..Vor zehn Minuten hab' ich Lettow auf der Straße gefehen; er
fchien vom Bahnhof zu kommen. Ift Iakobi abgereift? fragte ich.
Er fah mich wieder fo merkwürdig an - lauernd oder mißvergnügt
oder nur verfchloffen - ich weiß nicht. ..Möglich!" fagte er. ..Kann
wohl fein!“ - Erlauben Sie. fag' ich und verwundere mich; Sie. feine
rechte oder linke Hand. fein Allesmitwiffer. Sie werden doch wohl auch
die Kleinigkeit wiffen. ob er abgereift ift oder nicht! - ..Na. ich mag's
ja auch wiffen.“ fagt er; es gehört nur zu meinen Gewohnheiten. daß
ich nicht auf jede neugierige Frage die richtige Antwort gebe; warum
auch. Hab's eilig; guten Morgen!" Damit warf er mir noch einen
Blick zu u feindlich oder höhnifch oder - - jedenfalls unheimlich -
und bog um die Ecke."
..Ia - und was fchließen Sie daraus? Was follen Sie oder ich
dabei denken?" -

„Liebfter Herr Vrofeffor - Sie entfhuldigen. Fräulein
Cornelia . . . Jh ging geftern abend fortt als das Fräulein zu
Jhuen herunterkam. Das geht mir nun alles ruhelos im Kopf herum.
Jft mit Fräulein Cornelia - irgendwas gefhehen?“
„Was fall denn gefhehen fein? Sie fhläft wohl noh, Hab* fie
noch niht gefehen. Jh fiße hier über der Verfaffungsgefhihte der
alten Römer . . . .“
Mich ruhig fprehenl dahte Herwarth; er begann im Zimmer
laugfam auf und ab zu gehenx die Hände auf dem Rücken. „Mein
nähftes Kolleg hat noh damit zu tun; oder zwei. Jft doh eine wunder-
bare Zeitl ein wunderbares Volk] Diefe heißblütigen. leidenfhaft-
lihen„ noh wenig von der Kultur gezähmten“ - er lähelte - „noch
fehr unphilofophifhen Menfhen, mit welher Difziplin, welher
Manneszuht kämpfen fie fih durh all diefe harten. grimmigen Ver-
faffungskämpfe durch! Die Vlebejer, das Volk. was für Leute. Wie
feft und wie männlih befonnen fteigen fie fo nah und nah zur Mit-
herrfhaft hinauf] Es fließt kein Blut* es -“
Draußen fchlug wieder die Glocke an. Herwarth durhzuckte es.
Er horhte.
„Aber erlauben Sie. Herr Vrofeffor -“
„Bitte ftill.“ fiel ihm Herwarth ins Wort. „Einen Augenblick! -
Es könnte nämlih fein. daß -"
Furhtbar erregt. mit aller Macht dagegen kämpfend, ging er zur
Tün um beffer zu hören; es faufte ihm aber in den Ohren. er hörte
nur diefes Saufen. fonft nichts. Was foll denn kommen? fuhr er fih
an. Doh er horhte wieder. Eine Depefhe vielleiht? von ihr?
Oder fonft 'ne Botfhaft? _Verrückte Vhantafien. dahte er, fih plößlih
hervorbrehenden Shweiß von Stirn und Shläfen trocknend. Faffungl
Steh feft. fteh feftl - Er kam von der Tür zu Wurzer zurück. Halb
finnlos, aber nur im Fluge lähelnd guckte er die Ahfeln: „Ja, fo-
geht's. fo geht's. Es ift nihts gekommen.“
„Sie erwarten etwas -“
„Ja, - Ja. ja. ja. - Wobei waren wir?“
„Sie fprahen von der Difziplin, der Befonnenheit -“
„Diefer alten Römer. Bewundernswertl Eine fo lange Ent-
wickelung voll Streit und Haß ohne Mord und Totfhlag -"
„Aber Sie erlauben.“ warf Wurzer ein. „Der Volkstribunf der
ermordet wurde -“ Er fuhte feinen Namen. „Der -“
„Gnäus Genucius. Allerdings. Wenn die Gefchihte ganz fo -“
Herwarth fuhr zufammen und horhte wieder. „Mir ift- als ob
- - Hat's niht wieder geläutet?"
„Ich habe nihts gehört."

..Haben nichts gehört , . Herwarth zerwand vor Erregung fein
Tafhentuh. ..Kurz fie waren jedenfalls ein männliches. fih be-
herrfhendes Volk. diefe alten Welfchenl“
..Aber die Dezemvirn. Herr Vrofeffor; der wilde Appius
Claudius. Der fih dann im Gefängnis das Leben nahm -"
..Ja. und Spurius Oppius. Aber die andern wilden Kerle
mit ihm. die fih niht das Leben nahmen. die wurden nur in die
Verbannung gefhickt! -- Immer vorausgefeht. daß niht fagenhafte -"
Er horchte wieder. Dann wanderte er unruhig hin und her.
..Und Virginius. Herr Vrofeffor! Der feine eigene Tochter
erftach."
Herwarth zuckte; es lief ihm ein Schander über die Haut. ..Nun
ja.“ entgegnete er. wie auf dem Katheder. fih zufammennehmend,
..Guter Doktor. was follte er tun? Um ihre und feine Ehre zu retten,
Hätten Sie das niht auch getan?“
..Hätten Sie ' s getan?" fragte Wurzer.
..Um fie vor der Gewalt zu retten? Guter Doktor. gewiß.“
- Er trocknete fih wieder den Shweiß von den Schläfen: die Er-
innerungen diefer Naht durhwetterten ihn. - ..Anders - anders
läge der Fall ja. wenn keine Gewalt im Spiel war - wenn die
Tochter. nehmen wir an. freiwillig zu dem andern wollte - -“
Er lahte auf : ..Entfhuldigen Sie den Vleonasmus: ..freiwillig wollte"!
- Wenn Vater Virginius gedacht hätte: fie rennt in ihr Verderben -
fie hätte aber fchon ihren eigenen. freien Willen gehabt -‟
..Entfchuldigen Sie. Hatte fie den im alten Rom?“
..Einmal angenommen - ein ..Vroblema“. wie der
Vatriarch bei Leffing fagt. Durfte auch dann der Vater töten? Jft er
mehr als ein Menfch? Bin ih Gott? Kann ih hinter den Vorhang
fchauen? in die leßten Falten? - Vielleiht fiihrt ihr falfher Weg fie
doch auf den rehten. Vielleicht wandelt fie in ihrer Unfhuld mit
fchlafwandelnder Sicherheit am Abgrund vorbei. Vielleicht - wer
kennt all die ..Vielleicht"l"
..Sie fprehen im allgemeinen. theoretifh -"
..Gewiß!"
Jetzt läutete die Glocke draußen. Der Unglücklihe erzitterte
wieder. Er wollte zur Tür; er kämpfte. er blieb ftehn. Es trat ihn(
abcßr doh etwas auf die Lippen: ..Diesmal hab' ich doch wohl
ri tig - -“
..Sie meinen das Läuten?" fragte Wurzer.
"Ja-u
..Ja. jeßt hat's geläutet. - Wollen Sie hin und fehn. ob's ge-
kommen ift?"
..Was - was foll denn gekommen fein?“
..Was Sie erwarten. Herr Vrefeffor.“

..Ia. ja.“ Herwarth erzwang ein heiteres Läheln: ..Aber wie
ein Vhilof oph erwarte - wie ein Vhilofoph. Sprehen wir nur
ruhig unfere Sahe weiter - unjere Sache weiter. Wenn - der alte
Virginius -“
Er erfhrack: es klopfte an die Tür. Er ward ftumm.
..Herr Vrofeffor.“ fagte Wurzer. ..es hat geklopft."
„Ich höre. An der Tür. - Das war Iohannas Finger - den
kenn' ih, - Was hat die jetzt zu klopfen? Warum?"
Es klopfte wieder, Herwarths Augen wurden groß und größer;
er regte fich aber niht.
..Wollen Sie niht Herein rufen?" fragte Wurzer verwundert. ..Es
hat fhon wieder geklopft.“
..Ia - Man muß wohl rufen, A »ä Hereinl"
Johanna trat in die Tür. ..Ah. Herr Vrofeffor" - es ging eine
unverftändlihe Bewegung über ihre Züge - ..entfhuldigen Sie. wenn
ich wieder ftöre. Es ift - gar fo dringlich. Es möhte nämlich
jemand durchaus zu Ihnen -"
Sie fprah niht weiter. Herwarth hatte auf ihre Hände gefehen.
fie waren leer; das enttäufhte. das reizte ihn. ..I e m a n d. je m a n d."
fprah er ihr nach. ..Sie bringen nihts?“
..Was follt' ih denn bringen. Herr Vrofeffor? Nein."
..Was will diefer Jemand? Was will der? Warum bringen Sie
feine Karte niht?"
..Ach - Sie kennen ihn.“ Johanna warf einen fhrägen Blick auf
Wurzer: ..Er möht' aber mit I h n e n allein - - darum bittet er."
..Darum bittet er. Warum nennen Sie feinen Namen niht?“
Ans der alten Hanne brah es heraus: ..Ach Herr Vrofeffor. Sie
kennen ihn!"
Herwarth ftierte fie an. ftierte auf die Tür. Eine Erregung
durhftrömte ihn. die er ganz umfonft zu bemeiftern fuhte. Mit wild
fragenden Augen trat er auf fie zu; ..Iohannal Iohannal“
ftammelte er.
..Bitte gehn Sie dort hinein.“ fprah Herwarth plößlih zu
..Bitte gehen Sie dort hinein.“ fprah Herwarth plößlih zu
Wurzer hin. auf die Tür zum Speifezimmer weifend. keine Farbe mehr
im Gefiht. ..Gehn Sie dort hinein, Gehn Sie dort hinein.“
Wurzer war fchon draußen. Herwarth packte Johanna am Arm.
fie fhrie leife auf. ..Heraus mit der Sprahe! Wer ift's?"
..Sie zerbrehen mir ja den Arm. Herr Vrofeffor -“
„Ich fterbe ja. Wer ift es?"
„Ihre Tochter ift es -"
Herwarth fhrie auf: ..Cornelia! Cornelia!“ Er ftürzte zur Bor-
plaßtür und riß fie auf: ..Cornelia!“
..Bater!“ klang's von draußen.

Sowie er die Stimme hörte. kam ein entfeßliches. entnervendes
Grauen über ihn; er wich ins Zimmer zurück. bis er gegen den Schreib-
tifch ftieß. Er fah Cornelia. fein Kind. in der Tür erfcheinen; es
lag fo ein tiefer Ernft auf dem jungen. von Gefühlen überfüllten Ge-
ficht. ..Rein. nein. nein!“ rief er und fchüttelte abwehrend die Hand.
feine Augen fchließend. ..Reim nein!“
..Vaterlel Baterlel“ rief Cornelia. kam zu ihm und fank auf die
Kniee hin. ..Da bin ich wieder. O verzeih mir! Verzeih mir. Vater!“
Sie griff nach feiner Hand.
Johanna fchlich leife hinaus. ..Wie kommft du mir wieder?" iagte
Herwarth und öffnete die blaffen Augen. Jhn fchüttelte das Grauen
wieder: ..Rein. nein!"
..Als dein Kind komm' ich wieder." fagte Cornelia; nun ver-
ftand fie erft. ..O ftarr' nicht fo. Vaterle. Deinem Kind ift nichts
gefchehen!“ Sie zeigte ihre leeren Hände; ..mein Handtäfchchen -
mein Handtäfchchen hab' ich ihm gelaffen; fonft nichts. Du warft dort.
mein Vater] Du. in all deiner Macht. du bift mir erfchienen. du haft
mir beigeftanden. du haft mich errettet!"
„Ich bin dir erfchienen -“
..Dein Bild. Jin Gebiifch. Jm Mondlicht. Du warft ja mit mir
hinausgegangen; hab's nur nicht gewußt! Und während ich auf dem
dunklen Weg mit dir haderte. wie ein krankes Gefchöpf mit dem
Schöpfer hadert - da war doch deine Seele in meiner Seele - hab'
es dir gelobt. Hab's geloben müffen -“
..Gelaben müffen. W a s haft du -? Ich faff' es noch nicht. Aber
du bift da. Steh auf. Da bift du. Mir brauft es in den Ohren vor
Glück!"
..Deine Hände. Vater!“ Sie griff danach. fie wollte fie küffen.
..K-ind! Steh auf. fteh auf!" F
..Reim laß mich noch fo. Ich muß dir noch fagen . . . Ich war
krank. Vater! Ich bin gefund! - Ach. hätt' ich mit deinen Augen
gefehen. Ich hab mir aus einem Teufel einen Engel gemacht." Sie
legte fich eine Hand auf die Bruft: ..Oder hier! hier! Hier war etwas
von dem Teufel. Ein Feind! Hab' an den geglaubt. nicht an dich.
' ?is ich da draußen in dem wilden Garten - _- O mein Gott. mein
ott!"
Er neigte fich gerührt über fie; nahm und hielt ihre beiden
Hände. ..Hat man dir die Augen anfgeriffen? Haft einen fchweren
Kampf gekämpft?"
Cornelia nickte: ..Hab aerungen. Vater. Du haft mich ge-
rettet!"
..Du dich felbft -"
..Mit dir! *- Und als dann der Morgen kam -* eh' es Tag ward.
Vater - draußen vor dem Tor - da hab' ich am Wald gelegen. in

der tiefen Stille; mich zu Tode fchämend - mich zu Tode weinend,
Cornelia Herwarthl Lag die da? Konnte das deinem Kind ge-
fchehen? - Dort hab* ich oft als Mädel gelegen. geträumt. phantafiert.
gedacht; fo einig mit meinem Gott und mit dir. Nun lag ich da »-
o wie anders! Viele Stunden lang. Bis ich ganz wieder bei euch
war. meinem Gott und dir. Ach. nehmt mich wieder aufl Laßt mich
weiterleben! Mich fchämen. mich grämen. aber nach eurer Liebe
ringen - fein und dein Kind!“
Herwarth zog fie empor und umfchlang fie feft; als hätte ein
Wunder. ein noch nicht zu begreifendes. ihm ein neues Kind gefchenkt.
..Nein.“ fagte er dann. fich felber widerfprechend. fie an fich drückend.
..du bift meine alte Cornelia! - Ich hab dich. Ich lebe wieder. Ich
will wieder leben mit dirl"
l dSie legte feine Hand auf ihr Herz, ..Hier ift niemand. niemand
a s ul"
Ende

Lebensfchule und Schulleben
Weitere Antworten auf unfre Rundfrage.
.
M. d. R. v. Heydebrand und der Lafa:
*K
1. Ich glaube. daß die Deutfchen der Gegenwart im allgemeinen
an einer lberwertung der Bildungsfragen kranken. dx
2. Ich ftelle mich dem Streben. auch die praktifchen und liber en
Berufe mehr und mehr zu akademifieren. nicht fhmpathi
gegenüber.
Ich halte Ihre Umfrage für fehr bedeutfam. *denn ich fchätze die '
Schule fehr. noch mehr aber das Leben. z
R. Goethe (Darmftadt).
Zu den geftellten Fragen gebe ich folgende Antworten:
1. Ganz gewiß.
2. Ich bin ein entfchiedener Gegner diefes' Strebens und erblicke
in ihm eine fchwere Gefahr für uufer Volk und feine Zukunft.
3. Ich bin überzeugt. daß mich zeitraubende Hochfchulbildung
in der Erfaffun-g meines in erfter Linie praktifchcn Berufes wefentlich
gehindert haben würde.
Bankier Alfred Loewenberg.
Auf Ihre drei Fragen. welche mir als überaus wichtig er-
fcheinen. erwidere ich folgendes:
Zu 1. Wenngleich ich dem Beftreben. die wirkliche „Bildung“
(fchon ein zweifelhafter Begriff) zu verbreiten. felbftredend ftim-
pathifch gegeniiberftehe. fo glaube ich tatfächlich. daß jetzt die DeutfÖen
im allgemeinen an einer Überwertung der Bil-duugsfrage kranken.
2. Entfchieden u ein!
1 3. Ich habe die bezügliche Tatfache nicht bedauert; .der etwaige
Mangel an juriftifchen Kenntuiffeu läßt fich ergänzen; wird übrigens
durch die Erfahrung in der Braxis fchnell genug geheilt. Wer offene
Augen und Liebe zum Beruf und zur Arbeit hat. kommt m. E.
fchneller vorwärts als der akademifch Gebildete.

Nachdem ih felbft ein humaniftifhes' Ghmnafium hier befuht.
habe ih meinen einzigen Sohn auf ein R e alghmnafium gebracht..
niht durh Zufall. fondern aus reifliher Überlegung,
Arbeit von der Bike auf und möglihfter Aufenthalt in fremden
Ländern fheint mir für die „heutige Bildung“ das Allerwihtigfte.
Wunfchgemüß befhränke ih mih auf diefe kurzen Ausführun-
gen. wäre aber fonft in der Lage. noh reihes Material für meinen
Standpunkt aus meiner eigenen Erfahrung heraus herbeizufhaffen
und vorzüglihe Beifpiele zu benennen.
Landtagsabgeordneter Franz Buhl.
Leider muß ih nah der ganzen Faffung Ihres Shreibens an-
nehmen. *daß ih mit meinen Anfihten über das mindeftens' fehr
Wünfhenswerte einer möglichft guten allgemeinen Bildung in der
Minderheit bleiben werde. Vielleiht ift es eine gewiffe Vorliebe für
hiftorifhe und künftlerifhe Jntereffen. die ih gerade bei der ländlihen
Muße niht miffeu möhte. die mih zum eifrigen Humaniften
ftempelt.
Auh das rein Formale der klaffifhen Bildung _fheint mir ge-
rade im politifhen Leben niht ohne Bedeutung zu fein. Selbftver-
ftändlih werden begabte. energifhe Naturen diefen Mangel fpäter
ausgleihen können. wie ja eine Fülle von Beifpielen beweift.
Biel bedenkliher fheint mir eine gewiffe Art von Halbbildung
zu fein. die auf das ihr befhiedene Maß von Wiffenfhaft befonders
1?Holz zu fein pflegt. Daß das Berehtigun-aswefen eine Menge von
belftc'inden nah fih zieht. kann wohl kaum ernftlih beftritten wer-
den. Es verurfacht ja die bedauerlihe Überfüllung der fogenannten
..befferen“ Shulen. fhlimmer ift noh. daß ihm zuliebe unbegabte
oder doh für „höheres“ Studium niht geeignete Shiiler von Klaffe
zu Klaffe mühfam mitgefhleppt werden müffen.
Durh das Jntereffe für meinen Beruf als Weingutsbefitzer bin
ih auh mit vielen ausländifhen Fahgenoffen befonders der ro-
manifhen Nationen zufammengekommen. und habe gerade in diefem
Verkehr die Gemeinfamkeit der klaffifhen Bildung ftets fhäßen ge-
lernt. Auh habe ih dabei nie gefunden. daß der nur tehnifh Ge-
fhulte *hier dem akademifh Gebildeten wefeutlih überlegen gewefen
wäre.
Aber um eins habe ih allerdings' die romanifhen Nationen.
Italiener wie Franzofen. ftets beneidet. um den leihteren Verkehr
zwifchen „Gebildeten“ und „Ungebildeten". und darin fheinen wir
Süddeutfhen zu den Norddeutfhen noch voraus' zu fein, Ich möhte
alfo niht fo fehr eine Überwertung der Bildungsfragen beklage_1x. als

einen gewiffen B i ld u n g sh o hm u t . der aber gerade bei Leuten
mit umfaffender Bildung feltener aufzutreten fheint. als bei Halb-
gebildeten oder nur tehnifch Gebildeten. _
Am Ende möhte ih doh niht unterlaffen. darauf aufmerkfam
zu mahen. wie hohe Anerkennung unfere Fahbildung gerade im
Auslande findet. und wie oft mir Ausländer verfihert habenx daß
fie gerade wegen der gründlichen Vorbildung
Deutfhe mit Vorliebe aufteilen.
Adolf Wortmann (f):
Ich glaube. daß die Deutfchen der Gegenwart im Allgemeinen
an einer Uberwertung der Bildungsfrage kranken.
Ich *bin fehr dagegen. auh die praktifhen und liberalen Berufe
mehr und mehr zu akademifieren.
Jh bin ein Mann ohne akademifhe Bildung und obgleich ich
früher als junger Mann fehr be-dauerte. keine akademifhe Bildung
zu befitzen. bin ich_ im Laufe meines Lebens durh die praktifhe Er-
fahrung zu der Überzeugung gekommen. daß die Hochfhulbildung
mirwenig genützt haben würde. um im Leben vorwärts zu kommen.
Jh habe dagegen die Erfahrung gemacht. daß das praktifche
Lernen im allgemeinen die Hohfhulbildung vollftändig erfetzt. Wenn
ich in meinem Leben auh viel mit Leuten zu verkehren hatte. die auf
*einer Hohfhule gebildet waren. fo habe ich eine folche Ausbildung
doh niht entbehrt. fondern gefunden. daß das praktifhe Leben und
befonders die Reifen. welhe ih in friiheren Jahren unternommen
habe. mir einen vollftändi-gen Erfaß gegeben haben.

Franz Beuel:

Großftadt und Theater in Varis

Ein gewiffes Auffeh'en hat jüngft eine Brofhiire erregt. die den Niedergang Berlins als Theaterftadt verkünden will. Manhes mag darin übertrieben fein. vieles ift zweifellos rihtig. Auf alle Fälle hat man das' Wort Niedergang mit Bezug auf Berliner Theaterkultur in letzter Zeit mehr als einmal ausfprehen hören. Sollte wirklih Berlin an diefer Mifere fhuld fein? Ih glaube viel eher die Groß-ftadt als folhe. die in ihrer Entwicklung mit Nat-urnotwendigkeit beftimmte Mißftände hervorbringt. im Theaterwefen fo gut als anderswo. Heißt fie nun Berlin oder Varis. Man ftudiere die Theaterkultur irgend welher Großftadt. und es werden fih überall fo ziemlih diefelben Entwicklungen herausfinden laffen. Großftadt-fhmptome da wie dort. Vielleiht national maskiert. aber im Grunde international. wie die moderne Großftadt fel-bft.

Wenn ih im folgenden gerade die Varifer Theaterverhältniffe nah diefer Rihtung hin unterfuhen will und dabei meine Eindrücke von der diesjährigen Saifon. die j-a noh niht zu Ende ift. mit-fprehen laffe. fo tue ih es' aus dem Grunde. weil Varis. als eine der älteften Theaterftä-dte. auf j-ahrhundertelange und glorreihe Tra-ditionen zurückblickt und heute noh bei vielen Menfhen für die Theaterftadt peri- excellence gilt.

Wie wirkt das mächtige Gebilde. der Riefenorganismus. den wir die Großftadt Varis nennen. auf die franzöfifhe Theaterkultur? So fragen wir. Und weiter: zerftören diefe Einflüffe der Größe und Muffe das fpezififh Franzöfifhe. find fie vermögend. das eigenartige und einzigartige Varifer reader zu internationalifieren? Bringen iiberhaupt diefe Großftadtzüge eine Vertiefung oder eine Verflahung des theatralifhen Lebens mit fih? Denn daß die Großftadtfhmptome Gefahren in fih bergen. auf alle Fälle. und als bedauerlihe und un-erwünfhte Zeichen zu (betrahten feien. ift doh von vornherein noh keine ausgemahte Sahe,

f - eh*'4*-Br

Franz Beuel Theater und Großftadt

Wenn es' zu den Annehmlichkeiten einer Großftadt gehört. daß
fie eine reihe Auswahl der mannigfahften Theater zur Welt bringt.
fo ift Paris in *diefer Beziehung ganz befonders gefegnet. Paris
befißt vielleiht verhältnismäßig mehr Theater und theatralifhe Ver-
gnügungsetabliffements als irgendeine Stadt der Welt. Und hat es
von jeher befeffen. Nicht nur weil in diefem einzigen Zentrum
eines ganzen Landes' zu allen Zeiten ein vornehmes und äftli-:tiie
fein gebildetes literarifhes Publikum gefeffen hat. fon-dern vor allem.
weil die Menge derjenigen. die fiebenmal in der Wehe einen ver-
gnügten Abend zubringen wollen. hier ganz befonders groß ift. Und
die Verfhiedenheit 'des Gefhmackes und der Bedürfniffe diefer aus
allen Ländern zufammengeftrömten frohen Shar bedingt eine ebenfo
reihe Verfchiedenheit der Unterhaltungsftätten. Man fehe fih ein-
mal das Menu für einen Abend an. auf den Litfaßfäulen. die einzig
für theatralifhe Affihen referviert find oder in der ..Comoedia“.
diefer_täglih erfheinenden Theaterzeitung - nebenbei gefagt auh
ein Vorteil einer Theatergroßftadt -. Reben *den großen ftaatlich
fuhventionierten Theatern. die das Repertoire klaffifher und mo-
derner Schaufpiele und Opern in muftergültiger Weife zur Dar-
ftellung bringen und die erften Theater Frankreichs heißen. finden
wir eine Unmenge von mehr oder minder literarifhen Bühnen. die
jeden Abend diefelbe Rovität fpielen. Dazu kommen Luftfpieltheater
jeden Genres. die kleinen Sommertheater in den EhampslElhfees
oder außerhalb der Stadt *- ja fogar der Eifelturm befitzt feine
Bühne. Wenn wir etwas Witziges. aber fpannend Aufregendes fehen
wollen. fo gehen wir. was wohl jeder Fremde in Paris einmal tut.
in den ..Grand Guignol". Und erft der Montmartre mit all feinen
Theatern bis zUm fhmutzigften Cabaret! Die P-arifer Theaterkultur
ift ein ausgedehntes' Kapitel. - - -

Die Aufführungen. an den befferen Bühnen wenigftens. find
faft durchweg gut. die der modernen Gefellfhaftsftücke find es immer.
Ich wundere mih niht darüber. in einer Großftadt. Aber dariiber
wunderte ich mih. daß ih allerdings nur ganz wenige fhlechte Shau-
fpieler fand. aber auh nur ganz wenige vom Shlage einer Freue
Griefel oder eines Moiffi. Auf alle Fälle brauhen fih unfere Bü nen
vor den franzöfifchen niht zu fhämen. Eines freilih ift - leider -
wohl unnahahm-bar: der Charme und die elegante Grazie in Wort
und Gefte. die man nur in Romanen findet. Und diefer *liebens-
würdige Charme. *der fih in der ganzen Aufführung. in der .Aus-
ftattnng. der Jnnendekoration. den Toiletten zu erkennen gibt. ver-
leiht dem Parifer Theater etwas Entzückendes. Reizvolles und zu-
gleih echt pariferifhes. Hier ift eben mehr als eine luxuriöfe und
prunkvolle Aufmachung. wie fie uns jedes Großftadttheater bietet.
mit mehr oder weniger Gefchmack. Riht von heute oder geftern ift
er. diefer graziöfe Chic, Er ift von altersher in Paris zu Haufe.

Max Slevogt:
Frauenraub

...ÃŸ
'k

auf den Boulevards fo gut wie im Vrivatgemah. im Gefhäft und
in der Ausftellung. aber ganz befonders glänzend und gefhmackvoll
auf der Bühne. Es' ift wahr. er verbreitet niht felten einen falfhen
Schein; er funkelt und täufht. Aber ift eine fhöne Jllufion n
eine angenehme und erfreuliche Täufhung? Auh ändert es am
Werte diefer eleganten Grazie niht das geringfte. wenn fie. wie
leiht zu verftehen ift. dazu geführt hat. daß man ein Stück weit eher
nah der Art. wie es ferviert wird. als nah feinem poetifhen Shalle 4
bewertet. daß nahgerade die Umhüllung mehr gilt als der Inhalt
und daß es leßten Endes der Shneider und der Dekorateur ift. der
ein Drama reht eigentlih kreirt und von dem der ganze Erfolg ab-
hängt. Wer ift hier fhuld daran. der. die oder das Vublikum? "
weiß es niht. Vielleiht bei-de. Auf alle Fälle möhte ih den Chic
niht miffen. der zu den paar wenigen Sahen gehört. die einen in
Varis daran erinnern. daß man eben in Varis ift und in keiner
anderen Stadt.
Man weiß. daß fih der Franzofe durch ein unglaublich ftarres
Fefthalten am Hergebrahten auszeihnet. was es auh fei. Teils
aus Vietät. teils aus Faulheit, Um etwas Neues' einzuführen.
brauht es unendliche Mühe und Geduld. Aber was ein-mal durch-
gedrungen ift. das bleibt auh. Man erinnert fih. wie viele _Jahre es
brauchte. bis Wagner in Frankreih Eingang fand. Heute hört man
an der großen Oper dreimal in der Wohe Wagner! - Die neue
Richtung auf dem Gebiete der Regie: und Bühnenkunft. die verein-
fahende Stilifierung der Dekoration nah raumkünftlerifhen Vrin-
Theater teils niht oder will es niht kennen. Einzig das Theätre
zipien und was dergleihen Dinge mehr find. kennt das' Varifer
des Arts. das diefes Frühjahr „let freres Karner-near“ nah dem
gleihnamigen Romane Doftoj-ewskis aufführte. hat einen Weg nah
der modernen Rihtung eingefhlagen. Ich ?leitehe etwas offen. ih
habe die Reliefbühne in Yaris niemals vermißt. Was ih aber ver-
mißt habe. das ift jene behaglihe. ftimmungsvolle und hhgieni he
Einrichtung der Theater. wie fie eine Großftadt gewöhnlih mi zu-
bringen pflegt; fowie jene einfahe und praktifhe Regelung des Be-
triebs. wie fie in Deutfhland Brauh ift, Mit einigen wenigen Aus-
nahmen. ih nenne die Theater Rejane. Apollo und Femina. 'die
neuften. find die Varifer Theater. man verzeihe mir den Ausdruck.
alte und ftaubige Rumpelkaften. in denen man wenig bequeme Sih-
pläße und ebenfowenig Sauberkeit findet. Die Garderobenverhält-
niffe. die handfhriftlih ausgefüllten Eintrittskarten und fo manhcs '
andere hat fih jedenfalls feit hundert Jahren wenig geändert. Die
einzige großftädtifhe Errungenfhaft. die fih einige Theaterbetriebe
angeeignet haben. ift die zweifelhafte Annehmlihkeit. zwifhen zwei
Akten die neueften Depefhen aus Marokko oder von irgendeinem
Fußball-Math ferviert zu kriegen. Daß *man *aus dem entzückenden

Feenl-airde des ..Oifeau bleu" fo jählings in die profaifhe Welt der Zeitungsneuigkeiten geftürzt wurde. ift eine qualvolle Gefchmacklofig-keit. die ih im Thestre Nejane niht erwartet hätte. Aber eben: Ge-fhäft ift Gefhäft. Und Theater ift ebenfalls Gefhäft. Das kommt einem in Varis fo reht zum Bewußtfein. wenn man in den Zeitun-gen die Kaffenrefultate verkündet findet. Faft täglich lieft man irgendwo: das' Theater foundfo hat am legten Samstag und Sonn-tag - fagen wir 25 000 Franken eingenommen. gewiß der fiherfte Beweis für die Trefflihkeit des dort aufgeführten Stückes! Alfo: wenn ein »Gefhäft große Einnahmen maht. fo muß - niht etwa der Inhaber viel verdienen - fondern die Ware gut fein! So fol-gert der Varifer. Oder vielmehr: fo wird ihm gefolgert! Wer den Vorteil aus diefer Rechnung zieht. ift natürlih die Theaterkaffe. Ich freue mih mehr über eine volle Theaterkaffe als über den vollen Kaffenfchrank einer Bank. Zweifellos. Und wenn ein Theater-leiter ein guter Gefhäftsmann ift - neben anderen Oualitäten na-türlih - fo finde ih das ganz in der Ordnung. Auh darin fehe ih keinen gewihtigen Nahteil. daß fih ein Theater ein wirkungs-volles' Stück ausfuht und diefes forgfältig und mit irgendeiner Größe in 'der Hauptrolle einftudiert. um es dann Abend für Abend wo-möglih die ganze Saifon hindurh zu fpielen. Mau bekommt auf diefe Weife muftergültige Aufführungen zu fehen und ermangelt. in einer Theatergroßftadt. der erwünfhten Abwechflnng niht. Viel fhwerwiegencder fheint mir die Frage. ob fih der dramatifhe Autor in feinem Shaffen durh das großftädtifche Theater mit feiner Rück-fihtnahme auf Vublikum und Kaffe beeinfluffen läßt und ob dem wirklihen Dihter. der nur feinem künftlerifchen Geft-altungstriebe und niht dem Gelüfte der Muffe folgt. die Bühne der Großftadt ver-fhloffen bleibt. Hier liegt doch wohl der Angelpunkt des ausgedehn-ten Themas. das man in die Worte Großftadt und Theater zu-fammenfaffen könnte. Sollte die Löfung fo fhwer fein? Jh denke an die Varifer Theater des Jahres 1911. Da [ind foundfo viel Stücke. Shwänke und Operetten. leihte und pik-ante. mitunter fehr geiftreihe und hiibfhe Sehen. von denen man ganz genau weiß. daß fie nur für die Bedürfniffe des' Vublikums zufammengezimmert find. Und für was für ein Vublikum? Jedenfalls für kein lite-rarifhes. fondern für eins. das ins Theater geht. um fih zu amü-fieren. Soll ih diefen Leuten einen Vorwurf mahen. wenn fie einen vergnügten Abend haben wollen? Und warum foll ih ihnen. die für die tragifhe Gefte eines Klaffikers doh kein Verftändnis haben. niht irgendeine leiht verdaulihe Kofi vorfeßen. etwas Dummes aber Luftiges. ein Ausftattungsftück oder ein Operetthen? Man kann eine künftlerifh ungebildete Maffe niht zu äfthetifhen Feinfhmeckern erziehen. - Und was den Wert folcher ..Stücke fürs Vublikum“ an-belangt. fo genügt die Feftftellung. daß fie -mit Kunft eben nicht gc-

rade viel zu tun haben. Und ihre „Dihter" nennen wir lieber
Theatermaher.
Betreten wir das eigentlihe Theater im alten Sinne des
Wortes. das Theater fürs literarifhe Publikum. wo man nebenbei
gefagt auh den bil-dungsbefliffenen Fremden und, den Provinzler
antrifft. Mau hat das Großftadttheater angeklagt. es verringere
das Publikum mit wirklih künftlerifh literarifhen Bedürfnilffen
und zühte einen fenfationsgierigen Theaterpöbel groß, Zweife los
gibt es in der Großftadt ein unkünftlerifhes' Theaterpublikum -
und es maht fiher den größeren Teil der Theaterbefuher aus --
deffen Shauluft zahllofe Bühnen mit kluger Berehnung zu befrie-
digen ftreben; aber ebenfo fiher befitzt eine Großftadt. gerade weil in
ihr ja für _alles Raum ift. auh ein literarifhes Publikum und eine
literarifhe Bühne. Und wo fieht ein folhes Publikum feine hohen
künftlerifhen Anforderungen glänzender erfüllt als in der Groß-
ftadt? Ift ihm niht einzig in der Großftadt eine lebendige und
tätige Entfaltung möglich! Wird fih niht die relativ befte Bühne
in der Großftadt befinden? Und diefe Großftadt will man zum
Heile des literarifhen Publikums verwünfhen?
Vielleiht eher als jede andere Großftadt befitzt Paris ein
äfthetifh fein gebildetes und wirklih literarifhes Theaterpublikum.
das niht nur die Premieren *befuhh fondern fih auch das klaffifhe
Repertoire in Shaufpiel und Oper aufführen läßt. Ift es niht be-
wundernswert. mit welher Liebe und Hohahtung der Franzofe von
feinen großen Dihtern fpriht. auh *darin frei-[ih feinen beharrlih
konfervativen Sinn verratend? Es ift bezeihnend. daß ein junger
Dihter vom Publikum beinahe zerriffen wurde. als er fih diefen
Winter in einer Conference einige mißfällige Bemerkungen über
Racine erlaubte, Und ebenfo rührend wie der Refpekt vor den
Klaffikeru ift die Verehrung. mit der das Publikum die Laufbahn
eines talentvollen Shaufpielers verfolgt. Ih fah Berühmtheiten
von der Eomädie francaife. in deren Stimme und Auftreten fih ein
hohes Alter bedenklih zu erkennen gab. die aber troßdem. eingedenk
ihres jahrzehntelangen. glorreihen Rufes. wahrhaft königlihe Hul-
digungen entgegennehmen durften. Ein großer Shaufpielerift in
Paris ein König. Und erft eine bedeutende oder wenigftens nur
hübfhe Shaufpielerin?
Doh ih wollte weder vom Publikum noh von Shaufpielern
reden. Jh wollte ein paar Novitäten diefer Saifon Revue _paffieren
laffen und fie auf Großftadtluft unterfuhen. Vielleiht das'fhön'fte
und merkwürdigfte Stück. das diefen Winter in Paris aufgeführt
wunde und erfreuliherweife nah immer vor vollem Haufe gefpielt
wird. ift fo -unliterarifh wie möglih und zugleih fo unendlih fern
vom Großftadbgetriebe: der ..Oifeau bleu“ von Maurice Maeterlinck.
Und trotzdem ein Stück. deffen komplizierte Aufführung nur in' einer

Großftadt möglih ift. Moskau. London. Paris. Und da wie dort
ift das Großftadtpublikum entzückt von diefer märhenhaften Zauber-
dichtung. die eigentlih für Kinder gefhrieben zu fein fheint. die aber
fo tief und reih und fhön ift. daß wir mit fröhlihem Herzen zu
Kindern werden. um laufhen zu dürfen. Brauhen wir uns zu
fhämen? Jft es ein fhlehtes Zeichen für ein modernes Theater-
publikmn? - Und wenn wir uns der Oper zuwenden. es ift zweifel-
los die eigenartigfte und fhönfte.Novität diefer Saifon wiederum
ein Stück von Maurice Maeterlinrk. zu dem Claude Debuffh eine
wundervolle und ganz moderne Mufik gefhaffen hat. Ich meine
..Pelläas et Melifaude". ein Stück ganz lhrifrh und ganz einfach.
vor grauen Zeiten fpielend und länderweit entfernt von jeder Groß-
ftadtluft. Und wiederum fand diefe Schöpfung. von der Opera
eomique in muftergültiger Weife zu Gehör gebraht. einen warmen
und herzlihen Beifall und hinterließ in zahllofen Aufführungen
tiefe Eindrücke. Und dies beim -Großftadtpuiblikum. - - -
Ich weiß. Maurice Maeterlinck ift kein Dramatiker. aber ein
feltener und ftarker Poet. Die Mehrzahl der Parifer Dihter find
zum Teil fehr talentvolle und fehr gefhickte Dramatiker. aber niht
immer Poeten. In die vorderfte Reihe diefer Shar möhte ih
Henri) Bataille ftellen. Sein neueftes Drama ..L'enfant de l'amonr"
leuhtet da und dort von wirklich dihterifchen Stellen. die packen und
mitreißen. Warum läßt er nur am Shl-uffe alles fo wohlmeinend-
behaglih und gut fpießbürgerlih ausklingen? Eine Konzeffion ans
Publikum? Shade. - Ein glänzen-des und elegantes Spiel. ein
lebhafter und wißiger Dialog. und dazu eine fpannende Handlung
find vermögend. im ..Tribun" von Paul Bourget und in
den ..»Marionnetten“ von Pierre Wolff eine gewiffe innere Leere zu
verfteeken. für den Augenblick wenigftens. Und niht viel anders ver-
hält fihs' mit dem ..Vieil homrue" von Georges de Porto-Rihe oder
dem neueften Stücke von Henri) Lavedou. das er .._Le gout du vice“
betitelt hat und fo manhen anderen. deren Namen zu nennen wenig
Wert hat. Trefflihe Qualitäten im einzelnen (zwar auh niht
immer). aber im Ganzen mangelt die große Shöpferkraft. die dih
terifhe Phantafie. das wahrhaft künftlerifhe Formungsvermögen.
Soll die Großftadt daran fhuld fein? Gewiß niht. Sie kann
niht Raturkräfte wegnehmen. Aber laffen fih diefe Dihter doh
niht von dem Fordern und Feilfhen. dem Wehen und Wünfhen der
Großftadt beeinfluffen. her-abdrürken. unterjohen? Nun. wenn fie
in gewiffenlofer Weife dem Theaterpöbel ihre Ware liefern. wie fie
vom Befteller verlangt und am beften bezahlt wird. fo find es keine
echten Dihter. Jh weiß. es gibt deren viele. die den lockenden Ber-
fuchungen einer gewiffen Großftadtbühne niht widerftehen können.
Aber gehen uns die hier etwas an? Doh die oben Genannten. die
alle zu den echten und wahrhafti-gen Dihtern gehören wollen? Sie

entlehnen der Großftadt ihre Figuren und Allüren. ihr Milieu und
ihre Strömungen. Jhre Stücke fpielen im modernen Salon. Wenn
möglih foll in jedem Stücke ein Telephon. ein Engländer und ein
Ball vorkommen (letzteres fchon der Shneiderin wegen). Tut das
irgend etwas zur Sache? Ich glaube. wenn der Dihter ein wirklicher
Künftler und Geftalter i t und dem Stück lebendigen Odem einhauht.
fo find das flitterhafte ußerlihkeiten. die dem inneren Werte nichts
anhaben können. Die Gro-ßftadt fhadet dem genialen Dramatiker
niht. Sie füllt im Gegenteil fein Jnneres mit unendlich reichen
und mannigfaltigen Bildern und Geftalten an. Sie gibt ihm Frifhe
und Modernität. Jft das niht ein Vorzug?
Jh fah Dichter. die ihre Stoffe aus der Vergangenheit her-
halten. aus der franzöfifhen Revolution zum Beifpiel oder dem
napoleonifhen Zeitalter. Waren diefe Stücke deshalb beffer? m
Gegenteil. Das Napoleondrama ..Rivoli“ v_on Rene": Fouchois. es
nämlichen. der fih erkühnte. Racin-e zu bemäkeln. ift eines der lächer-
lihfZeen und fchlechteften Stücke. die diefes Jahr in Paris aufgeführt
wur n.
Wo fteckt der große Dramatiker? Läßt ihn die Großftadtbühne
etwa niht auf die Bretter? O nein. fie würde ihn mit offenen Armen
empfangen. Für einen Dichter von Talent find in Paris die Schwie-
rigkeiten niht allzu groß. eine Bühne fich zu erobern. Am Odeon-
theater hatten diefes Jahr eine ganze Reihe junger und völlig unbe-
kannter Autoren Gelegenheit. ihre Produkte zu zeigen. Das Theater
hat fih damit Mühe und Koften aufgeladen und keine Erfolge ge-
erntet, Weshalb? Die Stücke waren ohne Blut und Leben.
Ja. wo fteckt der große Dramatiker? Jn Deutfhland hält man
fich fhon feit Jahren die Augen offen. Aber auch Paris könnte
einen brauchen.

Dr. Georg Kaffee, Dresden:
Unbekannte Briefe von Carl Maria von Weber
gerichtet an den Intendanten der Kgl, Schaufpiele G r afe n Karl
von Brühl in Berlin.
Weber -wa'r ein fleißiger und amüfanter Brieffehreiber. Leider
kennt die mufikalifihe Faih- und Laienwelt ihn auf diefe-m Gebiete
noch wenig- und immer und immer wieder tauchen höehft anziehende
Briefe von ihm auft .die bisher niemandem bekannt, in irgend einer
Bibliothek fehlummerten oder unbeachtet ein dunkles Dafein führten
im Brivatbefiß. Ich babe nun, auf *das DankenSwertefte unterftiitzt
von der Generaldirektion 'der Königlichen Bihliothek zu Berlin und
insbefon-dere Herrn Direktor Brofeffor l)r. Kopfermann, eine inter-
effante- in der Hauptfache ganz unliekannte Sammlung von Briefen
zufammengeftellt, die der Korn-ponift des „Fr-eifelnißen" an den
Generalintendanten der Kgl. Schaufpiele in Berlinl den kunft-
finnigen Grafen Karl von Brühlf in den Jahren 1814-1826 ge-
fehrieben hat. Es find im ganzen 48 Briefef und von der gefa-mten
Korrefp-ondenz Webers mit Brühl fehlt glücklicherweife nur einer,
Die Sammlung wird näehftens im Verlage von Breitkopf u. Härtel
in Leipzig erfcheinen. Fiir die Lefer von „Nord und Süd“ feien aus
der großen Zahl drei herausgegriffen, -die zu den bemerkenswerteftcn
der Sammlung gehören.
Der Adreffat, Graf Karl von Brühl, war von allen Männern»
die als Intendanten mit der Leitung der Königlichen Bühnen in
Berlin betraut wurden, eine der hedeutendften Verfönliehkeiten. Von

den vielerlei Berdienften. .die er um *die ihm anvertrauten Inftitute und die deutfche Kunft iiberhaupt fich erworben hat. braucht hier nur eines genannt zu werden; die von ih-m veranftaltete Uraufführung von Webers epoohemaihendem „Freifchiiß“. Jener 18. Juni 1821 ift zu einem der »denkwiirdigften Tage in der Kunft- und Kultur-gefchichte unferes Volkes geworden.

Brühl zeigte. vom Beginn feiner Bekanntfchaft mit dem damals in Vrag un-d fpäter in Dresden wirkenden Weber an bis zu Webers Tode voflftes Verftändnis. ja eine gewiffe Vorliebe fiir die Weberfche Mufif. Er feßte in Berlin den „Freifchiiß‟ und die „Euthanthe‟ durch gegen den Willen Spontinis. der, als Generalmufikdirektor mit mancherlei Bollmachten ausgeriiftet. feiner Stellung gefährlich werden konnte. Es billdete fich fchließlich Mifchen ihm und Weber eine Freundfchaft heraus. -die fich namentlich gründete auf das beide Männer ausßeichnende echt künftlerifche Streben und das hieraus hervorgehende einigende Gefühl.

Die Weberfchen Briefe an Brühl [bringen iiber faft alle bedeu: tenderen Ereigniffe der kiinftlerjfchen Reifezeit Webers Mitteilungen. Beginnend mit intereffant-en Bemerkungen iiber die geplante Be-rufung Webers nach Berlin. enthalten fie eine Menge trefflicher Urteile über bekannte Zeitgenoffen des Brieffohreibers und deren Werke; fie teilen manches Neue mit iiber mehrere Schöpfungen des Meifters. Freifchüß. Vreziofa. Eurhanthe und Oberon fehen wir entftehen. Und aus allen diefen Briefen tritt die lautere Verfönlich-keit des Menfchen Weber uns entgegen.

Wir dringen hier die Briefe 2. 39 und 44 der Sammlung zum Abdruck; ausführliche Erläuterungen find beigegeben.

Carl Maria von Weber an Graf Karl von Brühl.

Brag, den 30. Dez. 1815.

HoÖgeborener Herr Graf, vere'hrtefter Freund!

Heute treibt mich ein doppeltes Anliegen dazu, Sie mit diefen Zeilen zu beläftigen: ein fremdes und ein eigenes. Zuerft das fremde.

Mlle, Caroline Brandty) die in der Oper und im
Schaufpiel das naive Fach bekleidet und alle Talente in fich vereint,
die dasfelbe fchmücken können, als Tanz, Gefang. Grazie und Innig-
keit des Ausdrucks. nebft einer zierlichen Geftalt und Jugend - ihre
ausgezeichnete Bibdung und -Einficht als Künftlerin gar nicht zu er-
wähnen -. wünfcht das hiefige Engagement mit einem dauernderen
als eine Vribatanftalt fein kann. zu vertaufchen. Sie ift der Lieb-
ling des hiefigen Publikums und hat auch fonft keine Urfache, eine
Veränderung zu wünfchen, es fei denn jene jedes gebildeten Menfchen.
fich gerne auch unter eben folche berfeßen zu laffen.?) Da ich nun
glaube, daß diefes Fach bei Ihnen unbefeßt ift und Sie fchwerliä)
in Deutfchland es vorzü-glicher wiederfinden werden. fo hat mit!)
Mile. Brandt gebeten. Ew. Hochgeboren zu fragen. -ob Sie geneigt
wären. fie für das' Berliner Hoftheater zu engagieren.
Ich kann mich nicht leicht fonft entfchließen. jemanden zu
empfehlen; wo aber das Talent fo entfchieden ift wie hier“ kann ich
überzeugt feinr Ihnen nur damit einen Gefallen zu erweifen.
Es verfteht fich von felbft, daß Ew, Hochgeboren das ftrengfte
Stillfchweigen darüber »gütigft 'bewahren wollen und zugleich gefälligft
mir in einer geneigten Antwort. abgefondert von den vielleicht mich
betreffenden Gegenftän-den. fchrei'ben wollen. dam-it ich dero Schrei-ben
der Mlle Brandt zuftellen und mich *dadurch als ihrem Wunfche Ge-
nüge leiftend legitimieren kann.
Was nun -meine Angelegenheit betrifft. fo ift fie folgende.
Endlich »ift meine Kantate auf die Schlacht von Belle-

l) Geb. 1794. geft. 1852; ganz borziigliche Opernfoubrette. 1810 in Frankfurt a. M..
1813 von Weber nach Vrag engagiert. Sie wurde nach vielen Kämpfen 1817
Webers treue und verftändige Gattin und verließ die Bühne gänzlich. Weber zog
ihr Urteil bei allen feinen Werken zu Rate - „was meint die Galerie?“ - und
ihrem praktifchen Blick ift manche heilvolle Aenderung zu verdanken.
') Damit fpricht Weber dem einft Mozartb Genius huldigenden Prager Publikum
ein fcharfes Urteil. Selbft der _von Weber 1814 veranftalteten Aufführung von
Beethovens „Fidelio“ hatten die Prager kein Jntereffc entgegengebracht: „Kasper-l.
das ift das Wahre fiir fiel" heißt es voll Unmut in einem Briefe des Meifters
an Gönsbacher.

Alliance vollendet1) und den 22. Aug. mit Erfolg aufgeführt
worden. Jh werde fie nun den erhabenen Souveränen zu Füßen
legen. und da ih weiß. daß alles davon abhängt. durh welhe Hände
fo ein Werk ein Monarh erhält. fo unterftehe ih_ mich. Sie zu bitten.
die Partitur der Cantate in meinem Namen Sr. Majeftät dem
Könige zu überreichen.
Verzeihen Sie. wenn mein Vertrauen auf Jhre freundfchaftlihe
Güte mih eine vielleiht unbefheidene Bitte tun läßt und erklären
Sie mir offen Jkire Meinung dariiber.
Neues haben *wir feit dem 7. Oktober. wo ich an Ew. Hoch
geboren zum leßten Male fhrie'b. gegeben: den 22. Oktober ..W i rt
und Gaf" von Meherbeers) und W-ohlbrück. ein treff-
lihes Werk. das auh 'feine Würdigung erhalten hat und fih auf dem
Repertoire gern gefehen erhält.
Aus den Beilagen können der Herr Graf einen neuen V e r f u h
von mir erfehen. aufdashiefige Publikum zu wirken.
der manherlei Senfation gemaht und. ih kann wohl fagen. trotz
manher hämifhen Auslegungen und Widerfaher mehr Gutes ge-
wirkt hatki) 4
Die Debuts der Mad, Czeka4) (Czezka. D. H.) im Titus. Don.
Juan pp. hielten -mih dann auf. Den 19. November war zum erften*
Male ein Trauerfpiel von Re in b e ck i*) ..Kampf der Gefühle“.

1) ..Kampf und Sieg". Kantate zur Feier der Schlacht von Belle-Alliance“. nach
einem Text von dem Shanfpieler J. G. Wohlbriick (1770-1822). ward am
11. Dezember 1815 beendet. Ueber diefes mit Unrecht jeßt vergeffcne Werk fhrieb
Weber felbft einen Auffaß: ..Meine Anfichten bei Kompofition der Kantate Kampf
und Sieg. Fiir meine Freunde niedergefchrieben." der zn den beften Erzeugniffen*
des Schriftftellers Weber gehört. Vgl. G. Kaifers Gefamtausgabe der Weberfchen
Schriften. 1908 Schufter und Löffler. in Berlin S. 199 f.
7) Siehe Webers Einfiihrung in diefe Oper (Kaifer. Schriften S. 262) und den
längern Beriht iiber die Prager Aufführung (Schriften S. 123 f.).
3) Gemeint ift Ws Vorwort zu den dramatifh-mufikalifhen Notizen. als Ver-
fuche. durch kunftgefchihtliche Nachrichten und Andeutungen die Beurteilung der
auf dem landftändifhen Theater zu Prag erfcheinenden Opern zu erleichtern.
(Schriften S. 259). Diefes Vorwort leitet die in Prag und Dresden fvftemafifh
fortgefeßten Vorbemerkungen iiber neu aufzuführende Opern trefflich ein.
') Diefe Kiinftlerin war in Prag und Leipzig engagiert.
') Georg Reinbeck (1766-1849) als Aefthetiker und Poet nur feine Zeit von
Bedeutung. Weber machte gelegentlich feines Stuttgarter Aufenthaltes feine
nähere Bekanntfchaft. komponierte auh mehrere Reinbeclfhe Gedichte.

Gefiel und hat auch viele Schönheiten der Sprache und der Handlung.
Den 22. „Johann von Wiefelburg“ als Parodie auf den „Johann
von Yaris") zum Benefiz unferes Komikers Allram; mißfiel gänz-
lich. Den 10. (Dezember): „Das Haus Barcelona“, Trauerfpiel von
Th. v. Ber-g, voll trefflicher Theatereffekte, aber gräßlich. Den 19.
„Die Macht der Verhältniffe“, Trauerfpiel von R o b e rt?) Machte
großes Auffehen. befonders unter dein Adel. Den 26.: „D i e
Jugend Veters des Großen". Oper in drei Akten von
Weigl 3) und Treitf ch ke.4) Ohne Jntereffe und fehr leereF
fchlechte Mufik. Den 10. Januar geben wir „J o c o n d e od e r d i e
Abenteurer“. Mufik von Thouardö). Sehr gefällig und
reizend.
Noch habe ich vergeffen. einige der oorzüglichften Rollen der
Mlle. Brandt zu bemerken: Afchenbrödelhf vortrefflich„ weil fich da
alles vereint, ihre Talente zu entwickeln, Zerline, Wagen im Figaro.
Fanchon, Gurli, Wilhelmine im Räufchchen7) pp. find die nächftenf
die mir einfallen.
Verzeihen Sie mein konfufes Schreiben bei der Eile, mit der
ich bei meinen iiberhüuften Dienftgefckniften alles mich Betreffende
abmachen muß. und erfreuen Sie bald mit einigen Zeilen Antwort
') Oper von Boildieu (1812).
2) Ludwig Robert (1778-1832). Bruder der Rachel (Barnhagen), Das genannte
Stück ift zweifellos von allen Dramen Rs das bedentendfte, wenn Gödeke auch
fagt. es fei „ohne irgend einen Hauch von Voefie und mit der tödlichften Kälte
und Berechnung angelegt.“ R. fpricht hier die Tendenz ans. daß der gebildete
Bürgerliche dem Adeligen gefellfchaftlich gleichberechtigt fei.
3) Der gefeierte Komponift der „Schweizerfamilie“ (1766-1846). Siehe anch
Webers Einfiihrung in' obengenannte Oper (Schriften S. 265), wo das Urteil
iiber Weigls Mufik begreiflicherweife gemildert ift,
4) Georg Friedr. Treitfchke (1776-1842)-fchrieb den Text; er ift auch der Text-
dirhtcr von Beethovens „Fidelio“ und ftand mit W. in Briefwechfel,
*) Auch zn diefer Oper ftehe Ws Einführung (Schriften S, 266), Jfouard
(1775>1818) wurde namentlich durch feine Condrillon (Afrhenbrödel) berühmt.
*') Bon Jfauard. vgl. vorige Anmerkung.
7) Die [eßtgenannten find Rollen aus gänzlich oergeffenen Stücken. Caroline
Brandt war als Schanfpielerin und Sängerin gleich vorzüglich. Brühl gewährte
ihr ein Gaftfpiel von fechs Rollen. jede trug ein Honorar von zehn Louisdor
ein. Weber fchreibt der Braut iiber den giinfrigen Abfchlnß: „Du kannft mit
Deinem Kommiffiontir fchon zufrieden fein und ihm bei der Riickknnft einige gute
Ertrabiffen geben.“ Das von großem Erfolg gekrönte Gaftfpiel fand im Herbft
1816 itatt.

denjenigen. der fih mit der ausgezeihnetften Hohahtung nennt
Hohgebornen Herrn Grafen ergebenfter Freund und Diener
C. M. von Weber.
2) 7 Dresden. deu 28, Januar 1824.
Hohgeborner. Hohverehrtefter Herr Graf!
Alle Bemerkungen. die Sie mir auszufprehen die Güte haben.
find ftets fo gewiß von Ihrer Einfiht und Ihrem Wohlwollen für
mein Beftes diktiert. daß ih fie gewiß aufs ernftlihfte berückfichtige
und verdenke. Nach der erften Aufführung in Wien habe ih dort
fhon einiges gekürzti) - der Klavierauszug ift unaugetaftet ge-
blieben -- und hier habe ich fpäter noch die Bifion der E u r h a n th e
z. -B. fehr zufammengedrängt. wie ein Blick in die Stimme fhnell
(überzeugen kann. Im dritten Akt ift ebenfalls ein Rezitativ der
C- u rh a n t h e weggefallen. Es wäre alfo nur noch möglich. die
erfte Szene des dritten Aktes zwifhen Eurhanthe und Adolar zu-
fammenzudrängens) Dies will ich verfuchen. Sanft etwas .ftreichen
zu wollen hieße den Don Carlos aus dem ..Don Carlos“ ftreihen.
und Mad. Seidler würde fih felbft alle Glanzpunkte rauhen.
In einem fo organifh verbundenen Ganzen wie
eine große Oper ift. *gehört es überhaupt zu dem
Shwieri-gften. etwasherauszunehmen. wenn der
Komponift von Haus etwas über feine Oper ge-
dahthan
Eine Künftlerin. die »die Veftalin und Amazlih aushalten
konntei). darf fich vor der Eurhanthe niht fürchten, Mlle. S o n-
tagt) hegte anfänglich auh diefe Befürchtung. die ganz bei der Bor-
ftellung fchwand. obgleih ihre Stimme und Individualität niht zu
den ftärkeren gerehnet werden können.

1) W. war bei der Erftaufführung der ..Eurhanthe“ (182d in Wien) felbft manches
zu lang erfhienen. Die großen Strihe freilih. die Konr. Kreußer nah Ws Ab-
reife von Wien in dem Werke vornahm. fchadeten dem Eindruck fehr und veran-
laßten W. zu der ironifhen Bemerkung. Kreußer habe die Eurhanthe ..vortrefflih
befhnitten."
') Mad. Seidler, die Sängerin der Euryanthe in Berlin. hatte dem Grafen Brühl
erklärt. die Partie fei ihr zu lang und W. möge ftreichen,
3) Diefe Rollen hatte Mad. Seidler oft mit Erfolg gefungen.
4) Die berühmte Sängerin Henriette Sontag (1804-1854) war in Wien die erfte
Darftellerin der Eurhanthe gewefen.

Die Vartien deshalb hierher zu fenden, würde wohl nicht nötig
feini).
Es tut mir unendlich lei-d, daß Ew. Hochgeboren mich mißber-
ftanden haben. Von meinem Honorar follte wahrlich gar nicht
die Rede fein- aber die Befriedigung der gierigen Chezhf) liegt
mir am Herzen - daher meine Bitte.
Daß die Ouvertürei) mißfallcn hatt ift mir freilich unan-
genehm, aber konnte ich fie Seidler abfchlagen? Sie muß gänzlich
vergriffen worden fein, was ich fchon aus den Äußerungen über ihre
Sthwierigkeit fchließe. Das Wiener Orehefter, keineswegs an Güte
dem Berliner gleich, exekutierte fie prima vifta ohne Anftoß zu
meiner Zufriedenheit und- wie es fehien, mit_ Wirkung.
Jah ja„ die arme Eurhanthe wird noch viel zu leiden haben. Nur
Geduld: am Ende ift es ja nicht nötig, Opern zu fchrei-ben.
Mit herzlichem Danke empfange ich Ihre freundlichen WünfcheK)
Wenn Sie und die Jhrigen nicht gerade den Himmel auf Erden
haben, fo liegt es gewiß nicht an m ein en Wünfchen, die ftets mit
gleicher Liebe und Dankbarkeit für Sie in mir leben.
Mit vollkommenfter Hoihachtung und_ Verehrung
Ew. Hochgeboren ganz ergebener
E. M. bon Weber.
3) Dresden- den 5. September 1825.
HoÖgeborener- Hochverehrtefter Herr Graf!
Was konnte niir wohl bei meiner Rückkunft nach Ems?) erfreu-

1) Eine Mitte April 1911 zn Dcffau ausgeprobte Neubearbeitnng des Werkes
durch Hermann Stephani geht größtenteils von Weberfihen Intentionen aus und
belebt die Oper dnrch kräftige Striche und pfhchologifehe Vertiefung fehr glücklich.
2) „Das Chez“ - wie W. im Unmut die Dichterin der Enrhanthe nannte- hatte
*Webern in Wien durch ihr mehr als taktlofes Gebahren heftig erziirnh nnd W.
trug Sorge- ihre nnterhtmäßigem aber fiihn geftellten Anfpriiche zu befriedigen,
3) In einem von Kapellmeifter Seidel veranftalteten Konzert in Berlin war die
Ouvertüre des neuen Werkes ohne fonderlichc Wirkung gefpielt worden.
4) Zinn Iahreswechfel.
5) W, mußte anch 1825 eine Kur gebrauchen und war im Juli und Angriff in Eins
gcwefen. *

licher entgegentreten als der neue Beweis1) Ew, Hochgeboren fort-
während unermüdeter Güte und Teilnahme an mir und meinen
Arbeiten. Je genauer ich die Stellung aller Verhältniffe kenne. je
mehr weiß ich Ihre Beharrlichkeit zu würdigen und zu verdanken.
und ich darf hoffen. daß Sie mich von der innigften Anerkennung
dur-hdrungen glauben.
In Bezug auf mein Eintreffen in Berlin muß ich ergebenft be-
merken. daß meine zweimonatige Abwefenheit in Ems und meine
auf den März df. beftimmte Reife nach Londoni) mir nicht erlauben.
meinen allergnädigften Monarchen um einen langen Zwifchenurlaub
anzugeben. weshalb ich mich wohl auf *die Leitung der letzten Quar-
tett- und Orchefterproben in Berlin gegen Ende November befihrän-
ken müßte. Übrigens bin ich von dem Eifer und der Einficht meines
geehrten Kollegen. des Herrn Kapellmeifters S eid e l 3) überzeugt.
daß er gewiß für Genauigkeit und ficheres Eingreifen beim Ein-
ftudieren der Oper Sorge tragen wir-d.
Bor allem aber bitte ich Sie. hochverehrter Herr Graf. die
Chöre fobald als möglich einftudieren zu laffen und über deren
Einteilung *die dem Buche beigefügten Anmerkungen nachzulefen.
DieChörefindindieferOperfodurchauswefent-
lich eingreifend. wie vielleicht in keiner und
müffenganzficherauswendiggelerntfein.wenn
fie als mitfpielende Berfon wirken follen.
Auch hier darf ich dem fchon vielfältig erprobten Eifer des
braven Chordirektors Leidelt) vertrauen.

1) Spontini hatte einen Urlaub von 10 Monaten angetreten; Brühl wollte diefe
Zeit benutzen. um endlich Ws ..EurnanthW aufzufjihren; er lud W. ein. das
Werk in Berlin felbft zu dirigieren. „Spontini ift abwefend. alt'o haben wir freie
Hand nnd keine Sorge. daß uns Galle in den Wein gemifcht werde". fo hatte er
am 18, Anguft an W. gefcbrieben.
'3) Augnft 1824 erhielt W. die Aufforderung. fiir das Coventgarden-Theater in
London eine Oper zu fchreiben und das Werk felbft zur Aufführung zu bringen,
W.. dem ob feiner Krankheit Sorgen kamen fiir die Zukunft feiner Familie. nahm
das lockende Angebot an. Zur Zeit der Niedcrfchrift vorliegenden Briefes war
W. mit dem Entwurfe der Oberonmufik befchäftigt.
ii) Friedr. Ludw. Seidel (1765-1881) war feit 1822 Kapellmeifter der Hofoper.
Er komponierte Opern und Kirchenmufif.
*) Diefer hatte fchon die Chöre zum „Freifchütz“ einftudiert (1821).

Über fzenifche und andere Ausftattnng wäre jeder Wunfch. jede
Bemerkung Frevel _ denn fie ruht in Ihr e n Händen.
Nur darum muß ich aber dringendft bitten. daß die leßten
Proben nicht von anderen durchkreuzt werden und alles Regat-
fitorifche bei jeder vorhanden fei. Herr Bad ert) hat mich bereits
befucht. und ich werde die Vartie mit ihm durchgehen.
Immer gänzlich mit Ew. Hoehgeboren Anfichten ein-verftanden.
finde ich auch Hkrrn D ev ri e nt geeigneter zum König als Herrn
Sieber.
Schwere acht Monate liegen vor mir. Noch ift keine Note vom
Oberon auf dem Papier?) - Der Himmel fchenke mir heiteren
Sinn und Kraft.
"q Das Bad hat mir im Ganzen wohl getan. wenngleich mein
Ubel nicht gehobeni); wenn nicht die Nachkur das Befte tut.
Wie freue ich mich darauf. Sie. mein innigft verehrter Herr
Graf. in Berlin zu fehen und Ihnen mündlich wiederholen zu
können, mit welchen tiefen Gefühlen der Dankbarkeit. Achtung und
Liebe ich bin
Ew. Hochgeboren ganz ergebener
C. M. von Weber.

1) Der Stinger des Udolar,
') Einiges hatte W. doch bereits niedergefchrieben; mit der eigentlichen Arbeit
begann er freilich erft im September 1825 zur Zeit der Niederfchrift diefes Briefes.
Jm Frühjahr 1826 follte der „Oberon" in London aufgeführt werden.
o) W. fühlte fich oft gänzlich matt, nnd die Huftenanfiille nahmen an Häufigkeit und
Heftigkeit bedenklich zu.

Rund
Adolf Wilbraudt *f-
Unfrer treueften Mitarbeiter einer-
Adolf Wilbrandh der gewef ene Burg-
theaterdirektor und öfterreichif che Hof-
rat„ ift Sonnabend- am 10. Juni
nachmittag gegen 2 Uhr nach kurzer
Krankheit- 74 Jahre alt„ in feiner
Heimatftadt Roftock geftorben. Der
Zufall hat es gefiigh daß wir ge-
rade in diefer Nummer den Schluß
feiner leßten Erzählung veröffent-
lichen. Der Hauptteil unfers Blattes
war gedruckt! als der Telegraph die
Trauerbotfchaft verbreitete. Sofehlte
uns Raum und Zeity Adolf Wil-
brandts Wirken hier erfchöpfend zu
würdigen. Heute miiffen wir uns
daran genügen laffen- zu fagen„ daß
er ein vornehmen giitigert warm-
herziger, liebenswerter Menfch man
eine Verfiinlichkeit von großemStil-
ein Dichten der auf einer lichten
Höhe thronte- der der deutfchen
Literatur als Dramatiker und Epiker
Werke fchenkta die ihn lange iiber-
leben werden. Er war einer der
literarifchften Direktorem die das
Burgtheater hatte- fiihrte ihm eine
große Zahl neuer Dichter und
Dichtungen zur viele fchaufptelerifche
Talente. Er war freilich alles eher
als ein gertffener Gefchäftsmanm
fchuu
der ein guter Burgtheaterdirektor
eigentlich fein müßte. Das Defizit
wuchs unter ihm ins Ungemeffenet
und nach ferhs Jahren oerließ er
das glatte Parkett der Wiener Haf-
biihne, Kampflos- wie er jetzt das
Leben verließ. f.
Guitar' Mahler und Wien.
Der Mann, der gewohnt war,
hundert Menfchen mit leidenfihaft-
licher Herzlofigkeit zu leiten, machte
zu Beginn diefes Jahres die unan-
genehme Entdeckung, daß er ein Herz
hatte, ein kleines, leidendes Herz. Jin
April fchiffte er fich nach Europa ein
und legte fich in Yaris ins Sanato-
rium des bekannten Klinikers
Chantemeffe. Da fich fein Zuftand
nicht befferte, begann er, den Kün-
ften des berühmten Arztes zu miß-
trauen, und ließ einen Wiener Bro-
feffor kommen, der feine Uberführung
nach Wien anordnete, Dort ift Guitar)
Mahler in der Nacht vom 18. zum

19. Mai, noch nicht 51 Jahre alt, ge-
ftorben.
Schmalzige Feuilletoniften unter-
ftellten der leßten Reife des Künft-
lers den Wunfch, nicht in Paris, fon-
dern in Wien zu fterben, in jener
Stadt, die ihm zur zweiten Heimat
geworden, in der er glänzende Tage
gefehen, in der er fich einen inter-
nationalen Nuf erworben habe. Ich

glaube, die Herren Feuilletoniften
täufchen, fich. Abgefehen davon. daß
der Negiffeur Mahler fentimentale
Aktfchliiffe nicht liebte, habe ich trif:
tige Gründe für die Annahme, daß er
in Wien nicht zu fterben, fondern
zu gefunden gedachte. Hätte er
geahnt, daß ihm auch die Wiener
*Ärzte nicht wiirden helfen können,
fo wäre er in Yaris gefwrben, gleich-
gültig dafiir, wo man ihn verfcharrt
hätte. In folchen Dingen war Mah-
ler mindefteus fo znnifch wie Hein-
rich Heine.
Die weiche Stadt an der Donau
hat er gewiß nicht geliebt. Dort ha-
ben freiliü) ausgezeichnete Lehrer fein
Talent entdeckt, dort fteht am Ring
*ein Kunftinftitut, das er faft ein
Jahrzehnt leitete, von der Wiener
Hofoper aus hat er Karriere gemacht,
in Wien hat er eine Frau gefunden,
die ihn liebte und verehrte, aber er
mußte Wien und den Wiener-n im
Herzen grollen, denn er hat!: ?einen
Grund, der Stadt und ihren Bewoh-
nern dankbar zu fein. Er kam ja
nicht als ein kleiner, unbedeutender
Kapellmeifter nach Wien, war viel-
mehr oom Ausland fchon mehrfach
als allererfte Kraft abgeftempert.
Wien hat von Mahler weitaus mehr
empfangen. als es ihm gegeben hat,
und darum konnte er es Wien und
den Wienern niemals vergeffen, wie
man ihm fein Wirken in der angeb-
lich inufikalifchften Stadt der Welt
fyftematifch oerekelte.
Er wußte wohl, warum er iich
ein pompöfes Begräbnis mit :Rafik
und Grabreden teftamentarifch ner-
bat, und die Familie zeigte ein feines
Berftändnis fiir fein Empfinden, in-
dem fie die zahllofen Kränze dein
Sarge fernhielt, die „Freunde“ von
nah und fern dem Toten fchiclten.
Kaum hat je ein Menfch im
Leben fo vie1 Feinde befeffen
wie Guftao Mahler. Was ha:
ben ihn doch im Leben die
Herren Tenore und die feinen Prima-
donnen gequält und nerklatfcht, die
fich täglich nach feinem Befinden er-
kundigten, als er fich zum Sterben
anfchickte! Wie ift er von Leuten be-
neidet und gehaßt worden, die
feine Größe von ungefähr ahnten!

Was hat ihn die Wiener Kritik, die
ihm jetzt Ströme non Tränen nach:
weinte, nicht alles gefcholteu! Was
hat doch diefer Lirmfte unter der
Wiener Trägheit gelitten, wieviel
Energie hat er im Kampfe gegen
die Wiener Gleichgültigkeit und Rach-
läffigteit verbraucht!
Was ift das äe inortuis ni] nini
bene doeh fiir ein heuchlerifches Wort!
Ein Zehntel der Anerkennung, die
man dem Toten zvllt, hätte dem
Lebenden genügt, und er wäre nie
auf den Einfall gekommen, fich in
Amerika zu zerreiben!
Guftav Mahler, der, felbft unge-
mein wißig, ein Freund guter Boin-
ten war, kannte ficher die Gefchicbte
des Wiener Chefredakteurs, der einen
Mitarbeiter im Leben faft zur Ver:
zweiflung trieb und dem toten
Feuilletoniften am Grabe einen jener
warm empfundenen Wiener Nachrufe
hielt, bei denen es einem eiskalt
über den Rücken fiihrt. Als man den
Herrn Chefredakteur mit gebühren-
der Höflichkeit darauf aufmerkfani
machte. daß der lebende Feuilletonift
nie etwas davon gemerkt habe, daß
der Chef fein Talent frh'ciße, meinte
der Chef: Nun ift der Mann tot, da
brauche ich in mit meiner Anerken-
nung nicht zurückzuhalten. Sie wiirde
4150'

dem Lebenden fo gefährlich geworden fein, daß er unbedingt an Größen- wahn zugrunde gegangen wäre! Darum hat fich wohl Mahler jede Rede uerbeten. Nicht ner- beten hat er fich die Teilnahme an feinem Begräbnig, und fo fahn wir in den Wiener Tages- zeitungen eine volle Spalte mit Namen jener Verfönlichkeiten, deren einziger Beruf es offenbar ift, anwefend zu fein, wenn ein großer Mann ftirbt. So hat Euftav Mahler ungewollt, als er fchon tot war, für dreihundert Meufcheu mehr getan, als für ihn getan worden wäre, wenn er Methufalems Alter erreicht hätte. Daß Euftao Mahler einer der größten Interpreten fremder Kunft war, daß er ein ganz, ganz großer Dirigent gewefen iftf das fteht heute feft. Aber nicht minder feft fteht, daß er Wien und die Wiener im Grunde feiner Seele gehaßt hat, denn er kannte Wien und die Wiener, kannte die Eliquenwirtfchaft, wußte, wie die Hand voll Menfchen, die das geiftige Wien augmachen, mitein- ander oerlauft und oerfilzt find, und mehr noch als feine Feinde haben ihm feine Freunde gefchadet, jene Snobs, die geftern Goethe, heute Nu- bens und morgen Mahler entdecken und die befte Sache und den größ- ten Mann unheilbar kompromit- tieren. Ernft Friedegg.

Der Zauberlehrling 7'*

Hanns Heinz Ewers geht dem Seltfamen, Wunderbaren nach. Er futht Geheimniffe, Diefer Trieb zwingt ihn zu großen Reifen, diefe Sehnfucht läßt ihn in die dunkelften Abgründe der menfchlichen Seele hin- abfteigen. Zwei Bücher waren big- her Zeugniffe dafür, „Die Befeffenen“ und „Das Grauen“ - Bände, die kleinere Gefchiihten enthielten, Träu- me, Vifionen, immer mit dem Unter- tone des Trotzes gegen all diefe Sug- geftionen, die eines Meufcheu Geift knebeln und unterjochen können, Zeßt macht Ewers den kühnen Berfuch, diefe Grundftimrnung feiner Seele in einen großen Roman zu bannen, eine größere gefeßmäßige Welt zu bauen, In den Mittelpunkt feines Romans, der mit Bedeutung als erften Titel

den Namen „Der Zauberlehrling“
führt, ftellt er einen Meufcheu, Frank
Braun, der wie Ewers felbft dem
Sonderbaren nachgeht. Frank Braun
gelangt auf einer feiner Fahrten in
der Gegend des Gardafees in ein ab-
gelegenes Bergtal, in dem fich gerade
eine kleine Menichheitsepifode ad-
fpielt, die den nach feelifchen Senfa-
tionen Lüfternen feffelt. Im Val di
Scodra find die Meufcheu noch im
geiftigen Mittelalter, in diefer Berg-
landfchaft werden noch immer Reli-
gionen und Propheten geboren, und
als Frank Braun hier entrifft, findet
er die Bewohner des Tales in reli-
giöfer Exftafe. Einer der ihren, Pietro
Nofchere, der das Sektirerwefen in
Amerika kennen gelernt hat, ift in
die Hemat zurückgekehrt und hält dort
Bußverfammlungen ab, Den Teufel
in einem jeden zu fuchen und zu ver-
nichten, heißt er fie, und ftolz nennen
fich feine Anhänger die Teufelsjiiger.
Die katholifche Kirche fieht mit Be-
forgnis, wie lange fchon die Bewe-
gung dauert. Da aber ihre Vertreter
die Erfahrung gemacht haben, daß
Verfolgung nur fchadet, wiihrend jede
folche Bewegung ausbrennt, wenn fie
genug Leidenfchaftsfeuer verzehrt
hat. fo läßt fie alles gefchehen, ohne
&of

einzugreifen. Nur eine getreue Anhöngerin der Kirche, Terefa, die Tochter des Gaftwirts Naimondi, erftattet dem alten Pfarrer Don Binzenzo im Städtchen oon Zeit zu Zeit Bericht. Frank Braun befchließt nun, diefe Bewegung zu fiihrenx die Flammen zu entfachen, aus Mifter Peter. Pietro Nofclere, einen wirklichen Propheten zu machen, Eine Heilung, die er felbft an einer Kranken durch Medikamente oollbringt, infinuiert er Pietro, wäre durch deffen Zauberkraft gefihehen. In Terefa Naimondi, der getreuen Katholikin, die dreifach durch Gewalt, Hingabe und Kauf vom Vater fein eigen wurde, findet er eine Somnambule, die er durch Suggeftion beherrfchen kann. Er ge-
* ftaltet aus dem geliebten Mädchen eine Heilige, und aus den Teufelsjiigern macht er Geißelbrüder. Bei den Geißelungen gefchieht ein Wunder: eine im feelifchen Schmerze lahm Geworbene gefundet. Die Kräfte, die er geweckt hat, kann er bald nicht mehr bannen. Das Mädchen will fich in feiner Exftafe krenzigen laffen. Als Frank all diefen Greueln entfliehen will, wird er von den Bergbewohnern feftgehalten, muß die Kreuzigung des geliebten Mädchens mit anfehen und, wie fie nackt am Stamme des Kreuzes hängt, erkennen, daß fie fihwanger ift, fchwanger von ihm. Er wird gezwungen, den Stich in ihre Seite zu führen, er wird gezwungen, mit einer Miftgabel den Leib der Geliebten und das Kind, dag fie von ihm trägt, zu durchbohren, Dann gelingt ihm die Flucht vor den graufen Gewalten. Aber EwerS läßt diefe grandiofe Szene im Pal di Scodra nicht dominieren, Die letzten Kapitel fpielen in Venedig, Da begegnet Frank Braun Lotte Lewi, der Phönizierin aus dem Berliner Tiergartenviertel. Das Leben, die Wirklichkeit hat ihn wieder. Er ftürzt fich in das neue Abenteuer. Llnd wie ihm die Welt wieder grämlich werden will, wie er in Venedig den Kadaoer fieht, in dem die Menfchen als Maden haufen, fpricht Lotte Lewi das Wort aus, das wie Erlöfung und Ironie zugleich klingt: „Ich will ein [Kind von dir, Frank Braun!“ Es liegt Stärke in dem Zuge der Erzählung, Es ift ein großes Symbol, wie der Menfch diefer Gefchichte,

Frank Braun, überwältigt wird von
dem, was er heraufbefchworen, leicht-
finnig wie der Zauberlehrling! Aber
es liegt noch größere Stärke darin,
wie er fich von dem ganzen Nachtfpuf
befreit! Ewers ift reifer, größer ge-
worden in diefem Roman. über feine
Vorliebe für den Blutgermh wollen
wir nicht mit ihm rechten.
Heinrich Conrad.
Gotifche Sonette. Von So-
phie Hoechftetter. Leipzig
und Miinchen, Georg Müller.
Die ftolze Unbekümmertheit, mit
der hier der dem Sonett an fich
fremde Geift der Gotik mit ihm zur
Einheit zufammengefügt ift, iiber-
zeugt von der großzügigen Kunft deS
Autors auch den, der bisher noch
nicht von ihr berührt worden ift.
Aber Sophie Hoechftetter ift den Ken-
nern der neuen Literatur kein bedeu-
tungslofer Name, ein ftarkee Schaf-
fen fteht ihm dahinter, das von inan-
chem Gipfel aus den Einblick bot in
eine fehr fenfitioe, bewegte Pfhche
nnd in ein eroberungsmutiges Erden-
wallen. Die gotifchen Sonette beden-
ten einen neuen Höhepunkt in Sophie

Hoechftetters Kunft. Diefem kleinen,
graziöfen Sonettenbuch ift ein inne-
rer Zufammenhang durch die Einheit
des Stoffes gegeben.
von einer feltfam fchweren Art, Stim-
men einer großen Vaffion. die empor-
lodern wie die vollen Gar-ben eines
Feuerbrandes, find als ein Ganzes
zu einer Novelle von reizvoller Eigen-
art zufammengefchloffen. Den Hin-
tergrund, die Stimmung gibt „ein
dunkles, gotifches Schloß, um das der
Wind weht“, und die Verfonen, deren
Empfindungen und Gedanken in
ftarker Jntenfität auffprühen, find
Ebba, eine Brinzeffin aus dem Haufe
Wafa, und Clemens, der einft ein
Ordensbruder war,
Die Einführung in den Rahmen
ift zugleich Einftellung auf die Art
der Sonette felbft. Die Umwelt ift
aufgebaut, und von ihrem Zauber
getragen, gleitet eine große Leiden-
fchaft vorüber. vier in fich gefchloffene
Vhafen umfpannend: Aufftrom -
Bräludium der Liebe .- Ferne -
Erfüllung. Diefe Sonette haben alle
die ihnen zugehörige (befte, der das
reiche, emporftrebende Pathos der
Gotik aufgeprägt ift, feftgehalten in
der fehr charakteriftifchen Ausdrucks-
weife des Dichters. Sophie Hoech-
ftetter ift ein Ariftokrat der Sprache,
ihre Worte haben das vornehme
Aroma auserlefener Kultur und
einer durchgeiftigten, überfeinen, fchon
etwas müden Bracht, dem fprühende
Lebendigkeit und leidenfchaftliches
Temperament eine feltene, ungemein
reizvolle Nüance geben. Die goti-
fchen Sonette haben durchweg diefen
Zug leidenfchaftlicher Schönheit und
vornehm gehaltener Leidenfchaftlich-
keit, Sie find nicht immer harmo-
nifch in der rhythmifchen Beweguug,
Liebeslieder 7
jedoch nicht aus einer Unzulänglich-
keit künftlerifiher Kraft. fondern aus
dem bewußten Feingefühl für Stim-
mungsnotwendigkeiten, das Bilder
und Reime in gleicher Weife anpaßt.
Zn den Sonetten ift Sophie Hoech-
ftetter ganz fouveräner Herr über die
Ausdrucksmittel: Sprache, geiftiges
Bild, Rhythmus des Schrittes und
der beraufchende Elan, in dem diefer
Dreiklang angefchlagen ift. fchafft

einen ftarken Mitklang in dem Lefer.
Es gibt in der neuen lyrifchen
Literatur wenige Bücher von folch
einheitlicher Kraft. Und wenn der
Hiftoriker einmal von unferer Zeit
fageu wird: fie hätte eine neue Epoche
des Sonetts gebracht, fo wird unter
den Dichtern, die das Gebiet zurück-
erobert haben. Sophie Hoechftetter
als eine der erften genannt werden.
E. Redenbacher.
Die felige Jnfel.
Bau(Ernft gibt im Znfel-
verlag zu Leipzig ein wertvolles,
nach Inhalt und Form außerordent-
lich merkwürdiges. ja frappierendes
Buch heraus, unter dem Titel „Die
felige Jufel", einen Roman. _Die
Bezeichnung „Roman" ift gewagt. das
kleine fchöne Buch mit feinen 169
Seiten ift technifch nicht als Roman
anzufprechen, es ift vielmehr eine Er-
zählung - und zwar eine fehr felt-
fame und innerlich bedeutende.
Was in dem Buche vorgeht, ift
mit ein paar fkizzierenden Worten
kaum zu fageu; es ift das Broblem
einer Ehe zu dreien, die natiirlich
fcheitern muß, und das Problem
ift angefaßt von einem fittlich fehr
hochdenkenden Menfchen. Der ganze

große Reiz des Buches befteht darin, wie daS Problem dargeftellt ift, d. h. der künftlerifche Reiz des Buches ift nicht minder groß als der Reiz des Problems, _- ja, ich möchte fagen, er ift größer, Man denkt mitunter an Maeterlincks kleines Drama von Aglavaine und Selhfette, wo das gleiche Vroblem im Mittelpunkt fteht. Aber in ihrem dichterifchen Rhythmus find Baal Ernft und Maeterlinck fehr verfchieden. Maeterlinck geftaltet lyrifch, Vaul Ernft ift durchaus Epiker, er fpricht beinahe wie ein Ehronift.
Ernft hat fein Buch in einer eigentümlichen, bewußt antikifierenden Sprache gefchrieben. Ich muß geftehen, diefer altertümelnde Stil ift das einzige, was mich in dem Buche ftört; ich ließe ihn mit gern gefallen, wenn hier eine hiftorifche Novelle vorgetragen wiirde, aber diefe Gefchichte fpielt in der Gegenwart, -. und da will man nicht den Tonfall alter Ehroniften hören, fondern die lebendige Sprache unferer Zeit. Mitunter iirgert man fich geradezu über diefe mit großer Konfequenz durchgeführte Maniriertheit des Stils, der unnüß viele altertümliche „indem“-Siiße bildet und mit Vorliebe mehrere Relatiofc'itze ineinanderfchachtelt, was unferem heutigen Sprachempfinden recht wenig zufagt. Ernft hat fich in der Art feiner epifchen Darftellung die Sachlichkeit der alten Rooelliften zum Mufter genommen. Es war nicht Zufall, daß er Boccaccio und die andern alten italienifchen Erzähler neu herausgegeben hat. Auch den Ton alter märchenhafter Epen meint man mitunter zu vernehmen. Es ift ein Buch, in dem nirgends „Stimmung“ gemacht wird, nirgends find die Konturen oerfchwommen, fondern man fühlt immer die ftraffen Zügel einer zielbewußten Hand. Etwas Dunkles, Ernftes, Schweres liegt über dem Buch, - dabei ift es von einer Romantik, die etwas ganz Berklürendes an fich hat. Es ift ganz ausgefüllt mit Handlung, nicht mit Befchreibung und landfchaftlicher Malerei und nicht mit der nervöfen Zerfaferung feelifcher Zuftünde, wie wir fie in den

modernen Büchern fo häufig finden.
Hier ift eine wahre Freude am
Abenteuer, nicht an der pfycholo-
gifchen Zergliederung.
Diefes edle Bua), das ernften
Menfchen warm empfohlen fei, ift
vom Berftande in gleicher Weife
beherrfcht, wie von der dichterifchen
Intention. Manche fchöne Blicke in
die Tiefen des Seine tun fich auf.
Ja, es ift ein tiefgründiges Buch,
reifen Menfchen dar-gebracht. Biel-
leicht ift eg nor allem ein Buch für
Künftler. Diefe werden fich am ehe-
ften in das große und tiefe Gefühl
der Erzählung hineinfinden und es
am eheften begreifen.
Das Buch bleibt in unferem Ge-
dächtnis wie eine lieblich-ernfte
Vifion. Eine fchöne* Dichtung und
zugleich ein Werk, das unfer Rach-
denken iiber ethifche Dinge befruchtet.
So behalten wir es in der Erinne-
rung, als ein poetifches Gefüge von
feiner und doch ftarker geiftiger Art,
von einem ficheren fchickfalgnollen,
dunkel raunenden Rhythmus,
Hans Bethge.
Die Haindlkinder. Roman.
Bon Rudolf Hans Bartfch.
Leipzig, Verlag von L. Staack-
mann,

Nach den wundervollen „Zwölf
aus der Steiermark“ ift es kein Auf-
ftieg zu nennen. Nach gar iiber-
rafchend kurzer Zeit brachte der junge
Rudolf Hans Bartfch mit dem fo jun-
gen Ruhm fein Werk heraus. Es ift
ein Buch vom alten und neuen
Öfterreich, von deffeu Jugend und
Zukunft. In einer Wiener Familie
ucrfuclit der *Dichter die Beftrcbuugeu-
Wege, Ideale und Ziele diefes großen
Reiches darzuftellen, zumindeft das
öfterreichifche Deutfchtum und das
Wienertum zu verkörpern. Er hat
recht hoch gegriffen und übers Ziel
gefchoffen. Der frifche draufgiinge-
ringe Jugendmut diefes jungen Offi-
ziers hat fotfch die Aufgabe angepaclt,
hat aus ihr gemacht, was er konnte,
und ift darob manchmal über ernfte
Fragen flüchtig hinweggegangen. Jft
manchem tiefernften der in Öfterreich
fo zahlreichen Probleme begegnet,
das er nicht liifen konnte, kaum feft-
halten wollte, Aber das lokale Ko-
lorit, das öfterreichifche Gemütsleben,
den weichen, fentimentalen und leich-
ten Wiener Ton hat er mit Liebe
feftgehalten und gezeichnet.
Der alte Haindl, der topifche
Wiener, ein fruher Genießer, hat
drei Söhne und eine Tochter. Mit
Weib und Kindern zieht er aus der
Stadt und fiedelt fich auf einem
Berge, in einem nach altviiterifcher,
behäbiger Art erbauten Haufe an.
Hier erzieht er die Jungen fiirs Le-
ben, fiir fein Öfterreich, das feine
Liebe, feine Hoffnung ift. Es find
drei verfchieden geartete Menfchen:
der Lebehaindl, der ältefte Bub, dem
Vater uachgeraten; der Geifthaindl,
ein Träumer und Denker; und der
Kampfhaindl, ein Tatmenfch, Realift
und Kämpfer, Schon in jungen
Jahren gehen fie feelifch ausein-
ander. Der Lebehaindl plätfchert ins
Schlemmerlebeu hinein; der Geift-
haindl wird ein Einfamer und Philo-
foph; der Kampfhaindl ftiirmt in die
politifche Arena. Und ihr Schickfal
ift ein Weib, das der Lebehaindl
vergeblich begehrt, der Kampfhaindl
als Gattin zu kurzer unglücklicher
Ehe heimfiihrt und der Geifthaindl
als fpätes Liebesgliick in die Arme
fchließt und bald verliert. Als müde,

reife Männer find fie fchließlich im
Berghaufe, dem „Ofterhäufl“, vereint,
ohne dem Vaterland das gegeben zu
haben, was der Alte erträumte:
Taten und ftarke Führung.
Selbftredend gibt diefer Umriß
des Buches Fülle nicht: die tief-
poetifchen Bilder, feinen Szenen und
bezeichnenden Einzelzu'ge. Llnd vor
allem nicht die leidenfchaftliche Liebe,
den ftolzen Glauben und tatfroheu
Mut, die das ganze Burh durch-
klingen. Es ift kein wahrhaft aus-
gereiftes, fchlackenfreies Werk; aber
das Zeugnis einer unftreitig bedeu-
tenden Begabung. Oeutfchöfterreich
kann Freude haben an feinem Rudolf
Hans Vartfch. Hugo Alt,
Nur' nicht heiraten. Von A.
O. Weber. (Berlin, Guft. Nieckes
Nachf.) Nieoiera - Expreß.
Von Alexander Mosz-
ko w s k i. (Berlin, Konkordia,
Herm. Ehbock.)
Diefe neuen Vlaudereien und
Satiren der geiftreichen Verfaffer
werden diefen viele neue Freunde
gewinnen. Sie find wißig und luftig,
ohne die Warnung: „Nur fiir Her-
ren“ tragen zu miiffen, und ich ver-
danke ihnen die angenehmfte Unter-

haltung während eines verregneten
Sonntagnachmittag-s.
Karl Georg Wendriner
Theobald Hüglin. Roman aus
Schwaben von Otto Frommel.
Berlin, Vaetel.
Ein Vfarrersroman. in dem aber
theologifche Skrupel keine Rolle
fpielen. Der Held - freilich ein
etwas fchwächlicher - der Sohn
eines ftrengen württembergifchen
Vrälaten, kommt als Vfarroerwefer
in ein im Schwarzwald gelegenes
Dorf, deffen Gemeinde ihm auffäffig
ift und die größten Schwierigkeiten
bereitet. Dort verliebt er fich in die
Tochter des Schulmeifters. Ein Kind
ift die Frucht des Liebeshandels, das
nach dem Tode der Mutter von den
Verwandten gepflegt und aufgezogen
wird. Diefe verfuchen von dem Vfar-
rer, der fich inzwifchen verheiratet
hat und Stadtgeiftlicher an einem
größeren Ort geworden ift, Geld zu
erpreffen. Die Sache wird ruchbar,
der alte Vrälat ftirbt aus Schmerz,
die Frau des Vfarrers, die fich felbft
Mutter fühlt, verzeiht ihrem Gatten
und ift bereit, gemeinfchaftlich mit
ihm in Amerika ein neues Leben zu
beginnen.
Ein gut erzähltes _Buch mit hüb-
fchen , Verfen, anmutigen Natur-
fchilderungen, frifchem Humor in
der Vorführung einzelner Geiftlichen,
manchen feinen, pfhchologifchen Ve-
merkungen. Ganz vortrefflich find
diefe Geiftlichen porträtiert: der
wiirdevolle Vrälat, der falbungs-
volle Dekan, der fchleichende, lär-
men-de, andererfeits der innerlich
oer'gniigte und behagliche Land-
pfarrer. Auch Frauen und Männer
der Stadt, namentlich ein reich
gewordener, fchlichter Fabrikant mit
feinen Angehörigen, find gut ge-
zeichnet, Vfaffenfeinde werden über
das Buch triumphieren, die Frommen
mögen darüber fkandaliert fein oder
wenigftens fo tun; der, dem Menfch-
liches nicht fremd ift, wird bekennen,
daß in dem Buche ein menfchlicher
Vorgang ergreifend dargeftellt wird.
Die innere Seelenpein des troß feines
Fehltritis edeln Geiftlicben, die finn-
liche Ergebenheit des Mädchens, dem
diefe Hingabe Stolz und Freude ift,

die tiefe, gewaltige Liebe der ver-
heirateten Frau, die, eben weil fie
liebt, alles verzeiht, - dies und fo
manches andere ift wirklich glaubhaft
gemacht, fo daß man in der Erzäh-
lung einen reifen Künftler begrüßen
darf, Vrof. l)r. Ludwig Geiger.
Halevi. Diwan de Jehuda. Her-
ausgegeben oon Guftao Kar-
peles. 2.A11fl.
Man darf es mit Freuden be-
grüßen, daß jetzt eine Neuheraus-
gabe des „Diman" erfcheint. Es ift
eine glückliche Auswahl von reli-
giöfen Liedern tieffter Empfindung,
von Liebesliedern, deren Grundzug
reine, keufche Junigkeit ift, aus
Zionsgefängen aus Kifa, Zions-
lieder, die von Geiger, Heller, Sachs
und Emil Cohn überfeßt find, fpricht
eine heiße Sehnfucht nach dem Lande,
wo das jüdifche Volk lebte und litt,
Diefe Sehnfucht zu ftillen, war das
Lebensziel des Dichters, über deffen
Wirken eine kurze Einleitung das
Wiffenswerte mitteilt.
l)r. S, Stiebel.
Aus Indiens Dfchungeln.
Von Oberleutn.a,D.O,Kauff-
m ann. 2 Bände. 360 Seiten mit

2 Karten, 12 Vhotograviiren und
265 Abbildungen auf 152 Tafeln.
Beide Bände zufammen in Kaffette
geb. 20 nc. Verlag von Klink-
hardt 6e Biermann, Leipzig.
Bei dem regen Jntereffe, das jetzt
allgemein durch die Reife des deut-
fchen Kronprinzen bei uns geweckt
worden ift, ift ein Werk über das
Wunderland aus der Feder eines
wirklichen Kenners doppelt willkom-
men. Das Buch Kauffmanns, der als
der erfolgreichfte deutfche Jäger in
Indien anerkannt ift, ift nicht einer
jener fenfationellen Reifeberichte, die
ohne wirkliche Kenntnis des Landes
von einem Globetrotter niederge-
fchrieben find, fondern man merkt es
der Darftellung an, daß hier ein
Mann zu uns fpricht, der mit dem
Lande vertraut ift, wie wohl nur
wenige Deutfche. Dabei befißt der
Verfaffer die feltene Gabe, die Ma-
terie in feffelnder, allgemein faßlicher
Art darzuftellen. Neizvoller als hier
find wohl nur felten Jagderlebniffe
befchrieben worden, mag man nun
den fpannenden Schilderungen der
Elefanten-, Tiger- und Leoparden-
jagden folgen, oder den Berichten
über die Erlegung des Gaurs, der,
dem deutfchen Ar am nächften ftehend,
als die Krone indifchen Wildes gilt.
Aber nicht nur dem Jagd- und Na-
turfreund bietet das Werk eine Fülle
intereffante): Erlebniffe und Beobach-
tungen, fondern jeder Eebildete wird
das Erfcheinen des Buches mit Freu-
den begrüßen; gibt doch der Verfaffer
nicht nur eine Schilderung feiner
Zagderlebniffe, fondern darüber hin-
aus eine auf zehnjähriger Forfchung
fich ftiißende Darftellung der fozialen,
politifchen und religiöfen Verhältniffe
Indiens, feiner Bevölkerung und fei-
ner Naffen. Man darf wohl ohne
überhebung diefe Publikation als
das deutfche Buch iiber Jn-
die n anfprechen. - Die Ausftattung
der zwei ftattlichen Bände ift buch-
technifch außerordentlich reich und ge-
fchmackvoll. Eine Anzahl prachtvoller
Bhotograviire-Tafeln gibt dem durch
feine Frifche und Anfchaulichkeit aus-
gezeichneten Werke noch einen befon-
dern Reiz, ganz abgefehn von den
übrigen Abbildungen, die zum größ-

ten Teil in einem ganz neuen, überaus wirkungsvollen Verfahren, dem Eraviiretinto-Druck, hergeftellt wurden, der hier zum erftenmal praktifch erprobt fein diirfte. “i * *

Siegfried Wagner und f ein e K u n ft. Gefammelte Auffäße über das dramatifche Schaffen Siegfried Wagners vom Bärenhäuter bis zum Banadietrich von E. Fr. E l af e n a p p. Leipzig, Breitkopf 5c Härtel.

Sicherlich ein fehr gut gemeintes Buch, aber ob es richtig war, den keineswegs in geringer Zahl vertretenen Leugnern der Kunft Siegfried Wagners mit diefem ftattlichen Bande von 400 Seiten Quartformats ein neues Angriffsobjekt in die Hände zu fpielen, ift die Frage. Der unleugbare Wert diefes Buches liegt m. E, in der ausführlichen quellenmäßigen Behandlung der Sagen, Märchen und Volksgebräuche, die der Bayreuther Erbe feinen dramatifchen Dichtungen zugrunde gelegt hat. Jeder Freund des deutfchen Volkslebens der Vergangenheit wird darum diefes, übrigens wundervoll ausgeftattete, mit Buchfchmuck von Franz Straßen gezierte Werk fehr gernlefen.> Vrof. l)r. Wilh. Altmann.

Ludwig van Beethovens
Leben von Alex W. Thayer.
Nach dem Originalmanufkript
deutfch bearbeitet von Hermann
Deiters. 3. Band, 2. Auflage.
Neu bearbeitet und ergänzt von
Hugo Riemann. Leipzig,
Breitkopf 6c Härtel.
Bor wenigen Monaten erft haben
wir den 2. Band diefes grundlegen-
den Werkes hier gewürdigt. Sehr
bald ift ihm die Neubearbeitung die-
fes dritten gefolgt, in der Niemann
fehr viel zu ändern hatte; vor allem
fiir das Jahr 1810, wo fich Beethovens
Heirat mit Therefe Malfatti, nicht
mit Gräfin Therefe Brunswick, zer-
fchlagen hat; diefe ift aber doch
wohl, wie Thayer nachzuweifen ge-
fucht hat, die unfterbliche Geliebte
Beethovens gewefen, wenn auch deffen
berühmter Brief aus dem Jahre 1806
nunmehr ins Jahr 1812 verlegt wer-
den muß. Fiir jeden, der lieh mit
Beethoven näher befchiiftigen will, ift
diefes Thayerfche Werk fchlechthin
unentbehrlich, W. Altmann.
Carl Grammann. EinKünftler-
leben von Ferdinand Pfohl.
Berlin, Schufter 5c Löffler.
Eine mit fichtlicher Liebe gefchrie-
bene Biographie des vornehmen
Komponiften, für den die Oper die
meifte Anziehungskraft hatte, der
aber in Liedern, Sinfonien und Kam-
mermufikwerken doch wohl fein Beftes
geboten hat und auf jeden Fall weit
mehr Beachtung verdient, als ihm
zu teil geworden ift. W. A.
Berlin als Mufikftadt, Ge-
fchichte der Oper und des Konzerts
von 1740-1911 von l)r. A d o l f
W e i ß m a n n. Berlin, Schufter
u. Löffler.
Ein im glänzenden Feuilletonftil
gefchriebenes, amüfant zu lefendes
Buch von mehr als 400 Seiten ohne
gelehrten Balluff, das aber doch auf
eingehenden Studien beruht, jedoch
gelegentlich ftark fubjektio gefärbt ift,
Abbildungen, ohne die es heute offen-
bar immer noch nicht geht, 100 an
der Zahl, werden vielen willkommen
fein. Wilh. Altmann.
Franzöfifche Lyrik alter
und neuer Zeit in deut-
fchen Perlen. Bon Jofeph

Zaffä- (Hamburg, Gutenberg-
Verlag.)
Leider ift es eine Notwendigkeit,
Dramen und Romane zu überlegen.
Dafür läßt fich mancher Grund fin-
den. Lyrik zu überfeßen, aber ift un-
möglich, befonders unmöglich, wenn
es fich um die Lyrik Alfreds de
Muffet, Baudelaires und Berlaines
handelt. Man 'iiberfetzt den ganz
gleichgültigen Inhalt und ießt
Worte, die zufällig das Gleiche be-
deuten, aber einen ganz andern
Klang haben. Llnd diefer Klang,
diefer Hauch, der unfre Seele nm-
hiillt, ift in jeder echten Dichtung,
befonders aber in der eines Ber-
laine, das Tieffte und Schönfte.
Stephan George hat in feiner Um-
dichtung Baudelaires den Weg ge-
wiefen: nicht „verdeutfchen“, fon-
dern „umdichten" foll man! Auf
ihr, Stephan George, Hofmanns-
thal, Bollmüller, Rainer Maria
Rilke, ihr feid die Berufenften!
Aber eine Umdichtung ift Selbft-
zweck! Aus welchen Griinden über:
feht *man diefe nach der Wahl der
Gedichte fehr feinfinnig getroffene
Auswahl franzöfifcher Lyrik für die
große Menge?
Karl Georg Wendriner.

Ruudfcbau

Aus den heimatlichen Ber-
gen. Nordmährifche (befchichten
vonOttokar Staufvon der
March. Freudenthal, W. Krom-
mer.
Einen nicht unbedeutenden Schaß
deutfchen Volkstums hat Stauf von
der March zu heben verfucht. Einem
Volksftamm. der unter ftetigen hef-
tigen Kämpfen fich feine Eigenart er-
halten mufz. hat er künftlerifch ge-
recht werden wollen. Es ift ihm nicht
vollwertig gelungen. Die fiinf in
diefem fchmalen Bändchen vereinig-
ten Skizzen erfchöpfen nicht den gan-
zen Reichtum an Eebräuchen, Thpen
und Anfchauungen feiner Landsleute;
fie bringen nur einzelne, fehr kurz-
weilige Eefchehniffe, ein paar hübfch
gedachte Geftalten. Das Buch ift mit
Liebe gefchrieben. Als erfter Berfuch
auf neuer Bahn des Autors mag es
gelten und fchließlich auch empfohlen
werden. Hugo Alt.
Der Rabenfchrei. Roman von
M a r i a Sto n a, Leipzig, Her-
man Hillger.
Das vorliegende Werk hat tief-
gehende Fehler aufzuweifen: es gibt
keine Menfchen und erfchöpft kein
Gefchehen. Bon einer Scheidung wil(
die Dichterin erzählen und befpricht
langatmig ein pfvchologifch wenig be-
gründetes. an tiefern Emotionen
armes Liebesverhältnis einer „un-
verftandenen“ - zu literarifcher
Scheidemiinze herabgefunkenen -
Frau. Was fie gerade, die tiefemp-
findende Lyrikerin, hätte bieten fol-
len, muß man vermiffen. Das Weib,
welches fo reftlos hätte verftehen und
zeichnen miiffen, erhebt fich niemals
iiber das Niveau papierner, blut-
leerer Schilderung, die männlichen
Geftalten weichen in keinem Punkte
von gangbaren und abgenüßten Ro-
manklifchees ab. Diefer Berfuch der
Lnrikerin Stona, ein Vrofawerk auf
breitefter Bafis: einen Roman zu
fchaffen, ift daher als nicht vollftändig
gelungen anzufehen, Sie hat - und
dies konnte fie fchon erweifen - Ta-
lent zur Skizze, weil diefe dem lyri-
fcheu Gedichte immerhin am nächfteu
fteht. Maria Stona follte die Eren-
zen ihrer dichterifchen Veranlagung
beffer abfchätzen lernen.
Hugo Alt,

Biondetta, der verliebte
Teufel. BouEazotte. (Miin-
chen, Verlag von Hans von
Weber.)
Es war ein guter Gedanke, die-
fes franzöfifche Märchen in fpa-
nifchem Gewande neu herauszu-
geben. Jacques Eazotte war einer
der beliebteften Erzähler am Hof
Louis x'l. Seine Erzählung: 1.0
cliavle erneut-aux erfchien 1772 in
Boris und erntete bis in unfere
Zeit hinein den größten Beifall.
Sie ift liebenswürdig und geiftreich,
wißig und anmutig. Wie groß ihre
Verbreitung war, glaube ich dadurch
am beften zeigen zu können, daß
Heine in feinem Tanzpoem „Der
Doktor Fauf “, angeregt durch Eazot-
tes Märchen, aus dem Teufel des
Volksbuchs eine „Mephiftophela“
machte. Die Ausftellung des Reu-
drucks ift ebenfo originell wie ge-
fchmackvoll,
Karl Georg Wendriner.
47 5

M ufikbeigabe

Fra.. FUTURA! NFC-FULL myby-.WWW
ZetÃ¼ummerliecik
(Kober-t yuv-.crack-
Ruhig. karl k i
1*-
e . . .
. * 7' ' *4

Eee-aug. .le-z
83m1 - mann str-eu . ei, sehon mit. Wacht. _Mid onen, [Teig.] . lei.;

rr r*

Z) .re-Fu* Geburt-Fe'.
-kiano.
ouzclr-nelcxr-oik
8cdmie-g:'.l-)ueh in mei. chen k'laum, trÃ¤umt clea schon - 8ten [iin - . .tec-traum,
*) Mit freudl. Eraubnis des Verlages.

innig-
ied .n l-:u . ren Let'.- eden Mill W . ebenernstuncl tesa-wen still.
ri
ikZLZ
W1"
a
in 2u.lcun[',8- ter- nen spunn,
[too flood, zu'. una glÃ¼ck . lichst-tur_ bio-der 60U.c138 steh'. bei
auscifkxtzeotl
Linn nur dur' .07., [aÃŸ

x mix (> W
o
W
*ta

Zu unfrer Mnfikbeigabe
Karl Kämpf,
Zu den fhmpathifchften in Berlin lebenden Tonkünftlern gehört unzweifelhaft der Name Karl Kampf, deffen Name in den letzten Jahren durch eine Reihe bemerkenswerter Kompofitionen in den deutfchen Konzertfälen heimifch geworden ift. Merkwürdigerweife waren dies vor allem Orchefterwerke, die „Hiawatha-Suite“ (nach Longfellow) und die Suite „Aus baltifchen Landen“, während fonft gerade derartige Werke von jungen noch wenig bekannten Tonfegern recht fchwer Verbreitung finden. Diefe Suiten Kämpf müffen alfo Vorzüge haben. Diefe liegen unftreitig in feiner ftarken melodifchen Ader, in feinem ficheren Erfaffen der Stimmung, die er mufikalifch zum Ausdruck bringen will, in feiner trefflichen Beherrfäiung des mufikalifchen Satzes und in feinem feinen Sinn fiir Klangfchönheit und Klangreiz in der Inftrumentation. Leßtere Eigenfchaften haben auch den einfachen „zwei Melodien“ für Streichorchefter (Liebeslied und Wunderlied) Beachtung oerfchafft. In_ allerneuefter Zeit hat auch ein Kammermufikwerk Kämpfs viel Anklang gefunden, feine „Fafchingsfzenen“ für Violoncello und Klavier, während wunderbarerweife feine inhaltlich durchaus bedeutende, geiftvoll gearbeitete, durch kraftvollenergifche Tonfprache ausgezeichnete „Sonate“ für Klavier und Violine (op. 23), trotzdem fie in einem großen Leipziger Verlag (E. F. Kahnt Rachf.) erfchienen ift, in der Öffentlichkeit viel zu felten zum tönenden Leben gebracht wird.
Auf inftrumentalern Gebiet verdanken wir Kämpf noch eine „Legende“ fiir Violoncell und Klavier, für die man fich nicht recht erwärmen kann, eine Reihe von Klavierftücken, von denen ich befonders auf die „Humoresken“ aufmerkfam machen möchte, und ziemlich viele, meift höchft ftimmungsvolle und immer dem Cha: ralter des Jnftruments ungemein Rechnung tragende kleinere Stücke für Harmonium, fiir deffen Einbürgerung in der Hausmufik er fett Jahren nachdrücklich und ohne Erfolg ein: tritt.

Eine ftattliche Reihe von Vokal.-
kompofitionen zeugt davon, daß
Kampf auch auf diefem Gebiete nicht
minder glücklich wie auf dem inftru-
mentalen ift, Direktes Auffehen hat
neuerdings fein Männerchor „Wi-
kingskampf“ (bei Leuckart in Leipzig
veröffentlicht) erregt, Fiir recht
leiftungsfähige Männerchöre kommen
daneben aber auch „Morgen an der
Oftfee“. „Hochzeit“, „Schmalz, ichwaß“,
„Gebet“, „Kirfchenballade“, „Lands-
knechtslied“ fehr in Betracht; manche
harmonifche Kühnheit darin zeugt,
daß Kämpf zu den Modernen gerech-
net fein will; hat er doch auch in dem
keineswegs mufikalifcb - konfc-roativen
übrigens bald felig entfchlafenen Faf-

nerbund als Jüngling fchon eine Rolle gefpielt. Unter den von ihm zahlreich gefchaffenen Liedern für eine Singftimme mit Begleitung von Klavier oder auch Harmonium ift wenigftens ein halbes Dutzend, nachdem erftklaffige Konzertfänger und Konzertfängerinnen fich ihrer angenommen haben, in zahlreichen Exemplaren in die Dilettantenwelt gedrungen; es find dies „Todes-luft", „Morgenwanderung", „Vefpergefang", „Klagender Frühling", „Du bift doch mein", „Maienkäßchen". Diefe Lieder fehr verfchiedenartigen Stimmungsgehaltes, die auf ein reich entwickeltes Seelenleben des Komponiften durchaus fchließen laffen, geben ein ziemlich erfchöpfendes Bild von feinen kompofitorifchen Eigenfchaften, unter denen ich auch die Leidenfchaft nicht unerwähnt laffen darf.

Llnfer Leferkreis diirfte fich ohne weiteres mit dem „Wiegeulied" befreunden, deffen Abdruck der fiir den Komponiften in letzter Zeit mit befonderem Nachdruck eingetretene Verleger Otto Jonaffon-Eckermann in Berlin W. 35 liebenswiirdigerweife geftattet hat. Die einfache aber keineswegs trioiale, vielmehr forgfam geladene, warm und herzig empfundene Melodik diefes Liedes wird duräi die durchaus mit nicht überladene, fehr fein gearbeitete Klavierbegleitung aufs fchönfte und ftimmungsoollfte ergänzt.

über den Lebensweg Karl Kämpfs ift nicht gerade viel zu fagen, Er ift als Sproß einer begiiterten Berliner Kaufmannsfamilie am 31. Auguft 1874 geboren. Trotzdem er von friihefter Jugend an eine auffallende Neigung für die Mufik an den Tag legte, mußte er fich doch dem Kaufmannsftaud widmen. doch nicht lange, da fein Lehrherr, ein Fellhändler, fehr bald erkannte, daß aus dem iünftlerifch veranlagteu Jüngling nimcnermehr ein guter Kaufmann werden wiirde. Er vervollkommte nun fein Klavierfpiel bei Sally Liebling und Alfred Sormann und nahm bei Friedrich E. Koch Theorieunterricht, aber noch war er mit dem Mufikftudium nicht ganz fertig, als fein Vater ftarb und gleich darauf der

ganze Wohlftand der Familie zu-
grunde ging. Nicht gebeugt durch
diefe fchwereu Swickfalsfchläge, fuchte
Kämpf mit eiferner Energie fein Brot
durch Konzertieren zu verdienen. Er
fchien auf dem beften Wege, als
Klavieroirtuofe fein Glück zu ma-
chen. da rief ein Blutfturz dem Ein-
undzwanzigjährigen ein gebieterifches
Halt zu. Erfreulicherweife erhalte er
fich wieder, körperlich und feelifth.
wenngleich ein gewifier Schwermut
feinen damaligen Kompofitionen au-
haftete, aber auf die Virtuofenlauf-
bahn mußte er verzichten und fich
fortan befchränkeu, als Begleiter, be-
fonders an Liederabenden, zu funk-
tionieren. Zudem legte er fich auf
das körperlich nicht fo anfirengede
Harmoniumfpiel mit folchem Glück,
daß er, fo oft nur immer in einem
Berliner Konzertfaal diefes Jnftru-
ment gebraucht wird, dafiir heran-
gezogen wird. Zudem gelang es ihm,
namentlich feitdem er mit einigen
eigenen Werken vorteilhaft hervorge-
treten war, als Theorielehrer immer
mehr gefucht zu werden, fo daß er
fchon feit Jahren im Sommer feiner
großen Freude an fchöner Natur nach-
gehen und hier für neue Kompofi-
tionen Anregung finden kann. Uner-
müdliä) fchafft er und kann auch mit

feinen Erfolgen recht zufrieden fein,
wenn manche feiner Werke, viel-
leicht feine reifften, wie z. B. feine
„Meeresfoge“ für Männerchor und
Orchefter, die aus feinem urfprüng-
*1
lich nur für eine Stimme mit Or-
chefter gefehten Eyklus „Verlorene
Liebe“ entftanden ift, noch des Ber-
legers harten,
Prof, l)r. Wilh. Altmann.

Fiir den gefamien Inhalt verantwortlich: 01-. E. E. Friedegg in Schöneberg - Redaktem: der Mufikbeigabe: Alex Jadasfohn in Berlin. - Druck von Rimard Falk. Berlin W. 66, Leipzigerftr. 115/16, _

Unverlangte Mannfkri te fenden wir nicht zurück. wenn ihnen
F ni t Riickporto beiliegt. *-